Allgemeine
Deutsche Biographie.

Einunddreißigster Band.

☛ Am Schlusse dieses Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 31. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Einunddreißigster Band.

Scheller — Karl Schmidt.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1890.

Scheller: Karl Friedrich Arend S., niederdeutscher Sprachforscher, wurde am 6. November 1773 in dem braunschweigischen Flecken Hessen geboren. Als Krüppel kam er zur Welt, und da er die Mutter in der Stunde der Geburt verloren hatte, verlebte er unter der Mißachtung seines brutalen Vaters eine freudelose Jugend. Durch Privatunterricht vorbereitet, erhielt er seine weitere Ausbildung in den Jahren 1787—1793 auf der Wolfenbütteler Gelehrtenschule. Sprachkunde scheint frühzeitig zu seinen Hauptinteressen gehört zu haben, sein Fachstudium aber bildeten nach dem Abgang von der Schule die Naturwissenschaften: zuerst in der Landeshauptstadt, wo neben dem Karolinum damals auch ein anatomisch-chirurgisches Collegium bestand. In Jena, wo Hufeland sein Lehrer wurde, warf er sich mehr auf die Medicin, in der Hoffnung, es einmal zu einer akademischen Stellung zu bringen. Des menschenscheuen, eckigen und borstigen Menschen nahm sich dann, als ihm die Mittel zum Abschluß der Studien und zum Eintritt in die Universitätscarrière fehlten, zunächst Lessing's Nachfolger Langer an, der ihn (im J. 1800) speciell auf die niederdeutschen Litteraturschätze der Wolfenbütteler Bibliothek hinwies und ihm bald auch die Aussicht erweckte, im Bibliotheksfach außerhalb des Heimathländchens eine feste Stellung zu finden. Dann aber verschaffte ihm der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Möglichkeit, seine ärztlichen Studien zu vollenden, und gab ihm Hoffnung auf eine Professur in Helmstedt. Der Tod dieses Gönners und das Aufgehen des Herzogthums Braunschweig im Königreich Westfalen vernichtete alle diese Aussichten und untergrub völlig Scheller's Vermögensverhältnisse; seinem Haß gegen die Person und das Regiment des Usurpators hat er nach dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft in einer bissigen „Jeromiade“ (1814) Luft gemacht. Nachdem er kurze Zeit in seinem Heimathsorte prakticirt hatte, siedelte er 1807 nach Braunschweig über, wo eine kümmerliche Praxis Zeitlebens nicht zu seinem Unterhalte hinreichte, und man ihm, nachdem er sich verheirathet hatte, vorübergehend durch Beschäftigung von Seiten des Museums und später der Bibliothek zu Wolfenbüttel zu nothdürftigem Auskommen verhalf. Daneben scheint er sich durch Uebersetzen medicinischer Schriften des Auslandes hier und da etwas verdient zu haben. Entbehrung und Enttäuschung wichen dem armen Menschen nicht von der Seite, und nachdem die letzte Periode seines Lebens eine wahrhaft grausige Kette von Schicksalsschlägen gewesen war, machte er am 1. August 1843 in einem Fieberanfall seinem Dasein durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende.

Das Unglück, das diesen Mann buchstäblich von der Wiege bis zum Grabe begleitete und ihn frühzeitig mißtrauisch und verbittert gemacht hat, gibt uns eine Erklärung für den jeder Belehrung unzugänglichen Eigensinn, mit dem er als Schriftsteller und Gelehrter seinen Weg ging. Scheller's Thätigkeit für die Kenntniß des niederdeutschen Schriftthums und zur Ehre der „sassischen" Sprache, die allein seinen Namen weiterhin bekannt gemacht hat, füllt die Jahre 1825 bis 1829 aus. 1825 erschienen seine Ausgaben des „Laiendoctrinals" und des „Reineke Vos", 1826 die „Braunschweiger Reimchronik", 1829 das „Schichtbuch", einige davon mit wunderlich zugestutzten „sassischen" Titeln: dazwischen fällt 1826 die „Sassische Bücherkunde". Jene Ausgaben mittelniederdeutscher Denkmäler müssen durchweg als mißlungen bezeichnet werden: nicht nur weil wir für die Mehrzahl gegenwärtig mustergültigen Ersatz erhalten haben, auch zu ihrer Zeit hätten sie mit weniger Mühe leicht besser gemacht werden können. In den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" kritisirte Jacob Grimm mit einer Schärfe, die sich uns zur Erbarmungslosigkeit steigert, erst das „Laiendoctrinal", dann die „Reimchronik", schließlich die „Bücherkunde", deckte alle Fehler und Gewaltsamkeiten der Textzustutzung auf und gab den anmaßlichen Apostel des Plattdeutschen dem Gespötte preis. S. hatte sich gewiß in Sprache und Wortschatz der altniederdeutschen Litteratur nach seiner Art eingelebt, aber diese Art war eben die eines eigensinnigen Autodidakten, der von Niemand lernen will, weil er das Beste in der Kenntniß der lebenden Mundart selbst mitzubringen glaubt. Seiner eigenen Aussprache des braunschweigischen Dialekts bequemte er die Erscheinungen älterer Zeit an und durch ein schrullenhaftes orthographisches System that er der alten wie der lebenden Sprache in gleicher Weise Unrecht. Denn vielleicht noch unglücklicher wie als Herausgeber erwies sich S. mit einem Versuche, selbst als niederdeutscher Erzähler aufzutreten: die Schwänke und Anekdoten, die als „Dat sassishe Döneken-Bôk. Sammed tor tydkörtinge dorg Arend Wârmund" (Hamburg 1829) herauskamen, erregten nicht nur durch die verdrießliche Orthographie Anstoß, sondern auch noch durch allerlei andere gelehrte und ungelehrte Unarten in Syntax und Wortschatz.

Als sein eigentliches Lebenswerk betrachtete S. die „Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftdenkmälern der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" (Braunschweig 1826). Schon Jahre vorher hatte er auf ihr Erscheinen hingewiesen und sich immer wieder seiner reichen Sammlungen zahlenmäßig gerühmt. Das Werk, welches eine Aufzählung der niederdeutschen Litteratur vom Hildebrandsliede bis auf Scheller's eigene Ausgaben brachte — ursprünglich scheint es mehr als eine Litteraturgeschichte Niedersachsens geplant gewesen zu sein — bezeichnete einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Kinderling's Geschichte der niedersächsischen Sprache (1800), blieb aber weit zurück hinter dem, was wenige Jahre später Hoffmann v. Fallersleben und Mone für die nahverwandte altniederländische Litteratur geleistet haben. Immerhin, das Niedersächsische hat seit S. noch keinen Bibliographen wieder gefunden, und so muß man das Buch noch oft genug nachschlagen, an dem uns die rührende Liebe des einsamen Sonderlings zu seiner Heimathssprache ebenso fesselt, wie uns sein mißtrauisches und herrisches Wesen wieder abstößt. Die Sassen sind das „Europäische Urvolk", ihre Sprache ist das „Urdeutsch" und noch heute würdig, „die erste Sprache des Erdbodens" zu werden. In der Verkennung und Unterdrückung dieser Sprache aber spiegelt sich dem Verfasser das eigene Lebensschicksal wieder, darum liegt in der Beschäftigung mit ihr ein Trost für den Verkannten und Unterdrückten. Die alten Schreiber und Buchdrucker erregen in der gleichen Weise wie moderne Herausgeber und Grammatiker seinen Ingrimm durch ihre Unkunde jener sassischen Sprache, wie er allein sie zu verstehen glaubt. Sein

ewig reger Argwohn möchte Lug und Trug vermuthen, wo eine aus der Ueberlieferung leicht begreifliche Sprachmischung vorliegt, während er anderseits plumpe Fälschungen gläubig aufnimmt und die krassesten chronologischen Irrthümer begeht oder doch bestehen läßt, wenn sie nur zum höheren Ruhme des geliebten Sassisch beitragen. Um die Zahl seiner sassischen Bücher recht anzuschwellen, zieht er herbei, was irgend in entfernter Beziehung zur Geschichte, zu Recht und Sitte Niedersachsens steht, und verdächtigt obendrein in wahrhaft komischer Weise die hochdeutsche Ueberlieferung. Das Nibelungenlied — das übrigens an Eberhard's von Gandersheim Reimchronik eine gefährliche Concurrentin hat — ist ihm nur eine stümperhafte Umschrift aus dem „Siebenbürgisch-Sassischen", und er vermißt sich wiederholt, seine „zahllosen Dunkelheiten" zu beseitigen, indem er es „in die Ursprache zurückbringe". Hinter streng hochdeutschen Denkmälern des neunten Jahrhunderts wittert er wenigstens „sassische Köpfe", die man in Oberdeutschland „geschoren" habe, ist aber dann wieder kurzsichtig genug, das werthvollste und ehrwürdigste altniederdeutsche Denkmal, den Heliand, als niederrheinisch auszuscheiden. Der Werth des Buches wächst jedoch in den späteren Partien, und der Geschichtschreiber der niederdeutschen Litteratur wird dem Manne, dessen Unglück fast merkwürdiger ist als seine wissenschaftliche Arbeit, den Zoll der Dankbarkeit nicht versagen.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 21. Jahrgang. 1843 (Weimar 1845). S. 708—712. — Die Recensionen Jacob Grimm's stehen jetzt auch in seinen Kleinen Schriften Bd. IV, S. 290, 385, 412.

Edward Schröder.

Schellhorn: Andreas S., katholischer Theologe, geboren zu Stadt Volkach im Würzburgischen am 12. April 1761, † zu Höchstadt a. d. Aisch im J. 1819. Nach im Seminar zu Würzburg erhaltener Ausbildung wurde er 1785 Priester, daselbst 1791 Gymnasialprofessor, 1800 Pfarrer zu Höchstadt und 1804 auch Schulinspector. Außer mehreren Gelegenheitsschriften veröffentlichte er „Leitfaden zur Verwaltung des Pfarramts in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreich Baiern" u. s. w. Erlangen 1811, 2. Aufl. in 2 Thln. 1813, 2 Nachträge 1815.

Felder (=Waitzenegger), Gel.-Lex. II, 275 f.

v. Schulte.

Schelling: Dorothea Caroline Albertine S., Tochter des berühmten Orientalisten Johann David Michaelis, wurde am 2. September 1763 zu Göttingen geboren. Ungewöhnlich begabt, geistreich, von lebhafter Phantasie und warmer Empfindung, eignete sie sich eine vielseitige, nichts weniger als oberflächliche Bildung an und gewöhnte sich schon im Hause ihres Vaters an den Verkehr mit wissenschaftlich hervorragenden Männern der verschiedensten Art. Am 15. Juni 1784 verheirathete sie sich mit einem Jugendfreunde, dem Bergmedicus Dr. Johann Franz Wilhelm Böhmer zu Clausthal im Harz, dem Sohne des Göttinger Professors und geheimen Justizrathes G. L. Böhmer. Nach kurzer, glücklicher Ehe starb ihr Gatte schon am 4. Februar 1788. Zwei ihrer Kinder folgten ihm bald im Tode; nur eine Tochter, Auguste, am 28. April 1785 geboren, blieb ihr. Von Clausthal kehrte Caroline im Herbst 1788 ins Elternhaus nach Göttingen zurück, wo sie unter anderm in freundschaftliche Beziehungen zu Bürger und dessen Schüler August Wilhelm Schlegel trat; dann lebte sie vom Sommer 1789 bis zum Herbst 1791 in Marburg bei ihrem Bruder Fritz, der daselbst als Professor der Medicin wirkte, und suchte erst nach dem Tode ihres Vaters (22. August 1791) für die Wintermonate Göttingen wieder auf. Fleißig verkehrte sie wieder mit Bürger, dessen persönliche Schicksale und künstlerische Bestrebungen ihre volle Theilnahme gewannen; mit Schlegel führte

sie einen regen Briefwechsel und behielt so, wenn auch ihr gegenseitiges Verhältniß mehrmals gestört, ja zeitweise heftig erschüttert wurde, einen nachhaltigen, bedeutenden Einfluß auf seinen Geist und Charakter. Dagegen zog sie sich vor der Bewerbung eines anderen Freundes, des späteren Generalsuperintendenten Löffler in Gotha, zwar ohne verletzende Schroffheit, doch entschieden zurück. Zu Anfang des März 1792 ging sie nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin Therese Heyne, seit 1785 mit Georg Forster verheirathet, sie freundlich aufnahm. Anfangs lebte sie hier ganz eingezogen, bis die Einnahme der Stadt durch Custine (im October 1792) auch ihre republikanische Begeisterung anfachte. Mit Forster schloß sie sich den Clubbisten an, die sich für die Grundsätze der französischen Revolution in Mainz erhoben. Ohne gerade das Volk aufzuwiegeln oder zur politischen Proselytenmacherin zu werden, äußerte und benahm sie sich in der kritischen Zeit doch mannichfach unvorsichtig. In diesen aufregenden Tagen löste sich überdies ihr Verhältniß zu dem hannöverischen Prinzenerzieher Tatter, den sie innig geliebt hatte, jetzt aber unmännlich und ängstlich ihr ausweichen sah. Um diese Hoffnung betrogen, warf sie sich einem galanten Franzosen in die Arme. Der flüchtigen Verbindung entsprang ein Knabe, der aber nur wenige Jahre alt wurde. Besonders nahm sie sich in Mainz Forster's, als diesen seine Gattin (im December 1792) verließ, mit schwesterlicher Freundschaft an. Dies und der Umstand, daß ihr Schwager, der frühere Wormser Professor Georg Böhmer, von dem sie jedoch wenig wissen wollte, bei Custine als Secretär diente, machte sie verdächtig, und so wurde sie, als sie zu Ende März 1793 nach Forster's Abreise Mainz verließ, um zu Gotter und dessen Frau, ihrer besten Freundin, nach Gotha zu gehen, von den deutschen Truppen, welche Mainz belagerten, gefangen genommen, und mehrere Wochen zu Königstein im Taunus in strenger Haft, dann milder in dem nahen Städtchen Kronberg festgehalten. Endlich erwirkte, nachdem von allen Seiten Verwandte und Freunde sich für sie bemüht hatten, ihr jüngster Bruder Philipp (später Arzt in Harburg) im Juli 1793 von Friedrich Wilhelm II. ihre Befreiung. Und Schlegel eilte von Amsterdam herbei und geleitete die vielfach verdächtigte und gekränkte Frau nach Leipzig, wo sie zunächst bei dem Buchhändler Göschen, dann in der Nachbarschaft einen Zufluchtsort und an Schlegel's jüngerem Bruder Friedrich einen begeisterten Freund fand. Im Februar darauf folgte sie der Einladung Gotter's und siedelte nach Gotha über; aber auch hier sah sie sich fast von allen gemieden, selbst von denen, die ihr früher mit am nächsten gestanden waren. Im Sommer besuchte sie ihr elterliches Haus in Göttingen, wurde aber bald durch ein Rescript des hannöver'schen Universitätscuratoriums vom 16. August 1794 aus dieser Stadt ausgewiesen. Auch in Dresden, wohin sie im Herbst überzusiedeln gedachte, wurde ihr der Aufenthalt nicht gestattet. Schon überlegte sie ernstlich, ob sie nicht nach Holland oder gar nach Amerika mit August Wilhelm Schlegel auswandern sollte; der Plan, sich sobald als möglich mit einander zu verbinden, stand bei beiden nunmehr fest. Vorerst aber ging Caroline im April 1795 von Gotha nach Braunschweig, wo jetzt ihre Mutter sich niedergelassen hatte. Dorthin kam im Sommer Schlegel von Amsterdam zurück; dort feierte er alsbald, nachdem er die Vorurtheile seiner Mutter und seiner Geschwister gegen Caroline überwunden hatte, seine Verlobung mit ihr. Am 1. Juli 1796 fand die Hochzeit statt; darnach reisten die beiden sogleich nach Jena ab, das Schlegel, vor allem durch Schiller's und Goethe's Nähe angelockt, zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Im innigen Verkehr mit diesen Freunden, zu denen sich bald mehrere andere gesellten, und in eifrigster litterarischer Arbeit, bei der Caroline ihren Gatten erfolgreich unterstützte, vergingen die nächsten Jahre. Kleinere Reisen führten Caroline öfters nach Weimar, ferner im Frühling 1797 und im Sommer

1798 nach Leipzig und Dresden, im Mai 1800 nach Bamberg. Von da begab sie sich im Juni nach dem Bade Bocklet, um ihre durch ein lang andauerndes Nervenfieber geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Hier starb am 12. August 1800 ihre ungewöhnlich begabte und überaus frühzeitig geistig entwickelte Tochter Auguste, nach ihrem eigenen Bekenntniß das Theuerste, was sie auf Erden hatte, an der Ruhr. Der unerwartete Verlust drückte Caroline tief darnieder. Körperliche Krankheit kam dazu, von der sie sich während des folgenden Herbstes und Winters zu Bamberg, dann zu Braunschweig (vom October bis zum März), schließlich zu Harburg (im April) nur langsam erholte. Aber auf das innigste befestigte der Tod Augustens die Freundschaft Carolinens mit Schelling, für den in Carolinens eigenem Herzen doch längst eine leidenschaftliche Neigung entbrannt war. Für ihn war die Verstorbene zur Braut bestimmt gewesen; ihn nahm die Mutter nunmehr in ihrer Seele als den Bruder ihres Kindes an. Und Schelling stand ihr seit ihrer Rückkehr nach Jena (23. April 1801) mit der treuesten und liebevollsten Sorgfalt bei, als Vertrauter, Berather, Vermittler und Helfer in allen Angelegenheiten, die sie und ihren Gatten betrafen. Denn Schlegel selbst, im August 1798 zum außerordentlichen Professor in Jena ernannt, hatte seit dem Winter 1800/1 seinem Katheder daselbst Valet gesagt und weilte meistens ferne von Caroline in Berlin, wo er öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Kunst hielt. Mit seinem Bruder Friedrich aber, der noch in Jena wohnte, und besonders mit dessen Freundin und späterer Gattin Dorothea Veit hatte Caroline sich so gründlich überworfen, daß sie sich gegenseitig auf den nothdürftigsten, kühlsten Verkehr beschränkten. Auch ihr Verhältniß zu Schiller war längst, nicht ohne Friedrich's Schuld, getrübt worden; nur die alten Beziehungen zu Goethe blieben unverletzt. Aber auch Schlegel's lange Entfernung entfremdete die beiden Gatten mehr und mehr von einander. Schlegel's Briefe wurden immer kälter, geschäftsmäßiger, sein ganzes Benehmen rücksichtsloser; daß Carolinens Liebe zu ihm nach und nach erlosch, war in der Hauptsache seine Schuld. Im Frühling 1802 besuchte sie ihn zu Berlin. Damals kam es zwischen ihnen zum Entschluß der Ehescheidung; äußere Umstände verzögerten dieselbe noch ein volles Jahr: erst am 17. Mai 1803 wurde sie gerichtlich vollzogen. Caroline trennte sich von Schlegel mit der dauernden Empfindung dankbarer Freundschaft und herzlicher Achtung; aber im Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit fühlte sie sich endlich nach so vielen Aufregungen und Leiden ruhig und „fast glücklich". Einige Tage darnach reiste sie mit Schelling über Bamberg und Würzburg nach Murrhardt in Württemberg, wo Schelling's Vater am 26. Juni die beiden traute. Mehrere Wochen später setzten sie ihre Fahrt über Stuttgart, Tübingen, Ulm und Augsburg nach München fort. Dort ernannte im September die bairische Regierung Schelling zum Professor an der neugewonnenen Universität Würzburg. Die geplante Reise nach Italien unterblieb nun vorläufig; statt dessen zog das Paar über Regensburg, Nürnberg und Bamberg alsbald in die neue Heimath. Doch war auch hier ihres Bleibens nicht lange. Als im Preßburger Frieden zu Weihnachten 1805 Baiern Würzburg an den Großherzog von Toscana abtrat, gab Schelling seine dortige Stellung auf und ging im April 1806 nach München, wo er Mitglied der Akademie und 1808 Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste wurde. Caroline folgte ihm schon gegen Ende Mai 1806. Im August 1809 unternahm sie mit ihrem Gatten eine Reise zu seinen Eltern in Maulbronn, wurde dort von einem mit Ruhr verbundenen epidemischen Nervenfieber ergriffen und starb daran nach dreitägiger Krankheit am 7. September 1809. Ein Meisterstück der Geister nannte sie Schelling einige Monate nach ihrem Tode in einem Briefe an ihren jüngsten Bruder, ein seltenes Weib von männlicher Seelengröße,

von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. „Sie war ein eigenes, einziges Wesen; man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkte zu treffen, behielt sie bis ans Ende.“ Aehnliche Worte bewundernder Verehrung haben verschiedene hervorragende Zeitgenossen von ihr geäußert. August Wilhelm Schlegel aber gab ihr noch 1828 das Zeugniß, daß sie alle Talente besessen habe, um als Schriftstellerin zu glänzen, ohne daß jedoch ihr Ehrgeiz darauf gerichtet gewesen wäre. Meistens begnügte sie sich, im Stillen an den Aufsätzen und Recensionen Schlegel's mitzuarbeiten, für ihn fremde Bücher zu lesen, einzelne Abschnitte seiner Essays zu entwerfen und diese Entwürfe hie und da schon mit Worten auszuführen, die keiner Veränderung oder Verbesserung durch den Gatten mehr bedurften. So hatte sie namentlich an dem Aufsatz über Shakespeare's „Romeo und Julia“ (1797), an der Beurtheilung einiger Schauspiele und Romane von Iffland, J. Schulz, Lafontaine (1798) und an dem Gespräch „Die Gemälde“ (1798) wesentlichen Antheil; sie vor allem spornte Schlegel zur Uebersetzung der Dramen Shakespeare's wieder und wieder an; „Romeo und Julia“, „Was ihr wollt“ und namentlich die in den ersten Jahren ihrer Ehe ausgearbeiteten Verdeutschungen Shakespeare's gingen erst durch ihre Hand, bevor sie in die Druckerei kamen. Selbständig verfaßte sie einige Recensionen belletristischer Werke, die in der Jenaer Litteraturzeitung, im „Athenäum“, in Becker's „Erholungen“ und ähnlichen Zeitschriften jener Jahre gedruckt wurden. Auch ein vereinzeltes „Fragment“ steuerte sie zum „Athenäum“ bei. Nach einem Brief ihres Bräutigams Schlegel an Schiller hatte sie um 1796 auch eine Erzählung geschrieben; erhalten ist neben litterarischen Scherzen und anderen Kleinigkeiten nur der fragmentarische Entwurf eines Romans, der die seelische Entwicklung eines in gewissen Punkten ihr ähnlichen Weibes darstellen sollte. 1801 verdeutschte sie ein französisches Singspiel „Philippe et Georgette“ in freier Weise, später übersetzte sie einige Sonette Petrarca's; doch wurde von dem allen fast nichts gedruckt. Die Vermuthung, daß der Schelling zugeschriebene Roman „Nachtwachen von Bonaventura“ von ihr herrühre, hat sich durch nichts bestätigt. Augenscheinlich gleichfalls nicht von ihr stammt der von Meusel, Goedeke und andern ihr zugeschriebene Roman „Die Höhle des Todes. Aus dem Französischen von Friederike Caroline Schlegel. Leipzig 1800 bei Wilhelm Rein“, eine abgeschmackte Ritter- und Gespenstergeschichte vom gewöhnlichsten Schlage, mit deren Inhalt und Ausdrucksweise die (überdies nicht Friederike heißende) Gattin August Wilhelm Schlegel's kaum etwas zu thun hatte. Ihr schriftstellerisches Talent bewies die letztere am meisten in ihren anmuthig plaudernden, von Verstand, Phantasie, wahrem Kunstsinn und poetischem Geist durchdrungenen, mit Neckerei und feiner Bosheit gewürzten Briefen, den schönsten Frauenbriefen aus der Glanzperiode unserer neueren Litteratur.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. 2 Bände. Leipzig 1871. — Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig 1882. — R. Haym in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 28, S. 451—506.

Franz Muncker.

Schelling: Friedrich Wilhelm Joseph S., der Philosoph der deutschen Romantik, ist der Sohn eines württembergischen Landgeistlichen, welcher im Gebiete der morgenländischen Sprachen bewandert war und auch als theologischer Schriftsteller sich bekannt machte. Er kam im Städtchen Leonberg am 27. Januar 1775 zur Welt. Die Vorbereitung auf einen gelehrten Beruf lag

dem Knaben umso näher, als sein Vater schon im J. 1777 Prediger und Professor in Bebenhausen wurde, einer Vorbereitungsanstalt für das Tübinger Stift. Die geistige Begabung des jungen S. entwickelte sich ungewöhnlich früh. Allen Mitschülern an Kenntnissen und Fertigkeiten ebenso weit voraus, als er an Jahren hinter ihnen zurückstand, kam er bereits im 16. Lebensjahre in jene berühmte Pflanzstätte theologischer Gelehrsamkeit, wo er Hegel und Hölderlin, beide im J. 1770 geboren, als ältere Zöglinge vorfand und mit beiden rasch vertraute Jugendfreundschaft schloß. Nicht leicht wird man aufnehmende und gestaltende Thätigkeit in einem jungen Manne so nahe beisammen finden als bei S.; mit wunderbarer Feinfühligkeit spürt er aus allem Wissensstoff, welcher an ihn herangebracht wird, den Punkt heraus, an welchem das Leben pulsirt: in der Philosophie die Umbildung, welche eben jetzt der Kantianismus durch Fichte's Wissenschaftslehre erfuhr; in der Theologie die Umwälzung, welche die consequente Anwendung der historischen Methode in der Erklärung der Glaubensurkunden hervorbringen mußte.

Wir haben aus diesen Lehrjahren Schelling's im Stifte der Tübinger Universität bereits eine Reihe von Abhandlungen, welche freilich keine Entdeckungen enthalten, aber S. in der engsten Fühlung mit den bahnbrechenden Tendenzen der theologischen und philosophischen Wissenschaft zeigen. (Sämmtl. W. Abth. I, Bd. 1.) Die älteste ist die lateinisch geschriebene Dissertation „Antiquissimi de prima malorum origine philosophematis explicandi tentamen criticum“, womit er am 26. September 1792 den Magistergrad der Philosophie erwirbt. Sie behandelt das 3. Capitel der Genesis und nimmt, in der Weise des Kant'schen Rationalismus, aber sichtlich beeinflußt durch die poetische Auffassung Herder's, die Erzählung vom Sündenfall als dichterischen Ausdruck des ältesten Philosophems der Menschheit über den Ursprung der Uebel. Der Grundgedanke dieser Schrift erscheint in erweiterter Anwendung in der Abhandlung „Ueber Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt“, welche im J. 1793 im V. Stück der Memorabilien von Paulus erschien. Das große Problem des Mythus, der Mythenerklärung und der mythologischen Weltanschauung beschäftigt den eben der Lehre entwachsenen Jüngling: es bleibt das Gefäß, in welchem der gereifte Mann an der Schwelle des Greisenalters seine letzten, einsamsten Gedanken der Nachwelt zu überliefern sucht. So wahr ist im Leben Schelling's was oft ausgesprochen worden ist: daß dem kräftigen Jugendalter die Erzeugung der Ideen zukomme, dem Manne die Ausführung. Auch das andere Grundthema der Philosophie Schelling's klingt in diesen schöpferischen Jugendjahren bereits an, noch gebannt durch den übermächtigen Einfluß Fichte's, aber doch vernehmlich: Fortbildung der Kantischen Philosophie. Und das Wort des Räthsels, über welches er später Decennien hindurch sann und dessen Aussprechen Deutschland mit schließlich erlahmender Geduld erwartete, war nichts anderes als Ergänzung alles Kriticismus und Logicismus durch eine positive Philosophie, eine Philosophie der höchsten Realität. Zwar die erste philosophische Schrift, welche S. veröffentlichte: „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt“ (1795) ist kaum mehr als eine freie Rhapsodie über den Grundgedanken der Fichte'schen Wissenschaftslehre; aber schon die nächstfolgende Arbeit: „Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen“ (1795) nimmt mit erstaunlicher Kühnheit einen Hauptgedanken der späteren Entwicklung Fichte's hinweg. Indem S. den Satz: „Das Ich ist das Absolute“ auch umkehrt und das Absolute Ich nennt, sprach er aus, was damals in Fichte bereits gährte und was dieser selbst anerkannte, als er in einem Briefe an Reinhold (Juli 1795) die Schrift einen Commentar seiner Philosophie nennt und besonders ihr Hinsehen auf Spinoza rühmt, aus dessen System das

seinige am sichersten erläutert werden könne. Wie das zu verstehen ist, sieht man aus Schelling's gleichzeitiger Bewunderung für Spinoza, als den vollendetsten, großartigsten Geist, „dem man nur hätte beweisen sollen, daß die unbedingte, unwandelbare Urform alles Seins, die er wollte, nur in einem Ich gedenkbar sei". Der Spinozismus, zurückgeführt auf die Fichte'sche Philosophie, und zur Fortbildung Kant's verwendet, bildet auch das eigentliche Thema der ebenfalls im J. 1795 verfaßten „Briefe über Dogmatismus und Kriticismus"; zuerst ohne Namen in Niethammer's philosophischem Journal veröffentlicht. Die ausgesprochene Wendung zu den ethischen Problemen am Schlusse der Briefe bildet den Uebergang zu der unmittelbar anschließenden Arbeit Schelling's, welche aus dem Gedanken entsteht, das Princip Fichte's auch der Darstellung der praktischen Philosophie zu Grunde zu legen. Noch waren in den von Fichte bis dahin veröffentlichten Darstellungen der Wissenschaftslehre erst einzelne Winke nach dieser Richtung gegeben worden, da lag bereits bei der Redaction von Niethammer's philosophischem Journal Schelling's Abhandlung: „Neue Deduction des Naturrechts". Nur infolge des verzögerten Abdruckes in der Zeitschrift kam Fichte's „Grundlage des Naturrechtes nach Principien der Wissenschaftslehre" gleichzeitig zur Ausgabe (1796). Die hastig hingeworfene, unfertige Arbeit Schelling's, welche dieser in späteren Jahren selbst zu ignoriren liebte, wurde dadurch zwar in den Hintergrund gedrängt; aber es blieb S. der Ruhm, mit welchem ihn damals Hölderlin, von Jena zurückkommend, begrüßte: in der Philosophie ebensoweit zu sein als Fichte.

Den Uebergang von der Hochschule ins Leben vermittelt bei S. wie bei so vielen bedeutenden aber aus engen Verhältnissen stammenden Männern jener Zeit die Stellung des Hofmeisters. Als Mentor und Reisebegleiter zweier Barone v. Riedesel gelangt S. im Frühjahr 1796 nach längerer Reise über Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Gotha, Weimar, Jena nach Leipzig, wo er bis in den August 1798 in gleicher Stellung verblieb. Dieser Aufenthalt zu Leipzig wurde für Schelling's innere Entwicklung höchst bedeutungsvoll. Es sind Jahre intensivster geistiger Arbeit, der eifrigsten receptiven wie productiven Thätigkeit. Zunächst entstand im Auftrage des Philosophischen Journals eine „Allgemeine Uebersicht der neuesten philosophischen Litteratur", kritische Aufsätze, welche eben dort in den Jahren 1797 und 1798 erschienen, und später von S. unter dem Titel: „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre" wieder abgedruckt (S. W. I, 1). Sie enthalten eine mit hinreißender Begeisterung für Fichte, mit verletzender Derbheit gegen alle Widersacher, geschriebene Apologie der Fichte'schen Philosophie, welche dessen Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte und ihn zum eifrigen Fürsprecher von Schelling's späterer Berufung nach Jena machte. Während aber S. noch ganz und gar als der hingegebene Prophet der „Wissenschaftslehre" erscheint, bereitet sich in ihm schon jene Wendung vor, welche später zum völligen Zerwürfniß mit Fichte führen sollte. Während des Aufenthaltes zu Leipzig tritt in den Gesichtskreis Schelling's eine Macht ein, von welcher Fichte nie berührt worden ist: die Naturwissenschaft, eben damals durch eine Reihe glücklicher Entdeckungen in die lebhafteste Bewegung versetzt, und selbst von dem eifrigen Streben erfüllt, in der Mannichfaltigkeit der einzelnen Naturkräfte die innere Einheit zu begreifen. Mit dem gleichen Enthusiasmus, mit welchem S. die Wissenschaftslehre ergriffen hatte, stürzte er sich auf die neuen Offenbarungen, die seiner bisherigen, ausschließlich theologischen und humanistischen Bildung von dieser Seite kamen und hier wie dort gewinnt das kaum Aufgenommene in seinem Geiste alsbald eine bestimmte litterarische Gestalt, in welcher Angeeignetes und Selbständiges kaum zu scheiden ist. Um Ostern 1797 erschien „Ideen zur Philosophie der Natur";

ein Jahr später die Schrift „Von der Weltseele“ (S. W. I, 2). Sie bezeichnen den ersten Durchbruch der neuen Richtung, die Erweiterung der Wissenschaftslehre zur speculativen Naturlehre. Hatte S. durch seine früheren Arbeiten Fichte gewonnen, so fesseln diese die Aufmerksamkeit Goethe's. Im Mai 1798 macht S. dessen persönliche Bekanntschaft und unter Goethe's Mitwirkung kam im Juli 1798 seine Berufung nach Jena zu Stande. Freilich nur als Extraordinarius und vorläufig ohne Gehalt; aber es war doch eine Stellung, welche den Vierundzwanzigjährigen aus den Fesseln des Hofmeisterthums befreite und als wirkende Kraft an einen der Mittelpunkte des geistigen Lebens in Deutschland brachte. Von allen Seiten strömen ihm jetzt die befruchtendsten Eindrücke zu. In den Herbstmonaten zwischen seiner Berufung und dem Antritte des Jenenser Lehramtes weilt S. zu Dresden und dieser Aufenthalt wird für seine Entwicklung kaum minder bedeutend als der Leipziger. Wie dort die Naturwissenschaft, so erschließt sich seinem Blicke hier die Welt des Schönen und der Kunst im Anschauen der Meisterwerke der Dresdener Sammlungen und im persönlichen Verkehre mit den Häuptern der eben selbständig hervortretenden romantischen Schule, den Brüdern Schlegel, Hardenberg, Gries. Der Enthusiasmus für Fichte und Goethe bildet das natürliche Band der Vereinigung. Hier wird der Grund gelegt zu der späteren Umbildung des Idealismus der Wissenschaftslehre und der Naturphilosophie zum ästhetischen Idealismus.

Am 5. October 1798 kam S. nach Jena, begrüßt von den größten Erwartungen, die ihn in eine gefährliche Ueberspannung seiner Kräfte hineintrieben. Nicht um des Schulbetriebes philosophischer Disciplinen willen, sondern als der Verkünder eines neuen philosophischen Evangeliums schien er gekommen zu sein. Sein Auftreten that nichts, um diese Erwartungen bescheidener zu stimmen; im Gegentheil. S. war durch seine bisherigen Erfolge verwöhnt; er liebte es, sich geräuschvoll einzuführen, und bis in seine spätesten Jahre pflegte er, von sich selbst sprechend, den Mund gehörig voll zu nehmen. Aber auch für ihn war die Aufgabe eine sehr schwierige. An einzelnen Punkten hatte er bisher durch glückliche Gedanken, welche er der im vollsten Flusse befindlichen Entwicklung der deutschen Philosophie abgelauscht zu haben schien, in die Wissenschaft eingegriffen; jetzt galt es, diese selbst in systematischem Zusammenhange vorzutragen. Ein System, das noch gar nicht existirte, außer in einigen flüchtig hingeworfenen Grundgedanken, und zu dessen Ausführung eine schier unübersehbare Menge positiven Stoffes gehörte. Er macht sich mit Feuereifer ans Werk. Akademische und litterarische Thätigkeit fördern und bedingen sich gegenseitig. Hauptthema ist zunächst die Darstellung der Naturphilosophie. Aus den beiden ersten Jenenser Semestern stammen „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ und die (spätere) „Einleitung zum Entwurf“ (S. W. I, 3). Gleichzeitig gründet S. die „Zeitschrift für speculative Physik“, deren wichtigster Mitarbeiter wiederum er selber war, da ja die neue Naturphilosophie, deren Organ sie sein sollte, wesentlich nur in seinem Kopfe existirte. Rasch erweitern sich ihm die Aufgaben, was wol auch damit zusammenhängt, daß er schon seit April 1799 Fichte nicht mehr an der Seite hatte und somit der Standpunkt der neuen Transcendentalphilosophie von ihm allein zu vertreten war. Aus dieser Situation erwächst die Schrift: „System des transcendentalen Idealismus“ (1800, S. W. I, 3), eine erneute Darstellung der Fichte'schen Wissenschaftslehre und Schelling's eigener Arbeiten über dieselbe, aber unter bestimmtem Hinblick auf die mittlerweile entstandene Naturphilosophie, als deren nothwendiges Gegenstück sich die Schrift gibt. Beide Wissenschaften werden gefordert, um den Parallelismus der Natur mit dem Intelligenten vollständig darzustellen. Das Objective zum Ersten zu machen und das Subjective daraus abzuleiten, ist Aufgabe

der Naturwissenschaft; und die vollendete Theorie der Natur würde diejenige sein, kraft welcher die ganze Natur sich in eine Intelligenz auflöste. Vom Subjectiven, als vom Ersten und Absoluten auszugehen und das Objective aus ihm entstehen zu lassen, die Welt als fortgehende Geschichte des Selbstbewußtseins zu begreifen, ist Aufgabe der Transcendentalphilosophie. Aber zugleich tritt hier noch ein neuer Gesichtspunkt hinzu: die Bedeutung des Schönen und der Kunst. Schiller hatte ihre Mitwirkung bei der Ethisirung des Menschen und sie selbst als Mittlerin zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen dargestellt; Fichte den gleichen Gedanken in seine Sittenlehre aufgenommen. S. proclamirt sie als das Organon und Document der Philosophie, als den Schlüssel zum Allerheiligsten, weil sie jenen geheimnißvollen Einheitspunkt des Subjectiven und Objectiven, worin Naturphilosophie und Transcendentalphilosophie aneinandergrenzen, in unmittelbarer Anschauung aufzeige. In den mannichfaltigsten Wendungen werden verwandte Gedanken von dem ganzen Kreise ausgesprochen, in dem S. heimisch war, von Fr. Schlegel, von Hölderlin, von Hardenberg: es ist unmöglich in diesem intimen geistigen Wechselleben über Nehmen und Geben genau Buch zu führen.

Bald entwickelten sich von da aus Schelling's Anschauungen noch weiter. Wie schon bei Fichte selbst, so drängt sich auch bei ihm, nur noch viel entschiedener, der spinozistische Gedanke in den Vordergrund. Jene Einheit des Idealen und Realen, welche nur in gehobenen Momenten durch die intellectuale Anschauung direct faßbar und von der Kunst im Bilde dargestellt wird, soll sie wirklich nur Grenzpunkt und Durchgangsmoment sein? Ist sie nicht vielmehr das Allerrealste, der substantielle Grund, aus welchem Natur- wie Geisteswelt stammen? Muß sie nicht selbst philosophisch begriffen und construirt werden können? Vom Selbstbewußtsein ausgehend hatte Fichte das Ich zum All und dieses zum Product des Ich gemacht. Darum muß, so hatte Schelling's Naturphilosophie den gleichen Gedanken gewendet, in der ganzen Natur das Ich aufgezeigt werden können. Wenn aber Ich und Natur sich gegenseitig bedingen und voraussetzen, so müssen beide aus einem tieferen, gemeinschaftlichen Grunde stammen, der weder Ich noch Natur ist, sondern die ungeschiedene Einheit beider darstellt: so beginnt S. nach dem Jahre 1800 hinzuzusetzen. Die Schriften, in denen dieser neue Gesichtspunkt zuerst hervortritt, sind die „Darstellung meines Systems der Philosophie", welche Ende des Jahres 1801 in der Zeitschrift für speculative Physik erschien, nachdem bereits die Vorlesungen im Sommer 1801 auf sie hingewiesen hatten, und das Gespräch „Bruno" aus dem Jahre 1802, welchem die Auszüge Jacobi's aus Giordano Bruno im Anhang zu den Briefen über die Lehre des Spinoza zu Grunde liegen (S. W. I, 4). Daß S. in der Vorerinnerung zu der ersteren Schrift nachdrücklichst hervorhebt, das System, welches hier zuerst in ganz eigenthümlicher Gestalt erscheine, sei dasselbe, welches er schon immer vor Augen gehabt und woran er sich, für sich selbst, in der Transcendental- wie in der Naturphilosophie beständig orientirt habe, ist sehr begreiflich; kann uns aber über den wahren Sachverhalt umsoweniger täuschen, als spätere briefliche Aeußerungen Schelling's ausdrücklich und offenherzig den Zeitpunkt dieser Schrift als denjenigen angeben, in welchem ihm das Licht in der Philosophie aufgegangen sei. Der Standpunkt der Indifferenz des Subjectiven und Objectiven, in welchem S. sich nun zu befinden erklärt, von welchem aus Natur- und Transcendentalphilosophie als entgegengesetzte Pole erscheinen, wird auch als der Standpunkt der absoluten Identität und damit diese Phase des Schelling'schen Philosophirens als das „Identitätssystem" bezeichnet. Aber auch diese Darstellung ist kein System, sondern nur der Torso eines solchen; bei dem Uebergang von der organischen Welt in die Welt des Geistes bricht sie ab,

und Niemand wird die flüchtige Wendung, welche das Gespräch „Bruno" am Schlusse nach dieser Richtung hin nimmt, als eine Ausführung des hier nur Angekündigten nehmen wollen. Am deutlichsten aber erkennt man die eingetretene Veränderung des Standpunktes an der nun fühlbar werdenden Entfremdung zwischen S. und Fichte, welcher noch für das System des transcendentalen Idealismus warme Anerkennung gehabt hatte, aber mit dem Identitätssystem sich nicht mehr zu befreunden vermochte. Der Briefwechsel beider Männer in der letzten Hälfte des Jahres 1801 endet mit der gegenseitigen Versicherung, daß keiner den anderen je verstanden habe. Der innere Bruch ist damit entschieden; der öffentliche wird aus Rücksicht auf die nachtheiligen Wirkungen solchen Scandals einstweilen noch verschoben. Der Dialog „Bruno" empfängt durch diese Vorgänge eine interessante Beleuchtung; Fichte ist in demselben durch die Person des Lucian repräsentirt und wird im Dialoge zur Anerkennung einer über ihn hinausgehenden Philosophie gebracht, was der wirkliche Fichte eben auf das nachdrücklichste abgelehnt hatte.

Während S. so dem Gestirne den Rücken kehrte, welches in seine eigene Entwicklung am hellsten hereingeleuchtet hatte, trat in seinen Gesichtskreis der Mann, welcher das Verhängniß seines eigenen Lebens zu werden bestimmt war: sein Landsmann und Studiengenosse Hegel. Dieser, um fünf Jahre älter als S., hatte sich im J. 1801 in Jena als Docent habilitirt. Wie einst S. neben Fichte, so erscheint jetzt Hegel neben S. als hochbegabter Anhänger und Commentator. Wie Schelling's erste Schriften der „Wissenschaftslehre" zu einem Ausdruck von so glücklicher Klarheit verholfen hatten, wie sie Fichte selbst nie vergönnt gewesen, so spricht die erste Arbeit, mit welcher Hegel vor einem größeren Publicum auftrat: „Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie" (Juli 1801) den Unterschied beider mit einer Entschiedenheit aus, wie es S., absichtlich oder unabsichtlich, niemals noch gethan hatte. Erst nach dem Erscheinen dieser Schrift beginnt S. gegen Fichte den Ton ausgesprochener Selbständigkeit anzuschlagen. Hand und Gedanken des neuen, in diesem kritischen Moment der Kriegserklärung gegen Fichte doppelt werthvollen Bundesgenossen ergriff S. mit Eifer; schon im „Bruno" finden sich Spuren eifriger Benützung der frühesten, lateinisch geschriebenen Abhandlungen Hegel's. Mit Hegel gemeinsam gründet er im J. 1802 ein „Kritisches Journal der Philosophie", worin beide Herausgeber ihre Arbeiten ohne Namensunterschrift gaben und somit öffentlich von der vollständigen Geistesgemeinschaft Zeugniß ablegten. Indessen ist das „Kritische Journal" vorzugsweise das Werk Hegel's geworden, während sich Schelling's Thätigkeit nach wie vor auf die Ausgestaltung der Naturphilosophie in der Zeitschrift für speculative Physik concentrirte. Dort erschienen im J. 1802 „Fernere Darstellungen aus dem System der Philosophie" (S. W. I, 4) — eine weitere Ausführung der Metaphysik des Identitätssystems; im „Kritischen Journal" ein Artikel „Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt". Beide Arbeiten zeigen einen fühlbaren Einfluß der strengeren Methodik Hegel's auf S. so sehr, daß über die Autorschaft der letztgenannten Abhandlung zwischen Schellingianern und Hegelianern ein langwieriger Streit entstehen konnte, in welchem sich die letzteren mit ebensoviel Recht auf die Form, als jene auf den Inhalt zu berufen vermochten.

Aus den Vorlesungen des Sommers 1802 ging die Schrift „Ueber die Methode des akademischen Studiums" (1803, S. W. I, 5) hervor — eine Arbeit, welche classischen Werth beanspruchen darf. In künstlerisch gerundeter Form verkündet S. hier zum ersten Male seine Weltanschauung als Ganzes, Reales und Ideales, Natur und Geschichte, gleichmäßig umfassend. Die Philo-

sophie erscheint als der einheitliche Mittelpunkt alles Wissens; die einzelnen Facultätswissenschaften erhalten durch die Beziehung auf ihn die Ablösung vom handwerklichen Treiben und die Wechselwirkung mit der Idee des Wissens als Totalität. Eine tiefsinnige Construction der Welt und die würdigste Auffassung des akademischen Studiums. Wie bei einem auf Fernwirkung berechneten Kunstwerke treten die zahlreichen störenden Unebenheiten und Seltsamkeiten der bisherigen Arbeiten Schelling's hier zurück: man empfängt beim Lesen der Schrift den Eindruck einfacher und klarer Linien, die sich zu einem wohlgeordneten Ganzen verbinden. Es war eine großartige Abschiedsgabe an die Universität, von welcher S. sich zu scheiden rüstete. Oeffentliche und häusliche Verhältnisse wirkten zusammen, um diesen Entschluß in ihm zu reifen. Nicht ohne reichliche Schuld Schelling's hatte sich seine amtliche Stellung äußerst unerquicklich gestaltet. Gleich das erste Heft des „Kritischen Journals" hatte ein „Gespräch zwischen dem Verfasser (S.) und einem Freunde" (Hegel) gebracht, „Ueber das absolute Identitätssystem und sein Verhältniß zum neuesten (Reinhold'schen) Dualismus", welches die Formen und Wendungen der zwanglosesten Ausdrucksweise unter vier Augen mit dem derbsten Realismus in die Litteratur übertrug. Auch wenn Reinhold nicht College Schelling's und diesem als Vertreter der Kantischen Philosophie und Anhänger Fichte's auch litterarisch nahestehend gewesen wäre, müßte der hier angeschlagene Ton der Polemik als ein unwürdiger, roher, bezeichnet werden. Noch schlimmer aber war die Fehde, in welche S. mit der ebenfalls von Collegen, dem Philologen Schütz und dem Juristen Hufeland, herausgegebenen Jenaer Litteraturzeitung gerathen war. Ein eifriges Organ Kant'scher Philosophie, konnte und wollte das Blatt dem Sturmschritt der neuesten philosophischen Entwicklung nicht folgen; die ablehnende Haltung der Herausgeber gegen S. hatte schon im J. 1799 dessen Erbitterung erregt und S. im ersten Bande der Zeitschrift für speculative Physik zu einer Polemik gereizt, deren wahrhaft „homerische" Grobheit auch den Kampfesmuth des Gegners so herausforderte, daß die Sache schließlich zu beiderseitigen Injurienklagen und beiderseitiger Verurtheilung zu Geldstrafen führte. Aber leider nicht endete. Neue Angriffe der Gegner, zu welchen gewisse unfragliche Absurditäten der neuen Naturphilosophie, namentlich in ihrer angestrebten Einwirkung auf die Medicin, willkommenen Anlaß boten, führten zu neuer Entgegnung Schelling's („Benehmen des Obscurantismus gegen die Naturphilosophie") in seiner Zeitschrift, worin S. in lärmender Reclame für sich und in Verunglimpfung der Widersacher alles Maaß verlor. Aber bereits hatten sich die Gegner die Stelle ausersehen, um S. in seinen heiligsten Gefühlen tödtlich zu treffen. Während des Aufenthaltes in Jena war in S. allmählich eine tiefe Neigung zu der geistvollen Karoline Schlegel, der Gattin des ihm litterarisch und persönlich nahestehenden August Wilhelm Schlegel entstanden — eine Leidenschaft, die freilich erst allmählich ihrer selber bewußt wurde. Die Frau war fast zwölf Jahre älter als S.; Schlegel ihr zweiter Gatte, den sie nach vierjähriger erster Ehe und achtjährigem Wittwenstande geheirathet hatte. Anfangs sucht sie ihr Verhältniß zu S., von dessen Genialität sie mächtig ergriffen wird und dessen Arbeiten sie mit Begeisterung folgt, mütterlich zu gestalten; aber sehr bald mischten sich Töne von anderer Klangfarbe hinein. S. gerieth zwischen Karoline und ihrer eben aufblühenden Tochter aus der ersten Ehe, Auguste Böhmer, welche den Geist und scharfen Verstand der Mutter mit mädchenhafter Frische vereinigte, bald in wunderliche Herzensbedrängniß. Der plötzliche Tod des Mädchens, welches im Juli 1800 an der Ruhr starb, bringt eine entscheidende Wendung näher. Im Frühjahr 1801 war Karoline nach längerer Abwesenheit nach Jena zurückgekehrt, ohne ihren Gatten, der sich in Berlin einen neuen

Wirkungskreis zu bereiten suchte. Immermehr verschiebt sich das Verhältniß; war sie früher Schlegel's Frau und Schelling's Freundin, so wird sie nun in fast unmerklichem Uebergange Schlegel's Freundin und Schelling's Frau. Der Bruch zwischen den Gatten erfolgt im Sommer 1802; im Herbste das gemeinsame Gesuch um Scheidung. Daß diese Dinge, welche sich, man darf sagen vor aller Augen, in Jena abspielten, mannichfaches Aergerniß und den Gegnern erwünschte Waffen gaben, läßt sich begreifen. Ein anderer Umstand kam dazu. S. hatte am Krankenbette der verstorbenen Auguste gestanden, und selbstthätig, als Arzt, in die Behandlung eingegriffen. Wahrscheinlich wäre der tödtliche Ausgang sowieso unabwendbar gewesen. Was aber konnte den schwergereizten Gegnern Schelling's willkommener sein, als diese durch den verdrängten Arzt ruchbar gewordene Thatsache, durch deren Benutzung der Mensch und der kurz zuvor von der medicinischen Facultät zu Landshut mit dem Doctor honoris causa ausgezeichnete Naturphilosoph gleich tief zu verwunden waren. Aber dies war selbst S., dessen Sache vornehme Zurückhaltung nicht zu sein pflegte, zuviel. Er gibt keine Antwort mehr. An seiner Stelle übernimmt Schlegel die Vertheidigung, unter den gegebenen Verhältnissen freilich die ungeeignetste Persönlichkeit, da sein Auftreten dem boshaften Klatsch der Gegner nur neue Nahrung zuführte.

Die Stellung in Jena wurde unhaltbar. Im Herbst und Winter 1802/3 waren die letzten, bösartigsten Angriffe auf S. und Schlegel erschienen; im Mai 1803 wird die Scheidung Schlegel's von seiner Gattin beurkundet; wenige Tage darauf verläßt S. mit Karoline Jena; am 26. Juni wird er von seinem Vater mit ihr getraut. Bald thaten sich neue günstige Aussichten auf. Als eine litterarische und akademische Berühmtheit war S. von Jena geschieden. Der Besuch seiner Vorlesungen war von Semester zu Semester gestiegen. Mit den einflußreichsten Trägern der allgemeinen Litteratur, mit Goethe, mit den Romantikern, stand er in der engsten Wechselwirkung. Die Naturphilosophie, wie kurz ihr Dasein noch war, begann bereits über die Philosophie hinaus auf andere Wissenschaften zu wirken, auf die Geologie und physikalische Geographie durch den Norweger Steffens, auf Physik und Chemie durch Eschenmayer und Joh. Wilh. Ritter und insbesondere auf die Medicin durch die Anhänger der Brown'schen Schule in Deutschland. Die letztere Richtung war es auch vornehmlich, welche Schelling's Berufung an die altbischöfliche Universität zu Würzburg betrieb. Dieses war mit den fränkischen Bisthümern nach dem Reichsdeputationshauptschlusse (25. Febr. 1803) in den Besitz des Kurfürstenthums Baiern gelangt und wurde eben in dem kritischen Sommer von 1803 zeitgemäß reorganisirt. Es fehlte nicht an mancherlei Opposition, in der auch seine alten Gegner von Jena her geschäftig mitthaten; indessen S. drang durch, erhielt im September 1803 sein Anstellungsdecret als ordentlicher Professor der Naturphilosophie und begann im nämlichen Wintersemester die Vorlesungen. Der Eindruck war auch hier ein bedeutender; aber die Stellung nicht ohne Schwierigkeiten. Der in dem ehemaligen geistlichen Fürstenthum tief eingewurzelte Clericalismus wie die ältere bairische Aufklärungs- und Popularphilosophie arbeiteten S. gemeinsam entgegen; jener sah den Protestanten, dieser den Obscuranten und Schwärmer in ihm. Die kurfürstliche Regierung verstattete namentlich den letzteren Tendenzen, vertreten durch Salat und Weiller in München und Franz Berg in Würzburg, mehr Einfluß auf die Neuorganisation der Mittelschulen als sich nach Schelling's Ansicht mit der Geltung der von ihm gelehrten Philosophie vertrug. Ein Versuch Schelling's, in seiner gewohnten herausfordernden Weise auf die Regierung zu drücken, schlug völlig fehl und ließ ihm nur die unangenehme Wahl, entweder seine Stellung aufzugeben, oder eine derbe Zurückweisung einzu-

stecken. Er überwand sich und blieb. Seine Maßlosigkeit hatte weiter nichts erreicht, als seinen Gegnern auch da noch einen Triumph zu sichern, wo sie ihr eigentliches Ziel, ihn wegzudrängen, vereitelt sahen.

Für die Bitterkeit dieser Erfahrungen mochte ihn die steigende Wirkung entschädigen, welche seine Philosophie auf bedeutende Zeitgenossen auszuüben begann. G. M. Klein, Rector des Gymnasiums in Würzburg, und Joseph Windischmann zu Aschaffenburg, begannen als unbedingte und gefügige Anhänger in zahlreichen Schriften Schelling's Ideen zu verbreiten; Lorenz Oken, Autenrieth, Döllinger, Troxler die Naturphilosophie zur Grundlage biologischer Specialarbeiten zu machen; G. H. Schubert sie in die Naturgeschichte und Anthropologie einzuführen; auch Görres stellt eine Zeit lang seine glänzende Begabung in den Dienst der neuen Philosophie. Freilich kommt es bei S. selbst zu keiner reinen Freude an seinen Anhängern. Dies lag in den eigenthümlichen Entwicklungsverhältnissen seiner Lehre begründet, die seit Schelling's erstem litterarischen Auftreten in beständigem Flusse war und nirgends einen abschließenden und vollkommen authentischen Ausdruck gefunden hatte. Die verschiedenen Standpunkte, welche für S. selbst bereits „überwundene“ waren, gewannen jeder für sich Anhänger, die von da aus weiter zu arbeiten sich anschickten und dies im Geiste Schelling's zu thun gedachten, auf den sie sich in vielen Fällen mit Recht berufen konnten. Unaufhörlich gab es so abzuwehren, angebliche Mißverständnisse aufzuklären; Schelling's Nervosität verstieg sich schon im J. 1804 (in der Vorrede zu der Schrift über „Philosophie und Religion“) dazu, sich die „Zudringlichkeit der Nachbeter und Erläuterer“ ein für alle Mal zu verbitten und zu bedenken zu geben, „daß einige Geister doch nicht allein zu dem Zwecke produciren, damit andere Gelegenheit zur Buchmacherei haben“. Nicht um eine Schule im gewöhnlichen Sinne handle es sich ihm; aber wie es Dichterschulen gab, so mögen gemeinsam Begeisterte fortdichten an diesem ewigen Gedicht! Freilich war es schwer, von S. die Legitimation zu solcher Mitarbeiterschaft zu erhalten, wenn man nicht auf jede geistige Selbständigkeit verzichten wollte; und eben jetzt wurden selbst eifrige Anhänger des Identitätssystems, wie Eschenmayer und J. J. Wagner, die von ihm selbst nach Würzburg gezogen, durch einen neuen Wechsel in Schelling's Ansichten abgestoßen. Zwar die in Würzburg gehaltenen „Vorlesungen über das System der Philosophie“, welche aus Schelling's Nachlaß in die gesammelten Werke übergegangen sind (I. Abth., 6. Bd.), zeigen noch das Identitätssystem und zwar in seiner formell vollendetsten Gestalt. Der Sieg Spinoza's über Fichte ist hier entschieden; diese Vorlesungen müssen in derselben Weise als eine freie Bearbeitung der „Ethik“ mit Hereinnahme Fichte'scher Ideen gelten, wie Schelling's erste Arbeiten als Phantasien über Fichte unter dem Eindruck Spinoza's. Aber nur noch auf dem Katheder hält S. die alte Form fest; seine litterarischen Arbeiten zeigen ihn bereits im vollen Uebergange zu einer neuen Weise des Philosophirens, welche einer intellectuellen Katastrophe beinahe gleichkommt, wenn man sich an Schelling's ursprünglichen Ausgangspunkt, den Kriticismus Kant's, erinnert.

Im Jahre seiner Uebersiedlung nach Würzburg hatte Eschenmayer eine Schrift erscheinen lassen: „Die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie“, worin er für den religiösen Glauben ein eigenes, dem philosophischen Denken schlechthin unzugängliches, aber dasselbe nothwendig ergänzendes Gebiet in Anspruch nahm. Daß S. dies als eine Art Herausforderung empfand, läßt sich nur begreifen, wenn man bedenkt, daß schon die Einleitung zum Bruno in seltsamer Wendung Philosophie und Mysterienlehren einander gleichgesetzt und für ein folgendes Gespräch eine Deutung der Mysterien in Aussicht gestellt hatte, d. h. eine Beschreibung der Sinnbilder und Handlungen, durch welche eine

solche esoterische Philosophie dargestellt werden könne. Diesen Dialog ist S. schuldig geblieben; den Stoff desselben gab er, gereizt durch Eschenmayer, zwei Jahre später (1804) in der Schrift „Philosophie und Religion“ (S. W. I. 6). Diese merkwürdige Schrift gibt das Grundthema an zu Allem, was S. von da ab geschrieben hat. Indem er sich scheinbar angelegen sein läßt, der Philosophie das höchste und würdigste Object, die Einsicht in die tiefsten und verborgensten Dinge zuzuweisen, sie dem religiösen Glauben zu associiren, bringt er sie thatsächlich in die drückendste Abhängigkeit von einer fremden Macht. In diesem Gesellschaftsverhältniß ist es die Religion, welche alle Werkmittel besitzt und dem philosophischen Denken die Arbeitsbedingungen vorschreibt. Noch hält zwar S. an der Naturphilosophie fest, der eigenthümlichsten seiner bisherigen Leistungen, welcher er auch den besten Theil seines Ruhmes verdankte. Zu ihrer weiteren Ausbildung und Befestigung vereinigt er sich im J. 1805 mit seinem Freunde Marcus in Bamberg zur Herausgabe der „Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft“, in denen er selbst die Darstellungen der Zeitschrift für speculative Physik weiterführen wollte, die gerade bis zur Grenze der organischen Naturlehre gelangt sei. Aber dazu ist es nie gekommen. Viel wichtiger als die Medicin, beziehungsweise die philosophische Biologie, zu deren Ausführung S. offenbar die positiven Kenntnisse mangelten, ist ihm die Predigt der neuen theosophischen Naturanschauung, welche in Schelling’s Beiträgen zu den Jahrbüchern (Vorrede vom Juni 1805; Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie (1805); Aphorismen über die Naturphilosophie (1806, S. W. I, 7) eine erweiterte Ausführung in dem Sinne erhält, welchen schon die Schrift „Philosophie und Religion“ hatte erkennen lassen. Der Contrast zwischen den mit priesterlicher Salbung in dithyrambischer Form vorgetragenen Geheimlehren Schelling’s und der Ueberschrift des Ortes, an welchem sie veröffentlicht werden, wirkt auf den heutigen Leser mit unwiderstehlicher Komik. Das Unternehmen war auf die Dauer so wenig lebensfähig wie die speculative Zeitschrift für Physik, und aus den nämlichen Gründen wie diese. Es sind nur drei Bände erschienen, der letzte im J. 1808 und dieser enthält nichts mehr von S.

In dessen Geschick hatten mittlerweile die großen politischen Ereignisse der Zeit tief eingegriffen. Den Bestimmungen des Preßburger Friedens gemäß ging das ehemalige Bisthum Würzburg am 1. Januar 1806 an den Großherzog Ferdinand von Toscana über. Die Aussicht auf diesen Regierungswechsel war für S. nach den vorausgegangenen Kämpfen gegen den fränkischen Clericalismus wenig erfreulich und die Folge zeigte bald, wie richtig seine Befürchtungen gewesen waren. Er leistete den neuen Diensteid nicht, sondern begab sich im Frühjahr 1806, der Noth gehorchend, wenn auch nicht ohne Widerstreben gegen die bairischen Verhältnisse, nach München, um sich für die Zukunft umzuthun. An der Universität Landshut war eben damals eine Professur erledigt und Schelling’s dortige Anhänger arbeiteten naturgemäß für ihn; aber gleichviel ob S. Lust hatte hinzugehen oder nicht, wie er Windischmann gegenüber behauptet (Briefw. II, 80): die bairische Regierung dachte gar nicht daran, ihn wieder als Professor anzustellen. Man wollte als Lehrer vor allem einen Mann, der kein „Systemnarr“ wäre; und die unter glänzenden Bedingungen erfolgende Berufung des Lübecker Predigers Fr. Köppen, welcher im J. 1803 in seinem Buche „Schelling’s Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts“ mit großem Scharfsinne gegen die logischen und methodischen Schwächen des Identitätssystems angekämpft hatte, konnte S. einen deutlichen Wink geben, welche Stimmung in Regierungskreisen gegen ihn herrschte. Indessen S. hatte doch auch Freunde, und daneben wohlbegründete Rechtsansprüche an die bairische Regierung; so suchte man denn Nothwendiges und Nützliches zu verbinden, indem man ihn unter Fortbezug des

Würzburger Gehaltes zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannte. Damit ist der Fortbestand des Verhältnisses Schelling's zum bairischen Staate entschieden; der Philosoph der Romantik dauernd an München gefesselt, wo er (mit Einrechnung des Erlanger Aufenthaltes) volle 35 Jahre blieb. Von innen wie von außen angesehen stellt sich dieser Uebergang nach München als der entscheidende Wendepunkt in Schelling's Leben dar. Die Grundzüge einer neuen Theosophie als scheinbar letzte Consequenz des Identitätssystems hatte er aus Würzburg mitgebracht; jetzt lösen sich die persönlichen Bande, welche S. noch mit der geistigen Heimath seiner Philosophie verknüpfen, völlig auf; neue Menschen, neue Mächte, nehmen Besitz von ihm. Von allen Wandlungen, die dieser Proteus durchgemacht, ist dies die tiefgreifendste; er hat sich selbst nie wiedergefunden.

Zunächst erfolgt nun der öffentliche Bruch mit Fichte. Im Sommer 1806 schrieb S: „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre" (S. W. I, 7). Diese hatte damals eben in den Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, über das Wesen des Gelehrten und in der Anweisung zum seligen Leben unvergleichlich machtvolle und praktisch wirksame Gestalt gewonnen. Auch Fichte hatte, mit Hülfe der spinozistischen Anklänge, die seine Ich-Philosophie schon früh aufwies, Anknüpfung an das religiöse Bewußtsein gesucht; aber er war streng auf dem Boden seiner Sittenlehre geblieben und hatte gegen die phantastischen Ausschweifungen der deutschen Wissenschaft, gegen unklares Schwärmen, eifrigen Protest eingelegt. Durch diesen (übrigens ohne Nennung von Namen erhobenen) Protest fühlte S. sich in seiner Ehre und durch die religiöse Wendung Fichte's in seinem litterarischen Eigenthum gekränkt; er brach nun das langegehaltene Schweigen gegen den einstigen Meister. In allem, was S. über Fichte's mangelndes Verständniß für die Natur bemerkt, dürfen wir ihm einfach Recht geben; er hat das Verdienst, jene Einseitigkeit Fichte's, über die er selbst hinausgeschritten war, mit aller Schärfe bezeichnet zu haben. Umgekehrt fehlt S. alles Verständniß für die mächtigen praktischen Ideale, die aus den erwähnten Schriften Fichte's der Nation begeisternd entgegenleuchten; sie sind für S. nur die letzte Frucht der alten Aufklärungsphilosophie, dagegen was Fichte Schwärmerei genannt hatte der Rückweg zu den ewigen Urquellen der Wahrheit und des Lebens. Dem kühnen Philosophen der That gegenüber, der eben jetzt den geistigen Kampf um die ethisch-politische Wiedergeburt der Nation begonnen hatte, rettet sich S. auf die Insel frommer antiquarischer Beschaulichkeit. Für Anderes wäre freilich in dem damaligen Baiern auch schwerlich Raum gewesen. Und es macht einen peinlichen Eindruck, S. von unerlaubter Aneignung fremder Gedanken sprechen zu hören, einem Manne gegenüber, durch dessen behagliche Ausmünzung er einst selber berühmt geworden war. Mag Fichte zu der neuen Fassung logisch berechtigt gewesen sein oder nicht: vorbereitet war sie in seinem Denken so gut wie in dem Schelling's und sie stammte in beiden aus derselben Quelle, aus dem Studium Spinoza's. Aber schon stand die Nemesis für S. bereit. Im J. 1807 erschien Hegel's „Phänomenologie des Geistes", das Resultat der Entwicklung, welche sich seit Schelling's Weggang von Jena bei Hegel vollzogen hatte, und die geharnischte Vorrede des gewaltigen Buches, mit ihrem einschneidenden Protest gegen das „geniale" Philosophiren, das sich für den Begriff zu gut hält und phantastisch wird, gegen das formalistische Spiel mit einigen Gegensätzen, in die man die Wirklichkeit zwängt, konnte S. keinen Augenblick im Zweifel lassen, wessen Richtung damit in erster Linie gemeint, und daß aus dem ehemaligen Bundes- und Gesinnungsgenossen ein gefährlicher Gegner zu erwachsen im Begriffe sei. Der Brief vom 2. November 1807, in welchem S., sehr verspätet, den Empfang

des Buches anzeigt und ablehnt, die Polemik der Vorrede auf sich zu beziehen, ist der letzte, den er an Hegel geschrieben hat. Noch konnte er nicht ahnen, wie verhängnißvoll die Trennung von Hegel für ihn werden sollte. Doppelt verhängnißvoll, da S. nun in den geistigen Bannkreis eines Mannes wie Franz Baader gerieth, der, selber Mystiker und Phantast durch und durch, das bei S. längst vorbereitete Uebergewicht der Phantasie über den Verstand vollends entschied und zugleich S. mit allem Nachdruck in die theologische Weltanschauung zurücklenkte. Es kann keine Frage sein, daß S., der bei seiner Ankunft in München Baader als fertigen Denker von ausgeprägter Eigenart vorfand, in diesem Verhältnisse zunächst durchaus der empfangende Theil war. Das einigende Band aber war das Studium des verworrensten und unklarsten aller Mystiker, Jakob Böhme's, dessen Einfluß bei S. nun an Stelle des Spinoza tritt und dessen Gedanken man in Schelling's Schriften nach dem Jahre 1807 in Fülle antrifft.

Unterdessen hatte sich Schelling's Stellung in München wider Erwarten befestigt. Die gehässige Opposition, welche die zu vorläufiger Säuberung dieses alten Jesuitenbodens berufenen protestantischen Franken und Norddeutschen vielfach fanden, machte sich S. gegenüber minder fühlbar. Seine Stellung brachte ihn mit der Oeffentlichkeit weniger in Berührung, und seine süddeutsche Art mochte es ihm erleichtern, sich in die Baiern zu finden. Am 12. October 1807 hielt er in öffentlicher Versammlung der Akademie der Wissenschaften zur Feier des königlichen Namensfestes eine Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ (S. W. I, 7). Das im System des transcendentalen Idealismus berührte Problem einer Metaphysik des Schönen knüpft S. mit Geschick an die praktischen Fragen, welche in Lessing's Laokoon, Winckelmann's Geschichte der Kunst, Goethe's Propyläen, verhandelt worden waren. Ohne im Gedanken darüber hinauszugehen, stellt die Rede selbst ein stilistisches Kunstwerk dar. Das Vollendetste was S. je geschrieben, kann sie als ein classisches Erzeugniß rednerischer Prosa bezeichnet werden. Auch der augenblickliche Eindruck war ein sehr günstiger; sie hatte die Ernennung Schelling's zum Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste, mit dem Range eines Collegiendirectors, zur Folge. Der Kronprinz Ludwig hatte der Festsitzung angewohnt; er mag damals die ersten Eindrücke von Schelling's Persönlichkeit empfangen haben, die für dessen spätere Stellung in Baiern entscheidend wurden. Die Briefe Carolinens geben den Nachklang dieser in sich beruhigten und beglückten Zeit; sie gewähren zugleich den Einblick in ein eheliches Zusammenleben von seltenem Reichthum und seltener Frische: die Gattin mit hingebendem Eifer allen Bestrebungen ihres Mannes lebend; und S. der klugen geistvollen Frau die reiche Beweglichkeit seines Geistes in immer neuen Wendungen erschließend. Während er, nun ungehemmt durch äußere Verpflichtungen, die von Baader und Böhme kommenden Anregungen in sich ausgestaltet, reift in ihm der Plan, die jetzige Phase seines Philosophirens mit den früheren auch äußerlich zu verknüpfen und in Eins zusammenzufassen. Im J. 1809 erschien, mit einer Vorrede vom 31. März, der 1. Band von Schelling's „philosophischen“ Schriften. Derselbe enthielt außer der Abhandlung „Vom Ich“, den „Briefen über Dogmatismus und Kriticismus“, die „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre“, die Rede über die bildenden Künste und als das einzig Neue: „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“ (S. W. I, 7). Dieser erste Band ist auch der einzige geblieben. Die naturphilosophischen Arbeiten sind sämmtlich bei Seite geblieben; merkwürdiger Weise aber auch das System des transcendentalen

Idealismus. Unverkennbar verräth sich in der Vorrede das Bestreben, die Erinnerung an diese Schrift zu verwischen. S. leugnet, bis jetzt überhaupt ein fertiges System aufgestellt zu haben und bezeichnet die neue Abhandlung über die Freiheit als Ergänzung der früheren unvollendeten Darstellung seines Systems (in der Zeitschrift für Physik) und als die erste Schrift, worin er seinen Begriff des idealen Theils der Philosophie mit völliger Bestimmtheit vorlege. Ebenso schreibt er an seinen Freund Windischmann: „er habe in dieser Abhandlung das, was man sein System nennen kann, da hinausgeführt, wo es auf dem Wege der ersten Darstellung wirklich hinaussollte“. In diesen Aeußerungen Schelling's läuft doch wohl einige optische Täuschung mit unter; von dem neuen Standpunkte aus gewinnen die älteren Arbeiten eine veränderte Gestalt, und die neue Abhandlung größere Tragweite, als man ihr heute wird zugestehen können. Was wir in ihr besitzen ist nicht die ganze ideale Seite der Philosophie, sondern eine Metaphysik des Bösen, welche tiefsinnige Speculation und schrullenhafte Mystik nebeneinander zeigt, ein treues Abbild der zwiefältigen Stellung, in welche S. innerlich gerathen ist, ein wunderlicher Bastard des Naturalismus und der Theologie, und darum von beiden Seiten mit Mißtrauen behandelt.

Während S. so, man möchte sagen im Gefühle des Zwiespaltes mit sich selbst, die Anlehnung an seine Vergangenheit sucht, zerreißt der Tod das lebendige Band, welches ihn mit seiner großen, schöpferischen Zeit verknüpfte. Am 7. September 1809 stirbt seine Gattin Caroline in seiner schwäbischen Heimath zu Maulbronn, wo beide zum Sommeraufenthalt weilten — ein Schlag, der ihn bis ins Innerste trifft, nicht bloß die Frau, sondern eine geistige Kraft, eine Lebensweckerin, von seiner Seite reißt. Sein Schmerz ergießt sich gegen Windischmann in das Gelöbniß „in diesem Leben, das keinen Werth mehr haben kann und nicht willkürlich enden darf, ganz allein für das Höchste zu wirken“; aber es ist, als ob die frische Kraft des Schaffens, der Muth des Gebens, gebrochen wären, seit sie nicht mehr neben ihm ist. Mit Mühe und vielfach kränkelnd überdauert er den Winter 1809/10 in München; im Februar geht er mit viermonatlichem Urlaub nach Stuttgart „wo wenigstens die Natur und zum größten Theile auch die Menschen anders und menschlicher sind denn hier. In München könnte man wirklich versauern oder versteinern“. In der That fand er in der württembergischen Hauptstadt, wo er bis zum October 1810 weilte, einen Kreis von angesehenen Männern, die ihm mit lebhaftem Interesse entgegenkamen und zur Mittheilung seiner Lehre in freier, halb dialogischer Form bewogen. In diesem anregenden Verkehr, welcher ihm die seit Würzburg entbehrte Lehrthätigkeit wieder erschloß, fand S. sich selber wieder. Seine zu diesem Zwecke gemachten Aufzeichnungen, welche aus dem Nachlasse in die gesammelten Werke übergegangen sind (Abth. I, Bd. 7) ruhen im wesentlichen auf den in der Abhandlung über die Freiheit entwickelten Gedanken; sie sind zugleich der deutlichste Beleg für eine Thatsache, die damals aus Mangel an Documenten zweifelhaft bleiben konnte, jetzt aber an der Hand des Nachlasses über allen Zweifel hinaus sichergestellt werden kann: daß S. nicht daran dachte sein früheres System in paralleler Entwickelung zu ergänzen, sondern daß in der Abhandlung über die Freiheit die Grundlinien einer neuen gnostischen Weltanschauung niedergelegt sind, in deren Abgrund dasjenige verschwindet, was früher das Wesentliche war. Die Indifferenz des Idealen und Realen, im Identitätssystem als der Scheitelpunkt zweier Linien construirt, erweitert sich jetzt dem seherischen Auge des neuen Propheten zu einer Welt für sich. Die Philosophie, die einst innerhalb jenes Winkels, in der erfahrbaren Welt, gelegen hatte, liegt jetzt jenseits desselben, zwischen den ins Unendliche verlängerten Linien, im Unerkennbaren. Aus einer begrifflichen Construction des Weltin-

haltes wird sie, wie einst schon der „Bruno“ in Aussicht gestellt hatte, Mysterium, Geschichte Gottes und dessen, was vor der Welt war und nach der Welt sein wird.

Keinen ungünstigeren Zeitpunkt hätte der alte Fr. Jacobi wählen können, um in einem Schriftchen „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ seine alte These, Wissenschaft und Demonstration führe nothwendig zum Atheismus, mit besonderer Beziehung auf S. zu predigen. Mochte er zehnmal Recht haben mit der Behauptung, daß der Gott, von dem der mystisch gewordene S. redete, nicht immer in seiner Philosophie heimisch gewesen sei und daß S. eigentlich nichts von ihm wissen könne — er gab sich in seinem Angriff solche Blößen, daß S. leichtes Spiel hatte. Seit Jahren bestand zwischen beiden Männern ein gespanntes Verhältniß. Schon 1802 waren drei polemische Briefe Jacobi’s über die Identitätslehre im Anhang zu der Schrift von Köppen (s. ob.) erschienen, welche S. jedoch unbeantwortet gelassen hatte. Als S. nach München kam, fand er Jacobi als Präsidenten der Akademie. Rücksichten conventioneller Höflichkeit erhielten leidliche Beziehungen zwischen den Männern, die sich innerlich abstießen. Aber die Einleitung der Schrift über die Freiheit brachte einen nicht mißzuverstehenden Ausfall auf Jacobi. Und jetzt brach S. offen gegen ihn los. Er mußte auch wol. Mochte er seinen Gott haben woher er wollte: ein Angriff aus solchem, immerhin angesehenen Munde, der ihn zum Atheisten stempelte, bedrohte ihn, den Theosophen, in seinem Heiligthum, in dem was jetzt der Mittelpunkt seines Denkens geworden war, wovon er sich die größte Wirkung auf die Zeit versprach. S. schrieb: „F. W. J. Schelling’s Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen ꝛc. des Herrn Fr. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus“ (1812, S. W. I. Abth. 8. Bd.). Die Schrift ist die Vernichtung des Gegners. Litterarisch und moralisch. Ersteres mit Recht; das zweite mit Unrecht; denn Jacobi hatte gewiß bona fide geschrieben, in der Meinung eine rettende That zu thun; aber er war so unvorsichtig gewesen, als sein Gegner erbarmungslos. Der unmittelbar darauf erfolgende Rücktritt Jacobi’s von der Präsidentschaft der Akademie bedeutete für S. auch äußerlich vollen Erfolg.

Die Abfassung der Schrift gegen Jacobi unterbrach eine Arbeit, welche S. schon gleich nach der Rückkehr von Stuttgart begonnen haben muß und an welcher er kein Ende finden konnte. Es war die als Fragment aus dem Nachlasse in die Werke (Abth. I, Bd. 8) übergegangene Schrift: „Die Weltalter“; wie man heute sieht, ein Versuch, die in der Abhandlung über die Freiheit und den Stuttgarter Privatvorlesungen zuerst angedeutete Theogonie vollständig auszuführen. Schon im J. 1811 hatte er das 1. Buch als gedruckt angekündigt, im nächsten Jahre stellt er das Erscheinen wieder in Aussicht, im J. 1813 kam die nationale Erhebung dazwischen; 1815 werden die „Weltalter“ im Meßcatalog als erschienen aufgeführt und in der Allgemeinen Zeitung angezeigt, aber gleichwol nicht ausgegeben und von da an wird die Erwähnung des Werkes auch in den Briefen immer seltener.

Aber während S. als Schriftsteller über die Hypochondrie klagt, die ihm das Arbeiten und Fertigmachen erschwere, war in sein Haus neues blühendes Leben eingezogen. Am 11. Juni 1812 hatte S. eine zweite Ehe geschlossen. Er blieb in dem Kreise, in welchem er schon durch Caroline heimisch war. Seine Erkorene war Pauline Gotter. Ihr Vater war ein Jugendfreund Goethe’s gewesen, der mit der Familie stets freundliche Beziehungen unterhielt; ihre Mutter mit der verstorbenen Gattin Schelling’s innig befreundet; sie selbst mit jugendlichem Enthusiasmus an Caroline hängend. Die gemeinsame Trauer um diese, die gemeinsamen Beziehungen, halten den Briefwechsel aufrecht, der immer häufi-

ger und vertraulicher wird, zu dem Wunsche persönlicher Begegnung und mit dieser zu Verlobung und Heirath führt. Schelling's zweite Frau war vierzehn Jahre jünger als er, sechsundzwanzig jünger als Caroline; ihre Briefe zeigen eine anmuthig belebte Natürlichkeit, wenn auch entfernt nicht die geistige Bedeutung der Verstorbenen. Dieser Verlust war nicht zu ersetzen. Caroline war nicht bloß Frau, sondern Freund und geistiger Berather gewesen.

Mit dem neuen Eheglück, aus welchem im Laufe der Jahre drei Söhne und drei Töchter hervorgingen, gerieth S. in ein behagliches Stillleben hinein. Seine bisher so eifrig betriebene schriftstellerische Thätigkeit kommt ins Stocken. Im Eifer der nationalen Erhebung war ihm der Plan entstanden, die besten Kräfte der wissenschaftlichen Litteratur in Deutschland zu einem gemeinverständlichen Unternehmen zu sammeln, welches den Namen „Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche" führen sollte. Dieselbe erschien in der That im J. 1813. Das Ideal aber, welches S. vorschwebte, und welches er in der Vorrede entwickelte, war er zu verwirklichen ganz außer Stande: es floß ihm nur sehr dürftiges Materal zu und der Beitrag, welchen er selbst geliefert hatte, eine peinlich genaue Auseinandersetzung mit Eschenmayer über die in der Abhandlung über die Freiheit entwickelte Metaphysik (S. W. I. Abth. Bd. 8), mußte auf einen größeren Leserkreis geradezu abstoßend wirken. Schon im folgenden Jahre ging das Unternehmen ein. Die begonnene Sammlung der philosophischen Schriften bricht ab; die mit der Abhandlung über die Freiheit angekündigte Bearbeitung „des gesammten idealen Theils der Philosophie", erscheint sowenig wie die „Weltalter". Was S. hier verspricht aber nicht zur Ausführung bringt, tritt mittlerweile in der „Logik" seines Freundes Hegel in großartiger, die Zeitgenossen packender Weise hervor. Diese Leistung Hegel's war das Pharsalus der Schelling'schen Philosophie; die Suprematie in dem großen geistigen Wettkampfe ist ihm von da aus den Händen gerungen; unthätig sieht er, der sonst so Streitbare, der steigenden Macht dieses Gegners zu; erst nach Hegel's Tod erschöpft sich sein Groll in ohnmächtigen Protesten. Das Einzige, was S. von dem Angekündigten wirklich bot, war die Abhandlung: „Ueber die Gottheiten von Samothrake", welche 1815 als „Beilage" zu den nicht mitveröffentlichten „Weltaltern" erschien (S. W. I, 8). Diese Schrift, offenbar angeregt durch Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (1810), ist insofern interessant, als sie die erste Spur jenes Irrlichts enthält, welches S. und seine Anhänger später das „historische Philosophiren" genannt haben, d. h. den Uebergang von der Philosophie als rationaler Begriffswissenschaft zu antiquarischer Schatzgräberei in den Grüften der Vergangenheit. In wunderlicher Verkehrung des Goethe'schen Wortes: „Alles Gescheidte ist schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken", wirft sich S. auf die Tradition, um den Gott und seine Geschichte, welche den Hauptinhalt seiner jetzigen Lehre bildeten, als das Erbgut des urältesten Glaubens der Menschheit nachzuweisen. Ein Philosophiren, das sich historisch nennt und doch in seiner unvermeidlichen Tendenz, die geschichtlichen Bildungen nicht rein aus sich selbst, sondern nach einem vorgefaßten Begriff zu verstehen, das gerade Gegentheil aller wahren historischen Methode darstellt.

S. selbst sieht sich in wunderlicher Stellung zur Zeit. Mit den rückläufigsten Tendenzen der romantischen Schule, mit Mystik und Magie, mit Wünschelruthen und Somnambulismus, mit Ahnungen aus dem Jenseits und Nachtseiten des Seelenlebens, hatte er sich tief eingelassen; anderseits waren doch der Protestant und der Forscher untilgbar in ihm und gewisse Ausartungen, wie sie in Fr. Schlegel, Baader und Görres zu Tage traten, gründlich zuwider. Noch hatte man ihn auswärts nicht vergessen. Von Tübingen wie von Jena kamen

ehrenvolle Anfragen; er konnte sich nicht entschließen. Es scheint, daß dieselbe Unentschiedenheit, welche seine Arbeiten hemmte, es ihm auch unmöglich machte sich zu neuer Wirksamkeit auf einem fremden Schauplatze aufzuraffen. Um doch einmal wieder andere Luft zu athmen geht er im Herbst 1820 nach Erlangen; aus dem zur Erholung genommenen Urlaub werden sieben Jahre. Er fand dort, was ihm in München fehlte: einen Kreis von Männern, die er als seine Anhänger betrachten durfte und als deren Mittelpunkt er sich fühlte. Als Gast der Universität, von den Lehrern wie von den akademischen Bürgern mit Wärme aufgenommen, hielt er in den Jahren 1821—23 eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen, allerdings nur rhapsodisch. Unter den Themen derselben erscheint zum ersten Male das Steckenpferd des späteren S.: „Die Philosophie der Mythologie“. Er beabsichtigt sie im Druck herauszugeben und spielt hier das nämliche Spiel wie mit den „Weltaltern“. Durch Jahre hindurch werden sie als demnächst erscheinend angekündigt: 1826 stehen sie im Buchhändlerkatalog unter den erschienenen Schriften; aber nur einige Exemplare gelangten wirklich zur Ausgabe und zehn Jahre später erfolgt neue Ankündigung und neues Ausbleiben. Von der unmittelbaren Wirkung jener Erlanger Vorlesungen (S. W. II, 1) haben wir einige begeisterte Berichte, den wärmsten von Platen, welcher damals in Erlangen studirte und S. in einigen Sonetten feierte. Sicherlich war S. im Stande, empfänglichen Gemüthern starke Anregungen zu geben. Er war Meister einer würdevollen getragenen Form, wenn er sich gehörig Zeit zur Vorbereitung ließ; und obwol er das Improvisiren auf dem Katheder thunlichst vermied, verstand er doch vortrefflich die Kunst, das ausgearbeitete Concept im Vortrage so zu beleben, daß er den Eindruck kunstvoller freier Rede hervorbrachte. Und es herrscht in diesen späteren Erzeugnissen des Schelling'schen Geistes eine Mischung von weltabgezogener Speculation, symbolischem Tiefsinn und phantasievoller Bilderpracht, deren Reiz man wohl begreift in einer Zeit, die nach allen Richtungen in das volle Gegentheil der Verstandesklarheit des 18. Jahrhunderts umgeschlagen war. Aber diese Wirkungen hielten auf die Dauer nicht vor. Die Zuhörer wurden es müde, immerfort nur in die geheimnißvollen Abgründe zu schauen, die S. vor ihnen aufthat; sie fanden zuletzt, daß sie nicht nur dunkel sondern auch leer seien. Die Thatsachen verschwanden aus Schelling's Unterweisungen vor der Speculation über Dinge, die man wohl denken aber niemals erfahren und darum auch niemals beweisen kann. Im Eifer, immer nur das Höchste, Bedeutendste zu geben, vergißt er, daß es auch in der Wissenschaft einen goldenen Boden des Handwerks gibt, den man nicht ungestraft verläßt. Auf ihn wie auf keinen paßt der geistreiche Spott des Aristophanes auf den Mann in Wolkenkukuksheim. Schon in Erlangen scheint S. unliebe Erfahrungen gemacht zu haben, die sich später in München und Berlin wiederholten und ihm das Dociren verleideten. Er selbst schiebt es auf den Mangel einer eigentlich berufsmäßigen Verpflichtung, daß er die Vorlesungen in Erlangen so bald aufgab; aber das Gefühl, thatsächlich zu wirken und Schule zu machen, würde diesen Zwang wohl ersetzt haben, wenn es sich hätte einstellen können.

Indessen nahte sich die Zeit, wo in der That die Lehrthätigkeit ihm wieder zur Berufspflicht werden sollte. Im Herbst 1826 war die von Landshut nach München verlegte Universität eröffnet worden; im nächsten Jahre wurde S. durch König Ludwig I., der schon als Kronprinz den Philosophen hochgeschätzt hatte, an dieselbe als Lehrer berufen, gleichzeitig zum Generalconversator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates ernannt und von der Akademie der Wissenschaften zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Die neue Stellung war so ehrenvoll und glänzend als möglich; warm und entgegenkommend der Empfang, welcher dem neuen Lehrer an der Hochschule zu Theil wurde. Wie schon in Er=

langen, fanden sich in seinem Hörsaale nicht nur Studenten, sondern auch Collegen und andere gereifte Männer aus verschiedenen Berufskreisen ein. Hier kam nun endlich in der Form von Vorlesungen das Ergebniß der letzten fünfzehn oder achtzehn Jahre stiller Arbeit zum Vorschein; dasjenige, was S. nun unter Philosophie verstand und sein System nannte. Er gab eine Einleitung „über die Natur der Philosophie als Wissenschaft", die er schon in Erlangen vorgetragen hatte, (S. W. Abth. I, Bd. 9) und „Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes" (S. W. Abth. I, Bd. 10); als Haupttheil des eigentlichen Systems erschienen die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung. Hier versucht S. nun auch zuerst, historisirend und polemisirend, das Verhältniß seiner jetzigen Philosophie zu der gesammten nachkantischen Speculation und insbesondere zu der einflußreichsten und überzeugendsten Gestaltung, welche dieselbe gewonnen hatte, zum System Hegel's, näher zu bestimmen. Diese geschichtliche Darstellung, obwol die Dinge durchaus nur unter dem Gesichtswinkel des Systems sehend, enthält vieles Geistreiche und Tiefgedachte. Es wird immer Interesse haben, einen Mann über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant sprechen zu hören, der in dieser Entwickelung selber eine so mächtig treibende Kraft gewesen. Die Naturphilosophie, das Werk seiner genialen Jugend, wird von ihm nicht als ungiltig, aber auch nicht als unbedingt wahr bezeichnet. Sie bedürfe einer Ergänzung durch eine „positive" Philosophie, eine Philosophie der höchsten Realität, einer Philosophie des Absoluten und der Gottheit, als des Grundes alles Seins; Gott müsse als lebendiges Subject, und nicht wie in dem früheren System als bloßes Resultat des ganzen Processes in Natur und Geschichte begriffen werden. Dies gelte in verstärktem Maaße von dem System Hegel's, welchem er nur den Werth einer Caricatur seiner eigenen früheren Lehre zugestehen will, eine Caricatur, welche in dem, was sie überhaupt Eigenes habe, bloß eine Episode in der Geschichte der Philosophie darstelle. Der oft und mit Gehässigkeit, insbesondere in Briefen, gegen Hegel erhobene Vorwurf des Ideendiebstahls berührt peinlich: es ist als wolle S. sich damit die Verstimmung über die unvergleichlich größeren Erfolge seines Jugendfreundes vom Herzen reden. Aber man darf nicht vergessen, daß in dieser so persönlich gefärbten Polemik gegen Hegel zwei Gedanken zum Vorschein kommen, die dessen Lehre im Mittelpunkte treffen. S. zuerst hat gesehen, daß die treibende Kraft in Hegel's System nicht die dialektische Selbstbewegung des Begriffs, sondern die Anschauung ist, und daß das Sein, wie es im tiefsten Grunde nicht bloß logisch und rational ist, auch nicht ohne Rest in reine Begriffe aufgelöst werden könne. Dies waren zu offenkundige Mängel des Hegel'schen Systems, als daß die Zeit nicht mit Aufmerksamkeit dem hätte lauschen sollen, der sie als einer der ersten aussprach. Aber das, was S. seine positive Philosophie nannte und der Zeit als die Vollendung seiner eigenen Aufgabe, als die eigentliche und entscheidende Krisis der neuesten Philosophie, anzupreisen nicht müde ward, war völlig außer Stande, die Lücken des Hegel'schen Systems auszufüllen und dieser „hektisch abgezehrten Denkweise", wie er sie nannte, frisches Lebensblut einzuflößen. Es ist wahr: die Zeit, müde der rein dialektischen Construction und der idealistischen Verflüchtigung der Dinge in Gedanken, begann die Realität zu suchen und sie fand den Rückweg zu ihr durch Schopenhauer und Feuerbach, wogegen die Realität, welche S. in seiner theogonischen Speculation und seiner Potenzenlehre zu entwickeln sich bemühte, selbst nur wie der Schatten eines Traumes erschien. Ueber philosophische Specialwissenschaften hat S. niemals gelesen; außer jener einführenden Darstellung der Geschichte der Philosophie beschränkt sich seine ganze Unterweisung auf die Philosophie der vorchristlichen und christlichen Religionen. Man sieht, dieser religiöse Gnosticismus

hat ihn völlig in Beschlag genommen. Welch ein Contrast zu Hegel, dessen Vorlesungen in Berlin sich über alle Theile des Systems gleichmäßig erstreckten und nach seinem frühen Tode in der Ausgabe der Gesammtwerke mächtig fortwirkten!

Die erste litterarische Kundgebung von Schelling's Urtheil über Hegel erfolgte in den Jahren 1833 und 1834, also 3 Jahre nach Hegel's Tode (1831). Victor Cousin, der Neubegründer philosophischer Studien in Frankreich, welcher S. schon im J. 1818 in München aufgesucht, längere Zeit mit ihm verkehrt hatte, und von da ab im Briefwechsel mit ihm stand, veröffentlichte 1833 mit der zweiten Auflage seiner „Fragments philosophiques“ eine Vorrede, in welcher er sich über sein allgemeines Verhältniß zur deutschen Philosophie näher aussprach. Cousin sah S. und Hegel als die beiden Häupter der deutschen Philosophie an, die er zugleich als die wahre erklärte, ihre Lehren als sich wechselseitig ergänzend, und in unauflöslicher Beziehung zu einander — ein Urtheil, das dadurch nicht unrichtiger wurde, daß Cousin diese deutschen Verhältnisse bereits aus einer gewissen Vogelperspective sah. Er wünschte eine Besprechung seiner Arbeit durch S. — ein Wunsch, dem sich dieser nicht entziehen konnte, und darum lieber benützte, um mit dem französischen Freunde zugleich auch das deutsche Publicum über die wahre Bedeutung Hegel's aufzuklären. S. veranlaßte die Uebersetzung des französischen Essais ins Deutsche durch einen Schüler, Dr. Hubert Beckers, (damals Professor am Lyceum zu Dillingen, später Professor an der Universität München) und schrieb eine beurtheilende Vorrede dazu, welche im wesentlichen die Quintessenz seiner Katheder-Polemik enthielt. Seit den „Gottheiten von Samothrake“, also seit 20 Jahren, das erste, was S. wieder veröffentlichte.

Aber er selbst scheint gefühlt zu haben, daß mit einigen satirischen Redensarten einem so mächtigen Gegner wie der Hegel'schen Philosophie nicht beizukommen war, und so werden nun die Aeußerungen wieder häufiger, welche eine größere Publication als unmittelbar bevorstehend ankündigen. Sie kam so wenig wie früher. Es gibt nur eine Erklärung für dieses endlose Zögern. S. hatte den Glauben an sich verloren; er fürchtete sich, die positive Philosophie, das Schmerzenskind vieler einsamer Jahre, der litterarischen Kritik und den schonungslosen Angriffen der Hegelianer preiszugeben, die er durch seine Polemik schwer gereizt hatte. Aber mit jedem Jahre wurde seine Stellung schwieriger, der Boden steiniger, auf dem seine „Philosophie der Offenbarung“ Wurzel schlagen sollte. Bald nach jener litterarischen Erklärung gegen Hegel erschien Strauß' „Leben Jesu“; Feuerbach's „Wesen des Christenthums“ stand schon im Hintergrunde. Auf der andern Seite stieg im baierischen Staate und an der Universität München die Hochfluth des Clericalismus immer höher. Nachdrücklichst wurde der exclusiv katholische Charakter der Hochschule betont, die freisinnigen und protestantischen Elemente aus der Lehrerschaft ausgemerzt, die freie Studienordnung, an deren Zustandekommen S. einst wesentlich mitbetheiligt gewesen, beseitigt. Zwar ist es bezeichnend für die Stellung, die S. zum Kirchenthum einnahm, daß er, wie der gesinnungsverwandte Schubert, solange unbehelligt blieb, ja sogar vom König im J. 1835 mit der philosophischen Unterweisung des Kronprinzen, des späteren Königs Max II., betraut wurde, welcher lebenslang warmer Anhänger des Philosophen blieb und später das von ihm in München errichtete Denkmal mit dem Prädicate „des Großen“ schmückte. Aber auf die Dauer konnte sich selbst S. nicht den Angriffen der unter dem Ministerium Abel immer üppiger wuchernden katholischen Reaction entziehen. War doch selbst ein Mann wie Baader der ultramontanen Richtung nicht katholisch, d. h. nicht päpstlich genug. Ihn und S. dachte man hauptsächlich zu treffen,

als ein Ministeralrescript verordnete, daß Vorträge über Religionsphilosophie an der Universität künftig nur noch katholischen Priestern gestattet sein sollten.

Während diese Vorgänge Schelling's Lage in München trotz der persönlichen Gunst des Königs immer unbehaglicher machten, hatte man von Berlin aus ein sehnsüchtiges Auge auf ihn geworfen. Eine ansehnliche Partei, an ihrer Spitze der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., wünschte S. in Berlin zu haben, nicht bloß als Nachfolger Hegel's sondern „zur Bekämpfung, ja Vernichtung der Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus". Diese briefliche Aeußerung Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen muß man im Auge behalten, um überhaupt zu verstehen, was man denn eigentlich von S. wollte. Denn auch Hegel hatte doch in der Religionsphilosophie eine begriffliche Construction des christlichen Dogmas gegeben und sein Standpunkt hatte sich fruchtbar erwiesen, wie die große Zahl protestantischer Theologen zeigte, die sich an ihn anschloß. Aber schon hatten die Gedanken Hegel's bei einigen seiner Anhänger jene radicalere Wendung genommen, welche die Zionswächter aller Orten mit Entsetzen erfüllte und auf Hegel's Haupt selbst den Heiligenschein einer eminent staats- und kirchenerhaltenden Kraft erblassen ließ. Schelling's Philosophie in ihrer letzten Entwickelung schien als Ergebniß der tiefgehendsten Speculation statt des Pantheismus den Theismus, statt der in Auflösung gerathenen Religionsphilosophie Hegel's die endgiltige Versöhnung des christlichen Dogmas mit der Wissenschaft und dem Zeitbewußtsein zu bieten. Für den geistreichen, katholisirenden Romantiker und Reactionär auf dem Hohenzollernthrone war S. der rechte Mann. Nachdem das erste, von Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz vertretene Berufungsproject am Widerstande des Freiherrn v. Altenstein gescheitert war, beginnen alsbald nach dem Regierungsantritt des Königs die Verhandlungen aufs neue. S. war mittlerweile 65 Jahre alt geworden, aber wenn er noch irgend welches Mark in seinen Knochen übrig hatte, so mußte er annehmen. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er in schweigendem Groll der wachsenden Verbreitung einer Philosophie zugesehen, deren Wahrheit nach seiner eigenen Erklärung von ihm selber stammte, und deren Eigenes die Zeit ihre besten Kräfte an die Ausbildung eines todten Schematismus vergeuden ließ. Wenn S. nun gerufen wurde an die Stätte, von wo „die Schule des leeren Begriffs" ausgegangen war, „nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott erwählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph", wie es in Bunsen's Berufungsschreiben hieß, so wäre die Ablehnung gleichbedeutend mit Insolvenz gewesen. Aber man sieht deutlich, wie schwer es ihm auch jetzt wurde; wie nur das Gefühl des Nichtanderskönnens ihn vorwärts trieb. Zunächst dachte er selbst sich von Baiern, mit dem er eng verwachsen war und dem er sich dankbar verpflichtet fühlte, nicht endgiltig abzulösen. Er meinte, oder gab sich wenigstens den Anschein zu meinen, daß es keiner dauernden Lehrwirksamkeit in Berlin bedürfe, um das von ihm Erwartete zu leisten, daß der rathlos gewordenen Zeit die bloße Andeutung eines möglichen Ausweges genügen werde.

Im Herbst 1841 geht er zunächst nur mit Urlaub und in provisorischer Eigenschaft nach Berlin, wo er mit der größten Spannung erwartet wird. Die Antrittsvorlesung (15. November 1841) war ein Ereigniß; das größte Auditorium der Universität war viel zu klein, um die Zuströmenden zu fassen. S. verhieß das Größte: „eine das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtige Grenze erweiternde Philosophie", „eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft". Rhetorisch wie immer vortrefflich, versteht er es in wunderbarer Weise, den Moment ins Historische zu erheben und überzeugt solange, bis man sich auf die Jahreszahl uud den Inhalt der rettenden Philosophie Schelling's

besinnt. Da erkennt man, daß das was S. wollte und das was er konnte ganz getrennte Dinge sind. Indessen schienen die ersten Erfolge die von ihm und dem König gehegten Erwartungen zu erfüllen: er sollte dauernd für Preußen gewonnen werden. Am 9. October 1842 erhielt S. in ehrenvollster Weise die Entlassung aus dem baierischen Staatsdienst und trat mit dem Range eines Geheimrathes, den er in Baiern gehabt, in den preußischen. Er war, wie von 1827 an in München, Mitglied der Akademie und hatte als solcher das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten, dessen Ausübung natürlich der dringende Wunsch der Regierung war.

Er las in Berlin wie in München Philosophie der Mythologie und der Offenbarung (S. W. II. Abthl., Bd. 2, 3, 4) mit Unterbrechungen, bis zum Frühjahre 1846. Von da ab betrat er das Katheder nicht mehr, und ließ sich nur noch gelegentlich vernehmen. Die Theilnahme sank rapid; aber wie es scheint, war es nicht die Verstimmung über diesen Umstand allein, die ihn vom Katheder trieb; vielmehr die Beobachtung, daß das ängstlich vor profaner Kritik gehütete Geheimniß seiner positiven Philosophie in öffentlichen Vorlesungen nicht gewahrt bleiben könne. Es war begreiflich, daß durch die unter so ungewöhnlichen Umständen erfolgte Berufung Schelling's und die volltönenden Ankündigungen seiner Antrittsrede, welche er im Druck erscheinen ließ, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt und überall lebhafte Begierde nach genaueren Aufschlüssen über Schelling's jetzige Lehre erregt wurde. Und da S. nicht zur Veröffentlichung zu bringen war, so besorgten das jetzt Andere für ihn. Zwar hatte er sich schon in Erlangen und München das Nachschreiben verbeten; jetzt aber erschienen dennoch schon nach den ersten Semestern auf Grund von Collegienhefte verfaßte, darstellende und polemische Schriften über ihn. Die wichtigste und ausführlichste von seinem alten Widersacher, dem Rationalisten Paulus ausgehend. Dieser veröffentlichte 1843 eine wörtliche Nachschrift von Schelling's Vorlesung über Philosophie der Offenbarung aus dem Winter 1841/42 mit Einleitung und Commentar von durchaus ironisch-polemisirender Tendenz. S. erkannte die Authenticität des Mitgetheilten an, indem er gegen Paulus wegen Nachdrucks klagbar wurde. Der Proceß machte großes Aufsehen; die öffentliche Meinung war getheilt, und obwol die dolose Absicht bei Paulus unverkennbar war, vermochte das Gericht die Merkmale des Nachdruckes nicht für gegeben zu erachten und sprach die Freigebung des confiscirten Buches aus. S. hatte den entgegengesetzten Ausgang mit Bestimmtheit erwartet und zog sich nun „da er keinen Schutz und keine Genugthuung gefunden“ völlig zurück. Er verzichtet auf den öffentlichen Vortrag seiner Lehre; er verzichtet aber auch auf die Herausgabe seines Lebenswerkes und mit ihr auf das einzige Mittel, um im Großen zu wirken und seine Ideen unbeschadet seines Autorrechtes zu verbreiten. Sein endloses Zögern hatte einen neuen Vorwand gefunden: die selbständige Ausführung der negativen Philosophie, als Grundlage der positiven, welche zwar nach seinen eigenen Erklärungen schon in seinem früheren System und in Hegel's Logik vorlag, aber nun mit specieller Rücksicht auf die positive Philosophie systematisch neubearbeitet werden sollte. Diese Aufgabe beschäftigte den Greis in den letzten Jahren seines Lebens; Bruchstücke dieser Arbeit sind von ihm in den Sitzungen der Berliner Akademie vorgetragen worden (S. W. II. Abthl. 1. Bd.). Zu einem Abschlusse und einer vollendeten Niederschrift seiner Principienlehre ist es nicht mehr gekommen. Vor dem dröhnenden Gange der Revolution und der folgenden Ereignisse hatte er sich in sein Innerstes zurückgezogen. Was die Revolution wollte, erschreckte ihn; was die Restauration zurückbrachte, konnte ihn nicht erfreuen. Mit unabläßig sorgender Mühe baut der alte Mann an einem Heiligthum der Zukunft, einer Philosophie die Christen-

thum, einem Christenthum das Philosophie sein sollte. Es ist nie eingeweiht worden. Zuletzt nahm ihm der Tod das Werkzeug leise aus der Hand. Im Winter 1853/54 begannen die Kräfte zu sinken; im Bade Ragaz, wo er Heilung suchte, ist er am 20. August 1854 gestorben.

Sein königlicher Schüler, Maximilian II. von Baiern, hat an der Stätte von Schelling's Tod ein Denkmal errichtet, inmitten der Münchener Prachtbauten Schelling's Erzbild neben dem Fraunhofer's aufstellen und seine Büste in die Walhalla aufnehmen lassen. In München wie in Berlin führen Straßen seinen Namen. S. war von mittlerer Größe, gedrungener Gestalt: sein blaues Auge hatte, wenn er vortrug oder erregt war, eine Schönheit und Kraft des Blickes, der sich Niemand entziehen konnte. Er hatte das schwerflüssige Wesen des Süddeutschen, das oft mit einem starken Selbstgefühl verbunden ist, aber eine gewisse Gunst der Umstände und Entgegenkommen bedarf, um sich zu geben und aufzuschließen, im entgegengesetzten Falle nur die Wahl zwischen völligem Verstummen oder äußerster Grobheit hat. Wo er sich gab, gab er viel; für jede Anregung verwandter Art empfänglich, streut er sie selbst mit vollen Händen aus; erst später beginnt er, nach außen hin abgeschlossen, mit kleinlichem Mißtrauen seine Schätze zu hüten. Diesem Leben, das glänzend begann und glänzend endete, fehlt gleichwol eine innere Tragik nicht, die Tragik, mit dem, was es selbst als seine reifste Frucht hervorbrachte, zu spät gekommen zu sein. Aus Schelling's Nachlasse traten endlich die Vorlesungen über Religionsphilosophie, in welche ihm die positive Philosophie aufgegangen war, in authentischer Form ans Licht: von einer Wirkung derselben weiß Niemand zu berichten. Die Gegensätze, welche S. zu vermitteln geglaubt hatte, stehen sich schroffer gegenüber als je; die positive Philosophie ist weder dem Glauben noch der Wissenschaft positiv genug.

Litteratur: Aus Schelling's Leben. In Briefen. Leipzig, S. Hirzel, I. Bd. (1775—1803) 1869; II. Bd. (1803—1820) 1870; III. Bd. (1821—1854) 1870. Der erste Band enthält ein biographisches Fragment von Schelling's Sohn, Decan Fr. Schelling, bis Juni 1796 reichend; die Ausgabe der ganzen Sammlung, wie der verknüpfende Text ist von G. L. Plitt. — Caroline, Briefe &c. herausgegeben von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel, 1871. 2 Bde. — Schelling's Sämmtliche Werke. J. G. Cotta, Stuttgart 1856—61. Erste Abtheilung Bd. 1—10; zweite Abtheilung Bd. 1—4. Herausgeber ist der älteste Sohn Schelling's, Decan K. Fr. A. Schelling. Die Ausgabe enthält außer den gedruckten Werken auch den handschriftlichen Nachlaß und werthvolle Einleitungen des Herausgebers zu den einzelnen Bänden.

Darstellungen: Ludwig Noack, S. und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgesch. des deutschen Geistes. Berlin 1859. 2 Bde. — Kuno Fischer, Fr. W. J. Schelling (Gesch. der neuern Philosophie, VI. Bd.) Heidelberg 1872. 1. Buch, Schelling's Leben und Schriften; 2. Buch, Schelling's Lehre. — Rosenkranz, Schelling. Vorlesungen. Danzig 1842. — R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. Man vergl. außerdem zur Philosophie Schelling's die im Texte angeführten Controversschriften, ferner die Darstellungen in den größeren Werken zur Gesch. der neuen Philosophie; insbesondere bei Erdmann, Versuch einer wissenschaftl. Darstellung der Gesch. der neueren Philosophie (III. Bd. 2. Abth.) und Windelband, Gesch. der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften, 2. Bd. — Für Specielleres: Jodl, Gesch. der Ethik in der neueren Philosophie, 2. Bd. 1889. — O. Pfleiderer, Religionsphilosophie. 2. Aufl., 1. Bd.: Gesch. der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart, 1883. — H. Pünjer, Gesch. der christlichen

Religionsphilosophie seit der Reformation. 2. Bd., 1883. — Ferner Abhandlungen von Hubert Beckers in den Abhandl. der philos.-philol. Classe der baier. Akademie der Wissenschaften. Bd. IX (1863), Bd. X, 2 (1865), Bd. XI, 1 (1866). — Ueber die letzte Entwickelung der Schelling'schen Philosophie: E. v. Hartmann, Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer, 1869. — Const. Frantz, Schelling's positive Philosophie nach ihrem Inhalte wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise ꝛc. 3 Thle. 1879—1880. — Karl Groos, Die reine Vernunftwissenschaft. Systemat. Darstellung von Schelling's rationaler oder negativer Philosophie. 1889.

Fr. Jodl.

Schelling: Josef Friedrich S., evangelischer Geistlicher und tüchtiger Orientalist, geb. am 13. August 1737 in Unterweissach (O.-A. Backnang, Württemberg), wo sein Vater Josef S. Pfarrer war, † am 5. October 1812 in Maulbronn. Früh verwaist (der Vater starb 1738 in Wildbad) wurde der begabte Knabe der Familienüberlieferung gemäß zum Studium der Theologie bestimmt: er erhielt seine Bildung in den Klosterschulen zu Herbrechtingen, Denkendorf und Maulbronn 1752—56; im letzteren Jahr kam er in das theologische Stipendium (Seminar) Tübingen, wo er 1758 magistrirte. Die Freude an morgenländischen Sprachen gab sich frühzeitig kund, das Studium derselben war zeitlebens die Lieblingsbeschäftigung des stillen frommen Mannes, dessen Lebensgang sich in den ruhigen Geleisen altwürttembergischer Lehr- und Pfarrthätigkeit abspielte. Ob er nach vollendeter Studienzeit eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland antrat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, die Nachrichten über sein Leben und seine Lehrthätigkeit fließen überhaupt sehr spärlich. 1766 ward er Repetent in Tübingen, später Stadtvicar in Stuttgart und zugleich Hofmeister in der Familie des Hofpredigers Johann Christian Storr; dort lernte er auch seine Frau Gottliebin Marie Cleß (Tochter von Wilhelm Jeremias Cleß, Stadtpfarrer in Stuttgart und Regina Dorothea Rieger, s. G. K. R., A. D. B. XXVIII, 543) kennen, am 12. November 1771 wurde er mit ihr in Stuttgart getraut. Von 1771—77 war er Diakonus in Leonberg, 1777—91 Professor an der Klosterschule in Bebenhausen, 1791 wurde er Decan in Schorndorf, 1801 Prälat in Murrhardt, 1807 Prälat und Generalsuperintendent in Maulbronn. Seine theologische Richtung war die der damaligen positiven Kreise Schwabens, durch J. A. Bengel's mächtigen Einfluß einem ernsten Studium der Bibel zugewendet: die apokalyptischen Anschauungen Bengel's theilte der nüchterne, von Herzen fromme S. nicht, wohl aber ist die historisch-kritische Schule des Meisters in den Schriften des Schülers nicht zu verkennen. Ein trefflicher Kenner der Classiker, sehr vertraut mit der arabischen, syrischen und hebräischen Sprache, ausgestattet mit gutem Geschmack und feiner Beobachtungsgabe, ebenso gründlich als gelehrt, übte er durch seine Lehrthätigkeit im Seminar einen bedeutenden segensreichen Einfluß auf die ihm anvertraute Jugend aus. Sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm J. S. (s. den Art.), von dessen Ruhmesglanz ein schöner Strahl auf den Vater zurückfällt, zeigt in allem die treffliche Schulung desselben, aber auch Georg Christian Storr, Joh. Friedr. Gaab (s. A. D. B. VIII, 285), H. E. G. Paulus (s. A. D. B. XXV, 287), und vor allem Chr. Fried. Schnurrer, sein bedeutendster Schüler (s. den Art.) in orientalibus verdanken ihm Anregung und Leitung. In Württemberg gehörte er zu den Ersten, welche die philologischen und hermeneutischen Grundsätze von Michaelis in sich aufnahmen und weiter verbreiteten. Ueber sein Ergehen während der vielen Kriegsereignisse um die Wende des Jahrhunderts, über seine Thätigkeit in Staat und Kirche bei

den großen Veränderungen, welche Württemberg in dieser Zeit erfuhr, ist mir nichts bekannt geworden. Der glücklichen Ehe mit der gleichgesinnten Frau entsprossen mehrere Kinder, deren ältester, wie schon erwähnt, der Philosoph war, dessen Correspondenz mit den Eltern die liebevollste Pietät und Hochachtung ausdrückt. Am 26. Juni 1803 traute der Vater in Murrhardt seinen Sohn mit „der würdigen Reisegefährtin“; am 7. Sept. 1809 starb dieselbe im schwiegerelterlichen Hause und wurde in Maulbronn begraben. Eine Tochter hieß Beate, ein zweiter Sohn Gottlieb starb als Officier in österreichischen Diensten vor dem Vater, ein dritter, August Ludwig, geboren in Bebenhausen am 17. März 1781, wurde Decan in Marbach und starb 1860 zu Stuttgart, ein vierter, Karl Eberhard, geboren am 10. Januar 1783, starb als hochgeschätzter Arzt und Obermedicinalrath am 9. Mai 1855 in Stuttgart. Am 5. October 1812 schloß S. sein reichgesegnetes Leben, eine Unterleibsentzündung hatte seinen Tod verursacht. Die beiden Tübinger Dissertationen „De simplicibus eorumque diversis speciebus“, 1758 und „An ex vaticiniis Veteris Testamenti probari possit quaedam generalis Judaeorum conversio“, 1761, kamen mir nicht zu Gesicht. Weiter veröffentlichte er: „Abhandlung von dem Gebrauch der arabischen Sprache“. Stuttgart 1771. „Descriptio codicis manuscripti hebraeobiblici in bibliotheca consistorii Wirtenbergici“ (jetzt Cod. Bibl. Fol. N. 1 der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart) Stuttgart 1775, eine genaue und sorgfältige Studie; „Animadversiones in loca difficiliora Jesaiae“, Lips. 1799. Er war Mitarbeiter an den württemb. Summarien und in Eichhorn, Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, Thl. 10 1782 und Thl. 17 1785 ist je ein Aufsatz von ihm.

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Bd. I und II. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben, 1802.

Theodor Schott.

Schellincks: Willem S. oder Schellinx, geboren in Amsterdam 1632, † ebenda 1678, Figuren- und Landschaftsmaler. Als er bereits zum Künstler ausgebildet war, ging er 1661 in die Fremde, besuchte England, Frankreich, Italien und Deutschland. Von diesen Reisen, über die er ein interessantes Tagebuch führte, (Houbraken gibt einzelnes aus demselben) brachte er viele Zeichnungen heim, deren mehrere er in Gemälden ausführte. Im Jahre 1665 kam er wieder in seine Vaterstadt zurück. Von seinen besten Gemälden werden erwähnt „die Einschiffung Karls II. vom holländischen Strande nach England“, „der Brand der englischen Flotte bei Chatham“, 1667 (das Gemälde in der Sammlung Six in Amsterdam). P. Nolpe hat nach ihm den Durchbruch des St. Antony-Dammes 1651 gestochen.

Houbraken. Schouburgh. Immerzeel.

Wessely.

Schels: Johann Baptist S., österreichischer Oberstlieutenant und Schriftsteller, der Sohn eines Staatsbeamten und von diesem für eine bürgerliche Laufbahn bestimmt, am 9. November (n. A. 6. December) 1780 zu Brünn geboren, trat aus Neigung zum Soldatenstande 1800 als Kadett bei einem Infanterieregiment in den Dienst, kam 1804 in den Generalquartiermeisterstab, nahm am Feldzuge von 1805 theil, ward dann bei der Landesaufnahme verwendet, im Kriege von 1809 in Polen schwer verwundet und nach seiner Herstellung in der litterarischen Abtheilung des Generalquartirmeisterstabes beschäftigt; während der Feldzüge von 1813 und 1814 war er mit Herstellung der in der Staatsdruckerei erscheinenden Berichte über die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen betraut. Während des kurzen Feldzuges von 1815 gehörte er dem Hauptquartiere Schwarzenberg's an; dann kam er in die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Generalquartiermeisterstabes und übernahm 1818 unter Leitung des späteren

Feldmarschalllieutenant Graf Leonhard Rothkirch die Redaction der wieder ins Leben gerufenen, vom Erzherzog Karl begründeten, „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift“ (jetzt Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift), welche er bis zu seinem am 8. October 1847 zu Wien erfolgten Tode geführt hat; seit 1831 war er auch Vorsteher der k. k. Kriegsbibliothek. — Als Schriftsteller war er auf allgemein-, noch mehr aber auf kriegsgeschichtlichem und auch auf kriegswissenschaftlichem Gebiete sehr thätig, bei seiner großen Fruchtbarkeit nicht immer mit der wünschenswerthen Gründlichkeit, auch entbehrt seine Schreibweise der Frische. Von seinen allgemeingeschichtlichen Werken sind eine „Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates“ in 9 Bänden (Wien 1819—1828), denen als 10. eine „Geschichte Kaiser Leopold II.“ (Wien 1837) folgte, und eine „Geschichte des südöstlichen Europa unter der Herrschaft der Römer und Türken“, 2 Bände (Wien 1827—1828) die wichtigsten, unter den kriegsgeschichtlichen sind es „Die Feldzüge der Oesterreicher in Italien 1733—1735“ (Wien 1834) und „Beiträge zur Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft“, eine Reihe von Einzelschriften, wovon zwei Sammlungen, eine jede in sechs Bänden erschienen sind (Wien 1822—1833). Ferner schrieb er „Der Felddienst“ (Wien 1824), 4 Bände, viele Aufsätze 2c. für die militärische Zeitschrift 2c.

Oesterreichische militärische Zeitschrift, Wien 1848, 2. Band, 6. Heft (Lebensbeschreibung von Oberst Pannasch). — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, 29. Theil, Wien 1875.

B. Poten.

Schelver: August Franz S., Genre- und Schlachtenmaler, geboren 1805 zu Osnabrück, war als der Sohn eines Rechtsgelehrten erst für die Wissenschaften bestimmt, erhielt durch die Fürsorge seines Schwagers Dr. Richard Unterricht im Zeichnen und wurde bald darauf der Schüler des dortigen Porträtmalers H. Neelmeyer. Damals zeigte der junge Kunstscholar besondere Neigung zum Caricaturenzeichnen, ein Umstand, welcher von den Betroffenen mit längerer Carcerstrafe geahndet ward. Im Jahre 1826 erhielt S. von seiner Vaterstadt ein dreijähriges Reisestipendium, welches ihm ermöglichte, sich zu München weiter zu bilden. Er gab auch bald Proben eines tüchtigen Talentes, besonders im Genrefach; so brachte er schon 1829 ein heiteres Bildchen, wie ein Gutsbesitzer aus seinem Wagen einem Handwerksburschen Almosen spendet, auf die Kunstausstellung. Nun versuchte er sich auch in Pferdestücken und Bataillen; das erste Gemälde dieser Art (eine Scene aus der Schlacht bei Hanau), welches er 1833 nach seiner Rückkehr in Hannover zur Ausstellung brachte, kaufte der Herzog von Braunschweig. In Hannover malte S. den Vicekönig, Herzog von Cambridge und dessen Sohn, den Prinzen Georg, umgeben in großer Parade von den Generalen und höchsten Officieren der hannoverschen Armee, alle nach dem Leben — ein damals großes Aufsehen erregendes, auch von A. Bodmer lithographirtes Bild. Nun war S. in die ihm völlig zuständige Thätigkeit gelangt. Er verarbeitete nach dem Vorbilde Albrecht Adam's, Bürkel's und anderer Münchener frische Scenen aus dem Volksleben, Jagdgesellschaften, militärische Schlacht- und Paradestücke, theilweise sogar von größerem Umfang. Das Studium des Pferdes bot ihm immer neuen Stoff zur Darstellung, theilweise auch mit humoristischem Anflug. Da kamen Pferdehändler und Roßtäuscher, welche entweder auf dem Jahrmarkte oder vor dem Wirthshause und der Schmiede ihr Gewerbe treiben. Auch Schiffzüge mit Pferden, Jagdbilder (mit und ohne Porträts) malte S. unter der steigenden Gunst seiner hohen Auftraggeber. Mehrere Bestellungen für Hannover und St. Petersburg führten ihn wieder nach München, wobei ihm auch der in militärischen Costümen so wohlerfahrene Heinrich Ambros Eckert Beihülfe leistete. Dagegen lieferte S. demselben

Beiträge zu dessen großem mit D. Monten herausgegebenen Werke „Das deutsche Bundesheer", namentlich zu den Gruppen der Braunschweiger und Hannoveraner. In München, wo S. fortan bis zu seinem am 23. October 1844 erfolgten Tode verblieb, malte derselbe viele Genrebilder und Darstellungen aus dem Volksleben in ruhigem und bewegtem Kreise, ländliche Scenen im Gebirge (einen „Tiroler Fuhrwagen", nun in der Neuen Pinakothek, erwarb König Ludwig I.), Soldatenscenen, russische Kosaken, österreichische Kürassiere, französische Truppen in Algier und dergleichen, damals beliebte artistische Bravourstücke, welche „mit schöner Harmonie und anspruchloser Wahrheit" dargestellt wurden, ohne daß die betreffenden Herren Maler viel mit originellen Studien oder Terrainkenntnissen sich plagten — auch Griechenhelden, Türken, Spanier und italienische Banditen waren beliebt, ohne daß die Künstler gerade je einem solchen Vorbilde begegnet wären; Publicum und Autor wetteiferten in Genügsamkeit, wenn sichs nur „gut machte". Ob es seitdem überall besser geworden? Unter Schelver's Schlachtbildern war auch eine Scene aus dem Rückzuge der Franzosen von Leipzig, aus den Gefechten bei Bautzen u. s. w. Schelver's letzte größere Arbeit bildete ein Artillerie-Exercitium auf dem Marsfelde, welches König Ludwig I. dem russischen Kaiser 1842 vorführte. S. hat auch mehrere seiner Compositionen auf Stein gezeichnet, z. B. eine lustige Studentensuite zu Pferd und Leiterwagen, eine Treibjagd auf Hasen, eine Folge von Jagden (Sau-, Hirsch-, Enten-Jagd und Jägerrast) u. s. w.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München, 1836. S. 133. — Kunstvereins-Berichte für 1844, S. 59. — Nagler, Künstlerlexikon 1845, XV, 179 und dessen Monogrammisten 1858, I, Nr. 578. — Vinc. Müller, Handbuch von München, 1845, S. 188. — Maillinger, II, Nr. 2650 ff., IV, Nr. 1592.

H. Holland.

Schelver: Franz Joseph S. wurde am 23. Juli 1778 in Osnabrück geboren, studirte in Jena Medicin, wurde 1802 daselbst Privatdocent und starb am 30. November 1832 als Professor der Medicin in Heidelberg. Er war ein eifriger Anhänger der Schelling-Oken'schen Naturphilosophie. Anfänglich beschäftigte er sich vielfach mit Entomologie. Außer einigen kleineren entomologischen Abhandlungen in Wiedemann's Archiv für Zoologie schrieb er: „Versuch einer Naturgeschichte der Sinnesorgane der Insecten und Würmer", Göttingen 1798, worin er eine gute Zusammenstellung der bis dahin bekannten Thatsachen gibt, ohne jedoch wesentlich Neues zu Tage zu fördern. Später wandte S. sich ganz der Botanik zu. Seine botanischen Werke: „Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen", Heidelberg, 1812 mit zwei Fortsetzungen 1814 und 1823, sowie die „Lebens- und Form-Geschichte der Pflanzenwelt", Heidelberg, 1823 sind für die Morphologie nicht ohne Werth; jedoch zeigt er sich in denselben als heftiger Gegner der Befruchtungstheorie, indem er behauptete, daß die künstliche Befruchtung nur eine Art Impfung sei und der Pollen ein tödtliches Gift für die Narbe enthalte.

W. Heß.

Schelwig: Samuel S. (Schelgwing), einer der eifrigsten und heftigsten Streiter unter den lutherischen Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts wider den Spener'schen, auf eine gründliche Erneuerung des kirchlichen Lebens neben der reinen Lehre dringenden Pietismus. Geboren am 8. März 1643 zu Polnisch-Lissa als Sohn eines evangelisch-lutherischen Geistlichen erhielt er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Maria Magdalenen in Breslau, von wo er 1661 die Universität Wittenberg bezog, um sich dem Studium der Theologie und Philosophie zu widmen. Hier wurden die streitbaren heftigen Vorkämpfer der reinen lutherischen Lehre, Abraham Calovius, Meisner, Quenstedt, Deutschmann, Strauch seine Lehrer und Vorbilder. Nach Erlangung der Magisterwürde 1663

wurde er 1667 in die Reihe der akademischen Docenten aufgenommen, jedoch nicht, um Theologie zu lehren, sondern um als Adjunct der philosophischen Facultät Vorlesungen zu halten. Aber schon im J. 1668 verließ er Wittenberg, um einem Ruf als Conrector des Gymnasiums in Thorn Folge zu leisten. Nach fünfjähriger Thätigkeit in diesem Amt wurde er 1673 als Professor der Philosophie und Bibliothekar nach Danzig berufen. Hier wurde er 1675 als Nachfolger von Aegidius Strauch außerordentlicher Professor der Theologie am Athenäum, dem akademischen Gymnasium, 1681 Prediger an der Katharinenkirche und 1685 Rector des Gymnasiums, sowie auch Pastor an der Trinitatiskirche. Er starb hier am 18. Januar 1715.

Durch sein ganzes Leben zieht sich der heftige Kampf gegen Spener und die von ihm ausgegangene, auf die Erneuerung des individuell christlichen und des kirchlichen Gemeindelebens gerichtete Bewegung. Es handelte sich in diesem oft mit der äußersten Leidenschaftlichkeit und unheiligem Feuereifer geführten Kampf um die Wahrung der angeblich von Spener in den Hauptartikeln des Glaubens angefochtenen lutherischen Lehre. Mit dieser völlig ungerechtfertigten Anklage wurde von den Vertretern der lutherischen Schultheologie die Forderung Spener's beantwortet, daß mit gleichem Ernst und Nachdruck, wie die reine Lehre, auch ein wahrhaft frommes gottseliges Leben und ein auf das ewige Ziel gerichtetes Streben nach persönlicher sittlicher Erneuerung und Heiligung zur Geltung kommen müsse. Zwischen S. und Spener hatte früher ein freundliches Verhältniß bestanden. Ja, dieser hatte versucht, jenem zu einer theologischen Professur in Wittenberg zu verhelfen. Von Schelwig's Seite wurde dieses Verhältniß durch die Art und Weise seiner Theilnahme an der öffentlichen Bekämpfung des Pietismus bald getrübt oder vielmehr gestört. Die theologische Facultät in Leipzig hatte durch ihr Mitglied Johann Benedict Carpzow eine Schrift unter dem Titel: „Gründliche und wohlgehegte Bedenken von der Pietisterei“ erscheinen lassen. Zu dieser Schrift hatte S. die Vorrede geschrieben, in der er als Gegner des Pietismus auftritt. Es handelte sich nach dem Titel um „Unterricht und Warnung für die christliche Gemeinde hier und an anderen benachbarten Orten“. Das damit entzündete Feuer brannte bald in Danzig weiter, indem S. mit seinem Amtsgenossen Constantin Schütze, Pastor an der Marienkirche, als einem Anhänger Spener's, über den Pietismus in Streit gerieth. Er griff ihn in einer Predigt öffentlich vor der Gemeinde an und ließ dieselbe drucken unter dem Titel: „Von Austreibung des Schwarmteufels“, indem er im Pietismus nichts als Schwarmgeisterei erblickte. Es entspann sich dadurch zwischen beiden ein Schriftwechsel. Schütze veröffentlichte gegen Schelwig's Beschuldigung eine „Erläuterung an seine Gemeinde“. S. erwiderte mit einer „wohlgemeinten und brüderlichen Erinnerung“ an Schütze. Unter seinen Schriften ist die bedeutendste und umfassendste der 1694 erschienene „Catalogus errorum Schützianorum“, die nicht bloß gegen Schütze, sondern gegen die ganze Spener'sche Richtung die Waffen hin und wieder recht wenig geistlicher Ritterschaft erhob. Er suchte darin eine umfassende Zusammenstellung der pietistischen Irrthümer zu geben. Er erhob darin gegen Schütz den Vorwurf, daß er auf der Kanzel dem Pietismus das Wort geredet, Spener's sich angenommen und sich dadurch als Anhänger der Schwärmerei desselben öffentlich bloßgestellt habe. Unter maßlosen Angriffen beschuldigt er Schütze, daß er von einer neuen Reformation nach dem Exempel der Wiedertäufer träume, die Irr- und Schwarmgeister in Schutz nehme, die streitigen Lehrpunkte gering achte und nach der libertas prophetandi trachte. Weiter wirft er ihm vor, daß er die Lehre von dem Verdienst Christi an den Orten, an denen viele grobe Sünder in der äußerlichen Kirche seien, nur selten triebe, daß er die guten Werke als nöthig zur Seligkeit preise und mit den allergröbsten Calvinisten lehre,

daß Gott den Menschen zur ewigen Verdammniß geschaffen habe. Er halte mit den Wiedertäufern die Philosophie und andere Wissenschaften verächtlich und bemühe sich, die Akademien und Theologen vor der Gemeinde stinkend zu machen. Schütze schrieb diesen Beschuldigungen gegenüber eine apologia catalogo opposita und eine „Vorbereitung zur gänzlichen Verantwortung". — Aus gleichen Ursachen und in gleicher Weise entspann sich ein Streit zwischen S. und dem Prediger Strauß. Diese kirchlich-theologischen Kämpfe, mündlich von den Kanzeln, schriftlich in einer gehässigen Streitlitteratur vor den Gemeinden geführt, stellten die Geduld und Nachsicht des Danziger Raths auf eine harte Probe. Dieser sah sich dem sich immer weiter fortspinnenden und ausbreitenden Streit gegenüber endlich zum Einschreiten genöthigt, um wenigstens den äußern Frieden durch Niederhaltung der öffentlichen Aergernisse wiederherzustellen. Der Rath verbot das weitere Streiten (1694—1695).

In ein neues Stadium tritt die Bekämpfung des Pietismus durch S. dadurch, daß er mit Spener selbst in Streit gerieth. Dies geschah durch seine Schrift: „Wiederholung der evangelischen Wahrheit in den Artikeln vom Gesetz und Evangelium, Glaube und Werken, Rechtfertigung und Heiligung, der Neugierigkeit zu steuern", Frankfurt und Leipzig 1695. Er sah alle diese Lehren durch den Pietismus gefährdet. Obgleich sachlich und objectiv gehalten, war diese Schrift doch zugleich ein Angriff auf den Pietismus überhaupt und auf die Vertreter desselben, wenn auch deren Namen nicht genannt wurden. Es fehlte nicht an Anspielungen auf die Pietisten, namentlich auch auf Schütze. So wenn es heißt: „Es sei beides zu predigen, Gesetz und Evangelium; es sei nicht recht, wenn man, weil in der äußeren Gesellschaft viele große Sünder wären, das Evangelium selten oder nie, bis sich alle bekehrt hätten, predigen wollte. Solche Anspielungen werden dann zu verkappten Angriffen und Beschuldigungen, bei denen es an maßlosen Uebertreibungen oder an Verdrehungen nicht fehlt. Z. B. so Jemand zur Vernichtung des Glaubens etwa predigte: „Verlasset euch nicht darauf, daß ihr des lutherischen Glaubens seid; die Teufel glauben auch und erschrecken; darum thut's der Glaube nicht, so er nicht thätig ist durch die Liebe", — so wäre das ein thöricht Geschwätz, als ob ich sagte: „verlasset euch auf Wagen und Pferde nicht, Kunz hat auch Wagen und kann doch nicht fortkommen; ergo". S. beschuldigt die Pietisten geradezu der Hintanstellung des Glaubens hinter die Werke, wenn er sagt: „Die Lehrer handeln übel, welche die Gemeinde selten von den Werken unterrichten, aber noch weit übler die, welche des Glaubens selten gedenken."

Obgleich Spener in dieser Schrift nicht direct angegriffen, auch nicht genannt war, mußte er sich doch als Urheber der Bewegung, die in so ungerechter Weise bekämpft wurde, veranlaßt finden, den Kampf dagegen aufzunehmen. Er that es im Gegensatz gegen den ihm indirect gemachten Vorwurf irriger Lehren zunächst in der Schrift: „D. Spener's freudiges Gewissen wider D. Schelwig's Zunöthigung", einer Schrift, die sich freilich mehr mit der Person Schelwig's befaßt, als mit der Sache, um die es sich handelte, und die eigentliche auf die Sache eingehende Antwort Spener's erst ankündigte. S. antwortete darauf mit einer Schrift: „Unerschrockenes Gewissen contra Spenerum" 1695, in der er in gereizter Behandlung persönliche Verhältnisse und Umstände, die früher zwischen ihm und Spener obwalteten, bespricht. Mit gründlichem Eingehen in die Sache vertheidigt sich dann Spener gegen Schelwig in einer ausführlichen Schrift unter dem Titel: „Freudige Gewissensfrucht und Ablehnung der von Schelwig gegen ihn geführten Beschuldigungen" 1695. Erst in dieser Schrift hat Spener, indem er alle drei Schriften Schelwig's, den „Catalogus, Wiederholung, uner-

schrockenes Gewissen", gründlich beantwortete, die gegen den Pietismus erhobenen Beschuldigungen eingehend beleuchtet und widerlegt.

Zunächst vertheidigt er sich gegen den von S. ihm gemachten Vorwurf, daß er Gesetz und Evangelium scheide und den Artikel von der Rechtfertigung mit dem von der Heiligung vermische. Er hält dagegen dem S. entgegen, daß dieser, wenn er vom Glauben spreche, nicht auf den Unterschied zwischen dem todten und dem lebendigen Glauben aufmerksam mache. Allein der thätige Glaube sei der allein seligmachende, weil er der wahre Glaube sei. Nur mache freilich der Glaube nicht selig, sofern oder weil er thätig sei. Da S. ihn den Patriarchen der Pietisten genannt hatte, so geht er auf die Frage nach seiner Stellung zu ihnen weiter ein. Es gebe allerdings Pietisten; aber diese seien keine Secte. Freilich, wenn sie solche Leute seien, wie sie in einer anonymen Lästerschrift (Ausführliche Beschreibung des Unfugs, welchen die Pietisten zu Halberstadt... gestiftet, 1693) geschildert seien, Leute, „die von der lutherischen Kirche abwichen, alle Ordnung und Stände über den Haufen würfen, das Predigtamt und den Eid auf die symbolischen Bücher aufheben wollten, ihren Glauben auf Gesichte gründeten, ein tausendjähriges Reich lehrten, phantastische Bücher verbreiteten, Münstersche Tragödien mit der Zeit vorhätten", — so wolle er mit solchen Leuten nichts zu thun haben. Aber er wisse solche auch nicht zu finden. Vielmehr bezeichne man diejenigen als Pietisten, „welche bei der lutherischen Kirche und Lehre blieben, aber unterschiedliche Punkte, Haltung der Gebote Gottes so trieben, wie nächst der Schrift die symbolischen Bücher und andere alte Theologen geredet hätten, dabei die Ordnungen in den Ständen herzlich verehrten, das Predigtamt für eine theure Gabe Gottes hielten, die symbolischen Bücher in dem ihnen eigenen Werth hielten, auf die Erfüllung der der Kirche noch bevorstehenden Verheißungen von Bekehrung des jüdischen Volks und den Fall Babels hofften, unsere Kirche von dem großen Babel unterschieden, aber doch Vieles in derselben als verdorben und als innige Gemeinschaft mit Babel beseufzten, collegia pietatis für nützliche Uebung hielten, vom geistlichen Priesterthum hochhielten und gern praktisiren wollten, wie sie von Luther angewiesen seien, und in den für Mitteldinge gehaltenen Dingen sich vorsähen." Dieses Alles gestatte doch nicht den Vorwurf der Sectirerei, sondern komme bis auf Weniges, wozu er eben nicht alle verbinden wolle, allen Christen zu.

Die angeführten Worte Spener's umfassen alle Hauptfragen, um die es sich in diesem von ihm und S. vertretenen Kampfe zwischen Pietismus und lutherischer Schultheologie handelte. Der Streit war schon vor diesem Schriftenstreit infolge einer Reise, die S. 1694 durch Norddeutschland nach dem Bade Pyrmont gemacht, und auf welcher er die Städte Wittenberg, Leipzig, Jena und Helmstedt, sowie bei der Rückkehr Hamburg, Kiel, Lübeck und Rostock besucht hatte, noch erbitterter geworden. In dieser Rundreise glaubte man in den Kreisen der Pietisten für die Ansicht, daß sich die Gegner zu einer förmlichen Liga gegen sie zusammengeschlossen hätten, neuen Anhalt zu finden. Man nahm an, daß S. in Angelegenheiten eines großen Theologenbündnisses zur Bekämpfung des Pietismus diese Reise unternommen habe. In zwei anonymen Flugschriften wurde von pietistischer Seite diese Sache an die Oeffentlichkeit gebracht. Es erschienen dieselben angeblich zu Jena unter den Titeln: „Die entdeckte neue Schwärmerliga wider Herrn D. Spener" und „M. N. H. Brief von jetzigen theologischen Streitigkeiten in Deutschland". Hier werden die Reise Schelwig's und seine angeblichen Verhandlungen mit den strenglutherischen Theologen ausführlich erzählt. Gegen diese Schriften, die der Sache Spener keineswegs gute Dienste leisten konnten, gab S. sein itinerarium antipietisticum, „kurze Erzählung einiger Dinge, so er auf seiner

schon im vorigen Jahre 1694 verrichteten Reise der Pietisterei wegen in Deutschland wahrgenommen", Stockholm 1695, heraus. Er versichert, seine Reise habe allerdings dem Pyrmonter Sauerbrunnen und nicht einer Liga wider Spener gegolten, aber er habe doch auch auf das Alles, was man an verschiedenen Orten über Pietisten geredet und geurtheilt habe, achten müssen. Und nun erzählt er eine Menge von „curiosen" Geschichten, in denen böswillige Gerüchte, offenbare Verleumdungen und Lügen mit thatsächlichen Vorkommnissen, die allerdings als Symptome von hier und da vorhandenem Mangel an geistiger und geistlicher Gesundheit und Nüchternheit sich darstellten, vermischt und verquickt waren. Es hatten sich ja in der That an verschiedenen Orten der gesunden religiös-sittlichen Bewegung des Pietismus ungesunde, unreine Elemente angeschlossen. Diese wurden nun verallgemeinert und mit allerlei Zuthaten versehen, die Niemand für baare Münze hätte nehmen sollen. Wie Spener schon in der letztgenannten Schrift ihm vorgeworfen hatte, daß er in Sachen der Liga auf seiner Reise thätig gewesen sei, so hielt er ihm jetzt in seiner Antwort auf die im Itinerarium aufgehäuften Beschuldigungen, „Gewissensrüge" 1696, seine damit begangene gröbliche Versündigung wider das 8. Gebot vor. Er führte ihm zu Gemüth, wie unbillig es sei, zu den Pietisten alle diejenigen zu zählen, an denen er einiges Unordentliche finde. Was würde er, Schelwig, dazu sagen, wenn man Alles, das von solchen ausgehe, die nicht zu den Pietisten gehörten, auf Schelwig, Carpzov u. A. als Patriarchen zurückführen wolle? Aber diese Vorhaltungen brachten S. nicht zu einer besseren Erkenntniß und zur Beobachtung eines würdigeren Verhaltens. Er beantwortete jene Schrift Spener's mit einer in plumpem Ton gehaltenen und auch inhaltlich wenig zutreffenden Gegenschrift: „Gewissenhafte Rüge der gewissenlosen Gewissensrüge Spener's". Die ruhigen Erörterungen und Vorhaltungen Spener's werden heuchlerisch als Anfechtungen, die die Lutheraner geduldig zu erleiden hätten, bezeichnet. So schreibt S. in einem an Carpzov in Leipzig gerichteten und in jener Schrift abgedruckten Briefe: „Er wünsche ihm Glück zu den Anfechtungen, die er von Spener zu erdulden habe". S. befestigte sich trotz aller Vorhaltungen und Belehrungen Spener's in der vorgefaßten Meinung, daß der Pietismus nichts als Sectirerei sei. Er sucht dies in einem großen Werke, welches unter dem Titel: „Die sectirerische Pietisterei", der erste Theil 1696, der zweite und dritte Theil 1697, erschien, zu begründen und damit den Hauptstoß gegen den Pietismus zu führen. Im ersten Theil meint er die Sectirerei aus dem erweisen zu können, was die Pietisten von dem Verfall der Kirche, von der nothwendigen Reformation, vom Predigtamt, vom Kirchenregiment, den hohen Schulen, der Philosophie und den anderen weltlichen Studien, vom geistlichen Priesterthum und von dem Nutzen der collegia pietatis lehrten. Wenn Spener auf die Mängel hinweist, welche die Kirche, d. i. die äußere Versammlung, habe, so werde damit die Kirche verunglimpft, und ein aufrichtiger Lutheraner dürfe so nicht reden. Angesichts der reinen Predigt des Wortes Gottes könne die Kirche als solche wegen der einzelnen Personen in ihr anhaftenden Mängel von einem solchen Vorwurf nicht betroffen werden, und man könne nicht von einem Verfall der Kirche sprechen, ohne sich als Sectirer zu erweisen. Ganz folgerichtig hätten ja auch schon einige angefangen, sich von dieser Kirche abzusondern; die Pietisten langten somit beim Donatismus, der Wiedertäuferei und Quäkerei an. Wenn die Pietisten dem Predigtamt da, wo es durch gottlose Menschen verwaltet werde, die heilsame Kraft abschnitten, so sei das donatistisch. Bei der Lehre vom geistlichen Priesterthum komme es ihm verdächtig vor, daß sie es nicht gern ein königliches, sondern fast durchgehends ein geistliches nenneten; er fürchte, daß, wie bisher durch Ausübung des geistlichen Priesterthums dem Predigtamt Eingriff geschehe, man auch vorhabe, mit

der Zeit gegen die Obrigkeit nach dem Vorbild der Wiedertäufer zu wüthen. Doch genug an Beispielen von solchen boshaften Insinuationen, wie sie der erste Theil noch mehr enthält. Der zweite Theil handelt von der Freigeisterei, den Fanaticis, dem Chiliasmo, der heil. Schrift und Erleuchtung, dem Enthusiasmo; der dritte Theil vom Gesetz und Evangelium, von Glauben und Werken, Rechtfertigung und Heiligung, Wiedergeburt, Buße, Beichte und Mitteldingen. Spener schrieb gegen den ersten Theil seine „eilfertige Vorstellung“ von 1696, gegen den zweiten und dritten seine „völlige Abfertigung“ 1698 und erklärt hierin, es ferner mit dem Schreiben gegen Schelwig auf sich beruhen lassen zu wollen. Dieser antwortete darauf mit seiner „saft- und kraftlosen Abfertigung Herrn D. Speners“ 1698, einer Zusammenstellung von angeblich 150 Irrlehren Spener's. Seine Rechnenkunst ließ seinen Amtsgenossen, den Diakonus Bücher an der Katharinenkirche in Danzig, nicht ruhen; er schrieb einen Lutherus antipietista und konnte noch mehr Spener'sche Ketzereien, 195 an Zahl, nachweisen. S. überbot diesen Bundesgenossen gegen den Pietismus und rechnete in seiner Schrift „Synopsis controversiarum sub pietatis praetextu motarum“ (Danzig 1701) dem Spener'schen Pietismus 264 Irrlehren nach. Man sollte es kaum glauben, daß V. E. Löscher in seinen „Unschuldigen Nachrichten“ 1701 diese Schrift mit Beifall begrüßt, daß Professoren sie ihren Vorlesungen zu Grunde legten und den Studirenden empfahlen. Spener und seine Anhänger werden als novatores heterodoxi et fanatici gebrandmarkt, die in öffentlichen Aemtern nicht zu dulden seien; die collegia pietatis werden als schädliche, sittenverderbliche Zusammenkünfte hingestellt, die zu verbieten seien; die Pietisten werden als kirchenfeindliche Menschen geschildert, die von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden müßten.

Als seine Hauptgegner traten Joh. Wilh. Zierold, Professor und Pastor zu Stargard, und Joachim Lange in Halle gegen ihn auf. Jener schrieb gegen ihn eine „Synopsis veritatis divinae opposita synopsi Schelwigii“ zur Vertheidigung des Pietismus. Dieser ging gegen ihn angriffsweise vor in seinen „Aufrichtigen Nachrichten“, 1706, und in seiner „Idea et anatome theologiae pseudoorthodoxae“, Frankfurt 1707. Er suchte ihm 28 Irrthümer der schlimmsten Art nachzuweisen; er klagte ihn an, „daß er die Kraft des 3. Artikels wahrhaftig verleugne und als fanatisch verwerfe; er bezeichnete seine Theologie als eine grundverderbliche, ja als einen Weg zur Hölle“. Als Vertheidiger Schelwig's trat unter Anderm Valentin Ernst Löscher in seinen „Unschuldigen Nachrichten von Altem und Neuem“ (1706—1710, Leipzig) hervor. Aber wie stechen gegen den Ton der Feindseligkeit und Rohheit, der sich in der Schrift Schelwig's vernehmen läßt, die gleichfalls den Pietismus bekämpfenden Schriften Löscher's ab! Es gehört hierher sein Timotheus Verinus, fünf Vorstellungen, die in den Jahrgängen von 1711 und 1712 der „Unschuldigen Nachrichten“ abgedruckt sind. S. wollte außer einer Anzahl von Disputationen über verschiedene Lehrpunkte, in denen er den Pietismus in seiner, der Löscher'schen Art völlig entgegengesetzten Weise angriff, noch eine geschichtliche Darstellung des pietistischen Streites, annales pietisticos, herausgeben. Er kam aber nicht mehr dazu. Er starb am 18. Januar 1715. Ausgerüstet mit nicht geringen geistigen Fähigkeiten, mit einer staunenswerthen Arbeitskraft und einem hervorragenden Scharfsinn, ermangelte er doch bei seinem Eifer für das reine Lutherthum derjenigen Gesinnung und Herzensstellung, auf welche der Pietismus drang. Die unwürdigen Waffen, deren er sich im Kampfe bediente, und die ungeistliche Führung dieser Waffen haben am meisten zu der Vergiftung des Streites zwischen dem orthodoxen Lutherthum und dem Pietismus, durch welche der ohnehin kranke Leib der Kirche in die heftigsten Convulsionen hineingerissen wurde, beigetragen.

Eph. Praetorius, Athenae Gedanenses, Leipzig 1713, S. 127 ff. (mit einem ausführlichen Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften). — Walch, Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche I, 602 ff., 739 ff., V, 159. — V. E. Löscher, Unschuld. Nachrichten, 1706 ff. — Vgl. Engelhardt, Löscher, S. 135. — Hoßbach, Ph. J. Spener, a. versch. Orten. — E. Schnaase, Geschichte der evangel. Kirche Danzigs, Danzig 1863. — G. Löschin, Gesch. Danzigs II, 47. — Schmidt, Geschichte des Pietismus, 1863, S. 227 ff.
D. Erdmann.

Schenau: Johann Eleazar (eigentlich Elias) Zeißig, genannt S., Maler, geboren zu Großschönau bei Zittau 1734, † in Dresden am 23. August 1806, soll nach der Inschrift seines Grabdenkmals am 7. November 1740 geboren sein, das Taufregister seines Geburtsortes bezeugt jedoch, daß er daselbst am 23. August 1734 getauft wurde. Er war der Sohn eines armen Damastwebers und dankte das Glück, daß sich ihm der Weg zur Kunst eröffnete, auf den ihn Talent und Neigung schon frühzeitig hinwiesen, der Fügung, daß er im Knabenalter nach Dresden kam, wo er sich anfänglich als Advocatenschreiber seinen Unterhalt verdienen mußte, später aber Gelegenheit fand, sich im Zeichnen und Malen auszubilden, und zuletzt mit dem greisen Director der Dresdener Zeichenschule Louis de Silvestre sich so nahe befreundete, daß er denselben 1756 zu längerem Aufenthalte nach Paris begleiten durfte. Dort soll er seinen Familiennamen Zeißig abgelegt und statt desselben den Namen seines Geburtsortes angenommen haben. Er selbst erwähnt die angegebene Veränderung seines Namens in seinem Testamente und sagt darüber, daß sie bloß nach dem Willen seines verstorbenen Vaters erfolgt sei. Auch während seines Pariser Aufenthaltes blieb das Glück seiner künstlerischen Laufbahn günstig. Er genoß die Freundschaft des Kupferstechers Wille und wurde durch die Familie seines Gönners Silvestre mit dem französischen Hofe bekannt, insbesondere seiten der Kronprinzessin von Frankreich, einer geborenen kursächsischen Prinzessin, wiederholt mit Aufträgen beehrt. Als einen Maler von Ruf, der er inzwischen geworden war, bemühte man sich bald in seiner Heimath, ihn für die vaterländische Kunst wiederzugewinnen. Er kam im J. 1770 nach Dresden zurück, wurde 1773 mit der Direction der Zeichenschule bei der Porzellanmanufactur in Meißen beauftragt, 1774 als Professor an der neu errichteten Dresdener Kunstakademie angestellt und endlich nach Hutin's Tode mit Casanova zusammen zum alternirenden Director derselben ernannt.

Von den zahlreichen Arbeiten des fleißigen Künstlers sind viele durch Kupferstich vervielfältigt. Einige landschaftliche Radirungen hat er selbst unter dem Namen Daniel Heimlich herausgegeben. Unter seinen Oelgemälden befinden sich zwei Altarbilder, deren eines in die Kreuzkirche zu Dresden, das andere, ein Werk, das unter den Zeitgenossen warme Lobredner fand, aber auch heftigem Tadel begegnete und eine besondere kleine Streitschriftenlitteratur hervorrief, in die Kirche seines Geburtsortes kam. Noch im J. 1814 war, wie ein vorhandenes, diesem Jahre angehörendes handschriftliches Verzeichniß beweist, ein großer Theil seiner hinterlassenen Kunstsachen im Besitz seines Schwestersohnes, des Damastwirkers Gottlob Friedrich in Dresden, vereinigt. Damals soll ein großer Theil derselben nach Rußland gekommen sein. In neuerer Zeit hat ein Lausitzer Patriot, dessen Forschungsergebnisse in einem Privatdrucke: „Catalog zur Illustration der öffentlichen Vorträge über Johann Eleazar Schenau (Zeißig) von David Goldberg“ (Druck von Richard Menzel in Zittau 1878) verzeichnet sind, sich zur Aufgabe gemacht, das Andenken an den einst berühmten Landsmann zu erneuern und die Ueberbleibsel seiner Kunstthätigkeit zu sammeln.

Heinrich Keller, Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern,

Leipzig 1788, S. 143—155. — G. F. Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler, Bd. 3, Abth. 1, Görlitz 1803, S. 192—197. — Joh. Daniel Schulze, Supplementband zu Otto's Lexikon, Görlitz und Leipzig 1821, S. 386. — Füßli, Künstlerlexikon, Th. 2, Abschn. 7, Zürich 1813, S. 1483—1485. — Mor. Wießner, Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Dresden 1864, S. 56 f. — Andr. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur, Bd. 5, Leipzig 1878, S. 359—372. — Zeit- und Ortsgeschichte von Großschönau, Großschönau 1887, S. 643 ff. — d.

Schenk: Eduard v. Schenk ist die unverdiente Ehre widerfahren, „als bairischer Dichter“ von Ludwig I. unter die Halbgötter der Münchener Ruhmeshalle versetzt zu werden. Der gütige Monarch gab damit nur einer verbreiteten Anschauung gleichsam die amtliche Weihe: denn er sah, daß der Mann seines Wohlwollens von den Zeitgenossen mit Auszeichnungen überschüttet wurde, wie sie nur einem Genie zukommen. Kameraderie und gewissenlose oder unfähige Kritik haben das öffentliche Urtheil über die dilettantenhafte Dramenmache und schwache Lyrik Schenk's derart entstellt, daß man ihn lange treugläubig für den berufenen Erben Schiller's und Kleist's nahm. Der unparteiische Geschichtschreiber aber hat die ernste Pflicht eines gerechten und strengen Richters zu erfüllen. . . . S. wurde am 10. October 1788 zu Düsseldorf geboren. Der Vater, Johann Heinrich, stand als Mitglied der Militärverwaltung in des bairischen Statthalters Karl v. Hompesch Diensten und machte sich so nützlich, daß ihn Maximilian Joseph, kaum Kurfürst geworden, (1799) in die Hauptstadt berief und zum Referendarius im Finanzausschusse ernannte. S., der Vater, ist ein warmer Freund F. H. Jacobi's gewesen. Ueber das Verhältniß vgl. „F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel.“ 2. Band, 1827. Nach und nach stieg der tüchtige Mann zum Generaldirector des Departements für finanzielle Angelegenheiten auf. Johann Heinrich hatte schon in früher Jugend des Lebens Noth erfahren; unbemittelt, wie er dastand, konnte er seinen Lieblingswunsch, regelrecht zu studiren, nicht erfüllen. Nun aber, da er es durch eisernen Fleiß zu hoher Stellung gebracht, war er entschlossen, seinen beiden Söhnen alles zu gewähren, was er selbst einst hatte entbehren müssen. Nachdem der ältere Sprößling frühe gestorben war, ein blühender Jüngling, hingen die Eltern (die Mutter, Magdalena, war eine geborene v. Sauer) mit um so zarterer Liebe an Eduard. Der frühreife, aufgeweckte Knabe hat die sorgfältigste Erziehung genossen. Auf einem Münchener Gymnasium herangebildet, bezog er 1806 die Universität zu Landshut, wo ihm der große Savigny im Rechtsstudium Lehrer und Führer wurde. Menschlich und erzieherisch hat aber vornehmlich der berühmte Theologe und Moralphilosoph Joh. Mich. Sailer, der Vertreter einer edlen und milden Religion des Herzens, auf ihn gewirkt; im vertrauten Umgange mit diesem Manne empfand der Jüngling die erste Neigung zum Katholicismus. S. hat durch jene Freundschaft im Leben große Förderung erfahren, — ihr allein verdankt er seine intimen Beziehungen zu Ludwig I. Die akademischen Studien beschließt er mit der Doctorprüfung und einer Schrift, die 1812 gedruckt herauskam und als Beitrag zu einer geschichtlichen Darstellung des „römischen Rechts“ lange Zeit beachtet wurde: „Das Recht der „„Dos““ vor Justinian“. Dann trat er als Landgerichtspraktikant in den Staatsdienst; nach dem juristischen Hauptexamen ward er Assessor am Münchener Stadtgerichte. Die besten gesellschaftlichen Kreise öffneten sich ihm, zumal das Heim des Rathes Clemens Neumayr, der mit einer Schar auserlesener Künstler, Gelehrter, Schriftsteller sich zu umgeben liebte. Bald fühlte sich S. zu der Tochter des Hauses, Therese, einem frommen und weichgestimmten Mädchen, hingezogen, und 1814 besiegelte die Ehe den stillen Bund. Die Frau war katholisch; die Seele des Mannes aber

befand sich schon so lange im Bann des alten Glaubens, daß der Uebertritt ihm nur als Förmlichkeit galt. Das aphoristisch angelegte Büchlein, durch welches er seinen Abfall vom Protestantismus zu rechtfertigen sucht, hat ein romantischer Schwärmergeist verfaßt („Gedanken und Empfindungen am Fuße des Altars zur Feyer von Ostern und Frohnleichnam", 1822); S. hat sich zu einer Kirche bekannt, die ihm alle Skrupel löst, „die nicht grübelt, nicht zweifelt, nicht wanket": zur Kirche des Thomas von Aquino und Ignatius Loyola. Es beginnt die Zeit, da sich seine Vorliebe für die bildende Kunst und Poesie entwickelt, im Umgange mit dem Akademiedirector Robert v. Langer und dessen bedeutenden Freunden. In der Gesellschaft seines Gönners unternimmt er 1823 (August bis October) eine anregungsreiche Fahrt durch die Lombardei und Venetien, als deren wichtigstes Ereigniß ein Zusammentreffen mit dem greisen Canova zu gelten hat. Anknüpfend an den Besuch in Passagno, dem Wohnorte des großen Bildhauers, schreibt er sein erstes, für die Oeffentlichkeit bestimmtes Poem im Versmaße Dante's, dessen „Göttliche Komödie" ihm Langer nahegebracht. (Der Künstler wünschte die Dichtung durch Radirungen zu erläutern, und S. sollte sie neu übersetzen.) Die Terzinen, die gleich nach des Meisters Tod hingeworfen worden, enthalten eine gedehnte Beschreibung des würdevollen alten Herrn und der Aufnahme, welche die wißbegierigen Reisenden in Passagno gefunden. Alle hervorragenden Schöpfungen Canova's, den Thorwaldsen als neidloser Bewunderer gepriesen, steigen vor des Verfassers Erinnerung herauf. Von nun bekundet S. ein mehr eifriges und ausgedehntes als tiefes Interesse an der litterarischen Arbeit, so zwar, daß man seinem Namen in den verschiedensten Zeitschriften, Almanachen und Taschenbüchern begegnet. Auch am Dramenschreiben findet er Gefallen: Der erste Act einer „Henriette v. England" erscheint in Weichselbaumer's Orpheus, und am 23. Februar 1826, wird auf dem Münchener Hoftheater das Trauerspiel „Belisar" zum ersten Male gespielt, welches später über alle deutschen Bühnen ging. Um diese Zeit gewinnt S. einen ergebenen Freund: Michael Beer. Das Verhältniß zu dem gleichstrebenden Poeten hat auf seine litterarischen Bestrebungen entschieden eingewirkt. „Belisar" vermittelte die Bekanntschaft, als Beer im Sommer 1826, auf einer italienischen Reise begriffen, durch München kam. Jeder nimmt anregend Theil an dem Schaffen des Anderen; nachdem sie von einander geschieden, entspinnt sich eine lebhafte Correspondenz, aus welcher S. in „Michael Beer's Briefwechsel" Einiges mittheilt. Beer fördert das Lustspiel „Dürer in Venedig" und recensirt es später, indessen S. eine Abhandlung über „Struensee" schreibt (Abendblatt 1828) und eine Regensburger Aufführung der Tragödie (26. April 1833) mit einem Prologe schmückt — er beklagt den frühen Heimgang des Freundes in einem Trauergesange und betrachtet es als Pflicht der Pietät, Beer's Werke in einer würdigen Ausgabe zu sammeln (mit ausführlicher Einleitung 1835). Sogar ein Journal wollten sie gemeinsam begründen, für das Cotta bereits gewonnen war. Beer sucht Uhland sowie Wilhelm Hauff für S. zu interessiren und wendet die Aufmerksamkeit seines berühmten Bruders dem bairischen Dichterling zu, indem er den Musiker „lüstern macht auf den Opernstoff der Untersberger". „Wie wäre es", schreibt er sehr bezeichnend, „wenn Sie sich dazu bewegen ließen, die Veranlassung zu werden, daß ein deutscher Componist einmal die fremden Länder, in denen er Ehre und Ruhm gefunden, verließe, um sich in seiner Heimath nach echtem, biederem, deutschem Sinn schimpfen zu lassen? Thun Sie es in allem Ernste, vielleicht lockt der Zauber Ihrer Poesie den Abtrünnigen zu uns". Und als ein Jahr darauf S. Minister wurde, schickte ihm König Ludwig die folgenden charakteristischen Zeilen: „Wenn der Minister weniger Umgang mit dem durch Talent und Benehmen ausgezeichneten Israeliten Michael Beer haben sollte, als

der Ministerialrath gehabt, würde auf mich unangenehmen Eindruck hervorbringen". Uebrigens unterhielt S. Beziehungen zu manchem hervorragenden Poeten. Er war mit Platen bekannt, mit Zedlitz, Tieck und Rückert; er verkehrt mit Heine, so lange dieser in München weilt, und stand mit Grillparzer auf vertrautem Fuße. In seiner Selbstbiographie beschreibt der österreichische Dichter (4. Ausg. d. Werke, 1887, Bd. 15, S. 154) eine Reise nach Deutschland (1826); er spricht über München und bemerkt: „In ein nahes Verhältniß kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt". . . . In seiner Beamtenlaufbahn hatte S. sehr schnelle Fortschritte gemacht: 1818 zum Geheimsecretär im Justizministerium ernannt, wurde er 1823, noch durch Max Joseph, zum Generalsecretär im Departement der Rechtspflege berufen, bis er beim Regierungsantritt Ludwig's I. (13. October 1825) in das vom Grafen Armansperg geleitete Cultusministerium übertrat. Es wird eine besondere Abtheilung für Kirche und Unterricht gebildet, zu deren Oberhaupt man S. machte. Zwei wichtige Aufgaben harrten seiner — die Verlegung der Universität von Landshut nach München und die Reorganisation der „Akademie der Wissenschaften". Unter dem Einflusse des neuen Königs begann sich in der Hauptstadt das regeste wissenschaftliche und künstlerische Leben zu entfalten: die unschätzbaren Kräfte eines Schelling und Thiersch, eines Klenze und Boisserée, eines Cornelius und Heß wußte Ludwig zu fruchtbarer Thätigkeit anzuspornen. S., der mit diesen Männern enge Fühlung hatte, war ihm sehr sympathisch — dem Könige gefiel jene Mischung von Geschäftstüchtigkeit und dem dilettantenhaften Eifer, als Poet etwas zu wirken; er fand in S. einen litterarischen und künstlerischen Berather; er vertraute ihm die Ordnung und Drucklegung seiner Gedichte an und machte ihn endlich zum Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Innern (1. September 1828). Mit den folgenden Worten meldet der Monarch dem Bischof Sailer die Ernennung: „Ich weiß, daß es Sie freut, darum schreibe ich es Ihnen, solche Gesinnungen, wie die seinigen, brauche ich an der Spitze der Staatsgeschäfte, und ich wollte das Talent in der ganzen Kraft seiner Jahre am rechten Platze haben." Und an den Erwählten wendet er sich so (14. September 1828): „Ein religiöser Geist, ein von Kunst und Wissenschaft durchdrungener, lebe in dem Ministerium des Innern, in allem Uebrigen herrsche der bisherige". Das Ministerium S. bedeutete ein clerical-reactionäres Regiment. Mit großem Eifer leitete der Mann sofort die Erfüllung des Concordates ein, nach welchem Klöster und Orden wieder ins Leben gerufen werden sollten zum Entgelt für das sequestrirte Kirchengut. Kloster Metten ersteht; Capuciner und Franciscaner und Congregationen barmherziger Schwestern treten in Wirksamkeit; Seminare für Geistliche werden errichtet; man sieht glänzende Bittgänge; die Oberammergauer dürfen aufs neue ihre Spiele veranstalten, und die Kirche schwelgt in Prunk und Pracht. Nach kurzem Widerstande der Philologen gelang es S. sogar, die clericale Reform auf die Schule zu übertragen: Es war ihm darum zu thun, im Schulplane das humanistische Element zurückzudrängen, an dem Thiersch und Jacobs festzuhalten suchten. Uebrigens beweist er auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung schöpferische und organisatorische Begabung, sowie zähen Fleiß: Er begründet einen Obermedicinalausschuß, er regelt die Benützung der Bibliotheken, gestaltet das Gestütwesen um, erläßt Verordnungen über die Hauptprüfung zum Staatsdienste, macht ein Executivgesetz für die Heeresergänzungen, will die Gasbeleuchtung in München einführen, erwägt die Austrocknung der Freisinger Moore und denkt an einen Canalbau zwischen der Landeshauptstadt und der Donau. Vor-

nehmlich aber faßt er die architektonische Verschönerung Münchens ins Auge, zusammen mit dem Könige, der sich so äußert: „Wie Cornelius, Schnorr, Heß neben einander unabhängig malen, so müssen es auch die Architekten können, soll das Bauwesen gedeihen.“ Schenk's Herrschaft hat nicht lange gedauert: Die frische Bewegung, welche, von der Julirevolution hervorgerufen, durch Deutschland ging und im politischen Leben Baierns freiere Anschauungen weckte, hat ihn bei Seite gedrängt. Er ist im Kampfe mit einem hartnäckigen Parlamente gefallen. Die Begeisterung für Freiheit und Selbständigkeit fand in der Presse einen so heftigen Ausdruck, daß die Regierung durch ein Censurgesetz zu Unterdrückungsmaßregeln greifen zu sollen glaubte. Die Opposition gerieth in mächtige Erregung und erklärte die von S. contrasignirte Verordnung für verfassungswidrig. Zu gleicher Zeit wagte die Krone einen Angriff auf die Wahlfreiheit, dessen Urheber S. war. Unter den Abgeordneten, die Staatsdiener waren, befand sich eine Anzahl von liberalen Männern, welche die Ideen der vorgeschrittenen Zeit kraftvoll vertraten, für die Entmündigung des Volkes wirkten und der Regierung energischen Widerstand zu leisten nicht zögerten: Um diese Leute mundtodt zu machen, erließ die Krone eine Verfügung, „Staatsdiener und Pensionsempfänger“ dürften als Abgeordnete nicht der Kammer angehören. Gesetz und Verfassung wurden durch diesen Erlaß zwar formell nicht verletzt, aber weil die Regierung sich nur auf ein formelles Recht stützte, entging sie nicht dem Vorwurfe, sich moralisch an den allgemeinen constitutionellen Anschauungen vergangen zu haben. Der Abgeordnete v. Closen, ein fortschrittlicher Heißsporn, tritt aus dem Staatsdienste, um seine Pflicht als Volksvertreter erfüllen zu können. Große Aufregung und Erbitterung in der Kammer; S. hat den heftigsten Reden Stand zu halten. Zwar ermuthigt König Ludwig ihn (6. Mai 1831): „Nur nicht niedergeschlagen in der Kammer, nicht capitulirend, sondern fortgefahren mit dem männlichen Ernst und entschiedener Festigkeit“. Doch schon am 24. Mai mußte der Monarch seinem Schützlinge das dringende Gesuch um Entlassung bewilligen, — hatte doch der Beschwerdeausschuß über die Censurverordnung sogar beantragt, S. in Anklagezustand zu versetzen. Der Minister wurde unter ehrender Anerkennung seiner Treue und Anhänglichkeit des Amtes enthoben und zum Generalkreiscommissär in Regensburg, sowie zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt; auch berief ihn der König bald darauf in den Reichsrath. Sowohl in der ersten Kammer wie in der Verwaltung des Regenkreises hat sich S. als Gesetzgeber und Organisator noch nützlich gemacht. Ludwig holte auch fürder in wichtigen Angelegenheiten bei ihm Rath und lud ihn oft nach München ein, damit ihm S. Gesellschaft leiste. In Regensburg konnte der regsame Mann wieder wie einst seinen Lieblingsbeschäftigungen, zumal der Poesie, nachgehen. Schnell und unerwartet kam ihm der Tod: er starb am 26. April 1841, Nachmittags 5 Uhr, in München und wurde drei Tage später mit großem Pompe zu Grabe getragen. Ein Berichterstatter der „Allg. Ztg.“ schrieb (Nr. 121): „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr der Verlust dieses Mannes in allen Kreisen der Gesellschaft beklagt wird, schon seine äußere Erscheinung war so freundlich und liebenswürdig, daß es schwer fällt zu glauben, er habe je einen Feind gehabt.“ Aus der überschwänglichen, beschönigenden Lobrede, welche dasselbe Blatt ein Jahr darauf veröffentlichte, geht dieses als sicher hervor: S. muß persönliche Eigenschaften besessen haben, die selbst seine politischen Gegner einigermaßen versöhnten; er war ein ernster Beamter, ein gewandter Redner, ein gehorsamer Diener seines Königs und hat die mannichfachen Irrthümer seines Lebens in der Ueberzeugung begangen, einer, wie ihn dünkte, gerechten Sache zu nützen. — — Litterarisch hat sich S. zunächst im Drama bethätigt und vornehmlich mit dem Trauerspiele

„Belisar“ einen Erfolg errungen, den wir heute kaum begreifen können, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Nation Lessing, Goethe, Schiller, Kleist gehabt und daß Grillparzer damals heraufstieg. Wie hier, so erscheint er auch in der Tragödie „Henriette von England“ und dem Schauspiel „Die Krone von Cypern“ — beide erstmalig aufgeführt zu München am 1. December 1826 bezw. 29. März 1832 — als der entartete Sohn der Romantik. Das ungedruckte „historische Schauspiel“ „Adolph von Nassau“ (Mscpt. auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek Cod. germ. 5109) gibt sich wie eine matte Staatsaction; ein Gegenstück soll S. im Entwurfe fertig gestellt haben: Regierung und Ende Kaiser Albrecht's, der aus einem Zweikampfe mit dem Nassauer siegreich hervorgegangen war. In dem biblischen Drama „Bethulia“, seinem letzten Werke (gedruckt in der „Charitas“ 1842, S. 357—446) entwickelt er die Geschichte Judith's und die Ermordung des Holofernes gemäß der Ueberlieferung, mit wenig Kunst und vielem religiösen Pathos, wie denn auch seine übrigen Stücke außer einer stark ausgeprägten christlichen Gesinnung nichts Eigenartiges aufweisen. Kein lebendiger Geist beseelt den Wust des Stofflichen; nichts von moderner Empfindung, von Phantasie oder Gestaltungskraft. Zum Dramatiker fehlte dem Manne beinahe alles, besonders die Gabe des Charakterisirens. Seine Figuren — zumeist Gestalten der Geschichte — stellen sich nicht als Menschen dar, die vermöge eigener Willenskraft und aus Selbstbestimmung gut oder böse handeln, irren oder das Rechte thun, sondern als Puppen, deren Bewegung der Autor nach dem jeweiligen Bedürfnisse regelt. Die Personen sind ferner entweder notorische und unbedingte Bösewichter oder Engel der Unschuld und Tugend. Während die Charaktere echter Dramatiker ihre Eigenschaften in Handlungen entwickeln, so sagen Schenk's Geschöpfe mit überreichen Worten von sich selbst aus, was sie sind und vorstellen sollen. „Belisar“ ist, voll Unnatur und Schwulst, eine Tragödie der Verleumdung. Der Held des Stückes wird als glänzender Sieger, als Retter und Beglücker der Nation, als selbstloser und treuer Vasall geschildert; er hätte Dank verdient und erntet Schmach durch die unglaubliche Schwäche und Verblendung eines kaiserlichen Tropfes. Nach antiken Vorbildern hatte Belisar einst seinen Sohn einem Sklaven zur Ermordung übergeben, weil ihm ein Traum in dem ungerathenen Burschen einen Verräther des Vaterlandes gezeigt. Der Sclave tödtet das Kind selbstverständlich nicht, sondern setzt es aus. So hat sich der Verfasser die Möglichkeit offen gehalten, den Todtgeglaubten unter Belisar's Kriegsgefangenen zurückkehren zu lassen. Bei Alamir, dem Alanenjüngling, der wie sein Vater von Edelmuth trieft, meldet sich natürlich die Stimme des Blutes. Antonina, des Heerführers Frau, welcher jener Sclave sterbend gebeichtet, geräth über den Verlust des Sohnes in solche Raserei, daß sie sich mit zwei schwarzen Hallunken, die den Gefeierten aus unbekannten Gründen vernichten wollen, zum Sturze des Gatten verbindet. Sie fälschen gemeinsam Briefe Belisar's, und Justinian, der leichtgläubige Narr, hat nichts gegen ein Todesurtheil einzuwenden. Nach einem gedehnten Selbstgespräch, worin er sich als gediegenen Kenner Schiller's — vergleiche die Monologe der Elisabeth (Maria Stuart) und Philipp's (Don Carlos) — entpuppt, läßt sich der Kaiser durch einen Haufen hereindringender Belisarverehrer bestimmen, das Urtheil aufzuheben und den Feldherrn nur zu verbannen. Belisar's Blendung wird auf die folgende haarsträubende Art motivirt (Act III, Sc. 5 u. 6): Justinian hatte die Verbannung so ausgesprochen: „Sorgt dafür, daß er mein Antlitz nicht mehr schauen kann“; und die Bösewichter Eutropius und Rufinus nehmen tückisch, wie sie sind, den Kaiser beim Wort und erfüllen das Gebot buchstäblich (!). Wie Gloster in Edgar's Begleitung, so geht der blinde Held, von seiner Tochter Irene geführt, die sich als Jüngling verkleidet

hat, ins Elend. Um Belisar zu rächen, ziehen die jungen Alanen gegen das Reich. Ihr Oberhaupt ist Alamir, den Belisar unterwegs aufhält und in einer herzbewegenden Scene als seinen Sohn erkennt (Recognitionsobject: ein Kreuz). Die Alanen eilen auf Byzanz zu; Belisar, von Justinian zurückgerufen, hat Gelegenheit, das Vaterland zum zweiten Male zu erretten, muß aber, anstatt die Früchte seines Sieges zu genießen, einen rührenden Tod erleiden. Die ränkesüchtigen Höflinge empfangen die verdiente Strafe, und Antonina stirbt an Gewissensbissen und Auszehrung. Das ist der vielgerühmte „Belisar". Wie hier die morgenländische Griechenwelt von einer tollgewordenen Romantik erfüllt wird, so umgibt S. in der „Henriette" den aufgeklärten Hof des glänzenden Königs von Frankreich mit den düsteren Schatten mittelalterlicher Barbarei. Man hat ein Intriguenstück erhalten, welches das Geschick der klugen Tochter Karl's I. mit einem großen Aufwand greulicher Mittel, wie Verrath, Meuchelmord, Vergiftung, schildert. Auf einer Sammlung ähnlicher scheußlicher Motive baut sich die „Braut von Cypern" auf. Unrechtmäßiger Besitz wird dem tyrannischen Usurpator genommen, und gerade durch diejenigen, welche er längst vernichtet zu haben meinte; sie sind durch Wunder gerettet und betreiben nun das Werk der Rache. Unholde und Schurken befehden die Kirche; es gibt lange Erzählungen von räuberischen Thaten und erschütternde Erkennungsscenen; mit Gift und Dolch wird gearbeitet; es fehlt natürlich nicht das Liebesspiel zwischen dem betrogenen Fürstensohne und der unschuldigen Tochter des Verbrechers . . . Auch im sprachlichen Ausdruck zeigt sich der Mangel an dichterischem Talente: Keine Wendung, die aus dem Wesen des Gegenstandes geschöpft, kein Bild, das mit der schaffenden Phantasie erschaut wäre; kein ursprünglicher Gedanke, kein Wort echt empfundener Weisheit. Zwar wird ein gewisser Glanz und Schwung des Verses angestrebt, aber die Mühe ist vergeblich, weil sie auf äußerlicher Nachahmung bestimmter Muster beruht. Dann dieser willkürliche Wechsel in den Metren und Rhythmen! Unvermittelt treten fünffüßige Jamben, vierfüßige Trochäen, „vers irréguliers", gereimt und ungereimt nebeneinander. Plötzlich theilt sich die Rede strophisch ab: Belisar spricht zum Kaiser in wohlgebildeten Stanzen und Alamir hält einen Monolog in Sonettform. Wenn Schenk's armselige Schöpfungen gleichwol einen gewissen vorübergehenden Glanz verbreiteten, so war es doch nur, um mit Goethe zu reden, fulgur e pelvi, indem die Sonne unserer Classiker hier aus „einem nicht eben reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt". Auf Schenk's Unselbständigkeit ist schon leise hingedeutet worden; er ging in der Sucht, sich fremdes Gut zum Eigenthum zu machen, sehr weit. Antonina's Ausgang ist bestimmt durch Lady Macbeth's Schicksal; Wallenstein's Seni spukt im Bruno der „Henriette"; Mördergestalten aus dem Shakespeare kehren wieder, Max- und Thekla-Empfindungen hallen zurück, das „Horoskop wird gestellt" und die „Linien der Hand beschaut"; Schiller's unübertreffliches Bild von dem „Schiffe, das mitten auf dem Weltenmeer in Brand geräth" (Schluß der Piccolomini), kann neuem Zwecke dienen, falls für das brennende Fahrzeug ein ausbrechender Vulcan eingesetzt wird; Herzog Philipp hat von Marquis Posa gelernt, wie man sich verständlich macht, auch wenn man die Wirklichkeit in eine märchenhafte Erzählung hüllt („Zwei edle Häuser in Mirandola"); in dem kleinen Stücke „Eßlair's Gedächtnißfeier" (Morgenblatt 1841, Nr. 78) werden die berühmten Verse, mit denen Schiller die Vergänglichkeit der mimischen Kunst beklagt, schlecht verhüllt als eigene Arbeit reproducirt u. s. w. u. s. w. Von Schenk's übrigen dramatischen Werken hat das einactige Lustspiel „Albrecht Dürer in Vendig", das am 300jährigen Todestage des großen Künstlers auf der Münchener Hofbühne dargestellt wurde, ein gewisses Ansehen erlangt. Beer nennt es „eine echte,

farb- und duftreiche Blume, welche auf diesem karg bebauten Felde unserer Litteratur aufgeblüht ist", und schreibt ihm „eine heitere versöhnende Stimmung zu, die wir nur in der reinen Nähe der Grazien empfinden". Uns freilich dünkt es, daß auch den Figuren dieses Stückes jedes individuelle Leben fehle. Es bietet nach sehr durchsichtigem Plane einen Künstlerzwist, der ein fröhliches Ende nimmt. Die Gegenüberstellung Tizian's und Dürer's ist akademisch gehalten und scheint aus irgend einem kunstgeschichtlichen Buche zu stammen. Immerhin mag das Bemühen, bei geziemender Gelegenheit der alten deutschen Kunst, wie sie die Welt erobern will, ein litterarisches Denkmal zu setzen und die Anschauung nachdrücklich zu vertreten, daß die wahre Kunst alle nationalen Unterschiede aufhebt, lobend anerkannt werden, auch wenn die Ausführung hinter dem Willen zurückgeblieben ist. Im Gegensatze zu der Einfachheit dieses Lustspiels zeigt Schenk's zweite Künstlerkomödie, „Die Griechen in Nürnberg" eine verwickelte Composition. Hier gibt es schablonenhafte Intriguen, die ein boshafter Rathsherr gegen den grundehrlichen Pirkheimer, für dessen Unschuld Peter Vischer eintritt, ins Werk setzt; die edle Tochter des Uebelthäters liebt wieder den Sohn des Biedermannes (den jungen Vischer). Der gefährliche Mensch wird bekehrt und versöhnt. Neben einem belanglosen Singspiel, „Der Untersberg" betitelt (1829, Musik von Freiherrn v. Poißl), hat S. noch eine Reihe von Gelegenheitsstücken verfaßt, aus welcher der Epilog auf Eßlair's Tod bereits hervorgehoben wurde. Es offenbart sich in diesen Werken eine schreckliche Armuth der Erfindung und die baare Unfähigkeit, ein wirklich charakteristisches Wort über die gefeierte oder beklagte Person auszusprechen. Formell sind sie insofern fast alle nach demselben billigen Mittel hergestellt, als der Autor die Zeit der Handlung in die Vergangenheit verlegt und nun das Zukünftige weissagt. So läßt er in „Alte und neue Kunst", einem allegorischen Spiele, das dem Tode Goethe's galt, Melpomene und Romantia so lange mit einander hadern, bis der Poesie Genius verkündigt, er werde einen Dichter schaffen, der beide versöhne, indem er beiden Genüge thue. Und in den Huldigungsstücken für den Hof, welcher Ton widerlicher Kriecherei! Es ist etwas Schönes um Dankbarkeit, Unterthanentreue und Loyalität; wo sie aber einen so knechtischen Ausdruck finden, wie in „Ludwigs Traum", „Ahnen und Enkel", „Kadmos und Harmonia" (Sonderdruck), da darf man den Schriftsteller wohl der sittlichen Schwäche zeihen. In dem Sonett, das dem „Belisar" als Widmung vorhergeht, vergleicht er Ludwig I. mit einer mächtigen, zu den Wolken aufsteigenden Ceder, sich aber mit der Staude, die am Fuße des Baumes wurzelt und „still ihr Haupt senkt". An vielen Stellen seiner Gedichte tritt dieser de- und wehmüthige Zug noch stärker hervor. In der religiösen Lyrik und den Liebesliedern ist die Empfindung künstlich und geschraubt; hier und in den übrigen Stücken dieser Gattung offenbart S. jene formelle Gewandtheit, die selbst ein flaches Talent sich anzueignen vermag, aber ebenso wenig poetische Gestaltungskraft, wie in den dramatischen Sachen. Er entlehnt die Klangfarbe meistens fremden Dichtern, zunächst Schiller. Sein litterarisches Gewissen ist sehr weit. Man höre nur den Anfang einer Epode (D. Musenalm. 1835, S. 77): „Dem stillen Schoos der mütterlichen Erde Vertraut der Landmann seine liebe Saat, Und hofft . . ." Oder den Vers: „Und ein unbiegsam Werkzeug ist das Wort" (Ebend. S. 80). Endlich mag noch eines epischen Versuches gedacht werden, den S. hinterlassen. Er hatte sich die großmächtige Aufgabe gestellt, die Geschichte und das Culturleben von 16 Jahrhunderten in einem umfassenden Gedichte zu beschreiben. Der Plan war derart entworfen, daß Ahasverus („Der ewige Jude" sollte das Werk getauft werden) gegen das Ende des 17. Säculums in einer Benedictinerabtei Süddeutschlands wenige Tage rastet und den Mönchen

seine bedeutendsten Erlebnisse erzählt. Drei Bruchstücke sind davon gedruckt worden: „Die Legende vom heiligen Georg" (Charitas 1834), „Albertus Magnus" (D. Musenalm. 1834), „Hi-Tang und Li-Song" (D. Musenalm. 1838). Eine geschraubte Romantik und eine Verherrlichung des katholischen Christenthums! Bild und Stimmung des Eingangs ist Dante nachempfunden.

Seine Dramen hat S. selbst in drei Bänden 1829—35 herausgegeben; was in dieser Sammlung fehlt, ist oben bezeichnet worden. Auch die Cantate auf den Tod der berühmten Sängerin Clara Vespermann ist im Sonderdruck erschienen. Die lyrischen Gedichte, Fabeln und poetischen Erzählungen sind nicht vereinigt herausgekommen. Man findet sie in Weichselbaumer's „Orpheus" (1824—25, 2. Heft), in F. A. Greger's „Sonette von bairischen Dichtern" (1831, Bd. 1 und 4, theilweise übernommen aus dem Orpheus), in Becker's Taschenbuch 1829, im Taschenbuch für Damen 1831, im D. Musenalmanach 1835 und in der von S. begründeten „Charitas" 1834—43. Einzelne Reden Schenk's besitzt die Hof- und Staatsbibliothek zu München. Von „Belisar" hat Bobertag in Kürschner's Nat.-Lit. Bd. 161 einen Neudruck veranstaltet, und „Albrecht Dürer" ist in der „Katholischen Dilettantenbühne" (Kempten 1883, Heft 8) wiederum aufgelegt worden. — Biographisches: Außer den schon angegebenen Quellen vgl. Allg. Ztg. 1842, Nr. 98 und 99 (Beilage). — N. Nekrolog d. Deutschen 1841, I, 461—471. — Karl Th. Heigel, dem ich auch persönlich manchen Fingerzeig verdanke, hat in seiner Biographie König Ludwig's I. über Schenk's politische Thätigkeit lehrreichen Aufschluß gegeben und einige Briefe des Königs an den Minister mitgetheilt (S. 398 f.). — Verhandlungen der Stände 1831. — G. Th. Rudhard, Lebensbeschreibungen der Männer, deren Brustbilder in Baierns Ruhmeshalle aufgestellt sind (S. 88—89). — Hormayr's Taschenbuch 1854 bis 1855 (S. 53). — Goedeke III, 473 ff. — Unter den vielen Lobhudeleien, welche S. durch die Kritik erfahren, sind bemerkenswerth: Die Würdigung als Dichter in der „Allg. Ztg." 1842, Nr. 210 und 211; ein Artikel im Münchener Inland, 1829 (S. 541); Michael Beer's Aufsatz im Cotta'schen Literaturblatt (Beil. z. Morgenbl.) 1828, Nr. 33; siehe auch H. Heine's Reisebilder, Volksausg. 1884, Bd. 6, S. 15. Wie wohlthuend berührt uns dagegen die Wahrheitsliebe Chr. D. Grabbe's bei der Besprechung des „Belisar", den Immermann 1836 auf seiner Musterbühne in Düsseldorf spielen ließ (Düss. Tagebl. Nr. 26; sämmtl. Werke 1874, Bd. 4, S. 259 ff.).

Julius Elias.

Schenk: Friedrich S., ein tüchtiger und bedeutender Bühnenkünstler aus Karl Immermann's Schule, wurde im J. 1806 zu Magdeburg geboren. Frühe elternlos, mußte er seiner ursprünglichen Absicht, sich zum Geistlichen auszubilden, entsagen und eine Secretärstelle beim Oberpräsidium der Provinz Sachsen annehmen. Doch bald lockte ihn der Schauspielerberuf; gleich nachdem er seiner Militärpflicht genügt, verließ er die Heimath, um am Stadttheater zu Riga ein Unterkommen zu suchen. Schnell entschied sich sein Talent für das Fach der Helden und Liebhaber. Zwei Jahre (1825—27) blieb er der Bühne, auf welcher er angefangen hatte, treu. Dann übersiedelte er an das Theater in Reval. Seine Wanderzeit verbrachte er in Wiborg, Kronstadt, Altona, bis er am deutschen Schauspielhause zu Moskau dauernde Stellung erhielt. 1832 zog ihn der Director Heinr. Eduard Bethmann nach Magdeburg. Allein, das Unternehmen ging schon im nächsten Jahre zu Grunde, und S. mußte wieder wandern. Er zog mit seinem Freunde Bethmann nach Cassel, wo eben das Hoftheater neu eingerichtet worden. Dort entdeckte und verpflichtete ihn Immermann für seine Musterbühne. In Düsseldorf reifte sich S. recht eigentlich zum

Künstler aus. Es war die Periode seiner schönsten Erfolge und besten Wirkungen. Eine liebliche Frau brachte er nach Düsseldorf mit, die — eine Schauspielerin — in Magdeburg ihm angetraut worden und nun erfolgreich neben ihm thätig war. Nachdem Immermann's edle Bestrebungen um die Regeneration der deutschen Bühne gescheitert waren, und die Düsseldorfer Schauspielerschaar sich aufgelöst hatte (31. März 1837), stand S. wiederum „am Markt und war zu haben". Vorläufig fand er keine bleibende Stätte; man spielte in Frankfurt a. M., Mannheim, Stuttgart, Leipzig, bis aus München, wo ein Ersatz für den alternden und scheidenden Eßlair gesucht wurde, ein Ruf an S. erging. Am 27. März 1838 trat Friedrich S. am bairischen Hoftheater als Gast in Calderon's Drama „Don Gutiere" auf; ferner gab er den Dr. Löwe in dem Schauspiel „Der Oheim", den Stephan in Töpfer's „Gebrüder Foster", den Posa und Otto von Wittelsbach. Sein Eintritt in den Verband der Bühne wurde auf den 15. October festgesetzt. Der Intendant v. Küstner hatte in der Eingabe an König Ludwig I. vorgeschlagen, den neuen Darsteller auf 10 Jahre zu verpflichten; das Schriftstück enthält nur Worte des Lobes, so zwar, daß S. neben Rott und Anschütz als der dritte deutsche Heldenspieler rühmend bezeichnet wird. Doch der König war anderer Meinung und bewilligte, des Künstlers Eigenart abhold, vorläufig nur ein Engagement auf 4 Jahre, welches am 13. April 1843 und 3. April 1846 auf je drei Jahre verlängert wurde. Nach seinem Eintritt spielte S. als erste bedeutende Rollen Othello und Petrucchio. Damals befand sich die Münchener Hofbühne in einem nicht eben glänzenden Zustande; fünf Intendanten hat S. im Laufe der Zeiten gesehen. Der Spielplan war flach, das Zusammenspiel zerfahren; zudem wurde auf den Brettern Manches gesehen, was künstlerisch nicht hingehörte: Preisringer, Taschenspieler und Physiker. Erst mit Dingelstedt's Eintritt änderten sich die Verhältnisse, aber da war Schenk's Kunst bereits im Niedergange begriffen. Er wurde kaum mehr beschäftigt und noch bei Lebzeiten durch den aufstrebenden Friedrich Dahn beerbt. Materiell stand er sich nicht übel: Mit seiner Frau erhielt er ein Gesammtgehalt von 2800 Gulden, das später, als er allein war, auf 1600 Gulden reducirt wurde. Doch ohne rechten Halt, scheint er sich in München nicht gerade glücklich gefühlt zu haben. Zu Anfang verfolgten ihn die Schatten Eßlair's, und später machten sich Anzeichen von Geistesstörung bei ihm bemerkbar: sie äußerten sich in einer lallenden Sprache, über die gelächelt wurde. Dingelstedt sah sich gezwungen, den einst gefeierten Schauspieler nicht mehr auftreten zu lassen. Am 1. December 1854 wurde S. mit einem Gnadengehalt von 1000 Gulden in den Ruhestand versetzt. Seine letzte Rolle war der Oberst Röse in Lederer's „Geistiger Liebe", einem oft gespielten Stücke. Am 11. Januar 1858 starb er im Irrenhause an der Gehirnerweichung. Wir haben Künstler befragt, die in München mit S. zusammen gewirkt haben. Ihr Urtheil lautet nicht sehr günstig; doch sie haben den alten Heldendarsteller nur in seinen schlechten Tagen gesehen, und die Aeußerungen König Ludwig's, die an den Rändern gewisser Actenstücke zu lesen sind, wie: „Gewöhnlicher, gar nicht anders ausgezeichneter Schauspieler" (10. März 1843), scheinen uns von persönlicher Antipathie nicht frei zu sein, zumal wenn man sie mit den Urtheilen zusammenhält, die sich an die Düsseldorfer Zeit Schenk's knüpfen. In den Recensionen Grabbe's und Notizen Immermann's besitzt man gewiß unverdächtige Zeugnisse. Da erscheint S. als ein, wenn auch nicht eben genialer, so doch reichbegabter, feingebildeter, fleißiger Darsteller, als eine Stütze des Spielplans und als ein Günstling des Publicums. Sehr bald wird er den Talentvollsten der ganzen Schaar zugezählt; Immermann giebt sich große Mühe mit ihm und will ihn sogar zum Regisseur machen. S. wird als eine hohe und stattliche Erscheinung geschildert; er besaß

eine kräftige Stimme, die willig sich jeder Gemüthsstimmung anpaßte. Sie konnte „metallisch und zerschmetternd“ sein, diese Stimme, in den Augenblicken der Leidenschaft. Der Ausdruck männlicher Ueberzeugung, tüchtiger Ehrlichkeit, der ungeschlachten, unweltläufigen Lebenskraft gelang dem Künstler am besten. Die Gabe, zu charakterisiren, war ihm zweifellos eigen. Als Prinz in Calderon's „Leben ein Traum“ setzt er gleich so tüchtig ein, daß Grabbe schreiben kann: „S. führte die Rolle bis auf die letzte Silbe stark und tadellos durch, wild, charakteristisch, ein Sohn des Felsgebirgs und der Gefängnißhöhle, — dann versetzt in den Thronsaal aber (es gibt dergleichen und wär's aus einem früheren Dasein) das Wenige der Erziehung, welches ihm Clotald gegeben, stets hervorhebend.“ Ein ähnliches Lob wird Schenk's Leicester und Alexis (Immermann's Drama) zuertheilt. In Robert's Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse“, heißt es, habe er alle seine früheren Leistungen überboten. „Nie ward ein verletzter gebildeter Mann, der umsonst für seine Ehre nach der usuellen Rache sucht, nie ein liebender Bruder, dem die Schwäche seiner Schwester das Herz drückt, nie ein Sohn, der in seinem Feinde seinen Vater erkennt, besser dargestellt“, so urtheilt Grabbe. „Wallenstein“ zeigt die Grenzen von Schenk's Kunst. Er faßt den Charakter herzhaft an, „frisch und lebenskräftig“, spielt ihn ohne das Streben nach rein äußerlichen Wirkungen „durchaus gehalten und brav“, aber ein „gewisses Schwärmerisches“ vermißte man; der gleiche Mangel wird an seinem Hamlet gerügt. In Schenk's Wesen überwog das Verstandesmäßige; es fehlten ihm die starke Seele, die naturvolle Gestaltungskraft und das unbewußt Poetische — die Merkmale des Genies. — — Friedrich Schenk's Gattin, Franziska Schmidt, hat im J. 1808 zu Frankfurt a. M. das Licht der Welt erblickt. Ein Schauspielerkind, betrat sie, erst sechszehnjährig, die Bretter, wo sie den späteren Gatten kennen lernte. Fortan übte sie ihre Kunst neben S. aus, als „muntere Liebhaberin“, beim Publicum ungemein beliebt. Das Lustspiel war ihr eigentliches Feld; sie gab die vorwitzigen Backfische, Bauerndirnen und Kammermädchen mit allerliebster Anmuth und gewinnender Natürlichkeit. Oft verstieg sie sich auch zum Käthchen von Heilbronn und zur widerspenstigen Katharina. „Bald möchte Madame S. im Fach des Naiven nur wenige Nebenbuhlerinnen finden“, meint Grabbe. Vom Könige gern gesehen, wurde sie in München mehr beschäftigt als ihr Mann. Ihre besten Rollen waren Franziska („Minna v. Barnhelm“), Margarethe in Iffland's „Hagestolzen“, Leopoldine und Sabine in Töpfer's „Der beste Ton“ und „Die Einfalt vom Lande“. Es war schwer, in der seichten Posse und flachen Komödie, welche damals den Spielplan beherrschten, Natur zu entwickeln und zu behaupten. Als Künstlerin hochbegabt, scheint Frau S. im Leben eine leichtfertige Person gewesen zu sein. Am 10. März 1841 entwich sie contractbrüchig und verschuldet aus München, um mit einem Liebhaber nach Amerika durchzubrennen. Später soll sie noch in Oesterreich aufgetreten sein. Wir haben ihre Spur verloren.

Blum-Herloßsohn's Theaterlex. VI, 243 ff. — Chr. Dietr. Grabbe's sämmtl. Werke (Ausgabe von Oskar Blumenthal, 1874) VI, 183 ff. — Richard Fellner, Gesch. einer deutschen Musterbühne, 1888. — F. Grandaur's Chronik des Münchener Hoftheaters, 1878. — Actenstücke des königl. Theaterarchivs in München, die mir durch die Güte des Herrn Generalintendanten Baron Karl v. Perfall mitgetheilt worden. — Hoftheaterzettel. — „Zu Dingelstedts Münchner Bilderbogen II.“ von J. Prölß (Allg. Ztg. 1890, Nr. 91).

Julius Elias.

Schenk: Hartmann S., geboren am 7. April 1634 zu Ruhla bei Eisenach; besuchte die Gymnasien zu Eisenach und Coburg, ging 1656 an die Universität Helmstedt, 1657 nach Jena, ward 1662 Pfarrer zu Bibra, 1669 Diaconus zu

Ostheim vor der Rhön und Pfarrer zu Völkershausen, wo er am 2. Mai 1681 starb. In seiner „Güldenen Betkunst“, 1677, sind einige Kirchenlieder von ihm gedruckt, darunter das bis heute weit verbreitete Ausgangslied „Nun Gottlob es ist vollbracht, Singen, Beten, Lehren, Hören“, dessen letzte Strophe das vielgesungene „Unsern Ausgang segne Gott, Unsern Eingang gleichermaßen“ bildet. Kurz vor seinem Tode dichtete er das Sterbelied „Vater, es geht nun zu Ende, meine Jahre nehmen ab“.

Auch sein Sohn, Laurentius Hartmann S., geboren am 19. Juni 1670 zu Ostheim, wo er 1692 seines Vaters Nachfolger ward, † als Oberpfarrer zu Rodach am 1. September 1730, hat in seinem „Communionbuch“ 1718 und in dem von ihm 1722 herausgegebenen Römhilder Gesangbuch 23 eigene Lieder veröffentlicht, darunter; „Jesu, Jesu, Deine Liebe“, „O Jesu treuer Seelenhirt“ und „Süßer Jesu, meine Sonne“.

Wetzel, Hymnopoeographie, III, 49. — Koch, Kirchenlied[3], III, 427; V, 510 f. v. L.

Schenk: Heinr. Theobald S., aus einem hessischen Dorf bei Alsfeld gebürtig, starb am 11. April 1727 als Stadtpfarrer in Gießen. Rambach nahm in sein Hessen-Darmstädtisches Gesangbuch (vgl. A. D. B. XXVII, 199) das seitdem allverbreitete Lied von ihm auf: „Wer sind die vor Gottes Throne?“

Koch, Kirchenlied[3], IV, 535. v. L.

Schenk: Johann Heinrich, Ritter v. S., bairischer Staatsmann, geboren zu Düsseldorf am 17. April 1748, gestorben zu München am 1. Mai 1813. Die Dürftigkeit der Eltern — der Vater war Unterofficier in kurpfälzischen Diensten — nöthigte den talentvollen Knaben, die begonnenen Studien bald wieder abzubrechen und sich dem Stande des Vaters zuzuwenden. Ein freundliches Geschick führte den jungen Unterofficier zu dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, der ihm die Arbeiten eines Privatsecretärs übertrug, zugleich aber auch Gelegenheit bot, Latein und Französisch zu erlernen und sich juristische und nationalökonomische Kenntnisse anzueignen. Aus einem Diener wurde S. der Freund Jacobi's, er wurde in litterarischen Fragen zu Rathe gezogen, ihm wurde die Erziehung der Söhne Jacobi's anvertraut. „Der Mann“, schreibt Jacobi (17. November 1785) an Hamann, „den ich neulich mein Factotum nannte, der mein eigentlicher Vertrauter und mein Busenfreund im engsten Verstande ist, heißt Heinrich Schenk.“ Nachdem S. an der Universität Duisburg den Grad eines Licentiaten der Rechte erworben hatte, fand er 1787 eine Anstellung als Syndicus der Ritterschaft im Großherzogthum Berg. Gelegentlich einer in Jacobi's Auftrag 1779 unternommenen Reise nach München war er mit dem Finanzminister Freiherrn Franz Karl v. Hompesch bekannt geworden; dieser faßte Zutrauen zu ihm und übertrug ihm, als Jacobi, durch die Kriegsunruhen aus Pempelfort vertrieben, nach Holstein ausgewandert war, 1793 die Stelle eines Militär-Oekonomieraths in den Herzogthümern Jülich und Berg. Die französische Invasion bot dem gewandten Selfmademan Gelegenheit, sich auszuzeichnen; 1795 wurde er zu Unterhandlungen mit der Republik nach Paris abgeordnet; 1798 begleitete er Hompesch nach Rastatt. Als Max Joseph die Regierung von Pfalz-Baiern übernahm, wurde S. auf Vorschlag seines Gönners Hompesch am 27. Februar 1799 „im guten Vertrauen auf die in churfürstlichen Geschäften bewiesene Treue und Redlichkeit“ zum Geh. Finanzreferendär mit 3000 Gulden Gehalt ernannt. Der strebsame Beamte blieb aber ein treuer Freund der Litteratur und der Litteratoren. Schon in Pempelfort hatte er die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Gelehrten und Schriftsteller gemacht; die Briefe Jacobi's bezeugen, welch hohe Achtung S. in litterarischen Kreisen genoß. In München zu einflußreicher Stellung gelangt, trachtete er eifrig, die Berufung

des hochgeehrten Jacobi durchzusetzen; als Jacobi ablehnte, wollte er Fichte mit der Reform der akademischen Einrichtungen betraut wissen; auch mit dem „Magus des Nordens“, Hamann, trat er in freundschaftliche Verbindung. S. leistete gute Dienste als Mitglied des Hofcommissariats während der Besetzung Münchens durch die Franzosen, sowie durch die Flüchtung der Gemäldegalerie nach Düsseldorf vor dem Feldzug von 1805. Bei Errichtung des geheimen Ministerial-Departements des Innern 1806 wurde ihm das Referat über Handel und Verkehr, Fabrikwesen ꝛc. übertragen; nach Errichtung des geheimen Raths 1808 wurde er zum wirklichen geheimen Rath (mit 5000 Gulden Gehalt und 2000 Gulden jährlicher Gratification) ernannt; nach Hompesch's Ableben wurde er 1809 dem mit der Oberleitung des Finanzwesens betrauten Montgelas als Generaldirector beigegeben. Im Kampf zwischen „dem Alten“ und „dem Neuen“, der in Baiern durch die Reformen Montgelas' auf allen Gebieten des Staatslebens aufgeregt worden war, stand S. im allgemeinen auf Seite des leitenden Staatsmannes, wenn er sich auch die Gefahren, welche aus allzu weit getriebener Umsturzsucht erwachsen mußten, nicht verhehlte. Seine werthvollen Urtheile über diese Zustände und Vorgänge sind niedergelegt in den Briefen an Jacobi. Schon 1802 verschaffte S. seinem Gönner und Freunde eine Pension von 500 Thalern aus kurfürstlichen Privatmitteln, und er ruhte nicht, bis endlich Jacobi „als Bundesgenosse für Licht und Aufklärung“ nach München gezogen wurde. Jacobi sollte zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit 3000 Thalern Gehalt und — was von Jacobi am hitzigsten verlangt, von S. am schwersten durchgesetzt wurde, — der Erlaubniß zum Tragen der Uniform eines Landesdirectionsraths ernannt werden, dagegen nur verpflichtet sein, jährlich zwei Abhandlungen zu schreiben und den Sitzungen der Akademie beizuwohnen. S. bestürmte den geistvollen Gelehrten, das Anerbieten anzunehmen und nach dem in blühendem Aufschwung begriffenen München überzusiedeln. Den „alten“ S., schreibt er (30. September 1804), werde er freilich nicht mehr antreffen. „Ich bin seit neun Jahren unter einem steten Drang von Geschäften ein Fremdling in der Litteratur geworden, höchstens verstehe ich Sie noch, — aber was treue, innige Liebe und Anhänglichkeit ersetzen kann, werde ich ersetzen.“ „Gott erhalte Sie mir“, erwiderte Jacobi (5. Februar 1805), „für alles Uebrige ist mir dann nicht bange. So innig vereinigt, wie wir beide es sind, kommt man über Vieles leicht hinweg und ist sehr stark. Selige Stunden, wie wir noch keine mit einander verlebt haben, stehen uns bevor.“ Im August 1805 siedelte Jacobi nach München über. „Ich habe hier alles anders gefunden, als ich es mir gedacht hatte“, — so schildert er das erneute Zusammenleben mit dem vertrauten Genossen der Pempelforter Tage, — „meinen Freund Schenk selbst nicht ausgenommen, der von Arbeiten in einem solchen Maße überhäuft und Geschäftsmann geworden ist, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Er steht überall in größtem Ansehen und verdient es. An Geist, Herz und Lebendigkeit ist er noch ganz der Alte, faßt Alles, nimmt Antheil an Allem, kann sich aber nicht dabey aufhalten, weilen, ruhen und genießen, sich nie ganz ausspannen und das Geschirr an den Nagel hängen, auch nur auf eine kurze Zeit. Nicht, daß er es nicht daran hängen wollte, er hat es in der Hand und will, und kommt nur nicht dazu, daß er es wirklich aufhängt und davon geht. Dem ungeachtet sehe ich Schenk hier öfter und habe viel mehr Umgang mit ihm, als in den letzten Jahren in Pempelfort.“ Schenk's Haus war ein Sammelpunkt der verspotteten und gefürchteten Ideologen, welche an der von Montgelas angestrebten Umgestaltung Baierns in einen modernen Staat regen Antheil nahmen, aber erklärte Feinde der auswärtigen Politik des Ministeriums waren, weil sie in Napoleon's Dictatur die Vernichtung aller Freiheit und Wissenschaft sahen; hier verkehrten

sowohl einheimische Gelehrte, Cajetan Weiller, Michael Sailer, Friedrich Immanuel Niethammer, als Berufene, Friedrich Jacobs, Friedrich Thiersch, Sömmering, Schlichtegroll u. a. Als der bekannte Streit zwischen diesen Akademikern und der sog. altbairischen Fraction ausbrach und insbesondere gegen Jacobi die verleumderische Anklage erhoben wurde, daß er ein verrätherisches Complot gegen den rheinischen Bund angestiftet habe, war S. die kräftigste Stütze seines alten Freundes. An Jacobi's litterarischen Arbeiten war er mit Rath und That betheiligt, — u. A. stammt die Geschichte von Agis und Kleomenes, welche in den Roman Woldemar aufgenommen ist, aus Schenk's Feder. Die treuen Freunde fanden auch neben einander im Münchener Friedhof die letzte Ruhestätte.

Nekrolog im k. bair. Regierungsblatt, Jahrg. 1813, S. 1283. — Akadem. Festrede zum Andenken H. Schenk's, von Friedr. Roth, bair. Oberfinanzrath (1813). — (Roth), Nachrichten vom Leben F. H. Jacobi's in J.'s Briefwechsel, 1. Bd. (1827). — Deycks, F. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen (1848), S. 137 ff. — Zirngiebl, F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken, S. 117 ff.

Heigel.

Schenk: Jakob S., evangelischer Theolog, war zu Waldsee in Württemberg um 1508 geboren. Im Sommersemester 1526 an der Universität Wittenberg unter Justus Jonas' Rectorat immatriculirt, trieb er neben der Theologie mit Eifer und Erfolg humanistische Studien, hörte auch die Vorlesungen des Mathematikers M. Johann Volmar, dem er als Famulus näher trat, und erwarb sich die Magister-, 1536 die theologische Doctorwürde. Nachdem er längere Zeit an der Wittenberger Stadtschule, sowie Zöglingen aus angesehenen Familien Unterricht ertheilt, seit 1534 auch vielfach gepredigt hatte, wurde er im Sommer 1536 nach Freiberg an den Hof Herzog Heinrich's berufen, der sich damals für die evangelische Lehre entschied und dem schmalkaldischen Bunde beitrat. Nur ungern verließ S. die Universitätsstadt. Zudem erwarteten ihn beim Antritt seines Amtes eine Reihe von Auseinandersetzungen, welche durch den Einspruch Herzog Georg's und die von Georg v. Carlowitz vertretene Forderung der bischöflichen Weihe veranlaßt waren. Aber nach Beilegung derselben wurde, besonders wegen seiner Beliebtheit als Kanzelredner, seine ursprünglich auf höchstens ein halbes Jahr in Aussicht genommene Stellung eine dauernde und am Pfingstsonnabende des Jahres 1537 erhielt der noch nicht Dreißigjährige den Auftrag zur Visitation des Ländchens unter Verleihung des Titels eines Obersuperattendenten. Im Zusammenhange mit dieser Thätigkeit veranlaßte er einen Conflict, durch den er seinem Lehrer und Gönner Melanchthon manche bange Stunde bereiten sollte. Im Gegensatze zu der ihm vorgeschriebenen Visitationsordnung von 1528 trug er Bedenken, den Schwachen im Glauben das Abendmahl noch eine Zeit lang unter einer Gestalt zu reichen und forderte für den zu veranstaltenden Neudruck die Weglassung der betreffenden Stelle. Als Melanchthon auf eine Anfrage hin, namentlich mit Rücksicht auf Herzog Georg, den früheren Standpunkt festhielt, sandte S. dessen Schreiben an den Kurfürsten. Dieser ordnete eine Untersuchung an, die sich längere Zeit hinzog, schließlich aber infolge von Luther's Vermittlung und Erkrankung resultatlos verlief, ohne daß sich das von Melanchthon gefürchtete Unwetter über diesen entladen hätte. Unterdessen machte sich S. durch sein selbstbewußtes Auftreten auch bei Luther verdächtig. Er hatte seinen Bruder Michael, der nach einem dürftigen Wittenberger Studium das Amt eines Schichtmeisters in Joachimsthal bekleidete, im Kirchendienste unterzubringen versucht. Dazu riefen seine Beziehungen zu M. Georg Karg, der wiedertäuferischen Anschauungen zuneigte, bei Luther Be-

denken bezüglich der Rechtgläubigkeit seines Schützlings hervor, die durch mehrfache Warnungen bestärkt wurden. Da brach im Sommer 1538 in Freiberg eine durch mehrfache eigenmächtige Maßregeln entstandene Verstimmung in hellen Flammen aus. Von Seiten des Raths und der Gemeinde wurde der Superattendent beschuldigt, er habe durch seine Herrschsucht eine Reihe tüchtiger Männer aus der Stadt vertrieben; mit dem Rector Johann Rivius (s. A. D. B. XXVIII, 709) hatte er sich wegen der Einrichtung des Unterrichts überworfen, die Geistlichkeit klagte ihn an, er habe das Recht der Spendung des Altarsacraments den übrigen Stadtkirchen verweigert und dem Dome vorbehalten; namentlich hielt ihm sein Nachfolger im Hofpredigeramte, Paul Lindenau, vor, daß er in seinen Predigten die Bedeutung des Gesetzes schmälere, ein Vorwurf, der schon längere Zeit gegen ihn erhoben worden war und jetzt vom Rathe mit dem Ausspruche belegt wurde: „Thue, was du willst, glaube nur, so wirst du selig“. Die von Herzog Heinrich mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragten Visitatoren fanden, daß Schenk's Stellung in Freiberg unhaltbar geworden war. Da man ihn aber wegen seiner Beredtsamkeit hochschätzte und auch die Herzogin Katharina für ihn eintrat, so wurde seine anderweitige Verwendung beschlossen, umsomehr als von Anfang an seine Thätigkeit in Freiberg nur vorübergehend hatte sein sollen. S. erhielt den ehrenvollen Ruf als Hofprediger des Kurfürsten. Am 3. Juli 1538 traf er in Weimar ein. In demselben Herbste finden wir ihn noch in dem Hoflager zu Torgau und Lochau. Schnell hatte er den Kurfürsten, wie dessen Umgebung, durch seine Beredtsamkeit für sich gewonnen. Aber wieder liefen über sein eigenmächtiges Auftreten, seine Eitelkeit, seine Stellung zum Gesetze mancherlei Klagen bei Luther ein, die dieser bei persönlichem Zusammentreffen in Lochau und Eisenach bestätigt fand, ohne mit seinen Ermahnungen und Warnungen Erfolg zu haben. Dagegen verkehrte S. sehr freundschaftlich mit Melanchthon bei Gelegenheit des Friedensconvents zu Frankfurt a. M. im Februar 1539.

Als im folgenden Frühlinge Herzog Heinrich die Reformation in dem nach Herzog Georg's Tode ihm zugefallenen Herzogthum einführte, erwachte in S. die Hoffnung auf Anstellung in demselben. Er bat den Kurfürsten um seine Entlassung und erschien plötzlich in Leipzig, wo er zunächst im Beghinenhause, später im Franziscanerkloster Wohnung nahm. Hatte er in der Universitätsstadt, in der sich bisher die Reformation nur langsam und unter Schwierigkeiten vollzogen hatte, einen günstigen Boden für seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz zu finden gehofft, so stellten sich ihm bald mancherlei Hindernisse in den Weg. Zwar erlangte er die Erlaubniß zum Halten von Vorlesungen, aber er soll auf dieselben keinen großen Werth gelegt haben, weil sie nicht genügend bezahlt wurden. Dagegen wußte der Superintendent Pfeffinger ihn von den Kanzeln der städtischen Kirchen fernzuhalten, weil er ihn wegen mannichfacher, ihm zugegangener Warnungen für verdächtig hielt. Einflußreiche Freunde setzten es schließlich durch, daß S. in den Hofhalt des Herzogs August, der damals unter Rivius' Leitung in Leipzig studirte, als Hofprediger eintrat. Als aber der Prinz kurz darauf nach Dresden übersiedelte, erhielt er eine Professur in der theologischen Facultät mit einem Jahresgehalte von 150 Gulden. Am 10. August 1542 disputirte er sich pro loco ein und gab einen glänzenden Schmaus. Wie er als Prediger in der kleinen Capelle der Pleißenburg trotz der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit eine anhängliche Gemeinde um sich gesammelt hatte, so fanden seine Vorlesungen bei den Studenten rasch Anklang. Aber durch sein eigenmächtiges Auftreten und Auflehnen gegen die Universitätsgesetze wurde er in eine Reihe von Streitigkeiten verwickelt, die für ihn um so verhängnißvoller wurden, als sein Gönner, Herzog Heinrich, gestorben war. Die während Herzog Moritz'

Abwesenheit mit der Regierung betrauten Räthe entzogen ihm infolge einer Disputation den Gehalt und das Recht theologische Vorlesungen zu halten. Auch die ihm im Franciscanerkloster überlassene Wohnung mußte er räumen. Er wandte sich nach Wittenberg, wo er aber von Luther nicht vorgelassen wurde. Kurz darauf erscheint er als Hofprediger Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. Aber auch hier blieb er nicht lange. Sein Weggang mag wohl durch die Forderung der Kurfürstin-Mutter Elisabeth veranlaßt worden sein. Im J. 1546 wird er noch erwähnt. In Engelsdorf bei Leipzig soll er durch Hunger seinen Tod selbst veranlaßt haben. — Im J. 1540 hatte sich S. nach mehreren vergeblichen Werbungen in Wittenberg mit Hans Contzel's Tochter in Torgau vermählt und vom Rathe die übliche Verehrung an Kötzschberger und Rheinwein erhalten.

Schenk's Schriften gehören in das Gebiet der praktischen Theologie. Eine Abhandlung „Ueber die Buße“ (1539), gegen Georg Witzel gerichtet, fand den Beifall Luther's und Melanchthon's. Dagegen erhob sich gegen die Drucklegung seiner Predigten seitens der Wittenberger mehrfacher Widerspruch, so 1539, als die Herausgabe, nach erfolgter Billigung durch Melanchthon, von Luther verhindert wurde, so 1542 und 1543, als die Erlaubniß zum Verkaufe nach einer Reihe langwieriger Auseinandersetzungen nur auf wiederholte, energische Proteste dem Drucker Wohlrab in Leipzig ertheilt wurde. Die Predigten beschäftigen sich vorwiegend mit dem Katechismus und den Evangelien.

J. K. Seidemann, Dr. Jakob Schenk, der vermeintliche Antinomer, Freibergs Reformator, Leipzig 1875, wo Schenk's Schriften aufgezählt und beschrieben werden. — J. Köstlin, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 2. Aufl. Elberfeld 1883. 2. Band. — G. Kawerau, Der Briefwechsel des Justus Jonas, Halle 1884, 2 Bände. — G. Kawerau, Johann Agricola von Eisleben, Berlin 1881. — Th. Kolde, Analecta Lutherana, Gotha 1883. — C. A. H. Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen, 1525—1545, Leipzig 1879. — Dibelius und Lechler, Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, Leipzig 1882, 1. Heft, S. 159—163. — Ueber Schenk's Antinomismus: Georg Müller, Paul Lindenau, Leipzig 1880, S. 49 ff. — Zu vergleichen ist auch J. Heidemann, Die Reformation in der Mark Brandenburg. 1889. S. 263 ff. Georg Müller.

Schenck: Johann Georg S., Arzt, als Sohn des Johannes S. von Grafenberg (s. u. S. 58), gleichfalls zu Grafenberg (nach Eloy, Dict. hist. IV p. 209, in Freiburg) geboren, lebte im 17. Jahrhundert und prakticirte zu Hagenau im Elsaß, wo er um 1620 starb. Außer einer neuen Ausgabe der berühmten Schrift seines Vaters (s. diesen) hat er noch eine Reihe kleinerer, nicht gerade bedeutender Arbeiten geliefert, deren Verzeichniß in der unten angeführten Quelle zu finden ist.

Vergl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte 2c. herausgegeb. von A. Hirsch, V, 216. Pagel.

Schenck: Johann Theodor S., Arzt, ist als Sohn eines tüchtigen Praktikers aus Gera, Eusebius S. (1569—1628) am 15. August 1619 zu Jena geboren. Er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Naumburg und Arnstadt, begab sich 1637 nach Zerbst, wo er in den Anfangsgründen der Medicin von seinem Oheim, dem dortigen Prakticus Nathan Voigt, unterwiesen wurde und studirte dann erst in Leipzig, Jena und Altdorf, besuchte hierauf zu seiner größeren Vervollkommnung auch noch die Hochschule in Padua und kehrte schließlich nach Jena zurück. Hier erwarb er am 7. December 1643 die Doctorwürde und ließ sich als Arzt nieder. 1653 übernahm er die Professur der praktischen

Medicin an der Universität Jena und bekleidete dieselbe bis zu seinem am 21. December 1671 erfolgten Tode. S. war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller; es ist jedoch kein größeres Werk aus seiner Feder hervorgegangen, vielmehr nur zahlreiche kleine, meist mit compilatorischem Inhalt ausgestattete Dissertationen und akademische Gelegenheitsschriften, deren Verzeichniß Eloy, Dict. hist. de la méd. IV, p. 210 und die Biog. méd. VII, p. 136—138 bringen.

Vgl. Biogr. Lexikon rc. herausgegeben von A. Hirsch V, 216.

Pagel.

Schenck: Johann S., geboren bald nach Mitte des 17. Jahrhunderts, war ein weitberühmter, und jedenfalls einer der ausgezeichnetsten deutschen Gambenspieler seiner Zeit. Ueber den Lebensgang desselben ist nur äußerst wenig bekannt geworden. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts befand sich S. als „Kammercommissarius und Kämmerer", wie er sich auf seinem 6. Werke nennt, in den Diensten des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz. In dieser Stellung verweilte er bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, worauf er sich, wie es scheint, zu bleibendem Aufenthalt nach Amsterdam begab. Dort wurde er, so erzählt Mattheson in seinem Werke „Der musikalische Patriot", zum Marktvogt über die Fischer ernannt, „weil er eine schöne Viol di Gambe" gespielt habe. Ueber seinen weiteren Verbleib sowie über sein Todesjahr weiß man nichts. Von seinen Werken veröffentlichte er sieben, deren Titel in Gerber's neuem Tonkünstlerlexikon verzeichnet sind. Die Mehrzahl derselben besteht aus Gambencompositionen. Das 6. seiner Werke: „Scherzi Musicali ou Suittes pour une Basse de Viole (gleichbedeutend mit Gambe) et une Basse" wird in der fürstlichen Bibliothek zu Sondershausen aufbewahrt. Ueber dasselbe hat der Unterzeichnete Näheres in seiner Schrift „Das Violoncell und seine Geschichte" (Leipzig bei Breitkopf & Härtel) mitgetheilt.

W. J. v. Wasielewski.

Schenk: Johann S., ein sehr gründlicher, tüchtiger und fleißiger Componist, der seinen Namen wenigstens durch eines seiner zahlreichen Werke auf die Nachwelt gerettet hat und zwar durch die zweiactige Oper: „Der Dorfbarbier", die durch ihren humoristisch-originellen Inhalt, ihre anmuthende und fließende Melodik, vorherrschend populäre Komik, richtige Färbung und treffliche Charakterzeichnung, als Muster ihrer Gattung hingestellt werden kann, bis zur Stunde unzählige Aufführungen erlebte und Gemeingut aller Bühnen wurde. S. wurde in sehr beschränkten Verhältnissen am 30. November 1761 in Wiener-Neustadt geboren und starb einsam, arm und vergessen, am 29. December 1836. Des Knaben sich bald überraschend kundgebende schöne Stimme veranlaßte den damaligen Domsänger Ant. Tomaselli ihm unentgeltlich den ersten Gesang- und Clavierunterricht zu ertheilen. Zehnjährig kam er dann als Chorknabe nach Baden b. W. zu dem Schullehrer und Chorregenten Joseph Stoll, einem tüchtigen mit Mozart späterhin sehr befreundeten Musiker (in seinem Hause| componirte letzterer, 18. Juni 1791, sein himmlisch schönes Ave verum) und erhielt nun die erste Anweisung im Generalbasse, lernte Geige spielen und auch die gebräuchlichen Blasinstrumente wenigstens oberflächlich kennen und behandeln. Der liebenswürdige und bescheidene Knabe, von rastlosem Fleiße beseelt, gewann sich überall Gönner, die ihn nach Kräften förderten. So wurde hier der Stadtpfarrer, Ignaz v. Fröhlich, sein Mäcen, der ihm außer anderen Unterstützungen auch gute Bücher zuwendete, darunter die damals überaus hochgeschätzten und vielgelesenen „Oden und Lieder von Gellert", die auch ihn zu seinen ersten Compositionsversuchen begeisterten. Nebenbei schrieb er Tanzpartien, Orchestermenuette und sogar, sich Dittersdorf und Haydn zum Muster nehmend, seine

ersten Sinfonien. Sein Protector fand Gelegenheit ihn an den Wiener Fürsterzbischof, Cardinal Grafen Magazzi, zu empfehlen und gleich nach seinem Eintreffen in der Kaiserstadt, die nun sein bleibender Aufenthalt wurde, gewann er sich auch die dauernde Gunst des Dompredigers Schneller, dessen Oberaufsicht er besonders anvertraut wurde, damals der berühmteste Kanzlerredner Wiens, zugleich ein begeisterter Musikfreund und vortrefflicher Violinspieler. Neben seiner wissenschaftlichen Bildung ward von demselben dem musikalischen Talente Schenk's größte Sorgfalt zugewendet. Von seinem Mentor aufgemuntert, wagte sich der Knabe an die Composition einiger Quartette, die Schneller seinem Beichtkinde, dem k. k. Hofcompositor und Claviermeister der Kaiserin Maria Theresia, G. Chr. Wagenseil (geb. 1688), einem seinerzeitigen Schüler des berühmten Hofcapellmeisters Joh. Jos. Fux (1660—1741) zur Prüfung und Beurtheilung vorlegte. Des alten Meisters Urtheil fiel günstig aus; er versprach S. unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen, unter denen sich gleichzeitig auch Joh. Mederitsch, genannt Gallus, und die Brüder Anton und Franz Tayber, nachmals alle als fruchtbare Operncomponisten geschätzt, befanden. Anfangs 1774 begann der glückliche Scholar seinen neuen Lehrcurs nach Fux's Gradus ad Parnassum; binnen Jahresfrist eignete sich der eifrig lernbegierige die Theorie des einfachen und doppelten Contrapunkts an und nachdem er zugleich alle ihm zugänglichen Tonwerke der alten Italiener, besonders Palestrina's, dann die Fugensammlungen Bach's und die Oratorien Händel's und Hasse's ernste und Galuppi's komische Opern, vor allen aber Gluck's damals zumeist bewunderten Schöpfungen eingehendstem Studium unterzogen hatte, begann er die bisher geübten abstracten Regeln seiner Kunst nun auch praktisch zu verwerthen, indem er besonders Kirchenstücke aller Art, a capella und mit Begleitung, componirte, so die beste und gründlichste Schule für einen angehenden Componisten durchmachend. Was die Freude dieser schönsten Jahre Schenk's störte, war das lange dauernde Siechthum seines theuren Lehrers, dem die Gicht drei Finger der linken Hand und krankhaftes Zusammenziehen der Sehnen die ganze rechte Seite gelähmt hatte, Nur von seinem Schmerzenslager aus vermochte er seine mit großer Liebe zu ihm erfüllten, dankbaren Schüler zu unterrichten. Sein Tod (1. März 1777) endete für unsern S. drei fruchtbringend durchlebte Jahre. Lange wollte die tiefe Wunde, welche dieses Ereigniß seinem und dem Herzen seiner Mitschüler geschlagen, nicht vernarben. Gallus raffte sich zuerst aus seiner Niedergeschlagenheit auf, indem er eine Messe componirte, die er mit vielem Erfolg zur Aufführung brachte. Das stachelte Schenk's Ehrgeiz zur Nacheiferung an. In einem weihevollen Moment fühlte auch er sich zur Composition einer solennen Messe angeregt, die der 16jährige, von Begeisterung durchglühte Jüngling, in einem Zuge vollendete. Zu dieser Zeit war sein liebevoller Gönner, Schneller, zum Beneficiaten an der Magdalena-Capelle ernannt worden. Das neue Werk, in welchem durch Veranstaltung eines hochherzigen Kunstfreundes, des Viceappellationspräsidenten von Kees, die hervorragendsten Gesang- und Instrumentalvirtuosen Wiens mitwirkten und dessen Direction der Domcapellmeister Leopold Hofmann persönlich übernommen hatte, fand gelegentlich der Installation Schneller's, am 8. Januar 1778, eine glänzende Wiedergabe. Der vollständige Erfolg, den dadurch S. gewann, brach seinen folgenden Werken Bahn und machte seinen Namen weithin ehrenvoll bekannt. Höher noch mußte er den Beifall J. Haydn's und des Baron van Swieten schätzen, die ihm fortan stets mit Wohlwollen geneigt blieben. Bald nach dieser Messe schrieb er auf Anregung des H. v. Kees eine lauretanische Litanei, für den Chorregenten C. Friberth an der oberen und unteren Jesuitenkirche ein Stabat mater, ferner für andere Besteller einige Gelegenheitscantaten und 1779 eine zweite feierliche Messe. Nun fand er auch

Gelegenheit für die Bühne zu arbeiten und damit erwachte große Lust in ihm, in diesem Fache sich auszuzeichnen. Zur Vorübung componirte er alle Singspieltexte von Weiße, Michaelis, Bretzner, Goethe u. a., deren er habhaft werden konnte. Mit der Musik zu dem Trauerspiel „Erwina von Steinheim“ von Alois Blumauer (31. Juli 1781) trat er zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit, jedoch dafür, wie für seine nächstfolgenden Opern strengste Anonymität wahrend. S. arbeitete nicht flüchtig; die Zahl seiner Werke ist daher im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Tonsetzern keine sehr bedeutende. Man kennt nur 16 Opern und Operetten von ihm und zwar ist die letzte derselben, ein ernstes dramatisches Gedicht, in welchem er sich Gluck zum Vorbilde genommen, unvollendet geblieben. Sein Geist erlag während dieser Arbeit der Last, die er sich aufgebürdet hatte und er vermochte sein Ideal nicht zu verwirklichen. Trübsinn und Schwermuth erfaßten ihn darob, ein lebensgefährliches Nervenleiden warf ihn auf ein langes Krankenlager. Als die entschwundenen Kräfte wiederkehrten, war sein Selbstvertrauen gewichen. Das Problem, das zu lösen er sich vorgenommen, dünkte seinen Fähigkeiten zu groß, Furcht vor ungewissem Erfolg und Scheu seinen Namen zu schädigen, ließen ihn den unwiderruflichen Entschluß fassen, der Bühne für immer zu entsagen. Nur zwei für den großen Musikverein 1819 geschriebene Cantaten, „Die Huldigung“ von L. K. H. Hölty und „Der Mai“ (letztere als ganz werthlos bezeichnet) brachte er noch zur Aufführung. Zur Zeit, als S. das Theater fast alljährlich mit einem neuen Werke bereicherte, war dasselbe für Dichter und Componisten noch keine Goldgrube. Auch später, bis zu Lortzing herab, war es keine solche. Heute macht eine, dem frivolen Geschmack und der begehrlichen Sinnlichkeit schmeichelnde Operette, mag ihr Inhalt noch so widersinnig sein, ihre Musik das äußerste an Banalität leisten, ihre Verfasser unfehlbar zu reichen Leuten, denen die Tausende nur so zuströmen und die in prächtigen Häusern und herrlichen Landsitzen ein sorgenlos genußreiches Leben führen können. Armer Mozart, und du schriebst doch neben anderen Kleinigkeiten, 23 Bühnenwerke! Armer Wenzel Müller, an Fruchtbarkeit ein musikalischer Lopez de Vega, dessen Operetten zuletzt gar nicht mehr zu zählen waren, jedenfalls waren es deren mehr als 200, es hielt schwer, eure Begräbnißkosten aufzubringen! Schenk's „Dorfbarbier“ hat sich bis zur Stunde auf dem Repertoire erhalten und wird stets gerne gesehen. Aber leider ist von dem ursprünglichen Texte nur wenig übrig geblieben. Keine andere Oper ist so zum Tummelplatz aller schlechten Theaterwitze, elender Lazzis und monströser Lächerlichkeiten geworden, wie er. Was die üppigste Komikerphantasie ersinnen konnte, um das Publicum durch ausgesuchte Dummheiten zu amüsiren, hier kann man es bewundern. Es mag hier übrigens bemerkt sein, daß im allgemeinen Schenk's Opern mit Ausnahme des „Dorfbarbier“ und einiger anderen, keinen besonderen Erfolg hatten. Darin mag auch der Grund liegen, daß er sich so früh schon vom Theater völlig abwendete. Er nahm es mit seiner Kunst doch zu ernst. Gluck, dann Mozart, später Beethoven wurden seine Götter, denen er neidlose Bewunderung und treueste Verehrung darbrachte. Als Mozart seine Zauberflöte, Freitag, 30. September 1791, zuerst im Theater auf der Wieden zur Aufführung brachte und selbst dirigirte, hatte sich S. einen Platz im Orchester zu verschaffen gewußt. Die Ouverture, dieses unvergleichliche und unerreichte, herrlichste aller Instrumentalstücke setzte ihn in solches Entzücken, daß er bis an den Dirigentenstuhl kroch, Mozart's linke Hand ergriff und küßte. Der Meister schlug mit der Rechten den Takt weiter, sah ihn freundlich an und streichelte ihm, von dieser Huldigung gerührt, liebevoll die Wange. In begeisterten Worten sprach S. von Beethoven's Clavierspiel und Compositionen. Durch das intime Verhältniß, das den wackeren Meister mit Beethoven verband, ist, so zu sagen, auch

sein Name unsterblich geworden, denn auf jeden, der dem Göttlichen nahe treten kann, fällt ein Strahl unvergänglichen Glanzes. Der junge Beethoven war 1792 nach Wien gekommen. Der Abbé Gelinek, der bekannte Variationencomponist, der ihn spielen hörte, erzählte S. einst von dessen außerordentlichen Leistungen. Später bat er den als Meister des Contrapunktes hochangesehenen, er möge sich doch des jungen Mannes annehmen, der ohne sonderliche Fortschritte zu machen, bei J. Haydn theoretischen Unterricht habe. S. und Beethoven trafen sich nun in Gelinek's Wohnung. Beethoven setzte sich ans Clavier und phantasirte eine halbe Stunde derart, daß noch nach 40 Jahren der alte S. in Bewegung gerieth, wenn er dieses Spiels gedachte. Anderen Tags besuchte S. den seltenen Pianisten. Auf einem Pulte lagen einige contrapunktische Studien, in denen S. sofort einige stehen gebliebene Fehler entdeckte. Beethoven wurde gereizt und mißmuthig und bat nun selbst, der neue Freund möge ihn unterweisen. J. Fux' bewährter Gradus ad Parnassum wurde nun durchgenommen. Der Lehrer, richtig des Schülers geniale Begabung erkennend, hatte höchsten Respect vor ihm, betrachtete sich nur als Werkzeug und war froh und glücklich, zu dessen theoretischer Ausbildung sein Scherflein beitragen zu können. Doch machte er die Doppelbedingung, daß er ohne Vergütung und unterm Siegel strengster Verschwiegenheit seine Dienste leisten wolle. Der Unterricht begann August 1792 und dauerte bis Ende Mai 1793. Da Haydn nicht gekränkt werden durfte, unterbreitete Beethoven nur die von S. corrigirten Aufgaben seiner Durchsicht. Der eitle Gelinek, mit dem sich S. überwarf, plauderte zu dessen größtem Verdruß das Geheimniß aus. Im Juni folgte B. mit Haydn einer Einladung des Fürsten Esterhazy nach Eisenstadt. Da bald darauf Haydn seine Londoner Reise antrat, übergab er seinen Pflegebefohlenen an J. G. Albrechtsberger, Capellmeister an St. Stephan, der nun sein ernster und strenger Lehrer in der Harmonie wurde, während der k. k. Hofcapellmeister A. Salieri seine Ausbildung im freien Stile übernahm. Schenk's Thätigkeit war dadurch beendet; doch hörte darum das freundschaftlich herzliche Verhältniß zwischen ihm und Beethoven nicht auf. Er erlebte es noch, daß die von ihm einst sorglich gehegte Pflanze zum bewunderten Riesenbaum emporwuchs. Erst Beethoven's Tod löste die treu unterhaltenen Beziehungen zwischen beiden. — S., ein großer stattlicher Mann, blieb unvermählt; er bewarb sich nie um eine seinen Talenten entsprechende fixe Anstellung; ob er wirklich die Hauscapelle des Fürsten Carl von Auersperg (um 1796) dirigirte, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, In den Sommermonaten war er längere Zeit auf dessen Gütern sein Gast. Um leben zu können, gab er Musikunterricht; dabei kommt nicht viel heraus. Er erstrebte aber auch nur ein schlichtes, geräuschloses, durch den Umgang mit einigen gleichgesinnten Kunstgenossen verschöntes, friedliches Privatleben. Obwol er in dürftigen Verhältnissen seine Tage beschloß, blieb er stets heiter, gesellig, offen, zuverlässig, ein treuer Freund. Außer seinen Opern und den bereits aufgeführten Compositionen Schenk's nennen wir hier noch 3 Harfenconcerte, für die k. k. Harfenmeisterin und Kammervirtuosin Josepha Müllner-Gollenhofer und 6 Sinfonien für seinen Gönner H. v. Kees componirt, der s. Z. als der erste Musikfreund Wiens anerkannt, in seinem Hause wöchentlich viermal Gesellschaftsconcerte veranstaltete, zu welchen sich alle musikalischen Berühmtheiten, Haydn, Mozart, Dittersdorf, Hofmeister, Albrechtsberger u. A. oft und gern einzufinden pflegten. Schenk's Bühnenwerke sind: „Die Weinlese“ 1785; „Weihnacht auf dem Lande“ 1786, beides Lieblingsopern des Kaisers Joseph II., der in Gesellschaft der Glieder des Erzhauses ihren Aufführungen häufig beiwohnte; „Im Finstern ist nicht gut tappen“, 1787; „Das unvermuthete Seefest“ 1788; „Das Singspiel ohne Titel“

1789; „Der Erntekranz“, von Chr. F. Weiße, 1790; zwei kleine Singspiele für den Fürsten Auersperg, 1794; „Achmet und Almanzine“ 1795; „Der Bettelstudent“; „Der Dorfbarbier“ 1796, zu beiden der Text von J. Weidmann; Gesänge zu dem Schauspiel: „Sultan Achmet“ von Iffland, 1797; „Die Jagd“ von Weiße, 1798; „Der Faßbinder“ nach dem Französischen von J. G. Faber. Noch wurde eine Operette zur Namensfeier der Kaiserin Theresia in Laxenburg um diese Zeit aufgeführt. Schenk's Autobiographie, einst im Besitze des bekannten glücklichen Sammlers Al. Fuchs in Wien, ist leider verschollen.

H. M. Schletterer.

Schenck: Matthias S., protestantischer Schulmann des 16. Jahrhunderts. Zu Konstanz 1517 geboren, besuchte er 1535 das Straßburger Gymnasium, wo Johannes Sturm auf ihn Einfluß gewann, 1539 die Universität Marburg und 1540 Wittenberg, um sich der Theologie zu widmen. Von Isny aus ward er 1541 zum Leiter der Lateinschule in seine Vaterstadt berufen. Als Konstanz während des schmalkaldischen Krieges von den kaiserlichen Truppen eingenommen wurde, verlor er seine Stellung und mußte sich glücklich schätzen, an dem St. Annagymnasium zu Augsburg einen neuen Wirkungskreis zu finden. Hier wirkte er vom Februar 1553 an bis zu seinem am 21. Juli 1571 erfolgten Tode unermüdet für die Hebung der unter dem Rector Sixt Birck (s. A. D. B. II, 656) zuletzt sehr gesunkenen Schule. Als treuer Schüler Sturm's forderte er vor allem gründliche Vertrautheit mit der lateinischen und griechischen Grammatik und verwies die Lectüre der schwierigeren Classiker vorläufig aus dem Unterricht. Persönlich bescheiden und schüchtern, fast menschenscheu, ein zärtlicher Familienvater, besaß er doch gesunden, praktischen Blick und theilte neidlos mit dem talentvollen Hieronymus Wolf (s. d.), der auf seine Veranlassung 1557 nach Augsburg berufen worden war, die Ehren und Pflichten der Schulleitung. Von der Polygraphie, der Sucht als Schriftsteller zu glänzen, durfte er sich in seiner Selbstbiographie frei nennen; abgesehen von einem Gedicht auf die Eroberung von Konstanz hat er nur Schulbücher (Elementa pietatis et litterarum. I. Rivii Institutiones grammaticae. H. Junii Nomenclatura latina, graeca, germana) und Denkschriften über Schulreform verfaßt. Auch die erst 1624 von dem Augsburger Lehrer B. Heupold aus seinem und seines Nachfolgers David Höschel (1556—1617) Nachlaß veröffentlichte Terenzübersetzung: Terentii comoediae sex germanico-latinae ist keine metrische Verdeutschung, wie sie J. Episcopius (1566) und M. Bapst (1590) lieferten, sondern enthält eine für Schüler bestimmte prosaische Wiedergabe, die in gleicher Weise wie die Terenzarbeiten von J. Agricola, St. Riccius und J. Rhenius in den lateinischen Text eingefügt ist. S. mag sie in der vorliegenden Gestalt während seiner Unterrichtsstunden dictirt haben.

Schenck's Selbstbiographie in seiner Epistola ad Hier. Wolfium vom 18. Januar 1571 (an G. Morelli Tabula de origine philosophorum, Basel 1580 und bei Schelhorn, Amoenitates litterariae 10, 1047—1080. 11, 362 bis 367. 1729). — Veith, Bibliotheca Augustana 7, 216—224 (1791). 6, 68 f. — Hans, Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben 4, 31—40. 64—71 (1878). — Cäsar im Marburger Universitätsprogramm 1874, S. 6.

J. Bolte.

Schenck: Peter S., Kupferstecher und Kunstverleger, geboren 1645 zu Elberfeld, ließ sich in Amsterdam nieder, wo er 1715 starb. Er war ein fruchtbarer Künstler, der eine große Anzahl Schwarzkunstblätter, auch einige Radirungen geliefert hat. Mehr als seine historischen Blätter sind die Bildnisse bedeutender geist- und weltlicher Standespersonen seiner Zeit beachtenswerth, die er herausgab. Zu seinen gelungensten Arbeiten gehört sein Eigenbildniß, ein Kniestück mit der Unterschrift: Petrus Schenck sculptor Elberfelda-Montanus. Auf einem

kleineren, nur Brustbild, rühmt ihn die Beischrift als „magni nominis apud Batavos sculptor“. Er soll sich auch mit der Malerei beschäftigt haben.

J. J. M.

Schenck: Werner S. von Dönstedt, gelehrter Dichter und dänischer Officier, geboren 1597. Das Dorf Dönstedt, jetzt zum Kreise Neuhaldensleben gehörig, liegt zwar nicht so hübsch als das den Herren v. Nathusius gehörige, nahe Hundisburg, doch mit seinem jetzigen Park auch noch immer recht anmuthig an der Grenze des Magdeburgischen und der Altmark. Schon 1196 war die ritterbürtige Familie dieses Namens im Magdeburgischen im Besitze von Dönstedt. Die Domprööpste von Magdeburg traten es ihr ab. 1291 hatte sie auch bereits der Bischof von Halberstadt mit der Aufsicht über seine Kellereien und Brauereien beauftragt, weswegen sie sich die Schencken nannten. Jedenfalls der interessanteste dieses Geschlechtes ist Werner, der im J. 1597 geboren wurde. Seine Mutter, Maria Magdalena, war aus dem Schulenburgischen Hause, welches bis auf die neueste Zeit mit den Schencken von Dönstedt in enger Verbindung geblieben ist. Sein Vater war Kersten der Jüngere, von dem Werner 1624 Dönstedt erbte. Er war damals 27 Jahre alt und einer der gelehrtesten Junker, die je an der Grenze der Altmark gelebt haben: hat er doch griechische Verse gemacht! Kein Wunder aber, daß der jugendliche Poet, der während der dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges von seinem Rittergute flüchten mußte, als Protestant bei Christian von Dänemark Kriegsdienste nahm. Es ging ihm wenig besser als dem Dänenkönige selbst. Werner wurde bei Lutter am Barenberge gefangen genommen und mußte mit Geld ausgelöst werden. Froh, daß ihm, als er aus Tilly's Händen befreit war, auch Altringer, der bei Magdeburg commandirte, die Heimkehr nach Dönstedt erlaubte, verheirathete er sich dort 1628 mit Sophie v. Krosigk. Es wären auch vielleicht keine weiteren Verwickelungen erfolgt, wenn nicht seine beiden Brüder Albrecht und Kersten, als den Evangelischen zu beiden Seiten der kleinen Ohre ein neuer Hoffnungsstern aus Scandinavien erglänzte und vielleicht schon früher, ebenfalls zu den Fahnen geeilt wären. Diesen beiden gehörte ein zweites Familiengut, die Burg Flechtingen, welche sich die Schencken schon in älterer Zeit einige Stunden von Dönstedt jenseits der altmärkischen Grenze im jetzigen Kreise Gardelegen erbaut hatten und die gewiß zur Ausbreitung des Deutschthums unter den Wenden ihr Theil beigetragen hat. Weil nun aber alle drei Schencken schon gegen den Kaiser gefochten hatten, so zog Wallenstein 1629 ihre Güter ein. Namentlich wurde Flechtingen alsbald durch den Diener eines vornehmen österreichischen Günstlinges, des Herren von Wardenberg oder Wartenberg, in Besitz genommen. Bald darauf (April 1630) starb Albrecht im schwedischen Heere an der Pest. Kersten der S., der „in Preußen bei dem Grafen v. Eberstein“ Dienste genommen hatte, wurde (Juli 1630) „bei der kaiserlichen Armee unweit Erfurt“ erschossen. Werner der S. regte sich so gut er konnte, denn er war nicht bloß nun auch der Erbe des ihm vorenthaltenen Flechtingen, sondern Wallenstein hatte sich sogar einen willkürlichen Eingriff in die nicht so einfachen brandenburg-magdeburgischen Lehnsverhältnisse gestattet; auch war der noch lebenden Mutter der kriegslustigen drei Brüder, die während der unruhigen Zeiten in Flechtingen gehaust hatte, durch den wartenbergischen Diener ihre Leibzucht genommen. In der That gebot der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg schon am 5. Juli 1630 dem Hauptmann der Altmark Thomas von dem Knesebeck den wartenbergischen Verwalter aus Flechtingen auszuweisen. Am 12. Juli 1632 wurde der griechische Dichter Werner der Schencke auf kurfürstlichen Befehl als Besitzer von Dönstedt und auch von Flechtingen förmlich wieder eingesetzt. Aber erst seit er sich 1639 von dem schwedischen

Feldmarschall Baner einen Schirmbrief verschafft, erging es ihm wieder gut. Er erfreute sich der Muße für seine Studien noch neunzehn Jahre nach dem Abschlusse des westfälischen Friedens, denn er starb erst 1667 im Alter von 70 Jahren. Die Schulenburgin hatte ihm 14 Kinder geboren. — Das Rittergut Dönstedt ist jetzt im Besitze des Herrn Eduard v. Schenck.

Neuhaldenslebische Kreis-Chronik von Peter Wilhelm Behrends (Neuhaldensleben 1826) II, 129—160. — Mittheilungen des Herrn Pastor Gueinzius in Dönstedt.

H. Pröhle.

Schenck: Johannes S. von Grafenberg, einer der angesehensten Aerzte seiner Zeit, wurde am 20. oder 21. Juni 1530 zu Grafenberg geboren, daher zum Unterschiede von den anderen Aerzten seines Namens durch diesen Zusatz ausgezeichnet. Er machte seine Studien in Tübingen, besonders als Schüler von Schegk und Fuchs, erwarb 1554 daselbst die Doctorwürde, ließ sich in Straßburg als Arzt nieder, wurde jedoch schon kurze Zeit danach als Stadtphysicus nach Freiburg im Breisgau berufen und war hier als solcher bis zu seinem Tode, der am 12. September 1598 erfolgte, unermüdlich thätig. Sein mit Recht berühmtes Hauptwerk ist betitelt: „*Παρατηρησεων* sive observationum medicarum rararum, novarum, admirabilium et monstrosarum volumen etc.“ (Basel und Freiburg 1584—97, 7 Bände und viele weitere Ausgaben; zuletzt Lyon 1644). Es ist dieses Werk deshalb so bemerkenswerth und verdienstvoll, einmal weil in ihm sich schon eine Berücksichtigung der pathologischen Anatomie findet und dann, weil es eine Sammlung vieler eigener, aber auch von anderen Aerzten angestellter, wichtiger Beobachtungen über die Krankheiten der einzelnen Körpertheile enthält, Beobachtungen, die sicher sonst verloren gegangen, oder in Vergessenheit gerathen wären, wenn S. sich nicht die Mühe gegeben hätte, sie zusammenzustellen. Es geht dies Werk bis auf Hippokrates zurück.

Eloy, Dictionn. hist. de la méd. IV, 208. — Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte ꝛc. herausgegeb. von A. Hirsch V, 215.

Pagel.

Schenk: Konrad S. von Landeck (Landegge), Minnesänger aus dem begüterten Ministerialengeschlecht, dessen Stammburg auf einer Bergkuppe über der von St. Gallen in die Grafschaft Toggenburg führenden Straße lag und welches das Schenkenamt der gefürsteten Abtei St. Gallen inne hatte. — St. Gallen, obwol alle Schicksale der geistlichen Bildung des deutschen Mittelalters abspiegelnd, hat sich doch stets eine gewisse Sonderart erhalten: einen Zug freieren geistigen Lebens, selbständigere künstlerische und wissenschaftliche Regungen, einen gewissen Sinn für die profanen Interessen. Hier hatte zuerst des großen Karl Anregung fruchtbare Studien im Dienste der Muttersprache geweckt, und seitdem war die Schule zum Mittelpunkt des Klosters geworden. Hier hatte im 9. Jahrhundert Kalligraphie, Malerei und Tonkunst geblüht, und welch gesunde Weltlichkeit hier lebendig blieb, lehren Männer wie Tutilo, der mit der Meisterschaft in allen bildenden Künsten und der Musik zugleich die wunderlichsten Kraftleistungen eines Recken vereinigte; wie Notker Balbulus, der Reformator des Kirchengesangs und Verfasser der liebenswürdigen, sagen- und anecdotenreichen Gesta Caroli; wie Ekkehard I., der Dichter des Waltharius. So blieb es das ganze 10. Jahrhundert über bis ins 11. Jahrhundert hinein: die von Frankreich kommende asketische Bewegung der Cluniacenser fand hier zunächst keinen Boden: man braucht nur zu denken an Notker Teutonicus, den deutschgesinnten Uebersetzer antiker Autoren, und vor allem an seinen Schüler Ekkehard IV., dessen Casus monasterii s. Galli nichts weiter sind als ein Protest im Namen des älteren Geschlechts gegen den fanatischen, weltflüchtigen Geist

der jüngeren Generation, zugleich aber ein Loblied auf die gute alte Zeit und ihren profanen Sinn, dem er selbst huldigt, wenn er das alte Waltherlied aufs neue bearbeitet. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts ist indeß auch hier der große Kampf zwischen priesterlicher und Laienbildung im vollen Gange: um 1160 zeigt das Gedicht Memento mori, daß die hierarchisch-demagogischen Tendenzen der kirchlichen Reform in der alten Benedictinerabtei das Uebergewicht erlangt haben. Aber dieser Sieg im Verein mit den furchtbaren Kriegsstürmen während des Investiturstreites wurde verhängnißvoll: mit dem 13. Jahrhundert folgt ein um so stärkerer Rückschlag nach der entgegengesetzten Seite. Das Diesseits macht verschärft seine Rechte geltend, Frau Welt triumphirt, und nun spülen die Wellen der mächtig aufstrebenden richterlich-höfischen Cultur in die stille Klosterzelle und zerstören auch alle wissenschaftliche Blüthe. St. Gallen wird zum Fürstenthum erhoben, die Mönche verwandeln sich in wohllebende bequeme Chorherren mit mehrfachen Pfründen, der adlige Stand wird zur Bedingung für die Aufnahme ins Kloster, die hohe Politik treibt an der ehrwürdigen Stätte des heiligen Gallus ihr unruhvolles, wirrnißstiftendes Wesen. Fortan steht St. Gallen und seine Dienstmannschaft im Mittelpunkt des im Thurgau blühenden Minnesangs. Der Truchseß der Abtei, Ulrich v. Singenberg (s. daselbst), eifert dem genialen Weltkinde Walther v. d. Vogelweide nach. Aus dem Geschlecht seines Gönners, des Abtes Ulrich v. Sax, stammen der Minnesänger Heinrich v. Sax, der auf Schloß Clanx, einem St. Gallischen Burglehen, hauste (s. A. D. B. XXX, 458), und der Spruchdichter und Dominicaner Eberhard v. Sax (s. A. D. B. XXX, 457). Etwas älter ist der staufisch gesinnte Spruchdichter Heinrich v. Hardegge (urkundlich 1227—1275, vgl. Grimme, Germania 33, 55 f.). Ein Abt des Klosters dichtet nach dem Zeugniß Hugo's v. Trimberg (Renner V. 4245 ff.) gar Tagelieder: das kann nur der prunksüchtige, ritterlich-kriegerische, freigebige Berchtold v. Falkenstein (1244—1272) sein. Und zu Ende des Jahrhunderts ist vor lauter Politik und Weltfreude Aebten, Propst, Pförtner, Kämmerer des Klosters die Kunst des Schreibens abhanden gekommen! In diese Zeit fällt unser Konrad v. Landeck, wenig später sein ihm litterarisch verwandter Zeitgenosse Konrad v. Altstetten, gleichfalls Ministeriale St. Gallens (s. A. D. B. I, 374). Konrad v. Landeck läßt sich 1271—1306 urkundlich nachweisen. Er reicht eben noch hinein in die Glanzzeit St. Gallens unter dem genannten poetisch begabten Abt Berchtold, dem frohsinnigen Freunde der Schenken von Winterstetten, gewiß auch des Dichters Ulrich's von Winterstetten (s. unten), dem Gönner der Fahrenden, dem Veranstalter prächtiger Feste und Turniere, der durch den Pomp seines ritterlichen Gefolges selbst den Papst blendet, dem zähen und energischen Vertheidiger seiner fürstlichen Selbständigkeit gegen den Bischof von Constanz. Von dem lockeren bewegten Treiben unter Berchtold's Regiment gibt uns der treffliche Christian Kuchimeister in seiner St. Gallischen Chronik ein anschauliches Bild. Nichts charakteristischer, als wie der Abt dem Bischof den Frieden kündigt, weil er einen Geistlichen wegen Unzucht vor sein Gericht geladen. Was bedeutet die Reinheit der Klostersitten gegenüber einem Eingriff in die fürstliche Jurisdiction, die fürstliche Autonomie! — Konrad v. Landeck war aber, wie seine Vorfahren, gleichzeitig Dienstmann der Grafen v. Toggenburg, mithin hatte er sicher auch Beziehungen zu seinem Dienstherren, dem Grafen Kraft II. von Toggenburg (von 1260), der selbst Minnelieder dichtete (s. unten). Konrad v. Landeck machte im Gefolge König Rudolf's von Habsburg 1276 die Belagerung von Wien mit: damals dichtete er das Lied an die in der Heimath weilende Geliebte. Der König erkannte seine Treue an, indem er ihm am 11. Juni 1281 zu Nürnberg die Vogtei Scheftenau in der Grafschaft Toggenburg für 30 Mark Silber zum

Lohn geleisteter und noch zu leistender Dienste verpfändete. Und vor 1287 machte ihn der Abt Wilhelm von Gallen zum Schloßhauptmann von Singenberg, nachdem die Familie der Truchsessen von Singenberg vor geraumer Zeit mit dem Enkel des Dichters erloschen war. So kam denn jene Burg, die einst der Schüler Walther's v. d. Vogelweide erbaut und zu Ehren der Sangeskunst bedeutungsvoll benannt hatte, wieder an einen Singenden und zwar als ein Pfand für den Friedensvertrag zwischen dem König und Abt Wilhelm, den Konrad v. Landeck als der beiden Gegnern lehenspflichtige Gewährsmann herbeiführen sollte. Der Dichter hat sich dann auch nach Frankreich begeben. Im Spätherbst, während an der Seine und an dem Meer der Reif liegt, sendet er von der Aisne an die Geliebte zum Bodensee einen poetischen Gruß: Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich und die Picardie haben nichts so schönes noch solch lieblich Angesicht. Vielleicht führte ihn, wie v. d. Hagen vermuthete, auch dorthin die Kriegsfahrt König Rudolf's gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund im J. 1289. — Erhalten sind uns von Konrad v. Landeck nicht weniger als 22 Lieder: alle im Charakter der rein höfischen Minnepoesie und zwar in jener Spielart derselben, die sich im südlichen Schwaben und Alemannien während des 13. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Alle knüpfen an die Jahreszeit an, nur zwei sich mit kurzem Hinweis begnügend, die übrigen mit ausführlichem Natureingang. Elf sind Sommerlieder, ebenso viele Winterlieder. Einige geben sich als Gesellschaftsgedichte, fordern zur Freude oder Trauer, zum Tanz und Reigen auf, sprechen zu den Hörern oder in ihrem Namen; andere erscheinen als rein persönliche Bekenntnisse, wenden sich an die Geliebte oder reden in fingirter Einsamkeit. Es ist in diesen Liedern fast alles conventionell, fast alles typisch. Die beiden in der Fremde gedichteten bieten weitaus das Individuellste, und sie allein bekunden und erwecken ein tieferes Gefühl. Alle übrigen arbeiten mit dem hergebrachten Apparat virtuos, aber ohne echtes Leben und ohne Wahrheit. Gelegentliche Reminiscenzen an den älteren Reinmar und Walther, an Ulrich v. Winterstetten begegnen, aber im ganzen ist doch Gottfried v. Neifen (s. A. D. B. XXIII, 401 ff.) das Vorbild. Indeß gibt Konrad v. Landeck nur einen schwachen Abglanz. Auch er spielt mit den technischen Mitteln, mit den Künsten der Anapher, rührendem, grammatischem und innerem Reim, mit Annomination, Allitteration und Häufung, aber ihm fehlt der decorative Glanz, die Verve, und sein Gedankenkreis ist noch enger und ärmer. Wir sind froh, wenn in den meist auch ganz farblosen Natureingängen ein paar Details für die Anschauung gegeben werden: die dirne, die im Mai singt voll Verlangen nach den Blumen des Angers; die Stimme der Goldamsel aus dem Laub, der Drossel in der Waldwildniß, der Lerche über den Feldern; die einzelnen Farben der Blumen; das Bild, daß der Winter dem Wald und der Aue nicht länger den geliehenen Glanz borgen wolle. Sonst gehts in den landläufigen Gleisen: die Stichworte der minniglichen Theorie froide, wîbes güete, liebe, hôchgemüete, genâde, wân, gedinge u. s. w. wirbeln durch einander wie Kugeln eines Jongleurs. Besondere Vorliebe hat der Dichter gleich Neifen und seinen Landsleuten Heinrich v. Tetingen (s. daselbst), Walther v. Klingen (s. A. D. B. XVI, 189), Graf v. Toggenburg und andern für die Wiederholung derselben Wortstämme. Gewiß ist diese Manier auch befördert durch das Vorbild Rudolf's von Ems. Dem Grafen v. Toggenburg nachgeahmt ist das Wortspiel mit dem Begriff guot als Versteckname für die Dame im neunzehnten Liede. Ueberall hat offenbar die Rücksicht auf die Gesellschaft bestimmender gewirkt als die innere Empfindung. So nehmen denn auch allgemeine Betrachtungen und lehrhafte Ergüsse über den Werth und das Glück der Liebe einen breiten Raum ein. In einer Zeit, da die alten höfischen Lebensmächte unrettbar dem Verfall entgegengingen, ist dieser Dichter noch ihr

gläubiger und beredter Apostel. Charakteristisch, daß seiner Leier auch nicht ein Ton jener realistisch-parodistischen Weise entfährt, wie sie Neidhart, Tannhäuser und vor allem sein Zeitgenosse und Landsmann Steinmar, mit dem er zusammen in Wien war, anstimmten. Und auch aus der Musterkarte, die sein Vorbild Neifen ihm bot, tilgt er mit Bedacht alle frivolen und burlesken Elemente. So bleibt denn nur der süße eintönige Singsang von Lenz und Minne, von treuem, vergeblichem Dienste und all den anderen schönen und rührenden Dingen.

v. d. Hagen, Minnesinger I, 351 ff.; III, 644; IV, 307 ff. — Bartsch, Die Schweizer Minnesänger, Nr. XXI, S. CXXVIII ff., 206 ff. — Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 158 f. — Pupikofer, Geschichte des Thurgaus. 2. Ausgabe. I. Frauenfeld 1886, S. 420 f., 444, 451. Burdach.

Schenk: Sch. von Limburg, Minnesänger. Er gehört dem angesehenen Geschlecht, welches unter den letzten Staufern das Reichsschenkenamt bekleidete, bei Hall am Kocher angesessen war und bis zum Jahre 1274 einen Burgsitz auf dem Hohenstaufen als Lehen besaß. Die Persönlichkeit des Dichters ist, da uns der Vorname fehlt, nur durch Combination zu bestimmen. In Betracht kommen drei Männer: Walther I. von Limburg und seine beiden Söhne, Walther II. und Konrad. Walther I. von Limburg tritt zuerst 1230 in Urkunden auf, erscheint mehrfach am Hoflager Kaiser Friedrich's II. und seines Sohnes Heinrich's VII., nimmt 1234/35 an der Empörung des jungen Königs theil und wird dafür durch Güterabtretung an den Anhänger des Kaisers, den als Epiker bekannten Gottfried von Hohenlohe gestraft, dessen Schlösser er zusammen mit Heinrich v. Neifen im Auftrag Heinrich's zerstört hatte, bleibt dann dem Kaiser treu, leistet ihm Heeresfolge nach Italien (1241), ist seinem zweiten Sohne König Konrad IV. als Rathsmitglied wie auch sonst ein zuverlässiger Diener und stirbt zwischen 1251 und 1253. Sein älterer Sohn Walther II. von Limburg erwirkte in einem Streit mit den Bürgern Hall's von König Wilhelm von Holland eine Bestätigung der ihm von Konrad IV. verliehenen Rechte und Einkünfte, befand sich am 24. October 1266 in Augsburg bei König Konradin und starb um 1283. Der jüngere Sohn Konrad von Limburg, 1256 und 1263 in schwäbischen Urkunden nachweisbar, begleitet 1267 Konradin auf seinem verhängnißvollen Zug nach Italien, wo er am 27. December zu Verona und am 14. Juni 1268 zu Pisa erscheint. Da das dritte Lied des Minnesängers in der Trennung von der Geliebten jenseits des Gebirges gedichtet ist, wird man wohl den älteren Walther und seinen zweiten Sohn Konrad in Erwägung ziehen als die beiden, deren Italienfahrt belegt ist. An den Vater zu denken, der zu dem nächsten Freundeskreis König Heinrich's VII. gehörte, wideräth nun aber der Charakter der erhaltenen Dichtungen. Es fehlt ihnen ganz und gar der realistische, volksthümliche, parodirende oder frivole Zug, der den Productionen jener dem leichtsinnigen König nahestehenden Dichter und ihrer Schule: Burkart v. Hohenfels (s. A. D. B. XII, 673), Gottfried v. Neifen (s. A. D. B. XXIII, 401 ff.), Taler (s. unten), v. Stamheim (s. unten), Ulrich v. Winterstetten (s. unten), Graf Konrad v. Kirchberg (s. A. D. B. XV, 789) mehr oder weniger eignet. Vielmehr hält die Poesie unseres Dichters sich völlig im Stil des vornehmen höfischen Minneliebs, dem ja auch König Konradin in seinen Liedern treu bleibt. Nicht minder bedeutsam dürfte der Geschmack König Konrad's IV. für seine poetische Art gewesen sein, zu dem er gleichfalls in nahen Beziehungen gestanden hat: bekanntlich war Konrad ein Gönner Rudolf's v. Ems, des talentvollen Epigonen der classischen Epik, also wohl auch ein Freund des alten, reinen Stils. Ueberdies verbieten Einzelheiten des Wortschatzes (die Anrede süeziu rîchiu reiniu vruht, das Epitheton vil gehiure, saelden schrîn) eine

Datirung vor der Mitte des Jahrhunderts. — Die sechs überlieferten Lieder zeigen ein frisches, natürliches Talent und machen neben all den gespreizten verkünstelten Reimereien der Zeit einen erfreulichen Eindruck. Der Dichter ist bei den Meistern des 12. Jahrhunderts in die Schule gegangen: es ist als ob er Friedrich v. Hausen und Reinmar den Grundton abgehört hätte. Aber er hat auch die durch Walther umgestaltete Art des höfischen Sangs auf sich wirken lassen, er ist in Einzelheiten wohl auch von Gottfried v. Neifen beeinflußt. Die Jahreszeiten spielen nur leise hinein in seine Lieder: meist begnügt er sich mit kurzem Hinweis auf ihre Wandlungen, einen ausgeführten Natureingang, der als selbständige Einleitung das Gedicht eröffnete, hat er überhaupt nicht. Wo er wie im fünften Liede breite Naturschilderung gibt, stellt er sie in den Mittelpunkt. Und gerade dies fünfte Lied muß ein Meisterstück genannt werden: es hat etwas von dem jugendlichen Feuer Heinrich's v. Morungen, zugleich von den ergreifenden Lauten des Volkslieds. Kein einzelner Zug, der gerade originell wäre, der Inhalt nichts weiter als der alte Gedanke: die Geliebte herrlicher denn alle Frühlingspracht, aber das Ganze von fortreißendem Schwung, erfüllt von warmem, klopfendem Leben, im glücklichsten Rhythmus. Alle rhetorischen Mittel: Anaphern, Wiederholung gleicher Wortstämme, Apostrophe vergißt man, hört nur den hellen fröhlichen Jubelton eines unschuldigen Herzens, das voll ist von Liebe, und glaubt den wehendem Athem des Frühlings, den Flügelschlag der Maienluft zu spüren. Hiergegen steht alles Uebrige, was er gedichtet hat, zurück, so gefällig es ist. Der Dichter meint im Traum die nackten Arme der Geliebten zu sehen; geweckt fühlt er sein Unglück doppelt: ein Motiv, das bekanntlich Walther und andere Minnesänger haben, und das im Volkslied wiederkehrt. Er liebt es, durch Ueberraschungen die Darstellung bewegt zu machen: bald redet er die Hörer an, sie möchten ihm die Gunst der Geliebten wünschen; bald führt er ein Gespräch mit ihnen, erklärt, den Namen der Geliebten nennen zu wollen, nimmt den Neugierigen ein ‚Wann?‘ aus dem Munde, verspricht sofortige Enthüllung des Geheimnisses, um das unmittelbar darnach zu widerrufen; oder er fingirt die Frage eines Hörers, warum er seine Geliebte Du nenne und erwidert: dast von rehter liebe. — Alle Lieder bis auf eins bestehen aus drei Strophen, eine im südwestlichen Minnesang besonders häufige Weise der Composition; es begegnet Refrain, gleichfalls im schwäbischen und alemannischen Minnesang besonders beliebt, und innerer Reim.

v. d. Hagen, Minnesinger I, 131 ff.; III, 599; IV, 126 ff. — Bartsch, Deutsche Liederdichter, Nr. 44 (mit falschem, auf einem Druckfehler in Stälin's Stammtafel beruhendem Todesdatum für Walther I.). — Chr. Fr. Stälin, Wirtemberg. Geschichte II, 600 ff. — Ficker, Die Reichshofbeamten der staufischen Periode, Sitzungsb. der Wiener Akad. d. W. Phil.-hist. Cl. Bd. 40, S. 492. — Bauer, Zeitschrift des histor. Vereins für das wirtemberg. Franken 1865, VII, 57 ff. Burdach.

Schenck: Martin S. v. Nydeggen, bekannter Feldoberst im niederländischen Revolutionskrieg, stammte aus einem unehelichen Zweig der im Geldrischen und Jülichschen namentlich an der Maas angesessenen Familie des Namens und ist wahrscheinlich in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Goch geboren, wo sein Vater wohnte, als derselbe 1559 versuchte, den den Bastarden nach langjährigem Proceß abgesprochenen Stammsitz Blyenbeek in der jetzigen Provinz Limburg mit Gewalt zu besetzen. Dasselbe gelang 1576 dem damals im staatischen Dienste stehenden Sohn, von dessen früheren Schicksalen nur bekannt ist, daß er einem holländischen Obersten gedient hat, und die Versuche der staatischen Behörden, den rechtmäßigen Eigenthümer wieder in den Besitz zu setzen, veranlaßte sogar seinen Eintritt in den Dienst des Königs von

Spanien. Die Erwähnung eines spanischen Rittmeisters S. in der Schlacht auf der Mookerhaide scheint sich nicht auf ihn zu beziehen. Als Parteigänger im spanischen Dienste that er sich so hervor, daß er 1580 schon ein selbständiges Commando über ein Heer von fast 4000 Mann hatte, an deren Spitze er im Juni dem Grafen von Hohenlohe eine vollständige Niederlage bei Hardenberg im nördlichen Overyssel beibrachte und dadurch dem Grafen Renneberg, der in Groningen belagert wurde, Luft machte. Fast ein halbes Jahr lang blieb er im Norden, im folgenden Jahre wandte er sich jedoch nach Brabant und wirkte thätig mit an der Ueberrumpelung von Breda. Von dem Schlosse Blyenbeek, das er, wie ein anderes seiner Familie gehöriges Schloß Well, in eine förmliche Festung verwandelt hatte, beunruhigte er die Rhein- und Maasgegenden, seine Streifzüge und Brandschatzungen machten ihn zum gefürchtetsten Kriegsmann der spanischen Partei und Alles athmete auf, als es gelang, ihn auf neutralem Boden unweit Xanten abzufangen (1582). Schon früher war er in Doetichem, welches Städtchen er überfallen hatte, eingeschlossen und gefangen geworden, doch war es ihm damals gelungen, zu entweichen, jetzt verwahrte man ihn besser, erst 1584 ward er gegen eine Anzahl vorher von ihm gefangener Edelleute ausgewechselt. Der Prinz von Parma hatte Blyenbeek, Well und andere Orte der Gegend für ihn verwahrt und gleich nach seiner Freilassung fing er den kleinen Krieg wieder an, der ihn schon längst zum reichen Mann gemacht hatte, doch in welchem er weder Freund noch Feind schonte. Er machte es dadurch und durch seine Unbotmäßigkeit den spanischen Generalen zu arg, es kam zu Conflicten und S., der von keinen Principien wußte, entschloß sich, die Farbe zu wechseln. 1585 trat er in den Dienst der Generalstaaten, wahrscheinlich hat der Uebertritt zur königlichen Partei des rechtmäßigen Eigenthümers von Blyenbeek ihn in Furcht gesetzt, die Regierung werde ihm dasselbe nehmen; denn es scheint fast, als sei die Behauptung jenes Stammschlosses ihm über alles gegangen. Im staatischen Dienste führte S. den Krieg auf die nämliche Weise fort. Jetzt waren es namentlich die niederrheinischen Länder, welche er unter dem Vorwande, er kämpfe für den protestantisch gewordenen und vertriebenen kölnischen Erzbischof Gebhardt Truchseß von Waldburg, heimsuchte. Selbst in Westfalen überfiel er das Städtchen Werl und vernichtete das zu Hülfe eilende Kreisaufgebot. In der kölnischen Festung Rheinberg hatte er sein Hauptquartier. Er galt damals als der beste Kriegsmann der staatischen Partei, der Graf von Leicester verlieh ihm am St. Georgenfeste den Ritterschlag. Im December des nächsten Jahres 1587, nachdem ihm durch Verrath die Stadt Geldern von den Spaniern abgenommen war, wetzte er den Schaden aus durch die Ueberraschung von Bonn. Die Behauptung jener Stadt, welche ihm eine Zeitlang die Gelegenheit bot, den kölnischen Rheinhandel für sich auszubeuten, überstieg jedoch seine Kräfte. Er überließ die Vertheidigung der von den Spaniern belagerten Stadt dem Obersten Putlitz, während er selber in Holland, England und Deutschland umherreiste, um einen Zug zum Entsatz zu bewirken. Der Pfalzgraf Johann Casimir versuchte, ihn mit Truppen zu unterstützen, doch dieses half so wenig wie der Versuch, durch Belagerung von Neuß die Feinde von Bonn abzuziehen. Nach sechsmonatlicher Belagerung capitulirte Putlitz (September 1588). Von jetzt ab erkalteten die Beziehungen Schenck's zu den Staaten. Namentlich deren Widerspruch gegen einen Versuch, durch eine eigenmächtig auf der Spitze der Bommeler Werth errichtete Schanze den Rheinhandel zu sperren, verstimmte ihn, er wollte aus ihrem Dienste scheiden, er behauptete, seine Schlösser seien neutral und Niemand gehörig; ja er erklärte sich für einen freien Deutschen und für keinen Engländer, den man zum Dienste zwingen könne, und ließ sich nur mit genauer Noth bewegen, an der Verproviantirung Rheinbergs mitzuwirken. Noch

einmal bestätigte sich sein glänzendes Talent für den kleinen Krieg; als er, nachdem er vergebens sein von den Spaniern belagertes Schloß Blyenbeek zu entsetzen versucht hatte, einen spanischen Transport unweit Haltern, also auf münsterschem Boden, abfing. Die Bedeckung wurde fast gänzlich niedergemacht (über 1000 Mann, schrieb S.). Da sein früherer Lieutenant Patton, der Geldern verrathen hatte, dieselbe commandirte, kannte S. keine Gnade. Leider entsprang der Führer. Dann wandte er sich nach dem Rhein, um das ihm tödtlich verhaßte Nymwegen zu überfallen. Im J. 1585 hatten die Bürger nicht durch ihn ihren Frieden mit dem König machen wollen, was er nimmer verzieh, und was mit zu seinem Uebertritt mitwirkte. Im Spätabend des 10. August 1589 griff er die Stadt auf Schiffen und zu Lande plötzlich an, sprengte ein Thor an der Flußseite und besetzte ein Haus. Doch die Bürger warfen ihn zurück und auf der Flucht sank das überladene Schiff, auf das er sich begeben und S. und viele seiner Soldaten ertranken im Waal. Sein Leichnam wurde von den Bürgern aufgefischt und als eines Hochverräthers geviertheilt.

So endete einer der gefürchtetsten Krieger seiner Zeit. Ein wilder principienloser Mann, der rechte Sohn jener verwilderten Adelsgeschlechter, welche in den niederländischen, wie in den deutschen Kriegen des Jahrhunderts so viel dazu beigetragen haben, das Elend zu vermehren, jedoch ein unbestreitbares Talent. Wenn es auch sein mag, daß Strada die Wahrheit spricht, als er sagt, S. habe am besten gekämpft, als er betrunken gewesen, nicht allein für Raubzüge und Ueberfälle, auch für Verstärkungen hatte er einen genialen Blick. Eine von ihm erbaute Schanze am Rhein, die lange als der Thorhüter der niederländischen Republik galt und im Kriege gegen Spanien ausgezeichnete Dienste leistete, bewahrt mit Recht seinen Namen, der im Volksmunde jener Gegenden noch nicht vergessen sein soll.

Alles was sich über S. auffinden ließ, ist aufs sorgfältigste zusammengesetzt in einer anonym erschienenen Geschichte der Familie Schenck von Nydeggen, insbesondere des Kriegsobristen Martin Schenck von Nydeggen, Köln und Neuß 1860. Sonst die von mir schon so oft citirten Quellen und Litteratur über die Kriegsgeschichte der Jahre 1576—89.

P. L. Müller.

Schenk: Johann S. zu Schweinsberg, hervorragender Kriegs- und Staatsmann, aus der mittleren Linie des hessischen Erbschenkengeschlechts, einer der Söhne des 1463 verstorbenen kur-mainzischen Amtmanns zu Amöneburg, Neustadt, Battenberg und Rosenthal Gunthram Schenk und der Else Waise von Fauerbach, der Tochter eines Burggrafen der Reichsburg Friedberg. Im J. 1460 wurde Johann im Dienste Diether's v. Isenburg, Erzbischofs von Mainz, in der Schlacht bei Pfeddersheim gefangen, kündigte 1464 dem Erzbischof Adolf die Pfandschaft Battenberg, wurde wegen rückständiger Forderung an denselben Feind des Mainzer Domstifts und verfiel deshalb 1466 in die Reichsacht, 1467 war er Amtmann des Landgrafen Heinrich III. zu Kirchhain, 1468 in Fehde mit dessen Bruder Landgraf Ludwig II., 1471 zog er mit Pfalzgraf Friedrich vor Wachenheim. Zuerst 1473 läßt er sich als Marschall des Landgrafen Heinrich nachweisen, welche Stelle er bis zum Erlöschen der oberhessischen Linie des Fürstenhauses bekleidete. Als Führer der hessischen Reisigen findet er sich fortan bei allen Fehden seines Herrn; so 1474 in dem von Herzog Karl von Burgund belagerten Neuß. 1479 zeichnete er sich in dem Kampfe vor Eimbeck aus, indem er die städtische Wagenburg stürmte. Beim Tode Landgraf Heinrich's wurde Johann letztwillig zu einem der vier Statthalter für den Vormund des Sohnes, den Erzbischof Hermann von Köln bestimmt, und fungirte als solcher von 1483

bis 1489. Als Vertrauensmann des Erzbischofs kam er mit Maximilian I. in Berührung, der ihm in Gemeinschaft mit dem hessischen Hofmeister Hans v. Dörnberg und dem Ritter Wilhelm v. Bibra kurz vor seiner Königswahl eine Geldsumme verschrieb, dazu ein Darlehen von ihnen nahm, wofür er einen Theil der burgundischen Hauskleinodien verpfändete, die erst im J. 1630 in die kaiserliche Schatzkammer zurückgelangten. Unter Landgraf Wilhelm III. von Marburg behielt Johann seine Marschallswürde und war gleichzeitig Rath des Pfalzgrafen Philipp. Auf dem Reichstag zu Worms im J. 1495 führte er bei der Belehnung seines Herrn die hessische Rennfahne, 1497 wohnte er als Befehlshaber der hessischen Hülfstruppen der Belagerung von Boppard an. Als im Februar 1500 die oberhessische Fürstenlinie erlosch, schied Johann aus dem hessischen Dienst. Auf dem Reichstag zu Augsburg wurde er zu einem der sechs, den Titel „des Kaisers und des Reichs Regenten" führenden Beisitzern des Nürnberger Reichsregiments aus der Ritterschaft erwählt, und zwar für den vierten Reichskreis, der von Basel bis Hessen und Lothringen reichte. Als solcher findet er sich in den ersten Monaten des Jahres 1501 zu Nürnberg, muß aber bald zurückgetreten sein, da er im selben Jahre bereits als kurkölnischer Botschafter bei der Reichsversammlung war, und fortan nur noch bis zu seinem im J. 1506 erfolgten Tode in diesem Dienst erscheint. Johann führte erst seit einer im Jahre 1503 unternommenen Wallfahrt zum heiligen Grabe den Rittertitel. Verheirathet war er mit Margarethe v. Schlitz genannt v. Görtz, die ausweislich ihres Grabsteins in der Pfarrkirche zu Schweinsberg am 31. Mai 1503 verstarb, während Zeit und Ort des Todes ihres Gatten nicht bekannt sind. Johann, der zur Unterscheidung von einem gleichnamigen Vetter bis 1500 den Beinamen der Jüngere führte, erwarb zu seinem ererbten Antheil an den Schenk'schen Gerichten und Gütern 1481 die landgräfliche Burg Hermannstein bei Wetzlar, auf der er sich ein in seinen Trümmern noch vorhandenes Wohnhaus erbaute. Neben der von ihm seit 1491 neugebauten Pfarrkirche zu Hermannstein stiftete er im J. 1494 eine Klause für Franciscanerinnen der dritten Regel, die 1500 vom Erzbischof von Trier bestätigt wurde. Durch seinen einzigen Sohn Gunthram wurde Johann der Ahnherr des jüngeren Stammes der Familie S., der in den Zweigen zu Niederofleiden, Fronhausen, Buchenau, Loßhausen, Rülfenrod und Hermannstein noch heute blüht.

Gustav Frhr. Schenk zu Schweinsberg.

Schenk: Rudolf S. zu Schweinsberg, hessischer Staatsmann, Enkel des Marschalls Johann S. zu S., ältester Sohn des 1524 verstorbenen Gunthram S. zu S. auf Hermannstein und der Elisabeth v. Plettenberg. Er studirte 1505 zu Erfurt, wurde 1514 Burgmann der Reichsburg Friedberg und befand sich 1518 unter den von Sickingen in Darmstadt belagerten hessischen Vasallen. Er vermählte sich ca. 1524 mit Helene, Tochter Wilhelm's von Dörnberg. Im J. 1527 war er einer der Deputirten der hessischen Ritterschaft, die den vom Landgraf mit den Ständen vereinbarten Abschied über die Reformation der Klöster besiegelten; er hatte sich demnach ebenfalls der Kirchenreform angeschlossen. 1530 wurde er Rath und Diener des Landgrafen von Haus aus und begleitete den Landgrafen zum Augsburger Reichstag. Seitdem finden wir ihn als hessischen Gesandten bei fast allen politischen Verhandlungen und auf den Reichstagen. Im J. 1537 wurde er Landvogt an der Werra mit dem Wohnsitz im Schlosse zu Eschwege, 1543 und in den folgenden Jahren ernannte ihn der Landgraf regelmäßig während seiner Abwesenheit zum Statthalter in Kassel, was er auch während der Gefangenschaft des Fürsten bis zu seinem Ableben blieb. Er starb zu Kassel am 15. December 1551; der Chronist

W. Lauze begleitet die Nachricht von seinem Ableben mit den Worten: „weil er ein trefflicher, frommer und weiser Mann, auch von Herzen geneigt gewesen, einen Jeden, dazu er Fug und Recht gehabt, zu beförderen, soll sein Gedächtniß billig auf die Nachkommen, andern vom Adel zum Exempel, behalten werden.“ Der Landgraf erzeigte sich gegen seinen treuen Diener durch Begünstigungen verschiedener Art dankbar und gedachte seiner in ehrender Weise. Rudolf S. hatte in der Theilung mit seinen Brüdern die Besitzungen seines Stammes zu Schweinsberg erhalten; er ist der Ahnherr der noch blühenden Linien zu Niederofleiden und Fronhausen.

Gustav Frhr. Schenk zu Schweinsberg.

Schenck: Hieronymus S. von Sumawe ist der Dichter der Lieder „Maria gut, wohn bei mir heut“, Würzburg 1503; und „Salve, ich grüß dich Lilg' und Ros'“, Das. 1504 (Bäumker, K. Lied I, 55). In Prosa schrieb er „Epistel in der beweist wird, daß not sei mit Geduld Anfechtung in dieser Welt zu leiden“, 1504 (Weller, Annalen II, 322). Wilh. Bäumker.

Schenck: Friedrich Freiherr S. von Tautenburg, Jurist, einziger Sohn des aus der thüringischen Familie stammenden Baron Georg S., Gouverneurs von Westfriesland und Gröningen, Ritters des goldenen Vließes (s. u.), aus dessen erster Ehe, geboren im J. 1503 (1504), † zu Utrecht am 25. Aug. 1580. Er war bereits im 17. Lebensjahre Dr. jur., im 22. Geheimrath Karl's V., dann Beisitzer und Senatspräsident des Reichskammergerichts in Speyer, legte diese Stelle im J. 1534 nieder und wandte sich der Theologie zu und erhielt im J. 1536 die Priesterweihe. Nachdem er Propst von St. Peter in Utrecht geworden war — auf die ihm 1528 übertragene Pfründe des Decans hatte er im folgenden Jahre verzichtet — erhielt er auch die von St. Plechelen in Oldenzaal, 1543 auch die Propstei der Benedictinerinnenabtei zu Rhynsburg — die Aebtissin war seine Schwester — und wurde am 13. November 1561 zum ersten Erzbischof des zur Metropole erhobenen Utrecht von Philipp II. ernannt. Schriften: „De testibus“; „De actionibus civilium iudiciorum“; „Dialogus contra temulentes“; „Trias forensis, iudicis, actoris et rei“; „Progymnasmata fori, viridarium conclusionum iuridicarum“, Frankfurt 1552 u. ö., neu herausg. von J. E. v. Roßbach 1605; „Interpretationes in libros III. feudorum“, Köln 1555, später herausgegeb. von Halbritter in Heidelberg 1584. Seiner geistlichen Zeit gehören an: „De vetustissimo sacrarum imaginum usu in ecclesia Christi catholica liber“, Antwerpen 1567; „Acta concilii Provincialis Trajectensis“ cet. a. 1565 in Heussenii Batavia sacra II, 25. Schannat, Conc. Germ. Eine mir unbekannte von Andreas und Foppens angeführte Schrift „Enchiridion veri praesulis sive de officio episcopali“ kann nicht Antwerpen 1525, 12° erschienen sein; Jugler vermuthet einen Druckfehler für 1552.

Andreas. — Sweertius. — Foppens I, 321. — Jugler, Beitr. III, 219. — Großes Universallexicon XXXIV, 1282. v. Schulte.

Schenck: Georg Freiherr S. von Tautenburg (in Thüringen), Herr von Weißenbach, kam 1496 mit dem Bischof Friedrich von Baden nach Utrecht und wurde 1502 dessen Drossart auf dem Schlosse Vollenhove. Ein eifriger Anhänger der österreichischen Partei, wurde er 1521 vom Kaiser zum Statthalter von Friesland erhoben, nachher erhielt er den Vließorden, die Statthalterschaft von Overyssel, Drenthe, Gröningen und den gröninger Ländern mit der Herrschaft Wedde und vielen Gütern in Friesland und sonst in den Nordprovinzen. Bis 1540 hielt er mit großer Energie die kaiserliche Autorität in jenen Gegenden, wo die endlosen Wirren freilich einer eisernen Faust bedurften,

aufrecht. Nur soll er dabei ebenso sehr den eigenen, als seines Herrn Vortheil gesucht haben; die Länder athmeten auf, als er im oben genannten Jahre an den Folgen einer niemals vollkommen geheilten Schußwunde, wie gesagt wird, starb. Im Felde war er nicht immer glücklich: 1522, als er die kleine Festung Genemuiden in Overyssel belagerte, brachte ihm Herzog Karl von Geldern eine furchtbare Niederlage bei, die ihn fast sein ganzes Heer kostete. Später jedoch zeichnete er sich auch im Kriege aus. So im J. 1535, als er die Wiedertäufer bei Oldeklooster in Friesland auseinandersprengte, die er dann fast gänzlich ausrottete, wie er überhaupt ein eifriger Verfolger aller Ketzer war; noch mehr aber im J. 1536, als er die sämmtlichen Festungen in Groningen und Drenthe eroberte und die österreichische Herrschaft im Norden endgültig aufrichtete. Nach seinem thüringischen Stammschloß benannte er ein unweit Vollenhove von ihm gebautes Schloß, das längere Zeit in seiner Familie blieb. Der erste und letzte Erzbischof von Utrecht, Friedrich S. v. T. war der bekannteste seiner Söhne (s. oben).

Vgl. die Chroniken von Sicko Benninga, Eggerik Beninga und Goudhoeven, die Historia Gelriae von Pontanus, von späteren Wagenaar, Bd. IV u. V. — van Wyn's Bijvoegels en aanmerkingen op W. Bd. V. — Arend, Th. II, Bd. 3. P. L. Müller.

Schenck: Friedrich S. v. Winterstädt, leitender Staatsmann in der Regierung des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, wurde am 26. Juni 1603 zu Sulzburg im Breisgau geboren, wo sein Vater, Johann Melchior S., Geheimer Rath und Obervoigt des Markgrafen von Baden-Durlach war. Nach Besuch des Gymnasiums zu Durlach trat er als 17jähriger in die Unionsarmee (1619), nach Auflösung derselben ging er der Werbetrommel nach und versuchte sich bei den Holländern, unter Ernst von Mansfeld und in venetianischem Dienst. In die Heimath zurückgekehrt und im Civildienste seines Landesherrn beschäftigt, kam er „ganz ohnvermuthlich“ mit Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg in Berührung und wurde zum Hofmeister der Söhne desselben ernannt (1629). Das Vertrauen, das er sich errang, trug ihn von Stufe zu Stufe im Dienst des fürstlichen Hauses empor. Es entsprach seiner Laufbahn, daß August der Aeltere ihm die Hauptmannschaft in Gifhorn übertrug (1633). Daß aber Georg den Kriegsmann, der keine Pandekten gehört hatte, als Geheimen Kammerrath den gelehrten Räthen seiner Regierung beigesellte (1639), war ein unerhörter Fall. Indessen S. bewährte sich in der neuen Stellung so sehr, daß ihn sein fürstlicher Zögling Christian Ludwig beim Regierungsantritt in Hannover zum Kammerpräsidenten ernannte (1641). Eine anderwärtige Vocation trug ihm 1645 die höchste Würde im Fürstenthum, die Ernennung zum Statthalter ein. Er war der einzige, den Christian Ludwig, als er 1648 sein calenbergisches Fürstenthum gegen das cellische vertauschte, mit nach Celle hinübernahm, um ihm auch hier mit der Statthalterwürde (1650) die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Das vornehmste Resultat, das S. in dieser Stellung zu wege brachte, war die Reorganisation der politischen und militärischen Machtstellung des lüneburgischen Hauses im niedersächsischen Reichskreise. Es geschah vornehmlich auf seinen Antrieb und nach seinem Plane, daß sich das lüneburgische Haus, welches durch voreilige Entwaffnung im letzten Jahrzehnt des großen Krieges sein Ansehen eingebüßt hatte, nach den Enttäuschungen und Verlusten, die der westfälische Friede ihm brachte, wieder zur Aufstellung eines kleinen stehenden Heeres entschloß und die politisch-militärische Einigung erneuerte, die Herzog Georgs Lebenswerk gewesen war. Mit dem Militärverbande der drei regierenden Herzoge wurde zugleich ein weiterer Bund des fürstlichen Hauses mit den benachbarten Reichsständen ins Auge gefaßt, und

auch hier war es S., der den schwierigsten Theil dieser Aufgabe, die Verständigung mit der schwedischen Regierung der Herzogthümer Bremen und Verden, auf sich nahm und zu Stande brachte. Er legte damit das Fundament zu dem Hildesheimer Bunde von 1652, durch den sich das braunschweigische Haus mit Schweden und Hessen-Cassel zur Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche und zur Reorganisation der niedersächsischen Kreisverfassung verband. Auf diese Einung gestützt, half S. mit, dem fürstlichen Hause auf dem niedersächsischen Kreistage zu Lüneburg (1652) den entscheidenden Antheil an der Führung des Kreises zurückzugewinnen. Als dann aber Schwedens Kampf gegen die Reichsfreiheit der Stadt Bremen und sein Abfall von der protestantischen Fürstenpartei auf dem Reichstage von 1653 die Begehrlichkeit und Unzuverlässigkeit dieser Krone enthüllte, war es wiederum S., der die Aussöhnung und engere Verbindung des fürstlichen Hauses mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg in die Hand nahm und darin ein Gegengewicht gegen Schweden gewann, ohne doch dem vom Grafen Waldeck inaugurirten Streben Brandenburgs nach Einigung und Führung der protestantischen Reichsstände wesentliche Concessionen zu machen; dieser erste brandenburgische Unionsplan erstarb vielmehr schon im Keime an der vornehmlich von S. vertretenen Politik des Hauses Braunschweig, seine militärische Stellung in Niedersachsen zu consolidiren. Eben deshalb trat S. auch für die Neutralität des Kreises in dem dänisch-schwedischen Kriege (1657) ein und betheiligte sich an den Unterhandlungen, die zur Aufrichtung des Rheinbundes von 1658 führten. Sein Hauptwerk, die Aufstellung eines stehenden lüneburgischen Heeres und die Organisation der lüneburgischen Hegemonie in Niedersachsen, hat ihn überlebt. Dagegen erlosch mit seinem Tode (1659) der herzhafte Eifer für die evangelische Sache, den er der Regierung und den Landständen des cellischen Fürstenthums eingeflößt hatte, als Johann Friedrich, der jüngere Bruder des kinderlosen Herzogs Christian Ludwig zur katholischen Kirche übertrat (1651). Da seine Bemühungen, den Uebertritt zu verhindern, an der Saumseligkeit des in Hannover regierenden Herzogs Georg Wilhelm scheiterten, so setzte S., vor dessen Seele das Gespenst einer katholischen Gegenreformation aufstieg, wenn er das kinderlose Ableben seines Landesherrn bedachte, alle Hebel in Bewegung, um dem Convertiten, der „ein Feind seines Hauses worden sei", Heimkehr und Apanage abzuschneiden, und er erreichte wenigstens, daß demselben die freie katholische Religionsübung in der Heimath untersagt und damit überhaupt der Aufenthalt in der Heimath verleidet ward. Nach Schenck's Tode aber fand sich am cellischen Hofe kein Mann, der mit gleichem Eifer den Convertiten im Zaume hielt, und die Bahn war frei für das Ränkespiel, durch das sich dieser 1665 des Thrones bemächtigte. — Aus Schenck's erster Ehe (1634) mit Ilse von Hodenberg sind zwei Söhne und eine Tochter entsprungen. Die Tochter wurde mit dem cellischen Hofrath A. F. v. Molzan vermählt; von den Söhnen fungirte der eine, Georg Wilhelm, später als Rath und Oberhauptmann in Danneberg; der andere, Friedrich Ludwig, scheint (1663) Obristlieutenant und Commandant von Hannover geworden zu sein.

Vgl. meine Geschichte von Hannover und Braunschweig, I (Publicat. aus d. preuß. Staatsarchiven, XX). Köcher.

Schenk: Ulrich S. von Winterstetten, einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Minnesänger. Er stammt aus dem weitverzweigten oberschwäbischen Ministerialgeschlecht v. Tanne-Winterstetten. Am bedeutsamsten in der Geschichte hervor tritt Konrad v. Winterstetten, der sich auch Konrad v. Tanne nannte, Schenk des Herzogthums Schwaben, der Vertraute Kaiser Friedrich's II., während dessen Abwesenheit neben seinem Oheim dem Truchsessen Eberhard v. Tanne-Waldburg und später auch allein Statthalter von Schwaben und Verwalter

der königlichen Geschäfte, der Erzieher und Berather des jungen Königs Heinrich VII., ein politisch vielfach thätiger Mann, gleichzeitig ein Gönner der deutschen Dichtung. Die Burg Winterstetten, deren Trümmer über der Südseite des heutigen Fleckens, der einstigen befestigten Stadt Winterstettenstadt im württembergischen Donaukreis (Oberamt Waldsee) an der Riß, noch erhalten sind, hatte ihm Friedrich II. für seine treuen Dienste verliehen, und später scheint sein schwäbisches zum Reichsschenkenamt erhoben zu sein. Seine einzige Tochter Irmengard war mit dem Reichsministerialen Konrad v. Schmalneck (Smalnegge) vermählt, dessen Stammburg über dem heutigen Pfarrdorf Schmaleck im Donaukreis (Oberamt Ravensburg) lag. Auch er war ein einflußreicher Mann, öfter im Gefolge Heinrich's VII. und Mitglied von Konrad's IV. geheimem Rathe. Nachdem sein Schwiegervater hochbetagt im Februar 1243 das Zeitliche gesegnet hatte, ward er Erbe der Schenkenwürde wie seiner Güter, nannte sich fortan Schenk von Winterstetten, starb aber bald danach. Er hatte sieben Söhne: Heinrich, Konrad, Eberhard, Ulrich, Rudolf, Hermann, Burkhart, und vier Töchter: Mathilde, Guta, Elisabeth, Engelburg. In seinem vierten Sohn Namens Ulrich, dem Enkel also Konrad's v. Tanne-Winterstetten, muß man den Minnesänger erkennen. Er erscheint zuerst zusammen mit seinen Eltern, seinen älteren drei Brüdern und seinen Schwestern 1241 in einer Urkunde über den gemeinschaftlichen Verkauf eines Gutes an das Kloster Weissenau, den der Großvater Konrad v. Winterstetten vermittelt (Wirtemberg. Urkundenbuch IV, Nr. 961, S. 6). Und er muß damals eben erwachsen gewesen sein: wenigstens wurde von seiner Schwester Guta, der Braut Siegfried's v. Mindelberg, die während des Verkaufs im Kloster Rottenbuch sich aufhielt, um dort Gesangunterricht zu nehmen, am 29. April 1241 eine ausdrückliche Mitvollziehung des Verkaufs durch eine besondere Deputation eingeholt (ebd. IV, Nr. 973, S. 21). 1257 bezeugt er eine Urkunde als Ulrich Schenk von Schmalneck (ebd. V, Nr. 1471, S. 181). Dann ist er Kanonikus in Augsburg geworden, offenbar jedoch ohne dort Residenz zu halten, wovon damals ja schon allgemein abgesehen zu werden pflegte. Als solchen finden wir ihn, immer zusammen mit seinem Bruder Eberhard, der Kanonikus in Constanz war, 1258 als Mitaussteller zweier in Weissenau und Winterstetten vollzogenen Urkunden (ebd. V, Nr. 1469, S. 235. 1497, S. 263), 1263 in Schmalneck (Codex diplomaticus Salemitanus I, S. 436), 1264 ebenda. Am 13. und 14. März 1265 stimmt er mit seinem Bruder Eberhard einem Verkauf seines Bruders Heinrich zu als — Pfarrer in Biberach (Chr. Friedr. Stälin, Wirtembergische Geschichte II, 638 f.). Am 20. Mai 1269 treffen wir ihn zu Constanz als Zeugen einer deutschen Urkunde des Minnesängers Walther v. Klingen (Neugart, Codex diplomaticus Alemanniae II, S. 269). In den bischöflichen Urkunden Augsburgs vermag ich ihn nicht nachzuweisen, während seine Brüder Eberhard, Heinrich, Konrad, Hermann mehrmals darin vorkommen. Zuletzt finde ich ihn unter den Zeugen einer bisher nicht beachteten Constanzer Urkunde seiner Brüder Heinrich, Konrad und Hermann vom 21. August 1280 (Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins 29, 142). — Früher hielt man für den Dichter einen andern Ulrich von Winterstetten, der ein einziges Mal 1239 in einer zu Leutkirch ausgestellten Urkunde nach vielen andern Ministerialen als Zeuge erscheint für die Vermittlung des Schenken Konrad's v. Tanne-Winterstetten zwischen den Aebten von Kempten und Ißny. Die beiden, dieser Ulrich und Konrad, sollten dann Brüder sein. Es hatte etwas Verführerisches, die Elegie unseres Minnesängers über den Tod eines geliebten Bruders auf den gefeierten Hofschenken und Dichterfreund, den Berather der Staufer zu beziehen. Indeß wenn auch darauf kein Gewicht zu legen ist, daß der Ulrich von 1239 nicht den Titel Schenk führt, während ihn sich der Dichter in seinen Liedern doch

wiederholt selbst beilegt, da dieses Prädicat auch sonst in Urkunden den Mitgliedern der Familie manchmal vorenthalten wird, so spricht doch die Stellung desselben in jener Urkunde gegen so vornehme Abkunft, und die Bezeichnung der brüderlichen Verwandtschaft wäre schwerlich unterlassen. Den Ulrich von Winterstetten aus dem Jahre 1239 und den Schenken Ulrich v. Schmalneck (= Winterstetten) zu identificiren geht darum nicht, weil auf die Schmalnecker erst nach dem Tode Konrad's v. Tanne-Winterstetten (1243) Besitz und Name von Winterstetten übertragen wurde. Ueberdies gibt die große Heidelberger Liederhandschrift als Wappen des Dichters nicht das Winterstetten'sche, sondern das Schmalneckische. Und endlich empfehlen litterarhistorische Gründe, den Minnesänger nicht in die Generation Konrad's v. Tanne-Winterstetten hinaufzurücken. Gewiß herrschte zu dessen Zeit auf den Burgen Tanne und Winterstetten ein poetisch angeregtes Leben. Das entsprach ja nur alter Familientradition: waren doch die Herren von Tanne, bevor sie staufische Dienstmannen wurden, welfische und zwar Ministerialen Welf's VI. gewesen, des „milden Welf", wie ihn die Fahrenden zum Dank für die ihnen bewiesene Freigebigkeit nannten, hatte doch Konrad's Oheim Truchseß Eberhard v. Tanne-Waldburg, der ihm nahe stand wie sein Vater, 1179 zu Weihnachten in Bergatreute (Oberamt Waldsee) ein Fest Welf's mitgefeiert, an dem auch Friedrich, der Sohn Barbarossa's theilnahm, eins jener Feste, bei denen Scharen von Spielleuten zusammen zu strömen pflegten und deren Ueppigkeit noch im 13. Jahrhundert von Dichtern wie Walther von der Vogelweide, Tannhäuser mit einer Art wehmüthigem Neid bewundert wurde. Aber der litterarische Geschmack, dem Konrad v. Winterstetten anhing, war offenbar durch die großen Meister der höfischen Kunst aus der besten Zeit gebildet und bestimmt: er veranlaßte Ulrich v. Turheim zur Fortführung von Gottfried's Tristan, für ihn schrieb Rudolf v. Ems bald nach 1231 seinen Wilhelm v. Orlens, er selbst huldigte eifrig der Sitte des höfischen Minnedienstes, wie wir von den beiden Dichtern erfahren, und sein Mäcenatenthum entsprang dem Wunsch, der angebeteten Dame zu gefallen. Die Inschrift seines Ritterschwertes, die vielleicht von Rudolf v. Ems verfaßt ist (Zeitschrift f. deutsches Alterthum I, 194 ff.), bezeichnet deutlich die Richtung seines poetischen Interesses: die Welt der Artusromane, des Frauencultus d. h. die rein höfische Lebensanschauung. Demgemäß müssen wir uns den Minnesang denken, der damals in jenen Kreisen gepflegt wurde, die Lieder etwa Konrad's v. Brauneck, in dessen Bruder Gottfried v. Hohenlohe († 1254 oder 1255), der mit Konrad v. Winterstetten eng befreundet und neben ihm Mitglied der Regentschaft für Konrad IV. war, ich trotz dagegen lautgewordenem Widerspruch ohne Bedenken den von Rudolf v. Ems belobten Dichter eines Artusromans sehe. Mit Gottfried v. Hohenlohe verknüpfte Gleichheit der politischen, persönlichen und litterarischen Bestrebungen das Haus Konrad's v. Winterstetten wie seines Schwiegersohns Konrad's v. Schmalneck, der 1243 Gottfried's Vasall wurde. Ein anderer Geist dagegen lebte in der jüngeren Generation, in den Enkeln des alten Schenken Konrad, in den Altersgenossen Gottfried's v. Neifen und seines Kreises (s. A. D. B. XXIII, 401 ff. u. den Artikel Schenk von Limburg, ob. S. 61). Auch Familienfeindschaft mochte in diesen Gegensatz hinein spielen: wir wissen, daß die Hohenlohe und die Neifen ein alter Haß entzweite. In diesem jüngeren Kreise jedesfalls erklangen Töne der Parodie und Satire, des realistisch gestimmten Gegensangs, hier stand man den früheren Idealen der höfischen Bildung nicht mehr gläubig, sondern spottend gegenüber. Von König Heinrich VII. scheint in Schwaben diese Wendung des Minnesangs ausgegangen zu sein, und gleichzeitig begünstigte in Oesterreich sein Schwager Friedrich der Streitbare eine ähnliche. Ulrich v. Winterstetten ist ein etwas jüngerer vielseitigerer Schüler Neifen's. Er mag um

1240 angefangen haben zu dichten, aber auch als Domherr entsagte er seiner Kunst nicht; denn der Nachruf an seinen Bruder, sein edelstes Gedicht, muß nach 1258 fallen, weil damals noch alle seine Brüder am Leben waren. Ich möchte ihn auf den Tod Eberhard's beziehen, der Ulrich in Alter und Lebensführung wohl am nächsten stand, und den ich nach dem 3. October 1266 (Monumenta Boica 30, 1, S. 345: in Augsburg) nicht mehr nachweisen kann. Sein Bruder Rudolf (urkundlich zuerst 1258) war 1283 todt. Die übrigen Brüder lebten erheblich länger. — Die Enkel Konrad's von Tanne-Winterstetten müssen ein lustiges, lockeres Leben geführt haben. Der St. Gallische Chronist Kuchimeister berichtet (Cap. 29), daß der weltlich gesinnte Abt Berchtold v. Falkenstein (1244—1272), der selbst Tagelieder dichtete (s. oben S. 58) Schenk von Landeck) ihr Freund war und ihnen zulieb bei einer Fehde des Bischofs Eberhard v. Constanz gegen sie, auf der er diesem, seinem alten Feinde, widerwillig Heeresfolge leisten mußte, einen spaßhaften Streich verübt habe, indem er den in Winterstetten belagerten Schenken, die er als Freunde guter Mahlzeiten kannte, den ganzen Proviant mit allen Leckerbissen in die Hände spielte. Derselbe Kuchimeister weiß aber auch von der gänzlichen späteren Verarmung der Schenken, insbesondere Konrad's, zu melden, und die Urkunden bestätigen das, indem sie beredt genug von immer erneuten Verkäufen zur Tilgung von Schulden, von immer wiederholten Bußen zur Sühne für begangene Friedensbrüche und Gewaltthätigkeiten erzählen. Vollends der Annalist des Klosters Marchtal an der Donau (Oberamt Ehingen) nennt Ulrich's Bruder Konrad v. Winterstetten abominabilis Deo et hominibus, ihn als einen schamlosen Räuber und Plünderer schildernd (Monumenta Germ. Script. 24, 681), wobei er etwa die Jahre 1266—72 im Auge haben wird. Ulrich v. Winterstetten dürfte diese wilde Zeit, vielleicht selbst als Betheiligter den Streich des St. Gallischen Collegen im geistlichen Amt und in der Poeterei erlebt haben. Indeß seine Dichtung, trägt sie gleich die Ausgelassenheit zur Schau, wie sie nach dem Fall der Staufer in den Kreisen der emporstrebenden üppigen Ministerialen herrschte, hat doch nichts Zuchtloses. — Ulrichs Production, von der es zweifelhaft bleibt, in welchem Umfange sie bis in die Biberacher Pfarrherrzeit hineinreicht, gliedert sich in drei Gruppen. Genaue philologische Untersuchung könnte diese wohl nach der Zeit und nach den Schichten des Publicums, für die sie bestimmt waren, schärfer sondern. Einmal pflegt er das höfische Minnelied, nach dem Muster Neifen's, aber ganz ohne ironische oder travestirende Züge, meistens mit obligatem Natureingang (Sommerlieder — Winterlieder), theilweise (in neun dreistrophigen Liedern) auch ohne Beziehung auf die Jahreszeit. Dieser Gruppe gehören im Ganzen 31 Lieder d. h. die größere Masse. Obwol ihre Anlage und Composition conventionell und gewöhnlich nach dem längst ausgebildeten Schema gemacht ist, fehlt es im einzelnen nicht an hübschen, neuen Zügen. Von der Sonne, die durch die Blätter leuchtet, sagt er, sie flechte zum Schmuck Maienglanz hinein in den grünen Schild von Laub, der den Vögeln den schützenden Schatten gibt (die Schilde wurden bekanntlich reich mit Edelsteinen und Gold durchbrochen). Das erinnert an Wolfram's Manier. Und dieser, dem Ulrich neben Walther auch sonst Manches verdankt, steht als Muster auch hinter der zweiten Gruppe seiner Gedichte: seinen fünf Tageliedern, die ganz gegen seine sonstige Weise eine gedrungene, wortkarge Darstellung und das Fehlen von Refrain und Reimkünsten auszeichnet. Am meisten charakteristisch muß die dritte Gruppe genannt werden, die theils an Neidhart und die höfische Dorfpoesie anknüpft, theils an die Balladen Neifen's und Burkart's v. Hohenfels, theils an die Tanzleiche Tannhäusers. Eigen ist ihr der versteckte oder offene Spott, die stille oder laute Opposition gegen die höfische Sitte, Rede und Poesie. Auf Neidhart geht zurück das vierte

Lied, welches einen Dialog zwischen der tanzlustigen, verliebten Tochter und der warnenden, zankenden Alten darstellt. Wie Neidhart nennt sich der Dichter selbst mit Namen als den, welcher der Tochter den Kopf durch seinen Gesang verdreht hat; wie bei Neidhart schilt die Mutter auf seine Verführungskünste: wir erfahren, daß seine Lieder auf der Gasse Tag und Nacht gesungen wurden, daß er oder sein Bruder das Jahr vorher das Mädchen des Nachts vom Bette der Mutter hat entführen wollen; wie bei Neidhart läßt die Tochter sich nicht halten. Aber abweichend ist und an eine verbreitete Klasse von späteren Volksliedern erinnert, daß der Dichter das Zwiegespräch als aus einem Versteck belauscht erzählt und im Refrain mit einer Verwünschung gegen die Mutter begleitet; abweichend auch und von Burkhart v. Hohenfels entlehnt die Verlegung des Tanzes in die Erntezeit. Aus Neisen's Schule sind hervorgegangen die anderen drei Balladen: die eine gibt den Monolog eines Mädchens wieder, das über die unminnigliche Gesinnung und die Rohheit der Männer mit wenig höfischen Worten jammert; die beiden andern schildern ein Rencontre zwischen dem Dichter und einer Dame, die ihn derb, ja in unanständiger Weise abfallen läßt. Man muß diese Gattung, auf die doch wohl auch romanische Vorbilder eingewirkt haben, als Parodien der höfischen Wechsel ansehen, die Walther mit so unnachahmlicher Grazie behandelt hatte, wenngleich in seinem Gedichte Genâde, frowe! tuo alsô bescheidenlîche (70, 22 Lachmann) auch der Keim zu dieser satirischen Verzerrung verborgen ist. Die fünf Tanzleiche bestehen aus zwei metrisch und inhaltlich getrennten Theilen: den ersten füllt eine Liebesklage, der dreimal ein längerer Natureingang vorausgeht, als zweiter folgt das Tanzbild. Der Dichter stellt hier aber nicht wie Neidhart eine ausgeführte Scene oder Handlung vor uns hin, er malt nicht die Tölpeleien der Bauern; er gibt auch nicht wie Tannhäuser (nach Art der Pastourellen) eine Erzählung eines Liebesabenteuers oder wie dieser und Rudolf von Rotenburg (s. A. D. B. XXIX, 297) eine Häufung litterarischer, geographischer, mythologischer Weisheit. Zum Schluß stößt er uns sozusagen mitten in den dichten Wirbel und das Gedränge der Tanzenden hinein. Er ruft immer dringender anfeuernd in die Menge; er weist, als es Winter ist, von der Straße in die Stube; er zählt die reigenden Mädchen mit Namen auf (dies wie Neidhart in seinen Winterliedern, der Tannhäuser, wie Graf Konrad v. Kirchberg!); er mustert mit flüchtigen Blicken ihre Tracht; er schickt die Widerspenstigen vor die Thür; er stachelt die Ermüdeten zu neuen Sprüngen. Immer toller wird das Treiben, immer enger schlingen sich die Kreise, immer mehr verwirrt sich der Knäuel, immer rascher jagen die kurzen, über einander stürzenden Verszeilen, immer dichter drängt sich Reim an Reim, der oft Silbe hinter Silbe bindet. Wir hören die schnellen Athemzüge der erschöpften Mädchen, abgerissene Rufe nach dem Schluß des Tanzes und Widerspruch, Alles glüht zum Platzen — da plötzlich bricht der Sänger mit einem jähen Heia, hei! ab, die Saite zerriß, das Lied ist zu Ende. — Ulrich v. Winterstetten besitzt ein überwiegend formales Talent: jedem Lied gibt er eine besondere Strophenform; er handhabt Refrain, Responsion, Allitteration, Annomination, Wortspiel und die feinsten Reimkünste virtuos. Freilich macht er dem Dialect manche Concession, die in der guten Zeit unstatthaft gewesen wäre, und wendet auch viel typische Reime und Gedanken und allerlei stilistische Behelfe an. Aber man darf nicht vergessen: er war und wollte vor allem ein Dichter der Gesellschaft sein und für deren Amüsement sorgen, einer Gesellschaft, die im höchsten Maß genußsüchtig, aber auch eminent genußfähig war und in einer Zeit grauenhafter Verwirrung das arme Leben in jedem sicheren Augenblick bis zur Neige auskosten wollte. Dieser Gesellschaft bequemte er sich an und stimmte danach seinen Sang, der in Folge dessen höfische uud unhöfische Töne enthält, je nachdem die Kreise der Hörer es

erwarteten. So errang er seinen großen Erfolg, der nicht am wenigsten auch durch die musikalische Composition seiner Leiche und Lieder bedingt war und sich etwa dem vergleichen läßt, den in unseren Tagen der Wiener Walzerkönig Strauß erntete. Auch wir, denen die Melodien fehlen, empfinden den prickelnden Rhythmus und die stürmische Lebendigkeit dieser Gesänge und Tänze. Sollten sie ein Motto tragen, es müßte jenes jauchzende Heia hei! sein, der Lieblingsruf des Dichters, zugleich ein Wahrzeichen ungebundener, aber auch unbändiger Daseinsfreude und Weltlust, wie sie damals auch die geistlichen Kreise Süddeutschlands erfüllte.

v. der Hagen, Minnesinger I, 134 ff.; III, 509 ff.; IV, 132 ff. — Bartsch, deutsche Liederdichter Nr. 38. — Minor, Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich v. Winterstetten. Wien 1882 (dazu Burdach, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1882, S. 451 ff.). — Ueber die Person und Familien des Dichters: Vanotti, Zur Geschichte der Schenken von Winterstetten und der mit denselben verwandten Familien, in den Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Jahrg. 1833, S. 155 ff.; Chr. Fr. Stälin, Wirtemb. Gesch. II, 614 ff., 765; Ficker, Die Reichshofbeamten der staufischen Periode, Sitzungsb. d. Wiener Akad., Philolog.-histor. Classe, Bd. 40, S. 493 f., 494 f., 496; Baumann, Korrespondenzblatt des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben II, 3 (1877); Paul Friedr. Stälin, Geschichte Württemberg's I, 361, 441; Vochezer, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. I. Kempten 1888, S. 48 ff., 101 ff., 205, 211 ff. (der Bruder Ulrich's Burkart v. Ittendorf 1269 aus einer Urkunde in Baindt nachgewiesen: S. 211). — Zur Charakteristik: Uhland, Schriften 5, 260 ff.; Roethe, Reinmar von Zweter, S. 355 ff. (über die Leiche); Zoepfl, Die höfische Dorfpoesie. Wien 1889, S. 39 ff. Burdach.

Schenckendorf: Balthasar Rudolf v. S., preußischer Generallieutenant, 1699 auf dem väterlichen Gute Rissen in der Neumark geboren, 1715 beim Infanterieregiment Alt-Anhalt in den Dienst getreten, war bei Beginn der Schlesischen Kriege Capitän, bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Oberst und Commandeur des Infanterieregiments Markgraf Heinrich (Nr. 42). Hier wurde er am 6. Mai 1757 bei Prag verwundet. Im nämlichen Jahre wurde er Generalmajor, in dem darauf folgenden führte er dem Könige, welcher Olmütz belagerte, einen hochwillkommenen Brodtransport zu und am Tage von Domstadl, dem 30. Juni, brachte er einen Theil der eben dahin bestimmten Fuhrwerke, von denen die Oesterreicher mit fechtender Hand die meisten wegnahmen, glücklich zur Armee. 1759 machte er am 12. August in der Schlacht bei Kunersdorf den ersten Angriff, durch welchen er 50 Geschütze eroberte und den König veranlaßte, seinem Generaladjutanten Krusemark zu sagen: „Seh' er mal, wie schön S. manövrirt!“ Bei Beginn des Feldzuges von 1760 befand er sich in Schlesien bei dem von Fouqué befehligten Armeecorps. Als dieser in seiner Stellung bei Landeshut am 23. Juni von den Oesterreichern angegriffen wurde, führte S. das Commando auf dem rechten Flügel. Er leistete tapferen Widerstand, mußte aber, infolge höherer Weisung, mit Rücksicht auf den ungünstigen Verlauf des Gefechtes ebenfalls zurückgehen und gerieth, nachdem sein Pferd erschossen war, in Gefangenschaft. 1766 wurde er Generallieutenant, erhielt 1769 die mit Rücksicht auf sein hohes Alter erbetene Pensionirung und starb am 27. December 1771 zu Stargard in Pommern. 1760 hatte er das nach ihm benannte Infanterieregiment des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau (Nr. 22) als eigenes Regiment (Alt-S.) erhalten.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten verdient gemacht haben, 3. Band, Berlin 1790.

B. Poten.

Schenckendorf: Friedrich August v. S., preußischer Generalmajor, ein jüngerer Bruder des Generallieutenants Balthasar Rudolf v. S., 1710 in Buk bei Züllichau geboren, 1724 Cadet, 1740 von Friedrich II. zum Capitän ernannt, befehligte während der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges ein Grenadierbataillon, an dessen Spitze er durch seine bei Breslau und bei Leuthen geleisteten Dienste den Orden pour le mérite erwarb, ward im Februar 1759 Oberst, schon im April Generalmajor und bald darauf Chef des Infanterieregiments Nr. 9, bisher Puttkamer. Er war nun meist auf dem sächsisch-thüringischen Kriegsschauplatze thätig, zeichnete sich aber auch am 15. Aug. 1760 in der Schlacht bei Liegnitz aus, wo er bei dem überraschenden Angriff der Oesterreicher mit seiner Brigade eine Anhöhe bei Bienowitz besetzte, diese tapfer vertheidigte und dadurch wesentlich zum glücklichen Ausgange des Kampfes beitrug, bewährte sich überhaupt als tüchtiger Soldat und erwarb auf mehreren Zügen in das Reich ein so bedeutendes Vermögen, daß er nach Friedensschluß die ihm angebotene westfälische Inspection ausschlagen und um seinen Abschied bitten konnte, welcher ihm 1763 bewilligt wurde. Er ging nun auf sein Gut Jerchel im Magdeburgischen, wo er, seinen Neigungen folgend, ein sehr lustiges Leben führte. Als sein Haus 1772 abbrannte, baute er es prächtig wieder auf. 1776 aber erkrankte er am Podagra, die Anfälle wiederholten sich, er verfiel in Schwermuth, stürzte sich am 21. Juli 1780 zu Brandenburg a. d. Havel aus dem Fenster und starb am Abend desselben Tages. Trotz üppigen Lebens hinterließ er seinem Schwestersohne, dem Oberst v. Knobelsdorff, 80 000 Thaler.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten verdient gemacht haben, 3. Band, Berlin 1790.

B. Poten.

Schenkendorf: Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried v. S., Dichter, ältester Sohn des späteren Kriegsrathes und Gutsbesitzers Georg v. S. und seiner Gemahlin geb. Karrius, geboren am 11. December 1783 zu Tilsit. Sein Bruder Karl, geboren am 24. Juni 1785, starb als preußischer Hauptmann zu Hirschberg im Riesengebirge an Wunden, die er wenige Tage vorher in der Schlacht bei Bautzen empfangen hatte. Er war Ritter des Eisernen Kreuzes, des Ordens pour le mérite und des Wladimirordens. Eine Schwester, Karoline Ludovica Euphrosyne, geboren am 5. November 1789, starb in ihren Kinderjahren. Die Eltern lebten viel getrennt, der Vater auf dem Gute Lenkonischken bei Tilsit, die Mutter in Königsberg oder auf einem zweiten Gute Nesselbeck dicht bei dieser Stadt. Der Vater trachtete darnach, durch neue Einrichtungen die Erträge seines Besitzes zu vermehren und sich als vortrefflichen Landwirth zu bewähren. Aber manche seiner Neuerungen verursachten bedeutenden Kostenaufwand, der unnütz vergeudet wurde. In seinem Wesen war er heftig und unruhig und scheint auch seinen Kindern, oder wenigstens dem ältesten Sohne nur ein geringes Maß von Herzlichkeit bewiesen zu haben. Die Mutter, welcher der älteste Sohn ähnlicher gewesen sein soll, war durch ihre Sonderbarkeiten in Königsberg berüchtigt. Sie machte vielfach den Tag zur Nacht und trat oft erst Nachmittags gegen 5 Uhr aus ihrem Schlafzimmer hervor. Stolz und Leutseligkeit waren auf das seltsamste in ihrem Wesen gemischt. Den regen Sinn für die schöne und erhabene Natur und das phantastische Schwelgen in Gefühlen scheint der Dichter von der Mutter überkommen zu haben, obgleich auch er sich gerade in ihr Empfinden nicht einzuleben vermochte und bei aller Pietät der eigenen Mutter fremder blieb als manchen Frauen, die er später als mütterliche Freundinnen verehrte.

Ueber die Kindheit Schenkendorf's wissen wir nichts. Schon im Alter von fünfzehn Jahren bezog er die Universität Königsberg, nachdem er vorher ver-

muthlich durch einen Hofmeister im Hause der Mutter unterrichtet worden war. Daheim als Knabe karg gehalten, genoß er nun die studentische Freiheit in vollen Zügen, und wenn er sich auch an ernste und strebsame Jünglinge anschloß und keineswegs ausschweifend lebte, so überschritt er doch in seinen Ausgaben die ihm spärlich zugemessene Summe. Die Eltern ließen ihn Jahre hindurch gewähren, als aber sein wissenschaftlicher Eifer für das juristische Berufsfach ihnen auch nicht genügen konnte, bestimmten sie, daß er die Universität verlasse und übergaben ihn 1802 der Führung und Ueberwachung eines Geistlichen im Kirchdorfe Schmauch, unfern von Pr. Holland im Oberlande, dem späteren Königsberger Archivdirector Dr. Ernst Hennig, der damals Söhne aus angesehenen Familien in Pflege und Kost nahm und ihre wissenschaftliche Fortbildung leiten und überwachen wollte. Schenkendorf's Eltern hofften wohl, daß der Sohn in der Einsamkeit des Dorfes schon aus Langeweile eifriger arbeiten und den Hang zur Verschwendung aus Mangel an Gelegenheit aufgeben werde. Und diese Erwartungen scheinen auch nicht getäuscht worden zu sein. Wenigstens kehrte S. nach zwei Jahren entschieden reifer zur Universität zurück. Aber Hennig selbst hatte keinen Einfluß auf seinen Zögling gewonnen, der freilich unmuthig genug bei ihm eingekehrt sein mochte. Allein der vertraute Umgang mit der Natur und ein reger Verkehr in den Häusern des Erzpriesters Wedeke in Hermsdorf und seines Patrones des Grafen Dohna, Erbherrn von Karwinden und Schlodien, und der Grafen von Kanitz auf Podangen brachten dem empfänglichen Sinn Schenkendorf's reiche Anregung und unvergängliche Eindrücke. Nach seinem Scheiden schrieb er: „Ist es mir doch, als wenn ich aus dem väterlichen Hause hinausgestoßen wäre in die Fremde. Im Oberlande ist meine Heimath, da fand ich Verwandte, nicht Verwandte des Bluts — verrinnt Blut nicht im Sande des Grabes? — eine Verwandtschaft des Geistes, die übers Grab hinaus, an keinen Körper gefesselt, währt und reicht für die Ewigkeit.“ Was Schleiermacher von seinem Verkehr in denselben Kreisen rühmte, daß ihm erst hier der Sinn für die Frauen aufgegangen sei und er nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüths die des wahren menschlichen Werthes gewonnen habe, das gilt in gleichem Maße für S. Dichtungen Schenkendorf's aus dieser Zeit liegen nicht vor, wohl aber ein bemerkenswerther prosaischer Aufsatz, der in dem Freimüthigen, Berlinische Zeitung für gebildete unbefangene Leser (Freitag, den 26. August 1803, Beilage 3) unter der Chiffre F. v. Sch. erschien. S. eifert hier in beredten Worten gegen den Vandalismus der Umwandlung des altehrwürdigen Marienburger Schlosses in ein militärisches Mehlmagazin. Die Anregung zu dem Besuche des Schlosses und zu der Verehrung der historischen Denkmäler hatte er sicherlich von Wedeke erhalten, der gerade damals seine „Bemerkungen auf einer Reise durch Preußen“ herausgab, um durch Hervorhebung der vaterländischen Merkwürdigkeiten die Liebe zur Heimath im Volke zu verbreiten. Auch über das Wesen der deutschen Reichsverfassung und besonders über die Einrichtungen der deutschen Reichsstädte empfing er von Wedeke zuerst nähere Aufklärung, der in schwärmerischer Begeisterung halbe Nächte davon erzählen konnte und in dem romantischen Sinne seines jungen Freundes und Verehrers den lebhaftesten Widerhall erweckte. So ist es begreiflich, daß S. vom Oberlande ohne Reue und Bitterkeit, ja mit regem Dankgefühl schied, obwohl sich der Verkehr mit seinem bestellten Mentor Hennig immer unerquicklicher für ihn gestaltet hatte und schließlich zu einem offenen Bruche führte. S. sehnte sich allmählich doch wieder zu den gleichaltrigen Freunden in Königsberg zurück und theilte ihnen seine Sehnsucht mit. Die Freunde redeten ihm zur Rückkehr eifrig zu und rechneten ihm vor, daß er, falls die Eltern ihm keine Unterstützung zur Fortsetzung des Studiums geben würden, eine Zeitlang wohl durch ihre Hülfe

in Königsberg würde leben können. Aber sie versprachen mehr, als sie zu leisten vermochten, und S. mußte sich wieder bittend an seine Eltern wenden. Der Vater wies ihn schroff ab und sprach einen Fluch aus, wenn er ihm zum Studentenleben wieder Geld gebe. Und als er später sich versöhnlicher zeigte, wollte die Mutter nicht zugeben, daß der Sohn den Vater umzustimmen versuchte, da „auf einmal verfluchtem Gelde kein Segen ruhe.“ Sie selbst ging dagegen auf die Bitten des Sohnes ein, aber unter so peinlichen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln, daß dieser am liebsten seinen Plan wieder aufgegeben hätte. Nach Hennig's Berichten über S. glaubte die Mutter, daß zwischen beiden heftige Auftritte vorgefallen sein müßten und verlangte, der Sohn solle sich ein Verzeihungsdocument erbitten. S. fügte sich mit schwerem Herzen und erbat die Bescheinigung, daß derartige Zerwürfnisse nicht stattgehabt hätten. Der Geistliche entließ ihn unter Thränen und Küssen und gab ihm einen verschlossenen Brief an die Mutter mit; in diesem aber sprach er von seinem ungerathenen Pflegling, den er so entlarven wollte, daß die Eltern ihn in seiner Blöße erkennen sollten. Die Mutter selbst bezeichnete das Schreiben als einen Uriasbrief, aber es mag sie doch zu dem Schritte veranlaßt haben, den der Sohn als eine unverdiente öffentliche Beschimpfung empfand. Sie stellte ihn unter die Aufsicht eines Verwandten, des Justizcommissarius Wannovius, der im Intelligenzblatt die Anzeige erließ, daß der Studiosus F. M. v. Schenkendorf in Abwesenheit seiner beiden Eltern seiner Curatel übergeben sei und er alle Ausgaben desselben nach dem ihm gemachten Etat reguliren werde. Traurig und niedergedrückt schrieb S. an Wedeke über diese Erklärung: „Ich habe sie nicht gelesen und mag sie nicht lesen, mein Vater soll auch nichts davon erfahren. Aber tief schmerzt es mich, gerade jetzt — nie war ich so gut als im letzten Jahre — eine solche Aufmunterung zu erhalten. Ich erfuhr es erst, als keine Abänderung mehr möglich war. Oeffentlich bin ich beschimpft.“ Und sein Etat war so knapp, daß er meinte, er müsse enger in den Heften schreiben und die Kleider mehr schonen, sonst könne er sich keine Semmel mehr kaufen und keinen Brief auf die Post geben.

Die Freunde nahmen S. freundlich auf, das fühlte er wohl. Aber er war ein anderer in seiner Einsamkeit geworden, und der Dichter träumte gern. Die Freunde aber wollten vernünftig sein: „Ihr Gott ist die reine Vernunft. Die kalte Vernunft bringt den Nutzteufel hervor, und der — der soll bei mir nie Wohnung nehmen.“ Aber er folgte doch ihren Mahnungen, durch Ablegung des Examens sich möglichst bald der drückenden Bevormundung zu entledigen und arbeitete fleißig, bis er im Mai 1805 die Universität verließ, um, wie es zur cameralistischen Ausbildung damals erforderlich war, noch ein Jahr hindurch sich auf einem Domänenamte aufzuhalten. Der Freundeskreis rief ihm in einem gedruckten Abschiedsgedicht mit der Versicherung, daß er ewig in ihrem Bunde fortleben werde, die Worte zu: Geduld und Muth!

S. siedelte, wie es scheint, noch im Sommer 1805 nach Waldau zu dem Amtsrath Werner über, in dessen Hause er sich bald heimisch fühlte. Störend empfand er nur die Nähe des Gutes seiner Mutter. Die wöchentlichen Besuche bei ihr, die er auch von Königsberg aus regelmäßig abgestattet hatte, brachten ihn immer aus seiner sonst glücklichen Stimmung heraus. Schon in Königsberg hatte er das Gefühl nicht unterdrücken können, daß er zu etwas Besserem als zum Cameralisten geboren sei, und sorgte nur, daß die heilige Gluth nicht erlösche. In Waldau schürte er die Gluth und dichtete fleißig in der idyllischen Stille seiner „Hütte“, angeregt und aufgemuntert durch die lebhafte Theilnahme der gebildeten Amtsräthin. Auch las er jetzt noch eifriger als früher die Classiker Klopstock, Goethe und Schiller, an deren Dichtungen auch manche seiner späteren

Lieder anklingen, und nachdem er hier den Wallenstein gelesen, unterzeichnete er fortan sich Max v. Sch., während er in der Familie Ferdinand gerufen worden war. Aber das wichtigste Ereigniß in dieser Zeit war, daß er seine künftige Gattin, die Frau Elisabeth Barckley, geb. Dittrich, bei ihrem flüchtigen Besuche in Waldau kennen lernte, eine sanfte, freundliche, fromme, verständige Hausfrau, die mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit und echt weiblicher Würde ausgestattet war. Sie galt dem Dichter hinfort als „seines Geistes holde Braut“, an welche sich viele seiner Gedichte richteten, namentlich nachdem sich ihr Gatte nach mehrjähriger Schwermuth 1808 oder 1809 das Leben genommen hatte.

Im Herbst 1806 kehrte S. nach Königsberg zurück und bestand seine Kammerreferendar-Prüfung am 8. November. Im Hause des Landhofmeisters von Auerswald, der im königlichen Schlosse wohnte, und in der Barckley'schen Familie fand er die freundlichste Aufnahme und trat namentlich zu den Frauen in nahe Beziehungen. Frau v. Auerswald war eine geb. Gräfin v. Dohna-Lauck und eine Schülerin des Erzpriesters Wedeke, und schon von Waldau aus war S. ihr bestens empfohlen. Der Dichter verehrte sie als seine mütterliche Freundin und nahm später — wie es scheint 1808 — gern ihr Anerbieten an, zeitweise in ihr Haus zu ziehen, um im Umgange mit den Kindern und in der Uebernahme mancher kleiner Besorgungen und Aufträge der Hausfrau hülfreich zur Seite zu stehen. Fast kein Familienfest wurde gefeiert ohne kleine Aufführungen, zu denen S. die Verse lieferte, und der Dichter lernte in dem geselligen Hause die Welt kennen und gewann die Bekanntschaft bezw. Freundschaft einer großen Zahl einflußreicher und angesehener Menschen. Verkehrte doch selbst die königliche Familie während ihres Aufenthalts in Königsberg viel und gern bei dem Landhofmeister, dessen Wohnung im Schlosse unmittelbar an die königlichen Zimmer sich anschloß. Hier sah auch S. wiederholt die von ihm hochverehrte und mehrfach dichterisch verherrlichte Königin Luise.

Schon in seinen Studienjahren hatte S. mit dem Freiherrn F. v. Schrötter einen poetischen Männerbund, „Blumenkranz des baltischen Meeres“ genannt, gestiftet, welcher aus zwölf Mitgliedern bestand, die sich aus Adeligen und Bürgerlichen, Officieren und Civilbeamten zusammensetzten. Auch Juden und Schauspieler wurden aufgenommen. Wöchentlich versammelte sich der Bund in der Wohnung der einzelnen Mitglieder, wo nach einem oder mehreren Vorträgen bei einem einfachen Mahle offen und lebhaft über Philosophie, Religion und Künste gesprochen und gestritten wurde. Auch Achim v. Arnim wurde in diesen Kreis aufgenommen, der im J. 1809 feierlich unter Abfassung einer Urkunde erneuert wurde, mit der Bestimmung, daß auch an anderen Orten, zunächst in Berlin, Töchterlogen begründet werden sollten. Dem Tugendbunde soll S., so sehr er den Grundgedanken desselben gebilligt haben wird, nicht beigetreten sein, weil er glaubte, in größeren Vereinen leicht von dem eigenen Standpunkt abgedrängt zu werden.

Vom Jahre 1806 ab dichtete S. eifriger; von nachweislich früheren Dichtungen finde ich nur aus dem Jahre 1805 ein in Gemeinschaft mit Fortunat v. Rzetkowsky dem Freunde Ewald bei seinem Abgange von der Universität gewidmetes Abschiedsgedicht „Das Jugendgefühl“ und ein Gedicht an seine Freundin Luise Collins bei ihrer Vermählung mit dem Kriegs- und Domänenrath Müller erwähnt. Schon 1807 vereinigte er sich aber mit Ferdinand v. Schrötter zur Herausgabe einer Zeitschrift: „Vesta. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst.“ Königsberg 1807. Gedruckt bei Heinrich Degen. Erschienen sind zwei Bände zu je drei Monatsheften, Juni bis November, im Verlage der „Redacteurs“, welche monatlich ein Heft von wenigstens vier Bogen gegen einen Pränumerations-

preis des Jahrgangs von zwölf Gulden in Preußen, von achtzehn Gulden für das Ausland versprachen. Der Kostenüberschuß sollte unter Familienarme zweckmäßig vertheilt werden, „welchen ihr Zartgefühl, öffentlich den Beistand Fremder anzusprechen, verbietet". Die Zeitschrift gehört jetzt zu den bibliothekarischen Seltenheiten. Ihre Fortsetzung soll auf kaiserlich französischen Befehl verhindert worden sein. Schon im nächsten Jahre tritt der junge Dichter, diesmal allein, als Herausgeber einer neuen Zeitschrift auf: „Studien. Erstes Heft. Herausgegeben zur Unterstützung der abgebrannten Stadt Heiligenbeil in Ostpreußen. Berlin 1808. Gedruckt auf Kosten des Herausgebers." Das Motto lautet: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich." Das Heft zählt 122 Seiten und die fünf Musikbeilagen 12 Seiten. Während in den Heften der Vesta sich nur drei Beiträge Schenkendorf's finden, tritt der Herausgeber in den Studien mit mehr als zwanzig Gedichten und Prosastücken hervor. Ein zweites Heft ist nicht erschienen.

Schon im J. 1807 hatte S. einen unangenehmen Auftritt mit einer kurzen Gefangenschaft zu büßen. Er war als Referendarius beauftragt worden, die Verwaltung eines Militärmagazins zu untersuchen und widersetzte sich, wie es scheint, thätlich den Franzosen, worauf er gebunden abgeführt und eine Zeit lang gefangen gehalten wurde. Bald häuften sich die Unannehmlichkeiten für ihn in Königsberg. Im J. 1808 oder 1809 meldete er sich zu dem zweiten Examen, das er indessen nicht bestand. Er versuchte wol seinen Aerger und seine Enttäuschung sich hinwegzuscherzen und zählte lachend alle die wunderlichen Fragen her, auf die er die Antwort schuldig geblieben war, aber ein Stachel blieb doch zurück, und er fühlte sich gekränkt. Aufregender noch und folgenschwerer war ein anderes Ereigniß. Bei einer Schlittenfahrt im Winter 1809 auf 1810 gerieth S. mit einem General, der dem Schlitten nicht auswich, in einen so heftigen Wortwechsel, daß der General ihn verklagte, noch ehe S. demselben seinerseits die Forderung zu einem Duell übersandt hatte. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, wodurch Schenkendorf's Aufregung gesteigert wurde, zumal der Ausgang des Duells kaum zweifelhaft war, da der General für einen vorzüglichen Schützen galt, S. aber im Pistolenschießen ganz ungeübt war. Wider Erwarten wurde der General am Vorabende beim Lesen einer frommen Schrift zur Milde gestimmt und erklärte schon beim Erscheinen auf dem Kampfplatze dem Secundanten, daß er dem jungen Manne nicht das Leben nehmen, sondern ihm nur ein wenig das Schreiben verderben wolle. Er zielte sicher, und die Kugel drang in Schenkendorf's rechte Hand. Sogleich ergriff er die Pistole mit der Linken; aber noch ehe er den Gegenschuß abdrücken konnte, sank er zusammen. Die Folgen waren schlimmer, als man anfangs gedacht hatte. Nach schwerem Leiden und großer Entkräftung genas er langsam unter der sorgfältigen Pflege der Familie Dohna, die ihn nach Schlodien zu sich genommen hatte. Nach der Genesung folgte dann eine lange und peinliche gerichtliche Untersuchung wegen der Beleidigung, die das Duell herbeigeführt hatte. Dem Dichter wurde eine harte Strafe zuerkannt, die später gemildert und endlich durch königliche Begnadigung gänzlich aufgehoben wurde.

Im Sommer des Jahres 1810 starb die auch von S. hochverehrte Königin Luise. S. dichtete sogleich nach dem Eintreffen der Schreckenskunde das schöne Lied: „Rose, schöne Königsrose" und veröffentlichte es in der Königsberger Zeitung. Wenige Wochen darauf veranstaltete er mit Wilhelm Dorow „im Namen der Königsberger" eine Trauerfeier, die würdig verlief und die Anerkennung des Königs fand, aber auch manchen Widerspruch hervorrief, da sie auffälliger Weise in der katholischen Kirche abgehalten und mit katholischem Gottesdienste eröffnet wurde, während die Musik von dem Theaterpersonal ausgeführt

wurde. Das wäre vielleicht in einer evangelischen Kirche nicht gestattet worden, und dieser äußere Grund mag bei der Wahl der Kirche entscheidend gewesen sein; aber S. bei seiner mystischen, durch den Einfluß der Frau v. Krüdener, welcher sich Frau v. Barckley auf das engste angeschlossen hatte, verschwommenen confessionslosen Anschauungsweise hatte auch innerlich wol gar kein Arg bei dieser Feier. In seiner mystischen Phantastik konnte er, wie Frau v. Krüdener, die heilige Jungfrau anrufen, die Heiligenverehrung verstehen und sogar in einem Gedicht „Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes Pius VII." Christus anrufen, daß er Hülfe niedersende und seiner Heerde ihren Hirten wiedergebe.

Neigte er von vornherein zur Mystik hin, so wurde er in dieser Richtung bestärkt und förmlich im Bann gehalten von der Frau v. Barckley, die ihrerseits sich gänzlich von der „Prophetin" Frau v. Krüdener leiten ließ. Dem Dichter wurde auch von nahen Freunden sein intimer Verkehr im Hause seiner verwittweten Freundin verdacht, und es wurde viel besprochen und gestritten, ob er sich um die zehn Jahre ältere Wittwe oder um ihre zehn Jahre jüngere Tochter bewerbe, und es fehlte nicht an solchen, welche, wie die eigene Mutter der Frau v. Barckley, dem Dichter, der nichts sei und nichts habe, unedle Beweggründe unterschoben. Aus der peinlichen Lage befreite sich und den Dichter Frau v. B. durch den plötzlichen Entschluß, der Frau v. Krüdener, als sie im November 1811 nach Baden übersiedelte, dorthin zu folgen. S. blieb in Königsberg zurück und bezog jetzt das verlassene Barckley'sche Haus, wodurch der letzte Schleier des Geheimnisses gelüftet wurde. Als er aber durch den Fortgang seines Freundes, des treuen Friedländer, immer mehr vereinsamte, und im Frühjahr des Jahres 1812 die Franzosen als Freunde auf dem Zuge nach Rußland Königsberg besetzten, da hielt es ihn nicht länger dort:

„Und als das Heer der Welschen kam
In jenen finstern Tagen,
Und keiner noch die Waffen nahm
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nimmer schau'n,
Weit ging ich von der Heimath Au'n,
Dem Rhein die Noth zu klagen."

Ueber Berlin reiste er weiter seinem Ziele, Karlsruhe, zu. Da er keinen Paß bei sich hatte, wurde er in Weimar aufgehalten, lernte hier Frau v. Wolzogen kennen, und sah den „Herzog sonder Gleichen, den sel'gen Dichterfürsten", Goethe, ohne ihn freilich „mit Worten zu grüßen".

In Karlsruhe wurde er von dem ganzen Freundeskreis seiner Erwählten, besonders von Jung Stilling, freundlich empfangen. Aber noch manche Widerwärtigkeiten waren durch die harte Gesinnung der Verwandten seiner Verlobten zu überstehen, bis er am 15. December 1812 endlich in Gegenwart Jung Stilling's und des Kirchenraths Ewald sich trauen ließ. Die leider durch seinen frühen Tod nur kurze Ehe war durchaus glücklich, wenn auch die Verehrung, mit welcher er zur Gattin aufschaute, und die pietistische Richtung derselben, welche sie nach dem Beispiel der Krüdener immer nach Demüthigung und Zerknirschung zu streben trieb, dem Verhältniß der Gatten einen gewissen feierlichen Ernst aufprägte. Den eigentlichen Kern der Unterhaltungen im eigenen Hause wie im Verkehr mit den Freunden bildeten religiöse Betrachtungen und das gemeinsame Streben aller Freunde war nach dem Ausdruck der Frau v. S. darauf gerichtet, „das Erdenleben an den Himmel zu knüpfen". S. schätzte und verehrte den Kreis der Frau v. Krüdener und seiner Gattin, aber das hinderte nicht, daß er eine gewisse Einförmigkeit und seine Abhängigkeit von Frauen fühlte. Er sehnte sich nach Heidelberg zu gehen, um dort „den Umgang manches großen

Mannes zu genießen", aber die Gattin fühlte sich in Karlsruhe sichtlich wohl, und ein häufig eintretender Nervenkopfschmerz hinderte ihn, einen festen Plan für die Zukunft zu fassen. Rechte Frische gab ihm allein die Natur, in der er schwelgte. Wenn er die Berge des Schwarzwaldes durchzog, dann fühlte er „manchen Schmerz entfliegen und heilen manchen bittern Gram". Da gab das Jahr 1813 seinem Herzen einen neuen Aufschwung, seiner Dichtung einen neuen Inhalt. Auch er gürtete sich das Schwert um und eilte nach Schlesien. Den einzigen Bruder traf er kurz vor seinem Tode noch in Hochkirchen und manchen alten Freund, wie Schrötter und die Grafen Gröben und Kanitz und den damals sechzehnjährigen Alfred v. Auerswald, konnte er freudig wieder begrüßen. Auch neue Freunde gewann er, wie namentlich Fouqué. Obwohl er mit der linken Hand nicht recht Zügel und Schwert regieren konnte, schloß er sich doch den Kämpfern als Begleiter an und wohnte der Völkerschlacht bei Leipzig bei. Er selbst blieb unverwundet, aber sein Pferd wurde von einer Kugel getroffen. Den vollen ersten Siegesjubel erlebte er fröhlich mit. Das war der „Freiheitstag", dessen Anbrechen er heiß ersehnt hatte:

„Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Kriegsgeschrei —
Und wir, ihr wackren Degen,
Wir waren auch dabei!"

Dabei hatte er sein müssen, aber freilich, er fühlte wohl, als Kämpfer konnte er, der Invalide, nichts schaffen; nur seine Gesänge wirkten, nicht seine Faust. Jetzt, wo die Entscheidungsschlacht geschlagen war, glaubte er daher anderweitig besser dem Vaterlande dienen zu können und nahm gern die ihm vom Freiherrn v. Stein angebotene Stellung als Agent der Verwaltungscommission bei dem Großherzog von Baden an. Hier förderte er mit Umsicht die Volksbewaffnung am Oberrhein. In dieser Thätigkeit lernte ihn Smidt, der Abgeordnete Bremens für das Hauptquartier der Verbündeten, kennen und schrieb anerkennend über ihn: „Stein weiß seine Leute zu wählen, auch dieser ist ein Mann, wie er sein muß." Auch in dieser Stellung blieb S. seinem Wunsche gemäß nicht ganz fern vom Kriegsgeräusch. Von Frankfurt aus, wo er zeitweise unter Rühle v. Lilienstern arbeitete, wurde er bisweilen mit diplomatischen Aufträgen ausgesandt. Am 22. März 1814 schrieb er an seinen Freund, den Hauptmann von La Chevallerie: „Mein Geschäft hier geht seinen undankbaren Gang fort, und die Faulheit wie der böse Wille machen uns viel zu schaffen. Während unserer Trennung bin ich aber auch schon in Frankreich bis Chaumont und in Basel, Zürich und am Rheinfall gewesen, hab' auch Breisgau und Schwarzwald von zwei Seiten bereiset. Uebrigens darf ich jetzt Herr Kamerad zu Dir sagen; denn der König hat mich — obgleich ich seit dem 3. October nichts dazu gethan habe — im Februar zum Volontair-Officier ernannt. Es ist wirklich sonderbar, daß ich jetzt Uniform trage und den Feldzug in bürgerlichem Kleide gemacht habe. Es schmerzt mich freilich, hier sitzen zu müssen, während die Waffenbrüder das neue Babel ängstigen — die Erlaubniß, meinen hiesigen Posten zu verlassen, dürfte auch leicht mit dem Friedensschlusse kommen, vor dem uns Gott übrigens bewahren wolle! Schande wird der preußische Waffenrock übrigens von mir nicht haben." (Original königliche Bibliothek in Berlin.)

Der Friede wurde geschlossen, aber S. genoß nicht die heiteren Tage, die er sich versprochen hatte. Der stille Karlsruher Kreis genügte ihm jetzt nicht, nachdem er wieder mit Männern in frischer Thätigkeit verbunden gewesen war. Dazu kam, daß er jetzt erst recht den preußischen Geist verstehen und schätzen lernte. Das Volk zwar, meinte er, sei überall gut und in seinen Grundzügen durch ganz Deutschland gleich. Aber „daß das süddeutsche Volk sich in diesem Kriege nicht gleich dem norddeutschen hat erheben und zeigen können, daran tragen die Fürsten die Schuld, die, es fürchtend, jede Begeisterung unterdrückt haben". S. hatte bisher in der Begeisterung für die alte deutsche Geschichte auf die Wiederaufrichtung des alten Reiches unter Führung der Habsburger gehofft; während des Wiener Congresses regt sich der Preuße in ihm. Zunächst denkt er an eine Doppelherrschaft in Deutschland durch Oesterreich und Preußen; aber schon spricht er stolz aus: „Es gibt nicht leicht einen tüchtigeren, begeisterungsfähigeren, überhaupt fähigeren Stamm in Deutschland, als in Preußen. Alles, worüber ich mich täglich ärgere, macht, daß mir meine Preußen jetzt in einem weit günstigeren Lichte erscheinen. Wenigstens haßt man bei uns doch die Franzosen, die man hier (in Baden) liebt und zurückwünscht." Freilich, als er dann, um Genesung von seinem Nervenkopfschmerz zu suchen, fünf Monate im Herbst und im Winter 1814 in Aachen sich aufhielt, fühlte er sich im Kreise der preußischen Officiere und Beamten wiederum nicht wohl, und sie nannten ihn einen Oesterreicher. Um so enger aber schloß er sich an die geborenen Rheinländer an. Den Wiederausbruch des Krieges 1815 begrüßte er mit der neuen Hoffnung auf eine Einigung des ganzen Deutschlands, aber der wiedererrungene Friede erfüllte seine Wünsche nicht. Im Sommer 1815 mußte er zur Bekämpfung seines Kopfschmerzes wieder nach Aachen. Vor allem aber fehlte ihm die freudige Arbeit; und auch das Dichten geistlicher Lieder, wozu ihn die Gattin anregte, konnte ihm allein doch nicht Genüge geben. Da wurde er zu seiner Freude 1815 als Regierungsrath nach Coblenz berufen. Dort fand er alte Freunde, wie seine Landsleute Graf Gröben und Bärsch, und zahlreiche neue Freunde, wie Gneisenau, Major v. Scharnhorst, v. Clausewitz, v. Jasmund, Johannes Schulze und Friedrich Lange, und auch den Rheinländern gefiel seine Amtsführung, die ihnen weniger büreaukratisch erschien, als sie es von dem Preußen erwartet hatten. Auch sein Gefallen an ihren merkwürdigen Bauwerken und an der Art des katholischen Gottesdienstes nahm die Rheinländer für ihn ein. So wurde ihm wohl dort, aber als er eben die Seinen aus Karlsruhe abholen wollte, um sie nach Coblenz überzuführen, erhielt er eine Berufung nach Magdeburg. Erst nach langen Verhandlungen entschied es sich, daß er in Coblenz bleiben könne. Als er aber dort mit der Gattin, die sich schwer von Karlsruhe getrennt hatte, eintraf, schieden zu seinem großen Bedauern bald Gneisenau und Gröben, und zugleich steigerte sich sein altes Leiden in bedenklichem Grade. Jetzt wechselten Kopfschmerz und Blutwallungen mit Brustbeklemmungen, Krämpfen und Schwindelanfällen, so daß er oft sein Ende herbeiwünschte. Noch suchte er in Ems Heilung, wo er seine letzten glücklichen Tage verlebte. In Coblenz trat das Leiden wieder auf und schneller, als der Arzt es gedacht hatte, starb er an seinem Geburtstage, am 11. December 1817. Feierlich ward er mit den militärischen Ehrenbezeugungen am 14. December auf dem Kirchhof vor dem Löhrthor bestattet. Aber schon nach kurzer Zeit wurde der Kirchhof durch Anlegung einer Schanze zerstört. Die Särge wurden in der Erde an ihrer Stelle belassen, nur die Kreuze auf einen anderen Kirchhof gestellt. Da auf dem gothischen Steinkreuz, das Schenkendorf's Grab bezeichnet hatte, Platz für den Namen der Gattin gelassen war, wurde es, als sie im J. 1840 starb, auf ihrem Grabe

aufgestellt. Sie hatte es schwer empfunden, daß ihres geliebten Mannes Grab verschüttet und unzugänglich geworden war, aber sie erkannte in einem Briefe an Fouqué selber an, dem Sinne des Verstorbenen wäre es wohl nicht entgegen gewesen, daß sein Grab nunmehr eine Schanze gegen den Feind geworden.

Eine vollständige und kritische Ausgabe der Schriften Schenkendorf's fehlt noch. Viele seiner Kriegslieder und Gelegenheitsgedichte erschienen in Einzeldrucken, andere in Zeitschriften, so, außer in der Vesta und den Studien, in der Königsberger Zeitung, dem Preußischen Korrespondenten (1813 und 1814), den Deutschen Blättern (1813), der Breslauer Zeitung (1813), den Neuen Preußischen Provinzial-Blättern (1852), dem Rheinischen Merkur (1814); wieder andere in Taschenbüchern: Der Spiegel (1809), Hertha (1811), die Musen von Fouqué und Neumann (1814), Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (1816), Die Hesperiden (1816), Deutsche Frühlingskränze von Hornthal (1815 und 1816), Cornelia (1816, 1820, 1827), Frauentaschenbuch (1817 und 1818), Die Sängerfahrt (1818), Krieg und Frieden von Ewald (1814) und Der Sieg von Belle-Alliance von Mann (1815). Bei seinen Lebzeiten erschien außer den genannten Zeitschriften, der Vesta und den Studien, von ihm eine kleine Sammlung von Oden und Sonnetten, die er mit Friedländer zum Andenken seiner Freundin Henriette Gottschalk, geb. Hay, herausgab, deren „Sternblumen“ seinem Wunsche gemäß später seinen Gedichten beigefügt wurden. 1814 gab er anonym heraus: „Christliche Gedichte. Frommen Jungfrauen und Mägdlein zur Weihnachtsgabe.“ An der Spitze des außerordentlich seltenen Büchleins (Archiv f. Litteraturgesch. XII, 643) steht eine Zueignung an seine Gattin. Im J. 1815 endlich gab mit Schenkendorf's Bewilligung der Bremer Smidt im Cotta'schen Verlage eine neue Sammlung seiner Gedichte heraus unter dem Titel: Max v. Schenkendorf. Gedichte. Nach seinem Tode erschien 1832 sein poetischer Nachlaß (durch Georg Phillips) und 1837 seine sämmtlichen Gedichte (durch Friedrich Lange) und endlich 1862 und 1878 neue Ausgaben bei Cotta, herausgegeben von August Hagen. Dauernden Werth haben namentlich seine Kriegsgedichte und die Lieder, in welchen er seinen innigsten Lebenswunsch ausdrückt und wieder und wiederum von Kaiser und Reich predigte und sprach. Gegenüber den Freiheitsliedern von Arndt, Rückert, Körner kennzeichnen sich Schenkendorf's Kriegsgesänge durch größere Innigkeit und Weichheit und sind, wenn auch vielleicht minder feurig und für die Zeitgenossen weniger begeisternd, dichterisch von höherem Werth. Jacob Grimm urtheilte in Briefen an seinen Bruder Wilhelm, sie seien wohl die besten Gedichte, die auf die Zeit erschienen seien; sie hätten etwas Schillerisches, seien zwar etwas schwächer, aber auch zierlicher, und immer treu und brav. Nach zwei Jahrhunderten werde man sie vielleicht höher achten, als jetzt die Opitz'schen. Der Vergleich mit Opitz erscheint mir weder naheliegend noch für S. ehrenvoll genug, aber daß viele seiner Gedichte Jahrhunderte hindurch dauern werden, wird heut Niemand bezweifeln.

Hauptquelle: Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von Dr. A. Hagen. Berlin 1863. (Hagen verarbeitete ein reiches Material, versäumte nur leider die angeführten Briefstellen zu datiren. Einzelnes konnte nach den Handschriften im Besitz der Familie Auerswald hier fester bestimmt werden.) Vgl. auch Dr. Drescher: Ein Beitrag zu einer Biographie Max v. Schenkendorfs. Progr. des großherzogl. Gymnasiums zu Mainz 1888.

F. Jonas.

Schenkel: Daniel S., protestantischer Theologe, geboren am 21. December 1813 zu Dögerlin im Kanton Zürich als Sohn eines Landgeistlichen, kam

nach dem 1828 erfolgten Tode seines Vaters nach Basel und hier erstmalig auch in eine Schule, wo er, bereits ziemlich bewandert in deutscher, lateinischer, griechischer und hebräischer Litteratur, nachträglich noch Grammatik lernte. Zuvor war er meist sein eigener Lehrer gewesen und hatte das auf dem Wege des Selbstunterrichts Erlernte sofort wieder drei jüngeren Geschwistern mitzutheilen gehabt. Während des Baseler Kriegs von 1831 gehörte er einem militärischen Corps von Studenten an, während er im übrigen seine Gymnasialstudien fortsetzte. Dabei war es seine Absicht, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, und der ungewöhnlich schlagfertige, eindringliche und erfindungsreiche Redner, den man später in ihm bewunderte, hat es noch manchmal hören müssen, es sei an ihm in der That ein Rechtsanwalt und Parlamentsredner ersten Ranges verloren gegangen. Was ihn schließlich doch zur Theologie bestimmte, war außer dem Wunsche der Mutter zumeist der Einfluß de Wette's, der ihn in einem Brief an Fries vom 6. August 1839 als „einen Schüler, der für Hunderte gilt", bezeichnet. De Wette's Bild war stets in Schenkel's Studierzimmer zu sehen, de Wette's Lob jederzeit aus seinem Munde zu hören; die subjective Form der Begründung religiöser Wahrheiten einerseits, die maßvolle, aber unerschrockene Geltendmachung des kritischen Princips gegenüber dem Schriftbuchstaben andererseits kennzeichneten den treuen Schüler zeitlebens. Nachdem S. schon 1835 in den „Theologischen Studien und Kritiken" als Schriftsteller aufgetreten war, bestand er in Schaffhausen seine Prüfung, war ein halbes Jahr lang als Stadtvicar thätig, bezog dann die Universität Göttingen, wo er von Lücke und Gieseler eine Richtung auf Erforschung der älteren Kirchengeschichte und des Urchristenthums empfing. Nach Basel zurückgekehrt habilitirte er sich mit der Dissertatio critico-historica de ecclesia Corinthia primaeva factionibus turbata und mit einer Antrittsvorlesung „Ueber das ursprüngliche Verhältniß der Kirche zum Kanon" (12. November 1838), an deren Schlusse er eine bessere Zukunft für die Theologie weissagte. „Es wird Keinen gereuen, an ihrer Herbeiführung mitgearbeitet zu haben." Mit seiner Thätigkeit als Privatdocent verband er nicht blos eine Lehrwirksamkeit am Gymnasium, sondern auch die Redaction der, den kirchlichen und politischen Radicalismus eindämmenden, „Basler Zeitung". Ein rühriger und wirkungskräftiger Journalist ist er sein Leben lang geblieben, und auf diesem Gebiet hatte er auch die ersten Kämpfe und Siege zu verzeichnen. Der an der Spitze der Geistlichkeit von Schaffhausen stehende Hurter bereitete damals seinen Uebertritt in das katholische Lager vor, erhob aber gleichwol gegen die „Basler Zeitung", welche ihn des Kryptokatholicismus zieh, eine Anklage auf Verleumdung. Der Proceß erregte ungeheueres Aufsehen, ging für den Kläger verloren und hatte 1841 nicht blos seinen Sturz, sondern auch Schenkel's Berufung in der Eigenschaft eines ersten Predigers am Münster und Kirchenrathsmitgliedes in Schaffhausen zur Folge. An diese Episode seines Lebens erinnert seine Schrift über „Die confessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen" (1844). Bald darauf stellte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auch an die Spitze des Schulwesens; er wurde Vicepräsident des Schulrathes, Ephorus des Gymnasiums und des Collegium humanitatis. Er war bei Berathung eines neuen, freisinnigen Anschauungen huldigenden, Schulgesetzes thätig und erlangte mit der Zeit als Vicepräsident des Stadtrathes und Mitglied des großen Rathes des Kantons politischen Einfluß. Als 1846 das eidgenössische Sängerfest in Schaffhausen tagte, wurde er zum Präsidenten desselben erwählt. Dies Alles trotzdem, daß er im Staatswesen eine wesentlich conservative Richtung befolgte. Als Theologe dagegen hat er gleich bei seiner Berufung den üblichen Eid auf die helvetische Confession verweigert und damit Anlaß zu einer milderen Fassung der Verpflichtungsformel gegeben. Auch orga-

nisirte er die evangelische Einwohnerschaft Schaffhausens, indem er drei Gemeinden herstellte und Urwahlen einrichtete, aus welchen ein, bisher in Schaffhausen noch nicht dagewesenes, Presbyterium hervorging. Als S. aber dieselbe Aenderung, welche in der Stadt eingeleitet war, auch im Kanton durchführen und die ganze Kirchenverfassung nach den Forderungen des Gemeindeprincips, welches von nun an sein Verfassungsideal blieb, umgestalten wollte, fand dieser sein Vorschlag zwar im Kirchenrath und in der Synode Beifall und Annahme, im großen Rath aber scheiterte er gegenüber den vereinigten aristokratischen und radicalen Parteien.

Dabei übte S., der mittlerweile mit Marie v. Waldkirch aus Schaffhausen eine glückliche Ehe geschlossen hatte, nicht bloß in umfassendem Maße Seelsorge, sondern auch als Prediger einen bereits über die Grenzen des Kantons hinausreichenden Einfluß. Schon in Basel waren 1839 und 1840 einzelne seiner Predigten gedruckt worden; in Schaffhausen erschienen jetzt eine erste Sammlung 1843—44, eine zweite 1849, eine neue Folge 1850—51. Aber auch wissenschaftlich thätig zu sein, war dem von praktischen Arbeiten so sehr in Anspruch Genommenen keineswegs unmöglich. Unter dem Titel „Die Wissenschaft und die Kirche“ war schon 1839 in Basel ein Beitrag „zur Verständigung über die Strauß'sche Angelegenheit“ erschienen. In Schaffhausen trat er dem Optimismus, womit Gervinus 1846 das Auftreten der Deutsch-Katholiken begrüßt hatte, in der, im gleichen Jahre zweimal erschienenen, Schrift „Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken“ gegenüber, wozu die Broschüre „Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz“ einen Anhang bildete. Daran schloß sich 1847 noch an „Die religiösen Zeitkämpfe in ihrem Zusammenhange mit dem Wesen der Religion und der religiösen Gesammtentwickelung des Protestantismus“. Das Jahr zuvor hatte aber auch bereits den Anfang seines gelehrtesten und umfassendsten Werkes hervortreten sehen über „Das Wesen des Protestantismus“ (1846—51, 3 Bde.). In solcher Breite und Ausführlichkeit, mit so reichlichen Quellenbelegen versehen war der geistige Gehalt des Reformationszeitalters bisher noch nicht dargestellt worden. Neu war daran namentlich dies, daß nicht bloß die Kundgebungen der Reformatoren und ihrer anerkannten Gesinnungsgenossen selbst, sondern auch die Ansichten und Strebungen solcher Männer, welche damals in zweiter Linie gestanden haben und von Seiten des kirchlichen Protestantismus als Ketzer betrachtet worden sind, das ihrige zur Vollendung des großen Gemäldes beitragen mußten. Den wesentlichen Gehalt dieses, eigentlich erst mit der Schlußabhandlung über „Das Princip des Protestantismus“ (1852) abgeschlossenen, Werkes hat der Verfasser später (1862) in einer zweiten, einbändigen Auflage in bedeutend verkürzter Gestalt und unter theilweise veränderten Gesichtspunkten noch einmal ans Licht treten lassen. Alles zielt hier darauf ab, den Protestantismus, welchen die Engherzigkeit seiner theologischen Vertreter oft nur als ein von dem katholischen verschiedenes Lehrsystem zu fassen vermochte, vielmehr als eine eigenthümliche religiöse Weltanschauung, zugleich aber auch als ein fruchtbares sittliches Princip, insonderheit als eine gesellschaftliche und gemeindebildende, ja als eine weltgeschichtliche Macht auch in Bezug auf das staatliche Leben der Völker darzustellen, zugleich aber zu zeigen, wie weit der kirchliche Protestantismus in Bezug auf Ausbildung sowol der Lehre als der Verfassung hinter seiner umfassend und ideal gedachten Aufgabe zurückgeblieben ist.

Mit dem Erscheinen dieses Werkes war Schenkel's Ruf in der theologischen Welt gesichert, wie sofort mehrere an ihn ergangene Berufungen bewiesen. Eine Einladung nach Halle schlug er aus. War doch 1849 der theure Lehrer in Basel gestorben und S. hatte sein Andenken in der Schrift „De Wette und

die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit" gefeiert. Jetzt bestieg er auch seinen Katheder mit einer Antrittsvorlesung über „Die Idee der Persönlichkeit" (6. Mai 1850). Aber schon im nächsten Jahre wurde er an die dauernde Stätte seiner Wirksamkeit, als Professor der Theologie und Seminardirector nach Heidelberg berufen, aus welcher Stellung ihn auch eine 1859 an ihn herantretende Gelegenheit, nach Bonn überzusiedeln, nicht mehr wegzulocken vermochte.

Die Heidelberger theologische Facultät zu Anfang der fünfziger Jahre diente den restaurativen Tendenzen jener Zeit in anständigen, gemessenen und achtbaren Formen. Die von Ullmann und Umbreit herausgegebenen „Theologischen Studien und Kritiken" bildeten ihr Organ und ihre Fahne, und neben dem Erstgenannten bestimmte Hundeshagen, der Verfasser des „deutschen Protestantismus", ihre kirchenpolitische Stellung. S., dem sowohl bei Ullmann als bei Hundeshagen die gegen Gervinus geübte Polemik zu Gute gekommen war, trat in diesen Kreis, im guten Glauben, auch innerlich ihm anzugehören. Nicht bloß gab er mit den Genannten und im Gegensatze zum fünften Facultätsmitglied, dem liberalen Dittenberger, 1852 bei Gelegenheit der Abschaffung des demokratischen Regiments in Bremen auf Veranlassung des dortigen Bürgermeisters Smidt ein Gutachten gegen den radicalen Bremer Prediger Dulon ab, welcher sodann abgesetzt wurde, sondern vertheidigte dasselbe auch in der Schrift über „Die Schutzpflicht des Staats gegen die evangelische Kirche". Wie Hundeshagen, hielt auch er Vorträge im Dienst der inneren Mission und veröffentlichte dieselben 1854 unter dem Titel: „Das Wesen des evangelischen Glaubens". Wir finden ihn 1852 und 1854 als Festprediger auf den allgemeinen Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins in Wiesbaden und Braunschweig, 1854 als Redner bei den Verhandlungen des Kirchentags in Frankfurt und, während er die späteren Kirchentage nicht mehr besuchte, noch 1857 als Vortragenden auf der Versammlung der Evangelischen Allianz in Berlin.

Die Restauration innerhalb des Katholicismus, die hervortretenden Ansprüche des Episcopats, die Machtentfaltung des Jesuitenordens waren dazu berufen, dem restaurationslustigen Zug innerhalb des Protestantismus Einhalt zu gebieten. Schenkel's Entwickelungsgang ist in dieser Beziehung typisch. Als Reformirter war er auf diesem Punkte reizbarer, als seine unirten Collegen und er fand einen mächtigen Verbündeten an den altreformirten Trieben und Gewohnheiten des Volkes in der Pfalz. Als 1851 eine Jesuitenmission ihren Einzug in Heidelberg hielt, fühlte sich S. als Universitätsprediger verpflichtet, gegen sie aufzutreten. Ullmann war der Meinung, er hätte solches füglich den Stadtpfarrern überlassen dürfen. Im gleichen Jahre trat S. der katholischen Propaganda mit der populären Streitschrift „Fels oder Sand" entgegen, welcher, nachdem ihr der Freiburger Alban Stolz die Broschüre „Perle oder Glas" entgegengesetzt hatte, 1852 eine zweite Streitschrift unter dem Titel „Gesetzeskirche und Glaubenskirche" folgte. In derselben Richtung gehen die Jahresschlußbetrachtung für 1852 „Was ist Wahrheit?" und die „Gespräche über Protestantismus und Katholicismus" 1852—54, zu welchen die vielgelesenen, besonders in aristokratischen Kreisen wirksamen, „Neuen Gespräche aus der Gegenwart" von General v. Radowitz Veranlassung und Reiz geboten hatten. Doch hat sich S. wol mit Recht später gerade in dieser Form der Darstellung nicht wieder versucht. Seine Stärke lag auf einer ganz anderen Seite. Er kehrte zur Publicistik zurück, indem er 1852 mit dem Darmstädter Palmer die Redaction der „Allgemeinen Kirchenzeitung" übernahm, welche nun seit dem, auch separat erschienenen, Eröffnungsaufsatz über „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" Jahr aus Jahr ein eine Menge von größeren und kleineren Kundgebungen aus seiner

unermüdlichen Feder brachte und die Arena für eine ganze Reihe theils glücklich, theils unglücklich verlaufender Feldzüge bildete. Zu letzteren hat er selbst später ohne Zweifel die Fehde mit dem damaligen Privatdocenten der Philosophie Kuno Fischer gerechnet, welche, nachdem diesem 1853 die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen worden war, 1854 in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" und in der „Abfertigung" betitelten, gegen Fischer's Anklage auf intellectuelle Urheberschaft gerichteten, Broschüre ausgefochten wurde. Zwei Jahre darauf steht S. als Prorector an der Spitze der Universität. Die von ihm im Sommer 1856 wegen allerhand Ausschreitungen verfügte Suspension der Corps verursachte eine Aufregung, wie rein akademische Angelegenheiten eine solche seit dem acht Jahre zuvor stattgehabten Auszug der Studentenschaft nicht mehr hervorzurufen vermocht hatten. Hörte man doch vorübergehend in der Musenstadt sogar den Schritt des Militärs. Schenkels eigentliche Domaine aber war und wurde seither immer mehr die ecclesia militans. Ließen kleinere und größere Schriften wie „Die gute Sache der evangelischen Kirche" (1853), die Predigtsammlung, welche unter dem Titel „Evangelische Zeugnisse von Christo" das Johannesevangelium behandelte (1853—54), „Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, aus der principiellen Einheit, der confessionellen Sonderung und der unionsgeschichtlichen Entwickelung desselben nachgewiesen" (1855), „Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den, der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten, Aufgaben geschichtlich beleuchtet" (1856), noch immer den Mann der kirchlichen Mitte erkennen, so bereitete sich jetzt unter dem Eindruck des vollständigen Sieges der Orthodoxie auf der badischen Generalsynode von 1855 einerseits, andererseits unter dem Einflusse des Ritters von Bunsen, welcher gerade damals nach Heidelberg übersiedelte und mit den „Zeichen der Zeit" (1855—57) das erste weithin vernehmliche Haltsignal in der rückläufigen Bewegung jener Tage gab, eine umfassendere Frontveränderung zunächst in der kirchenpolitischen Stellung Schenkel's vor, während seine „Christliche Dogmatik, vom Standpunkte des Gewissens aus dargestellt" (1858—59, 2 Bde.) dem Inhalte nach noch ganz den Zusammenhang mit der bisherigen theologischen Entwickelung wahrt und nur der Methode nach Neues bringt, sofern die Entscheidung über dogmatische Fragepunkte vor dem Richterstuhle des Gewissens gesucht wird. Ungleich Epoche machender steht jedenfalls im Leben des Verfassers selbst seine 1856 erschienene Streitschrift „Für Bunsen wider Stahl" da, eine äußerst schneidige Waffe und ein würdiges Seitenstück zu den „Zeichen der Zeit". Gleichfalls gegen Stahl kehrt sich die Schrift „Union, Confession und evangelisches Christenthum" (1859), während ein anderer Abdruck aus der Kirchenzeitung, betitelt „Die Amtsentlassung des Professors Dr. Baumgarten in Rostock" (1858) seine Spitze gegen Kliefoth wendet.

Bald trat an die Stelle dieses entfernten Angriffsobjectes ein näheres, das Kirchenregiment, beziehungsweise die Regierung des eigenen Landes. Die Motive der Conflicte, in welche er hier gerieth, sind fast ebenso sehr persönlichen wie sachlichen Ursprungs gewesen; wenigstens wären sie ohne Hinzutritt jenes Elementes niemals so bitter und aufreibend geworden. S. hatte in den Reihen besonders der jüngeren Geistlichkeit Badens manche Feinde gefunden. Die Art des persönlichen Regiments, wie er es im theologischen Seminar handhabte, hob sich allerdings von den, zuvor von Rothe und von Dittenberger geübten, milderen Formen höchst charakteristisch ab und rief eine nicht immer nur „getreue Opposition" hervor. Zumal der streng pietistisch gesinnte Nachwuchs ging ziemlich unmittelbar aus dem Seminar in dasjenige Lager über, welchem 1855 der Sieg zufallen sollte. Die liturgischen Aenderungen, welche die damalige Synode, auf der S. krankheitshalber nicht erschienen war, an den einfachen

Gottesdienstordnungen der badischen Kirche vornahm, gingen dem Seminardirector ebenso wider Sinn und Geschmack, wie sie andererseits vom Oberkirchenrath in Karlsruhe betrieben worden waren. Als nun gleichzeitig mit der Einführung der neuen Agende 1858 die Gemeinden auch der freien Wahl ihrer Kirchengemeinderäthe beraubt wurden, brach der Streit aus, in welchem S. gleich von vornherein an der Spitze der Angriffscolonnen erschien. Die rücksichtslose Energie, womit er und Andere damals in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ gegen Oberkirchenrath und Synodalmehrheit vorgingen, hatte freilich zur Folge, daß ihm 1859 die Mitredaction von Darmstadt aus gekündigt wurde. Aber im selben Jahre kam in Baden die Concordatsangelegenheit auf die Tagesordnung. Angesichts der Concessionen an die klerikalen Ansprüche bemächtigte sich eine nicht geringe Aufregung der protestantischen Bevölkerung, und man war keineswegs in der Lage, allzu vertrauensvoll eine etwa von dem Kirchenregiment ausgehende Mobilmachung der protestantischen Kräfte erwarten zu können. Damals riefen Häusser, Karl Zittel, Pagenstecher, Welcker, Otto Schellenberg, und mit ihnen auch der bisher als ihr Gegner behandelte S. die neuen Durlacher Conferenzen ins Leben, deren durchschlagendem Eindruck es hauptsächlich zuzuschreiben war, wenn schon 1860 das Concordat sammt Ministerium und Kirchenregiment gestürzt und auf der Generalsynode von 1861 unter hervorragender Mitwirkung Schenkel's eine neue Kirchenverfassung nach den Forderungen des Gemeindeprincips geschaffen wurde. In diesen Zusammenhang gehören seine Schriften „Die Erneuerung der deutschen evangelischen Kirche nach den Grundsätzen der Reformation“ (1860) und „Die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung, im Zusammenhange mit den nationalen Bestrebungen und mit besonderer Beziehung auf die neuesten Schriften v. Döllinger's und v. Ketteler's“ (1862), während der Vortrag über „J. H. Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit“ (1863) das nicht erloschene Interesse für Schul- und Erziehungswesen bekundete. S. konnte auf einen, zumeist unter seiner Führerschaft erfochtenen, vollständigen Sieg zurücksehen, als die von ihm geleitete Anstalt der Predigerbildung 1863 ihr 25jähriges Bestehen feierte. Eine von ihm damals verfaßte Denkschrift trägt den Titel „Die Bildung der evangelischen Theologen für den praktischen Kirchendienst“. Der Höhepunkt seiner theologischen und kirchenpolitischen Thätigkeit war erreicht, er war zur Zeit der einflußreichste Mann der badischen Kirche, die ihm ihren Uebergang aus der rückläufigen in die fortschrittliche Bahn verdankte.

Was hier erreicht war, sollte nunmehr auch für die übrigen Landeskirchen des protestantischen Deutschlands fruchtbar gemacht werden. Dies war der Grundgedanke eines Vortrages, welchen S. auf der Durlacher Conferenz vom 3. August 1863 hielt. Auf Grund einiger von ihm entworfener Thesen vereinigte man sich zur Gründung und Einberufung eines deutschen Protestantentags, welcher sich auf einer, schon am 30. September zu Frankfurt abgehaltenen, größeren Versammlung zum „Deutschen Protestantenverein“ erweiterte. Besonders in den 10 Jahren, da der geschäftsführende Ausschuß desselben in Heidelberg seinen Sitz hatte, übte S. einen hervorragenden, wenngleich nicht immer entscheidenden Einfluß auf die Vereinsangelegenheiten. Vor allem stellte er in den Dienst des Vereins sein neues Organ, die „Allgemeine kirchliche Zeitschrift“, die von 1862 bis 1872 erschienen ist und fast in jedem ihrer 130 Hefte Beiträge von seiner Hand zur Beleuchtung kirchlicher und theologischer Zeitfragen gebracht hat. Im Rückblick darauf und auf Anderes, was noch zu erwähnen, wird man auf jedem Standpunkte anerkennen müssen, daß S. mit ganzer Kraft 20 Jahre lang verfochten hat, was er ins Dasein rufen half: auf dem Gebiet der kirchlichen Lehre das Recht des Gewissens, auf dem Gebiet des kirchlichen

Lebens das Recht der Gemeinde. Wenn eine Tragik in seinem Leben liegt, so hat sie darin ihren Grund, daß er den religiösen und kirchlichen Fragen eine größere Tragweite und eine tiefer greifende Bedeutung im Bewußtsein der Zeitgenossenschaft beimaß, als das thatsächlich der Fall war. Schon an Gervinus hatte ihn eben dies verdrossen, daß er dem neunzehnten Jahrhundert die politische Färbung zuschrieb, wie dem sechszehnten die religiöse. S. glaubte in der Fortsetzung der Reformationsära zu leben; daher das Gefühl der Enttäuschung, sobald seit 1866 der Accent immer entschiedener auf den politischen Factor vorrückte, während die kirchlichen Ideale sich vielfach über die Treulosigkeit bisheriger Anhänger zu beklagen hatten.

Der erste Stoß, welcher Rückgang bedeutete, erfolgte jedoch noch auf theologischem Gebiete selbst. Es war der Rückschlag auf sein Werk „Das Charakterbild Jesu", erstmalig 1864, in 4. Auflage 1873 erschienen. Hier war das johanneische Evangelium als Quelle für das Leben Jesu aufgegeben und der „Versuch" (das Wort steht auf dem Titel) gemacht, ausschließlich auf Grund der drei älteren Evangelien ein Bild des äußeren und inneren Lebensganges zu gewinnen, welches natürlich ungleich menschlicher ausfallen und nothwendiger Weise mehr Erdfarben zeigen mußte, als die vom Logos-Christus ausgehenden Darstellungen. Nicht wenige Theologen haben seither Aehnliches unternommen, ohne daß ihnen ein Haar darum wäre gekrümmt worden. Damals aber war die Sache neu und wirkte peinlich. Dazu kam, daß der vielfach verblüffende und abstoßende Eindruck des Buches eine gelegene Handhabe bot für Unternehmungen, welche nicht bloß dem Theologen, sondern mehr noch dem Kirchenpolitiker und der von ihm vertretenen Sache galten. Es kam die Zeit der „Schenkel-Proteste", die, von Karlsruhe und Berlin aus in Scene gesetzt, durch ganz Deutschland gingen und die theologische Facultät in Heidelberg eine lange Reihe von Jahren über fast lahm gelegt haben. Hunderte von Pastoren verlangten im Anschlusse an den badischen Protest die Absetzung des Verfassers mindestens als Seminardirectors, da er „durch grundstürzende Irrlehre der Kirche ein Aergerniß gegeben". Eine private Anfrage aus dem Ministerium, ob er nicht um des Friedens willen die Directorstelle aufgeben wolle, beantwortete S. entschieden ablehnend; ein oberkirchenräthlicher Erlaß vom 17. August 1864 wahrte die Rechte der wissenschaftlichen Forschung, deren Grenze in dem angegriffenen Buche nicht überschritten sei, und S. selbst gab, nachdem schon zuvor eine Durlacher Conferenz für ihn eingetreten war, in zwei Vertheidigungen, betitelt „Zur Orientirung über meine Schrift: das Charakterbild Jesu" (1864) und „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction" (1865), bei aller Schärfe der Entgegnung doch manche beruhigende Erklärung: er habe in dem angefochtenen Buche nur die eine Seite an der Sache zur Darstellung gebracht und Aehnliches. In der That war er sich nicht bewußt, mit dem „Charakterbild" aus der Continuität seiner bisherigen theologischen Entwickelung herausgefallen zu sein. Daher ihm seine Vertheidigung zwar von Seiten des Herzogs Ernst von Gotha eine Auszeichnung, von Seiten D. F. Strauß' dagegen in der gegen ihn und Hengstenberg gerichteten Streitschrift „Die Halben und die Ganzen" (1865) einen bissigen Angriff eintrug. Nahm ihn Strauß für einen „Halben", so hat sich dafür die pietistisch und orthodox gerichtete Theologie von ihm als einem ganz Abgefallenen zurückgezogen, darunter auch solche, die sich in den ersten Zeiten der „Allg. kirchl. Zeitschrift" wenigstens mit anonymen Artikeln an derselben betheiligt hatten. Noch 1862 hatte S. im „Theologisch-homiletischen Bibelwerk" die Briefe an die Epheser, Philipper, Kolosser behandelt. Nachdem die 5000 Exemplare starke Auflage verkauft war, wurde eine zweite nöthig, die denn auch 1867 erschienen ist, und zwar ohne nennenswerthe Ver-

änderungen. Da aber der Verfasser mittlerweile zum Ketzer gestempelt worden war, veranstaltete der Herausgeber, Johann Peter Lange in Bonn, von der Hand eines Generalsuperintendenten eine gleichzeitig erscheinende Parallelausgabe dieses Theiles, wodurch der unvorhergesehene Schaden wieder ausgeglichen erschien.

Nachdem der „Schenkelstreit“ die badische Kirche drei Jahre lang bewegt hatte, fand er auf der Generalsynode von 1867 dadurch seinen Abschluß, daß hinfort der Besuch des Heidelberger Seminars nicht mehr für obligatorisch gelten sollte. Seither ist S. von der unmittelbaren Betheiligung an kirchlichen Fragen mehr zurückgetreten, um sich einer um so intensiveren schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Früchte derselben waren „E. M. Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter“ (1866), „Der deutsche Protestantenverein und seine Bedeutung für die Gegenwart“ (1868 und 1871), „Friedrich Schleiermacher, ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk bearbeitet“ (1868), „Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwickelung“ (1867, 2. Aufl. 1871), „Brennende Fragen in der Kirche der Gegenwart“ (1869), „Luther in Worms und Wittenberg“ (1870). Insonderheit aber setzte er die, mit dem „Charakterbild Jesu“ begonnenen, Studien über das Urchristenthum fort, wie zahlreiche von seiner Hand herrührende Artikel in dem, 1869—75 von ihm herausgegebenen, fünfbändigen „Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder“ beweisen. Zusammengefaßt hat er seine Anschauungen über die neutestamentliche Litteratur in dem, zugleich als Ergänzung und Fortsetzung zum „Charakterbild“ auftretenden Werke „Das Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit“ (1879), daraus bezüglich seines Verhältnisses zu der s. g. Tübinger Schule erhellt, daß er von derselben mit Ausnahme des johanneischen Punktes so viel wie nichts angenommen, sondern sich fortwährend auf jener conservativeren Linie gehalten hat, wie sie typisch durch den Namen de Wette gekennzeichnet ist. Endlich hat er auch dem Bedürfnisse einer Revision seiner dogmatischen Anschauungen Genüge geleistet in dem Werke „Die Grundlehren des Christenthums, aus dem Bewußtsein des Glaubens dargestellt“ (1877). Gemeinverständliche Darstellung, neben welcher die wissenschaftliche Haltung nicht zu kurz kommt, übersichtliche und knappe Behandlung bei wesentlicher Vollständigkeit, maßvolles Urtheil in eigenen und fremden Angelegenheiten sind Vorzüge dieser letzten, das Experiment mit dem Gewissens-Standpunkt fallen lassenden, Bearbeitung des Stoffes, die dem Buche, wäre es 20 Jahre früher erschienen, wahrscheinlich einen dauernderen Platz in der dogmatischen Litteratur gesichert hätten. Jetzt fiel es in eine Zeit, da eben die Fundamentalfragen der religiösen Erkenntnißtheorie, der Religionsphilosophie und des dogmatischen Denkens von Ausgangspunkten aus, die dem Verfasser nicht mehr in Sicht zu liegen kamen, mit frischer Energie erörtert zu werden anfingen. Wenn Schenkel's rastlose Feder seit 1880 feierte, so lag die Schuld an einem immer sehr erregbaren, jetzt durch die Fülle der Arbeiten und Kämpfe allmählich zerrütteten Nervensystem. Er hielt zuletzt seine Vorlesungen nur noch im Hause und mußte sie bald ganz aufgeben, nachdem die Leitung des Seminars bereits in die Hände eines jüngeren Collegen übergegangen war. Er hat gewirkt, bis seine Kraft völlig verbraucht war. Von langem, zuletzt fast unerträglich werdenden, Leiden erlöste ihn der Tod am 19. Mai 1885. An seinem Grabe wandte sein College Holsten auf ihn das Wort an: Er ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.

Holtzmann, Zum Andenken an D. Schenkel, in der Protest. Kirchenztg., 1885. — Hönig, Protest. Flugblätter 1885. — Gaß, Herzog's Realencyklopädie, Ergänzungsband 1888.

Holtzmann.

Schenking: Otto S., der Führer der katholischen Gegenreformation in Livland unter polnischer Herrschaft, entstammte einem alten adligen Geschlechte des Landes und war zweifellos wie sein Bruder Georg, der 1605 als Castellan von Wenden in Krakau starb, ursprünglich Lutheraner. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, ebensowenig wissen wir etwas über seine Jugendentwicklung und die Motive seines Uebertritts zur katholischen Kirche. Er erscheint gleich beim Beginn der polnischen Katholisirungsbestrebungen in Livland als deren eifriger Förderer. Als König Stephan Bathori durch den Frieden von Kiwerowahorka (Januar 1582) in den unbestrittenen Besitz Livlands gelangt war, fand er nach seiner eigenen Erklärung keine Spur der katholischen Kirche mehr im Lande. Im Widerspruch zu seinen, den Ständen des Landes feierlich gegebenen Versicherungen und Zusagen betrachtete er die Wiederherstellung des Katholicismus als eines der Hauptziele seiner Regierung. Der kluge, aller Verhältnisse kundige Jesuit Antonio Possevino entwarf den wohldurchdachten Plan der Ausführung. Jesuiten wurden nach Livland berufen und errichteten sogleich in Riga und Dorpat, später auch in Wenden ihre Collegien. Als Mittelpunkt für die Katholisirung des Landes gründete König Stephan im December 1582 das Bisthum Wenden und dotirte es reichlich. Der Bischof sollte die erste Stelle und den ersten Rang im Lande nach dem königlichen Administrator einnehmen. Der erste wirkliche Bischof, welcher in Wenden seinen Sitz nahm, war Patricius Nidecki 1583 und sein Dompropst wurde Otto S. Da der Bischof der Landessprache nicht kundig war und überhaupt nicht sehr thätig gewesen zu sein scheint, so gewann S. um so größeren Einfluß. Außer seiner Muttersprache war er des Polnischen und des Lettischen kundig; er war daher zur Propaganda unter dem Landvolke ganz besonders befähigt. S. wandte sich denn auch direct an die „undeutschen“ Bauern und suchte sie durch recht kräftige Argumente von ihrem bisherigen Glauben abzuziehen. So hat er einmal den Bauern in der Nähe von Riga nachdrücklich vorgehalten, die lutherischen Prediger seien nur geldgierige Miethlinge und nur auf ein bequemes Leben bedacht und hob dem gegenüber die Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit der katholischen Geistlichen hervor. Er wies dabei auf sich selbst hin, der altadliger Herkunft sei und doch alles Seine verlassen habe, um die armen Leute zum wahren Glauben zu bekehren. Richtete er auch in diesem einzelnen Falle nichts aus, so blieben doch wiederholte Reden solcher Art gewiß nicht ohne Wirkung auf die Bauern. Häufig weilte er in Riga, wo er die Bestrebungen der Jesuiten eifrig förderte und sich dadurch den lebhaften Haß der Bürger zuzog. Als daher in dieser Stadt im December 1584 wegen der vom Könige befohlenen und vom Rathe zugestandenen Einführung des Gregorianischen Kalenders heftige Unruhen entstanden, gerieth S. in große Gefahr; doch wurde er durch den Bürgermeister Nyenstädt gerettet. Nach dem 1587 erfolgten Tode des Bischofs Patricius ward S. Administrator des Bisthums Wenden und endlich 1589 auf die dringende Vorstellung der gesammten katholischen Geistlichkeit Livlands an den päpstlichen Nuntius in Polen, vom Papst als Bischof confirmirt. In demselben Jahre mußten auch die Jesuiten in Riga wieder aufgenommen werden. Jetzt betrieb S. die Katholisirung des Landes mit allem Nachdruck. Die Landbevölkerung sollte von der evangelischen Kirche losgerissen und dann gewaltsam katholisch gemacht werden und die Bürger in den Städten durch die Jesuiten und die mit ihnen Hand in Hand gehenden polnischen Beamten und Befehlshaber so lange mit Plackereien und Kränkungen aller Art heimgesucht werden, bis sie zuletzt mürbe gemacht und zur Unterwerfung gebracht würden. Bei König Sigismund III. wurde 1589 ein Befehl ausgewirkt, wonach zunächst auf den königlichen Domänen den Letten und Esthen nicht mehr evangelisch gepredigt werden

sollte und der Besuch des lutherischen Gottesdienstes ihnen verboten wurde. Diesen Befehl suchte S. sogleich auch auf die Letten und Esthen in den Städten auszudehnen und ließ den esthnischen Prediger in Dorpat, als er trotz seines Verbots weiter esthnischen Gottesdienst hielt, ins Gefängniß werfen. Doch entließ er ihn wieder auf Vermittelung einiger benachbarter Edelleute und gab die Absicht, den königlichen Befehl auch in den Städten zur Geltung zu bringen, zunächst auf. Sigismund III. verlieh ihm zur Belohnung seines Eifers gegen die Ketzer die reiche Cistercienserabtei Sulejow in Kleinpolen. So lastete am Ende des 16. Jahrhunderts harter religiöser Druck auf Livland und die politischen Rechte seiner Stände wurden völlig mißachtet oder ganz beseitigt. Einen Stillstand in der Gegenreformation führte der Einfall, welchen Karl von Südermanland 1601 in Livland machte, herbei. Als er zunächst siegreich im Lande vordrang, schloß sich ihm ein großer Theil des livländischen Adels an und die Jesuiten wurden theils vertrieben, theils gefangen fortgeführt. S. floh vor den Schweden nach Polen, wurde aber unterwegs von zuchtlosen polnischen Banden völlig ausgeplündert. Das Kriegsglück wandte sich aber bald immer mehr auf die Seite der Polen, doch kehrte S. erst 1610 wieder nach Livland zurück. Nachdem durch den im folgenden Jahre eingetretenen Tod Karl's IX. zunächst jede Gefahr von Schweden her verschwunden war, begann die Katholisirung Livlands von neuem und in noch verstärkterem Maße. Wieder war S. der Führer. Die Jahre 1611—21 gehören zu den schwersten, welche das deutsch-protestantische Livland durchlebt hat. Ein großer Theil des Adels war in den Kämpfen gefallen oder entflohen, da alle, welche sich Karl angeschlossen hatten, vom Könige von Polen als Rebellen geächtet wurden; ihre Güter waren an Polen verliehen worden. Das Land war furchtbar verwüstet und an vielen Stellen ganz verödet, die Bevölkerung sehr gelichtet, Widerstand auf dem flachen Lande daher kaum zu erwarten; in den Städten allein behauptete sich die evangelische Kirche noch unerschüttert. 1611 kam auf Schenking's dringende Bitte der päpstliche Protonotar Joh. Beletti nach Livland und führte eine allgemeine Kirchenvisitation aus und im selben Jahre hielt S. in Riga eine Synode ab. Wie rücksichtslos bei solchen Visitationen gegen die Lutheraner in den kleineren Städten verfahren wurde, zeigt sehr anschaulich der Bericht über die im J. 1613 von dem Wendenschen Archidiakonus Tecnon und dem Jesuiten Tolgsdorf unternommene Visitationsreise. 1612 und 1614 wurde auf Schenking's Betrieb von Sigismund III. der Befehl vom Jahre 1589 erneuert und verschärft, indem er jetzt auch auf die Letten und Esthen in den Städten Ausdehnung erhielt. Danach forderte dann S. 1615 in Dorpat die Entlassung des esthnischen Predigers und die Einführung des neuen Kalenders und bezeichnete sich ausdrücklich als den Urheber aller religiösen Bedrückung. 1616 ist dann auf dem Landtage zu Riga, der damals größtentheils aus katholischen Polen bestand, die Abschaffung aller esthnischen und lettischen Prediger auf dem Lande beschlossen worden. Die Städte mußten sich fügen und die „undeutschen“ Pastoren entlassen; die Esthen und Letten wurden, wenn sie in die deutschen Kirchen kamen, unter Mißhandlungen hinausgejagt. Es war der Höhepunkt der katholischen Reaction erreicht. Der Widerstand gegen den von S. und den Jesuiten geübten Druck erlahmte allmählich; nur Riga stand unter Samson's Führung noch fest. Aus dieser furchtbaren Bedrängniß wurde Livland durch Gustav Adolf 1621 gerettet. S. entfloh bei Annäherung der Schweden zum zweiten Mal nach Polen und ist nicht wieder zurückgekehrt. Die Jesuiten mußten jetzt auch aus Riga weichen und die Katholisirung des Landes war für immer vereitelt. S. erscheint noch einmal als Bischof von Wenden auf der großen polnischen Synode zu Petrikau

1628 und ist dann 11 Jahre nach dem Scheitern seines Lebenswerkes 1632 gestorben.

Kein Zeitgenosse hat sein Leben beschrieben, auch aus neuerer Zeit gibt es keine Monographie über ihn. Gadebusch hat das zu seiner Zeit zugängliche Material in dem Aufsatze: Von den Bischöfen zu Wenden und in Livland, der in den von ihm herausgegebenen „Versuchen in livländischer Geschichtskunde", Bd. I, Stück 1, Riga 1779 abgedruckt ist, fleißig zusammengestellt. Werthvolle urkundliche Ergänzungen dazu finden sich bei Theiner, Vetera Monumenta Poloniae. Tom. III. — Einige Berichtigungen und Zusätze gibt Christiani, Ueebersicht der Gegenreformation in Dorpat. 1883.

Diederichs.

Schenkl: Maurus v. S., Theolog und Kanonist, geboren am 4. Januar 1749 in Auerbach (bair. Oberpfalz) als Sohn des Stadtphysicus und getauft auf die Namen Georg Jakob, † zu Amberg (bair. Oberpfalz) am 14. Juni 1816. Er legte am Jesuitengymnasium zu Amberg vom Jahre 1760—1765 die Gymnasialstudien zurück, trat in das Stift der Benedictiner zu Priefling bei Regensburg, wo ein naher Verwandter bereits Mönch war, ein und legte nach dem Noviziate im gemeinsamen Novizenhause der bairischen Benedictiner in Scheyern am 2. October 1768 das feierliche Ordensgelübde ab, unter Annahme des Klosternamens Maurus. Nachdem er die Theologie im Ordenshause studirt und 1772 die Priesterweihe erhalten hatte, versah er mehrere Aemter im Orden, namentlich die des Bibliothekars und Aufsehers der Alumnen, und wurde 1777 Oekonom in Puch, bald in der Seelsorge zu Gelgenbach. Im November 1778 wurde er zum Professor im Benedictinerstifte Weltenburg an der Donau ernannt, wo er Dogmatik, Moral, Pastoral und Kirchenrecht vortrug. Im J. 1783 wurde er nach Priefling zurückgerufen und zum Bibliothekar und Professor des Kirchenrechts, 1785 der Moral, 1788 von neuem des Kirchenrechts und der Dogmatik ernannt. Nach zwei Jahren übernahm er mit Zustimmung des Abts die Professur des Kirchenrechts, der Moral und Pastoral am Lyceum in Amberg, bald auch das des Seminarregens und 1794 des Schulrectors. Im J. 1796 lehnte er den Antrag, als Nachfolger Aschenbrenner's Professor des Kirchenrechts in Ingolstadt zu werden, 1804 einen Ruf für Aschaffenburg als Lehrer des Kirchenrechts und Kanonikus gleichfalls ab. Des Rectorats war er auf vieles Bitten im J. 1798 enthoben worden. Als Entlohnung für den letzten ausgeschlagenen Ruf erhielt er eine Gehaltszulage und den Titel eines kurfürstlichen (königlichen) wirklichen geistlichen Raths. Im J. 1804 legte er auch die Seminarinspection nieder, übernahm aber die Leitung der Provinzialbibliothek in Amberg. Seit dem Jahre 1813 überstand er drei schwere Krankheiten, infolge deren seine Gesundheit dergestalt litt, daß er im Februar 1816 gezwungen war, seine Vorlesungen zu schließen. Er wird als ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann geschildert, insbesondere seine Mildthätigkeit, welche er ohne jedes Aufheben übte, gerühmt; was er erworben, hinterließ er zu wohlthätigen Zwecken. — Schriften: Verschiedene Positiones, 4 ex theologia, 2 ex jure ecclesiastico, welche für den Gebrauch bei Disputationen und dergleichen bestimmt, kein wissenschaftliches Interesse bieten; „Juris ecclesiastici statui Germaniae maxime et Bavariae adcommodati syntagma", Ratisb. (1785), Salisb. 1786. Infolge von Nachdrucken der Regensburger (Köln und Bonn sumptibus Herm. Haas 1787) und Salzburger (Köln 1789) Ausgabe, welche Entstellungen und Auslassungen enthielten, gab er das Werk neu heraus unter dem Titel: „Institutiones iuris ecclesiastici Germaniae imprimis et Bavariae accommodatae, editio secunda", Ingolst. 1790, 1791. 2 voll. Sogleich wurde auch dieses vom selben Kölner Buchhändler nachgedruckt. S. selbst besorgte noch zwei Ausgaben

Ingolstadt 1793 (nachgedruckt Köln 1795) und 1797; letztere bezeichnet er „editio computatis alienis octava“. Die 9. und 10. besorgte Scheill, die 11. Ratisb. 1853 Engelmann. Selbstredend kommt für S. nur sein Werk in Betracht. Dieses, dem das Institutionensystem in eigenthümlicher Ordnung zu Grunde liegt, gehört zu den besten systematischen seiner Zeit; die Darstellung ist klar, gedrungen und durchweg gut, der Standpunkt ein gemäßigt curialer. — „Synopsis prolegomenorum ac periodi I. historiae ecclesiasticae“, Ratisb. 1787; „Ethica christiana“, 3 voll. Ingolst. 1800, 1801, 2. Aufl. 1802 fg.; „Compendium sive institutiones ethicae christianae“, Ingolst. 1805; „Systema theologiae pastoralis“, ib. 1815; (anonym) „Litaneyen und Wechselgebete zur Beförderung der christl. Andacht“, 1809.

Jäck, Pantheon, Sp. 989. — Felder, Gel.-Lex. II, 277 ff. — J. N. Heldmann, Progr., in quo recolitur memoria Mauri de Schenkl, Ratisb. 1832. — Engelmann in der praefatio zur 11. Ausg. Reg. 1853. Dieser und meine Geschichte III, 1 S. 285 ff. über das Hauptwerk, Nachdrucke u. A.

v. Schulte.

Scheplitz: Joachim S., Amtsrichter und juristischer Schriftsteller, geb. 1566 zu Wittstock in der Mark, † am 20. Februar 1634. Von dessen Lebensumständen ist uns außer Vorstehendem nur noch bekannt, daß er den juristischen Doctorgrad erwarb, daß er in dem märkischen Städtchen Wittstock Amtsrichter wurde, als solcher großes Ansehen genoß, und im Alter von 68 Jahren (1634) verstarb. — S. veröffentlichte zwei Werke, wodurch er sich einen geschätzten Namen in der juristischen Litteratur erwarb. Das erste führt den Titel: „Promptuarium tam juris civilis quam feudalis — kurtzer Auszug des gemeynen Lehen- und Kayser-Rechts. Mit Allegationen und lateinischem Commentar von Joachim S.“ Frankfurt 1599. Dieses Werk ist keine selbständige Leistung, sondern eine Bearbeitung des von dem großherzoglich braunschweigisch-lüneburgschen Kanzler Balthasar Clammer († 1578) für seinen Sohn Otto, Hauptmann zu Medingen im Herzogthume Celle, in deutscher Sprache verfaßten Hand- und Hilfsbuches des gemeinen und Lehen-Rechts, welches längere Zeit handschriftlich verbreitet war, und zuerst von S. veröffentlicht wurde. Dieses Handbuch war sehr beliebt und wurde in der Scheplitz'schen Ausgabe bis 1650 siebenmal verlegt (Frankf. 1599. — 1608. — 1611 [12°]. — 1620 [4°]. — Magdeburg 1609. — 1616. Leipzig 1650 [12°]). — Auch mehrfache Ueberarbeitungen dieser Ausgabe verließen die Presse. Am bekanntesten ist die gekürzte von Tobias Heidenreich, welche in Halle 1625 unter dem Titel erschien: „Clammerus redivivus et Scheplitzius enucleatus, h. e. Compendium iuris tam civilis quam feudalis etc. etc.“, und nach Heydenreich's Tod durch einen ungenannten Notarius wiederholt aufgelegt wurde. Das zweite Werk Scheplitzens — ein sehr gründliches Sammelwerk — trägt den Titel: „Etzliche Statuten und Gewohnheiten der Chur und Mark-Brandenburg“ (Jena 1608), 4° und sind dem Texte zum besseren Verständnisse Erkenntnisse mit Erörterungen aus dem römischen Rechte beigegeben. Das Buch fand in den Gerichtshöfen rasch Eingang und genoß ein nahezu gesetzliches Ansehen.

Jöcher, Thl. IV. s. v. „Scheplitz“. — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft, S. 571.

Eisenhart.

Schepper: Cornel Duplicius v. S. (Scepper), Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Nieuport in Nordflandern 1502, † zu Antwerpen am 28. März 1555. — Sein Großvater, Johann v. S., war Viceadmiral von Flandern, namhaft in den Seekämpfen zur Zeit Philipp's des Schönen († 1506)

gegen die Engländer und im Landkriege mit Frankreich, sein Vater Johann oder Jakob versah 1511—18 das Amt eines Bürgermeisters von Dünkirchen. Aus dessen Ehe mit Gislaine v. Severin stammte C. D. v. S., ein frühreifes, vielseitiges Talent, zu bedeutenden Lebensstellungen befähigt und berufen.

S. genoß seinen ersten Unterricht bei dem Oheim L. v. S., Pfarrer zu Ekelsbeke (Escaudebecz) in der Castellanie von Cassel (Depart. du Nord). Dann bezog er die Pariser Universität, um hier Dialektik und Physik, die alten Sprachen und das Französische, Geschichte, Mathematik und Astronomie aufs eifrigste zu betreiben. Für seine Tüchtigkeit bürgt die Thatsache, daß ihm die Auszeichnung des „Primus in promotione“ zuerkannt wurde und nachmals der berufenste Zeitgenosse, Erasmus von Rotterdam, den Ausspruch that, S. sei in allen Richtungen der Wissenschaft bewandert gewesen und habe mit gleicher Leichtigkeit die Prosa und den Vers gehandhabt. — Schon mit 18 Jahren (1520) verehelicht (er nahm eine vornehme Flanderin, Elis. Donche zur Frau), führte ihn das Geschick zunächst in nahe Beziehungen zum Dänenkönige Christian II. (Christiern), dem unseligen Schwager König Karl's V. Als nämlich der vertriebene Herrscher mit Gattin und Kindern (April 1523) in die Niederlande sich einschiffte, um sich hier der Unterstützung Margaretha's der Statthalterin und Tante Karl's V. zu versichern und nach einem gewandten sprachenkundigen Diplomaten suchte, fiel seine Wahl, offenbar zufolge der Anempfehlung Adolf's von Burgund, Admirals von Flandern, auf S. Dem flüchtigen Dänenkönige gelang es nicht, die vorsichtige Statthalterin der Niederlande für seine Rehabilitirungspläne zu gewinnen und wollte es nun bei dem Oheim seiner Gattin, König Heinrich VIII. von England versuchen. So kam denn S. mit dem Dänenkönige nach London. Hier lernte ihn der kaiserliche Botschafter de Praedt kennen und bekam von ihm die günstigste Meinung. Aber auch in England erging es Christian nicht besser und so wandte er sich nach Deutschland, um den Hochmeister (Herzog) Albrecht von Preußen, für seine Pläne zu gewinnen. S., der 1523, also mit 21—22 Jahren, bereits den Titel eines „Vicekanzlers“ des Dänenkönigs führte, erhielt den Auftrag, zwei Apologieen seines Herrn gegen die Lübecker und Herzog Friedrich von Holstein zu verfassen, von denen Schmähschriften gegen Christian II. ausgegangen waren, und unterzog sich ihm mit Erfolg.

Ueber allen diesen Versuchen des Exkönigs waltete jedoch ein Unstern, auch in Deutschland, und so kehrte er in die Niederlande zurück. Seine Gattin, die schwergeprüfte Habsburgerin Isabella, war entschlossen, selbst nach Spanien zu reisen, um ihren Bruder, Kaiser Karl V., für die wirksame Unterstützung der Sache des Gatten zu gewinnen. Ihre zerrüttete Gesundheit gestattete dies jedoch nicht, und so wurde S. nach Spanien entsendet, um die Auszahlung der Mitgift Isabella's, die Reichsacht gegen Holstein und Lübeck und die Unterstützung Severins Norby zu erwirken, der die Sache Christian's auf der Insel Gotland noch verfocht. Im December 1524 traf S. in Madrid ein und hielt sich hier bis in den Juni 1524 auf. Wie wenig er auch trotz all seiner Bemühungen erwirken konnte, so brachte er doch die Weisung des Kaisers an die Statthalterin Margarethe mit, worin sie zur Ausrüstung einer Flottille zu Gunsten des Schwagers aufgefordert wurde, und Briefe an die deutschen Fürsten, worin man ihnen die Sache Christian's empfahl. Margarethe war jedoch eine Gegnerin der Entwürfe des Exkönigs, der damals durch S. ein Memoriale gegen den Lübecker Joachim Wullenweber als treulosen Diener und Verräther an der Sache Christian's ausarbeiten ließ. Bald darauf (19. Juni 1526) schloß Isabella ihr trauriges Leben zu Zwynenerde bei Gent, und S. faßte ihre Grabschrift in elegischen Versen ab. Er vermittelte auch in der heikeln Angelegenheit, welche die mutterlos gewordenen Kinder betraf, indem Margaretha dieselben aus Besorgniß vor dem Lutherthum

Christian's II. bei sich behalten wollte. Die Stellung Schepper's in Diensten des letzteren ward jedoch unhaltbar, denn der Exkönig mußte sich immer mehr einschränken. Margaretha empfahl nun den jungen besterprobten Diplomaten ihrem kaiserlichen Neffen, und S. ging mit diesen Empfehlungen nach Spanien ab, bewahrte aber auch dann seine Anhänglichkeit an Christian. Dieser belohnte ihn deshalb (1528) mit der (damals norwegischen) Grafschaft Yaemtland, ohne daß S. allerdings diesen Besitztitel verwirklichen konnte. Wir finden S. bald zum kaiserlichen „Staatssecretär" ernannt, und 1528 nach Schottland entsendet, um hier ein Waffenbündniß gegen Heinrich VIII. von England als Alliirten Frankreichs zu unterhandeln; später mußte er zu König Sigismund von Polen in der gleichen Angelegenheit und im besonderen Auftrage Margaretha's mit Beschwerden der Amsterdamer über Handelsbedrückungen der Bürger von Danzig abgehen. Er geleitete sodann November 1528 auf das Geheiß Kaiser Ferdinand's I. den Ritter Severin Norby, aus der russischen Gefangenschaft befreit, in die Niederlande. Bald mußte er dann wieder nach Spanien an den Kaiserhof. 1530 begleitete er Karl V. zur Krönung nach Bologna. Er brachte es dazu, daß Exkönig Christian II. Heeresmacht in Ostfriesland ansammeln konnte, wofür sich der Genannte durch die Verleihung des höchsten dänischen Ordens, des Elefantenordens, erkenntlich bewies. Mitte Juni 1530 treffen wir unsern Diplomaten im Gefolge des Kaisers auf dem Reichstage in Augsburg.

Der Tod der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande, Margaretha, 30. November 1530, brachte die verwittwete Königin Böhmens und Ungarns, Maria, die Schwester der Habsburger Karl V. und Ferdinand I. an diese Stelle; die neue Regentin erkannte sogleich die Fähigkeiten Schepper's und ließ es an seiner Verwendung ebenso wenig fehlen als ihre Brüder. Im Frühsommer 1531 ging S. von Gent an die Mainzer und Pfälzer und im November d. J. in die Schweiz ab, um gegen Frankreich zu wirken. — Eine der wichtigsten Sendungen knüpft sich an das Spätjahr 1532, indem man ihn damals mit Instruction vom 13. Novbr. an Karl V. nach Ungarn und 1533 in die Türkei zum Sultan Soliman II. entbot, um die Sachlage im Reiche jenseits der Leitha kennen zu lernen und den Großherrn friedensgeneigt zu machen. Am 12. April 1533 verließ S. Wien und traf am 20. Mai vor Constantinopel ein, welches er am 16. Juli wieder verließ und einen ausführlichen Bericht an Kaiser Karl V. erstattete (Wien, 23. Sept. 1533). In die Niederlande, zu den Seinigen heimgekehrt, war seines Bleibens nicht lange, denn schon Ende 1533 hatte ihn Karl V. zu einer neuen Botschaft an den Sultan ausersehen, zu welcher er sich die Creditive Ferdinand's I. im Frühjahr 1534 in Prag holte. Mitte Februar reiste S. nach Fiume, wo er mit dem zweiten kais. Orator Hieronymus von Zara zusammentraf. In Constantinopel weilte er vom 21. April bis 16. Juli 1534 unter ungünstigen Verhältnissen, so daß er keinerlei Friedensbürgschaft erlangen konnte; dennoch war Karl V. von seiner diplomatischen Umsicht und genauen Darlegung der Verhältnisse sehr befriedigt, und dies führte zu Schepper's Ernennung zum Mitgliede des geheimen Rathes der Niederlande mit dem besondern Amte des Rentmeisters (maitre de requêtes).

Inzwischen war Christian II. von Dänemark Gefangener auf Sonderburg geworden, und auf dem Lüneburger Tage verhandelte man über die Beilegung der nordischen Wirren. Statthalterin Königin Maria sandte dahin auch S. in Gesellschaft des Grafen von Renenberg und Gottschalk's Erichson; sie entschloß sich, als die Lübecker mit dem Herzog von Holstein auf dem Hamburger Tage Frieden schlossen, zum Schutze des holländischen Handels eine Flotte gegen Kopenhagen auszurüsten. Die Unternehmung sollte auch S. als Marine-Kriegscommissär mitmachen. Dies alles vereitelte aber die Eroberung Kopen-

hagens durch Friedrich von Holstein, den neuen Dänenkönig, und der Wiederausbruch des Krieges zwischen Karl V. und Franz I. So ging denn infolge dessen S. als Unterhändler bei den deutschen Fürsten ab und zwar Februar 1537 nach Aachen, um eine Liga gegen den Herzog von Geldern als Bundesgenossen Frankreichs einzufädeln, im März sodann nach Schmalkalden und an die Kurfürsten von Köln und Sachsen in der dänischen Angelegenheit. Im Juni bekam er mit den störrigen Gentern in Hinsicht der Zahlung des Kriegssteuerbeitrages von 200 000 Goldgulden zu thun. Als dann Maria mit Eleonoren von Frankreich, ihrer Schwester, die Friedensunterhandlung in die Hände nahm, wurde (August 1537) S. nach Spanien beordert und eben dahin im December zum zweiten Male. Er nahm an den Friedensschlüssen von Nizza und Villafranca theil. Als dann Karl V. den Weg durch Frankreich nach Gent einschlug (1539), wurde S. zu ihm entsendet. Einer der wichtigsten Aufträge, die Aufrechthaltung des Großwardeiner Friedens (1538) zwischen König Johannes von Ungarn (Zápolya) und den Habsburgern führte ihn im Sommer 1540 nach Ungarn zu Conferenzen mit Thurzó (in Preßburg) und mit Erzbischof Frangepani von Kolocsa (zu Erlau), und weiter nach Siebenbürgen, um in Weissenburg mit König Johann und insbesondere mit „Bruder Georg" (Utjessenovich oder Martinuzzi) zu verhandeln. 1541 sandte ihn Königin Maria nach Frankreich; diese Botschaft währte lange Zeit (223 Tage, wie seine Verrechnung nachweist). Im October 1541 ging er zum hessischen Landgrafen Philipp nach Kassel ab. 1542 bekam er den Auftrag, im Reichstage zu Speyer den deutschen Ständen die Ränke Frankreichs darzulegen. Zum Trésorier géneral de l'épargne ernannt, und in dieser Richtung vollauf beschäftigt, blieb er noch zwei Jahre mit diplomatischen Aufträgen reichlichst bedacht, so 1543 (Juli bis November) zum Kaiser nach Bruchsal, zum Prinzen von Oranien nach Mastricht, dann wieder zum Kaiser nach Koblenz, Köln und Venloo. Im December ging er nach Luxemburg ab, 1544 sandte man ihn nach Seeland zur Ausrüstung der gegen Frankreich bestimmten Flotte, doch nahte die Zeit des Ausgleichs mit Kaiser Franz I. Selbst mit der Angelegenheit der sogen. „Neuchristen", einer von Portugal nach den Niederlanden gekommenen Secte, bekam er zu thun. 1545 finden wir S. auf dem Wege nach England als außerordentlichen Botschafter; später in den Hansestädten Hamburg und Bremen und bei dem Fürsten von Oldenburg. Mit einer zweiten diplomatischen Mission am englischen Hofe und dem Verweilen im kaiserlichen Heereslager, als der schmalkaldische Krieg losbrach (S. wohnte als Genosse und Gehülfe des mit Geschäften überbürdeten Kanzlers Granvella der Entscheidung bei, die bei Mühlberg 1547 ausgefochten wurde), schließt seine auswärtige Thätigkeit. Fortan hatte S. vorzugsweise mit der Ausrüstung der Flotte, mit der Ueberwachung der Küste (1551—53) — angesichts der neuen Verwicklungen mit Frankreich — und mit der Kanalverbindung zwischen Brüssel und Ruppel, nach dem Plane des Bürgermeisters Brüssels Jean de Loquenghien, zu thun. Zu Antwerpen ereilte ihn im vollen Mannesalter der Tod. Ihn überlebten Kinder aus der ersten Ehe; die zweite mit Marg. Laonis blieb kinderlos.

S. galt auch in seiner Zeit als namhafter Schriftsteller. Jerem. Thriv. Brachelius (Brackele) widmete ihm seine (1545 gedruckten) Paradoxa de vento, aëre, aqua et igni. Schon 1523 veröffentlichte S. die „Assertiones fidei adversus astrologos" in 6 Büchern. Zu dem Gelegenheitswerke: „Rerum a Carolo V. Caesare Augusto in Africa gestarum commentarii" (Antwerpen 1554, 12⁰), aus Beiträgen des Joh. Christ. Calvetus Stella, Johannes Etrobius, Paulus Jovius (Auszüge aus seiner Hist. sui temporis, XXXIII. Buch) und Nic. Villayago erstanden, lieferte er ein „Proëmium". Das bedeutendste bleiben

jedoch seine Gesandtschaftsberichte zufolge der reichen Aufschlüsse über die politische Sachlage und vor allem über die maßgebenden Persönlichkeiten.

Erasmus v. Rotterd., Opera I. — Paulus Jovius, Elogia virorum litteris illustrium (Basel 1577). — Sanderus, Flandria illustrata, III. Bd. — Paquet, Hist. littér. de Pays-Bas, XII. Bd. — Messager de sciences historiques de Belgique, 1856 (S. 1—27): Baron de St. Genois und J. A. Yssel de Schepper: Recherches sur le veritable nom, le lieu de naissance, la famille et les armoiries, la sepulture et les écrits de Corn. de Schepper, dit Scepperus (worin sich der Lebensgang und auch die Schriften Schepper's verzeichnet finden) und von denselben: Missions diplomatiques de Corneille Duplicius de Schepper dit Scepperus, de 1523—1535. Bruxelles 1856, 231 S. Darin findet sich (105 ff.) das „Journal de l'ambassade Corn. Dupl. de Schepper“ vom Jahre 1533 (als Orig.-Aufz. viel reichhaltiger als die lateinische Relation bei Gévay II.) — Die diplom. Correspondenz siehe bei: Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im XVI. u. XVII. Jahrh. (Wien 1833/42), 2 Abth. — Lanz, Korrespondenz des Kaisers Karl V. aus den königl. Archiven und der Bibl. de Bourgogne zu Brüssel (Leipzig 1844—46) I. (1513 bis 1532) und II. (1532—49), und M. Hatvani (Horváth) in den Monum. Hungariae, I. Abth., I. Bd. (Urkundenbuch aus dem Brüssler Reichsarchiv) I. 1441—1538. — Vgl. auch die WW. Ranke's; Buchholtz, Geschichte Ferdinand I., IV. Bd.; die ungar. Geschichtswerke von Horváth, Szalay und das von Fessler (in neuer Bearb. von Klein) 3. Bd. u. a. Einschlägige zur Geschichte des Reformationszeitalters.

Krones.

Scher: Hermann Heinrich S. von Jever, deutscher Dichter. Ueber sein Leben lassen sich nur ganz kümmerliche Daten ermitteln. Er ist wol zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Jever geboren und lebte in der Zeit seines litterarischen Schaffens, im dritten Jahrzehnt in Hamburg, wo ihn, nach seinen Aeußerungen und den Widmungsgedichten in seinem Hauptwerke zu schließen, freundschaftliche Beziehungen mit den litterarischen Persönlichkeiten der Stadt verbanden. Seine poetischen Leistungen tragen zwar nicht das Gepräge einer selbständigen künstlerischen Individualität, sind aber auch nicht sclavische Nachahmungen ihrer Vorbilder. Scher's Waldkomödie „New-erbawte Schäferey, Von der Liebe Daphnis vnd Chrysilla, Neben Einem anmutigen Auffzuge vom Schafe Dieb. Hamburg Gedruckt bey Jacob Rebenlein. Im Jahr 1638“, erinnert in ihren realistisch gehaltenen Episoden, der Verwendung des niederdeutschen als Bühnensprache und in einzelnen Figuren an Rist's gleichartige dramatische Werke, in einzelnen kecken Redewendungen und derberen Redensarten an den „Ulenspiegel“ und ein directer Einfluß beider auf S. ist mit Sicherheit anzunehmen. Auch in den vereinzelten lyrischen Einlagen des Stückes steht S. ganz auf dem Boden der Ristischen Poesie. Ohne Zweifel sind S. auch noch einige niederdeutsche Gedichte zuzuweisen u. a. ein Hochzeitsgedicht vom 26. September 1636, „Nyes vpstafferde Kösteofft Högevasken, van olem Tüge tohope samlet van Dominus Vir Forcipius“, das sich durch seinen stellenweise recht frischen Humor über die Durchschnittsleistungen in dieser Gattung erhebt, sowie das Gedicht vom Hühnerdieb „Hans Huhn“, in welchem er — sprachlich von Rist beeinflußt — ein gelungenes Genrebild von echt niederländischem Realismus entwirft. Scher's bedeutendste Leistung bleibt jedoch sein — schon erwähntes — Zwischenspiel vom Schafdieb, in welcher er neben guter Beobachtung des Volkslebens auch einen feinen Sinn für Bühnenwirkung bekundet, die ihn trotz

seiner Abhängigkeit von Rist, zu einer litteraturhistorisch bemerkenswerthen Persönlichkeit macht.

Scherzgedichte von Johann Lauremberg ed. Lappenberg, Stuttgart 1861, S. 208, 257 f. — K. Th. Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel. Berlin 1884, I, 54, 64 f.

v. Waldberg.

Scherenberg: Christian Friedrich S., deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts, wurde am 5. Mai 1798 zu Stettin in einer Kaufmannsfamilie geboren. Während der Belagerung seiner Vaterstadt 1813 ward er zu einem Verwandten nach Stepnitz gebracht. Später kam er zu einem Advocaten in Stettin, um sich durch eine schöne Handschrift und stilistische Fertigkeit für den Kaufmannsstand vorzubereiten. Aber der Advocat bewog Scherenberg's Vater, ihn dem Stettiner Gymnasium anzuvertrauen. Sein Vater siedelte 1814 nach Swinemünde über, während der Sohn in Stettin zurückblieb. Dieser widmete jedoch seine Thätigkeit weniger den Schularbeiten, als einem Liebhabertheater. Endlich ward seine Neigung zum Theater so stark, daß er aus dem Elternhause verschwand und nach Berlin ging, zunächst wol, um sich hier kaufmännisch auszubilden, bald aber, um sich dichtend und schauspielernd auf eine Künstlerlaufbahn vorzubereiten. Dies meldete er 1818, als er schon Jahr und Tag in Berlin war, seinem Vater, der von dieser Nachricht wenig erbaut war. Besonders war es der Umgang mit Friedrich Wilhelm Porth, dem später berühmten Dresdener Hofschauspieler, der ihn für die Schauspielerlaufbahn bestimmte. Er suchte Fühlung mit den Berliner Theatern, und der Generalintendant des Hoftheaters, Graf Brühl, empfahl ihn der Unterweisung des berühmten Schauspielers Pius Alexander Wolf. Da dieser ihm die praktische Ausbildung als Schauspieler empfahl, so begab sich S. 1818 zu einer in gutem Künstlerrufe stehenden Truppe nach Magdeburg, wo er bis zu seiner Verheirathung 1821 die weltbedeutenden Bretter betrat. Dann ward er Secretär und Expedient im Consistorium, bald aber, von 1827 –32 Secretär und Expedient im sogenannten „Donataire-Proceß", den die von Napoleon I. mit Dotationen im Königreiche Westfalen bedachten Fremden gegen die jene Dotationen nicht anerkennenden späteren Regierungen der westfälischen Lande führten. Häufige Reisen in dieser verwickelten Angelegenheit wirkten anregend und wohlthätig auf S., lockerten aber das Verhältniß zu seiner Familie. Nach Beendigung dieses Processes ward er „Lieferant der Magdeburger Garnison- u. Lazareth-Verwaltung". Ostern 1838 aber verließ er seine Gattin und ging mit seinen Kindern nach Berlin, um als Schriftsteller zu leben. Nun begann eine Leidenszeit unseres Dichters, in der ihn Entbehrungen aller Art bedrängten; aber sein heiterer Muth ward dadurch wenig getrübt. Eine bessere Zeit brach für ihn an, als er Ende November 1840 durch den damaligen Schauspieler, später, nach 1848, Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV., Hofrath Louis Schneider in die Dichtergesellschaft „Tunnel" eingeführt wurde, in der damals der spätere Cultusminister Heinrich v. Mühler den Vorsitz führte. Sie war von dem bekannten Humoristen M. G. Saphir gegründet worden. Durch sie wurde er auch mit dem späteren Minister Heinrich Friedberg bekannt, der ihm bis an seinen Tod die wärmste Theilnahme widmete, in dessen Haus er häufig verkehrte, und dessen Gattin seine verehrte Freundin ward. Auch für Scherenberg's dichterische Anerkennung sorgte Friedberg, indem er dessen Gedichte sammelte und zum Druck beförderte (Berlin 1845, vierte, vermehrte Auflage 1869). Major Blesson machte ihm eine Correctorstelle an einem militärischen Journal ausfindig, und L. Schneider empfahl ihn als Uebersetzer an Both's Bühnenrepertoire; aber bei diesen litterarischen Zwangarbeiten würde der seine Freiheit über alles liebende Dichter schlecht be-

standen haben, wenn nicht auch hier die sorgsame Freundin, Friedberg's Gattin, eingegriffen hätte. Seine „Gedichte“ erwarben ihm die Anerkennung des damaligen Gouverneurs von Berlin, Generalfeldmarschalls v. Müffling und des Generals v. Nostitz, der Blücher in der Schlacht von Ligny gerettet hatte. Dies bewog S., sich mit der Litteratur des Krieges von 1815 zu beschäftigen, und so entstand das erste seiner vaterländischen Gedichte, welches er am 9. November 1845 im „Tunnel“ vorlas. Diese vaterländischen Gedichte sind es, die S. mit einem Schlage berühmt machten, da sie der Geistesrichtung der Zeit entgegenkamen. Mit einer Widmung an Nostitz erschien „Ligny“ 1846 in Berlin im Druck (4. Aufl. 1870). Das folgende vaterländische Gedicht „Waterloo“, welches L. Schneider dem König mit dessen Beifall vorlas, wurde auf des Königs Kosten gedruckt (Berlin 1849, 6. Aufl. 1869), und des Königs Bruder, der Prinz von Preußen, spätere Kaiser Wilhelm I. schickte dem Dichter als Gegengeschenk seine anonyme Schrift „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung“. Sehr dankbar erwies sich das rednerische Pathos dieser Dichtungen für declamatorische Bravourleistungen, und ihrerseits verdankten sie ihren Ruhm und ihre Verbreitung zum nicht geringen Theile dem Auftreten der sogenannten „Rhetoren“, an deren Spitze damals Julius Schramm stand, der aber bald von Palleske übertroffen wurde. Schramm wurde von den Gardeofficieren nach Berlin berufen, um ihnen „Waterloo“ zu declamiren; dann trat er zunächst in Stettin damit auf, wo er von Palleske abgelöst wurde, und bald erklang Scherenberg's Ruhm in ganz Deutschland. Auch eine bleibende Stellung wurde für ihn ermittelt; 1845 ward er Bibliothekarassistent und 1850 Unterbibliothekar im Kriegsministerium, nachdem er sich 1847 zum zweiten Male, mit einer Berlinerin, verheirathet halte. Sein Vorgesetzter war in dieser Stellung der Oberbibliothekar und bekannte Verfasser von Seeromanen, Heinrich Smidt, mit dem er sich, obgleich sie beide Mitglieder des „Tunnels“ waren, nicht zum besten vertrug. Den Quälereien dieses Amtes ward er 1854 durch eine königliche Pension von 300 Thalern auf drei Jahre enthoben. Der altbewährte Freund Heinrich Friedberg und der damalige Flügeladjutant des Königs, Graf v. Bismarck-Bohlen hatten dieselbe vermittelt.

Auf die Schlachten der Befreiungskriege, „Ligny“ und „Waterloo“ folgten in rückgängiger Bewegung „Leuthen“ (Berlin 1852, 3. Aufl. 1867), „Abukir“ (ebd. 1856) und „Hohenfriedberg“ (ebd. 1869), für welches letzte er 1868 vom Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, wiederum eine Pension von 300 Thalern erhielt. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn vielfach ein Gedicht, dessen Held der Nordpolfahrer Franklin war; er fühlte das Bedürfniß, sein dichterisches Pathos einmal in einer anderen als der Schlachtenregion zu versuchen. Er hatte sich 25 Jahre lang mit diesem Stoffe getragen, aber trotz einiger dazu gemachten Ansätze ist nichts davon veröffentlicht worden, so wenig wie von seinen Dramen „Der Küchenball“ und „Der Nachbar“. Als er einmal aufräumen ließ, wurden von dem Franklin „elf Körbe voll Eismeer“ auf den Boden getragen. Innigere Freundschaft schloß er 1853 mit dem Bildhauer Drake, später mit Ferdinand Lassalle. Er starb in Berlin am 9. September 1881. Im J. 1860 war über ihn eine Schrift seines Freundes Heinrich v. Orelli erschienen.

Theodor Fontane, Christian Friedrich S. und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin, 1885.

Robert Boxberger.

Scherer: Alexander Nicolaus S. erblickte das Licht der Welt zu St. Petersburg am 30. December 1771 (alten Styls). Sein Vater war ein in Straßburg geborener Elsässer, Dr. der Rechte Johann Benedict S., Beamter

des Collegiums für finnische, esthnische und livländische Rechtsangelegenheiten, seine Mutter stammte aus Riga. Al. Nicolaus mußte seine Jugend unter drückenden Verhältnissen verleben, offenbar deshalb, weil der Vater bald St. Petersburg verließ, ohne seine Familie mitzunehmen; 1775 befand sich der Vater Johann Benedict in Versailles als Beamter des auswärtigen Amts. Erst im J. 1783 kam der nunmehr 12jährige Knabe in eine günstigere Lage, insofern er nach Riga zum Bruder seiner Mutter übersiedelte: der wohlhabende Oheim sorgte väterlich für die Bildung und Erziehung seines Neffen. 18 Jahr alt verließ der junge S. die Rigaer Domschule und begab sich mit Unterstützung seiner Rigaer Verwandten nach Jena, um daselbst Theologie zu studiren (1789). Allein das Studium der Theologie sagte ihm nicht zu; er ging zum Studium der Naturwissenschaft, besonders der Chemie über — ohne Rücksicht, daß nun die heimathliche Hülfe aufhörte. Fleißig und eifrig in seinen Arbeiten, lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer Göttling und Voigt auf sich. Voigt empfahl ihn durch Goethe dem damaligen Großherzog von Sachsen-Weimar zur geneigten Unterstützung. In Jena erwarb der junge Gelehrte im J. 1794 sich den Grad eines Doctors der Philosophie, wirkte mit bei Begründung der naturforschenden Gesellschaft und beschloß, sich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen. Er hat auch eine Zeit lang in Jena Vorlesungen über Chemie gehalten, muß aber dadurch mit seinen früheren Lehrern in Streitigkeiten gerathen sein. Weil auf dem Titel seiner umfangreichen Abhandlung („Grundzüge der neueren chemischen Theorie“, Jena 1795, 400 Seiten 8°) unter seinem Namen zu lesen war: „Privatlehrer der Chemie“, so ließ ihn der damalige Prorector kommen und ertheilte ihm — wie S. selbst erzählt — einen historisch-diplomatischen Verweis, obschon der Titel der Abhandlung von dem Decan der philosophischen Facultät gebilligt worden war. — Vom Großherzog durch ein reichliches Reisestipendium ausgezeichnet, ging der junge Gelehrte nach England und Schottland, um sich in Chemie und Technologie zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1799 in Weimar bleibend nieder, erhielt vom Großherzog den Titel eines „Bergraths“ und begann hier öffentliche Vorlesungen zu halten. Er las auf Veranlassung des Großherzogs im großen Auditorium des Weimarer Gymnasiums vor einem gemischten Publicum über Experimentalchemie. Um die Anwendung der chemischen Lehrsätze im gewöhnlichen Leben darzuthun, wählte er die Lehre von den Gasarten zum besonderen Gegenstande seiner Vorträge und ließ im Anschluß daran drucken: „Kurze Darstellung der chemischen Untersuchungen der Gasarten. Für seine öffentlichen Vorlesungen entworfen“. Weimar 1799. Diese Anleitung ist später noch zwei Mal neu aufgelegt und auch ins Englische übersetzt worden. Daneben war S. auf litterarischem Gebiet sehr fleißig; er hatte bisher veröffentlicht: „Versuch einer populären Chemie“, Mühlhausen 1795, 318 S. 8°; „Nachträge zu seinen Grundzügen der neueren chemischen Theorie“, Jena 1796, 574 S. 8°; „Die neueste Untersuchung über die Mischung der Blasensteine“, Jena 1800; „Grundriß der Chemie“, Tübingen 1800, Cotta, 455 S. 8°. Ueberdies hatte er die Herausgabe eines „Allgemeinen Journals der Chemie“ begonnen: der erste Band erschien 1798. Durch seine wissenschaftliche Thätigkeit hatte sich S. sehr vortheilhaft bekannt gemacht, so daß er im J. 1800 als ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Halle angestellt wurde. — „Allein“, wie sein Biograph im Neuen Nekrolog der Deutschen sagt, „das Einförmige der Kathedervorträge und des auf seine Wissenschaft sich beschränkenden Professorlebens war ihm vom Haus zuwider.“ S. gab seine Stellung in Halle auf und wurde chemischer Leiter der Fayencefabrik des Baron v. Eckartstein bei Potsdam. Wie lange er in der Fabrik thätig war oder ob er die Fabrik von Berlin aus leitete, ist mir unbekannt, jedenfalls hielt er sich

im August 1801 in Berlin auf, um von hier aus das Allgemeine Journal der Chemie bequem herausgeben zu können (Einleitung des VII. Bandes). Das genannte Journal, das sich einer gewissen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat, erschien anfangs bei Breitkopf & Härtel in Leipzig, später in Berlin bei Heinrich Frölich in regelmäßiger Folge bis zum Jahre 1803, um dann aufzuhören. — S. verließ endgültig Berlin und Deutschland, um einem Rufe nach Dorpat Folge zu leisten. Die Universität zu Dorpat war am 21. April 1802 eröffnet; unter den bereits ernannten Professoren befand sich auch Dr. Arzt (aus Sachsen) als der erste Lehrer der Chemie und Pharmacie: allein Prof. Arzt starb schon am 1. Aug. 1802, nachdem er eben erst seine Lehrthätigkeit begonnen; zu seinem Nachfolger wurde S. erwählt, der im Beginn des Jahres 1803 in Dorpat eintraf und vor allem die Gründung eines chemischen Laboratoriums sich angelegen sein ließ. Aber schon im nächsten Jahre siedelte er nach St. Petersburg über als Professor der Chemie und Pharmacie an der medico-chirurgischen Akademie. — Der jugendliche Gelehrte fand ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit vor, um sich als Lehrer, als Schriftsteller, als Organisator bald auszuzeichnen. Am 11. März 1807 wurde er zum außerordentlichen, am 16. August 1815 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt. Er unterrichtete nicht nur an der medico-chirurgischen Facultät (Bildungsstätte für Militärärzte), sondern auch am pädagogischen Institut (Bildungsstätte für Lehrer) und an dem Berg-Cadettencorps. An der letztgenannten Anstalt hatte er zuletzt die Stelle eines Inspectors inne. Daneben hielt er eine Zeit lang während der Wintermonate öffentliche Vorträge über Chemie und Physik vor einem gebildeten Publicum. Er war thätig als Mitglied verschiedener Verwaltungen, des Medicinalraths, des Manufacturcollegiums u. a. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich S. um Pharmacie und die Pharmaceuten in Rußland erworben durch Gründung der noch heute in St. Petersburg existirenden pharmaceutischen Gesellschaft. Nachdem er bereits im October 1817 eine pharmaceutische Schule eingerichtet hatte, unterbreitete er am 21. September 1818 den versammelten Apothekern und Chemikern den Vorschlag zur Gründung einer pharmaceutischen Gesellschaft. Der Vorschlag wurde mit großem Beifall aufgenommen und S. wurde zum beständigen Director erwählt. Schon am 24. December 1818 wurden die Statuten der Gesellschaft durch den Fürsten Alexander Golizyn bestätigt und am 30. December die Gesellschaft feierlich eröffnet. Trotz dieser mannichfachen Beschäftigung fand S. noch Zeit, sich der Wissenschaft hinzugeben. Er begann zuerst die Herausgabe eines Journals „Nordische Blätter für die Chemie“, I. Bd. (4 Hefte), Halle 1817, 1818; dann aber mit mehr Erfolg die Veröffentlichung der „Allgemeinen Nordischen Annalen der Chemie“ (für die Freunde der Naturkunde und Arzneiwissenschaft, insbesondere der Pharmacie, Arzneimittellehre, Physiologie, Physik, Mineralogie und Technologie im Russischen Reiche). Von diesem für Rußland außerordentlich wichtigen Journal erschienen 8 Bände von 1819—22, — warum die Zeitschrift zu erscheinen aufhörte, ist unbekannt. Aber noch ein anderes für Rußland bedeutungsvolles Werk hat S. verfaßt: „Versuch einer systematischen Uebersicht der Heilquellen des Russischen Reiches.“ Mit 11 Karten. St. Petersburg 1820, XVIII u. 338 S. — In den letzten Jahren seines Lebens hatte S. mancherlei Widerwärtigkeiten zu erfahren. Sein oben genannter Biograph schreibt: „Bei seiner natürlichen Heftigkeit und unbiegsamen Streitsucht machte er sich jedoch so viel Feinde und Widersacher, daß er in den letzten Jahren die nachtheiligsten Folgen davon verspürte.“ Mit Rücksicht auf die Studien, die S. über die Heilquellen Rußlands gemacht hatte, war er ausersehen worden, die kaukasischen Quellen einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Allein — nachdem alle Vorverhandlungen

fast beendigt erschienen, wurde nicht S., sondern einer seiner Schüler, Neljubin (nicht Neljäbin) in die Kaukasusländer abcommandirt. Neljubin führte den Auftrag aus und lieferte nach seiner Rückkehr eine vollständige, historisch-medico-topographische, physico-chemische und medicinische Beschreibung der kaukasischen Mineralwasser, St. Petersburg 1825. — S. empfand die Absendung Neljubin's als eine sehr schwere Zurücksetzung, sah sich genöthigt, seine Stellung an der medico-chirurgischen Akademie aufzugeben, erkrankte an einer Leberentzündung und starb am 28./16. October 1824. Er hinterließ eine Wittwe und drei Kinder.

S. hat außer den bisher genannten Werken, noch eine Reihe größerer und kleinerer Abhandlungen, zum Theil in Journalen, zum Theil gesondert veröffentlicht; alle hier aufzuzählen, hätte keinen Zweck: ein vollständiges Verzeichniß gibt das Gelehrten-Lexicon von Recke-Napiersky (IV, 54—57). Wir können uns nicht enthalten, die Schlußworte des oben citirten Nekrologs (Neuer Nek. d. Deutschen 1824, S. 1216) hierher zu setzen: Er — (S.) — hat viel erlernt, weniger ergründet, weil es ihm an Stätigkeit und Beharrlichkeit fehlte; er hat das höchste Ziel seiner Wissenschaft gekannt und vor Augen gehabt, aber sich ihm nie gänzlich genähert, weil ihn so vieles reizte und auch auf Abwege führte, er hat viel gearbeitet, gekämpft, mit Stürmen und Brandungen gerungen, ist aber eigentlich nie in den Hafen eingelaufen und erst mit seinem Tode zur Ruhe gekommen.

Recke-Napiersky, Gelehrten Lexicon IV, 53—57. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 2. Jahrg. 1824. — G. Merkel, Darstellungen, II. Bd., 1840, S. 144—147.

L. Stieda.

Scherer: Georg S., Jesuit, geboren am 30. November 1539 zu Schwatz in Tirol, † am 30. November 1605 zu Linz. Er trat 1559 in den Orden ein, wurde 1565 zum Priester geweiht, 1577 Hofprediger des Erzherzogs Matthias, 1590 Rector des Collegiums zu Wien, später Vorstand der Missionsanstalt zu Linz, zuletzt erblindet. S. wirkte 40 Jahre als Prediger eifrig und erfolgreich im Interesse der Gegenreformation in Oesterreich. 1569 bekehrte er den spätern Cardinal Klesl (s. A. D. B. XVI, 167), 1581 predigte er zu Wien ein Jahr lang über die Augsburgische Confession, 1585 einige Monate auf den Besitzungen des Herrn v. Schönkirchen (seine „Ursachen der Bekehrung der Herrschaft Ober- und Nieder-Hauseck", 1586, sind abgedruckt bei Räß, Convertiten 2, 448), dann zu Weidhofen, 1586 und 1587 zu Krems. — Die Schriften von S., sämmtlich deutsch, wurden zusammen gedruckt in dem Prämonstratenserkloster Bruck bei Znaim in Mähren 1599, dann zu München 1614. Sie sind fast ausschließlich polemischen Charakters, zum Theil gegen Samuel Huber, Georg Nigrinus, Josua Opitius, Jakob Heerbrand, Lucas Osiander gerichtet, welche S. die Antwort nicht schuldig blieben. Zu nennen sind: „Gewisse und wahrhafte neue Zeitung aus Constantinopel von Hieremia, jetzigem Patriarchen daselbst, was sein und aller griechischen und orientalischen Kirchen Urtheil und Meinung sei von allen Artikeln Augsburgischer Confession" 1583; „Katholische Glossa oder Erläuterung auf eine Epistel oder Sendschreiben der ubiquentlerischen Prädicanten zu Tübingen an den griechischen Patriarchen, sammt neuer Zeitung" 1584, (veranlaßt durch die Correspondenz der Tübinger Theologen mit dem Patriarchen; S. wechselte darüber mit J. Heerbrand noch einige Streitschriften); „Gründlicher Bericht, ob es wahr sei, daß auf eine Zeit ein Papst zu Rom schwanger gewesen und ein Kind geboren habe", 1584 (1586 ins Italienische, 1589 ins Lateinische übersetzt); „Bericht, ob der Papst zu Rom der Antichrist sei", 1586; „Der lutherische Bettlermantel", 1588 (die lutherische Lehre sei

lediglich eine Wiederholung alter Ketzereien); „17 fürnemmer Streitartikul .... erläutert; wider die ungeschickte Außklopffung des lutherischen Bettlermantels Jacobi Heerbrandi", 1590. Außer den polemischen Schriften sind zu erwähnen: „Catechismus oder Kinderlehre", 1608 u. f.; „Postilla oder Auslegung der sonn- und festtäglichen Evangelien" 1609 u. f.

de Backer. — A. Klein, Gesch. d. Christenthums in Oesterreich IV, 289. — Th. Wiedemann, Gesch. der Reformation und Gegenreformation V, 314.

Reusch.

Scherer: Johann Benedict S. wurde am 1. September 1741 in Straßburg i. Els. geboren, studirte daselbst Philosophie und Jurisprudenz, wurde Dr. jur., soll auch in Jena und Leipzig sich eine Zeit lang aufgehalten haben. Am Anfang der 60er Jahre war er in St. Petersburg Mitglied des Reichsjustizcollegiums für finnische, esthnische und livländische Rechtsangelegenheiten. Dann ging er in französische Dienste über und war Attaché der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg, machte diplomatische Reisen nach Polen, Schweden, Kopenhagen, Hamburg und Berlin. Im J. 1775 ist er als „Commis" in Versailles beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten thätig, erhält dann seine Entlassung und geht 1780 nach Straßburg, wird hier erst als Schöffe und Mitglied des Obersenats, dann als „Hauptmann" angestellt. Während er sich Gesundheit halber in Baden-Baden aufhält, kommt er in die Liste der Emigrirten, ist eine kurze Zeit in der österreichischen Kriegskanzlei beim Generalfeldmarschall v. Wurmser beschäftigt und geht schließlich 1801 nach Stuttgart. Nachdem er eine Weile in Stuttgart und darauf als französischer Lehrer in Kirchheim unter Teck gelebt, findet er (23. März 1808) endlich eine feste Stellung in Tübingen als ordentlicher Lehrer am Collegium illustre und als außerordentlicher Professor für französische Sprache an der Universität. Als im J. 1819 das Collegium illustre aufgehoben wird, wünscht S. als ordentlicher Professor an die Universität zu kommen; der Minister lehnt aber das Gesuch ab (24. Mai 1819). Am 16. October 1824 wurde S. pensionirt und verließ Tübingen, wohin er sich wandte, wann und wo er starb, habe ich bisher nicht ermitteln können. Er las in Tübingen über französische Sprache und Litteratur, über Geschichte der französischen Revolution und des russischen Reiches, über Diplomatik, griechische Alterthümer und andere geschichtliche Fächer.

Ueber Scherer's Familienverhältnisse ist nichts bekannt: Er war in Petersburg verheirathet, sein einziger (?) Sohn Alexander Nicolaus, der spätere Chemiker, ist daselbst 1771 geboren; die Frau hatte in Riga Verwandte, die sich des jungen Alexander Nicolaus annahmen und ihm die Mittel zu seinen Studien gewährten. S. war ein fruchtbarer Schriftsteller, er hat eine Reihe sehr verschiedener Abhandlungen und Werke herausgegeben, einige werden noch sehr lange einen Werth haben, so seine „Nordischen Nebenstunden" und „Steller's Beschreibung vom Lande Kamschatka's". Notizen über ihn sind sehr spärlich zu finden, das hier Mitgetheilte beruht in erster Linie auf Meusel's Nachrichten (Das gelehrte Teutschland, Bd. VII, X, XV, XX), dann wurde Eisenbach's Beschreibung der Stadt und Universität Tüingen, Tübingen 1822, Osiander (S. 432—434) benutzt; doch sind die daselbst niedergelegten Angaben offenbar sehr fragmentarisch. Das Verzeichniß der Schriften Scherer's habe ich mit Hülfe der allgemeinen Bücherverzeichnisse zu vervollständigen gesucht, doch ist es nicht für alle Werke gelungen genaue Titel, Druckort u. s. w. zu ermitteln.

Verzeichniß der Schriften J. B. Scherer's: 1) „G. W. Steller's Beschreibung des Landes Kamtschatka", Frankfurt und Leipzig 1774; 2) „Des heiligen Nestors und der Fortsetzer desselben älteste Jahrbücher der Russ. Geschichte vom Jahre 858—1203". Aus dem Russischen übersetzt und mit Anmerkungen ver-

sehen. Leipzig 1774, Breitkopf & Härtel. 4°; 3) „Nordische Nebenstunden“, drei Abhandlungen über alte Geographie, Geschichte und Alterthümer des Nordens, I. Thl., Frankf. a. M. 1776, Fleischer, 8°; 4) „Recherches historiques et géographiques sur le nouveau monde“, Paris 1777, 8°; 5) „Histoire raisonné du Commerce de la Russie“, 1788, deutsch von Prof. Karl Hammersdörffer unter dem Titel „Geschichte des gegenwärtigen Zustands des Russ. Handels im Auszuge aus dem Französischen“, Leipzig, Weygand, 1789, 8°; 6) „Annales de la petite Russie; ou l'histoire de Cosaques-Saporogues et de Cosaques de l'Ukraine, ou de la petite Russie depuis leurs origines jusqu' à nos jours suivie d'un Abregé de l'histoire des Hettmanns des Cosaques et des pièces justificatives. Traduit d'après les manuscripts conservés à Kiew; enrichée des Notes“, Tome I et II. Straßburg 1788, 8°. Geschichte der Ukrainischen und Saporogischen Kosaken u. s. w. nach J. B. Scherer's Annalen übersetzt von Prof. K. Hammersdörffer, Leipzig 1788, Weygand; 7) „Gräuel der Verwüstung oder Blicke in die französische Revolution, wie und durch wen das arme Elsaß darein geflochten ist. Allen biedern Teutschen zum Unterricht, allen angesteckten Teutschen zum Schrecken. Durch einen biedern Elsässer S.“ Teutschland 1793, auch Frankfurt a. M. 1794, Hermann; 8) „Chinesische Gedanken d. i. Chinesischer Kaiser Reden und Verordnungen an ihr Volk, anderer vornehmer und berühmter Chinesen Reden an ihre Kaiser oder Abhandlungen über verschiedene Staats- und Verwaltungsgegenstände. Nebst einem kleinen philosophischen Werk des De-Pe-a über den Einfluß der Seele in den Leib. Aus dem Chinesischen in das Russische übersetzt und auf hohen Befehl der k. Akad. d. Wissenschaften zum Druck befördert durch Alexis Leontjeff, Secretär des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg. Aus dem Russischen in das Teutsche übersetzt durch J. B. S. (v. Scherer)“, o. D. (Karlsruhe) 1796, 8°; 9) „Ursprung aller Revolutionen und Volks-Empörungen“, Karlsruhe 1796, Müller, 8°; 10) „Geschichte des Generals von Mack sammt der Offenbarung Bonapartens“, 179?; 11) „Die Urheber des Mordes der französischen Congreßgesandten“, 179? (die beiden genannten Abhandlungen sind im Bücherverzeichniß nicht zu finden, ich citire sie nach Meusel); 12) „Was ist von den ausgewanderten Elsässern und Lothringern zu halten?“ Cairo 1799, 8° (eigentlich verlegt von Stettin in Ulm); 13) „Wichtige Anecdoten eines Augenzeugen über die französische Revolution“ (ein Nachtrag zu Girtanner's histor. Nachrichten), Nürnberg 1800, 2 Theile, Bauer & Raspe; 14) „Ueber die Anpflanzung des Tabaks, Art und Weise, wie man denselben bearbeiten müsse“, Tübingen 1811, Osiander; 15) Kleinere Abhandlungen in den Straßburger wöchentlichen Ephemeriden nach Angabe Eisenbach's.

L. Stieda.

Scherer: Wilhelm S., deutscher Philolog. Er wurde geboren zu Schönborn in Niederösterreich am 26. April 1841. Sein Vater stammte aus Franken und war als gräflich Schönbornscher Oberamtmann in den Donaulanden erst heimisch geworden, die Mutter also war es, die ihm das österreichische Blut gab, und auch ihr tapferes Wesen glaubte, wer sie kennen gelernt hat, in dem Sohne wiedergespiegelt zu sehen. Früh schon ward der Knabe des Vaters beraubt (1845), aber eine zweite Ehe, die die Wittwe nach dem Wunsche ihres Gatten mit dem Wirthschaftsrathe Stadler schloß, entzog ihm in nichts die sorgende Mutterliebe, und gab ihm einen zweiten Vater, der mit wehmüthigem Stolze die Hoffnungen des dahingeschiedenen Freundes reifen sah und dem S. in herzlicher Verehrung zugethan war.

S. wechselte wiederholt den Schauplatz seiner Jugend, ehe er im J. 1854 in das Akademische Gymnasium zu Wien aufgenommen wurde. Gern hat er

später diese Anstalt vor ihren österreichischen Schwestern die tüchtigste genannt und dankbar erzählt, wie auch seine früh erwachten Neigungen für deutsche Sprache und Litteratur dort bei dem Professor Karl Reichel Verständniß und Förderung fanden. Schon auf der Schule verschlang der reich begabte Knabe nicht nur eine Fülle schöner Litteratur, er bewältigte auch schwerere Kost, wie Herder's „Ideen“, ja er fühlte sich bereits als den zukünftigen Gelehrten und Politiker, der sich an den Werken Jacob Grimm's, an den Litteraturgeschichten von Gervinus und Julian Schmidt begeisterte und in den „Grenzboten“ die politischen Ideale vertreten fand, die ihm durchs Leben vorangeleuchtet haben: Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, wenn es sein muß vorerst mit Ausschluß Oesterreichs. Den Grenzbotenmännern Julian Schmidt und Gustav Freytag hat er denn auch unauslöschliche Dankbarkeit bewahrt und noch im letzten Lebensabschnitt freudig bezeugt, wie viel er in den entscheidenden Jahren ihrer nationalen Propaganda, ihrer litterarischen Kritik und dem Vorbild ihrer schriftstellerischen Praxis verdankt habe.

Mit hochgespannten Plänen und einem brennenden Studieneifer bezog er kaum 17jährig 1858 die Universität Wien. Er hörte bei Bonitz, Vahlen, Miklosich, Franz Pfeiffer — aber am wenigsten vermochte ihm gerade der Vertreter der Wissenschaft zu genügen, der er sich schon als Gymnasiast zugeschworen hatte, der deutschen Philologie. Ein erstes persönliches Gegenüber mit Pfeiffer brachte Enttäuschung und Einschüchterung und auch spätere Annäherung gab ihm die deutliche Erkenntniß der wissenschaftlichen und leider auch menschlichen Schwächen des Lehrers. S. hat ausdrücklich die reichen Kenntnisse und auf selbstgewähltem und selbstbegrenztem Gebiete tüchtigen Leistungen dieses Autodidakten anerkannt, aber Pfeiffer's gründliche Abneigung gegen die Bethätigung höherer Kritik, historischer Combination und vergleichender Methode, sein Ausweichen vor allen Problemen, die eine Entfernung von den geliebten Handschriften nothwendig machten, dazu seine Unfähigkeit, sich in die wissenschaftlichen Interessen und den Ideengang eines Andern zu versetzen, hat von vornherein Niemand stärker empfunden, als der lebhafte und gesprächige Jüngling, dessen vordringlicher Wißbegier er gelegentlich schweigend die eherne Mauer seiner wissenschaftlichen Vollkommenheit entgegensetzte. Bloß bei Pfeiffer Collegien gehört zu haben, das schien S. so gut als Autodidakt sein, und da sich bei ihm zu umfassenden und oft ausschweifenden Plänen das Streben strenger Selbstzucht gesellte, so verließ er nach vier Semestern Wien, um sich direct ins Lager der gehaßten Gegner Pfeiffer's, nach Berlin zu begeben. Er erfuhr auch an sich den mächtigen Zauber, der von Jacob Grimm's ehrfurchtheischender Persönlichkeit ausging, und gewann noch das freundliche Interesse des greisen Altmeisters. Er hörte bei Moriz Haupt und Trendelenburg, bei Ranke und Homeyer, Bopp und Albr. Weber, vor allem aber besuchte er die Vorlesungen und erstrebte er den Umgang Müllenhoff's, bei dem er eines Tages mit der Erklärung in die Stube trat, er komme von Wien, um hier, bei ihm „Methode zu lernen“.

Die Einführung war nicht der Art, daß sie Müllenhoff sofort Vertrauen abgewann. Aber bald stellte sich dies Vertrauen ein, denn rasch erkannte Müllenhoff die hohe Begabung nicht nur, sondern auch den ehernen Fleiß, den tiefen sittlichen Ernst und den glühenden nationalen Enthusiasmus des Wiener Studenten, der aus einem eifrigen Zögling bald ein Vertrauter seiner wissenschaftlichen Arbeit und ein geschätzter, oft freudig bewunderter Mitarbeiter wurde. Der Unterschied des Naturells und des Temperaments blieb keinem verborgen, aber alle sich daraus ergebenden Mißverständnisse und Wirrungen wurden durch fast zwei Jahrzehnte hindurch glücklich überwunden; mit der leichten, essayistischen

Form, welche der Schüler gern auch zur Mittheilung streng wissenschaftlicher Resultate und Hypothesen wählte, war der Lehrer von vornherein nicht einverstanden; die politische Discussion zwischen dem jugendlichen Oesterreicher, der von Preußen die Rettung der Nationalität erwartete, und dem zähen Holsteiner, der als preußischer Professor eben diesem Staate jahrelang grollend gegenüberstand, wurde als wenig förderlich gemieden — über all diesen Differenzen stand die Einigkeit in den großen wissenschaftlichen und nationalen Zielen und in der strengen, philologischen Methode, stand die dankbare Verehrung für den großen Meister der Kritik und der historischen Combination und die stolze Bewunderung für den bald kühn und weit ausgreifenden, bald in scharfsinniger Specialarbeit sich beschränkenden genialischen Schüler. Es ist ein so schönes und so fruchtbringendes Verhältniß gewesen, wie die Geschichte der Wissenschaft kaum ein zweites kennt.

Als S. im Frühjahr 1862 nach Wien zurückkehrte, verband ihn mit Müllenhoff bereits ein gemeinsamer Arbeitsplan. Er galt der kritischen Bearbeitung und eingehenden sprachlichen und sachlichen Erläuterung der kleinern Gedichte und Prosastücke in althochdeutscher und frühmittelhochdeutscher Sprache und ist in den „Denkmälern deutscher Poesie und Prosa vom VIII.—XII. Jahrhundert“ (Berlin 1864, 2. verm. u. verbess. Ausg. 1873) zu glänzender Ausführung gelangt. Die mannichfachen Vorarbeiten dienten in Wien zunächst der Promotion als Grundlage (Mai 1862), der nach zwei Jahren die Habilitation folgte. Scherer's Probevorlesung am 7. März 1864 behandelte „Den Ursprung der deutschen Litteratur“, sie ist zuletzt gedruckt in den „Vorträgen und Aufsätzen“ S. 71—100.

Der Eintritt in die akademische Laufbahn war wenig ermuthigend. Franz Pfeiffer, der den Schüler Müllenhoff's als Renegaten und Feind betrachtete, hatte auf Scherer's Bewerbung, die einen hohen und umfassenden Begriff der deutschen Philologie aufstellte, mit der Ertheilung einer engbegrenzten venia legendi geantwortet: sie schloß die Litteraturgeschichte und Alterthumskunde ganz aus und schränkte Grammatik und Interpretation auf das Gothische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche ein. Und als nach einem Jahre S. auf Grund neuer Leistungen sein ursprüngliches Gesuch erneuerte, begründete der Ordinarius seine übelwollende Zurückhaltung mit persönlichen Kränkungen, die ihm durch die neueste Schrift des Privatdocenten zugefügt sein sollten. Erst durch das Eingreifen des Ministeriums wurde S. die Lehrthätigkeit in dem gewünschten Umfang freigegeben.

Jene Schrift, mit welcher S. auch seinen Beruf, Litteraturgeschichte zu lesen, erwiesen zu haben glaubte, war das Buch „Jacob Grimm. Zwei Artikel aus den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 14, 15, 16 besonders abgedruckt“ (Berlin 1865), von dem eine zweite, verbesserte Auflage im Jubiläumsjahre 1885 erschienen ist. Es war recht eigentlich eine Frucht seiner Berliner Studienzeit und der in den akademischen Ferien fast regelmäßig wiederholten Besuche der preußischen Hauptstadt. Bewundernde Verehrung des großen Gelehrten und des herrlichen Menschen, die bei ihm nie ermattete und die er allen seinen Schülern einzuflößen wußte, hat seine Charakteristik Jacob Grimm's geschaffen, aber sie trübte nirgends die Klarheit seines Blickes. Wo andere die Ernte gethan glaubten, sah er Aufgaben über Aufgaben, und aus dem Lebenswerk des Schöpfers der deutschen Alterthumswissenschaft erwuchs ihm ein wissenschaftliches Programm, das die alten Bahnen vielfach zu verlassen mahnte. Blickt in der Kritik der „Mythologie“, des „Reinhart Fuchs“, der „Geschichte der deutschen Sprache“ der Schüler Müllenhoff's und Haupt's durch, so zeigen sich doch überall neue, über den Gesichtskreis dieser Forscher hinausgreifende Anschauungen und Problemstellungen. In dem Historiker aber, der das Bild des Brüderpaares im Rahmen

der Litteraturgeschichte zeichnet, ihre wissenschaftliche Arbeit in den Zusammenhang der großen Geistesbewegung vom Anfang des Jahrhunderts hineinstellt und die Fäden aufdeckt, die von da auf Herder und Goethe und weiterhin zurückweisen, glauben wir den Einfluß eines Kreises jüngerer Gelehrter zu erkennen, in dem S. in jenen Jahren viel verkehrte und mit dem er gerade auch das Studium der romantischen Kunst und Wissenschaft gepflegt hatte.

Scherer's Erfolge als akademischer Lehrer überwanden bald die Schranken, welche ihm Uebelwollen und Mißverständniß zu ziehen vermochten. Mit einer Interpretation österreichischer Litteraturdenkmäler des 11. und 12. Jahrhunderts beginnend, schritt er bald zu den Hauptcollegien seines Faches vor, die Zahl seiner Zuhörer wuchs mit jedem Semester. Nach Pfeiffer's Tode bestand für die Facultät wie für die Regierung über die würdigste Besetzung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Litteratur kaum noch ein Zweifel: am 3. Juli 1868 wurde S., damals 27jährig, zum ordentlichen Professor an der Universität Wien ernannt.

Wenige Monate vorher war das Buch erschienen, das in der Geschichte der Wissenschaft wohl der Hauptträger seines Namens sein wird: „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (Berlin 1868), Müllenhoff gewidmet. Aber den Rastlosen wandelte auch jetzt keinen Moment der Gedanke an, auszuruhen. Eine Fülle von neuen Resultaten und Gesichtspunkten hatte ihm fast jede seiner Vorlesungen ergeben, die jetzt zur Ausgestaltung und Weiterverfolgung drängten. Geistliche Dichtung, Heldensage und Minnesang des 12. Jahrhunderts waren lockende Arbeitsfelder, die reiche Ernte versprachen, mit der Uebernahme des neuen Abdrucks der „Deutschen Grammatik" drängte sich ihm der große Plan einer Germanischen Syntax als Ergänzung des Grimm'schen Werkes immer mächtiger auf. Dazu kamen Amtsgeschäfte, Vorträge, Essays und Zeitungsartikel — nicht zum letzten die politischen Interessen, die ihn alle diese Jahre hindurch in lebhafter Spannung hielten.

Mehr als einmal lief S. durch seine freimüthige Kritik der österreichischen Zustände und die noch verletzendere Hervorhebung der Tüchtigkeit Preußens und seiner Erfolge Gefahr, es mit der heimischen Regierung gründlich zu verderben. Zu dem engern Kreise der wissenschaftlichen Schüler gesellte sich ein weit größerer, der in ihm den Vorkämpfer der nationalen Sache verehrte, dessen lärmender Beifall aber seiner Propaganda nicht immer zum Vortheil gereichte. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gab dem enthusiastischen Apostel der preußisch-deutschen Sache neuen Anlaß zum Hervortreten, und in den folgenden Jahren zogen sich, nicht ohne seine Schuld, ernste Wolken über ihm zusammen. Indessen, er besaß Muth genug, dem Gewitter Trotz zu bieten, dafür hatte er mannhafte Beweise genug geliefert. Angst oder Schuldbewußtsein war es nicht, was ihn im Sommer 1872 den Ruf an die neugegründete Universität Straßburg anzunehmen mahnte, sondern die Genugthuung des Patrioten, an dem Friedenswerke im neuen Reichslande mitschaffen zu dürfen, nachdem er den Thaten des Kriegsjahres mit neidvoller Bewunderung gefolgt war. Ein litterarisches Bürgerrecht für die neue Heimath hatte er sich in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ottokar Lorenz schon durch die „Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (Berlin 1871, 3. Aufl. 1886) erworben.

Vom Herbst 1872 bis zum Herbst 1877 hat S. in Straßburg gewirkt, und diese Jahre haben dem Lehrer den reichsten Erfolg seines Lebens gebracht. Er hat das selbst mit freudigem Stolz empfunden und es war ihm später oft eine Herzerfrischung, von der schönen Straßburger Zeit zu reden. Ein stattlicher Kreis von Schülern umgab ihn hier, aus allen Landen deutscher Zunge, hergeführt zumeist wie er selbst durch jugendlichen Enthusiasmus für das Elsaß und

bald festgehalten durch die Persönlichkeit des Lehrers, der mit der Befriedigung des idealen Bedürfnisses zugleich strenge methodische Schulung zu verbinden wußte. Jedem der lernen und arbeiten wollte, war er zugänglich: im Seminar, zu Hause, in harmlos fröhlicher studentischer Geselligkeit. Der schwachen und ungeübten Kraft gab er Muth und Selbstvertrauen durch die herzliche Mitfreude an jedem kleinen Fund und Fortschritt, und wo er wirklichen Ernst und Liebe zur Sache sah, da verdrossen ihn auch die dilettantischen Irrfahrten eines Anfängers nicht. Er besaß eine wunderbare Fähigkeit, sich in den Arbeitskreis und Gedankengang anderer Menschen zu versetzen, und seine eigene geniale Beanlagung, jedem ersichtlich, der ihm begegnete, wirkte auf keinen erdrückend, der ihm nahe trat. Es war ihm eine große Genugthuung, wenn es gelang, den rechten Mann an den rechten Arbeitsplatz zu stellen, und gern hat der ewig ruhelose und plänereiche eine neueroberte wissenschaftliche Provinz geräumt, wenn er einen guten Statthalter darin zurücklassen konnte. Aus der Schule des Straßburger Seminars, das ihm und seinen jüngern Collegen eine treffliche Ausstattung verdankte, sind germanistische Erstlingsschriften in rascher Folge hervorgegangen; die Mehrzahl von ihnen, darunter einige von hervorragender Tüchtigkeit, fanden Aufnahme in die von S. und ten Brink begründeten „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker" (Straßburg 1874 ff.)

Ihm selbst aber reifte in diesen Jahren eine Fülle litterarhistorischer Arbeiten, zu denen er die Vorstudien großentheils aus Wien mit herüberbrachte: „Deutsche Studien II. Die Anfänge des Minnesanges" (Wien 1874); „Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit", 2 Hefte (Quellen und Forschungen 1 u. 7, Straßburg 1874, 75); „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. u. 12. Jahrhundert" (Quellen u. Forschungen 12, Straßburg 1875); ferner die mit Heinzel gemeinsam besorgte Ausgabe des „Wiener Notker" (Straßburg 1876), eine lange Reihe von Abhandlungen und inhaltreichen Recensionen, auch zur deutschen Grammatik, und daneben die Sammlung der „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich" (Berlin 1874), welche eine Gruppe von 20 größern und kleinern Essays, den Ertrag eines Jahrzehnts vereinigte. Abgeschlossen wird die Reihe der größeren Straßburger Arbeiten durch die aus einer ablehnenden Recension zu reichen Ergebnissen ausgewachsene Studienkette „Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar" (Quellen u. Forschungen 21, Straßburg 1877). Mehr und mehr trat während dieser Zeit die Beschäftigung mit der modernen Litteratur aus dem Hintergrund hervor, in den sie besonders durch den festen Kreis der regelmäßigen größeren Collegien Scherer's gebannt schien. Denn nur nebenher war in Wien und Straßburg die moderne Litteraturgeschichte in öffentlichen Vorlesungen zu ihrem Rechte gelangt.

Ganz andere Aussichten eröffneten sich hierfür mit der Berufung nach Berlin, der S. im Herbste 1877 Folge leistete, nachdem er zwei Jahre vorher im Interesse der Reichsuniversität die Möglichkeit der Uebersiedelung noch von sich gewiesen hatte. Der für ihn neugegründete Lehrstuhl war in erster Linie für neuere deutsche Litteraturgeschichte bestimmt, und unter dem Zeichen des jungen Goethe trat der Straßburger Professor in die verheißungsvolle neue Thätigkeit ein. Verdrängt wurde freilich auch in Berlin die alte Sprache und Dichtung keineswegs aus Scherer's Vorlesungen, und nach Müllenhoff's Tode (19. Februar 1884) erhielt das Altdeutsche sogar wieder den Vorrang. Aber von vorn herein gehörte Scherer's eigene wissenschaftliche Arbeit in Berlin vorzugsweise der modernen Litteraturgeschichte an, und ihr kamen auch die meisten und nachhaltigsten Anregungen zu gute, die er in Vorlesungen und

Uebungen, Vorträgen und Essays ausstreute. Mittelpunkt seiner Studien wurde mit immer größerer Deutlichkeit Goethe: an das aus Straßburger Ansätzen erwachsene Buch „Aus Goethes Frühzeit. Bruchstücke eines Commentars zum jungen Goethe“ (Quellen u. Forschungen 34, Straßburg 1879) schlossen sich, bis in die letzte Lebenszeit hinabreichend, jene scharfsinnigen und geistvollen Studien und Abhandlungen, die, mit ältern Stücken vereinigt, jetzt in den „Aufsätzen über Goethe“ am bequemsten zugänglich sind.

Zu den Triumphen des Gelehrten fügten die Berliner Jahre das wachsende Ansehen und die Ehren des Schriftstellers, und der Erfolg seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“, die 1879 in Lieferungen zu erscheinen begann, 1883 abgeschlossen wurde, und von der er selbst noch die dritte Auflage erlebte, näherte ihn dem früh gesteckten Ziele seines Ehrgeizes, über den engen Kreis der Gelehrten hinaus einen geistigen Einfluß auf die Gesammtheit der Gebildeten zu gewinnen. Nicht zu bequemem Ausruhen, aber doch zu behaglichem Ausgestalten geröẞerer litterarischer Pläne schien seinen Freunden die Zeit gekommen. In der Ehe mit einer österreichischen Landsmännin, Marie Leeder, hatte er das reinste und höchste Glück gefunden: wunschlose Tage waren bei ihm eingekehrt.

Aber immer neue Aufgaben drängten an ihn heran, ohne daß die alten lange gehegten Pläne ihren Reiz verloren. Im Frühjahr 1884 starb Müllenhoff. Mehrere Jahre hindurch hatte eine Entfremdung zwischen Lehrer und Schüler gewährt, an der S. keine andere Schuld trug, als die seit Anbeginn der Bekanntschaft offen dalag. Müllenhoff's Erkrankung hatte die von S. stets erstrebte Wiederannäherung herbeigeführt, in Scherer's Hand und auf Scherer's Schultern legte der Sterbende die Fürsorge für sein unvollendetes Lebenswerk, die „Deutsche Alterthumskunde“. Schon als Student war S. in den Plan und zum Theil in die Methode des Werkes eingeweiht worden und in der Rolle des Dariussclaven hatte er seinerzeit mit dem ewig wiederholten Mahnungsruf „Herr, gedenke der Alterthumskunde!“ das Hervortreten des ersten Bandes bewirkt. Jetzt war er ganz Hingabe an das pflichtenschwere Erbe, er wollte alle eigenen, selbst die theuersten Herzenspläne, wie eine Goethe-Biographie, bei Seite schieben, wenn es sein mußte für immer. Aus eindringender Beschäftigung mit dem Lebensgange und der Arbeitsweise des Lehrers erwuchs ein biographisches Denkmal, dem leider der Abschluß fehlt, das aber (von mir ergänzt und vollendet) demnächst erscheinen soll. S. dachte sogar den feststehenden Plan des Müllenhoff'schen Werkes um eine vergleichende Darstellung des Rechtslebens und der Rechtsbildung der Germanen zu erweitern. Aber nachdem er sich mit der Technik der Quellenbehandlung und der combinatorischen Methode an der Hand des toten Meisters leidlich vertraut gemacht hatte, behielt der Stoff selbst nicht mehr den ursprünglichen Reiz, die eigensten Interessen gewannen den Sieg und zogen ihn nach einer ganz anderen Seite.

In der Akademie, zu der ihm noch Müllenhoff den Weg geebnet hatte, begrüßte ihn Mommsen als Vertreter der modernen Litteratur, und S. bekannte sich in erster Linie zu den philologischen Pflichten eines solchen. Die Eröffnung des Weimarer Goethehauses und der handschriftlichen Schätze aus dem Nachlaß des Dichters versetzten den Goethe-Philologen wieder ganz in diesen liebgewordenen Studienkreis; als erster Vicepräsident der jungen Goethe-Gesellschaft, als Vertrauensmann der Großherzogin bei Vorbereitung der großen Weimarer Goethe-Ausgabe, erwuchsen ihm zahlreiche, mit Eifer geübte Pflichten. Im Sommer 1885 begann mit der ersten Ausarbeitung einer Vorlesung über „Poetik“ (aus dem Nachlaß herausgegeben von Richard M. Meyer, Berlin 1888) ein früh gefaßter und weitaussehender Plan zu reifen, der nichts geringeres als eine Aus-

dehnung des Machtgebietes der Philologie und die Neubegründung einer empirischen Aesthetik anstrebte. Einen zahlreichen und auserlesenen Kreis von Zuhörern sah er zu seinen Füßen und nie hatte sich die anziehende und anregende Kraft seines Vortrags machtvoller gezeigt.

Sein Schaffensdrang war angespannter als je zuvor, und die Arbeitskraft schien dem zu entsprechen. Aber nein! sie war vielmehr der Erschöpfung nahe. Bedenkliche Krankheitserscheinungen eröffneten den Winter 1885, und nach wiederholtem Aufraffen der körperlichen und geistigen Kräfte brachte ein Schlaganfall am 6. August 1886 dem Leben des 45jährigen ein jähes Ende. Es war an dem gleichen Kalendertage, an dem er ein Jahr zuvor sein eigenes Haus in der Nähe des Thiergartens bezogen hatte.

Ein Ueberblick über Scherer's litterarische Thätigkeit läßt in der Wiener Periode mehr den Grammatiker, in Straßburg mehr den Litterarhistoriker, in Berlin schließlich den Schriftsteller hervortreten. Aber keineswegs haben mit dem Wechsel des Ortes verschiedene Interessengebiete und Ziele einander abgelöst. Die Mehrzahl der in den Straßburger Jahren erschienenen Arbeiten beruht auf Material, auf Vorstudien und Gesichtspunkten, die in Wien angesammelt waren, und während der Jahre 1872—77 war S. bereits, und das keineswegs als Anfänger, in der Weise schriftstellerisch thätig, welche die Berliner Zeit zu beherrschen scheint. Gleich im Beginn seiner Laufbahn stehen die flotten litterarhistorischen Essays über Jacob Grimm dicht neben der streng philologischen Arbeit an den „Denkmälern", und zu einer Zeit, wo er von den schwierigsten Problemen der germanischen Grammatik erfüllt war, arbeitete er einen Vortrag über Achim von Arnim aus, dessen Manuscript die rastlose stilistische Feile bekundet. Und ebenso noch ganz zuletzt: zwischen die Vorarbeiten für die Goethe-Ausgabe und die Vorlesung über Poetik fallen Streifzüge rückwärts zu den „Altdeutschen Segen" und zu Notker, fällt eine in der Niederschrift leider unterbrochene Auseinandersetzung mit Paul's „Principien der Sprachgeschichte". Diese Universalität der Interessen und der Arbeitsbethätigung ist eben für S. vom ersten Auftreten an charakteristisch, und mit ihr zusammenhängend die sich drängende Folge der Pläne und Studien, die sich gelegentlich bis zu nervöser Hast steigert. In Vorlesungen hat er alle Zweige der deutschen Philologie behandelt und in seiner litterarischen Thätigkeit blieb davon nur das Altnordische unbedacht. An der Schwelle einer Zeit, die auch in unserer Wissenschaft mehr und mehr die Specialisirung begünstigt, hat er das Beispiel einer zusammenfassenden Beherrschung ohne Gleichen geboten. Und dies Bild steht mit dem 23jährigen Privatdocenten fest und bleibt im wesentlichen das gleiche, wie sehr sich auch später sein Wissen ausbreitet, sein Ideenreichthum steigert, seine Arbeitsweise verfeinert. Die Uebertragung der an den Erzeugnissen des classischen und des deutschen Alterthums geschulten philologischen Kritik und Interpretation auf die Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, so spät sie zur Ausführung gelangt, ist in seinem frühsten Programm mitenthalten.

Und wo immer Scherer's Arbeit einsetzt, überall waltet der enthusiastische Glaube an die geistigen und sittlichen Kräfte der Nation und an die Macht der ästhetischen Cultur auch im gegenwärtigen Zeitalter der politischen und socialen Kämpfe, überall auch die hohe Meinung von der Befähigung und dem Berufe der deutschen Philologie, jene Kräfte dem deutschen Volke vor Augen zu führen und das Vertrauen in sie zu befestigen. Aus diesem Streben hervorgegangen ist vor allem seine „Geschichte der deutschen Litteratur", ein Buch, bei dem die sichere und fast gleichmäßige Beherrschung des ausgedehnten Stoffes ein nahezu selbstverständliches Lob ist. Es geht auf treibende Anregungen Müllenhoff's zurück und läßt in der Darstellung der altdeutschen Litteratur noch einmal,

deutlicher fast als die vorangegangenen Monographien, den Einfluß seiner Vorlesungen erkennen. Denn die Ueberwindung der alten Art nach Stoffkreisen oder Gattungen chronologisch aufzureihen durch eine genauere Beobachtung der schriftstellerischen Individualität und ihrer Vorbedingungen, durch sorgfältige Ermittelung des Antheils der einzelnen Landschaften und ihres litterarischen Charakters, das sind die von S. immer wieder stark betonten Verdienste Müllenhoff's. Daneben tritt auch der Einfluß Julian Schmidt's und weit stärker das Vorbild des Gervinus hervor, dem er nicht nur den Glauben an die erhellende Kraft der historischen Parallele, sondern auch den Muth verdankt, den gewaltigen Stoff nach einer einheitlichen Idee zu gestalten. Diese Idee aber — wir haben es oben angedeutet — ist im Gegensatz zu dem doctrinären Freiheitspolitiker Gervinus die nationale. Die ganze Betrachtung führt hin, bereitet vor auf Goethe, und die Vorzüge des Schriftstellers: die künstlerische Gruppirung des Stoffes, der bald zündende und blitzartig erhellende, bald in mildem, anschmiegsamem Licht sich ergießende Stil, die durchgebildete Kunst der Charakteristik (von der gerade unsere A. D. B. so zahlreiche glänzende Proben aufzuweisen hat) scheinen zu wachsen, sobald er sich ihm nähert. Und wer S. in der Zeit wiedersah, wo er ganz in der Beschäftigung mit Goethe lebte, der hatte das Gefühl, daß von der einzigen Harmonie des großen Dichters etwas auf ihn überging, daß in der Vertiefung dieser Studien alles momentane, sprunghafte und unruhige in seinem Wesen zu weichen beginne, und nun erst die Zeit der reifsten Früchte gekommen sei.

Philologie war für S. im Sinne Wilhelm's v. Humboldt „die Wissenschaft von der Nationalität". Darum strebte er hinaus über die Grenzen, welche ihr die litterarischen Denkmäler in der Heimathssprache nur scheinbar stecken: Musik und bildende Kunst, Theologie und Philosophie, sociale und politische Geschichte zog er in den Kreis seiner Arbeit, und alle diese Disciplinen hat sein eindringendes Studium, sein rascher und scharfer Blick gelegentlich gefördert: in den Anmerkungen der „Denkmäler", im „Leben Willirams" (Wien 1866), in der „Geschichte des Elsaß", in der „Poetik" und zahllosen kleinern Arbeiten, unter denen seine Recensionen durch das sichere Erfassen von Aufgabe und Leistung, wie durch den Reichthum der eigenen Beisteuer einen hohen Rang in der Geschichte unserer litterarischen Kritik einnehmen.

Für die Wissenschaft vom Deutschthum glaubte er im Sinne Jacob Grimm's, wenn auch auf eigenen Wegen wandelnd, auch in der Geschichte unserer Sprache eine reiche Erkenntnißquelle zu haben, und er glaubte dies um so sicherer, als ihm die Resultate und Hilfsmittel der vergleichenden Sprachwissenschaft schon früh in seltenem Maße vertraut waren, er überdies als Schüler Brücke's die Lautphysiologie erfolgreich zur Erklärung historischer Vorgänge heranzog, die man seither (mit wenigen Ausnahmen) nur beschreibend dargestellt hatte. Sein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" hat gewiß nicht das hohe Ziel erreicht, das die Vorrede begeistert aufstellte: die Entstehung unserer Nation — gewissermaßen eine Ergänzung zu Müllenhoff's „Alterthumskunde" — von einer besonderen Seite zu begreifen und zur Grundlegung eines „Systems der nationalen Ethik" beizutragen. Aber das Streben, die sprachlichen Thatsachen als historisch begreifliche Processe zu erkennen, ist unserer Wissenschaft seitdem geblieben, und Niemand bestreitet heute dem vielbekämpften Werke die historische Stellung am Eingang einer neuen Epoche der deutschen Grammatik, ja der Sprachwissenschaft überhaupt. Es ist ein Buch, in dem neben nüchterner und solider Erörterung grammatischer Fragen kühne, phantasievolle Hypothesen und Combinationen einhergehen, das uns aber zu einer Fülle fördernder Einzelheiten auch die wichtigsten methodischen Fortschritte gebracht hat. Es hat das gelockerte Band zwischen deutscher Grammatik und vergleichender Sprachforschung aufs neue geknüpft: erst seit

Scherer's Auftreten haben die Germanisten wieder in erster Reihe mitgearbeitet an den großen Aufgaben, die die Wissenschaft Bopp's und Schleicher's stellte. Es hat bewirkt, daß sich die Lautphysiologie gerade unserer Wissenschaft wie ein verwandter Seitentrieb angegliedert hat. Es hat eine strengere Beobachtung der Lautgesetze gelehrt und das Erklärungsprincip der falschen Analogie mit einem Glück methodisch verwerthet, das auf spätere oft verwirrend gewirkt hat. Die Frage, inwieweit daneben die Isolirung und das Streben nach Differenzirung zur Erklärung sprachlicher Thatsachen herangezogen werden dürfen, ist erst im Anschluß an S. zur Discussion gelangt und noch heute nicht ausgefochten. Das größte und allereigenste Verdienst Scherer's aber ist in diesem Buche die Verwerthung von jüngern sprachlichen Vorgängen zur Erklärung frühhistorischer und vorhistorischer Erscheinungen, wie gelegentlich umgekehrt. Diesem Princip der „gegenseitigen Erhellung“ verdankt S. seine schönsten Ergebnisse und für immer hat er jene imaginäre Schranke niedergerissen, welche für Jacob Grimm die Andacht vor dem Alterthümlichen gezogen, für Schleicher und andere die Scheidung von vorhistorischer Entwicklung und historischem Verfall, von Natur und Geschichte der Sprache grundsätzlich befestigt hatte.

Einen Philologen wie S. vermochten die glänzenden Erfolge der Naturwissenschaften und die öffentliche Gunst, die ihnen so überreich entgegenkommt, nicht mit Verzagtheit oder Neid zu erfüllen. Er hatte sich frühzeitig mit dem modernen Empirismus der Engländer und Franzosen vertraut gemacht und er glaubte mit Buckle, „daß die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft wesentlich verwandt“ seien. Darum wünschte er auch die empirische Forschungsweise der Naturwissenschaften auf dem gesammten Gebiete der historischen Disciplinen nutzbar gemacht zu sehen, und die Verfeinerung der philologischen Methode schien ihm wesentlich durch Verstärkung der Empirie erreichbar. Er ging noch einen Schritt weiter und übertrug diese Methode auch auf ein Gebiet, das bisher der speculativen Philosophie vorbehalten schien, auf die Aesthetik. Es war kein Abweichen von jener „Wissenschaft der Nationalität“, wenn er mehr und mehr vorschritt zu den Problemen vom Ursprung der Poesie und von den Bedingungen des dichterischen Gestaltens. Schon frühzeitig hatte er das Ziel einer „nationalen Ethik“ als untrennbar bezeichnet von einer zusammenfassenden Betrachtung dessen, was allen Völkern gemeinsam ist. Die Mehrzahl seiner litterargeschichtlichen Arbeiten enthält Versuche, welche auf genaueste Scheidung des überlieferten und des individuellen, auf intime Beobachtung des dichterischen Processes, auf die Ermittelung der ältesten Poesie und die einfachsten Urformen der einzelnen Gattungen hindrängen. Dazu treten die Erörterungen über das, was S. als „äußere und innere Form“ bezeichnet, das Verhältniß zwischen Dichter und Publicum und zahlreiche andere Dinge, welche die bisherige Aesthetik vernachlässigt oder von denen sie doch die historische Forschung ausgeschlossen hatte. Die Aufgabe, welche sich S. mit seiner „Poetik“ stellte und die in dem groß angelegten, aber ungleichmäßig ausgeführten, zum Theil nur skizzirten Collegienheft energisch in Angriff genommen ist, läßt sich nur mit der vergleichen, welche Jacob Grimm im J. 1819 gelöst hat: wie das Erscheinen der „Deutschen Grammatik“ der Autorität der normativen Sprachlehre ein Ziel setzte, so sollte auch an die Stelle der regelgebenden Aesthetik eine empirisch begründete „Poetik“ des Thatsächlichen treten, die Kluft, welche die Aesthetik von der Litteraturgeschichte jetzt schärfer als zuvor zu trennen schien, sollte zum Heile beider ausgefüllt werden. — Was uns S. in dem Torso dieses großen Lieblingsplanes hinterlassen hat, das sind Fermente, welche die litterarhistorische Wissenschaft auf Generationen hinaus in Gährung erhalten werden.

Ein abschließendes Urtheil über die Bedeutung Scherer's ist selbstverständlich heute — und noch auf lange Zeit hinaus unmöglich. So wenig der Inhalt irgend eines seiner Bücher auch nur bei seinen Schülern kanonische Geltung besitzt, so wenig ist eines von ihnen überwunden. Alle stehen sie noch heute im Mittelpunkte einer lebhaften, oft leidenschaftlichen Discussion, von allen gehen noch heute die förderndsten Anregungen aus, und die Zeit ist gar nicht abzusehen, wo auch nur eines als völlig überwunden dem wissenschaftlichen Streite entrückt werden könnte. Denn das ist der eigenste Werth von Scherer's Schriften, daß sie mit dem Nachweis falscher Resultate keineswegs überholt oder gar beseitigt sind. S. selbst war nicht stolz auf sogenannte glatte Ergebnisse: die Auffindung einer Quelle, die Feststellung eines Datums reizte ihn nur gelegentlich und vorübergehend, ja er leugnete den Ehrgeiz ganz ab, bestimmt fixirbare Resultate mit seinem Namen gekennzeichnet in der Wissenschaft fortlebend zu wissen. Hat er doch oft genug ein Feld verlassen, wo die Halme erst eben im Aufschießen waren, und andern die Ernte preisgegeben, wo er gesäet hatte. Die Aufstellung der Probleme, die Fixirung der Aufgaben und weiterhin die wissenschaftliche Methode und ihre specielle Ausbildung für die einzelnen Gebiete — das war es, was ihn am meisten reizte. Sobald er Wege und Waffen kannte, überließ er es andern, sich häuslich einzurichten und neidete ihnen nicht den reinlichen Gewinn. In der Stellung einer Fülle neuer Fragen, in der Eröffnung einer Menge neuer Aussichten liegt nicht zum wenigsten Scherer's Bedeutung; er war dazu befähigt durch die Universalität seines Wissens und seiner Arbeit, berufen und berechtigt, weil er selbst für die Verfeinerung der philologischen Technik und die Erweiterung ihres Gebietes das beste gethan hatte.

Seine Stärke und seine Schwäche lag in der entscheidenden Betonung des Philologen gegenüber dem Philosophen. Selbst im Besitze einer guten philosophischen Bildung war er philosophischer Betrachtungsweise doch grundsätzlich abgeneigt. Er glaubte mit dem Handwerkszeug des Philologen überall durchkommen zu können und er hat darauf die größte Sorgfalt verwendet. Aber indem er auch aus Grammatik und Poetik die Psychologie fernhielt, gab er doch zuweilen Wege der Erkenntniß und Gesichtspunkte preis, für die der Philologe keinen Ersatz zu bieten vermag.

Scherer's Persönlichkeit richtig zu würdigen ist nur befähigt, wer ihn nahe genug kennt, um die völlige Einheit des Gelehrten, des Schriftstellers und des Menschen zu erfassen. Seine Weltanschauung war der Determinismus: er gab ihm den Glauben an den engen, ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen und damit den Muth, sie auf empirischem Wege begreifen zu wollen. In früher Jugend hat er sich das höchste Ziel gesteckt, mit unerhörter, in keinem Augenblick nachlassender Anspannung seiner geistigen Kräfte hat er danach gerungen. So mochte er zwar nicht das mühselige Ansammeln wohlgesichteten Materials, wohl aber diejenigen gering achten, die darin den Triumph der Wissenschaft erblickten. Von dieser Seite aber kamen gleich beim Beginn seiner öffentlichen Laufbahn Kränkungen und Chicanen, und er lernte zeitig genug erkennen, daß „wahrhaft gut und menschlich nur die Beschäftigung mit großen wissenschaftlichen Interessen erhält“. Er war eine starke Individualität, sich seines Strebens und seiner Kräfte wohlbewußt, aber sein ganzes Leben hindurch hat er sich dagegen wehren müssen, mit der Philisterelle gemessen zu werden, und es war sein schmerzlichster Kummer, daß auch Müllenhoff ihm nicht voll gerecht wurde.

Das Kleinliche und Banausische war ihm zuwider, wo immer er es antraf,

freudige Werthschätzung schlichter Tüchtigkeit, bewundernde Hingabe an bedeutende, große und gute Menschen war ihm Natur und Herzensbedürfniß. Neben einem starken Selbstbewußtsein fand doch die Eitelkeit keinen Platz. Seinen lebendigen, oft unruhigen Stil haben manche manierirt gefunden, und es ist allerdings Thatsache, daß er ihn sich bewußt angeeignet hat in der Schule von Macaulay und Emerson, nicht ohne das directe Vorbild Herman Grimm's: aber er hat sich diesen Stil eben angepaßt, weil er seinem eigensten Wesen entsprach, dieser nervösen Unruhe, die doch immer auf das wesentliche hindrängt, nie beim nebensächlichen verweilt, nie zerstreut ist und nie zerstreuend wirkt. Aehnlich wie S. schrieb war sein Vortrag auf dem Katheder, wo er meist von einem ausgearbeiteten Heft hinweg sprach: in kurzen Sätzen, lebendig und mit innerem Anteil, oft mit Wärme, niemals pathetisch. Man wurde beständig in Athem erhalten, und wenn gelegentlich die Sicherheit des Ausdrucks über eine Schwierigkeit hinwegteuschen konnte, so traten gleich darauf andeutende Ausblicke und scharf formulirte Fragen an den Zuhörer heran.

Alles manierirte Wesen war ihm fremd und unsympathisch, und sein heftiges Widerstreben gegen die Kunstrichtung Richard Wagner's wie gegen gewisse Erscheinungen des modernen Realismus waren in dieser Abneigung begründet. Der künstlichen Erneuerung des deutschen Alterthums, allen chauvinistischen Spielereien und Strebereien trat er mit Jacob Grimm's Entschiedenheit entgegen. Wohl war er von der Herrlichkeit germanischer und altdeutscher Poesie begeistert, und er las Stücke wie das Hildebrandslied und den Schluß des Beowulf nie ohne innere Erregung, aber der heilige Schauer der Ehrfurcht überkam ihn nicht und die — wahrhaftige — Trauer seines Lehrers Müllenhoff um den Untergang des germanischen Geistes blieb ihm fremd. Nie hat er künstlich in sich eine Stimmung erzeugt oder nach außen affectirt, die andere wohl wie ein germanistisches Priestermäntelchen umwarfen, wenn sie im Heiligtum der deutschen Vorzeit walteten. Er freute sich der Errungenschaften der modernen Cultur und würde für den Preis der Erhaltung unserer alten Heldenlieder niemals den Faust oder die Lyrik Goethe's hingegeben haben. So steht er auch als ein durch und durch moderner Mensch, dem das deutsche Alterthum nur als nothwendiger Hintergrund und im festen Zusammenhange mit der geistigen Fortentwickelung der Nation hingebender Arbeit werth schien, im Eingang einer neuen Zeit.

Als Vorläufer einer Gesammtausgabe der „Kleinen Schriften“ hat K. Burdach „Wilhelm Scherer's Schriften“ mit mustergiltiger Sorgfalt verzeichnet, viele anonyme kleinere Arbeiten erst ermittelt (als Manuscript gedruckt. Berlin, Weidmann 1890). — Die zahlreichen Nekrologe zählt Erich Schmidt im Eingang seines Nachrufs, Goethe-Jahrbuch Bd. IX, 259 ff. auf. Vgl. besonders: J. Baechtold, Allgem. Zeitung (Augsburg) 1886, 3. Sept. — F. Bechtel, Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen XIII, 163 ff. — O. Brahm, Frankfurter Zeitung 1886, 16., 17. Sept. — K. Burdach, Nationalzeitung 1886, 3., 6., 9. Nov. — W. Dilthey, Deutsche Rundschau XIII (1886), 1, 132 ff. — H. Grimm, Deutsche Litteraturzeitung 1887, No. 3. — R. Heinzel, Zeitschr. f. d. östr. Gymn. 1886, H. 11. — J. Hoffory, Westermann's Monatshefte LXII (1887), S. 646 ff. — E. Martin, Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 3, 217 ff. — P. Schlenther, Vossische Zeitung 1887, 23., 30. Jan. — A. Schönbach, Deutsche Zeitung (Wien), 1887, 14. April. — H. Speidel, Neue Freie Presse (Wien) 1887, 4. Sept. — Selbständig erschienen sind: A. Horawitz, W. Scherer. Ein Blatt der Erinnerung. Wien 1886. — Joh. Schmidt, Gedächtnißrede auf W. Scherer (gelesen in der Berliner Akademie am 30. Juni 1887), (Berlin 1887). — V. Basch, Wilhelm Scherer et la philologie allemande (Paris, Nancy 1889). Edw. Schröder.

Scherer: Johann Joseph v. S. wurde in Aschaffenburg am 14. März 1814 geboren. Sein Vater war Lehrer an einer der dortigen katholischen Schulen. Nachdem der junge S. das Gymnasium und das Lyceum seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, widmete er sich in Würzburg dem Studium der Medicin und daneben mit Vorliebe den anderen Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, Geologie und Mineralogie. Am 23. Juni 1836 wurde S. zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt, worauf er zwei Jahre im Badeort Wipfeld in Unterfranken prakticirte. Hier lernte ihn der Naturforscher Ernst v. Bibra auf Schwebheim kennen, der ihn veranlaßte, die praktische Medicin zu verlassen und sich ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen. Das Jahr 1839 verbrachte S. in München unter Nepomuk v. Fuchs, Franz v. Kobell und Vogel sen. vorzugsweise mit anorganischer Chemie beschäftigt. Um sich in der organischen Chemie auszubilden, wendete sich S. Ostern 1840, von der bairischen Staatsregierung auf die liberalste Weise unterstützt, nach Gießen und wurde bald ein Lieblingsschüler des berühmten Darmstädters Justus Liebig, zu dem damals junge Forscher aus allen Culturländern der Welt strömten.

S. widmete sich unter Liebig's Leitung der Thierchemie und bildete sich zu einem der tüchtigsten Mitarbeiter des großen Meisters auf diesem noch fast ganz unbekannten Gebiet aus. Er beschäftigte sich in Gießen unter Liebig's Leitung mit Untersuchungen über Blut- und Proteïnkörper. Nach Vollendung seiner Studien kam S. als Lehrer der Naturwissenschaften an die königliche Gewerbeschule in Würzburg, wo er sich trotz der allerbescheidensten Mittel emsig mit chemischen Forschungen beschäftigte. Im Auftrage der großherzoglich hessischen Regierung wurde ihm 1842 durch Professor Liebig die neu zu errichtende Professur der physiologischen Chemie an der Universität Gießen angetragen. Er lehnte den Ruf ab, da er an der medicinischen Facultät in Würzburg eine außerordentliche Professur erhielt, ebenso 1846 den Ruf nach Dorpat. 1847 wurde S. zum ordentlichen Professor der organischen Chemie in der medicinischen Facultät in Würzburg ernannt. Nach dem Ableben der Inhaber der Professuren der allgemeinen, anorganischen und pharmaceutischen Chemie in Würzburg wurden allmählich alle diese Fächer von S. vertreten, er übernahm die Leitung des neu errichteten chemischen Instituts und schließlich das Lehrfach der Hygiene. In strenger Pflichterfüllung suchte S. den Aufgaben seines immer mehr an Ausdehnung gewinnenden Lehrberufes gerecht zu werden, bis die Bürde seiner Aemter selbst für seine Schultern zu schwer wurde. Am 12. Februar 1869 starb S. an den Folgen eines Brustleidens, einer der ausgezeichnetsten Lehrer damaliger Zeit an der Würzburger Hochschule, ein Mann von kurzem bündigen Wesen, schlichter Ausdrucksweise und klarem Gedankengang, ein zuverlässiger, wohlwollender Charakter. S. war mit Franziska Klinger, der Tochter des Gerichtsarztes Dr. Klinger in Würzburg auf das glücklichste verheirathet. Der Ehe entstammten zwei Söhne und eine Tochter. An äußeren Ehren hat es S. nicht gefehlt, es sei hier nur hervorgehoben, daß S. 1866 vom damaligen Könige von Baiern das Ritterkreuz des mit dem persönlichen Adel verbundenen Ordens der bairischen Krone in gerechter Anerkennung seiner Verdienste erhielt.

Scherer's wissenschaftliche Arbeiten beziehen sich auf physiologische und pathologische Chemie, forensische, analytische und hygienische Untersuchungen. Außerdem gab S. 1859 den ersten Band eines unvollendet gebliebenen Lehrbuches der Chemie heraus, ein Werk, das unter vielen ähnlicher Tendenz einen ehrenvollen Rang einnahm. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind niedergelegt in Liebig's Annalen der Chemie und Pharmacie, in Simon's Beiträgen zur physiologischen und pathologischen Chemie, Haeser's Archiv, Henle und Pfeufer's

Zeitschrift, Kölliker's Zeitschrift für Anatomie, den Verhandlungen der Physikal.-Medin. Gesellschaft zu Würzburg und in dem von ihm gemeinschaftlich mit Rudolf Virchow und Eisenmann redigirten Cannstatt'schen Jahresberichte über die Fortschritte der Medicin in allen Ländern.

Vgl. Gedächtnißrede auf Johann Joseph von Scherer von Johannes Rudolf Wagner. Verhandlungen der Physikal.-Medicin. Gesellschaft in Würzburg. Neue Folge 2. Band. Sitzungsberichte S. XXXIII—XXXIX.

Anschütz.

Scher-Erz: Sigismund S., geboren am 6. September 1584 zu Annaberg, als Sohn eines Bergmanns, kam nach beendigten Studien in Leipzig und Wittenberg 1607 als Pfarrer nach Arnesfeld bei Annaberg, 1610 nach Schlackenwald in Böhmen, 1616 nach Karlsbad und 1619 als deutscher Prediger an die Dreifaltigkeitskirche in Prag. 1622 wurde er aber mit den wenigen anderen dort gebliebenen deutschen Pfarrern abgesetzt und über die Grenze geschafft, unter vielfachen Leiden, welche er selbst in seinem „Vale Pragense“ beschrieben hat. Noch im selben Jahre erhielt er zu Lüneburg eine Pfarre und 1623 auch die dortige Superintendentur. Auch hier hatte der schwergeprüfte Mann harte Nöthe zu bestehen; nicht nur durch die schweren Kriegsläufte und durch die Pest, welche ihm in einem Jahre sieben Kinder raubte, sondern auch durch die Schwarmgeistereien Felgenhauer's und seiner Anhänger (s. A. D. B. VIII, 278). Er starb am 31. December 1639. Von den gehaltvollen Kirchenliedern, deren meiste in seiner Erbauungsschrift „Fuga melancholiae“, 2 Thle. 1630, 1633 gedruckt sind, verbreiteten sich in den älteren Gesangbüchern „Es ist mir lieb und meine Freud“, „Mein Seel dich freu und lustig sei“, „Wem Gott ein fröhlich's Herz beschert“.

Wetzel, Hymnop. III. — Koch, Kirchenlied[3], III, 103.

v. L.

Scherffer: Wenzel S. v. Scherffenstein, Dichter, aus einem 1561 geadelten Geschlecht, das schon im 16. Jahrhundert einen Poeten Martin Kinner v. Scherffenstein hervorbrachte, wurde um 1603 zu Leobschütz geboren, widmete sich der Musik, erwarb eine ausgedehnte Belesenheit, war des Lateinischen und Polnischen mächtig, ging patriotisch und voll warmer Liebe zu seiner heimathlichen Mundart auf die sprachlichen und orthographischen Bestrebungen des Palmenordens ein, dem auch er angehörte, stand in Verbindung mit Logau, Colerus, Major, Harsdörffer, Brehme, schrieb eine Genealogie der Piasten und lebte nach mancherlei unserer näheren Kenntniß entzogenen Kriegsnöthen im Schutze des letzten Piastenzweigs, etwa seit 1630, als Organist der Schloßkirche und als treu ergebener, aber nicht bedientenhafter Hofdichter zu Brieg, wo er seine Verwandte Anna Arnold heirathete, die ihm außer kurzlebigen Zwillingen mehrere zu seiner Lust aufwachsende Kinder gebar. Sein „Opitziren“ verschaffte ihm die schon lang entwerthete Dichterkrönung. Langes Siechthum bedrückte sein Alter. Er starb am 27. August 1674.

Eine große Sammlung „Geistlicher und weltlicher Gedichte eilf Bücher“ ist in Brieg 1652 erschienen. Die Vorrede entwirft in langen trefflichen Perioden ein sehr lebendiges Gemälde kriegerischer Verwüstung. Er handelt über verschiedene orthographische Fragen, z. B. die Verwendung von kk bei „härterem Ausspruch“, mit historischem Rückblicke bis in Melanchthon's Zeit, huldigt der fruchtbringenden Gesellschaft, geht wie in seiner gesammten Poeterei als Verehrer „unserer Heroischen und in wahrheit mit der natur gleich redenden Spraache“ wacker für den Purismus und eine „Teutsche Reimkunst ohne eintzige fremde und angeflickte bunte lappen“ in's Zeug und verherrlicht in hergebrachter Weise gegenüber dem „ungeheuren Joch der allen Pritsch-Reimen“ hier und sonst Opitz

als eigentlichen „urheber der Hoch=Deutschen Dichterey“: „daß keiner unsrer Spraach ist mächtiger gewesen“ als dieser neue Maro, bleibt sein Credo, das eine Anerkennung Lobwasser's und Ernst Schwabe's von der Heide nicht ausschließt. Sogar das Echo bemüht er einmal, nach der spielerigen Weise der Zeit: „ô Teutscher Spraachen=Mann! ô Himmelskind! ô Plitz!“ — Echo „Opitz“. Ihm hat er gewidmet: „Poetische Thränen“ Brieg 1640 4° (Kgl. Bibliothek, Berlin) und einmal nach der Ausgabe von 1629 mit treufleißigen Randnoten ein langes Hochzeitscarmen „in lauter opitianischen halben und gantzen Reimen (Cento zu Latein genannt) gesetzet“. Aber die große Masse seiner gehobenen Gelegenheitsgedichte auf Geburten, Hochzeiten und Sterbefälle ist handwerksmäßig gereimt, breit, geschwätzig, wo nicht mitten in schablonenhafter Naturschilderung doch die gesunde Einfachheit des Mannes durchlugt und sein Realismus mit einer frischen Dorfscene die Bande sprengt. Er, der die deutsche Sprache nicht „unedel und tölpisch“ schelten lassen will, macht trotzdem den dichterischen Herold einer dreibeinigen Bache, eines von einem Schwein angefressenen Kindes. Er wetteifert mit den Pegnitzern in Onomatopoiien und Worthäufung; der Cantor veranstaltet ein Froschconcert und läßt die liebe Nachtigall „ihr Kybbutz, ihr darit, kitzeách, ihr zir zir, merikód“ singen. Aber aus wackerer Freude am Beruf heraus ist „der Music Lob“ gedichtet (Buch 11); S. 750 f. zeigt er auch eine genaue Kenntniß der neueren Meister. Seine Begabung liegt im Derben, heiter Realistischen. Ihm ist wohler, wenn er die antike Götterwelt, Saturns „Kindel=fraaß“ etwa, ohne steifen Pomp lachend herbeiholen und, leider nicht ohne in ermüdende Breite oder in's Läppische zu fallen, zur Hochzeit des edlen M. Apelles von Löwenstern die Olympier halbparodistisch gratuliren lassen kann. Er weiß trotz seinen Schäfermaskeraden, wie es Bauern zu Muthe ist, und läßt sie im unverfälschten Dialekte sprechen, greift auch in die österreichische Mundart hinüber. S. 420 ff. „Martis Teutsche Ordonnantz vermischt mit gewöhnlicher Feld= oder Rotwälschen Sprache“. Er spielt auf volksthümliche Lieder an (S. 593, 607). Er setzt ein Gedicht aus lauter Sprichwörtern zusammen und bringt in seinen z. Th. dem unvermeidlichen Owen nachgeahmten Epigrammen, denen freilich der lyrische Hauch vieler Logauscher abgeht, manche schlagende Wirkung hervor. Der Dichter der Grabschriften sammelt auch seltsame Epitaphia (S. 715 f.). Er schätzt Reineke Fuchs und Froschmäuseler, rühmt Philander's Gesichte, kennt B. Waldis' Bearbeitung des Theuerdank und weiß ihr sprachliches Verdienst Pfinzing gegenüber zu würdigen. Wie der einsame ältere Lyriker Th. Höck liefert er deutschthümelnd, auf Grund des Tacitus u. a., zu Ehren einstiger Sittenreinheit und Schlichtheit, die sich mit Holzäpfeln und Schlickermilch begnügte, „Ein Gedichte von der Alten Teutschen Ankunft, Leben, Stärke, Sitten und Gottesdienst“ (Buch 5), voll etymologischer und genealogischer Schrullen, doch aus ehrenfester Begeisterung. Von dem Schwall öder Nachdichtungen in jenem alexandrinischen Zeitalter heben sich seine Uebertragungen munterer Scherzreime des Polen Jan Kochanowsky erfreulich ab. Der Feind des verkünstelten undeutschen Mummenschanzes der Mode holt ein Hauptwerk des 16. Jahrhunderts, „des Dedekindi altes Sittenbuch Grobianus genannt“, hervor, das ihm doch noch besser lag als die berühmten und so einflußreichen Pia desideria des holländischen Jesuiten Hugo (Buch 4, Vorw. S. 172 ff.). „Der Grobianer und die Grobianin Das ist Drey Bücher Von Einfalt der Sitten: zu gefallen Allen denen die grobheit lieb haben, vor vielen Jahren in Lateinischen Versen beschrieben Durch Fridericum Dedekindum. An jetzo aber der Teutschen Poeterey vernünfftigen Liebhabern in Alexandrinische Reime nach anweisung H. Opitij gegebenen reguln genaw vnd vleissig gebracht, an vielen orten vermehret, vnd mit einem zu ende beygefügten auszführlichen Register heraus gegeben“

Brieg 1640 (Titelauflage 1654, neugedruckt 1708 als „Der unhöffliche Mrs. Klotz", s. o. Scherer's Artikel „Dedekind" V 14, Milchsack's Hallenser Neudruck des Scheidt S. XXX f., Drechsler S. 36 ff., besonders Hauffen, C. Scheidt, Quellen und Forschungen LXVI, 1889, S. 83 ff.). S. verdeutscht im neuen streng gebildeten Versmaß den erweiterten Dedekind (von 1552), ohne eine Berührung mit Scheidt oder Hellbach, mit eigenen und entlehnten Einschüben, zeitgemäßen Ausfällen gegen Mode, Sprachverderber, Tabacktrinker, sittengeschichtlich lehrreich, das Original oft mildernd, aber wiederum das Grobianische im Alexandriner stillos aufnehmend, durchweg verbreiternd, so daß der „Teutschen Muttersprache Weitschweiffung" die 4600 Hexameter der Vorlage auf 8400 Alexandriner gebracht hat. — S. ist da genießbar und erfreulich, wo er nicht „opitziret", sondern sein eigen Gesicht, die frischen Züge eines populären Schlesiers zeigt. Er hat Individualität, was wenigen seiner reimenden Zeitgenossen nachgesagt werden kann.

Eine Breslauer Dissertation von Paul Drechsler, 1886, ist besonders genealogisch und bibliographisch werthvoll.

Erich Schmidt.

Scherk: Heinrich Ferdinand S., Mathematiker und Astronom. Er war geboren am 27. October 1798 in der Stadt Posen, wo sein Vater Werkmeister war. Im Alter von 11 Jahren wurde er nach Breslau gesandt, wo er erst die Elementarschule und darauf das Magdalenen-Gymnasium und von 1818 an die Universität besuchte. Zunächst studierte er Philologie, Philosophie und Geschichte. Seine Lehrer waren die Professoren Passow, v. Raumer, H. Steffens, Wachler. Dann widmete er sich aber ganz der Mathematik und Astronomie, wozu er schon auf dem Gymnasium durch seinen Lehrer Reich angeregt, jetzt durch den Professor Brandis bestimmt wurde. Zu seinem Unterhalt mußte er nebenbei viel Privatunterricht ertheilen. Nach 3 Semestern wurde ihm ein Stipendium zu Theil und darauf ging er nach Königsberg, um Bessel zu hören, für den er eine unbegrenzte Verehrung stets bewahrt hat. Auf Bessel's Veranlassung führte er mehrere astronomische Arbeiten aus, wovon schon Bode's berliner astronomisches Jahrbuch für 1824 und Schumacher's astronomische Nachrichten von demselben Jahr, Proben liefern, die auf Bessel's Empfehlung gedruckt wurden. Auf Bessel's Empfehlung wurde ihm auch das Breslauer Stipendium verlängert und nach zweijährigem Aufenthalt in Königsberg ging er nun auf die Universität Göttingen, um den Unterricht von Gauß zu genießen. Dieser nahm sich auch seiner freundlich an, war aber in der Zeit zur Gradmessung vielfach abwesend. S. begab sich dann nach Berlin, wo er am 27. August 1823 zum Dr. phil. promovirte. Seine Diss. inaug. ist gedruckt Regiomonti 1824 und seinem verehrten Lehrer Prof. Brandis dedicirt. Unter den zu vertheidigenden Thesen lautet No. 3: „Nulla evidentia, nisi mathematica". Hierauf habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Königsberg. Hier veröffentlichte er: „Mathematische Abhandlungen" 1825. Es sind deren vier. Obwohl zunächst für Fachmänner bestimmt, bemüht der Verfasser sich doch, in der Entwickelung der Formen so deutlich zu sein, daß sie auch von weniger Geübten verstanden werden können. Infolge dieser Schrift wurde S. nun 1826, insbesondere auf Bessel's Empfehlung, prof. extraord. an der Universität Halle. Er lieferte in dieser Zeit mehrere wichtige Beiträge zu dem von Crelle herausgegebenen Journal für die reine und angewandte Mathematik. Auch wurde von der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig seine Beantwortung ihrer für 1831 aufgestellten Preisfrage mit dem Preise gekrönt. Dieselbe ist gedruckt: „De proprietatibus superfici, quae hac continetur aequatione $(1 + q^2)\, r - 2\, pqs + (1 + p^2)\, t + = o$ disquisitiones analyticae. Lips. 1832. — In diesem Jahre wurde er zum ordentlichen

Professor ernannt. Für Crelle's Journal lieferte er in der Zeit: „Bemerkungen über die Bildung der Primzahlen aus einander“ und „Allgemeine Entwickelung der ganzen Potenzen des Bogens in Reihen, die nach den aufsteigenden Potenzen des Sinus fortschreiten“ und verschiedene Artikel für die große Ersch-Gruber'sche Encyclopädie. 1833 folgte S. der an ihn ergangenen Berufung an die Universität in Kiel als Nachfolger des verstorbenen Professors Reimer. Hier hat er eine 19jährige reiche Wirksamkeit geübt. Seine akademischen Vorlesungen wurden gern gehört und insbesondere die populären Vorträge, vorzugsweise in der Harmonie gehalten, zogen die Zuhörer stark an. Im Nebenamt fungirte er zugleich als Quästor und Aedil der Universität. Dreimal ist er zum Rector magnificus erwählt worden, sowie zu Deputationen nach Kopenhagen zur Reformationsfeier 1836, zur Krönung des Königs 1840, zum Universitätsjubiläum in Königsberg 1844. Im J. 1840 wurde er Ritter vom Danebrog und 1846 erhielt er den Charakter eines königlichen Etatsraths. Als der Verein deutscher Naturforscher seine Versammlung 1846 in Kiel abhielt, hielt S. in derselben eine Gedächtnißrede auf den in diesem Jahr verstorbenen Professor Bessel, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und in der Section gab er Beiträge über zwei Verallgemeinerungen des Wilson'schen Lehrsatzes und über eine neue Methode die Anzahl der Zerfällungen einer Zahl in ihre Summanden zu berechnen. Gedruckt in dem von ihm und Professor Michaelis herausgegebenen amtlichen Bericht über die 24. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte 1847, S. 31, S. 204 und S. 214. — Für die Kieler Spar- und Leihkasse berechnete er Zinstabellen 1838. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein 1848 betheiligte sich S. als deutscher Patriot, namentlich war er für die Beschaffung einer deutschen Flotte thätig und für die erste deutsche Seekadettenschule, die er in Kiel organisirte, zu deren Direction er gehörte und in der er den mathematischen Unterricht übernahm. Nach dem Siege der Dänen ward er daher mit 7 Collegen von der königl. Regierung aus dem Amte entlassen. Er privatisirte nun zunächst eine Zeitlang in Dresden und unterrichtete in dem Blochmann'schen Institut daselbst. 1854 wurde er darauf Vorsteher der höheren Gewerbeschule in Bremen, 1863 Lehrer an der Hauptschule daselbst. Am 17. August 1873 feierte er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Nachdem er endlich, wegen eines Augenleidens, hatte in den Ruhestand treten müssen, starb er am 4. October 1885 in dem hohen Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin genannten Schriften führen wir noch an: „Bemerkungen über die kleinste Fläche innerhalb gegebener Grenzen“. 1835. „Ueber die Theilbarkeit der Combinationssummen aus den natürlichen Zahlen durch Primzahlen“. 1864. In den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen, 1868: Der Begleiter des Sirius. 1880: W. Olbers. 1884: Partielle Differentialgleichungen der Flächen des zweiten Grades.

Dr. Mayer, H. F. Scherk, Gedächtnißschrift in Kieler Univ. Schriften 1886 u. separat. — Poggendorff's lit.-biogr. Handwörterbuch II, 791. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 325, Forts. II, 212.

Carstens.

Scherlitz: Joh. Valentin S., starb als Kammermusikus und Hoforganist des Herzogs Ernst Friedrich in Gotha 1793. Er war geboren in Gossel im Gothaischen und hatte das Glück, schon in früher Jugend in dem vortrefflichen, s. Z. hochangesehenen Joh. Pet. Kellner, Cantor und Organist zu Gräfenrode in Thüringen (s. A. D. B. XV, 590) einen strengen und sehr tüchtigen Lehrer zu finden. Dieser J. P. Kellner galt als einer der gewandtesten Fugisten dieser an derartigen Künstlern nicht armen Periode. Zu einem sehr braven Fugenspieler bildete er auch den jungen S. heran. Derselbe erhielt schon im 19. Jahre eine

Schulmeister- und Organistenstelle im Hessischen, trat dann in die Dienste eines zu jener Zeit in Ohrdruf residirenden Fürsten von Hohenlohe, eines großen Musikfreundes, der ihn zunächst zum Director seines Hautboistenchors ernannte, dann aber, da er auch große Befähigung zum Geigenspiele bethätigte, beim Capellmeister Georg Benda in Gotha im Clavier- und Violinspiele auf seine Kosten weiter ausbilden ließ. Der talentvolle Schüler machte so bedeutende Fortschritte, daß ihn der Herzog als Geiger in seine Hofcapelle aufnahm. In der Folge erhielt er dann auch noch die Anstellung als Hoforganist. Man rühmte sehr seine Brauchbarkeit und Geschicklichkeit im Violin- und Clavierspiele, beides in der soliden Schule Benda's erworben. Auch als gründlicher Componist zeichnete er sich aus, doch blieben seine Werke ungedruckt. Er schrieb u. a. mehrere Kirchencantaten, ein Streichquartett, einige Violintrios und Claviersonaten und VI Trio über Choralthemen für Orgel.

Schletterer.

Schermer: Franz Joseph S., deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts, geboren 1804 zu Herlheim in Unterfranken, studirte zu Würzburg Theologie und Philologie, wirkte später als Kaplan an verschiedenen Orten, trieb nebenbei Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie, ward Doctor der Theologie, 1836 Bibliothekar des Prinzen Fernando, Gemahls der Königin Maria da Gloria von Portugal, später Pfarrer in Karlburg bei Würzburg, wo er am 16. Juli 1881 starb. Außer verschiedenen Uebersetzungen aus dem Portugiesischen, Italienischen und Spanischen veröffentlichte er Gedichte (1835).

Brümmer, Dichterlexikon. Brb.

Schernbergk: Dietrich (Theodoricus) S., deutscher Dramatiker des 15. Jahrhunderts, war Cleriker und Notar in der Reichsstadt Mühlhausen i. Th., aus deren Nachbarflecken Schernberg seine Familie stammen mag; er hat bis ins erste Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hinein gelebt. Im J. 1480 brachte er sein „Spiel von Frau Jutten" zur Aufführung, eine Dramatisierung der Sage von der Päpstin Johanna mit Anlehnung an das Theophilusdrama. Die Jungfrau Jutta aus England, die, von den Teufeln zur Ehrsucht angestachelt, Männerkleider angelegt hat, ist in rascher Laufbahn bis zum päpstlichen Stuhl emporgestiegen, als durch den Teufel Unversün, den sie austreiben muß, ihr wahres Geschlecht und zugleich ihr schwangerer Zustand verrathen wird. Der fürbittenden Maria sagt der Heiland zu, daß Jutta der ewigen Verdammniß entzogen werden soll, wenn sie vor der Welt die Schande auf sich lädt. Jutta unterzieht sich der schwersten Schmach des Weibes und stirbt in der Geburt: allem Volke wird ihre Schande offenbar, die Teufel führen ihre Seele zur Hölle. Auf erneute Fürbitten Maria's und des hl. Nicolaus holt sie der von Christus gesandte Erzengel Michael aus der Gewalt der widerstrebenden Teufel in den Himmel empor und der Heiland empfängt sie als seine „liebste Tochter". Preis und Dank der geretteten Seele schließen das Stück, das trotz seiner formelhaften und wenig gewandten Sprache technisch und inhaltlich den Höhepunkt des mittelalterlichen Dramas darstellt und mit seinem versöhnenden Ausgang im deutlichen Gegensatz steht zu der hoffnungslosen Strenge des anderthalb Jahrhundert älteren, gleichfalls thüringischen Spiels von den zehn Jungfrauen.

Daß der Dichter in einer bestimmten localen Tradition steht, beweisen einige Anklänge an das Gothaer Fragment von der Zerstörung Jerusalems und deutliche Anleihen bei dem Spiel von der hl. Katharina, das mit jenem Eisenacher Mysterium zusammen eben in einer Mühlhäuser Handschrift erhalten ist. Die Teufelsscenen zeigen nahe Berührungen mit den Osterspielen, besonders dem Redentiner, auch mit dem Hessischen Weihnachtsspiel (hrsg. v. Piderit), das in dieser Hinsicht sich den Osterspielen anreiht.

Der Freimuth, mit welchem Lucifers Herrschaft auch über den päpstlichen Stuhl ausgedehnt wird, macht es verständlich, daß der erste Mühlhäuser evangelische Prediger Hier. Tilesius, ein wüthender Antipapist, das Stück im J. 1565 zum Druck beförderte (Eisleben, bei Andreas Petri) wie eine Streitschrift. Es ist so gut wie sicher, daß er das seitdem verschollene Originalmanuscript direct in die Presse gab; Goedeke's Angabe, er habe das Stück „ungehörig interpoliert" ist irrig, wie eine demnächst erscheinende Umschrift des Ganzen in die ursprüngliche Sprachform zeigen wird.

Exemplare der Ausgabe des Tilesius liegen auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und Dresden. Einen Abdruck davon (ohne die Beigaben des Herausgebers) lieferte Gottsched im nöthigen Vorrath 2, 81—138, danach wiederholt bei Keller, Fastnachtspiele 2, 900—955. — Vgl. auch Goedeke, Grundriß I^2, 321 f. — Eine Marburger Dissertation wird aus dem Mühlhäuser Stadtarchiv auch einiges über den Verfasser bringen können.

Edward Schröder.

Scherr: Gregorius v. S., Erzbischof von München-Freising, wurde geboren am 22. Juni 1804 im Städtchen Neunburg vorm Wald, einige Stunden östlich von Schwandorf, in der bairischen Oberpfalz, als der Sohn eines wohlhabenden Gastwirths. In der Taufe erhielt er den Namen Leonhard. Seine Kindheit fiel in die erregten Zeiten der napoleonischen Kriege und noch in späteren Jahren erzählte er von den kriegerischen Scenen, deren Zeuge er als Kind gewesen. Mit 4 Jahren entriß ihn die muthige Entschlossenheit einer treuen Magd dem sicheren Tode in den hochgehenden Wellen des heimathlichen Flusses, der Schwarzach. Der geistig begabte Knabe wurde von seinen Eltern in die Lateinschule nach Amberg geschickt, um daselbst seine Studienlaufbahn zu beginnen. Später folgte er einem verwandten Professor an das Gymnasium nach Regensburg, dann nach Passau, wo er die Maturitas erhielt, worauf er im Herbst 1825 die Universität Landshut bezog. Als Student huldigte S. heiterer, gesunder Fröhlichkeit, was ihn aber nicht hinderte, sich dem Studium der Theologie zuzuwenden; doch folgte er der Universität nicht nach Baierns Landeshauptstadt, wohin sie 1826 verlegt wurde, sondern begab sich an das Lyceum nach Regensburg, wo er das Glück hatte unter Wittmann's tüchtiger Leitung zum künftigen Priester herangebildet zu werden. Am 4. August 1829 erhielt er die Priesterweihe und trat dann Mitte September dieses Jahres als Cooperator der Pfarrei Rimbach im bairischen Wald in die Seelsorge ein. In der Abgeschlossenheit dieses ersten Seelsorgspostens erwachte in dem jungen Priester die Sehnsucht nach klösterlicher Zurückgezogenheit, und als König Ludwig I. von Baiern das 1803 aufgehobene Benedictinerstift Metten 1830 restituirte, trat Leonhard S. 1832 als Novize daselbst ein und legte mit dem Namen Gregorius am 29. December 1833 die Ordensprofeß ab. Hier wartete seiner eine umfassende Thätigkeit; zum Klosterpfarrer bestellt, hatte er die ziemlich anstrengende Pastoration zu besorgen. In Bälde wurde er nach Scheyern gesandt, um auch hier das neu erstehende Benedictinerstift einzurichten. Zurückgekehrt wurde er von seinen Mitbrüdern im October 1838 zum Prior erwählt und schon im Mai 1840 von König Ludwig I., der dem neu aufblühenden Kloster Metten großes Interesse schenkte, zu Regensburg persönlich zum ersten Abt ernannt. Auf königlichen Wunsch übernahm der neue Abt für sein Kloster die Leitung des Ludwigsgymnasiums, sowie des holländischen Erziehungsinstituts in München. 1842 mußte er in königlichem Auftrag das Kloster Weltenburg an der Donau einrichten und bald darauf die Verwaltung des von Ludwig I. erworbenen Klostergutes Andechs übernehmen, das später an das Kloster St. Bonifaz in München überging. Auch die Einrichtung und Besetzung letzteren Klosters wurde

von König Ludwig I. 1854 dem Abt Gregor von Metten übertragen. Unterdessen hatte sich Metten selbst unter seinem ersten Abt zu herrlicher Blüthe entfaltet. Mit dem Kloster waren nach und nach 3 Unterrichtsanstalten verbunden worden: ein vollständiges Gymnasium, ein Erziehungshaus für Söhne aus höheren Ständen und ein bischöfliches Seminar, die zusammen im Jahre 1853 über 300 Zöglinge zählten. 1855 lernte König Max II. den Abt von Metten anläßlich einer Audienz näher kennen und als im Juli jenes Jahres das Bisthum Augsburg erledigt wurde, ließ der König durch seinen Secretär, v. Pfistermeister, einen Landsmann und Freund des Abtes Gregorius, diesem den Stuhl des hl. Ulrich antragen. S. wies diese Würde mit aller Entschiedenheit zurück, aber ebenso entschieden bestand der König auf seiner Forderung, daß er den Stuhl des hl. Corbinian besteige, als derselbe 1856 durch Beförderung des Erzbischofs Reisach zum Cardinal erledigt worden war. Am 12. Juli 1856 verließ der Abt sein geliebtes Metten, die Stätte einer 24jährigen reichgesegneten Wirksamkeit, am 3. August wurde er durch den Nuntius de Luca in der Basilika in München zum Bischof consecrirt und hielt am 28. August jenes Jahres seinen feierlichen Einzug in die Kathedrale daselbst. Der neue Erzbischof schien zu ahnen, wie sturmbewegt sein Pontificat werden sollte. Mit schwerem Herzen, aber doch voll Vertrauen und Kraft ergriff er den Hirtenstab. Wie er seine Kathedrale sofort einer gründlichen Restauration unterzog (1858—1868), so widmete er auch dem religiös-sittlichen Zustand der Erzdiöcese seine volle Aufmerksamkeit. Mit Hülfe des Corbinianvereins, den er 1859 ins Leben rief, errichtete er die Knabenseminare Freising und Scheyern, sowie 1867 ein Chorknabeninstitut zu St. Johann in München, das indeß nach seinem Tode bald wieder einging. Eine Hauptsorge war dem Erzbischof, einen tüchtigen Clerus zu haben; um mit diesem in stetem Contact zu bleiben, gründete er 1860 ein wöchentlich erscheinendes Pastoralblatt, führte das nutzbringende Institut der Pastoralconferenzen, sowie der canonischen Pfarrvisitationen ein, ließ jährlich Priesterexercitien abhalten, denen er regelmäßig selbst anwohnte und ging bei Besetzung kirchlicher Stellen, namentlich wichtiger, mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke. In erster Linie lag dem Erzbischof sichtlich die ascetische Durchbildung seines Clerus am Herzen, daß er aber dabei die scientifische Aus- und Weiterbildung hintangesetzt hätte nach dem Grundsatz: „wir brauchen keine gelehrten, sondern nur fromme Priester“, läßt sich bei einem so scharfblickenden Geiste wie S. doch kaum annehmen. Gerade er mußte besser als ein anderer wissen, daß Gebet und Wissenschaft die beiden Leitsterne eines tüchtigen Clerus bilden müssen, von denen jeder für sich allein auf Ab- und Irrwege führen muß, denn: „Wissen ist des Glaubens Stern, Andacht alles Wissens Kern“. Daß übrigens Erzbischof S. die Worte bei Oseas IV. 6 wohl beherzigte, zeigt zur Genüge das erste Pastoralschreiben an den Clerus seiner Diöcese, worin er diesen ermahnte zur Pflege der Wissenschaft, hl. Wandels und hl. Gebetes. Zur Hebung des religiös-sittlichen Zustandes des Volkes ließ der Erzbischof vielfach Volksmissionen abhalten und gründete zu diesem Zweck 1858 zu Gars am Inn ein Missionshaus der Redemptoristen, das infolge der Maigesetze von 1872 wieder einging. Das wichtigste und für ihn folgenschwerste Ereigniß seines Pontificates war das vaticanische Concil von 1870 mit seiner Definition von der päpstlichen Infallibilität. Erzbischof S. war am 22. November 1869 nach Rom gereist und hatte sich mit der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Bischöfe auf Seite der Opposition gestellt, auf der er auch bis zur Definition beharrte. Gewiß zeugt es von dem Scharfblick des Metropoliten von München, wenn er in sicherer Voraussicht der schweren Kämpfe, welche die Declaration dieses Dogmas in dermaliger Zeitlage über die Kirche heraufbeschwören werde,

am 13. Juli 1870 mit 88 Bischöfen mit non placet stimmte und darauf am 15. Juli mit Darboy, Ketteler und Simor im Namen der Minorität Pius IX. die dringendste Bitte zu Füßen legte, von der Definition absehen zu wollen. Am 17. Juli unterzeichnete er noch die Erklärung der Minorität und reiste dann in seine Diöcese zurück, wo er am 19. Juli um Mitternacht ankam. Die Vorahnung des Erzbischofs sollte nur zu genau in Erfüllung gehen, es wartete seiner manch' bittere Erfahrung und manch' schwerer Kampf. Nach der Definition des Dogmas handelte S. nach dem Grundsatz: Roma locuta, res decisa und verlangte auch von seinen Diöcesanen sofortige Annahme der Concilsbeschlüsse, fand jedoch vielfach ernsten Widerstand. Er wurde als abtrünnig und wortbrüchig heftig angefeindet. Die gewaltige Erregung der Geister, wie sie namentlich in München selbst entstand, führte allmählich zur Organisirung des sog. Altkatholicismus; der „Massenabfall von der katholischen Kirche" jedoch, wie ihn Erzbischof S. in „namenlosem Schmerz" befürchtete, trat nicht ein, dagegen vermochte er die in das katholisch-kirchliche Leben zum Theil tief einschneidenden staatlichen Verordnungen, wie sie namentlich durch die sog. Maigesetze der siebziger Jahre erfolgten, nicht zu verhindern, so oft und so entschieden er auch hiegegen seine Stimme erhob sowohl in der baierischen Reichsrathskammer, deren Mitglied er als Erzbischof war, als auch in verschiedenen Hirtenschreiben, Denkschriften und Collectiverklärungen des deutschen Episcopats. All diese zum Theil recht aufregenden und aufreibenden Kämpfe und Wirren konnten nicht ohne Rückwirkung auf das körperliche Befinden des Erzbischofs bleiben. Der Zug froher Ungezwungenheit, der ihn stets durchs Leben begleitete, verschwand allmählich; im August 1877 begann er zu kränkeln und fühlte in kurzem die Nähe des Todes. Nachdem er sich ernstlich vorbereitet auf den Hintritt vor seinen ewigen Richter, verschied er am 24. October Abends gegen 7 Uhr.

Knöpfler.

Scherr: Ignaz Thomas S., namhafter Schulmann der Schweiz, geboren am 15. December 1801 zu Hohenrechberg in Württemberg, † am 10. März 1870 zu Zürich, war der Sohn eines Lehrers und widmete sich aus Neigung ebenfalls dem Lehrberuf und zwar seit 1818 vorzugsweise der Taubstummenbildung. Nach kurzer Wirksamkeit als Elementarlehrer wurde S. 1821 zu Gmünd als Taubstummen- und Blindenlehrer angestellt. In dieser Zeit trat er zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung auf dem Gebiete des Taubstummenunterrichts in persönliche Beziehung zu dem um die Hebung der Methode der Taubstummenbildung verdienten Regierungs- und Schulrath Johann Baptist Graser in Baireuth, wohin er eine Reise unternahm. 1825 erhielt S. einen Ruf nach Zürich, um als Director die Leitung des dortigen Blindeninstituts zu übernehmen; er gründete daselbst nun auch eine Taubstummenanstalt, die er mit dem Blindeninstitut verband; beide Anstalten zeigten unter seiner geschickten Führung bedeutende Erfolge. Neben dieser seiner praktischen Wirksamkeit als Leiter und Lehrer zweier umfänglicher Institute beschäftigte sich sein strebsamer Geist auch mit den allgemeinen Fragen der Pädagogik und mit der Reform der Volksschule. Einige Arbeiten auf diesem Gebiete, Lehrbücher und Lehrpläne, die er 1830 veröffentlichte, machten seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Schon im nächsten Jahre wurde er in den Erziehungsrath des Kantons gewählt, wo er sich in hervorragender Weise an dem Werke der Volksschulreform beteiligte; auch wurde ihm hierbei insbesondere die Ausarbeitung eines neuen Volksschulgesetzes übertragen. Scherr's reformatorische Thätigkeit gewann noch an Umfang und Einfluß, seitdem er 1832 zum Seminardirector in Küßnacht ernannt worden war. In dieser Stellung, die er bis 1839 bekleidete, leitete und reformirte er fast

unumschränkt und allein das ihm unterstellte Volksschulwesen; sein Hauptaugenmerk richtete er hiebei auf die Bildung des Lehrerstandes und auf die Hebung der materiellen und socialen Stellung desselben. Ein gegen Ende der dreißiger Jahre eintretender Umschwung in den politischen Verhältnissen und Anschauungen setzte Scherr's Ideen und deren Durchführung in Gegensatz zu den nunmehr ihn umgebenden, zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangten Kreise. Der sogenannte 1839 erfolgte Septemberputsch, veranlaßt durch die Berufung von David Fr. Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der Hochschule Zürich, gab der conservativen Partei die Handhabe zum Sturze der dortigen Regierung und zur Verdrängung der liberalen Elemente; auch S. erhielt infolge seiner radicalen Anschauungen, die er in dem von ihm redigirten „Pädagogischen Beobachter" bekundete, seine sofortige Entlassung aus seinem Amte. Nun zog sich S. nach Sonnenberg bei Winterthur zurück, wo er nachher eine kleine Erziehungsanstalt leitete, dann siedelte er 1843 einige Jahre auf sein Landgut zur oberen Hochstraße im Thurgau über. Hier war ihm wiederum von 1852 bis 1855 als Präsident des Erziehungsrathes im Thurgau Gelegenheit zu einer einflußreichen Thätigkeit im dortigen Unterrichtswesen gegeben, welche Stelle er aber dann infolge eingetretener Schwerhörigkeit bei seiner Wiederwahl ablehnen mußte. Inzwischen hatten sich in Zürich die Verhältnisse zu Gunsten einer freieren Richtung hinsichtlich der Verwaltung und des Unterrichtswesens geändert. Scherr's Gesinnungsgenossen gelangten wieder zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, was S. zur Rückkehr nach Zürich bestimmte; hier war es ihm nun noch vergönnt, an seinem lang unterbrochenen Werke weiter zu bauen und bis zu seinem Tode an der Verwirklichung seiner pädagogischen Ideen mit Erfolg zu arbeiten. S. war neben seiner praktischen Wirksamkeit als Schulmann auch litterarisch auf pädagogischem Felde thätig; abgesehen von seiner erwähnten Redaction des „Pädagogischen Beobachters" in Zürich sind von seinen Schriften zu erwähnen: „Elementarsprachbildungslehre", Zürich 1831; dann „Schweizerischer Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch für Haus und Schule", 1835, 2 Theile; eine 7. und 8. Auflage besorgte Keller, Zürich 1876, 1877. In dem Zeitraum von 1839—46 folgte das „Handbuch der Pädagogik", 3 Bde. 1840 veröffentlichte S. zur Beleuchtung der Züricher Verhältnisse und seiner Entlassung aus dem Amte die zu St. Gallen erschienene Schrift „Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale" u. s. w.; von 1857 an gab er noch sein „Pädagogisches Bilderbuch" heraus. Die eben angeführten Schriften umfassen jedoch nicht die ganze schriftstellerische Thätigkeit Scherr's; noch eine bedeutende Zahl kleinerer Arbeiten flossen aus seiner Feder, die über einzelne Fragen der Schulorganisation, verschiedene Unterrichtsfächer, besonders auch über die Bedeutung des Sprachunterrichts als grundlegendes Bildungsmittel sich verbreiten. Eine unermüdliche Thätigkeit als Lehrer, eine umsichtige geschäftige Gewandtheit als Vorstand der ihm unterstellten Anstalten, eine scharfe Auffassungs- und Beurtheilungsgabe bezüglich der ihn umgebenden Verhältnisse, ein klares Erkennen der vorliegenden Ziele sowie Muth und Ausdauer in der Durchführung der von ihm als richtig erkannten Principien zeichneten nach dem Urtheil nahestehender Kreise Scherr's Persönlichkeit aus. Erwähnt mag hier noch sein, daß er nicht gar lange nach seiner 1825 erfolgten Übersiedelung nach Zürich von der katholischen zur reformirten Kirche übertrat und hier sich der freisinnigen Richtung anschloß. S. war ein Bruder des bekannten Cultur- und Litteraturhistorikers Johannes S.

Vgl. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w. aus der Gegenwart. 2 Bände. — Bönninger, Der Schulreformator Thomas Scherr. Zürich 1871.

Binder.

Scherr: Johannes S., einer der gediegensten, vielseitigsten Kenner der Litteratur- und Kulturgeschichte und ein ebenso fruchtbarer als sprachgewandter und geistvoller Schriftsteller, dessen Leben und Wirken in gleichem Maße der Schweiz wie Deutschland angehört, ist geboren am 3. October 1817, als das zehnte Kind eines Schulmeisters zu Hohenrechberg, in der Nähe der alten schwäbischen Reichsstadt Gmünd. Der Vater war ein nicht unbegabter Mann, größeren Einfluß jedoch auf Geist und Gemüth des Knaben gewann die vortreffliche Mutter; der Sohn hat ihr Zeitlebens mit innigster Pietät und Liebe heimgezahlt. Nach ihrem Wunsch hätte S. Theologie studieren sollen! Das Schicksal — vielleicht in der Gestalt des älteren Bruders Thomas — hat es anders, wahrscheinlich besser gefügt. Der genannte Bruder nämlich, Lehrer an der Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich, schon damals als Pädagog weit bekannt, zog den jüngeren Johannes nach sich und scheint ihn, wenn schon Johannes ihn „den Beschützer seiner Jugend" nennt, streng gehalten zu haben. Scherr's Jugend war, wohl zu seinem Heile, nicht auf Rosen gebettet. Unbekannt ist, wann und wie lange er zu Ehingen (an der Donau) auf der Schule war, sicher aber, daß er dort Hunger und anderes zu leiden hatte. Von 1837—40 hielt er sich als Student in Tübingen auf und beschäftigte sich dort mit philologischen und geschichtlichen Studien. Für seine Anlage und Richtung war Tübingen der geeignete Ort, die freie Forschung — man denke an Baur und dessen Schüler, einen Schwegler, Strauß, Zeller, Vischer — dort in voller Blüthe. Von Bruder Thomas, der in Winterthur eine Privatanstalt gegründet hatte, eben dorthin als Lehrer für Litteratur und Geschichte berufen, wurde Johannes auch schriftstellerisch dessen Mitarbeiter an dem Buche „Gemeinfaßliche Geschichte der religiösen und politischen Ideen" (1840), welches Johannes später selbständig zu seiner 1855 erschienenen „Geschichte der Religionen" umgearbeitet und vertieft hat. Im J. 1843 zog er nach Stuttgart und gründete dort mit der schönen und geistreichen Susette Kübler, die er in der Schweiz kennen gelernt hatte, einen eigenen Hausstand. Aber bald kehrte auch die Sorge ein. Auch die junge Frau sah sich, um des lieben Brotes willen, genöthigt, zur Feder zu greifen; sie schrieb für die Hausfrauenwelt; mit welchem Erfolge, ist bekannt. Später hat sie ihrem Mann durch ihre Kenntniß der modernen Sprachen treffliche Dienste geleistet, besonders als er an seinem „Bildersaale der Weltlitteratur" und der „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" arbeitete. Die Ehe war eine überaus glückliche. Als Susette am 4. Februar 1873 starb, wollte dem starken Manne das Herz brechen. Damals hat er, zum ersten Mal wieder nach 24 langen Jahren, aber auch zum letzten Mal, den deutschen Boden betreten. Nicht minder glücklich war seine zweite, 1874 geschlossene Ehe, gleichfalls mit einer Schweizerin, Marie Lüthy. S. durfte von Herzen in das „hohe Lied vom Weibe" einstimmen.

In Stuttgart wirkten bald, neben den litterarischen, auch politische Impulse auf S. Er wurde, nachdem er in seiner Schrift: „Württemberg im Jahre 1843" der Regierung den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, zum Mitglied der Abgeordnetenkammer erwählt und hat als solches den politischen Reactionär D. F. Strauß aus der Kammer herausgedonnert. Im Winter 1849—1850 hielt er zündende Reden für Deutschlands Einheit und Größe; sein Auftreten in einer von ihm veranstalteten Volksversammlung in Reutlingen gab den directen Anlaß zu seiner Verfolgung. Mit genauer Noth entkam er über den Bodensee auf Schweizerboden. Der in contumaciam gefällte Urtheilsspruch lautete auf 15 Jahre Zuchthaus! S. siedelte sich wieder in Zürich an. Die Freiheitsnoth war zwar vorüber, aber die Finanznoth begann. Durch das Falliment zweier seiner Verleger kam er um sein sauer erschriebenes Vermögen! Familienrücksichten riefen

ihn nach Winterthur, und er lebte hier volle acht Jahre seinen litterarischen Arbeiten; Lasten und Kosten des Haushalts suchte er durch Aufnahme von Pensionären zu erleichtern. Im J. 1860 erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte und Litteratur an das Polytechnikum in Zürich, und jetzt nahmen die Tage seiner ökonomischen Wohlfahrt ihren Anfang. S. war schon 1849—52 durch Vorlesungen an der Hochschule daselbst vortheilhaft bekannt geworden; jetzt stieg sein Ruhm von Jahr zu Jahr, sein Productionsdrang steigerte sich, Buch um Buch floß aus seiner Feder, und sind sie auch nicht alle gleich gediegen — der Tadel der Langeweile klebt sicherlich keinem an. Die meisten haben wiederholte Auflagen erlebt.

Scherr's belletristische Thätigkeit ist von seiner wissenschaftlichen (so weit diese durch den Druck bekannt wurde, die mündliche, akademische hatte ihn bald zu einem der beliebtesten Docenten gemacht) nicht leicht zu scheiden, weil er es wie kein zweiter verstanden hat, seiner Darstellung die Würze des Unterhaltenden beizumischen. Vor keiner Aufgabe ist dieser universelle Geist zurückgeschreckt, und was er auch erfaßte, trägt sein Gepräge. Auch als Novellist hat er zeitweise Vorzügliches geleistet. In erster Linie ist hier zu nennen: „Rosi Zurflüh, eine Geschichte aus den Alpen" (1860) und der zeitgeschichtliche Roman „Michel" (1858. 2 Bde.); seine jugendlichen Dichterwerke „Laute und leise Lieder" und „Hans im Dampf" (ein unvollendetes komisches Epos) sind nur wenigen bekannt geworden. Den gelegentlich eingestreuten poetischen Versuchen fehlt es weder an Witz noch an Lauge, eher an Grazie und am leichten, melodischen Fluß.

Von Scherr's Privatleben ist nicht viel zu vermelden, besonders seit dem Tode seiner ersten Frau und dem seines intimen Freundes Pompejus Bolley (des bekannten Chemikers und Rectors des Polytechnikums). Der früher so fröhliche, unterhaltende Gesellschafter zog sich in die Stille seines Studirzimmers zurück, was auch um seinetwillen zu bedauern war, da es seiner hypochondrischen Anlage Nahrung gab. Sonst war S. eine robuste Natur. In den letzten Jahren jedoch erlitt seine durch regelmäßigste Lebensweise und alljährliche Erholungskuren (vorzugsweise in Ragaz) trotz angestrengtester Geistesarbeit kräftig gebliebene Gesundheit harte Stöße. Nach einem langjährigen, schmerzhaften Ohrenleiden stellte sich urplötzlich eine Rippenfellentzündung ein und brachte unsägliche Schmerzen. Mehr und mehr ward es zur Gewißheit, daß er sich nicht mehr, oder dann nur noch zu längerem Hinsiechen erheben werde. Es wurde der Kampf einer eisernen Natur gegen den unerbittlich nahenden Tod. Der Geist blieb trotz schwindender Körperkräfte licht und stark und behielt bis zum letzten Tage sein Interesse für alles, was auf der weiten Weltbühne und im eigenen engen Hause vorging. Am Vormittag des 21. November 1886, nachdem er sich eben noch ein wenig Toilette hatte machen lassen, machte ein Herzschlag seinem Leben und Leiden ein Ende. — Bei bedeutenden Männern erregt auch das Körperliche und Vergängliche unser Interesse, und so mag hier erwähnt sein, daß S. auf einem Auge völlig blind war (infolge eines Unfalls aus frühster Jugendzeit) und das Mechanische seiner großartigen Lebensaufgabe, Lesen und Schreiben, nur mit dem einen, gesunden Auge besorgen mußte.

Das Wesen eines Mannes wie Scherr hat, gerade weil er nicht auf der Straße des Herkömmlichen, sondern seine eigenen Wege gegangen ist, verschiedene Urtheile erfahren müssen. Auch für seine Bewunderer hält es schwer, zu entscheiden, wo eigentlich seine Hauptstärke liege, ob im Charakter, ob im Talent, ob im Wissen und Können. Aber S. ist auch vielfach angegriffen, ja verketzert worden; seine rücksichtslose, herbe Wahrheitsliebe hat ihm Feinde und Neider geschaffen, übrigens das Loos, aber auch das Zeichen überlegener Geister. Vor allem hat man an seiner Originalität gemäkelt und sie als „unecht" kennzeichnen wollen, als Maske,

womit der Schriftsteller gesucht habe zu imponiren! Wir aber möchten den Künstler kennen, dem es gelänge, eine solche Maske herzustellen; unsere höchste Bewunderung soll ihm nicht fehlen! Nein, die Kunst steht diesseits einer Grenze still, was darüber ist, gehört zum Bereich des Genies. Daß S. manchmal auch da originell ist und sein will, wo es weder nöthig, noch passend ist, soll darum nicht geleugnet werden. Er hat als Schriftsteller, dem alle Farben der Darstellung, alle Mittel der Stilkunst, alle Waffen der sprachlichen Rüstkammer zu Gebote standen, wie kaum einem, zu Gegenständen gegriffen, die lediglich durch die Virtuosität der formellen Behandlung zu etwelcher Bedeutung konnten erhoben werden, aber nach solchen buntfarbigen, bald verpuffenden Leuchtkugeln, die der Geist in müßigen Augenblicken, gleichsam mit sich selber tändelnd und spielend, aufsteigen läßt, darf ein Schriftsteller wie S. nicht beurtheilt werden; sie sind, wenn man will, höchstens Arabesken oder Grotesken am Monumentalbau. Solcher Monumente aber hat S. sich selber mehr als eines errichtet, wir nennen beispielsweise bloß zwei: sein Geschichtswerk über den „deutschen Krieg" (der Jahre 1870—1871) und seine Schillerbiographie, Werke von so tadelloser Formschönheit und innerer Gediegenheit, wie sie in deutscher Prosa noch selten geschaffen worden sind; er hat besonders im ersten Werke über den Ansturm seiner eigenen Subjectivität einen glorreichen Sieg errungen, ohne deswegen sich zu jener „kühlen" Objectivität hindurchzuringen, durch deren Adern Eiswasser statt des Blutes rollt. Diese hat er nie anerkannt, principiell nicht, und ist seinem Princip zeitlebens treu geblieben. Im übrigen ist bei ihm mancher Wandel in den Ansichten wahrnehmbar, wie bei jedem normalen Menschen, der seine Entwicklung durchmacht: der Kern seines Wesens ist dadurch nicht geändert worden; das Schandwort Renegat und Apostat paßt auf keinen weniger als auf S., dessen Aufrichtigkeit den Grund- und Wurzelstock seiner Natur bildete. Auf die politische Constitution Scherr's hat ohne Frage die Schweizerluft eingewirkt, und zwar günstig. Der Wandel hat sich leise vollzogen, wenn es nicht vielmehr eine Klärung gewesen ist, freilich mit dem Niederschlage von Enttäuschungen. Im „freien Lande" hat S. auch viel Unfreies, Menschliches, Allzumenschliches gefunden. Er hat, als Neuschweizer, mit gutem Takt sich vom Getriebe der einheimischen Politik ferngehalten, wenigstens in Handel und Wandel. In seinen Schriften freilich hat er dem Drange seiner Wahrheits- und Rechtsliebe keine Fesseln anlegen lassen, und geißelt die Tagesgötzen, in welchem Lager er sie immer findet; die Verknöcherung des staatlichen und des kirchlichen Lebens war ihm ebenso zuwider als der tolle Veitstanz des extremen Radicalismus; den Volksschmeichlern, schwarzen wie rothen, aber auch dem Volke, dem leichtgläubigen, wankelmüthigen, undankbaren und gleichwohl betrogenen, hat er bittere Wahrheiten gesagt. Er mag nicht immer das Richtige getroffen haben, denn er war, wenn auch ein großer Geschichtskenner und tüchtiger Geschichtsforscher, doch kein eigentlicher Politiker, dazu fehlte ihm die „hohe Schule" des erbarmungslosen Verstandes, der alles, was Herz und Gefühl heißt, bei Seite wirft. S. war Gefühlsmensch durch und durch, seine Ueberzeugung und sein Orakel war das Gemüth. Darum litt er auch an Heimweh. Merkwürdig, ja unglaublich, daß man ihm's im freien Lande übel vermerkte, wenn er etwa für seine deutschen Landsleute sich ins Zeug legte, und sein Wort erhob gegen den Mißbrauch der „Freiheit", d. h. gegen die Roheit, die sich der mißleitete Pöbel gegen die Genannten erlaubte. Er hat doch wahrhaftig den deutschen „Michel" mit seiner Schlafmütze und die „teutsche" Reckenhaftigkeit, wo sie bärenmäßig einhertrabte oder sich hochmüthig spreizte, auch nicht geschont! Denn Scherr's Meisterschaft liegt gerade in der Satire, im Kampf gegen die Gebrechen des Jahrhunderts, vorab gegen das Phrasenthum und die Lüge. Sein Leben lang ist er als ehrlicher,

aber auch schneidiger Ritter darauf ausgegangen, die Drachenbrut der Phrase zu bekämpfen; und wo er sie nicht auf oder an der Heerstraße fand, ist er ihr in entlegenere Gehege nachgezogen. Dieser Ausritt ist nach und nach zur süßen Gewohnheit bei ihm geworden, aber immer zwingt er uns, ihm zu folgen und seine Turnirkunst zu bewundern, mit der er alle seine Gegner auf den Sand setzt, den einen mit seiner Klinge, den andern mit grobem Kolben, aber immerhin — auf den Sand. Facit indignatio versum! Der Ingrimm führt aber die Feder, auch ohne daß Verse fließen, und der Ingrimm weicht auch dem Humor. Aus einer immensen, „uferlosen“ Belesenheit strömen dem Verfasser seine Beispiele und Belege zu. Weil er sich oft wiederholt — aber wiederholt sich denn nicht auch Phrase und Lüge täglich und ständig, bei Großen und Kleinen, in Wort und Schrift? — hat man ihm „Selbstcopie“ vorgeworfen. Nun ist Scherr's Sprachschatz so tief und unergründlich, daß er jeden Augenblick aus dem Vollen schöpfen kann; hat er aber einmal das richtige und wuchtige Wort gefunden oder geschaffen — warum soll er den Donnerkeil unbenutzt liegen lassen und bloß Pfeile schmieden? Er gibt stets sein Kräftigstes und Bestes, und der Leser weiß: „Ich habe in den Büchern den Mann, wie er leibt und lebt und denkt, den Kern zusammt der Schale, er geht geradeaus, kennt nicht die Scheuklappe der Rücksicht und Prüderie, spielt nicht Versteckens mit der Sprache und schreckt nicht zurück vor dem wahren Ausdruck, sollte dieser auch derb, ja grob sein.“ — Man würde Scherr's Manen verletzen, wollte man nicht zugestehen: Der Mann konnte großartig grob sein — aber der Kolben war von Ebenholz, kein gemeiner Dreschflegel, und die Grobheit ist ehrlich, ohne eine Ader von Perfidie.

S. ist stets auf den Kern der Dinge ausgegangen, die Schale hat er preisgegeben, außer in der Kunst, wo sie dem Inhalt ebenbürtig ist, und in seiner Kunst, der Kunst der Sprache, hat er diese Werthschätzung in That umgesetzt und glänzend illustrirt durch sein eigenes Beispiel. Seinen Kern umgeben manche Absonderlichkeiten, Vorurtheile, Schrullen und Widersprüche — aber sie sind eben doch nur Schale; das meiste stammt aus den wechselnden Stimmungen, und diese wieder haben ihren Sitz im Gemüth. Es ist kleinlich, seinen Schrullen nachzuspüren; er ist ja auch nicht frei von wirklichen Fehlern: er ist oft zu bitter, sieht oft zu schwarz, schreibt zu ungenirt und bringt den „waldursprünglichen“ Faun auch wo es nicht gerade nöthig, gern auf die Scene. Daß er aber besagten ruppigen und struppigen Gesellen mit Vorliebe auf dem Katheder präsentirt habe, hat sich als ein Gerede böser Zungen herausgestellt. S. war kein Pedant, der die Tragweite jedes Wortes ängstlich abmaß; er versperrte einem Saft- und Kraftwort, wenn es ihm auf die Zunge kam, den Weg nach außen nicht, aber vor Excessen hat ihn sein pädagogischer Tact bewahrt. Besonders tief hat indeß — und auch solchen, die nicht gerade auf den Pfaden der landläufigen Frömmigkeit wandeln — Scherr's Rücksichtslosigkeit gegen die Heiligen und gegen das Heilige (z. B. das Christenthum) ins Herz geschnitten. Aber gerade hier ist sein Urtheil, je nach der Stimmung, schwankend, und trotz alledem ist S. ein begeisterter Idealist, der sich immer und immer wieder zum Kämpen der Religion aufwirft und die Materialisten, wo er ihnen begegnet, mit Keulenschlägen niederschmettert.

S. hat während seiner akademischen Wirksamkeit tausende von Zuhörern angezogen, und wenn diese ab und zu etwas „Gesalzenes“ oder „Pikantes“ zu schmecken bekamen, so erhielten sie jedenfalls auch andere Nahrung. Den Akademiker S. nach jenen Zuthaten zu beurteilen, ist eben so ungerecht, als seine sprachlichen Leistungen nach dem oft wunderlichen (wenn auch niemals schalen) Schnickschnack zu bemessen, den er dem Stil beimischt. Wer ihm Ungeschmack und

Manier im allgemeinen vorwirft, sagt nicht die Wahrheit. Mehr als eine seiner Schriften leidet freilich an diesem Fehler. Der Mann hat deren zu viele geschrieben, auch, „der Noth gehorchend“, schreiben müssen; aber an den monumenta aere perenniora vermögen wir nichts von Ungeschmack zu entdecken, und wir denken sogar, einem Sprachgewaltigen, wie ihm, ist etwa auch einmal ein Griff erlaubt, von dem der Schwache und Zage abstehen muß. S. hat die deutsche Sprache mit einer großen Zahl neu geschaffener Worte und Wortbildungen bereichert; nicht alle halten Stich, manche werden aber Eigenthum der Sprache bleiben. Nicht nur die Kraft, sondern auch den Trieb zu Neuschöpfungen hat S. besessen, und sie haben beide vorgehalten, so lange er schrieb, d. h. so lange er lebte. Seine Sprache ist überall warm, vom Hauch eines wohlthuenden Ethos durchweht, der Ausdruck eines fühlenden Subjectes; der rein menschliche Standpunkt, den er einnimmt, gewährt im Verein mit den sprachlichen Vorzügen seinen Geschichtsbildern einen bestrickenden Zauber und unvergänglichen Reiz. Keiner der Modernen kann sich hierin mit ihm messen. Wohl ist es wahr: Der Pessimismus schaut uns aus seiner Darstellung unverwandt und unverhüllt ins Angesicht, aber gerade er gibt ihr Farbe und Bewegung; denn es ist nicht der feige und nervenschwache Pessimismus, der sich in Wehmuth auflöst und im Zagen verstummt, sondern der männliche, thätige, der die Donnerstimme erhebt gegen die Verworfenheit, der auflodert im Ingrimm, in wildem Schmerz über die unerreichten Ideale aufschreit und auch in der Verzweiflung die Waffen des Wortes nicht senkt. Einem Verstande, der über den Weltlauf nachdenkt, und dem nicht ganz besondere Troststimmen ins Herz raunen, müssen jene Töne sympathischer klingen als das süße Geflöte jener Glücklichmacher, welche der seufzenden Creatur immer nur die eine Melodie vorspielen, wie schön und herrlich die Welt sei. Ein Philosoph war S. zwar nicht (obschon er sich in seinem Wissensdrange auch mit den Lehrsätzen der Weltweisen vertraut gemacht hatte), aber ein scharfer und kühner, vor allem ein gesunder Denker, ein Weltweiser in der Hausjacke, der auf die Speculation im Galakleide keine allzugroßen Stücke hielt.

Alles in allem war S. eine Persönlichkeit originellster Art, ein Meister des akademischen Vortrages, ein litterarischer Lehrer weitester Kreise, ein vorragender Kämpfer für Freiheit, Vaterland, Bildung, und ein Sprachbildner und Sprachgewaltiger, wie kaum ein zweiter unter den Sprach- und Zeitgenossen.

Werke: A. Geschichtliche: „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“ (1853. 7. Aufl. 1879); „Geschichte der Religionen“ (1855—57); „Geschichte d. deutsch. Frauenwelt“ (4. Aufl. 1879); „Blücher, seine Zeit und sein Leben“ (1862); „Studien“ (1865 bis 1866); „Aus der Sündfluthzeit“ (1867); „Von 48—51, eine Komödie der Weltgeschichte“ (1868—1870); 2. Aufl. unter dem Titel: „Achtzehnhundertachtundvierzig, ein weltgeschichtliches Drama“ (1875); „Das Trauerspiel in Mexiko“ (1868); „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens“ (3. Aufl. 1880); „1870 bis 1871, vier Bücher deutscher Geschichte“ (1879); „Die Gekreuzigte, oder das Passionsspiel von Wildisbuch“ (2. Aufl. 1874); „Neues Historienbuch“ (1884); „Die Nihilisten“ (1885); „Gestalten und Geschichten“ (1886); „Altes und Neues“, vereinigt in den 6 Bänden der „menschlichen Tragikomödie“ (1882 bis 1883). — B. Litterarische: „Bildersaal der Weltlitteratur“ (letzte Bearbeitung 1885 in 3 Bdn.); „Geschichte der englischen Litteratur“ (1854); „Dichterkönige“ (1855); „Allgem. Geschichte der Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (6. Aufl. 1880); „Schiller und seine Zeit“ (1859); „Geschichte der deutschen Litteratur“ (1874); „Göthe's Jugend“ (der Frauenwelt geschildert (1874). — C. Belletristik: „Der Prophet von Florenz“ (1845); „Die Waise von Wien“ (1847); „Die Pilger der Wildniß“ (1853); „Nemesis“ (1854);

„Die Tochter der Luft“ (1855); „Schiller“ (1856); „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ (1858); „Rosi Zurflüh“ (1860); „Die Beichte einer Frau“ (1876); „Novellenbuch“ (1873); „Historische Novellen“ (1873); „Porkeles und Porkelessa“ (1882). — D. Gemischten Charakters (Satire, Zeitbilder, Biographisches u. s. w.): „Mixed Pickles“ (1864); „Misch-Masch“ (1867); „Farrago“ (1870); „Dämonen“ (1871); „Hammerschläge und Historien“ (1872); „Hammerschläge“, neue Folge (1878); „Größenwahn, vier Capitel aus der Geschichte der menschlichen Narrheit“ (1876); „Sommertagebuch des weiland Doctor gastrosophiae Jeremias Sauerampfer“ (1873); „Blätter im Winde“ (1875); „Vom Zürichberg. Skizzenbuch“ (1881); „Heidekraut“ (1884). Posthum ist herausgekommen: „Letzte Gänge“ (1887).

Vgl. Bornmüller, Schriftstellerlexikon s. v. Scherr (1882) und Scherr's Nekrolog (in „Letzte Gänge“, S. 217—264) von J. Mähly.

J. Mähly.

Schertel: Joseph S., Landschaftsmaler, geboren am 10. Januar 1810 in Augsburg, Sohn eines königlich bairischen Oberzollinspectors, studirte, erst für den Staatsdienst bestimmt, am Gymnasium zu Augsburg und Würzburg, bis ihn der seinen artistischen Wünschen wenig geneigte Vater zu einem Lithographen „in die Lehre“ gab. Im J. 1830 ging S. nach München und begann unter nicht allzugünstigen persönlichen Verhältnissen die Landschaftsmalerei. Bei einem Ausfluge nach dem Chiemsee wurde S. mit Daniel Fohr bekannt, welcher ihn an Christian Morgenstern empfahl, der weiteren Einfluß auf S. übte und sich in innigster Weise als wahrer Freund bewährte, ohne dessen künstlerische Individualität zu beherrschen. S. war kein Bahnbrecher, arbeitete auch nicht leicht und mühelos, dem entsprechend bewegte sich sein gleichmäßiges Leben fern von hervortretenden Ereignissen, in engen Grenzen; aber was er schuf, trug den Stempel innigster Tüchtigkeit und Gediegenheit. Er haßte den Schein und das Flunkern in der Kunst, wie im Leben. Die große Welt kannte er wenig. Trotz seiner vielen Studienfahrten kam er doch nur zweimal über die heimathlichen Grenzen: einmal in das Zillerthal (1860), dessen Natur ihm schon zu ferne lag und einandermal später über Lermoos bis an den Fernstein, wo ihn die liebliche Sigmundsburg zu einem Bildchen begeisterte. Dagegen kannte er seine altbairische Heimath ebenso genau wie der fröhliche Maler-Poet Friedrich Lentner. „Das Hochgebirge imponirte ihm wohl durch das Gewaltige seiner Erscheinung, aber er fühlte sich von ihm nicht sympathisch angezogen. Ihm sprach zum Herzen das hügelige, fluß- und seereiche Vorland mit seinen weichen Linien, mit seinen schattigen Wäldern und Thalgründen; deshalb verweilte er mit innigstem Behagen in den Gegenden von Landsberg, Bayerdießen, Trostberg und Wasserburg. Selbst bei seinen Partien aus dem Hochlande stellt er das Element des Lieblichen und Anmuthigen in den Vordergrund, so in jenen Bildern von Partenkirchen, Grainau, Barmsee, Fernstein und Obersee.“ Nur in seinem „Simsee“ erfaßte S. das Großartige in der Erscheinung dieser einsamen, langgestreckten, melancholischen Voralpenwasserfläche. So lebte der Künstler glücklich im Schaffen und seiner 1856 mit Frl. Emma Zeitler geschlossenen Ehe; aber schon 1857 kamen asthmatische Beklemmungen, welchen 1863 ein bedenkliches Blutbrechen folgte. Trotz vieler Verstimmungen und Leiden arbeitete S. in schmerzfreien Tagen rastlos fort, sobald es seine gebrochenen Kräfte nur halbweg gestatteten und zwar mit solcher Gluth, daß nichts das innerliche Siechthum ahnen ließ, welchem der Künstler am 8. März 1869 erlag. Eines seiner vorzüglichsten Bilder war die 1852 gemalte „Gegend von Trostberg“, wo die Sonne so golden hinter den Baumstämmen sinkt (durch den Münchener Kunstverein angekauft, gelangte durch das Loos in den Besitz des 1888 verstorbenen

Dichters und Prof. Dr. Friedrich Beck und aus dessen Nachlaß an den Bankkassier Herrn Desiderius Beck), dann 1853 eine „Partie bei Seeon mit dem Wendelstein“ (vgl. Julius Große in Nr. 182 Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung“ vom 31. Juli 1856) und die gleichzeitigen Bilder mit Motiven vom „Staffelsee“, der „Simsee“ und die Erinnerungen „Aus dem Allgäu“ (1858), aus der „Gegend von Partenkirchen“ und am „Walchensee“ — eine der schönsten und mit feinstem Takt für Farben und Formen ausgeführten Landschaften jener Zeit. „Obschon der Künstler auf Alles, womit man sonst Effect zu machen pflegt, verzichtet hat und die Landschaft in jenem gedämpften Lichte zeigt, in welchem unter dem Einfluß der Nachmittagshitze das Grün des Waldes und des Sees, wie das Blau des Himmels fast zum farblosen Grau erblaßt, und obschon er durch diese Beleuchtung auch die Berge so ferne gerückt, daß sie einen großartigen Eindruck nicht mehr zu machen vermögen, wußte er dennoch in das Ganze einen seltenen Zauber zu legen, von dem sich zwar sagen läßt, daß er in den zart empfundenen Farbennuancen, wohlberechneten Contrasten und schön geschwungenen Linien seinen Grund hat, der aber übrigens mit Worten nicht wiederzugeben ist. Jedenfalls bildet die ungemeine Wahrheit, welche das Bild in Conception und Ausführung behandelt, nicht den geringsten unter den dabei mitwirkenden Factoren.“ (Vgl. Nr. 175 „Bayer. Ztg.“ vom 28. Juni 1865.) Und solche Künstler zählte man damals zu den Vertretern der „naturalistischen Richtung“! — Schertel's Originalzeichnungen, Studienblätter, Oelskizzen und Oelgemälde wurden schon am 20. Mai 1869 (mit dem artistischen Nachlaß des Landschafters August Geist) eiligst versteigert. — Seine einzige Tochter Charlotte heirathete 1870 den Maler Carl Ernst Morgenstern, starb aber schon am 19. April 1880 zu Aibling; sein Sohn bildete seine Stimme aus und wurde Sänger in Berlin.

Vgl. Regnet in Lützow's Zeitschrift 1869, IV, 161 und dessen Münchener Künstler-Bilder, Leipzig 1871, II, 172—180. — Kunstvereins-Bericht für 1869, S. 51. — Seubert 1879, III, 234.

Hyac. Holland.

Schertlin: Leonhard S., Dichter des 16. Jahrhunderts; von seinem Leben ist weiter nichts bekannt, als daß er am 10. Februar 1538, als er die Widmung seines Dialogs über die Trunkenheit schrieb, zu Klingenmünster in der Pfalz wohnte; es darf aber als sicher gelten, daß er leidliche Vorbildung genossen hatte und namentlich des Lateinischen mächtig war. Jener Dialog in Reimpaaren „Künstlich trincken Eyn Dialogus von Künstlichem vnd höflichem, Auch vihischem vnd vnzuchtigem trincken“ u. s. w., mit Originalholzschnitten gedruckt bei Cammerlander in Straßburg 1538, ist ausdrücklich ebenso zum Lesen wie zur Aufführung bestimmt und eine Art lehrhaften Spiels, wie Hans Sachs so manche verfaßt hat. Den Kern des Ganzen bildet ein langer, wenig anziehender Disput des weisen Pittakus mit dem Bacchusknechte Mystes; es ist ein überraschend ironischer Schluß, wenn nach vielem Hin- und Herreden und ohne ersichtlichen Grund schließlich der Weise nicht nur die Waffen streckt, sondern sich sogar vom Gotte Bacchus selbst mit dem Amte des vom vielen Trinken erkrankten Silenus belehnen läßt. Bacchusdienst aber ist für S. identisch mit säuischer Unflätherei; so weist der Sieg des Bacchus das Büchlein herein in die Grobianuslitteratur, deren erster selbständiger Vertreter, Salzmann's Grobianus-Tischzucht, im selben Jahre erschien. Die äußere Einkleidung mag S. erfunden haben; von dem Inhalt, den Ideen und der Citatengelehrsamkeit des Dialogs ist verzweifelt wenig oder nichts sein Eigenthum. Schon der Gedanke, die Vorzüge und Schäden der Trunkenheit an einander zu messen, war ihm gegeben durch die beiden Prosaschriftchen Christ. Hegendorfer's „Enco-

mium ebrietatis“ (1519) und „Encomium sobrietatis“. Wirklich liegt der erstgenannte kleine lateinische Tractat, das Lob der Trunkenheit, den sämmtlichen Reden des Mystes so genau zu Grunde, daß sie lediglich als freie Uebersetzung gelten dürfen, die nicht einmal in der Reihenfolge der Motive abweicht, ja daß selbst das eine und andere lateinische Wort sich in die deutschen Verse verirrt hat. Dagegen ist mir für die Gegenrede des Temperenzlers Pittakus eine so einheitliche Quelle nicht bekannt; Hegendorfer's Encomium sobrietatis ist diese Quelle nicht gewesen; daß S. des Obsopoeus Verse „de arte bibendi“ benutzte, wie behauptet wurde, scheint unrichtig; es finden sich Anklänge an das berühmte 16. Cap. von Brant's Narrenschiff, an Seb. Franck's Tractat über „das greuliche Laster der Trunckenheit“ (1531), vor allem an ein von Joh. v. Schwarzenberg verfaßtes Büchlein „Wider das Zutrinken“ (1516); mit ihm hat S. eine Holzschnittallegorie gemein, die er in einer Kleinigkeit änderte, im übrigen aber merkwürdigerweise so viel erschöpfender und deutlicher erklärte, als Schwarzenberg selbst, daß Math. Friedrich, als er 1556 in seinem „Saufteufel“ Schwarzenberg's Schriftchen mit abdruckte, die entsprechenden Verse Schwarzenberg's durch Schertlin's Reime ersetzte, obgleich diese dank jener Aenderung zu Schwarzenberg's Holzschnitt, wie auch Friedrich ihn beschreibt, nicht einmal genau paßten. Ueberhaupt hat Schertlin's humorloser langweiliger Dialog auffallend viel Beachtung gefunden: 1543 wurde er als „die vol Bruderschafft“ neu aufgelegt; die Wormser Freidankausgabe von 1538 bestreitet ihre Zusätze über die Trunkenheit aus Schertlin's Reimen; Wickram hat Verse Schertlin's in seine „Sieben Hauptlaster“ aufgenommen (1556), und auch des Hieron. Bock Dichtung „Der vollen Brüder orden“ ist durch Schertlin's 2. Aufl. angeregt.

Vierteljahrschrift für Literaturgesch. I, 86 fg.; II, 497.

Roethe.

Schertlin: Sebastian S. v. Burtenbach, geb. am 12. Februar 1496 zu Schorndorf † am 18. November 1577; vielleicht in Tübingen oberflächlich gebildet, 1518 im Dienste Maximilian's, 1519 an den Kämpfen gegen den Herzog v. Geldern und Ulrich v. Württemberg betheiligt, 1521 im Kriege gegen Frankreich, wo Georg v. Frundsberg sein Vorbild wurde, 1522 als Hauptmann über zwölf Fähnlein Landsknechte im Türkenkriege, 1523 vom Kurfürsten v. Brandenburg nach Berlin berufen und hier wie am Niederrhein bemüht, für den vertriebenen König v. Dänemark Knechte zu werben. Entschlossen ein Kriegsmann zu bleiben, zog er 1524 auf eigene Kosten über die Alpen, half die Franzosen vertreiben und erlebte den Rückzug von Marseille wie den Sieg von Pavia. An Geld und Ehren bereichert, kehrte er in die Heimath zurück, kämpfte aber sofort wieder im Heer des schwäbischen Bundes gegen die Bauern, namentlich bei Königshofen und im Klettgau und wurde mehrmals verwundet. Im Jahre 1526 wegen Betheiligung an einem Zuge gegen Rotenburg von den Reichsstädten des Landfriedensbruches beschuldigt zog er mit Georg v. Frundsberg wiederum nach Italien, machte 1527 die Erstürmung von Rom, dann den Feldzug in Neapel mit, erkrankte, kam als Kaufmann verkleidet unter großen Gefahren nach Venedig, von da mit guter Beute an Kleinodien und 15 000 Gulden im Mai 1529 zu Weib und Kindern nach Hause. Sein Ruhm war derart gestiegen, daß die Statthalterschaft von Württemberg und die Herzöge von Baiern ihn gleichzeitig als Hauptmann mit ansehnlichem Jahrgeld in Dienst nahmen. In dieser Eigenschaft eilte er 1529 gegen die Türken nach Wien, bekam aber den Feind nicht zu Gesicht und erlitt finanzielle Einbuße. Unmuthig darüber sagte er 1530 die baierischen und württembergischen Dienste auf, um in diejenigen Augsburgs zu treten. Er zog 1531 mit seiner Familie in diese Stadt, wo er ein Spielgenosse der Welser und Fugger, ein Tafelgenosse des

Dompropstes wurde. Mit 500 Knechten der Stadt 1532 nach Reichsaufgebot in's Lager bei Wien abgerückt und Locotenent des ganzen Reichsfußvolkes nahm er am 19. September rühmlichen Antheil am Ueberfall Kasim Beg's bei Pottenstein, wegen welcher That er mit dem obersten Feldhauptmann, Pfalzgrafen Friedrich und anderen in der Burg von Karl V. zum Ritter geschlagen wurde. Auch wurde der Sieg in einem Bilde verherrlicht, das hinter dem Altare der Kirche v. Burtenbach aufgestellt ward. Diese zur Markgrafschaft Burgau gehörige Besitzung hatte S. kurz vor dem letzten Türkenkriege gekauft und lebte nun dort ein behagliches Edelmannsleben, als er, enttäuscht wegen der raschen Beendigung des Feldzuges, aber ruhmbedeckt heimgekehrt war. Er beschäftigte sich mit Holzcultur, Fischzucht, Förderung des Wohlstandes seiner Gutsgemeinde und focht zwischen durch kleine Fehden mit dem umwohnenden Adel, namentlich mit Hans Adam v. Stein aus, wobei gelegentlich Ulrich v. Württemberg und Philipp v. Hessen die Vermittler machten. Die Verbindung mit diesen und der in Augsburg eintretende Umschwung führten ihn dem Protestantismus zu, was die Trennung alter freundschaftlicher Verhältnisse und die Feindschaft der Herzöge von Baiern, seiner Lehnsherren, zur Folge hatte. Den Interessen des schmalkaldischen Bundes wurde er noch entschiedener gewonnen, als ihn neben Augsburg auch Ulrich v. Württemberg und Landgraf Philipp förmlich in Dienst nahmen, was ihn freilich nicht hinderte, 1536 als Hauptmann unter Karl's V. Fahnen sich bei dem unglücklichen Angriff auf Frankreich einzustellen. Neue Händel mit der Familie v. Stein, die nach Schertlin's Rückkehr stattfanden, führten zur vorübergehenden Gefangennahme seiner Feinde, erweckten ihm aber noch mehr Widersacher unter katholischen Fürsten und Adeligen des Reiches. Auch König Ferdinand gehörte dazu. Um so fester schloß er sich an das eifrigste Haupt des schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen Philipp. Er wurde 1538 von ihm in Aussicht genommen, um, im Falle von Rüstungen der Gegenpartei, Meutereien unter den baierischen Knechten anzustiften, hatte zahlreiche Kundschafter unter sich, war 1539 die Seele der Verhandlungen in Ulm, wo über militärische Maßregeln des Bundes berathen wurde. Die Mißgunst Ferdinand's brachte ihn 1541 um das erhoffte Commando im Türkenkriege. Dagegen nahm Landgraf Philipp 1542 seine Hilfe bei dem Zuge gegen Heinrich von Braunschweig in Anspruch. Philipp sah es ungerne, daß S. von Karl V. umworben wurde, der den gewandten Kriegsmann gegen hohen Lohn ganz für sich zu gewinnen suchte. Er konnte es jedoch nicht hindern, daß S. 1544 in Speier vom Kaiser zum Großmarschall, Musterherrn und Brandschatzmeister ernannt, den Zug durch die Champagne mitmachte, wobei sein wichtigstes Geschäft die Austheilung des Proviantes bildete. Der Abschluß des Friedens von Crespy vereitelte die Hoffnungen, die S. an den Wiedereintritt in kaiserliche Dienste geknüpft haben mochte. Landgraf Philipp schenkte ihm wieder sein volles Vertrauen und ließ 1545 durch ihn 2000 Knechte anwerben, die, von seinem Sohne, Hans Sebastian geführt, bei der Besiegung des wieder in seinem Herzogthume erschienenen Heinrich v. Braunschweig mitwirkten. Mit dem Landgrafen ganz einig in dem Gedanken, daß man sich für den drohenden Krieg gegen den Kaiser rüsten müsse, und von Augsburg als Diplomat wie als Militär geschätzt suchte er Ende 1545, auf dem Wege zum Schmalkaldischen Bundestag in Frankfurt, den Kurfürsten von der Pfalz dem Bunde anzunähern. Er eilte nach Kassel, um Philipp Bericht zu erstatten, von da nach Heidelberg zurück und hatte die Genugthuung, eine Zusammenkunft beider Fürsten in Frankfurt zustande zu bringen, deren politisches Ergebniß allerdings unbedeutend war. Für Schertlin's Leben war jedoch diese Reise ein Wendepunkt geworden. Er war entschlossen alle Brücken zur Vergangenheit abzubrechen.

Im Frühling 1546 führte er auf seinem Gute Burtenbach den evangelischen

Cultus ein, warb von allen Seiten her Söldner und ließ sich durch ein Gebot König Ferdinand's, bei Verlust der kaiserlichen Gnade seine Rüstungen abzustellen, nicht irre machen. Sobald der Ausbruch des Krieges entschieden war, wurde er zum Obersten der gesammten Kriegsmacht der oberländischen Bundesstädte ernannt und drang auf schleunigen Angriff gegen die kaiserlichen Musterplätze. Am 9. Juli zog er siegreich in Füssen ein, wo er den katholischen Gottesdienst abschaffte. Den folgenden Tag gelang ihm die Ueberrumpelung der Ehrenberger Klause durch seinen Locotenenten Schankwitz von Ulm. Es steht dahin, ob er wirklich den Plan gehabt hat, den Marsch auf Innsbruck anzutreten, das Trienter Concil zu zersprengen, den Paß zu sperren, wie er sich dessen später rühmte und wie das Gerücht verbreitete. Immerhin wäre es mit der ihm untergebenen Truppenmacht ein zu gewagter Streich gewesen, wenn man nicht etwa die Tiroler zu einer Erhebung gebracht hätte. Jedenfalls war es nachher leicht, die Verantwortlichkeit für die Unterlassung der Expedition auf die städtischen Kriegsräthe abzuschieben, die ihn zurückriefen. Bei seinem Abzug nahm er alle geistlichen Besitzungen für die evangelischen Stände in Huldigung, plünderte die Klöster und erpreßte von den geistlichen Herren Contributionen. Er vergaß dabei sein eigenes Interesse nicht, zog in Burtenbach, wie in der ganzen Markgrafschaft Burgau „Pfaffengüter" ein und erhielt von der Stadt Augsburg das von ihm besetzte Schloß Zusameck als Pfleger auf Lebenszeit zugesprochen. Mit den württembergischen Truppen vereinigt zog er Ende Juli dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen nach Donauwörth entgegen, nahm unterwegs Dillingen und machte neue Beute. Im Lager gab es Streitigkeiten mit Ulrich von Württemberg, der Ansprüche auf einige der eroberten Gebiete machte. Mußte dies S. unmuthig stimmen, so noch mehr die Art der Kriegführung. Zwar gelang ihm die Einahme der Brücke von Marxheim und die erfolgreiche Umzingelung des Städtchens Rain. Dagegen konnte er einen Handstreich auf Ingolstadt nicht ausführen, sah seinen Rath, sich entweder gegen Landshut oder gegen München zu wenden, verworfen und mußte widerwillig den Zug auf dem linken Donauufer durch das Bisthum Eichstädt mitmachen. Als die Ankunft des Kaisers bei Ingolstadt die Schmalkaldener zurückrief, drang S. umsonst auf energischen Angriff und gerieth bei den Streitigkeiten über die zu treffenden militärischen Maßregeln selbst mit dem Landgrafen Philipp in heftigen Wortwechsel. Der Anfang September angetretene Rückzug der Schmalkaldener gab S. gleichfalls zu vielfachem Tadel Anlaß. Er wurde des Zusammenwirkens mit den Fürsten immer überdrüssiger, war besonders auf Rettung Augsburgs, wie der übrigen oberländischen Städte bedacht und befürwortete eine Stellung am Lech. Auch damit drang er jedoch nicht durch. Er mußte mit der Hauptmacht bis Nördlingen zurückweichen. Als hier im October dringende Hilfsgesuche Augsburgs eintrafen, erhielt er Erlaubniß mit einer kleinen Truppe aufzubrechen, gelangte in der Nacht des 12. Octobers glücklich durch das kaiserliche Heer vor Lauingen, und in das Städtchen, sprach in seinem Schlosse Burtenbach vor und kam am 13. Oct. nach Augsburg. Hier richtete er die Muthlosen wieder auf, suchte die kaiserlichen Proviant- und Truppenzüge abzuschneiden, sah aber, bei der Auflösung des schmalkaldischen Lagers zu Giengen seine letzte Hoffnung auf Erfolg schwinden. Sein am 3. Januar 1547 dem Rathe der Dreizehn überreichtes, heroisches Gutachten, in dem er sich für Vertheidigung der Stadt auf Leben und Tod aussprach, konnte den Lauf der Unterhandlungen, die mit dem Kaiser angeknüpft waren, nicht aufhalten. Am 29. Januar 1547 mußte er sich entschließen die Stadt zu verlassen, nachdem er mit ihr einen Vertrag betreffend die provisorische Uebernahme Burtenbachs abgeschlossen hatte. Unter mannichfachen Gefahren gelangte er mit seinem Sohne Hans Sebastian und 18 Schützen nach Constanz. Er hatte in dieser

Stadt, aus der seine Frau, Barbara v. Stende, stammte, viele Freunde, ermuthigte sie sich gegen den Kaiser zu wehren, stand aber zugleich in eifriger Verbindung mit Bullinger wie anderen angesehenen Männern in Zürich und wurde von Franz von Frankreich umworben. Inzwischen sah er nicht nur seine Hoffnung getäuscht durch seine Augsburger Bekannten mit dem Kaiser ausgesöhnt zu werden, sondern gerieth mit Augsburg selbst wegen der finanziellen Auseinandersetzung hinsichtlich seiner Güter in bittere Streitigkeiten. Auf die Dauer auch in Constanz nicht mehr sicher, suchte er im November 1547 ein Asyl in Basel, wo ihn Wochen lang ein heftiges Fieber niederwarf. Im April 1548 widerstand er den französischen Anerbietungen nicht länger, begab sich mit seinem Sohne Hans Sebastian selbst zum König Heinrich II. und wurde von ihm, um nöthigen Falles eine Truppe anzuwerben und zu führen, in Dienst genommen. Nach Basel zurückgekehrt, machte er sich durch seine Rathschläge in Sachen der Festungswerke den städtischen Behörden nützlich und baute auf ihren Schutz, fand sich aber durch das kaiserliche Achts-Decret vom 3. August schwer betroffen. Nicht nur, daß seine Güter confiscirt wurden und ein Mordgeselle ihm auflauerte, der sich das versprochene Blutgeld verdienen wollte: Karl V. ließ auch wiederholt und dringend von der Eidgenossenschaft seine Ausweisung fordern. Umgekehrt verlangte der König von Frankreich, daß S. als sein Diener auf schweizer Boden geduldet würde. Es kam darüber zu häufigen Verhandlungen auf den Tagsatzungen, bei denen namentlich Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden erklärten, daß sie sich mit S. „nicht beladen wollen". Am 10. April 1550 wurde ihm erlaubt, auf der Tagsatzung zu Baden sich persönlich zu verantworten. Noch hoffte er, daß ihm Asyl auf schweizer Boden gewährt bleiben würde. Aber am 6. October 1550 gab die Mehrheit der Orte auf der Tagsatzung zu Baden dem Gesandten des französischen Königs die Antwort, er möge doch sie „sich lieber sein lassen als eine solch einige Person". Auch der Rath von Basel kündigte S. nun das Asyl auf und gab ihm zu verstehen, es sei wünschenswerth, daß er seinen Wohnsitz in Frankreich aufschlage. Umsonst berief er sich darauf, wie er Bullinger berichtete, daß er mit obrigkeitlicher Bewilligung für 2000 Gulden Haus und Hof in Basel „gekauft", in drei Jahren ob 10000 Gulden verzehrt, christlich und still gelebt, „um das Wort Gottes und Rettung Vaterlands vertrieben sei". Er mußte sich fügen. Der Entschluß kam ihn schwer an, da er, wie er Bullinger wissen ließ, der französischen Sprache nicht mächtig war und es ihn drückte, „zuvörderst das liebe Wort Gottes zu verlassen", Worte, die wohl besonders tiefen Eindruck auf den Adressaten machen sollten. Allein da er auch von den Zürichern nicht erwarten durfte, sie würden ihn „etwan in ein Winkelin stoßen, bis Gott vom Himmel Besserung schickt", begab er sich im März 1551 mit seinen zwei Söhnen an den Hof Heinrich's II., wo er bis zum 20. Februar 1552 verweilte. Hier nahm er den lebhaftesten Antheil an der Ausbildung des gegen Karl V. gerichteten Fürstenbundes und trug dazu bei, seine Anlehnung an die begehrliche französische Macht zu vermitteln. Ohne nationalen Sinn, in der späteren Bedeutung des Wortes, wie er war, fand er sich dadurch nicht gehindert sich den „getreuen Eckardt" zu nennen, der dazu berufen sei, „der teutschen Nation zu verwarnen". Er entwickelte den Plan, ein deutsches Heer mit französischem Gelde zu sammeln, das unter seiner Führung im Oberland eindringen, die Alpenpässe besetzen, die süddeutschen Reichsstädte gewinnen und den Kaiser zur Ergebung zwingen sollte. Gelänge es nicht ihn zu überraschen, sollte ein Reichstag berufen werden, um ihn abzusetzen. Daneben vernachlässigte S. auch seine Privatinteressen nicht, indem er um von der Stadt Augsburg Erfüllung seiner Ansprüche zu erzwingen, einen Arrestbefehl gegen alle Augsburger Kaufleute, die in Frankreich Handel trieben, auszuwirken suchte. Als nach dem

Abschlusse des Vertrages von Chambord der Krieg begann, erreichte S. allerdings von Augsburg einen ihm günstigen Vertrag. Jene hochfliegenden militärisch-politischen Pläne dagegen blieben unausgeführt. Auch die Sammlung und Werbung von Knechten, die S. für Frankreich auf schweizer Boden vornahm, stieß auf Schwierigkeiten. Zwar konnte er im März 1552 mit einem Kredenzbriefe des französischen Königs versehen, persönlich vor den Räthen von Bern und Solothurn erscheinen, um die Erlaubniß zur Sammlung von Knechten auf ihren Gebieten zu erbitten. Bern verkaufte ihm sogar tausend Spieße, Zürich und Basel gewährten freien Durchzug. Aber es fehlte nicht an Beschwerden Karl's V. und an Widerspruch der fünf alten Orte, zumal unter den von S. Angeworbenen auch Schweizer waren. Er mußte versprechen, mit seinem Kriegsvolk weder Sundgau, noch Elsaß oder Burgund angreifen zu wollen, zog, ohne die erhoffte Brandschatzung dieser Gebiete haben vornehmen zu können, mit dem Heere Heinrich's II. vor Metz, beteiligte sich bei den Operationen im Elsaß, den Räubereien im Luxemburgischen, den Kämpfen in der Picardie. In Abbeville erkrankt, erhielt er die Erlaubniß, sich für ein paar Monate vom französischen Heere entfernen zu dürfen und schlug vom Februar bis August 1553 seine Wohnung wieder in Basel auf. Diese Trennung von Heinrich II. war ihm um so lieber, da er wünschen mußte, sich eine Thüre zum Uebergang auf die andere Seite offen zu halten. Allerdings hatte er noch im Juni 1552 den Kurfürsten Moritz davor gewarnt, sich mit den Habsburgern zu verständigen. Allein diese Verständigung war mit Ausschluß Frankreichs dennoch in Passau erfolgt. Zugleich brach Markgraf Albrecht v. Brandenburg, Schertlin's Kampfgefährte und Vertrauter, mit den Franzosen, um sich zu Karl V. zu schlagen. Auch S. hatte, wegen Verkürzung des Soldes, Beschwerden gegen Frankreich. Zwar suchte ihn die französische Gesandtschaft in Solothurn noch einmal zu benutzen, um ein Einvernehmen mit Moritz herzustellen. Aber dessen Tod machte allen derartigen Combinationen ein Ende. Mit dem bei Sievershausen geschlagenen Albrecht ließ sich S. nicht mehr ein. Seine Augsburger Freunde, Georg und David Baumgartner, fanden es nunmehr möglich ihm die Rückkehr nach Deutschland zu erwirken. Er entsagte allen Diensten gegen Kaiser und Reich, erhielt dafür Amnestie und empfing seine Lehengüter zurück. Ende 1553 zog er wieder in Burtenbach ein. Hier war von nun an der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit, die im ganzen das Bild des behaglichen Daseins eines alten von zahlreichen Freunden und Verwandten umgebenen Landjunkers darbietet. Doch fehlte es auch jetzt nicht ganz an Zänkereien und Fehden mit adligen Nachbarn. Wollte S. die Landwohnung mit der Stadt vertauschen, so stand das Baumgartner'sche Haus in Augsburg, das er gekauft hatte, zu seiner Verfügung. Im öffentlichen Leben trat er nicht mehr hervor, obschon ihn der Rheinische Bund zum Obersten, der Landsbergische zum obersten Locotenenten ernannte, neben Augsburg mehrere Fürsten ihn in Sold hatten und seine Mitwirkung am Türkenkriege einige Male in Aussicht stand. Im Alter beschäftigte ihn die Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte, in der manches verschwiegen, anderes zu schön gefärbt ist. Bei der Schilderung des Schmalkaldischen Krieges ist eine ungerechtfertigte, gegen Philipp von Hessen gerichtete Tendenz unverkennbar. S. wurde am 16. März 1577 in seiner Augsburger Wohnung vom Schlage getroffen, erholte sich wieder, starb aber am 18. November desselben Jahres. Sein ältester Sohn Hans Sebastian starb 1596, der zweite Hans Philipp. den der Vater trotz seiner Zugehörigkeit zum Protestantismus unter Alba dienen ließ, fiel 1568 im Kampfe gegen Oranische Truppen. Eine Tochter Ursula, an Hans v. Stammheim verheirathet, starb 1569.

Leben und Thaten des Herrn Sebastian Schertlin v. Burtenbach durch ihn selbst beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters h. v. O. F. H. Schönhuth. Münster 1858 (frühere Ausgabe, Frankfurt und Leipzig 1777). — Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. Mitgetheilt von T. Herberger, Augsburg 1852. — Ladurner, Der Einfall der Schmalkaldener in Tirol 1546 (Archiv f. Gesch. und Alterthumskunde Tirols I. 1864). — A. v. Druffel, Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551, drei Bände 1873--1882. — A. v. Druffel, Des Viglius van Zwichem Tagebuch des Schmalkaldischen Krieges 1877. — A. v. Druffel, Beitrag zur militärischen Würdigung des Schmalk. Krieges (Sep.-Abdr. aus den Sitzungsber. der hist. Kl. der K. Bair. Ak. d. W. 1882 II, 3). — G. Voigt, Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg (Abh. der phil.-hist. Klasse der K. Sächs. Ges. der W. 1874 Nro. VI.) — Basler Chroniken Band I. 1872 f. Reg. Eidgenössische Abschiede Band IV 1d, 1e. — Briefe Schertlin's in der Simler'schen Sammlung auf der Stadtbibliothek zu Zürich.

Alfred Stern.

Schertweg: Jakob S., schweiz. Dramatiker. Geb. zu Sursee (Luzern) 1543, 1571 Pfarrer in Olten, unternahm er 1583 eine Wallfahrt nach Rom und Loretto, wurde 1588, weil er sich den Kirchenbeschlüssen und Verordnungen der Regierung gegen die Priesterehe widersetzte, von seiner Stelle entlassen. Abermals entsetzt 1618 zu Büren (Bern) und 1626 zu Olten, wurde er 1628 im Spital zu Solothurn verpfründet und starb am 6. November 1630. Er ist der Verfasser eines unförmlichen, in einem einzigen unvollständigen Druck-Exemplare bekannten Schauspiels, das die Parabel vom verlorenen Sohn behandelt, vielleicht nach dem Hauptshelden „Vigandus“ sich betitelte und 1579 in Olten ausgeführt wurde. Ein verschwenderischer Jüngling fürstlicher Abkunft zieht in die Ferne, büßt dort seinen Leichtsinn als Schafhirt und Sackpfeifer und kehrt endlich gebessert in's Vaterhaus zurück. Das Stück ist von Jörg Wickram's dramatisirtem Knabenspiegel beeinflußt.

Vgl. J. Baechtold, Gesch. d. deutschen Literatur in der Schweiz, S. 369 und Anmerkungen S. 98 f.

J. Baechtold.

Schertzer: Johann Adam S. (lat. Scherzerus), lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren am 1. August 1628 zu Eger in Böhmen, † am 23. December 1683 zu Leipzig. — Sein Vater lebte als Advocat in Eger, wurde aber 1629 als Protestant aus Böhmen vertrieben und flüchtete nach Franken. Der Sohn studirte 1648 ff. zuerst in Altorf, später in Jena und Leipzig erst Philosophie und Naturwissenschaften, dann Medicin (er soll der Erfinder eines nach ihm benannten Schertzer'schen Balsams sein), zuletzt Theologie, in welcher Musäus und Cundisius in Jena, Hülsemann und J. B. Carpzow in Leipzig seine hauptsächlichsten Lehrer waren. Er selbst docirte in Leipzig zuerst Logik und Philosophie (für welche er ein Lehrbuch unter dem Titel: „Vademecum s. Manuale philosophicum“, Leipzig 1654 herausgab), dann seit 1658 hebräische Sprache, zuletzt Theologie, wurde 1666 Dr. theol., 1667 Professor, Assessor des Consistoriums, Kanonikus von Meißen, Dompropst zu Bautzen, zuletzt 1670 professor primarius, bekleidete sechsmal das Decanat der theologischen Facultät, dreimal das Rectorat der Universität, war dreimal verheirathet, hatte aber in seiner Familie viele Todesfälle und fing selbst frühe an zu kränkeln, woraus sich auch theilweise die Gereiztheit seiner Stimmung, die Bitterkeit seiner Polemik („dicendi genus pipere et aceto conspersum“) erklären mag. Er war ein gelehrter Theolog, gründlicher Kenner der hebräischen Sprache, auch der

rabbinischen Litteratur, insbesondere aber ein gewaltiger Disputator, ein scharfer Polemiker und orthodoxer Dogmatiker in der ganzen alten scholastischen Waffenrüstung, „der Leipziger Calov“, wie man ihn genannt hat, bei dem sich aber doch auch zuweilen ein leiser Herzschlag hinter dem Panzer vernehmen läßt, wenn er gesteht, „daß er mehr als einmal, wenn eines Besseren belehrt, sich selber refutirt habe“, oder wenn er die Verdienste reformirter Theologen bereitwillig anerkennt und die Mängel des damaligen theologischen Studiums offen beklagt, und wenn er, der sein Lebenlang mit der theologia scholastica sich geschleppt, auf seinem langwierigen Krankenlager bekennt: „jetzt erst lerne er den Katechismus mehr verstehen, und jetzt erst studire er die theologia visionis.“ (Vgl. Tholuck, Akad. Leben des 17. Jahrh. II, 92.)

Er schrieb zahlreiche Streitschriften gegen alle möglichen Gegner: gegen die Katholiken (z. B. „Antibellarminus“ 1681, „Bibliotheca pontificia“, „Papatus vapulans“, gegen den Convertiten Johann Scheffler und Andere), gegen die Calvinisten („Disputationes Anticalvinisticae“), gegen Sociniaer („Collegium Antisocinianum“), gegen Synkretisten („Theses Antisyncretisticae“), gegen den Juristen Pufendorf, gegen dessen Schrift De jure naturae et gentium S. 1673 im Namen der Leipziger Theologenfacultät Klage erhebt und ein Verbot von der kursächsischen Regierung erwirkt. Ein Theil seiner zahlreichen Programme, Disputationen und Reden hat er selbst in einer Gesammtausgabe vereinigt u. d. T. „Programmeta et disputationes academicae“ 1679 8⁰, 1684 4⁰. Seine bedeutendsten Werke aber, durch welche er den Ruf eines der correctesten, aber auch dürrsten und steifsten lutherischen Scholastiker, des „mathematischen Schematisirers und Schöpfers der sog. definitiven Methode“ in der Geschichte der lutherischen Dogmatik sich erworben hat, sind seine dogmatischen Lehrbücher: 1. sein „Breviarium theologiae Hulsemannianum enucleatum et auctum“; 2. „Breviculus theologicus unica positione systema theologicum exhibens“ Leipzig 1675, 78, oft wiederholt und auch deutsch übersetzt, die gedrängteste Uebersicht der lutherischen Dogmatik, worin der Versuch gemacht wird, den gesammten Inhalt der lutherischen Glaubenslehre in einen einzigen, kunstvoll verschlungenen Satz zusammenzufassen, und 3. die weitere Ausführung dieses Schema's in dem „Systema theologiae XXIX definitionibus absolutum“. Leipzig 1680, 82, 85, 87, 98, 1704, 11.

Weiteres über sein Leben und seine Schriften s. bei Witten, Memoria theologorum, 2127 ff. — Vogels Leipziger Annalen. — Zedler, Universal-Lexicon Bd. 34, S. 1342 ff. — Jöcher, Gel.-Lexicon IV, 256. — Gaß, Geschichte der prot. Dogmatik I, 330. — Frank, Geschichte der prot. Theologie II, 30. — Schröckh, K. Gesch. seit der Ref. VIII, 10.

Wagenmann.

Scherz: Joh. Georg S., Germanist zu Straßburg, geb. 1678 und † 1754. Nachdem er auf der dortigen Universität bis 1698 studirt und sich besonders an den Polyhistor Schilter angeschlossen, dann eine Anzahl deutscher Städte und Universitäten, namentlich Halle und Rostock, besucht hatte, ward er 1702 zu Straßburg Professor der Moralphilosophie, 1711 Prof. der Jurisprudenz. Das Alter brachte dem bescheidenen Gelehrten manche Ehren, beschränkte aber durch ein schweres Steinleiden seine Arbeitskraft. Schon 1695 war seine „Dissertatio de lotionibus et balneis graecorum“ gedruckt worden: es folgte seine juristische Probeschrift de dotalicio 1701 und wiederholt Jena 1739/1740, an welche eine Reihe von rechtswissenschaftlichen, geschichtlichen, philosophischen Arbeiten sich anschloß. Ueber die Leistungen seiner Zeitgenossen hinaus reicht sein Verdienst um die altdeutschen Studien, die er insbesondere durch gelehrte und scharfsinnige Bestimmung der alten Wortbedeutungen förderte. In den Jahren 1704—14 erschienen unter dem Titel „Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen I—XI,“

aus der Hs., die S. selbst besaß, 50 Fabeln Boner's. Dann hat S. zum Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum seines Lehrers Schilter, welcher zu Ulm 1726—28 in 3 Foliobänden erschien, werthvolle Erläuterungen und Berichtigungen aus den Hss. gegeben, leider nur in Nachträgen, nicht im Texte selbst. Das lebenslang von S. gesammelte „Glossarium Germanicum medii aevi" ward erst durch J. J. Oberlin herausgegeben, Straßburg, 2 Bde. Fol. 1781, 84.

Programma in Exequiis . . . Arg. (1754). — Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. — J. Crueger, Straßb. Stud. 2, 440 ff.

Martin.

Schesäus: Christian S., Geschichtschreiber und Dichter, ist geboren in Mediasch, im Siebenbürger Sachsenland um das Jahr 1536, ein Sohn des Mediascher Stuhlsrichters Joachim S. Erwachsen unter dem Geisteswehen der eben im Sachsenland siegreich gewordenen Reformation, vorgebildet auf der, aus ihrem Leben gebornen neuen Kronstädter Schule, vom Frühjahr 1556 an auf der Universität in Wittenberg den höhern Studien sich widmend, spiegelt er in seinem Leben und Wirken den Geist wider, der mit der deutschen Kirchenverbesserung und dem deutschen Humanismus auch die Seele des fernen deutschen Stammes in Siebenbürgen zu neuem Leben führte und kräftigte. Nach seiner Rückkehr von der Hochschule Prediger in der eben evangelisch gewordenen, damals wesentlich noch deutschen Stadt Klausenburg, später Pfarrer in der rebenreichen sächsischen Landgemeinde Tobiasdorf, von der er ein liebliches Bild freundlichen Stilllebens gezeichnet, wurde er 1569 Stadtpfarrer in Mediasch, wo er am 30. Juni 1585 starb. Er ist einer der wenigen Zeitgenossen der Reformation in Siebenbürgen, von denen wir Mittheilungen über jene tiefe sittlich-religiöse Umgestaltung besitzen. Darin liegt in erster Linie die Bedeutung des Mannes, die sein Gedächtniß erhalten hat. Die groß angelegte Rede, die er dem Wunsch und Drängen seiner Freunde und Obern entsprechend, am 8. Mai 1580 vor der in Birthälm tagenden geistlichen Synode hielt: „De origine et progressu inchoatae et propagatae coelestis doctrinae in hac miserrima patria nostra" ist der erste zusammenfassende, wenn auch in Einzelnem dürftige Abriß der Reformationsgeschichte Siebenbürgens, in dem S. zeigen will, „durch welches große Wunder die Lehre des göttlichen Wortes unter so vielen uneinigen Nationen, so vielen Ungeheuerlichkeiten menschlicher Meinungen, unter so vielen Bürgerkriegen und gefahrvollen Wechseln des Regiments in diesem, fast mitten im Rachen der Türken gelegenen Winkel der Welt durch Gottes besondere Gnade begonnen, verbreitet, vertheidigt, erhalten worden". Die Arbeit, in zahlreiche handschriftliche Sammlungen des 16. u. 17. Jahrhunderts aufgenommen, in ihrem Werth bald erkannt und vielfach benützt, ist endlich in diesen Tagen auch durch den Druck veröffentlicht worden (G. D. Teutsch, Die Synodalverhandlungen der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Hermannstadt 1883, S. 230—251). Gewissermaßen eine pastorale Ergänzung hiezu enthält das „Bild vom guten Hirten" (Imago boni pastoris), in dem S. das seinem Freunde, Nicolaus Selnecker, Pfarrer in Leipzig, gewidmete Ideal des neuen evangelisch-geistlichen Amtes liebevoll zeichnet, nicht ohne im Hinblick auf die leidensvolle Zeit den guten Hirten selbst zu bitten: „Führ' du uns, rett' uns und schirme gegen den Feind uns, Niemand, wenn nicht du, schlägt ja die Schlachten für uns."

Früher noch, als die geschichtliche Arbeitsfreude Schesäus' im Gewand der feierlichen Rede Ausdruck fand, ist sie, der auch hier lebendigen humanistischen Bildung jener Zeit entsprechend, in der Form des epischen Gedichtes thätig gewesen. Die wechselvollen, an grausen Ereignissen so reichen Geschicke seines Vaterlandes, deren Zeuge er war, boten ihm den herben Stoff, den er nach

Virgil's Vorbild, des Verses und der Sprache in ungewöhnlichem Maße mächtig, mit lebendigster innerer Theilnahme zum Heldengedicht gestaltete. So entstanden seine „Ruinae Pannonicae“, von welchen die ersten vier Bücher mit einem Anhang 1571 in Wittenberg bei Clemens Schleich erschienen. Sie enthalten siebenbürgische und ungarische Geschichten von 1540—52 — darin eine reizende Schilderung Siebenbürgens und die kurze Darstellung der reformatorischen Bewegung im Lande —, dann den letzten Feldzug Soliman's in Ungarn (1566). Die beiden Aufgaben, die S. darin lösen wollte, zugleich Zeitgeschichte und ein Epos zu schreiben, haben natürlich eine der andern Eintrag gethan; so ernst er der Pflicht sich bewußt war, die jene ihm auflegte, die wirklichen Thatsachen, wie sie geschehen, voll und wahr darzustellen, so hat in ihrer Schilderung doch oft die Phantasie die Zügel ergriffen und die, immer auf geschichtlichem Boden stehenden Ereignisse und Personen mit dem vollen Licht und Reiz der Dichtung ausgestattet. So ist eine Reihe von Einzelgemälden entstanden, an Homerische und Vergilsche Schlachtbilder gemahnend, „Freskobilder, mit breitem, oft farbenprächtigem Pinsel gemalt“, in welchen „türkische und deutsche Kaisergewalt, asiatische Barbarei und christlich abendländische Cultur gegen einander drängen“, Heldenthaten und Verrath, edelste und dunkelste Seiten der Menschennatur in raschem blutigen Wechsel den Leser erschüttern, anziehen, abstoßen. Es ist kein Zweifel, daß das Werk aus der Freude ebenso an dichterischer Gestaltung, als an geschichtlicher Darstellung erwachsen ist; S. selbst bezeichnet als Zweck desselben unter anderem, daß andere fremde, von der mohamedanischen Fluth unversehrte und freie Nationen Geschrei und Klage der Gefesselten, der in der Finsterniß und im Schatten des Todes Sitzenden hören und zum Erbarmen bewegt werden mögen. Das flehende Wort, das er am Schluß des vierten Gesanges niederschreibt:

Doch du, Vater der Macht, des Vaterlandes gedenkend,
Bänd'ge die Herzen voll Haß und feßle die Stürme des Krieges!
Siehe, genug schon trank die Erde vom Blute der Bürger . . .
Mitten im wilden Gewog des grausamen Kampfes noch dauern
Wir, wie die Hand, die dort liegt hingestreckt auf dem Ambos:
Ueber ihr hebt sich des Hammers Last und zerschmetternder Schlag droht —

harrt heute noch zu nicht geringem Theil der Erfüllung.

Stephan Bathori, der König von Polen und Fürst von Siebenbürgen, dem S. die sechs letzten ungedruckten Bücher der Ruinae Pannonicae 1584 überschickt hatte, zeichnete ihn mit dem Lorbeer des Dichters aus. Die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Siebenbürgen entstandene „philohistorische Gesellschaft“ hat die vier ersten Bücher 1797 mit kritischen und andern erläuternden Noten und Excursen von der Meisterhand Karl Eder's (s. A. D. B. V, 642) neu herausgegeben; in unseren Tagen hat die tiefergehende Forschung seine Bedeutung als Dichter und Humanist in ebenso werthvollen als anregenden Darstellungen gewürdigt (Mich. Albert, Die Ruinae Pannonicae des Christian Schesäus im Schäßburger Gymnasialprogramm von 1873; Fr. Teutsch, Aus der Zeit des sächsischen Humanismus im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Band XVI, 233—1881).

G. J. Haner, Scriptores rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum. Viennae 1777. — Joh. Seivert's Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten. Preßburg 1785. — Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Band III, Kronstadt 1871. — G. D. Teutsch: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1885, XX, 211.

G. D. Teutsch.

Schetz: Gaspar S. (auch Schets, oder wie er sich latinisirte Schetus Corvinus), Humanist des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebensschicksale nur Weniges bekannt ist. Er war als der Sohn eines reichen Patriciers der Stadt Antwerpen, Erasmus S., daselbst geboren, war selbst Herr zu Grobendonck und Generalschatzmeister der gesammten Niederlande. In den Mußestunden seiner Jugendjahre schrieb er poëmata varia „tanta Musarum benignitate, ut cum primis poëtarum certare posset“ (Goropius), namentlich auch eine gelehrte Elegie an Eobanus Hessus. Er starb in Mons am 9. November 1580. Sein Sohn Anton, Baron von Grobendonck, welcher Ritter vom Orden des heiligen Jakobus und erster Gouverneur von Herzogenbusch wurde, hat sich in spanischen Diensten als tüchtiger Truppenführer ausgezeichnet.

Fr. Swertii Athenae Belgicae, 1628, S. 265. Danach Jöcher IV, Sp. 157. — J. Goropii Becani origines Antwerpianae 1569, S. 42.

R. Hoche.

Scheuchzer: Wilhelm S., Landschaftsmaler, geboren als der Sohn eines Pfarrers zu Hausen im Kanton Zürich am 24. März 1803, war erst zum Handwerk eines Zimmermalers bestimmt, wobei er durch gefährliche Einflüsse der Farbenbereitung in schweres Siechthum verfiel. Da inzwischen seine Neigung zu künstlerischen Beschäftigungen frühzeitig hervortrat, kam S. zu dem Landschaftsmaler Heinrich Maurer in Zürich (geb. 1744), dessen Unterricht den Knaben soweit förderte, daß er bei dem 1822 erfolgten Tode seines Lehrers schon kleine Prospecte für den Buch- und Kunsthändler Trachsler zu fertigen im Stande war. Schon im nächsten Jahre durchstreifte S. mit Mappe und Stift in Gesellschaft seines Freundes Reutlinger das reizende Berner Oberland, fleißig zeichnend und bedeutendere Versuche wagend; dann dehnte er seine Studien weiter aus, durchwanderte die welsche Schweiz und Oberitalien bis nach Mailand. Die Ausbeute dieser beiden Reisen war eine Reihe fleißig und mit ungewöhnlicher Delicatesse ausgeführter Aquarelle, welche ihm vom Kunsthändler Velten den Auftrag verschafften, das Fürstenberger Ländchen auf gleiche artistische Ausbeute zu durchziehen. Weitere Förderung wurde ihm durch den Fürsten von Fürstenberg, welcher mehrere Gegenden des Schwarzwaldes in Aquarell aufnehmen ließ, Blätter, welche durch S. auch auf Stein gezeichnet wurden. Außer der Lithographie versuchte sich S. in der Radirung und im Oelmalen und besaß hierdurch schon eine hübsche Routine, als derselbe 1829 nach München kam und Rottmann's Bekanntschaft machte, dessen berühmte Arcadenfresken durch S. öfter in Aquarell copirt wurden. Auch mit eigenen Bildern hatte S. alsbald Glück, da selbe im Kunstverein nicht allein gerne gesehen, sondern auch gekauft wurden. Sie besaßen den großen Vorzug der Anspruchslosigkeit und Treue, wollten nichts sein, als die Erinnerungen an die Natur und ihre schönsten Stellen und sprachen darum immer an. Sein geschmackvoller Vortrag und seine Fertigkeit im Aquarelliren machte ihn als Lehrer für Dilettanten im Landschaftsfache gesucht und verschaffte ihm Zugang in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. In Hohenschwangau malte S. 1836 als Erinnerung an die orientalische Reise des Kronprinzen sechs Landschaften (Smyrna, Troja u. s. w.) nach Zeichnungen von Michael Wittmer in Fresko zur vollen Zufriedenheit des hohen Auftraggebers. Nebst den Ansichten aus dem Schwarzwalde und aus Karlsruhe kamen noch viele Blätter für das von G. Franz herausgegebene „Malerische Baiern“ (gestochen von Poppel, Riegel und Kurz), ebenso „Erinnerungen an das bairische Hochland und das Allgäu“ (12 Blätter, gestochen von Poppel, bei G. Franz), andere Bilder Scheuchzer's wurden von ihm selbst oder durch Borum und Würthle lithographirt; seine glücklichsten Leistungen bewegen sich im Gebiete der Gebirgslandschaft und Architektur. Dazu gehören eine (von

Gf. Raczynski gepriesene) Ansicht des Klosters Kappel; der Comersee, Aussicht von der Grindelalpe, St. Wolfgangsee, das Graubündtnerthal, Calvarienberg zu Botzen; die Schlösser Hohenschwangau, Tirol, Sigmundskron und Rapperswyl; Mals im Vintschgau mit dem Ortles, die alte Capelle bei Taufers, Partie aus dem Oberinnthal, eine Sensenschmiede im Allgäu, die Insel Ufenau im Zürchersee (Neue Pinakothek zu München), Morgen am Vierwaldstättersee und andere Ansichten aus der Schweiz, aus Italien, Tirol, Graubünden, dem baierischen Hochland u. dgl. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete S. bis zu seinem am 29. März 1866 erfolgten Tode. Der größte Theil seines künstlerischen Nachlasses gelangte in die Sammlungen des baierischen Staates gegen eine Leibrente für die Wittwe des Künstlers.

Vgl. Nagler, 1845, XV, 199. — Lützow, 1866, I, 52. — Kunstvereins-Bericht für 1866, S. 58. — Maillinger, Bilderchronik 1876, I. Bd. (Nr. 3335 ff.)

Hyac. Holland.

Scheuermann: Samuel Johann Jakob S., tüchtiger, aber von den fachwissenschaftlichen Nachschlagewerken bisher gleichwol nicht beachteter Kupferstecher, gehört einem ursprünglich in Zofingen (Aargau) verbürgerten Geschlechte an, das der Pfarrer Sem S. 1577 nach dem benachbarten Aarburg verpflanzt hatte. Seine Eltern, Daniel S. und Maria geb. Schmid, beide in dem genannten Städtchen heimathberechtigt, wohnten in Bern, wo der erstere das Handwerk eines Kupferschmiedes betrieb. Hier am 20. April 1771 geboren und am folgenden 28. April im Großen Münster getauft, bestand Jakob S. nach Ablauf der Schuljahre seine Lehrzeit bei einem Berner Kupferstecher und ließ sich nach Vollendung derselben 1796 zur Begründung eines eigenen Geschäftes in Aarau nieder. Er verheirathete sich am 31. Januar 1798 mit einer dortigen Bürgerstochter, erwarb 1806 (nicht 1812) nach damaligem Brauche durch den Ankauf eines neuen Hauses vor dem St. Laurenzenthore das Bürgerrecht und versah neben seinem Berufe von 1802—10 noch die Stelle eines Zeichenlehrers an der aargauischen Kantonsschule. Seine Theilnahme an dem von Joh. Rudolf Meyer, Vater, (s. A. D. B. XXI, 587 ff.) veranstalteten und von dem Straßburger Geometer J. H. Weiß aufgenommenen großen Atlas der Schweiz (16 Blätter und Generalkarte, 1796—1802), dessen Stich er mit C. Guérin und G. Eichler ausführte, erwarb ihm mit einem Male weithin Anerkennung und Ruf. Mit erstaunlichem, durch eine feste Gesundheit begünstigtem Fleiße vollendete er seitdem eine Reihe geschätzter Arbeiten seines Faches, deren Aufzählung um so weniger unterbleiben darf, als ein solches Verzeichniß nur an ziemlich verborgener Stelle (s. u.) gegeben worden ist. Außer sechs Blättern des Meyer'schen Atlas, darunter die Generalkarte, sind aus seiner Hand noch hervorgegangen: die Karten der Schweizerkantone zum „Helvetischen Almanach" (1799—1822), eine von ihm selbst auch gezeichnete Karte des Kantons Aargau mit Ausführung der Höhen in getuschter Manier (1803; erneuert 1825), eine Karte von Vindonissa nach eigener geometrischer Aufnahme, Stapfer's und Thellung de Courtlary's Karte des Erguel, R. J. Bollin's „Plan von der Stadt und dem Stadtbezirk Bern" (1811; nach F. Roder's neuer Aufnahme 1831), Heinrich Keller's erste Reisekarte der Schweiz (1813; erneuert 1844), verschiedene Kupfer zu dem Schweizer-Taschenbuche „Alpenrosen" (1811—33, 1837—39), die nach J. R. Meyer's Relief der Schweiz von ihm gezeichnete und gestochene Karte zu der „Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern" (1813), einer Schrift, welche H. Zschokke nach den Aufzeichnungen der Gebrüder Meyer von Aarau herausgab (s. A. D. B. XXI, 595), David Breitinger's „Plan der Stadt Zürich" (1814), H. Keller's „Aussicht vom Weissenstein auf

dem Jura, Canton Solothurn“ (1818; Länge 196 Cm.), dessen kleinere „Aussicht vom Rigi-Kulm“ (1820; 92 Cm.), Stähli's „Aussicht vom Hohbühl bei Interlaken“, Keller's Panoramen vom Freudenberg bei St. Gallen (1821; 320 Cm.), vom Heiligenberg, der Borromäischen Inseln, von Chiavenna und vom Dom zu Mailand, K. Belliger's von Aarau „Panorama vom Schlosse Habsburg“ (1821; gemeinsam mit Chr. Meichelt), ein von ihm, Keller, Pfyffer v. Altishofen und Osterwald gezeichneter Atlas der Schweiz (1822; 19 Blätter und colorirtes Titelbild), Oberst Meßmer's Karte des Berner Oberlandes (1824; 2., verbesserte Auflage 1845), Keller's „Der Kanton Zürich mit seinen nähern Angrenzungen“ (1828 in Fol., 1831 in 4°; beide berichtigt 1843 und 1845), Keller's Wegekarten des Kantons Zürich, wovon die größere mit Darstellung der Kirchen und Schlösser in Ansicht (1828; berichtigt 1831 und 1839), desselben Panoramen von der Röthifluh bei Solothurn (1829) und vom Rigi-Kulm (das größere, 1836; 196 Cm.), dessen „Grundriß der Stadt Basel“ (1832; berichtigt 1844), zweite Reisekarte der Schweiz (1833; neue Ausgabe 1844) und Grundrisse Zürcherischer Ortschaften mit Ansicht der Kirchen und Schlösser. Endlich bewahrt das Künstlerbuch der Zofinger Stadtbibliothek eine Sepiazeichnung Scheuermann's: „Rettung der Zofinger Fahne im ersten Villmerger Kriege, 14. Januar 1656“. — Fast bis zum Ende vermochte er seiner Arbeit ungestört obzuliegen; doch trat in den letzten Jahren als Folge der sitzenden Lebensart eine Lähmung der unteren Körpertheile ein, welche ihn an selbständiger Fortbewegung hinderte, so daß man ihn täglich zum Arbeitstische tragen mußte. Der Tod erfolgte am 27. Januar 1844. Von seiner Gattin Magdalena Häfsig hinterließ er zwei Töchter und einen Sohn. Der letztere, Jakob Emanuel S., geboren am 25. Juni 1807 in Aarau, bildete sich unter der Leitung seines Vaters zu einem geschickten Kupferstecher aus, arbeitete längere Zeit mit diesem gemeinsam, dann für sich in Aarau und seit Ende 1859 in Zürich, von wo der bekannte Landkarten- und Panoramenzeichner Heinrich Keller (s. A. D. B. XV, 580 f.) schon vorher die mit seinem Vater gepflogene Verbindung auch mit ihm fortgesetzt und seinen bewährten Grabstichel mehrfach beansprucht hatte. Dort starb er am 13. August 1862. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: sieben auf einem Blatte vereinigte Karten zur Geschichte der Schweiz von 53 v. Chr. bis 1800 n. Chr. (1840), ein „Kleiner Atlas zur Schweizergeschichte für Lehranstalten und Geschichtsfreunde“ (1844; 10 Blätter in kl. 4°), Keller's „Die Schweiz mit den Entfernungen in Wegestunden“ (1844) und „Schul-Wandkarte der Erde“ (4 Blätter; 3. Aufl. 1860—61).

Der Schweizer-Bote, 41. Jahrg. 1844, Nr. 13 vom 30. Jan., S. 50a und Nr. 16 vom 6. Febr., S. 63b; wieder abgedruckt in: N. Nekrolog, 22. Jahrg., 1844, 1. Thl. (1846), S. 78 f. — F. X. Bronner, Der Kanton Aargau, 2. Bd., St. Gallen und Bern 1844, S. 50. — Der Unterzeichnete im „Katalog des Zofinger Künstlerbuches“, Zofingen 1876, S. 31 f. (Danach das oben im Text ergänzte Verzeichniß der Stiche Scheuermann's d. ä.) — Außerdem Familiennachrichten.

A. Schumann.

Scheuren: Johann Kaspar Nepomuk S., Landschafts- und Arabeskenmaler, geboren am 22. August 1810 in Aachen, half als Knabe seinem Vater beim Miniaturmalen und zeigte dabei ein bedeutendes Talent. Mit 15 Jahren wurde er zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben, aber nach einem Jahr nahm ihn sein Vater wieder zu sich. 1829 bezog er die Akademie zu Düsseldorf, wo er sich im Landschaftsfache ausbildete. Schon 1832 erregte eine Landschaft im niederländischen Charakter Aufsehen und wendete ihm viele Aufträge zu. 1835 verließ er die Akademie und machte Reisen nach Holland, München,

Tirol und Oberitalien. Durch das Studium alter und neuer Meister suchte er seine Technik zu vervollkommnen, die Romane Walther Scott's regten in ihm eine eigenthümlich romantische Kunstrichtung an. Er faßte die Natur in phantastischer Weise auf, oft auf Kosten der Wahrheit, aber alle seine Erfindungen sind von Poesie durchhaucht. Die eigentliche Heimath seiner Darstellung ist der Niederrhein. Eine weite Ebene dehnt sich aus, bedeckt von Wiesen und Fruchtfeldern, friedliche Hütten sind darauf verstreut; regsame Windmühlen, einzelne Baumgruppen beleben die Silhouette, über kleine Wäldchen ragen die Zinnen einer alten Burg empor, auf einem großen ruhigen Fluß gleiten Segelboote leicht dahin. Auf brauner Haide treibt sich allerlei Gesindel, Zigeuner und Räuber, herum. Eine weite spiegelnde Wasserfläche trägt Kähne mit Kriegsvolk im Kostüm der Wassergeusen. In gebirgigen Gegenden mit scharfkantigen Felsen lagert abenteuerliches Kriegsvolk. Gewitterlicht über verborgenen Waldplätzen mit einsamen Hütten. Sonniges Tageslicht über Mühlen und rauschenden Bächen. Dämmerndes Waldinneres mit grasenden Rehen. Der Frühling legt sich mit sanfter Heiterkeit über seine Bilder, der Wald erschauert unter den Herbststürmen, der Winter ist einsam und trübe. Seine Lüfte sind überaus klar und duftig, die Wolken ziehen leicht und luftig über das reine Blau, der leichte Hauch spielt in dem flockigen Laubwerk der Bäume. Weniger ist es ihm gelungen, die italienische Landschaft wiederzugeben. Schon in den Landschaften spielt die Staffage eine große Rolle. Oft tritt dieselbe selbständig auf in romantischen Genrebildern. Er zeigt das Treiben der Mönche in ihren Zellen und Kreuzgängen, die Ritter in den Hallen tafelnd, von dem wilden Leben ausruhend in den Grüften. Seine vorzüglichsten Oelbilder sind: „Niederrheinische Landschaft“ im Besitz Eduard Bendemann's, „Gebirgslandschaft“ und „Morgenlandschaft“ im Museum zu Leipzig, „Der Pilger“ im Besitz der Fürstin von Hohenzollern, „Holländische Landschaft“ in der Galerie Ravené in Berlin. Nicht weniger als durch seine Oelbilder ist er bekannt durch seine Zeichnungen und Aquarelle. Er verflicht mehrere Bildchen, die einen gedanklichen Zusammenhang haben, in ein geistreich erdachtes System von Arabesken. Viele dieser Entwürfe waren Albumblätter für den Privatbesitz, andere zu Adressen und Diplomen bestimmt. Ein Blatt ist für den Aerzteverein in Düsseldorf entworfen und stellt das medicinische Leben in seinen Erscheinungen und unter Symbolen dar. Andere Blätter dienen als Titel für mehrere Jahrgänge des Düsseldorfer Künstleralbums. Shakespeare, Goethe und Schiller verherrlicht er in ihren dichterischen Gestalten, Balladenstoffe hat er in Arabesken verflochten. Zu Werken dieser Art gehören sein „Rheinwerk“ in 27 Aquarellen im Museum zu Köln, „Chor aus der Braut von Messina“, 7 Blätter im Museum zu Berlin, ein zweites „Rheinwerk“ in 50 Blättern, „Koblenzer Erinnerungsblätter“ für das deutsche Kaiserpaar, die „Chronik der Universität Straßburg“. Auch ein Heft mit Radirungen hat er (Mannheim 1842) herausgegeben. 1856 wurde S. Professor der Düsseldorfer Akademie. Nicht nur durch seine Kunst, sondern auch durch sein originelles Wesen war er eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Düsseldorf. Er war mit einer Aachener Sängerin in der glücklichsten Ehe vermählt und starb am 12. Juni 1887.

Max Zimmermann.

Scheurer: Kaspar S., katholischer Theolog, geboren zu Wien, daselbst † am 14. October 1759. Er trat in den Augustinerorden, war in demselben von 1728—45 Lector der Theologie, wurde Dr. theol., Assistent des Generals für Deutschland bis 1755, bekleidete seit 1752 auch das Amt des Priors in Wien, seit 1758 des Provinzials der österreichischen Provinz, wurde nach der Reform der Universitäts- und insbesondere theologischen Studien des Jahres

1752 Examinator für die Doctoranden der Theologie, 1753 Decan der theologischen Facultät, deren Senior er war. Schriften: „Theses theologicae“ etc. 1729, fol.; „Diss. hist.-theol. in quaestionem: utrum Gregorius V. P. M. septem electores S. M. J. constituerit? proposita in consessu theologico“ die 5. Jan. 1758; „Quaestio critica, an verba, quae saepe ex Cyrilli thesauro D. Thomas citat de potestate pontificis: oportet nos membra cet. Cyrilli sint, ut tuetur Labbeus, an ei affata? ut du Pin extra controversiam esse non sine doctoris angelici contumacia arbitratur?“ Decisa in consueto doctorum congressu habito die 2. Sept. a. 1754; „Qu. can.-theol., an pontifex inconsultis cardinalibus et theologis possit ferre leges universum orbem christ. obligaturas?“ Decisa in consueto doctorum congr. hab. die 3. Jan. 1756.

Ossinger, Bibl. Augustin. p. 811.

v. Schulte.

Scheurl: Christoph S., geboren am 11. November 1481 in Nürnberg als Sohn des 1467 aus Schlesien dahin ausgewanderten Christoph Scheurl und der Helena Tucher, empfing seine Gymnasialbildung von März 1496 bis Herbst 1498 in Heidelberg; für den geistlichen Stand bestimmt, wandte er sich doch 1498 in Bologna dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu. Im October 1500 reiste er nach Venedig, Loretto und Rom, wo er dem großen Jubiläum beiwohnte und die Weihe erhielt. Von seinen Reisen, die er auf fast ganz Italien ausgedehnt hatte, kehrte er nach Bologna zurück, wo er 1504 durch die Wahl zum Syndicus der deutschen Station ausgezeichnet wurde, ein höchst ansehnlicher Posten, den er zwei Jahre lang ehrenvoll bekleidete. Am 23. December promovirte er zum Doctor beider Rechte. Seine Einführung in das politische Geschäftsleben fand wenige Jahre später statt, als er einer Gesandtschaft Kaiser Maximilian's, welche dessen Romzug in Italien vorbereiten sollte, als Dolmetscher und Unterhändler für den Verkehr an den italienischen Höfen beigegeben wurde. Nicht durch Empfehlung Staupitzens, als Scheurl's „Studienfreund“, wie v. Soden und nach ihm Andere mittheilen, sondern auf jene des Propstes Dr. Sixt. Tucher und dessen Bruders Anton Tucher und unter Mitwirkung des kurfürstlichen Raths Degenhart Pfeffinger, wozu eine persönliche Verwendung von Scheurl's Vater auf dem Reichstage zu Köln im Jahre 1505 hinzukam, berief ihn Kurfürst Friedrich von Sachsen als Lehrer der Rechte mit einem Jahresgehalt von 80 Goldgulden an die neugegründete Universität Wittenberg. Erst im folgenden Jahre, nachdem S. schon Herbst 1505 Schritte gethan hatte, um die Einwilligung des Nürnberger Raths zum Eintritt in kursächsische Dienste zu erlangen, wurde Staupitz, der damals in Italien war, um die päpstliche Bestätigung für die Universität Wittenberg zu erholen, mit S. bekannt, dessen Promotionsact und Doctorschmauß er beiwohnte, offenbar, weil S. schon für Wittenberg bestimmt war. 1497, in welchem Jahre S. als sechzehnjähriger seine Studien in Bologna begann, war Staupitz bereits magister artium und lector theologiae in Tübingen. S. nennt ihn freilich seinen „praeceptor“, aber durchaus im allgemeineren Sinne. 1507 verhandelte Staupitz in Weimar mit ihm im Auftrag des Kurfürsten über die Bedingungen, unter welchen er die Professur in Wittenberg übernehmen sollte und ließ ihn durch zwei Mönche dorthin geleiten. Am 8. April 1507 traf S. in Wittenberg ein. Schon am 1. Mai, als er kaum zwölf Vorlesungen über den usus feudorum gehalten hatte, übernahm er das Rectorat, das er mit großem Erfolg und zu allgemeinem Beifall führte. Auch sonst wurde er durch Ehren ausgezeichnet. 1508 wurde er zum herzoglichen Rath, weiterhin zum Assessor des herzoglich-sächsischen Gerichts zu Leipzig und Altenburg ernannt. Der Kurfürst und die Herzöge von Sachsen be-

dienten sich seiner wiederholt zu diplomatischen Sendungen, auch in Angelegenheiten und als Gesandter der Stadt Wittenberg ließ er sich verwenden. Ohne Zweifel wäre S. in sächsischen Diensten zu noch höheren Stellen und Ehren emporgestiegen. Schon war er als Kanzler in Ostfriesland in Aussicht genommen, als der Wunsch seiner Eltern, welche ihren Sohn in der Vaterstadt angestellt zu sehen wünschten, seinem Leben eine ganz andere Richtung gab. Durch die Einwirkung des vordersten Losungers und Reichsschultheißen Anton Tucher, dessen Beistandes sich die Mutter versichert hatte, geschah es, daß S. als Rathsconsulent in die Dienste seiner Vaterstadt gezogen wurde. Schon am 9. December 1511 war seine Berufung im Rathe beschlossene Sache, am 5. Januar 1512 war er schon in Nürnberg, wo er auf des Raths Befehl den Wein geschenkt erhielt, wenige Tage später schloß er mit ihm seinen Vertrag zunächst auf fünf Jahre mit einem Jahresgehalt von 200 fl. ab, am 12. April trat er seine neue Stellung an. Er wurde zugleich auch als Assessor am Stadtgerichte mit noch 40 fl. Besoldung angestellt. Unterschiedliche Vergünstigungen wurden ihm zugestanden: so durfte er für seine Verwandten advocieren und selbst in peinlichen Sachen Rathschläge ertheilen.

So war denn S. von dem rein wissenschaftlichen Beruf des Rechtslehrers zu dem geschäftsmäßigen des reichsstädtischen Beamten übergetreten. Dieser mochte ihm nicht stets behagen, wie er sich denn auch einmal dahin ausspricht, die Obliegenheit eines Rathsconsulenten bestehe darin, den ganzen Tag und zuweilen auch noch einen Theil der Nacht zu arbeiten, niemals habe er Ruhe. Ein anderes Mal beklagt er sich, er könne nicht mit Sicherheit außerhalb der Stadt übernachten, zu jeder Stunde müsse er sich bereit halten, er könne nicht ärger gebunden sein. Allerdings wisse er, fügt er hinzu, daß der Mensch nicht zur Muße, sondern zur Arbeit geboren sei. Scheurl's Stellung war übrigens eine höchst ehrenvolle. Seine Bedeutung fand volle Anerkennung im Rath. 1514, als dieser eine Verbesserung des unter dem Namen der Nürnberger Reformation bekannten Civilgesetzbuches veranstaltete, zog er S. zu Rathe. Das Vertrauen in seine Tüchtigkeit berief ihn weiter zu den schwierigsten diplomatischen Geschäften und Sendungen. Verweilen wir zunächst bei diesem Theile seiner Thätigkeit. Im Jahre 1513, wenige Wochen nach seiner Hochzeit mit der Katharina Fütterer, wurde er zugleich mit Niklas Haller zu einer Mission nach Spanien ausersehen, um dem neuerwählten König Karl V. Glück zu wünschen, dann aber auch in verschiedenen Angelegenheiten, wie in der Weinzollstreitigkeit der Stadt mit Markgraf Kasimir von Brandenburg, wegen Bestätigung der im baierischen Krieg eroberten Besitzungen, wegen Abhaltung des ersten Reichstags in Nürnberg und anderer Punkte halben am königlichen Hofe zu verhandeln. Am 18. October langten die Gesandten in Barcelona an. Ihr Empfang war ein höchst ehrenvoller. S. war der Wortführer und erntete als geschickter Redner allgemeinen Beifall. Während der sechzig Tage, welche die Gesandtschaft bei Hofe zubrachte, wurde sie durch große Ehren ausgezeichnet und ihr eine günstige Erledigung ihrer Angelegenheiten in Aussicht gestellt. 1522 war er unter den Gesandten, die das Reichsregiment an Erzherzog Ferdinand nach Wien und den König von Ungarn nach Neustadt abschickte, um wegen der Rüstungen zu dem Türkenkrieg zu verhandeln. Nach Abfertigung der Gesandtschaft hielt ihn der Erzherzog noch allein zurück, um sich seiner bei einem Rechtsstreit zu bedienen. Im Auftrag der Reichsstadt Windsheim begab sich S. noch im selben Jahre als Anwalt zu einem Tage nach Ansbach, dann im Anfang des folgenden Jahres nach Augsburg behufs Vertretung seiner Vaterstadt in einem Rechtsstreit, der zwischen ihr und Wolf Ketzel schwebte. Das Jahr 1523 führte ihn an den kaiserlichen Hof. Der Nürnberger Reichstagsabschied vom

Februar dieses Jahres war nicht nach den Wünschen der Reichsstädte ausgefallen. Sie hielten daher einen Tag zu Speier ab, an dem sie die Entsendung einer Botschaft an den Kaiser beschlossen. Straßburg, Metz, Augsburg und Nürnberg wurden mit der Ausführung dieses Beschlusses betraut. Nürnberg ernannte als Vertreter Clemens Volkamer und Christoph S. Aufgabe der Gesandtschaft war es, wegen der Zollbesteuerung und der Monopole, sowie weiterhin wegen der Unterhaltung des Kammergerichts und des Sicherheitszustandes im Reich in Unterhandlung zu treten. Bei der feierlichen Audienz, die Kaiser Karl V. am 9. August zu Valladolid in einer glänzenden Versammlung von Großen, Bischöfen und Botschaften der Gesandtschaft ertheilte, fiel S. die Rolle des Redners zu. Auf der Rückreise wurde er auch von König Franz I. zu Lyon in Audienz empfangen. Am 6. September schiffte er sich ein, mußte aber die Seereise wegen heftiger Stürme aufgeben und langte erst am 10. December wieder in Nürnberg an. Als im J. 1524 durch den Augustinerprior Wolfgang Volbrecht, dann in den beiden Hauptpfarrkirchen durch die Pröpste Georg Peßler und Hector Pömer eine Reihe wichtiger Kirchenceremonien abgeschafft und mehrfache Neuerungen im Gottesdienst eingeführt worden waren, ließ der Rath, der dieses Vorgehen schon wegen der entgegenstehenden kaiserlichen Mandate nicht billigen konnte, den Pröpsten ernstliche Vorstellungen machen. Diese aber zeigten sich keineswegs geneigt, die getroffenen Maßregeln wieder zurückzunehmen, sie erklärten, daß sie damit gegen ihr Gewissen handeln würden. Um sich zu entschuldigen, schickte nun der Rath eine Botschaft, wozu Christoph Kreß, Clemens Volkamer und Christoph S. gehörten, an den kaiserlichen Statthalter Erzherzog Ferdinand, der damals auf Veranlassung des Cardinallegaten Campeggi mit mehreren Bischöfen und den Herzögen von Baiern eine Zusammenkunft in Regensburg hielt. S. benahm sich außerdem noch mit dem Cardinallegaten in längerer, vertraulicher Unterredung, bei welcher Gelegenheit er den Rath auf das nachdrücklichste in Schutz nahm. Weiterhin entsandte der Rath in derselben Angelegenheit S. mit Christoph Kreß und Martin Tucher an Bischof Weigand von Bamberg. S., der das Wort führte, suchte den Rath mit Glimpf aus der Sache zu ziehen. Jene Aenderungen seien gegen dessen Wissen und Willen eingeführt worden, er könne aber solange dagegen nicht einschreiten, bis die Prediger des Irrthums überwiesen seien. Auch wegen der nach dem Evangelium begierigen Bürgerschaft könne er nichts unternehmen, ohne sich üble Nachreden und Beschwerden zuzuziehen. Er stelle sich auf den Boden der Beschlüsse des letzten Nürnberger Reichstags. Der Bischof selbst möchte die Pröpste und Prediger als Ordinarius kraft seines Amts verhören, da der Rath in Bezug auf Kirchen- und Hirtenamt ihr Richter nicht sein könne. So blieb es bei den eingeführten Aenderungen. An den Reichstagsverhandlungen zu Augsburg im J. 1530 hat S., entgegen der v. Soden'schen Darstellung, nicht theilgenommen. Aus seinem „Reisbuch" ergiebt sich nämlich, daß er erst im Herbst 1530 dort verweilte „denen von Augsburg zu guten" in Sachen Stephan Peurlein's am Hofgericht, das damals in Augsburg tagte.

S. war der reformatorischen Bewegung in ihren Anfängen nicht nur nicht abgeneigt, sondern ein eifriger Anhänger derselben. Schreibt er doch 1519 an Johann Eck, er sei mit den Meisten der Ansicht Amstorff's, welcher sich in seinen Briefen darüber beklage, er, ja die ganze Welt sei von Thomas und Scotus hintergangen und sei nicht den Ecclesiastikern gefolgt, ihre und Luther's Lehre sei fest, lauter, katholisch, unüberwindlich, unzerstörbar. An Luther schreibt er damals: „Ich möchte sterben, wenn Jemand bei uns Christum predigen sollte außer unserem Wenzeslaus und Einigen, die ihm folgen". Mit Luther und den übrigen Reformatoren stand er um diese Zeit in lebhaftester Correspondenz, er stellt sich zunächst ganz auf ihre Seite, berichtet unablässig

über den Fortgang der Bewegung, ermuthigt und ermuntert und bekundet seine Freude. Aber nicht lange hält diese Regung vor, sie erschlafft, hört ganz auf, verkehrt sich in ihr Gegentheil. S. vermochte einmal nicht mit dem lebhaften Gang, den die Bewegung nahm, Schritt zu halten, ebensowenig, wie Christoph Fürer, der ältere, und Wilibald Pirkheimer. Allerdings zeigt sich in dem Verhalten dieser Männer ein in die Augen fallender Unterschied. Fürer sowohl wie Pirkheimer mochten vor den Consequenzen, die die neue Lehre nach sich zog, erschrecken, sie mochten die Auswüchse fürchten, die bei einer so gewaltigen, alle Verhältnisse erschütternden Bewegung nothwendig zu Tage treten mußten, aber sie verließen nicht — von Pirkheimer kann das mit Bestimmtheit behauptet werden — den Boden der Reformation und den Standpunkt des Protestes. Anders dagegen S., der die Sache der Reformation aufgab und zur Fahne der alten Kirche zurückkehrte. Sein Eindringen in die große Bewegung ging nicht weit unter die Oberfläche hinab. Trotz aller Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen, von denen seine Briefe an Luther, Melanchthon, Spalatin u. a. überfließen, dringt er doch nirgends in das Wesen der Sache ein. Fast gewinnt es den Anschein, als habe er mehr die Beziehungen zu den berühmten Männern, als zu den Reformatoren des kirchlichen Lebens aufgesucht und unterhalten. Es zeugt von nicht geringer Eitelkeit, wenn er diese Männer ebenso zu seinen Correspondenten und näheren Freunden zählen will, wie andererseits einen Johannes Eck, den er schon früher kennen gelernt hatte. Sein Verhältniß zu Eck war ein viel vertraulicheres wie jenes, das ihn mit den Reformatoren verband. Es ist, als ob er auf die Freund- und Gönnerschaft dieses Mannes ein ganz besonderes Gewicht gelegt hätte. Ueberschwengliche Freundlichkeit, sich selbst erniedrigende Bescheidenheit und schmeichlerische Unterwürfigkeit treten immer wieder in den zahlreichen Briefen hervor, die er an den späteren Hauptgegner Luther's richtet. Er will zwischen beiden Parteien vermittelnd und versöhnend wirken. Und es mag ja in der That der Fall sein, daß ihn die aufrichtigsten Absichten beseelten, wie es auch hervorgehoben zu werden verdient, daß er nirgendwo bei der einen Seite sich über die andere beklagt oder auch nur in leisester Andeutung mißliebig ausläßt. Eck, der Mißtrauen in ihn setzte und glaubte, er neige zur Lutherischen Partei, erwidert er am 10. April 1519, wenn dies wirklich der Fall wäre, so würde er sich mit Vielen in der gleichen Lage befinden. Wenn Eck annehme, daß er Luther mehr als ihm gewogen sei, so möge er Folgendes beherzigen. Mit den Predigern sei er aufgewachsen, unter den Augustinern erzogen, mit diesen nach Wittenberg gekommen und mit ihnen verbinde ihn die größte Vertraulichkeit. Mit Rechtlichkeit vereinigten die meisten von ihnen ausgezeichnete Gelehrsamkeit. Luther selbst habe seine Freundschaft nicht verschmäht. Mit Eck andererseits habe er nicht so sehr Freundschaft als vielmehr Brüderschaft geschlossen. „Du hast mein Haus“, fährt er fort, „das sich um dich in keiner Weise verdient gemacht, . . der Gastfreundschaft eines so großen Mannes, wie du bist, gewürdigt, was mir bei den Vornehmsten zur Ehre gereichte; du hast dich gegen uns stets so bewiesen, wie ich es bei meiner Geringfügigkeit nicht einmal wünschen durfte. Deßhalb habe ich es längst bei mir beschlossen, die Freundschaft beider Theile zu vermehren, um nicht zu sagen, zu erhalten, keinen so hoch zu schätzen, als daß ich daran denken könnte, dem anderen Abbruch zu thun. Jedem bin ich wohl, Jedem bin ich geneigt und gewogen und wünsche Gleiches von Anderen. Ihr selbst möget sehen, was ihr durch diese euere Streitigkeiten nützen, daß ihr nur Haß ernten werdet. Euere Zänkereien, Streitigkeiten und Mißhelligkeiten gehen mich nichts an. Ich war der Herold euerer Trefflichkeit und der Stifter euerer Freundschaft, ich habe nichts mehr gewünscht als die geschlossene Freundschaft zu befestigen; wenn es anders kommt,

so schmerzt mich das. Diesen Entschluß legen mir die einen als Schwachheit aus, die andern stempeln mich zum Zwischenträger. Schwer ist es, Männern zu gefallen, die von feindlich sich gegenüberstehenden Meinungen beseelt sind, ich selbst aber bin mir meiner unverbrüchlichen Treue bewußt". War S. bei Eck schon in den Verdacht der Unzuverlässigkeit gekommen, in welchem Lichte mußte er erst einem Luther und Melanchthon erscheinen! Seine innige Freundschaft mit Eck war eine allgemein bekannte Thatsache. Hatte dieser doch sogar auf seiner Rückreise von der Leipziger Disputation am 29. August 1519 zur Hochzeit Scheurl's sich eingefunden, wo er sich auch an dem Tanze betheiligte und zwar nicht, ohne Glück bei den Damen zu finden (non invita Venere). Das mußte S. nothwendig bei den Reformatoren in den Verdacht der Zweideutigkeit, der Achselträgerei und Unredlichkeit bringen. Kein Wunder, daß er sich hier reinzuwaschen sucht. Dies geschieht in einem Brief an Melanchthon vom 1. April 1520, dem letzten, den er an ihn richtete. Er spielt darin auf eine ihn treffende Stelle im Eccius dedolatus an, welche ihn als Spion in Auskundschaftung der Luther'schen Händel und als den falschen Freund Luther's hingestellt hatte, wenn er in die Worte ausbricht: „Welche Geheimnisse von euch konnte ich verrathen, oder was sollte Eck bei mir auskundschaften?" Dann entschuldigt er sich wegen Eck's Anwesenheit auf seiner Hochzeit. Es sei Zufall gewesen, daß Eck gerade damals, von der Leipziger Disputation heimreisend, in Nürnberg eingetroffen sei. Und wenn nicht die Aussicht auf die bevorstehende Botschaft nach Spanien die Hochzeit beschleunigt hätte, so würde er gewiß auch die Wittenberger als willkommene Gäste erwartet haben. . . „Keiner der Anführer", schreibt er weiter, „wird durch meinen Beitritt bereichert, keiner bewirbt sich um mich, ja begehrt mich nicht einmal. Erasmus hält sich neutral, er haßt die Namen der Parteiungen als etwas wahrhaft hassenswerthes, weil wir alle Christi sind. Unsere Vornehmen und fast auch die Leute aus dem Volke, sowie auch alle Gelehrten sind dem Herrn Martin günstig gesinnt. Die Klosterleute treten aus ihren Orden, einige schreiben Bücher von wenig Werth, während doch nichts weniger als dies ihre Aufgabe sein kann. Wir trennen uns und es bilden sich innere Parteiungen. Wie sehr wünschte ich, die einfache Lehre kehrte zurück! Laßt die gegenseitige Liebe walten! Ich bin der allerruhigste Mensch. Zwietracht, Zank, Beleidigungen und Verspottungen sehe ich den Meisten mißfallen. Dr. Martinus habe ich stets von Herzen geliebt, Eck, meinen alten und wohlverdienten Freund, stoße ich in keinem Fall zurück. Ich höre viele Köpfe, viele Meinungen und schwöre nicht auf die Worte des Einen zum Nachtheil des Andern. Ich wünsche nur, wir wären eins in Christo und kämen uns brüderlich entgegen. Daher komme ich bei Einigen in den Verdacht der Schwäche, werde zum Stadtgespräch und durch wunderbare Märlein verspottet". Man sieht hier bereits den Umschwung bei S. beginnen und dies merkwürdiger Weise nur wenige Monate später, als er in einem Brief an Luther als dessen eifrigen Anhänger sich gezeigt und bei Eck sich wegen seiner Beziehungen zu den Reformatoren so energisch vertheidigt hatte. Nachdem ihm die Augen aufgegangen, daß der Bruch zwischen der alten Kirche und den Reformatoren unvermeidlich geworden, zieht er sich von diesen zurück. Dies ist ohne Zweifel der Punkt, von dem aus sein ganzes Verhalten erst die richtige Beleuchtung erhält. S. hat im Grunde genommen der katholischen Kirche nie aufgesagt. Er spricht sich darüber nicht aus, ja er wirkt als Beauftragter des Raths noch im Dienst der Reformation, so bei dem Religionsgespräch im Jahr 1524 zwischen der alten und neuen Richtung auf dem Rathhaussaal, bei welcher Gelegenheit er den Vorsitz führte und den einleitenden Vortrag hielt. Aber jener eben angeführte Brief und sein sonstiges Verhalten, wie der Abbruch seiner Beziehungen zu den Refor-

matoren um diese Zeit sprechen durchaus dafür. Wie tief dieser Riß ging, zeigte sich, als er 1533 auf der Rückreise von Schlesien, das er besucht hatte, Wittenberg berührte. Er begrüßte zwar die Fürsten, im übrigen aber hatte er, wie er sich ausdrückt, für Wittenberg, sonst die Pflegerin der Wissenschaften und der Frömmigkeit, keine Neigung mehr, ja er verabscheute es vielmehr „als den Herd der Irrthümer und die Hölle aller Ketzerei". Aber so ganz konnte er doch dem Reize nicht widerstehen, die Stadt wiederzusehen, in der er einst als Lehrer des Rechts gewirkt hatte. Er blieb einen Tag dort. Luther besuchte er nicht, weil er, wie er sich ausdrückt, aller Heuchelei abhold war. Melanchthon sah er die Rede pro Milone vorlesen. Die Studenten empfingen ihn mit Geschenken und einer äußerst glänzenden Rede, seiner Dienste eingedenk. . . Am Schluß seines Berichts bemerkt er in einer Weise, die für seine Stellung zur Reformation charakteristisch ist: „Bei uns erkalten die Angelegenheiten der Lutheraner und dienen zum Gespött, denn die Meisten beklagen die Noth der Zeit und sehnen die wahre Verehrung Gottes und die reine Erkenntniß des Wortes Gottes herbei". 1536 schreibt er an Otto Beckmann, an den auch der eben angezogene Bericht sich gewendet hatte: „Ich werde mit der Gnade Gottes bis zum letzten Lebenshauch in der Einheit der katholischen Kirche verharren, denn ich bin dahin gelangt, daß ich Gunst und Haß der Lutheraner wenig achte, es gehe wie es wolle" und im folgenden Jahre an Georg Witzel, der ihn zum Verharren bei der alten Kirche ermahnt hatte: „Es war schon lange bei mir beschlossen, und ich vertraue der Güte Gottes, es werden auch Andere in die Gnade der allgemeinen Kirche zurückkehren. Viel ließe sich über Jene schreiben". An Haß und religiösen Fanatismus aber streift es fast, wenn er am 4. December an einen ungenannten Prälaten schreibt: . . „Von Leipzigk hab ich von einem der Luthers wurmbische instruction gelesen hat des lauts, das er alle seine artikel stracks gehalten haben, veterem ecclesiam ganz idolatram machen, vitam monasticam austilgen, universitates sinagogas satane achten und den seinen der kloster gutter zueignen wil, hoc dicit in summa, nit weis ich, was unser doctor Eck nachgeben und letzlich draus werden wil".

Zur näheren Erkenntniß des Charakters Scheurl's ist auch sein Verhältniß zu Wilibald Pirkheimer ins Auge zu fassen. In einem Briefe vom 26. Juni 1527 an Hutten stellt Pirkheimer ihn unmittelbar nach Reuchlin, Melanchthon und Luther, und mit Spengler in eine Linie. Aber dies Urtheil beweist nur, wie wenig Pirkheimer Scheurl's Gesinnungen und Ueberzeugungen kannte, der damals längst in das alte Lager zurückgekehrt war. Ueberdies darf man das Lob, das ihm hier gespendet wird, nicht gar zu hoch anschlagen: ist es doch derselbe S., den Pirkheimer im gehobelten Eck den dolor beider Rechte genannt und als ruhmredig, abgeschmackt, stolz und anmaßend hingestellt hatte. Zwischen beiden Männern bestand ein grundsätzlicher Gegensatz in der ganzen Charakterbildung. Pirkheimer offen und entschieden, wahrheitsliebend und für das als recht Erkannte mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit einstehend, dabei reizbar und gewaltthätig, S. dagegen geschmeidig und hofmännisch, unentschieden in seiner ganzen Haltung, zurückhaltend und kühl, und nicht wenig eitel — das waren freilich Naturen, die sich vertrugen wie Wasser und Feuer. Daß der Bruch erst so spät eintrat, hatte wohl darin seinen Grund, daß sie allem Anschein nach, weil sie sich eben abstießen, den persönlichen Verkehr auf das nothwendigste beschränkten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Pirkheimer's Abneigung schon lange vor dem eigentlichen Bruche Nahrung fand. 1513 hatte S. auf den gestorbenen Propst Anthoni Kreß von St. Lorenzen eine sogenannte Parentation im Druck erscheinen lassen, die das Mißfallen des Raths in höchstem Grade erregte, weil darin die Ernennung des neuen Propstes Georg Beheim aus

der bürgerlichen Familie dieses Namens in vorlauter Weise, die von den patricischen Geschlechtern vielleicht als beleidigend empfunden wurde, gerühmt worden war. „O göttlicher Rathschluß, o himmlische Gnade, o glückliches Volk!“ ruft er am Schlusse des Schriftchens aus. „Jüngst erließ der Rath dem Volke den Marktzoll; sterben möchte ich, wenn ich glaubte, daß die Väter durch diese Ernennung nicht mehr gefallen hätten, als durch jenen Nachlaß des Marktgeldes. Dann ist der Markt billig, wenn der Magistrat Gottesfurcht mit der Macht verbindet. Bei dieser Wahl wurden weder der Blutsverwandtschaft, noch dem Ehrgeiz, noch der Fürsprache Concessionen gemacht, nur der Gelehrsamkeit, nur der Unbescholtenheit, nur dem lauteren Lebenswandel wurde Rechnung getragen, wenn auch die Familie Beheim bei unseren Vorfahren in Ehren steht, alt und tüchtig ist, in welcher zu unserer Zeit mehr Gelehrte zu finden, als in irgend einem anderen Hause, weß Namens auch immer. . .“ Der Rath fand, daß das Büchlein viel schimpfliche Punkte und Artikel bezüglich der Vordersten vom Regiment und anderer Personen und Sachen enthalte und ließ S. sagen, er trage dieses Gedichts und daß er es also habe drucken und ausgehen lassen, ein Mißfallen, denn es gereiche einem Rath und besonders den Personen des Regiments mehr zur Unehre, als zu Lob und Ehre und ihm selbst als einem Patron und Dichter desselben zu Schmach und Unglimpf. Es sei eines Rathes ernstlicher Befehl und Meinung, er solle zur Vermeidung weiteren Unraths seinethalben alle solche Büchlein sofort zu seinen Handen nehmen, sie abthun, sie weder verkaufen noch verschenken. Auch dem Drucker wird der fernere Verkauf untersagt. S. entschuldigt sich darauf, er habe das Büchlein in guter Meinung geschrieben und sich nicht versehen, daß Jemand deßhalb sollte Beschwerde gehabt haben, er wolle indeß dem Befehle des Raths Folge leisten. Es ist dies, soweit uns bekannt, der einzige Fall, daß S. mit dem Rath in ernstlichen Conflict kommt, aber dieser eine Fall wiegt viele andere auf. So kleinlich die Sache auch an und für sich erscheinen mag, so gewährt sie doch in den Charakter des Rathsconsulenten einen mehr als oberflächlichen Blick. Er hatte hier in vorwitziger Weise über Maßnahmen des Raths ein Urtheil gefällt, das ihm herben Tadel zuzog. Ohne Zweifel hatte ihn das Bestreben, sich wichtig zu machen, zur Verfassung dieser Schrift bestimmt. Es läßt sich nicht erkennen, wer im Rath das schroffe Vorgehen gegen ihn inscenirt hat. Wenn man aber bedenkt, daß Pirkheimer wohl der competenteste Beurtheiler der in lateinischer Sprache geschriebenen Parentation im Rathe war und ihm am allerwenigsten das Vordrängen des Consulenten behagen mochte, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß gerade er das Verfahren gegen S. eingeleitet oder doch befürwortet hat, er, der ihn später mit den Titeln: abgeschmackt, stolz, hochfahrend belegte. Scheurl's Urtheil in dieser Sache mußte um so unleidlicher erscheinen, als er ja weder zu den patricischen noch auch ehrbaren Geschlechtern der Stadt gehörte, sondern der Sohn eines Eingewanderten war. Sein Bruch mit Pirkheimer trat erst viel später — im J. 1528 — ein. Allerdings geht schon aus einem Rathsverlaß vom Beginn des Jahres 1527 hervor, daß das Verhältniß zwischen Beiden ein gespanntes war. Der Rath hatte Pirkheimer in dem am Kammergericht anhängigen Freischprozeß „als den, so in disen sachen vil gehandelt und der vor andern wissens hat“ um seinen Rathschlag ersuchen lassen. Pirkheimer hatte sich dann darüber beschwert, daß ihm einer der Artikel in seinem Rathschlag anders gedeutet werden wolle, „dann er den ins werk gezogen“. Er hatte zwar niemanden mit Namen genannt, muß aber doch deutlich auf S. angespielt haben, da der Rath sofort an diesen denkt, als den, „mit dem er in uneinigkeit ist“. Der Rath läßt dann Pirkheimer in längerer Auseinandersetzung mittheilen, es sei ihm an der Sache viel gelegen, er solle sich durch niemand beirren lassen, man habe nicht vor, ihm in

diesem Handel Jemand zuzuordnen, der ihm mißfällig sei. Der offenbare Bruch erfolgt dann etwa ein Jahr später in folgender Weise. Luther hatte am 14. Februar 1528 an den Prediger beim Spital zu Nürnberg Wenzeslaus Link geschrieben, er hege den Verdacht, daß die unter dem Namen des Packischen Bündnisses bekannte Vereinigung katholischer Fürsten gegen die Protestanten in der That bestehe. Den Brief, der in den freiesten Ausdrücken sich erging, der den Herzog Georg von Sachsen den größten aller Narren nannte und auch Beleidigungen gegen die Bundesmitglieder enthielt, las Link unbedachter Weise öffentlich von der Kanzel seiner Gemeinde vor. Luther, vom Herzog zur Rede gestellt, gab eine ausweichende Antwort. Herzog Georg sandte darauf seinen Secretär Thomas von der Haiden an den Nürnberger Rath um Aufklärung, zugleich wandte sich Haiden, um seinen Zweck besser zu erreichen, auch an S. Was man nicht für möglich halten sollte, geschah jetzt. S., dem Ansinnen des sächsischen Gesandten willfahrend, entlockt seinem Freunde Link den Brief, den er Jenem übergiebt. Der Rath, dem die Sache zu Ohren kommt, zieht S. zur Verantwortung. In seiner Vertheidigung bringt er nun vor, sein Gevatter Zang habe ihm erzählt, wie er von Link selbst erfahren, sei jener Brief schon durch Pirkheimer an Cochläus geschickt worden, worauf Pirkheimer erklärt, er habe den Brief nie gesehen, viel weniger abgeschrieben, noch dem Cochläus geschickt. Wie sich S. auch wenden mag, so kann er dem Vorwurf der eilfertigen und leichtsinnigen Handlungsweise nicht entgehen. Den Freund bringt er dadurch in eine widerwärtige Lage, den Gegner bezichtigt er ohne nähere sachliche Prüfung einer Handlung, die dieser gar nicht begangen hatte, die zwar an und für sich durchaus nicht unehrenhaft war, aber ihm selbst als Schild für die eigene Handlungsweise dienen sollte. So konnte denn Pirkheimer mit Recht erwidern, S. habe seine Angabe über ihn nur deßhalb gemacht, um seine sträfliche Handlung zu beschönigen, ihn selbst mit Link zu verfeinden und seinen Muthwillen mit ihm zu treiben. . . S. könne sich nicht mit Link entschuldigen; denn habe dieser auch jene Aeußerung über ihn gethan, so sei S. dadurch nicht gerechtfertigt, denn der Nachsager sei nicht besser als der Urheber. S. möge lieber über Anderer Fehler schweigen, damit sein Benehmen auch vergessen werde, aber sein „großer Stolz, Pracht und Muthwille“ ließe ihn die Splitter Anderer in den Augen sehen, während er „daneben als ein plinder sein selb thromb“ vergesse. Es ist ein Zeichen von bedeutender Charakterschwäche, daß S. den Werth der Fürstengunst höher anschlägt, als die Rücksichten, die ihm Discretion und Ehrgefühl hätten auferlegen sollen. Aber so war einmal sein Charakter. Die Gunst der Fürsten und Großen ging ihm über Alles, mit ihnen zu verkehren und zu correspondiren war ihm eine hohe Freude, von ihnen ausgezeichnet zu werden, ein großes Glück. Noch im Jahre 1536 schreibt er an Otto Beckmann, „in meinem ganzen Leben hat mich über die Maßen erfreut der Umgang mit den Fürsten und höchsten Männern. . . Mich haben anerkannt Kaiser Karl und König Ferdinand und mich mit Ehren und Titeln geschmückt. Die Erzbischöfe von Mainz und Trient und der Ruhm der Fürsten, Herzog Georg, schreiben unablässig an mich . . . Eck, Cochläus und Vicelius verkehren mit mir als Freund und Bruder. Ich liebe und verehre alle Großen, auch die Lutherischen.“ — Wie Luther über jene unerquickliche Angelegenheit dachte, läßt ein Brief erkennen, den er Ende December an Link schrieb. Haiden nennt er darin einen Dieb, während er betreffs Scheurl's sein Erstaunen ausdrückt, nicht so sehr deßhalb weil er den Brief auslieferte, sondern weil er mit den schlimmsten Feinden Luther's auf so vertrautem Fuße lebte. Höchst bemerkenswerth ist noch das Urtheil, das der um die Reformation hochverdiente Spengler über S. nach dessen Anwesenheit in Wittenberg im J. 1533 in einem Brief an Luther fällt. „Daß

unser Jurisconsultus“, schreibt er, „nach Wittenberg gekommen ist, das ist vor Euerem Schreiben auch an uns gelangt, aber Viele von uns haben es nicht glauben können. Denn ist es von diesem Manne nicht eine große, unverschämte Leichtfertigkeit, daß er zu seiner hiervor geübten närrischen und ungeschickten Handlung und zudem, daß er einer der höchsten Verfolger evangelischer Wahrheit hier ist, daß ihn auch männiglich für einen öffentlichen Delator seines Vaterlandes achtet gegen den, dem er nicht ungleich sieht, eben an den Ort reisen soll, wo ihm billig kein Mensch vertraut? Ich für meine Person hab in Einem, der sehr weise und geschickt sein soll, kaum einen närrischeren Mann erkannt, weiß auch nicht, was ihm seinem ganzen Wesen nach besser ansteht, als durch überaus geschwinde Händel groß Geld zu sammeln und keinem Menschen damit zu dienen, ja sich selbst nicht nutz zu sein. Aber das geh seine Wege! Man spricht gewöhnlich, es sei selten ein Osterspiel, es müsse denn ein Teufel darin sein, also möcht ich auch sagen, es ist kein Gemeinwesen, es müssen ungeschickte Leut darin sein. Wahr ist's, daß Herzog Georgen Vater weiland in seinem Haus viel Zeit zu Herberg gelegen ist, was ich auch vor dreißig und längeren Jahren davon hab reden hören, will mir nicht gebühren zu melden. Das zeig ich auf Euer Schreiben vertraulicher Meinung und unser beider Vaterland zu Guten aus einem sonderen Zelo darum an, daß ich mich für meine Person dieses Mannes Wesen lang entsetzt hab, acht auch dafür, unsere Herrn werden mit ihm nicht viel Ehren mögen einlegen. Transeat!“ Eine solch scharfe Beurtheilung erfährt S. von seiten dieser Männer. Man mag nun freilich einwenden, es sei die gegensätzliche religiöse Stellung, die namentlich Spengler zu so heftigen Auslassungen hinreißt. Aber so ganz und gar können sie doch nicht der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Jenes scharfe Urtheil stützt sich zum Theil auf offenbare Thatsachen, und wenn man absieht von der subjectiven Färbung, die ihm anhaftet, und von den etwaigen Uebertreibungen, die religiöser Uebereifer unbewußt hinzugefügt, so ist doch nicht anzunehmen, daß es in seinem Kern gefälscht sei, zumal einzelne Züge sich mit dem decken, was uns aus den unantastbaren Zeugnissen der Scheurl'schen Correspondenz und sonst bekannt wird.

Es ist wohl vom Standpunkt der Wissenschaft zu beklagen, daß S. die Professur mit der Amtsthätigkeit des Rathsconsulenten vertauschte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit hätte ohne Zweifel eine ganz andere Ausdehnung und Tiefe gewonnen. Wie ihm die geistige Arbeit leicht und Bedürfniß war, beweisen seine zahlreichen Briefe, die er, der vielbeschäftigte Consulent, oft 3 an einem Tage in dem zierlichsten Latein an Fürsten, hochgestellte Personen und ihm durch Wissenschaft und Freundschaft verbundene Männer schrieb. Die Epistel an Johann Staupitz „von policeilicher ordnung und gutem regiment der loblichen stat Nurnberg, gethailt in sechs und zweinzig capitl ꝛc.“, die er am 15. December 1516 abschloß, hatte er in etwa 10 Stunden ausgearbeitet. Und doch bildet sie eine höchst wichtige und lehrreiche Darlegung der Raths- und Aemterverfassung der Reichsstadt Nürnberg und eine unentbehrliche Grundlage für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet. Er selbst sagt am Schluß, daß er sie „zum andern mal nicht wider überlesen oder übersehen . . .“, sondern, wie ihm jedes Wort in den Sinn gekommen, so hab er es ungeschliffen durch die Feder herausgeschüttet, eine Vermessenheit, die er aus der Staupitz angeborenen Güte geschöpft, mit der dieser noch nichts, was aus Scheurl's Werkstatt gekommen, verschmäht habe. Welches Ansehen dies Schriftchen auch im Auslande, beispielsweise in Italien, genoß, wo man gerade Nürnberger Geistesproducten ein besonderes Interesse entgegentrug, geht daraus hervor, daß es dreimal — 1558, 1583 und 1607 — in italienischer Uebertragung erschien. Mit der Tucher'schen Familie und den ältesten rathsfähigen Geschlechtern durch seine Mutter, eine geborne

Tucher, durch seine Frau, eine Fütterer, durch seines Bruders Albrecht Frau, eine geborne Zingel, durch Verwandtschaft und Freundschaft verbunden, fühlte er Beruf und Neigung in sich, ein Stammbuch der Familie Tucher mit zu bearbeiten, wofür er das Quellenmaterial aus den Jahresregistern der Stadt, den Chroniken, den Tucher'schen Familienschriften, Urkunden, Lehenbriefen, Verzeichnissen und Hausbüchern und wo er an anderen Orten Zuverlässiges finden konnte, schöpfte. Dieses ältere Tucher'sche Stammbuch von 1542, das Siebenkees erwähnt, behandelt außer dem Tucher'schen Geschlecht noch die Pfinzing, Zingel, Fütterer, Löffelholz und Scheurl. Lochner's Angabe, daß es im Besitz der Familie von Tucher sei, bestätigt sich nicht. Vielleicht ist es mit anderen genealogischen Arbeiten Scheurl's bei der v. Scheurl'schen Familie und identisch mit der von Will angeführten Handschrift. Immerhin sind die Ergebnisse dieses älteren Tucherbuchs in dem Tucherbuch von 1596, das in zwei Prachtexemplaren, die einen wahren Schatz dieser Familie bilden, vorliegt, verwerthet worden. Die durch von Soden und Lochner landläufig gewordene Meinung, S. sei bereits für die Unechtheit der Rixner'schen Darstellung des angeblich 1198 in Nürnberg abgehaltenen Turniers eingetreten, bestätigt sich indeß daraus nicht, vielmehr besagt die darin begegnende und in den Singularia Norimbergensia abgedruckte und auf S. zurückgeführte Darlegung ausdrücklich, „daß mehrgedachter Rüxner von Ludwig von Veltheim nichts der Wahrheit unähnliches empfangen". Auch sonst hat S. noch Vieles zur Geschichte Nürnbergs und der eigenen Familie gesammelt und in einer Reihe von Folianten niedergelegt, die noch im Besitz der v. Scheurl'schen Familie sind. Die Aufzeichnungen des sog. Scheurlbuchs, dann des „Tagebuchs" und „Raisbuchs" geben nach verschiedenen Richtungen interessante Aufschlüsse, wie auch seine Briefe für die Zeitgeschichte nicht ohne Bedeutung sind, wenngleich sie auch nicht stets als eine Quelle ersten Ranges angesehen werden können. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, die, einige theologische ausgenommen, fast ausschließlich weniger bedeutende Beiträge zur Tagesgeschichte bilden, ist bei Will und Nopitsch gegeben.

S., der mit der Katharina Fütterer, der Tochter des Ulrich Fütterer und der Ursula Beheim verheirathet war, hatte 9 Kinder, von denen ihn aber nur zwei Söhne, Georg und Christoph, überlebten. Er starb am 14. Juni 1542 und liegt auf dem St. Johanniskirchhof zu Nürnberg begraben.

Vgl. Nürnberger Rathsbücher und Rathsmanuale. — Will-Nopitsch, Gelehrtenlexikon. — Lochner, Lebensläufe berühmter und verdienter Nürnberger. — Franz Freiherr v. Soden, Christoph Scheurl II und sein Wohnhaus in Nürnberg; — Derselbe, Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II. — v. Soden und Knaake, Christoph Scheurl's II. Briefbuch. — Lochner, Pirkheimer und Scheurl. Beilage der „Allgemeinen Zeitung" v. J. 1872 No. 11. — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, S. 239. 297, wo noch u. a. auf das zuerst von Knaake 1872 herausgegebene Geschichtsbuch der Christenheit (1511—23) hingewiesen wird. — Mehrfache Mittheilungen und Berichtigungen der Beiträge v. Soden's verdanke ich noch der besonderen Güte des Herrn Universitätsprofessors Freih. Dr. v. Scheurl. Mummenhoff.

Scheurl: Heinr. Julius S., jüngster Sohn des Professors Lorenz S. (s. d.), wurde geb. zu Helmstedt am 19. Jan. 1600 und erhielt seinen Vornamen von seinem Taufpathen, dem Herzoge Heinrich Julius zu Braunschw. und Lün. Als er im 13. Jahr den Vater verlor, wurde er auf die Schule nach Halle geschickt, von der er nach drei Jahren auf die unweit Helmstedt gelegene Klosterschule Marienthal überging. Achtzehnjährig bezog er die Universität Helmstedt, um sich philosophischen, sprachlichen und geschichtlichen Studien zu widmen.

Am 21. October 1624 wurde er zum Magister promovirt. Dann ging er als Begleiter eines jungen Adeligen, Adrians v. Veltheim, nach Leipzig, wo er Privatvorlesungen eröffnete und assessor concilii nationalis wurde. Auf sein Gesuch und auf Empfehlung der Universität wurde ihm unter'm 20. Octbr. 1628 in seiner Heimathstadt Helmstedt die Professur der Ethik übertragen, welche er am 7. Febr. 1629 antrat. Wie die ganze Universität durch die Drangsale des Krieges schwer gelitten hatte, so war insbesondere die philosophische Facultät, in welcher Christophor Schrader zeitweise Scheurl's einziger College war, fast ganz ausgestorben. Mit regem Eifer und gutem Erfolge eröffnete Letzterer seine Thätigkeit und vertrat im Sinne seiner Vorgänger Martini und Hornejus in würdiger Weise die historisch aristotelische Schule bis zu seinem Tode, der am 13. Dec. 1651 erfolgte. Sein Lehrer Calixt, dessen treuer Anhänger S. stets geblieben war, rühmt seine Beredtsamkeit, seinen christlichen Sinn und den wohlthätigen Einfluß, den er auf die Studenten ausgeübt habe. Ihn überlebte seine Wittwe Anna Maria, die Tochter eines Leipziger Handelsherrn Gotthart Grosse, die er Ende Januar 1629 geheirathet hatte; von seinen vier Kindern war bei seinem Tode nur noch ein Sohn am Leben.

Vgl. Personalien hinter Balth. Cellarius' Leichenpredigt (Helmst. 1652). — Henke, Calixt I, 481. P. Zimmermann.

Scheurl: Lorenz S., geboren am 5. August 1558 zu Ulm, † 1613, stammte aus einer altangesehenen Familie, der wissenschaftlicher Sinn nicht fremd war; sein Vater Zacharias S. hatte einst in seiner Jugend zu Heidelberg Privatlectionen in der griechischen Sprache ertheilt. Nachdem er selbst die Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er die Universität Tübingen, wo er drei Jahre verweilte und sich insbesondere an Professor Schegk anschloß. Nach zweijährigem Aufenthalte in Straßburg, wo er Joh. Sturm's Unterricht genoß und 1576 die Magisterwürde errang, kehrte er wieder nach Tübingen zurück und gab sich hier unter Dietr. Schnepf's Leitung vier Jahre lang theologischen Studien hin. Nachdem er dann ein Jahr die Stelle eines Diaconus an der Kirche zu Pforzheim versehen, wurde er als Hofprediger nach Durlach berufen, nach drei Jahren aber als Pastor und Superintendent nach Kreuznach versetzt. Als er schon nach zwei Jahren auf Betreiben der Calvinisten von hier fortziehen mußte, wurde er von dem Markgrafen Ernst Friedrich wieder als Hofprediger in Durlach angestellt, erhielt daneben die Oberaufsicht über die Kirchen der Markgrafschaft sowie über das Gymnasium zu Durlach. Diese glänzende Stellung gab S. plötzlich aus freien Stücken auf, da er sah, daß der Markgraf sich der reformirten Kirche zuneigte, zu welcher er aber erst im J. 1599 wirklich übertrat. S. zog mit Frau und 4 Kindern nach Norddeutschland. Hier wurde ihm zu Helmstedt auf Antrag der theologischen Facultät daselbst ein Lehrauftrag ertheilt, den er von Jan. 1592 an ausführte. Bald darauf gestaltete sich seine Lage ganz nach Wunsch. Als noch im October desselben Jahres Joh. Mebesius starb, wurde S. dessen Nachfolger sowohl als Professor der Theologie wie als Pastor und Generalsuperintendent zu Helmstedt; am 30. Mai 1598 erhielt er auch die theologische Doctorwürde. Trotz verschiedener Rufe, die vom Markgrafen Ernst Friedrich und der Stadt Hildesheim an ihn ergingen, blieb er der Helmstedter Hochschule treu und starb hier an der Schwindsucht am 13. Aug. 1613. S. war in theologischer Beziehung als Anhänger des Caselius von gemäßigter Melanchthon'scher Richtung, dabei ein eleganter Litterator und Geschichtsfreund und stand auch als Prediger durch sein bei großer Offenheit doch stets unverkennbares Wohlwollen in allgemeiner Achtung. Wenige Monate vor ihm, am 17. Mai 1613, war seine Gattin Maria Magdalene, eine Tochter des Tübinger Kanzlers Jac. Beurlin (geb. am 28. Aug. 1561) gestorben, die er am 6. Mai 1581 heimgeführt

hatte. Von den 11 Kindern, die sie ihm gebar, überlebten das Elternpaar 4 Töchter und 4 Söhne, unter Letzteren als jüngster der spätere Prof. Heinr. Julius Scheurl (s. d.)

Vgl. insbesondere G. Th. Meier, Monumenta Julia S. 20 ff. — Chrysander, Diptycha professorum theol. S. 81—85 und die hier genannte Litteratur. — Henke, G. Calixt I, 54.

P. Zimmermann.

Scheurlin: Georg S., Dichter, geb. am 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim (Unterfranken), der Sohn eines Wundarztes. Nach dem frühen Tode des Vaters konnte die Mutter nur wenig thun für die weitere Ausbildung ihrer Kinder. Zwar bemühte sich der damalige Rector Dr. Stellwag die bedeutenden Anlagen des Knaben zu fördern, doch scheiterten alle Pläne an dem allzuknappen Maß der verwendbaren Mittel. So entschloß sich S., den höchsten Zielen entsagend, zum Volksschullehrer und erhielt, nachdem er seit 1821 fünf Jahre in einem Privatinstitute zu Erlangen gewirkt hatte, eine Stelle an der Stadtschule zu Ansbach mit einem Gehalt von zweihundert Gulden, welches freilich mit der Zeit auf das doppelte steigen konnte. Es ist gut, bisweilen dergleichen Rückblicke zu thun auf Verhältnisse, welche uns heutzutage unbegreiflich scheinen — wie denn in Scheurlin's Leben noch manches dieser Art vorgekommen. Dabei sorgte der treue Sohn für die Mutter und die Geschwister und für die ihm selbst bald zahlreich erwachsende Familie, er arbeitete mit emsigem Fleiße, es war ein, nach dem strengsten Sinne des Wortes, im Schweiße des Angesichtes schwer verdientes Brod, indem er neben der nicht geringen Berufsarbeit noch Unterricht in der Musik, sowie im Malen und Zeichnen ertheilte und die Redaction des Ansbacher Tagblattes führte. Seine ersten Gedichte erschienen in einigen damals florirenden Taschenbüchern, z. B. in der von „Carl Fernau“ (von Daxenberger) 1845 u. 1846 herausgegebenen „Charitas“ — der Dichter erhielt aber niemals von seinen Gedichten einen buchhändlerischen Lohn oder Ehrensold, auch später nicht, nachdem sein Name schon fest begründet war und die Anthologie- und Musterbeispiele-Sammler in ihren prächtigen Büchlein seine schönsten Erzeugnisse von kurzer Hand abschrieben und abdruckten! Eine reizende ganz in der musikalischen Sprache des Eichendorff'schen „Taugenichts“ gehaltene Humoreske „Studien eines verabschiedeten Waldhornisten“ erschien in der leider zu frühe verschwundenen, reich mit Prachtholzschnitten ausgestatteten „Haus-Chronik“ (München 1851 bei Braun und Schneider I 71 ff.). Gleichzeitig wagte er auch die erste Sammlung seiner „Gedichte“ (Ansbach 1851 bei Gummi, mit der Dedication an die Königin Marie von Baiern), womit er sich als einen wahren Dichter und Lyriker bewährte. S. besitzt wie Hermann Kurz bezeugt „ein ächt poetisches Talent, dessen große Kraft schon darin klar hervortritt, daß er, ob er sich gleich hie und da an die Romantiker und Uhland anlehnt, die größte Selbständigkeit bewahrt, was um so mehr alle Anerkennung verdient, als er nicht durch gründliche wissenschaftliche Bildung gehalten wurde. Sein Stoffe sind zwar beschränkt, meist behandelt er die Liebe und den Frühling, aber in immer neuen Variationen, welche durch die Wahrheit der Empfindung — denn bei ihm ist nichts gemacht, sondern aus dem Leben und dem Herzen hervorgegangen — durch die männlich ernsten und würdigen Gedanken, so wie durch die edle Einfachheit und den Wohllaut der Sprache jedes fühlende Herz fesseln müssen.“ Die Natur, die er mit voller Liebe erfaßt, gibt ihm ungesucht die glücklichsten Bilder, an die er beinahe in der Weise des Volksliedes seine dichterischen Anschauungen anknüpft. Ihm eignete auch eine Rhythmik der Sprache und eine melodiöse Sangbarkeit, welche viele Tondichter veranlaßte seine Lieder — oft ohne den Namen des Dichters — auf den Flügeln des Gesanges in die weite

Welt reisen zu lassen. Auch Balladen und Romanzen sind ihm gelungen, darunter der ganze Cyklus „das Kreuz im Altmühlthale“ und, eine wahre Perle der deutschen Lyrik nach Uhland's Vorbild (der treue Kamerad) der gleich kraftvoll gehaltene „Treue Tod!“ Hier und da bricht zwar eine ächt kindliche Fröhlichkeit und Lebenslust in hellen Tönen hervor, aber im ganzen ist der Grundton seiner Lyrik tief elegisch, wie es bei seinen gedrückten und beschränkten Lebensverhältnissen kaum anders möglich war. Während andere im himmelstürmenden Weltschmerz mit dem Schicksal hadern, „läßt er sich nie von den Sorgen erdrücken, denn es erhält und kräftigt ihn das lebendigste Gottvertrauen und die vom Hauche Gottes erfüllte Natur. Seiner milden, menschenfreundlichen Gesinnung, die überall durchblickt, gibt er im „Samariter“ den rührendsten Ausdruck“, trug er ja doch selbst so „ein still verhärmtes Angesicht“, welches „von der reichen, menschenvollen Welt“ vergeblich Liebe und Mitgefühl erbittet. Seine Minnelieder sind tief empfunden und reich an eigenthümlichen Gedanken; auch die Darstellung des tiefsten Seelenschmerzes gelingt ihm, aber er weiß immer eine schöne Mäßigung zu bewahren, die sich auch darin kund gibt, daß seine Lieder bei aller Kürze doch inhaltreich und ihr Schluß immer überraschend ist. — Es mußte etwas für den Dichter geschehen. Zarte Hände gedachten ihn seiner harten Stellung zu entreißen. Sie fingen ihren guten Willen nur ungeschickt an und der Dichter that so gar nichts, sich interessant oder bemerklich zu machen. Eine hohe Dame ließ den Catalog ihrer Privatbibliothek abschreiben, weil S. eine so schöne Handschrift hatte! . . . Es war die Zeit der Berufungen, Dichter und Gelehrte genossen die königliche Huld und Gnade. Endlich geschah etwas: S. der Dichter kam abermals seiner schönen Handschrift willen 1852 als — Kanzlist an das Oberconsistorium nach München, wo es Staub und Acten genug gab, aber keine Lust und Muße für den Poeten und von da übernahm das Handelsministerium den armen S. als Secretär (1856), wo es eine Registratur zu ordnen gab, und als auch dieses gethan war, erfolgte ein alle Ordnung erschütternder Umzug in ein neues Local und nachdem auch hier das Deck wieder klar gemacht war, erfolgte die Ordnung einer halb verwilderten Ministerialbibliothek. Kein Wunder daß zuletzt die Hände unter einer solchen Thätigkeit zitterten und der todmüde Mann mit seinem „still verhärmten Angesicht“ bei seinem gewissenhaftesten Pflichtgefühl kaum in feiertäglichen Nachmittagen an die Musen zu denken wagte. Deßungeachtet erschien 1858 eine neue größere Sammlung von Gedichten „Heideblumen“ betitelt (Heidelberg 1858 bei C. Winter), welche sattsam bewiesen, daß S. ein ächter Poet sei, mit einer unverwüstlichen Kraft und Frische und einem blühenden Frühling im Herzen, den selbst der versengende Reif von Harm und Kummer nicht zu schädigen vermochte. (Vgl. Lit.-Bl. von P. Heyse zu Eggers' deutsch. Kunstbl. 1858, S. 93.)

Und wieder gingen zehn Jahre beharrlichen Stillschweigens vorüber, in welchen die vor allen Actenstößen fliehenden Musen nur mit scheuem Finger in den Morgenstunden der etwaigen Festtage am stillen Kämmerlein des Poeten anzuklopfen wagten; langsam reifte die lyrisch-epische Dichtung „Edwin“ (Sulzbach 1869). Die einfache, selbst erfundene Fabel spielt zur Zeit Heinrich des Löwen und auf der Insel Rügen; der Hauptwerth liegt nach Scheurlin's Natur wieder in den landschaftlichen Schilderungen und in den köstlichen, eingestreuten Liedern. Ein Kritiker zog zur Charakterisirung des Ganzen damals eine nicht unpassende Parallele zwischen dieser Dichtung und Eugen Neureuther's Aquarell-Compositionen: „Beide lieben ihre Schöpfungen mit einem reizenden Detail von Ornamenten zu umranken, bei S. tritt die landschaftliche Stimmung immer zuerst in den Vordergrund, welcher von einer wahren üppigen Wildniß der lieblichsten Zierpflanzen ornamental überwuchert ist, aus denen sich die Figuren dann

erst langsam losschälen, bis sie sich endlich plastisch vor dem Auge des Lesers abheben und in den Vordergrund treten. Dabei gebietet der Dichter über lebhafte Farbe und gewandte Form, welche sich jedoch stets der Idee unterordnet. Die versöhnende Macht der Poesie, die sich selbst vergessende und durch Entsagung Alles überwindende Liebe, bilden die überall und in den reizendsten Verschlingungen durchklingenden Grundgedanken des Werkes", welches S. mit dankbarer Rührung am Sarkophage König Maximilian II. niederlegte. Es war übrigens Scheurlin's Schwanenlied und der Preisgesang auf die Insel Rügen sein Abschied von der Welt. Denn als eine Sammlung von „Musiker-Novellen" erschien (Hannover bei C. Rümpler 1872), wobei nur frühere Arbeiten — darunter auch der vorgenannte „Waldhornist" — zum Wiederabdrucke kamen, erlosch das Leben Scheurlin's am 9. Juni 1872, nachdem noch kurz vorher ein Handbillet König Ludwig II. den Dichter zu seinem siebenzigsten Geburtstage beglückt hatte. Pierer's Universallexikon und Oettinger's „Moniteur des Dates" hatten Scheurlin's Tod schon zwanzig Jahre vor seinem Ableben verzeichnet. — Er wird durch seine ächte deutsche Wahrheit und Treue der Empfindung, verbunden mit einer klangreichmelodischen Sprache und strenger Formvollendung immer eine ehrenvolle, bleibende Stellung im großen deutschen Dichterwalde behaupten. Leider ist ein Theil seiner vielfach in Taschenbüchern (Schad's Musenalmanach u. s. w.) zerstreuten Gedichte und prosaischen Erzählungen immer noch nicht gesammelt. Eine Gesammtausgabe aber wäre eine Ehrenpflicht an den Manen des noch nicht nach Gebühr bekannten und gewürdigten Dichters. Die Wittwe Babette S. folgte ihrem Gatten am 4. März 1875; eine Tochter Scheurlin's ist mit dem Dichter August Becker in Eisenach vermählt.

Vgl. Nr. 22 Münchener Propyläen 1869. S. 508 ff. — Beil. 59 „Allgemeine Zeitung" 28. Febr. 1872. — Bruno Meyer: Deutsche Warte 1872. S. 511. — Heinrich Kurz, Gesch. der deutsch. Lit. 1873. IV, 268 ff. (mit Portr.). — Zwei Briefe Rückert's an S. in C. Beyer, Neue Mittheilungen über Fr. Rückert. Leipzig 1873. I 124—28.

Hyac. Holland.

Scheve: Heinrich S. (Scheveus, Scaevius, Scheeve, Schaefe) Humanist, geb. in der Nähe von Cloppenburg im Saaterland (Großh. Oldenburg) im 7. oder 8. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, † zu Frekenhorst 1554 „im höchsten Alter". Auf dem Gymnasium zu Osnabrück vorgebildet, begab er sich zu weiteren Studien nach Münster, wo sich um Rudolf von Langen (s. A. D. B. XVII, 659) an der Domschule ein Sammelpunkt der bedeutendsten norddeutschen Humanisten gebildet hatte. Sein Lehrer war hier der Rector Thymann Kemener. Er bekleidete dann zunächst das Pfarramt in Scharle im Münster'schen, ging aber später zur Fortsetzung seiner Studien zwischen 1510 und 1519 nach Köln. Hier wohl hörte er auch den Johannes Cäsarius (s. A. D. B. III, 689) und Arnold v. Wesel (s. A. D. B. I. 583) und trug seinerseits den Minoriten die schönen Wissenschaften vor, erwarb auch den Magistergrad. Später bekleidete er bis an seinen Tod ein Kanonikat in Frekenhorst, stets in eifrigem brieflichen Verkehr mit einem weitausgebreiteten Kreise von Humanisten. Reichhaltige Notizen über diese bilden den Hauptwerth seiner uns, wie es scheint, nur in einem einzigen Exemplar erhaltenen „Epistolae familiares et carmina", 1519 zu Köln gedruckt. Eine zweite Sammlung „Epistolae quaedam et Epigrammata" hat sich bisher noch nicht aufgefunden. Außerdem schrieb er eine „Mythologia Deorum et Heroum", welche noch 1700 zu Stettin neu aufgelegt wurde und einige kleinere Dinge.

Vgl. Nordhoff in der Zeitschrift für preußische Geschichte u. Landeskunde. 1880, S. 653 ff.

v. L.

Schicht: Johann Gottfried S., geboren am 29. September 1753 in Reichenau, einem Dorfe bei Zittau, † am 16. Februar 1823 zu Leipzig als Cantor und Musikdirector an St. Thomas. Wir besitzen eine vortreffliche Schilderung seines Lebens und Wirkens in A. Dörffel's Geschichte der Gewandhaus-Concerte in Leipzig, der wir uns getreu anschließen können, sowie eine kurze Selbstbiographie Schicht's, die Gerber mittheilt. Er erzählt uns darin, daß sein Vater ein Leineweber und Choradjuvant in seinem Geburtsorte war. Dreivierteljährig ward er von seinem Onkel, Christoph Apelt, als Pflegesohn angenommen; dieser erzog und unterstützte ihn bis in sein achtzehntes Jahr. Mit 13 Jahren wurde er auf das Gymnasium in Zittau geschickt, wo er zehn Jahre lang studirte. Während dieser Zeit hatte er Gelegenheit Unterricht im Clavier- und Orgelspielen bei dem Organisten und Musikdirector Joh. Trier zu erhalten, den er jedoch verließ, da Trier den Unterricht sehr saumselig betrieb. Die Lust zur Musik war aber so groß, daß er von nun ab auf eigene Faust sich übte. Im Jahre 1776 bezog er die Leipziger Universität und hörte die Vorträge über Rechtsgelehrsamkeit. Seine Bekanntschaft mit dem Musikdirector Hiller regte aber die alte Liebe zur Musik in einem so hohen Grade an, daß er sich ihr ganz widmete und das Rechtsstudium liegen ließ. Joh. Adam Hiller, die Seele des Leipziger Musik- und Concertwesens, leitete seit 1763 das sogenannte große Concert in den drei Schwanen. Als dasselbe 1778 wegen mangelhafter Betheiligung einging, gründete er die „Musikausübende Gesellschaft", oder auch das „kleine Concert" genannt. Als die Stadt sich 1780 endlich entschloß, den Tuchboden über der Bibliothek zu einem Concertsaale einzurichten — der Herzog von Weimar (Karl August) hatte sich nämlich bei einem Besuche des Concerts mißbilligend darüber geäußert, daß eine Stadt wie Leipzig einen so erbärmlichen Concertsaal besitze, mit einem so engen und fast gefährlichen Eingange — wurden 1781 die sogenannten Gewandhausconcerte eröffnet, die Hiller dirigirte, wofür er einen Jahresgehalt von 400 Thlr. bezog. S. trat als Violinist in das Orchester Hiller's, als er noch in den drei Schwanen spielte, blieb auch in der Zwischenzeit sein treuer Gefährte, spielte auch regelmäßig jeden Winter mehrere Male Clavierconcerte und es war ihm auch, wie er selbst sagt, das Orgelspielen übertragen. Wie man das letztere verstehen soll, ist nicht klar; da der erbärmliche Concertsaal — wenn man den Tanzboden überhaupt so nennen darf — wohl schwerlich eine Orgel besessen hat, und da Hiller nie einen Organistendienst bekleidete, so konnte er auch hier nicht vertretend eintreten. Im Jahre 1785 legte Hiller die Direction nieder, S. sagt „um einer anderweitigen Bestimmung zu folgen"; es werden ihn wohl Zerwürfnisse mit der Direction veranlaßt haben, denn das Cantorat an St. Thomas trat er erst 1789 an; dagegen führte er 1786 in Berlin den Messias von Händel auf und das Jahr darauf zweimal in Leipzig; man ersieht daher daraus, daß er in der Zeit ohne feste Anstellung war. Zu seinem Nachfolger am Gewandhaus wählte man aber S., doch erhielt er nur 300 statt wie Hiller 400 Thlr. Vielleicht liegt hier der Streitpunkt und das Geheimniß, warum er der Direction sobald den Stuhl vor die Thür stellte. Man höre, was die Direction für die 300 Thlr. alles vom Musikdirigenten verlangte: er mußte den Gesangchor einüben, die Haus- und Saalproben abhalten, die neuen Partituren und Stimmen corrigiren, die Concertprogramme abfassen und nach dem Satze corrigiren. S. war eine jugendliche unternehmende Kraft und widmete sich mit Eifer und Begeisterung der für ihn so ehrenvollen Stellung. Da er aber von dem geringen Gehalte nicht leben konnte, bewarb er sich 1790 um die freigewordene Organistenstelle an der Neukirche und erhielt sie auch. Hier wirkte er, bis er im Jahre 1810 abermals, wenn auch nicht unmittelbar, doch nur durch einige Jahre getrennt, der Nachfolger Hiller's

im Amte des Cantorats und der Musikdirectorsstelle an St. Thomas werden sollte. Noch ist nachzutragen, daß er im Jahre 1798 gemeinsam mit dem Baumeister Limburger die Singakademie gründete und dieselbe bis 1807 leitete, in welchem Jahre er die Direction an Wilh. Friedr. Riem abgab. Viel Freude muß ihm dieselbe nicht bereitet haben, denn in dem 1809 abgefaßten Lebenslaufe vergißt er ganz ihrer zu erwähnen; dagegen erwähnte er seiner Verheirathung mit der Sängerin Costanza Alessandra Ottavia Valdesturla, aus Pisa gebürtig, die bereits in Italien große Erfolge erzielt hatte und von der Concertdirection im Jahre 1785 als Sängerin geworben war. Sie gefiel den Leipzigern sehr, noch besser aber S., so daß er sie 1786 zum Weibe nahm und sie damit zugleich an Leipzig fesselte, wo sie 17 Jahre lang als Sängerin thätig war, auch noch 1803 und 1804 zeitweise auftrat. Sie erhielt im ersten Jahre 650 Thlr. jährlich, in den folgenden sieben Jahren je 550, dann fünf Jahre lang je 400 und die letzten 5 Jahre nur noch 250 Thlr. Hierauf empfing sie eine Pension von jährlich 200 Thlr. bis sie am 19. Juli 1809 ihr Leben beschloß. Die Leipziger verstanden sich gut auf das Handeln! Der Grund, warum Hiller die Direction einst niederlegte, wird durch solche Vorkommnisse immer klarer. Von den 4 Töchtern, die ihm seine Frau schenkte, trat Henriette Wilhelmine in die Fußstapfen ihrer Mutter und S. läßt uns hier in seiner sonst so kurz und geschäftsmäßig abgefaßten Biographie einen Blick in sein Vaterherz thun. Er schreibt: „Es ist die einzige Tochter von vieren, die am Leben blieb und mir in Rücksicht ihres musikalischen Talents schon manche Vaterfreuden gemacht hat". Sie trat 1806 zum erstenmale als Sängerin im Gewandhaus auf, wurde 1807 als Concertsängerin angestellt (sie zählte erst 14 Jahre) und erhielt in den ersten zwei Jahren je 200 Thlr. dann bis 1810 je 300 Thaler (!). Limburger, der bereits oben erwähnt wurde, bemerkt allerdings, sie habe zwar nie gefallen, sei aber in der That der Direction unentbehrlich gewesen. Sie vermählte sich im Mai 1813 mit dem Kaufmann Weise in Hamburg und starb, erst 38 Jahre alt, am 4. October 1831 in Leipzig. — Ueber Schicht's Thätigkeit in seiner neuen Stellung an der St. Thomasschule ist wenig zu berichten und lassen uns hier alle Quellenwerke im Stich. Das Amt war so vielseitig und nahm die Thätigkeit eines Mannes so voll in Anspruch, daß schon eine außerordentliche Schaffenskraft dazu gehörte, um noch über die Amtspflichten hinaus sich thätig zu zeigen. Ihm lag nicht nur ob die Kirchenmusik Sonntags und auch in der Woche ein- bis zweimal vorzubereiten, einzustudiren und zu leiten, sowie die Chorschüler in der Musik zu unterrichten, sondern er war auch noch als Lehrer in der Schule selbst verpflichtet im Latein und anderen Gegenständen zu unterrichten. Wir wissen aus Bach's Leben, wie besonders das Letztere hart auf den Cantor drückte und seine Kräfte in einer Weise in Anspruch nahm, daß er fast zu unterliegen glaubte. Bach machte sich frei von der letzteren Verpflichtung, doch nicht Jedem war es gegeben, so energisch gegen die Väter der Stadt aufzutreten. Später hob man diese Verpflichtung auf, schon aus dem Grunde, weil sich die Zeiten geändert hatten und der Fachmusiker nicht mehr die Universität besuchte. Wann dies aber geschehen, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich geschah es bei Weinlig's Wahl, dem Nachfolger Schicht's, der, soweit wir seinen Lebenslauf kennen, keine wissenschaftliche Bildung besaß. Noch sei eines Schreibens Erwähnung gethan, das einzige, welches bisher von S. bekannt ist und von der pseudonymen La Mara in ihren Musikerbriefen (I, 311) mitgetheilt wird; es weiht uns in die Leiden eines Concertdirectors ein. Es rührt aus dem Jahre 1807 her, als er noch die Gewandhausconcerte dirigirte und ist an die Direction, resp. an den Vorsteher Herrn Hofrath Rochlitz gerichtet. S. beklagt sich darin, daß die

Sängerin „Demoiselle Schneider“ und der Sänger Schulz, sein künftiger Nachfolger, ihre contractlich eingegangene Verpflichtung nicht erfüllen, die Proben im Hause selten besuchen, besonders auch noch sich in ungebührlicher Weise gegen ihn betragen. Es ist eben eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Solosänger sich für unfehlbar hält, ohne doch das musikalische Wissen zu besitzen, was gelegentliche Belehrung unnöthig machte. Schicht's Schreiben zeigt einen milden und doch festen Charakter, begründet auf wahrem Wissen und praktischer Erfahrung. — Als Componist hat S. nicht die Bedeutung erreicht, die er durch sein segensreiches Wirken für das Leipziger Musiktreiben sich erworben hat. Nur zu geistlichen Liedern hat er einige Melodien erfunden, die sich längere Zeit in den Gesangbüchern erhalten haben (s. Winterfeld, ev. Kirchenges. III, 483). Er schrieb mehrere Oratorien, Messen, Motetten, Psalmen, Cantaten, Te Deum, die wohl seiner Zeit aufgeführt und von den Zeitschriften lobend erwähnt wurden, doch festen Fuß konnten die Werke nicht fassen, da ihnen das Geniale und eine reiche Fundgrube ursprünglicher Erfindungskraft mangelte. Er schrieb in dem herkömmlichen Stile sicher und wohllautend, doch unterschied er sich wenig von den Arbeiten seiner Vorgänger. Es war eben nur conventionelle Musik. Sein „Allgemeines Choralbuch,“ 1819 in Leipzig erschienen, fand dagegen als praktisches Buch eine weite Verbreitung, doch kam er damit mehr einem gefühlten Bedürfnisse entgegen, als daß er ein Werk von bleibendem Werthe geschaffen hätte. 1812 gab er auch „Grundregeln der Harmonie“ in Leipzig heraus; sie haben wenig Beachtung gefunden, denn die musikalische Setzkunst ging durch Beethoven's Schaffensgeist mit Riesenschritten einer neuen Zeit entgegen, die binnen kurzem alles Frühere als veraltet erscheinen ließ. Sein bestes Werk, welches sich noch lange bis nach seinem Tode erhalten hat und von Gesangvereinen viel gebraucht worden ist, sind seine vierstimmigen Motetten in 11 Heften mit 23 Nummern, in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erschienen. Noch heute machen sie durch ihre Einfachheit, ihren Wohlklang und ihre Sangbarkeit einen wohlthuenden Eindruck. Das Drängen der Zeit nach Neuem hat aber auch sie fast in Vergessenheit gebracht. Nur von Schulchören werden sie noch fleißig gesungen und bieten gerade solchen Chören den besten und geeignetsten Stoff.

Rob. Eitner.

Schick: Christian Gottlieb S., Maler, geboren zu Stuttgart am 15. August 1776 (nicht 1779 s. Repert. f. Kunstwissensch. Jg. 9. 1886 S. 118 f.), † daselbst am 7. Mai 1812 (falsche Todesdaten s. ebenda), war der Sohn eines Schneiders und Schankwirths. Obwohl nicht ganz einverstanden mit der Wahl einer Kunstlaufbahn ließ ihn der Vater doch im J. 1787 als Oppidaner mit der Bestimmung „Künstler“ in die Karlsschule eintreten. Der Knabe schloß dort Freundschaft mit einem jungen Israeliten, Moses Benedict, welcher Bildhauer werden wollte, aber später zum Handelsstand übertrat und mit einem Bruder in Stuttgart ein angesehenes Bankhaus gründete (vgl. Sechs Briefe von Chr. G. Schick an M. Benedict in der Schwäb. Kronik Jg. 1885 S. 1985 f.). Die Jungen schwärmten mit einander auf Waldspaziergängen und lasen zusammen Shakespeare. Schick's Lehrer in der Malerei war Professor Ph. Fr. Hetsch, welcher, selbst ein Meister blühender Farben, das coloristische Talent des Schülers frühe zu wecken verstand; er erwirkte ihm beim Vater die Erlaubniß, sich ganz der Malerei zu widmen und setzte seinen Unterricht fort, auch nachdem im J. 1794 die Karlsschule aufgehoben war. Jedoch schon im J. 1797 finden wir den Jüngling im Atelier des Bildhauers Dannecker, der damals in Ermangelung einer öffentlichen Kunstschule junge Leute, Maler wie Bildhauer, zur Weiterbildung aufnahm. An die Person dieses Lehrers, in welcher S. das

Genie verehrte und den Humoristen liebte, schloß er sich mit lebhaftester Hingabe an und wollte später alles, was er in der Kunst habe und wisse, nur ihm allein zu danken haben. Die Stuttgarter Staatsgallerie besitzt von seiner Hand ein Bildniß von Dannecker's erster Frau und ein Brustbild von Dannecker selbst, das durch seine scharfe Auffassung und geschickte Ausführung überrascht.

Wie fast alle aus der Karlsschule hervorgegangenen Künstler suchte S. seine nächste Förderung in Paris. Er trat im J. 1798 dort in das Atelier von J. L. David ein, der schon der Lehrer seines Lehrers Hetsch gewesen war. Auch dieses jungen Schwaben nahm sich der französische Meister mit großer Liebenswürdigkeit an (vgl. Nr. 2—5 der gen. Briefe an Benedict). Seine Schule verläugnet sich, obwohl S. in Italien bald wenig genug bei den Franzosen gelernt haben wollte, in keinem von dessen späteren Werken ganz, wenn auch ihre Einwirkung nicht mehr so deutlich zu Tage tritt, wie in zwei Oelgemälden aus der Pariser Zeit: „Eva im Garten Eden an dem Saume eines klaren Wassers“ (seit 1861 im Kölner Museum) und „Die Abgesandten Agamemnons vor Achilleus“ (in Stuttg. Privatbesitz). Nach Stuttgart im J. 1802 zurückgekehrt, kam S., vermuthlich durch Dannecker's Schwager Heinrich Rapp (s. A. D. B. XXVIII, 290 ff.), in nähere Beziehung zu dessen Freund, dem Buchhändler J. F. Cotta. Er malte das Bildniß von dessen Gattin (im Besitze der Familie) und schloß mit ihm einen Vertrag über Lieferung von Zeichnungen für Taschenbücher. Hierdurch, sowie durch den Ertrag eines kleinen von den Eltern ererbten Vermögens und durch ein Jahrgeld seines Herzogs, des späteren Kurfürsten und Königs Friedrich, gewann S. die Mittel, um noch im September desselben Jahres nach Rom zu gehen. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt das ganze römische Leben und Schaffen des Künstlers vor uns in den zahlreichen Briefen, welche er aus Italien an seine Geschwister und an Dannecker schrieb. Nachdem sie schon ungedruckt von Fr. Eggers (Deutsches Kunstblatt Jg. 1858 S. 129 ff.) und von D. Fr. Strauß (Allgem. Zeitung Jg. 1854 Beil. S. 1149 ff., auch: Kleine Schriften S. 361 ff. u. Ges. Schriften Bd. 2 S. 305 ff.) benützt worden waren, wurden sie — nur leider nicht ganz getreu und vollständig — zum Gemeingut der deutschen Nation gemacht von Adolf Haakh in seinen Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte, Stuttg. 1863. Als Führer in den römischen Kirchen und Museen dienten dem Neuangekommenen sein Lehrer Hetsch, der sich damals in Italien aufhielt, und sein ehemaliger Mitschüler in der Karlsschule, der Landschaftsmaler Jos. Ant. Koch, Tiroler von Geburt, eine bizarre Persönlichkeit, aber ein Mann, von dem in der Kunst viel zu lernen war. Zu seinem ersten Bilde, das er im November 1802 begann, wählte S. nicht einen antiken Stoff, wie man von dem Schüler Dannecker's erwarten mochte, sondern einen biblischen: „David vor Saul die Harfe spielend“. Schon während der Arbeit machte das Gemälde großes Aufsehen unter den römischen Kunstfreunden, welche bald in S. auch den geist- und gemüthvollen Menschen zu schätzen wußten. Wilhelm v. Humboldt, der im November 1802 als preußischer Gesandter nach Rom gekommen war, und seine Gattin Karoline, geb. v. Dachröden, nahmen den ihnen schon von Paris her bekannten jungen Mann unter ihre intimsten Hausfreunde auf (vgl. die herzlichen Briefe von Karoline an den kranken S. bei Haakh und was G. Schlesier in seinen Erinnerungen an W. v. Humboldt Bd. 2 S. 102 ff. über Schick's Verhältniß zu der Familie und die in Schloß Tegel vereinigten Gemälde desselben berichtet). In dem humboldtischen Kreise lernte der schüchterne Schwabe eine Reihe der gebildetsten Männer und Frauen aus allen Nationen kennen und erweiterte mit Eifer in ihrem Umgange seine eigene Bildung. Bald wimmelt es in den Briefen des „ehrlichen Gottlieb“, wie er sich zu unterschreiben liebte, von Geburts- und

Geistesaristokraten, mit denen er, wie selbst mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, dem Bruder der Königin Luise von Preußen, der sich von ihm malen ließ, auf den vertrautesten Fuß kam. An ihrer Seite sah er auf die „faden deutschen Malersknechte“ in Rom hoch herab, eine Ueberhebung, die er später hart genug büßen sollte. Nach Jahresfrist war sein David vollendet. Mehr als durch neue Formen und Farben mochte das Werk des siebenundzwanzigjährigen Künstlers der damaligen römischen Gesellschaft als etwas Ungewöhnliches erscheinen durch die klare Ausprägung des scharf gespannten dramatischen Momentes. Man sieht sofort und ganz sicher, daß der finstere König im nächsten Augenblick den krampfhaft gefaßten Speer nach dem nichts ahnenden Jünglinge schleudern wird. Eine solche Energie der Phantasie, so viel Vertiefung des Gemüthes leuchtete den Beschauern nicht aus den Bildern der Mengs'schen und David'schen Schule entgegen, wo man sich ängstlich an Studienbücher, Gliederpuppen und müde Modelle hielt. S. hatte einst nicht umsonst seinen Shakespeare gelesen und, wie schon sein ganz moderner, ungewöhnlich flüssiger Briefstil beweist, sicher auch seinen Lessing, Schiller, Goethe u. A.

Das Lob der römischen Freunde, welches dem jungen Meister gefährlich süß im Ohre klang, fand einen merklich schwächeren Widerhall in den Nachrichten aus der Heimath, wohin das Bild alsbald abging. Kurfürst Friedrich, der — nicht ganz mit Unrecht, wie S. selbst zugab — die Farben matt fand, nahm es als Entgelt für die gewährte Reiseunterstützung ohne besondere Belohnung entgegen; doch hatte er S., noch ehe dasselbe ankam, ein neues Reisegeld anweisen lassen. Dieser erhielt hierdurch, sowie durch Porträt-Aufträge, zunächst aus der Familie Humboldt, die Mittel, um länger in Rom zu bleiben. Schon im Frühjahr 1804 fing er ein neues Bild mit vielen lebensgroßen Figuren an „Das Opfer Noahs“. Zur Rechtfertigung der abermaligen Wahl eines religiösen Stoffes schrieb er an Dannecker: „Ich wähle gern bekannte Gegenstände, dazu noch solche, die ehrwürdig durch den Volksglauben sind — die man heilig nennt. Jeder erkennt sie auf den ersten Blick und überläßt sich ruhig dem Eindrucke, den das Bild auf ihn macht“. Bei der Arbeit hörte er auf den Rath einiger italienischer Maler, des V. Camuccini und des P. Benvenuti, welche, wie er selbst, von der französischen Schule ausgegangen durch ernsteres Studium der Antike und der alten Meister ihre Kunst zu vertiefen suchten. Die von S. mit Vorliebe getriebenen Raphael-Studien waren allmählich in Fleisch und Blut bei ihm übergegangen und führten zu einer Stilwandlung, die ihm die Arbeit sichtlich erschwerte. Daneben störte der Kampf mit einer heißen Liebe zu der Tochter eines Hausmitbewohners, des englischen Landschaftsmalers Wallis, jahrelang die Ruhe seines Gemüthes. Zum Glück fand er Stärkung in anregendem Umgange mit Neuankömmlingen wie A. W. Schlegel und Frau Bernhardi, der geistreichen Schwester der beiden Tieck. Neben manchen Bildnissen und einigen kleinen Bildchen vollendete der rastlose Arbeiter sein Gemälde mit 98 Figuren im Juni 1805. Auch diesmal hatte es der Meister, in welchem etwas vom dramatischen Poeten steckte, verstanden, durch energische Zusammenfassung der Handlung eine große Wirkung zu erzielen. Alles in dem Bilde geht auf in dem Ausdruck des hochfeierlichen Gefühles, welches die Opfernden beim plötzlichen Heranschweben Gottes und seiner Engel ergriffen hat; auch die großartige Landschaft, worin die Frucht der Freundschaft mit Koch nicht zu verkennen ist, zeigt sich in Linien und Farben durchaus auf diese Grundstimmung angelegt. Das Colorit dieses Werkes ist weit lebhafter als das seines ersten; aber es steckt darin etwas von der unruhigen Stimmung unter der Arbeit. In den Gestalten der Frauen und Kinder entfaltete S. jene vorwiegende Befähigung für das Anmuthige und Liebliche, die ihm vorzüglich als Maler von weiblichen Bildnissen zu statten kam

und dem Zeitgeschmack ganz besonders entsprach. Bei einer vierzehntägigen Ausstellung im Pantheon labte er sich mit vollen Zügen an dem reichlich gespendeten Lobe. Doch darf man neben den oft fast französisch klingenden Aeußerungen der Eitelkeit und Ruhmsucht die vielen Ausdrücke der tiefsten Entmuthigung nicht übersehen, die ihn oft bei dem harten Ringen mit der Arbeit überschlichen hatte. Fanden beide doch auch in seinem eigenen Humor ihre Ausgleichung!

Seine Liebe, die vermeintliche Feindin seiner Kunst, schwer niederkämpfend, suchte S. noch einmal Ersatz dafür in einer neuen Freundschaft. Der Bildhauer Friedrich Tieck, mit dem er schon in Paris viel umgegangen war, kam mit seinem Bruder Ludwig, dem Dichter, im August 1805 in Rom an. „Die Tiecks", schreibt S. an die Geschwister, „sind mir wie Engel vom Himmel erschienen, in der Zeit, wo ich sie am meisten nöthig hatte. Ludwig Tieck, der Dichter, ist ein herrlicher interessanter Mensch, der mich ordentlich für die Widerwärtigkeiten des Lebens entschädigt". Zu den selbstverschuldeten Verstimmungen, wie sie einem leidenschaftlichen Naturell nie ausbleiben, gehörte damals die Reue über eine Prügelei mit dem Bildhauer Schweickle, zu welcher sich S. von dem Maler Koch hatte hinreißen lassen. Sie glaubten einige abfällige Urtheile, welche A. von Kotzebue in seinen Reise-Erinnerungen über sie und ihre Freunde hatte drucken lassen, seien von diesem schwäbischen Landsmann Schick's eingegeben. Es war Zeit, daß der junge Mann in ein ruhigeres Fahrwasser einlenkte, indem er sich mit „seinem Mädchen" verlobte. In der glücklichen Stimmung gesicherter Liebe malte er die Skizze zu einem neuen Bilde, welches in der Größe zwischen dem David und dem Noah steht, „Apollo unter den Hirten". Aber er sollte es nicht lange gut haben. Die Bewunderung, welche auch dieses Gemälde schon unter der Arbeit fand, erregte den Neid der deutschen Kunstgenossen — Namen hat S. nie genannt — gegen den verhätschelten Liebling der hohen Gesellschaft in solchem Maße, daß ihm durch ihre Anzettelungen im October 1806 Festsetzung auf der Engelsburg oder Verweisung aus Rom drohte. Was Ad. Haakh (S. 300 ff. seiner Beiträge) zur Aufklärung dieser von S. selbst nur ganz kurz erwähnten Dinge von niemand verschonenden Caricaturen erzählt, welche ihm diese Verfolgung zugezogen hätten, klingt sehr unwahrscheinlich. In keiner Handzeichnung und in keinem Skizzenbuche des Meisters (im stuttg. Kupferstich-Cabinet) findet sich eine satirische Anwandlung; weder in den Briefen von und an S., noch in irgend einem Berichte der Zeitgenossen über ihn, ist von Caricaturen die Rede; Eggers und Strauß, welche gleichfalls aus den Ueberlieferungen der Familie schöpften, wissen nichts von dem Vorfall.

Im December 1806 führte S. in der evangelischen Kirche zu Livorno seine Emilie zum Altar. Freilich blieb seine Hoffnung, durch Uebersendung des Noah eine ständige Pension bei seinem Landesherrn zu erwirken, unerfüllt; er erhielt für das Bild (jetzt in der Stuttg. Staatsgallerie) nur eine Belohnung von 80 Louisdor, aber Bildnisse, wozu ihm die Aufträge nie ausgingen, und kleinere Bildchen, die der Unermüdliche neben seinem Apollo malte, brachten genügenden Erwerb für sein kleines Hauswesen. Es zeugt für das gesunde Herz des Mannes, daß er trotz des vornehmen Umganges keinen vorzeitigen Versuch machte, den großen Herren zu spielen. Der fertige Apollo wurde im November 1808 mit 7 anderen Arbeiten Schick's, darunter drei Landschaften und ein „Christus, der den Kelch segnet", in dem Palast des baierischen Gesandten, Bischof von Häffelin, zwei Monate lang ausgestellt (vgl. den Bericht von K. G. Graß im Morgenblatt 1809 S. 338 f.). Der Apollo zeigt mit dem ruhigeren Feuer seines (jetzt durch Uebermalung ganz entstellten!) Colorits und anderen Vorzügen einen unverkennbaren Fortschritt über den Noah hinaus. Ein freudiger Strahl von

geistiger Morgenhelle bricht aus den von allen Seiten auf den Gott gerichteten Blicken der um ihn gelagerten Naturkinder, wie das kräftige Licht aus der Luft der heiteren Landschaft. Erst in diesem Bilde tritt ein glücklicher Einfluß zu Tage, welchen Schick's Freunde schon früher erwartet haben mochten, der von Asmus Jakob Carstens, dem Propheten des reinen Classicismus. S. ging viel mit dem Maler und Aesthetiker K. L. Fernow um, der die Carstens'sche Verlassenschaft bewahrte; auch ist bezeugt, daß er selbst von tiefer Verehrung für Carstens durchdrungen war. Aber von Haus aus war ihm der herbschöne Geist der Carstens'schen Zeichnungen doch fremd genug. Er brauchte längere Zeit, um soviel davon aufzunehmen, als sich mit seinem süddeutschen Naturell und seiner künstlerischen Gewöhnung überhaupt vertrug. In einem kleineren Bildchen des Jahres 1810 (in der Stuttg. Staatsgallerie) tritt die Frucht des Studiums von Carstens und von der Antike noch deutlicher zu Tage, aber ein Classicist von strengster Observanz konnte und wollte S. nicht werden. — Nach dem Schlusse einer Gemälde-Ausstellung auf dem Capitol, bei welcher der Apollo neben Werken von Künstlern aller Nationen zu sehen war, kam zuerst eine französische, dann eine italienische Deputation zu S., welche im Namen aller ihrer Landsleute (Künstler, Kenner und Liebhaber) ihm den „Preis und die Krone" überreichten. Seine Hoffnung, an dem König von Neapel einen Käufer für das Bild zu gewinnen, schlug fehl, doch erhielt er von diesem Fürsten einen anderen Auftrag. Der damals in Rom weilende geniale Kupferstecher Friedrich Müller, dem wir den herrlichen Stich der sixtinischen Madonna verdanken, bestellte eine Copie des Apollo in halber Größe, um dieselbe zu stechen, was aber nicht zur Ausführung kam. Das Original wurde erst nach Schick's Tod an den Buchhändler v. Cotta und von diesem an König Friedrich von Württemberg verkauft, wodurch es später gleichfalls in die Stuttgarter Staatsgallerie kam. (Ueber einen Stich desselben von G. Rist s. den Aufsatz von S. Boisserée im Cotta'schen Kunstblatt Jg. 1820 S. 201 ff.; es giebt außerdem davon eine Lithographie von C. Schmidt und Stiche bei Förster u. Raczynski.)

In der Heimath führte der Ruf, den S. in Rom gewonnen hatte, da und dort, in München, Berlin, Stuttgart zu dem Gedanken, ihn in eine feste Stellung nach Deutschland zurückzurufen, aber er war, wie er öfter an die Geschwister und in einem geistvollen Brief vom December 1808 auch an den Philosophen Schelling schrieb, ein geschworener Feind der Akademien, die er „Kunstställe" und „Treibhäuser" schalt. Er zog es vor, mit Bildnißmalen, worin er einen immer größeren Namen gewann, sein oft durch die unkünstlerischen Zumuthungen der Besteller recht saueres Brod zu verdienen. Jedoch seine Gesundheit litt unter den übermäßigen Anstrengungen und immer häufiger werden in seinen Briefen die Anwandlungen von Trübsinn und Heimweh. Im scharfen Gegensatze zu dem Widerscheine reinen Glückes, der aus jedem Zuge seines Apollo-Bildes strahlt, wählte er im Herbst 1810 als Stoff für ein neues großes Bild: „Christus als Jüngling, der auf Wolken über der Erde in den Armen der Engel schlafend sehnsüchtig im Traume die Arme nach dem in einer Glorie über ihm schwebenden Kreuz ausstreckt". (Ein Stich nach der Farbenskizze, welche die beginnende Erschöpfung Schick's in technischen Mängeln verräth, ist Beilage zu dem erwähnten Aufsatz von Fr. Eggers.) S. hatte neben den besprochenen religiösen Bildern früher schon auch ein kleineres Gemälde, „Die drei Marien am Grabe Christi" gemalt und außerdem in den letzten Jahren eine „Himmelfahrt Christi" in Oelfarben skizzirt. Aber der symbolisch-mystische Zug an dem Christus mit dem Kreuze überrascht doch. Es war eine neue Geistesströmung in die deutsche Welt gekommen, welcher sich unser Meister nach seiner entwicklungsfähigen Natur nicht entziehen konnte und wollte — die Romantik. Mit Schriftstellern dieser Rich-

tung wie A. W. Schlegel, E. Platner und L. Tieck war er längst umgegangen, neuerdings auch mit Chr. Schlosser und Z. Werner; Schelling hatte er schon im April 1808 schreiben können, daß er seinen Bruno und anderes gelesen. Von Künstlern, welche zur Romantik neigten, hatten sich W. Schadow, der spätere Akademiedirector in Düsseldorf, J. Veit und die Brüder Riepenhausen an ihn angeschlossen. Als Frucht dieses Verkehres kann schon eine kleine „Höllenfahrt Fausts“ (in stuttg. Privatbesitz) angesehen werden, welche S. im J. 1809 malte. Deutlicher tritt die katholisirende Richtung jenes Kreises zu Tage in zwei Entwürfen, welche sich in seinem Nachlasse fanden, einem „h. Antonius am Tische seiner Eltern“ und einer „Verlobung der h. Katharina mit Christus“. Wer will sagen, wie weit S. seinen Freunden auf dieser Bahn noch gefolgt wäre, hätte ihm das Schicksal nicht noch gerade vor dem Scheidewege Halt geboten? Eine durch manche Vorboten seit Jahren angekündigte Krankheit, die der Arzt für einen nervösen Rheumatismus hielt, warf ihn im Februar 1811 auf ein wochenlanges Krankenbett. Den nur halb Genesenen zog es mit unwiderstehlicher Sehnsucht in die Heimath, welche er in Rom keinen Augenblick vergessen hatte. Im Anfang des September reiste er mit seiner Frau, zwei Knäbchen und seinem Apollo-Bilde von Rom ab und über die Schweiz nach Stuttgart. Wenige Tage nach der Ankunft bannte ihn die jetzt als Erweiterung der Herzschlagader erkannte Krankheit wieder an das Lager, von dem ihn am Himmelfahrtsfest 1812 der Tod erlöste.

Für die deutsche Kunst war der vorzeitige Hingang des Meisters ein großer, wenn auch schwer genau zu berechnender Verlust. S. war keineswegs ein frühreifes Talent, von dem man glauben müßte, daß es mit 35 Jahren schon sein Bestes gegeben; er erscheint weder in seinen Briefen als Mensch, noch in seinen Bildern als Künstler fertig und abgeschlossen. Seinem älteren Landsmanne Eberh. Wächter, welcher gewöhnlich mit Carstens und ihm zusammen genannt wird, war er an technischer Geschicklichkeit überlegen. Nach Art und Maß seiner Begabung möchten wir ihn lieber mit einem jüngeren Schwaben zusammenstellen, dem Cornelius-Schüler Bernhard Neher; wie dieser hätte S. sicher als Fresco-Maler sein Höchstes geleistet, wenn ihm Gelegenheit dazu geworden wäre. Sein reiches Gemüth, sein aller Pedanterie abholder Sinn, seine gewandte Rede und Schrift hätten ihn auf einer vorgerückteren Stufe seiner Kunst auch befähigt, eine glückliche Lehrerthätigkeit zu entfalten. Ein Miniatur-Selbstporträt von S. findet sich als Holzschnitt vor dem Titelblatt von Haakhs Beiträgen.

Vgl. A. W. v. Schlegel, Schreiben an Göthe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler. Im Sommer 1805. in dess. Krit. Schriften T. 2 S. 337 ff.; den Nekrolog [von Heinrich Rapp] im Morgenblatt Jg. 1812 S. 477 ff. — E. Platner, Ueber Schick's Laufbahn u. Charakter als Künstler in Fr. Schlegel's deutsch. Museum Bd. 4 S. 26 ff. — Förster, Gesch. d. d. Kunst T. 3 S. 69 ff. — Riegel, Deutsche Kunststudien S. 166 ff. — Ders., Gesch. des Wiederauflebens d. d. Kunst S. 98 ff. — Ders. in s. Ausg. des Fernow'schen Carstens S. 334 f. — Reber, Gesch. d. n. d. Kunst 2. Aufl. S. 156 ff. — Rosenberg, Gesch. d. modern. Kunst Bd. 2 S. 64 ff. — Becker, Deutsche Maler S. 30 f.

Wintterlin.

Schick: Hermann Reinhard S., Mitglied der Brüdergemeine, geboren am 1. December 1704, † am 28. September 1771. Hermann Reinhard (nicht, wie Otto angiebt, Heinrich) S. wurde am 1. December 1704 zu Eckenheim bei Frankfurt a. M. geboren. Da er in der Schule eine gute Begabung an den Tag legte, sollte er studiren, ein Plan, dessen Ausführung durch den frühen Tod seines Vaters im Jahre 1716 und die Mittellosigkeit der Mutter verhindert

wurde. S. wurde auf Anrathen eines Vetters Schuhmacher und blieb bei seinem Handwerk, bis er mit Zinzendorf und seinen Anhängern in Verbindung trat, obwohl er sich schon vorher wiederholt ernstlich versucht gefühlt hatte, den geistlichen Beruf zu ergreifen und öffentlich von seinen inneren Herzenserfahrungen Rechenschaft abzulegen. Seit dem Jahre 1728 in Frankfurt beschäftigt und seit 1733 mit der verwittweten Mar. Marg. Minner vermählt, fing er an, kleine „geistliche Tractate" niederzuschreiben. Im J. 1735 empfing er die erste zuverlässige Nachricht vom Grafen Zinzendorf; er schrieb an den Grafen, ihm die Sache der Erweckten in Frankfurt a. M. ans Herz legend, und wurde durch eine „schöne" Antwort ausgezeichnet. Es ist dies jedesfalls derselbe Brief vom 15. December 1735, den Spangenberg im Leben Zinzendorf's, 4. Theil S. 1008—1009 mittheilt. Nachdem im folgenden Jahre die Gräfin Zinzendorf die Ronneburg am 11. October verlassen und sich nach Frankfurt a. M. gewendet hatte, folgte ihr der von Berlin zurückgekehrte Graf dorthin. Unter seiner Leitung wurde eine Einigung unter den Separirten und Anhängern seiner Bewegung erzielt und S. zum Aufseher der neuen Gemeinde gewählt. Das Jahr 1737 führte S. als Reisebegleiter der Gräfin nach Herrnhut. Bei einem Besuche in Marienborn im J. 1738 wurde er zum Aeltesten der Frankfurter Gemeine eingesegnet. Während der Jahre 1739—1744 finden wir S. als Reiseprediger im Dienste der Brüder in Mittel- und Norddeutschland thätig. Als solcher wirkte er auch noch, nachdem er im J. 1744 in Herrnhut das Amt eines Waisenvaters erhalten hatte. Seit dem Jahre 1758 zum Diaconus der Brüderkirche ordinirt, unternahm er im J. 1768 seine letzte Reise nach Frankfurt a. M. und zu den Erweckten in der Pfalz. Er starb zu Herrnhut am 28. September 1771. — Von seinen Kirchenliedern haben folgende Aufnahme in das Brüdergesangbuch vom Jahre 1778 gefunden: 1) Nr. 439: „Gesalbter Heiland, verordnet zum Segen". 2) Nr. 1266: „Ihr lieben Jungfrauchöre". 3) Nr. 1426, 1—5: „Pilgervolk, du Zeugenwolk!" (wohl sein vorzüglichstes Lied) und 4) Nr. 1482: „Schmerzensmann, ach hör mich an". Von diesen sind nur Nr. 439 und Nr. 1426 noch heute in der Brüdergemeine in Gebrauch. (Siehe: Kleines Gesangbuch der evang. Brüdergemeine. Gnadau 1870. Nr. 317 und 978.)

Nach einem Lebenslauf Schick's im Jüngerhausdiarium (Brüderarchiv in Herrnhut). Vgl. Gottlieb Friedrich Otto, Lexikon der Oberlausitzer Schriftsteller. 3. Bd. Görlitz 1803. S. 140. — (Christian Gregor), Historische Nachricht vom Brüder-Gesangbuch des Jahres 1778. 2. Aufl. Gnadau 1851. S. 220.

H. A. Lier.

Schick: Margarete Luise S. geborene Hamel, die berühmte Schöpferin der Gluck'schen Frauengestalten für die Berliner Bühne, erblickte am 26. April 1773 zu Mainz das Licht der Welt. Ihr Vater Johann Nepomuk Hamel, Fagottist der kurmainzischen Hofcapelle, und die Sängerin Francisca Hellmuth, förderten ihre bedeutenden Naturanlagen schon in frühstem Alter so weit, daß sie mit 10 Jahren dem damals berühmten Gesanglehrer Stephani in Würzburg zur Ausbildung übergeben werden konnte. In dieser Schule, deren Kosten der Kurfürst Friedrich Karl auf sich genommen hatte, blieb Margarete fünf Jahre und vollendete darauf ihre Vorbereitungen zum Künstlerberufe unter der Leitung Vincenzo Righini's, der 1788—1793 der kurmainzischen Capelle vorstand. Als Lilla in Martin's „la cosa rara" machte sie 1791 den ersten glücklichen Schritt auf die Bühne, nachdem sie in Kirche und Kammer schon mehrfach Erfolge errungen und als Hofsängerin mit 500 Gulden Gehalt bereits längere Zeit eine feste Stellung gefunden hatte. Auch drang ihr Ruf rasch über die Grenzen

ihres heimischen Wirkungskreises und im J. 1790 erscheint sie bereits unter den auserlesenen Künstlern, welche berufen waren, das Krönungsfest Leopold II. in Frankfurt am Main durch ihre Kunst zu verschönern; bei dieser Gelegenheit soll Mozart sie im Concert gehört und seiner Bewunderung für die vielversprechende Kunstnovize — sie war damals 17 Jahre alt — den höchsten Ausdruck verliehen haben. Thatsache ist, daß Margarete bald darauf in den heitern Rollen Mozart'scher Opern wie Blondchen (Entführung), Zerline, Susanne die schönsten Siege ihrer Frühzeit feierte. Von diesem Gebiete wurde die Künstlerin durch die musikalische Strömung des Tages und hauptsächlich wohl auch durch die Verhältnisse des Mainzer Theaters überraschend früh zum heroischen Fache geführt. Schon in den ersten Jahren ihrer Bühnenthätigkeit wurden ihr Rollen wie Astasia (im Axur von Salieri), Almansaris (in Wranitzky's Oberon) und sogar Gluck's Alceste und Piccinni's Dido anvertraut. Aus diesem schönen Wirkungskreise wurde sie durch die nahende Revolution vertrieben. In Frankfurt a. M. fand sie einen Zufluchtsort und bald auch, nachdem Friedrich Wilhelm II. von Preußen sich persönlich von ihrer künstlerischen Bedeutung überzeugt hatte, den Weg zu einer neuen Lebensstellung. Im J. 1793 wurde sie für die kgl. Oper in Berlin verpflichtet und ging als Kammersängerin in die Dienste des Königs von Preußen. Noch im selben Jahre trat sie in Gemeinschaft mit ihrem ebenfalls nach Berlin berufenen Gatten, dem ausgezeichneten Violinspieler Ernst Joh. Christoph Schick (geb. 1756 in Haag, † am 10. December 1815 in Berlin) die Reise nach dem Norden an, und erschien nach einem Abstecher nach Hamburg, wo sie mehrere Gastrollen gab, am 8. December in der Oper „l'incontro inaspettato“ von Righini zum ersten Male auf der Berliner Bühne. Trotzdem der Erfolg ihr auch hier treu blieb und ihr Gelegenheit geboten wurde, noch in mehreren italienischen Rollen aufzutreten, zeigte es sich doch bald, daß für ihre Bedeutung und Schaffenslust neben einer Primadonna wie Maria Marchetti-Fantozzi kein Raum war; sie trat daher 1794 zu der eben aufblühenden Nationalschaubühne über und wurde binnen kurzem der Stern der deutschen Oper und der Liebling der Berliner. Ihre ersten Darbietungen waren jetzt Astasia (Axur), Klärchen (Dittersdorf: Liebe im Narrenhause), Donna Anna (Don Juan) und vor allem Constanze (Entführung); namentlich ihre Wiedergabe der großen Bravourarie („Martern aller Art“) wird gerühmt und dabei hervorgehoben, daß sie mit einer bewundernswürdigen Sicherheit und Ausdauer das Vermögen eines begeisternden und erschütternden Vortrages verbunden habe. Unter ihren technischen Fertigkeiten erregten besonders ihre ebenso leicht als präcis ausgeführten chromatischen Läufe das Erstaunen der Kenner. Ganz neue Seiten ihrer Künstlerschaft traten aber zu Tage, als die gefeierte Bravoursängerin am 24. Februar 1795 den Berlinern die erste Bekannschaft mit Gluck's Meisterwerk „Iphigenie auf Tauris“ vermittelte. Ihre ebenso klare als durchempfundene Declamation, die Beredsamkeit ihrer Bewegungen und die Kraft ihrer ganzen Persönlichkeit im Ausdrucke der Leidenschaft überzeugten, wenn auch nicht bei der ersten Aufführung, so doch nach und nach, die bis dahin dem Opernreformator fremd, ja feindselig gegenüber stehenden Berliner Musikkreise von der Schönheit und Bedeutung des Gluck'schen Kunstwerks. Mit der Schöpfung ihrer Iphigenie, die von Zeitgenossen sogar derjenigen der berühmten Schauspielerin Friedrike Bethmann an die Seite gestellt wurde, vollbrachte die S. im Verein mit dem Capellmeister Bernhard Anselm Weber eine künstlerische That von höchster Bedeutung: sie erschloß der „neuen Kunst“ das nördliche Deutschland und half den Boden bereiten für eine lange und wichtige Entwickelung derselben. Selbstverständlich blieb diese That und ihr Erfolg auch auf die Weiterbildung der Künstlerin selbst nicht ohne bedeutsamen Einfluß, zumal als gegen ihr

dreißigstes Lebensjahr hin ihre Stimme an Biegsamkeit in der Höhe verlor und dafür an Stärke und Metallklang in der Tiefe und Mittellage — sie reichte nun von a—g″ — gewann. Ihre Begabung wandte sich nun mehr dem dramatischen Gesang zu, dessen Stil sie begründen half, freilich ohne jene Vernachlässigung des Gesangstones, dessen sich spätere Sängergeschlechter schuldig machten. Von ihren späteren Rollenschöpfungen seien genannt: 1797 Myrrha (Winter's Opferfest), Antigone (Sacchini's Oedipus), 1799 Dido (Piccinni), 1801 Vitellia (Mozart's Titus), 1802 Gräfin (Mozart's Figaro), 1805 Armida von Gluck, 1808 Eurydice, Malvina (Méhul's Uthal). Besonderes Interesse als Meisterin tragischer Gesangskunst erregte sie in den ihr auf den Leib geschriebenen Rollen der Hero (Monodram von B. A. Weber 1800) und Sulmalle (Duodram v. B. A. Weber 1802). Sie starb am 29. April 1809, mitten im Studium zur Darstellung der Klytemnästra in Gluck's „Iphigenie in Aulis", in welcher ihre Tochter Julie als Titelheldin neben ihr wirken sollte. Ihre Büste ziert den Concertsaal des k. Schauspielhauses in Berlin. — Julie Schick gehörte der Berliner Oper von 1807—1811 an; ihre Tochter Pauline v. Schätzel (geb. 1812), die Enkelin der M. Sch., war von 1828—1832 ein sehr beliebtes Mitglied der Berliner Hofoper.

Ueber M. S. vgl. Konrad Levezow, Leben und Kunst der Frau Margarete Luise Schick. Mit dem Bildnisse der Künstlerin. Berlin 1809. — Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins. S. 501 ff.

Heinrich Welti.

Schick: Rudolf S., Genre-, Porträt- und Landschaftsmaler, ist am 8. Aug. 1840 zu Berlin geboren. Im 18. Lebensjahre trat er als Schüler in die Kunstakademie seiner Vaterstadt und in das Atelier des Prof. Wilhelm Schirmer ein. Die Zeit von 1861—62 brachte er in Baiern, namentlich in München und Brannenburg zu, dann setzte er noch eine Zeit lang seine Studien in Berlin fort. Im Sommer 1864 errang er in der Concurrenz um den großen Staatspreis, für Geschichtsmaler durch die beste Lösung der Aufgabe „Der gefesselte Prometheus von Okeanos und den Nereïden betrauert", den Sieg. Dieser Erfolg ermöglichte ihm die Mittel, einen Ausflug nach Paris und London zu machen und einen längeren Aufenthalt in Tirol und Italien zu nehmen.

In Rom wurde ihm das Glück zu Theil, mit Böcklin zu verkehren, dessen kühne Phantasie und Farbenkunst den jungen Künstler mächtig anregte. Er folgte dem verehrten Meister nach Basel, um bei Ausführung der Wandgemälde im Treppenhause des dortigen Museums ihm hülfreiche Hand zu leisten. Im J. 1869 kehrte S. nach Berlin zurück, wo er seinen ständigen Aufenthalt nahm. Nachdem er hier einige Bilder nach eigener Composition gemalt hatte, trieb es ihn wieder nach dem Süden, wo er sich eingehend mit der italienischen Renaissancekunst beschäftigte und mehrere Gemälde im Auftrage des Herrn v. Farenheid auf Beynuhnen copirte.

Während der Jahre 1871 und 1872 entstanden die größeren Bilder „Im Sommer", „Marmorbrüche in Carrara", die Deckengemälde in der Wohnung des Prof. Hertel zu Berlin, ferner 1874 „Mignon", „Schloß Beynuhnen" und „Der genuesische Brunnenhof". Wenn S. in der phantastisch-poetischen Stimmung und im Farbenschmelz des letzteren und einiger anderer Landschaftsbilder lebhaft an Böcklin und dessen Farbenzauber erinnert, so tritt in seinen zahlreichen Oelstudien und Zeichnungen nach der Natur, von denen sich einige in der Nationalgalerie zu Berlin befinden, eine völlig unbefangene und heitere Anschauung zu Tage.

Unermüdlich in seinen gesunden Tagen malte er zu Gunsten des Berliner Unterstützungsvereins für Künstler das große Transparentbild „Die Ankunft der

heiligen Familie in Aegypten". Mit regem Eifer betheiligte er sich ferner an dem illustrirten Prachtwerke „Italien" (Stuttgart bei Engelhorn) mit 43 vortrefflichen landschaftlichen, architektonischen und Genrezeichnungen und unternahm zu dem Zweck abermals eine Studienreise durch die Schweiz nach Italien, um die alten Eindrücke und Anschauungen wieder aufzufrischen.

Nach seiner im J. 1876 erfolgten Heimkehr entstanden einige italienische Landschaften mit Staffage, welche S. als den Schüler Böcklin's charakterisiren, so die „Quell-Einsamkeit", Motiv vom Bagno di Diana an der Felsküste von Sorrento und das nicht ganz vollendete „Hirten-Idyll". Beide Bilder wurden 1887 für die Nationalgalerie angekauft.

Wiewohl der Schwerpunkt seiner Begabung in der Landschaft ruht, malte er nach wie zuvor zahlreiche durch sorgfältige Charakteristik, Kraft der Farbe und intime Auffassung ausgezeichnete Porträts. Nur bei wenigen Damen- und Kinderbildnissen ist eine gewisse leere Eleganz nicht überwunden, die sich aus dem Zwang der Bestellung erklären mag. Die schönste und ansprechendste Leistung auf diesem Gebiete ist das große Familienbild (1878) des Commerzienrathes Lüdecke zu Berlin, in einer Thüringer Landschaft. In feinsinniger und gemüthvoller Weise hat der Künstler auch die verstorbene Gattin, die Mutter der den Vater umgebenden Kinder, als gegenwärtig dargestellt und durch diesen liebenswürdigen Zug seinem Bilde einen besonders anziehenden Werth verliehen.

Im J. 1879 glücklich verheirathet, zog S. mit seiner jungen Gattin nochmals über die Alpen nach Italien. Von dieser Reise brachte er eine Fülle an landschaftlichen Studien und Skizzen von großer Frische und Unmittelbarkeit mit heimwärts, dazu gesellten sich allerlei Motive zu Genrebildern und romantisch aufgefaßte Einzelfiguren.

Einige Jahre später in seiner Gesundheit erschüttert, suchte er Rettung in der milden und sonnigeren Luft des Südens. In der folgenden Stille und Zurückgezogenheit seines häuslichen Lebens entwarf er noch viele Aquarelle und Zeichnungen, darunter 12 Illustrationen zu Goethe's Stella und das reich erfundene Widmungsblatt einer Adresse an den Prinzen Wilhelm v. Preußen. Sein letztes vollendetes Werk „Die beiden Leonoren", eine treffliche Illustration zur ersten Scene des Goethe'schen Tasso, verrieth kaum eine Spur seines leidenden Zustandes. Eine feinsinnige und anspruchslose Künstlernatur ohne besonders lebhaft hervortretende Charakterzüge fand S. sein Lebensglück im kleinen Kreise näherer Freunde, welche sein Talent und sein edles Schönheitsgefühl zu schätzen wußten. Anhaltende Kränklichkeit indeß beeinträchtigte seine Arbeitsfähigkeit. Wiederholt vom Schlaganfalle getroffen, starb S. in seiner Vaterstadt Berlin am 26. Februar 1887. Die Nationalgalerie ehrte das Andenken des Künstlers bald nach seinem Ableben durch eine annähernd vollständige Ausstellung seiner Werke, durch welche erst die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Thätigkeit übersichtlich zu Tage trat.

v. Donop.

Schickhardt: Heinrich S., Baumeister, geboren am 5. Februar 1558 in dem altwürttembergischen Städtchen Herrenberg, † daselbst am 31. Dec. 1634, war der Sohn eines Schreinermeisters und besuchte vermuthlich nach dem Brauche wohlhabender Bürgerssöhne die Lateinschule seiner Vaterstadt. Er soll von Jugend auf Neigung zur Feldmesserei, Baukunst und Mechanik gezeigt haben; wir wissen aber nicht, wo und bei wem er eine Lehre in diesen Künsten durchgemacht hat. In dem auf der Stuttgarter königl. öffentlichen Bibliothek aufbewahrten „Inventarium" seines Besitzes und seiner Thätigkeit, zugleich einer reichen Quelle seiner Lebensgeschichte, sagt S. nur, daß er im J. 1578 zu dem

fürstlichen Baumeister Georg Beer (vgl. Meyer, Allgem. Künstler-Lexikon, Bd. 3, S. 281 ff.) nach Stuttgart gekommen sei. Er machte bei demselben in den folgenden Jahren Pläne zu Stuttgarter Wohnhäusern und Adelsschlössern auf dem Lande und war im J. 1581 sein Gehilfe bei den Vorarbeiten zu dem Neuen Lusthause, durch welches sich dieser Meister unter die besten Architekten der deutschen Renaissance eingereiht hat. S. darf ganz als Schüler desselben in der höheren Baukunst angesehen werden, wie Beer selbst der Schüler von Albrecht Tretsch, dem Erbauer des Stuttgarter Alten Schlosses, gewesen war. Wie lange der junge Mann damals bei Beer blieb, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß er im J. 1584 sich mit der Tochter des Herrenberger Bürgermeisters Grüninger verehelichte und in das „Gericht“ d. h. den Gemeinderath seiner Vaterstadt aufgenommen wurde, also damals dort ansässig war, wie er denn auch zeitlebens Häuser und Güter daselbst besaß. Wir finden ihn aber auch auswärts beschäftigt, so in den Jahren 1588 und 1589 für die Stadt Eßlingen und im J. 1590 mit Privatgebäuden in Rottenburg a. N. und Colmar. In diesem Jahre scheint ihn Beer wieder an sich gezogen zu haben. Herzog Ludwig schickte die Beiden im Herbst nach Schiltach, einem damals württembergischen Schwarzwaldstädtchen, um die Bewohner bei dem Wiederaufbau ihrer Häuser nach einem großen Brande zu berathen. Im J. 1591 machte S. in herzoglichem Auftrage Grundrisse der Festungen Hohentwiel (hiervon auch einen perspectivischen Aufriß), Hohenasperg und Hohentübingen. Im J. 1593 baute er als „Diener“ Beer's am Collegium Illustre in Tübingen. In demselben Jahre noch sandte ihn Herzog Ludwig nach der damals württembergischen Grafschaft Mömpelgart (Montbéliard), wo S. mit dessen Nachfolger (seit August 1593), Herzog Friedrich, in Berührung kam und bald einen großen Gönner an ihm gewann. Friedrich ließ ihn allmählich in die Stelle des alten Beer († 1600) einrücken und beschäftigte ihn, baulustig wie nur einer von den württembergischen Herrn, auf die mannichfachste Weise. Um ihn ganz nach Stuttgart zu ziehen, schenkte er ihm daselbst im J. 1596 einen Baugrund, nebst „Holz, Stein, Fenster, Ofen, auch Rüst-Holz“ zu einem eigenen Hause. Dafür machte S., um sich auf höhere Aufgaben vorzubereiten, im Januar 1598 auf eigene Kosten eine Studienreise nach Oberitalien. Aus einem mit Federzeichnungen versehenen Skizzenbuche (in der Stuttgarter königl. öffentlichen Bibliothek) sehen wir, daß sich der junge Meister in Ulm, Augsburg, Trient, Venedig, Padua, Vicenza, Mantua, Mailand, Verona &c. eben so sehr um Wasserwerke, Brücken- und Festungsbauten kümmerte, als um Kirchen- und Palastarchitektur. Noch in demselben Jahre 1598 vermaß er auch mit seinem Bruder Lukas den Neckar, mit dessen Schiffbarmachung damals Herzog Friedrich umging, von Cannstatt bis Heilbronn und machte eine Zeichnung dazu. Aber schon im Novbr. 1599 durfte er Italien wiedersehen und zwar diesmal im Gefolge seines Herzogs, der ihn vom Kopf bis zum Fuß wie „einen von Adel“ kleiden ließ und ihm in seine Haushaltung, damit die Seinigen in seiner Abwesenheit keinen Mangel litten, 100 Gulden und einen Eimer Wein verehrte. S. schrieb auch diesmal seine Beobachtungen unter Beifügung von Feder- und Tuschzeichnungen nieder und ließ darnach auf Befehl des Herzogs eine Reisebeschreibung drucken, welche zweimal im J. 1602 in Mömpelgart, einmal im J. 1603 auch in Tübingen erschien. Die kleine Gesellschaft reiste über Chur nach Mailand, Pavia, Genua, dessen Palastarchitektur den Meister viel beschäftigte, Massa, Pisa, Siena, Rom, Spoleto, Ancona, Ravenna, Bologna, Florenz, Livorno, Pisa, Lucca, Pistoja, Ferrara, Mantua, Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Trient, Innsbruck, Ehrenberger Klause, Kempten, Schaffhausen, Basel, Mömpelgart und durch Elsaß und Baden zurück nach Stuttgart, wo der Einzug am 7. Mai 1600 stattfand.

Einige Bauten in Italien, die ihm besonders lieb waren, zeichnete S. in ein besonderes Heft und fügte denselben später noch französische und deutsche Gebäudeansichten bei. In dem gedruckten Reisewerke aber schildert er neben den Architekten- und Ingenieurschöpfungen ausführlich auch die Schicksale der Reise und gibt lebendige Schilderungen von Land und Leuten, welche in ihm einen grundgescheidten und kerntüchtigen Mann erkennen lassen. Er war nun in allen Stücken reif, um die mancherlei Geschäfte, welche sein Amt als fürstlicher Baumeister, oder, wie er heutzutage zu nennen wäre, als herzoglicher Hof- u. Landesbaudirector mit sich brachten, recht und redlich auszurichten. Eine Reise um das Herzogthum Württemberg in 31 und eine solche um die Grafschaft Mömpelgart in 10 Tagen mit seinem Herzog von Grenzstein zu Grenzstein vollführt (1604), mochten ihn die Größe seines Wirkungskreises erkennen lassen. In dem schon erwähnten Inventarium, geschrieben 1630—32, hat S. auf 38 Folioseiten alles verzeichnet, was er in 40 Jahren in- und außerhalb des Landes gebaut hatte. In seiner treuherzigen Art erinnert er selbst zur Einleitung daran, daß er tüchtigen Gehülfen manches überlassen und da und dort auch nur seinen Rath ertheilt habe, aber trotzdem sehen wir in eine erstaunliche Fülle von Arbeit hinein. Herzog Friedrich ließ — um nur die wichtigsten Aufgaben Schickhardt's zu erwähnen — im J. 1596 das Bad Boll bei Göppingen neu aufbauen, in den Jahren 1598 und 1599 die Hauptstadt Montbéliard durch eine befestigte Neustadt vergrößern und daselbst im J. 1601 die Kirche zu St. Martin errichten. In das Jahr 1599 fallen auch die Pläne zu dem württembergischen Schwarzwaldstädtchen Freudenstadt, deren ersten S. selbst für besser hielt, als den zweiten steifquadratischen, den der Herzog verlangt hatte und ausführen ließ. Bekannt ist die zwischen 1604 und 1608 erbaute Kirche daselbst, welche S., um sie als eine der vier Eckabschlüsse der Stadt zu verwenden, mit zwei rechtwinklig gegen einander stoßenden Schiffen so construirte, daß Männer und Frauen je auf eine Seite vertheilt, sich nicht sehen können, wohl aber den Geistlichen. Zur Architektur derselben hat S. in ähnlicher Weise Gothik- und Renaissancemotive gemischt verwendet, wie sein Meister Beer am Neuen Lusthause. Gelegenheit zur Verwerthung seiner italienischen Palaststudien gab ihm der Herzog in Stuttgart mit dem sogen. Neuen (Marstall-) Bau an der Südostecke des Alten Schlosses, einem prächtigen Steinbau. Er enthielt im Erdgeschoß Stallungen, in den zwei Stockwerken darüber große Säle, deren oberer mit dem dritten Stockwerk zusammen die fürstliche Rüstkammer barg. Wir kennen von diesem im J. 1757 ausgebrannten und im J. 1779 und 1782 bis zum Grunde abgetragenen Hause nur eine Beschreibung (in dem Büchlein: Kurtze Beschreibung deßjenigen was von einem Fremden in der — — Residentz-Stadt Stuttgardt — — Merckwürdiges zu sehen. [Stuttgart 1736]) und einige Abbildungen. Verständige Verbindung von deutschen und italienischen Renaissanceformen, feine, höchst lebhafte Verhältnisse und eine vornehme Zurückhaltung gegenüber den Ausschreitungen des Barock in den decorativen Theilen beweisen, daß S. nicht umsonst in Italien besonders seinen Palladio mit Eifer studirt hatte. Mit allerlei kleineren Aufträgen, namentlich auch kartographischen Arbeiten, welche S. sehr schön ausführte, nahm Herzog Friedrich den Meister so in Anspruch, daß dieser erzählt, er habe in 15 Jahren nicht über den halben Theil bei seiner Haushaltung sein können.

Als der Herzog im J. 1608 starb, schenkte sein Nachfolger, Herzog Johann Friedrich, dem Meister das gleiche Vertrauen. Er wollte durch ihn einen Palast an der Stelle des jetzigen Prinzenbaus neben der Stiftskirche, der schon von Herzog Friedrich (1601) geplant und in den Kellern fertig gestellt war, „weit schöner und größer als den Neuen Bau" aufführen lassen; die Arbeit wurde aber wegen der schlechten Zeiten im J. 1624 wieder eingestellt. Von den übrigen Architektur-

aufgaben, die er ihm stellte, seien genannt: der Thurm der Kirche zu Cannstatt (1609), das Badhaus zu Teinach (1617), der Entwurf zu dem schönen, von dem Stuttgarter Bildhauer G. Müller ausgeführten Marktbrunnen zu Tübingen (1617). Außerdem ließ er, wie sein Vorgänger, durch ihn Gewächshäuser und Gartenanlagen, Amts- und Pfarrhäuser, Brücken, Thore, Münzen, Mühlen, Bergwerke u. a. theils neu herstellen, theils umbauen. Ein ganzes Bündel mit Maschinenzeichnungen (auf der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart) beweist außer den erwähnten Skizzenbüchern, wie gründlich sich S. die mechanischen Kenntnisse seiner Zeit angeeignet hatte. Neben dem Landesherrn nahmen ihn die Edelleute für ihre Schlösser, die Gemeinden für Rathhaus-, Kirchen- und Schulbauten, die Bürger, zumal in Stuttgart (Keller'sches Haus [jetzt Nr. 5] auf dem Marktplatz 1613—16) häufig in Anspruch. Vielfach wurde er auch nach auswärts berufen, besonders von den Grafen von Hohenlohe, von den Reichsstädten Ulm, Eßlingen und Worms, von der vorderösterreichischen Regierung. Kaiser Rudolf II. berief ihn im J. 1604 zu einer Commission wegen der Befestigung der Stadt Ensisheim im Elsaß und wollte ihn ganz in seine Dienste ziehen; er bedankte sich aber, weil er wenig Lust hatte, sich außerhalb des Landes, „insonderheit in das Papstum" zu begeben. Als ihn Erzherzog Maximilian von Tirol im J. 1611 auf 6—8 Wochen gleichfalls zur Berathung in Festungsbausachen begehrte, verweigerte ihm sein Herzog den Urlaub „auß sondern bedenkhen" d. h. wohl aus politischen Gründen.

Der äußere Lohn für dieses arbeitsvolle Leben blieb, wie wir aus dem Inventarium ersehen, unserem Meister nicht vorenthalten. Nach allem Besitz an Häusern, liegenden Gütern, Kleinodien, Büchern und Geld, den er dort verzeichnet hat, muß er einer der wohlhabendsten Männer des damaligen Württemberg gewesen sein. Aber sein Alter reichte noch bis in die Tage, wo Glück und Wohlstand, so fest sie in langer Friedenszeit im deutschen Land gegründet schienen, überall ein jähes Ende nahmen. S. befand sich in Herrenberg, als nach der Schlacht von Nördlingen im September 1634 die Kaiserlichen und Baierischen mit Mord und Brand über Württemberg hereinstürmten und sich darin festsetzten. Der Greis wollte im Anfang December desselben Jahres eine Verwandte in seinem Hause gegen einen frechen Soldaten, der ihn selbst schon von der Straße aus mit einem durch das Fenster geworfenen Beil am Auge verwundet hatte, beschützen, wurde aber von demselben mit dem Degen durch die Brust gestoßen; er starb, nachdem er noch drei Wochen lang gelitten hatte. S. selbst hinterließ keinen Sohn. Wohl aber hat die Kunstgeschichte noch von einigen andern Mitgliedern dieser Familie zu reden. Der Großvater des Baumeisters, Heinrich S. (geb. 1464, † am 23. August 1540), war (mit seinem Vater gleichen Namens?) von Siegen in Nassau nach Herrenberg übergesiedelt, wo er das schöne Chorgestühl der Stadtkirche (im J. 1517 vollendet) schnitzte (vgl. C. Heideloff, Die Kunst des Mittelalters in Schwaben, S. 6 f.). Einer seiner Söhne, Lukas (I.), der Vater des Baumeisters (geb. 1511, † am 13. August 1558), war Schreiner in Herrenberg. Von ihm ist noch kein Werk bekannt. Ein anderer, Hans (geb. 1512, † am 17. October 1585), war Maler in Tübingen; er hat einen Theil der fürstlichen Grabsteine in der dortigen Stiftskirche bemalt (vgl. A. Wintterlin, Die Grabdenkmale Herzog Christophs von Württemberg u. s. w. in der Festschrift der königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart zur 4. Säcular-Feier der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen 1877, S. 22, Anm. 4). Ein Sohn dieses Hans kann gewesen sein der im Tübinger Todtenbuch unterm 20. Novbr. 1610 eingetragene „Apelles Schickart Pictor", welcher aber in den Stammbäumen der Familie Schickhardt fehlt und bis jetzt noch mit keinem Werke nachgewiesen ist. Ein Sohn von Lukas (I.) war

auch Lukas (II.), (geb. 1560, † am 7. September 1602), welcher, wie oben erwähnt, mit seinem Bruder Heinrich den Neckar vermaß und nach dem Berichte seines Enkels Friedrich S. vom J. 1675 in die Kirche zu Herrenberg „die noch darin stehenden Bilder“ geschnitzelt hat. Ein Sohn von Lukas (II.), der Orientalist und Mathematiker Wilhelm S. (s. u.), war gleichfalls künstlerisch begabt. Er malte seinem Großvater mütterlicher Seite, dem Pfarrer Gmelin in Gärtringen ein (jetzt nicht mehr vorhandenes?) Epitaphium für die dortige Kirche und übte auch die Kunst des Holzschneiders und Kupferstechers. Wir kennen von ihm eine emblematische Darstellung des Namens Eberhart auf einem lateinischen Gelegenheitsgedicht zur Inscription des württembergischen Prinzen, späteren Herzogs, Eberhard III. vom J. 1627. Soviel uns bekannt ist, ruhte seitdem der künstlerische Genius der Familie, um erst in neuester Zeit mit einem jungen Landschaftsmaler, Karl S., wieder aufzuwachen. Ein Bildniß des Baumeisters können wir nicht namhaft machen.

Vgl. Eberh. v. Gemmingen, Heinrich Schickard's, Baum. v. Herrenberg, Lebensbeschreibung. Tübingen 1821. — W. Lübke, Gesch. d. Renaissance in Deutschland (2. Aufl.), Abth. 1, S. 356 u. ö. — A. Klemm, Württemb. Baumeister und Bildhauer bis ums J. 1750 in Württb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. Jg. V. 1882, S. 143 f.

Wintterlin.

Schickard: Wilhelm S., Mathematiker und Orientalist, geboren am 22. April 1592 zu Herrenberg (Württemberg), † am 23. October 1635 zu Tübingen. Im herkömmlichen Erziehungsgange absolvirte S. die Klosterschule und das Stift zu Tübingen, bekleidete am letzteren ein Jahr lang eine Repetentenstelle und wurde 1614 Diakonus im benachbarten Nürtingen. 1619 berief man ihn als Professor der biblischen Grundsprachen an die heimische Hochschule, und daneben scheint er auch den alternden Mathematiker, seinen früheren Lehrer Mästlin (s. A. D. B. XX, 575), unterstützt zu haben, bis er 1631, nach dessen Tode, definitiv in seine Stelle einrückte. Die Schrecken des 30jährigen Krieges muß S. in höchstem Maße durchkostet haben, denn aus einem seiner mit Bernegger in Straßburg gewechselten Briefe, welche viel Material für seine Biographie enthalten, geht hervor, daß er an eine Auswanderung nach der Schweiz oder nach Frankreich, wohin ihn der bekannte Peirescius eingeladen hatte, in allem Ernste dachte. Seiner eigenen Aussage nach sprach und schrieb S. das französische, italienische und spanische. Von seinen orientalischen Kenntnissen legt u. a. das „Horologium hebraicum“ (Tübingen 1614) Zeugniß ab. Als Mathematiker und Astronom aber war er geradezu hervorragend thätig; er schrieb über Optik, über atmosphärische Strahlenbrechung, über eine im November 1623 in Tübingen beobachtete Feuerkugel, über Meteorologie („Anemographia seu discursus philosophicus de ventis“, Tübingen 1631) und über den ersten zur Beobachtung gelangten Planetendurchgang „Tractatus de Mercurio sub sole et aliis novitatibus uranicis“, ebendort 1634). Um die Kenntniß der Sternbilder zu erleichtern, erfand S. hohle Kugeln, die sich dreitheilig öffnen ließen, und an deren Innenseite die Gestirne angebracht waren („Astroscopium pro facillima stellarum cognitione excogitatum et commentariolo illustratum“, ebendort 1623; neue Auflage, Stuttgart und Leipzig 1698). Auch die später von Funk und Klügel zu astrognostischen Zwecken vorgeschlagenen „Sternkegel“ hat S. bereits gekannt und beschrieben. Am meisten verdient machte sich derselbe jedoch um die Kartographie; vgl. seine inhaltreiche Schrift: „Kurze Anweisung, wie künstliche Landtafeln aus rechtem Grund zu machen, und die bisher begangne Irrthumb zu verbessern“ (posthum, Tübingen 1669). Mit scharfen Worten beklagt er sich hier über die Unvollkommenheit der Karten, wie denn selbst

für die wichtigsten deutschen Städte die Angaben über die geographische Breite bis auf $^{2}/_{5}{}^{0}$ auseinandergingen. Umsomehr Mühe wandte er an, um die ihm übertragene Vermessung des Herzogthums Württemberg mit aller nur erreichbaren Genauigkeit durchzuführen, und bei dieser Gelegenheit löste er, unabhängig von Snellius, das später berühmt gewordene Problem, welches ohne alles Recht in der Geschichte der praktischen Geometrie den Namen Pothenot's trägt. Näheres darüber enthält seine Correspondenz mit Kepler. Wenn wir endlich noch hinzufügen, daß S. einer der ersten war, welche die Wichtigkeit der Logarithmen erkannten, daß er sogar 1629 durch einen gewissen Beger die Napier'schen Logarithmen einer neuen Berechnung im Interesse einer Vereinfachung derselben unterziehen lassen wollte, so haben wir seine Verdienste wohl genugsam charakterisirt und dürfen es aussprechen, daß, wenn seiner Laufbahn nicht durch die Pest ein vorzeitiges Ende gesetzt worden wäre, die Wissenschaft ihm noch manche Bereicherung zu danken gehabt haben würde. Handschriftlich hinterließ S. Scholien zur Geographie des Abulfeda.

Böck, Geschichte der Universität zu Tübingen, Tübingen 1774, S. 114. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 4. Band, Göttingen 1800, S. 103 ff. — Epistolae W. Schickardi et M. Berneggeri mutuae, Straßburg 1673. — Zedler, Großes Universallexikon der Wissenschaften und Künste, 34. Band, Leipzig-Halle 1742, Sp. 1522 ff.

Günther.

Schickfuß: Jakob (Bonaventura) S., bekannt als Schulmann und Historiker, war der älteste Sohn eines kaiserlichen Zolleinnehmers Bonaventura S. in Schwiebus. Geboren daselbst am 22. Januar 1574, widmete er sich seit 1593 in Frankfurt a. O. philosophischen und juristischen Studien und begleitete alsdann polnische Edelleute auf die Universitäten zu Basel, Straßburg und Jena. 1597 nach Frankfurt zurückgekehrt, bekleidete er die Stelle eines Notars an der Universität, hielt dabei juristische Vorlesungen und that sich durch häufige Disputationen, von denen mehrere gedruckt wurden, hervor. So ward er, als in Brieg der Rector Melchior Tilesius am 5. April 1603 gestorben war, auf Empfehlung der Universität zu dessen Nachfolger berufen und brachte diese, 1569 von Herzog Georg II. als Vorposten des deutschen Protestantismus gegen den Osten gegründete Schule zu hoher Blüthe. Die Zahl der nicht bloß aus deutschen Landen, sondern auch aus Ungarn, Siebenbürgen, Polen und Mähren dorthin zusammenströmenden Schüler stieg unter ihm zeitweise bis auf 500, welche in fünf Hauptclassen unterrichtet, durch häufige Uebungen in lateinischen und griechischen Reden und poetischen Versuchen, sowie Aufführungen antiker Dramen, eine große Gewandtheit im Gebrauch der classischen Sprache erlangten. Einer dieser Zöglinge, Joh. Heermann aus Raudten in Schlesien, ward schon bei seinem Abgange von der Schule, 1608, mit dem Dichterlorbeer geschmückt und hat später seinen Namen besonders als Verfasser geistlicher (deutscher) Lieder auf die Nachwelt gebracht. Trotz dieser Erfolge legte S. 1613 das Rectorat nieder, als sich die Theilung der herzoglichen Lande zwischen den beiden, nunmehr der Vormundschaft entwachsenen Söhnen des Herzogs Joachim Friedrich († 1602) vollzog, und trat, nachdem er am 22. October 1612 zum D. U. J. in Frankfurt promovirt worden, als Rath in die Dienste des älteren jener Brüder, des Herzogs Johann Christian von Brieg. Dabei verwandte er seine Mußestunden auf die Abfassung einer „Schlesischen Chronica", welcher er die Annales gentis Silesiae des Curäus (Wittenberg 1571, übersetzt und fortgeführt durch Heinr. Rätel, 1585, 1587, 1601) zu Grunde legte und die er mit dem Jahre 1619 „da sich dero Oesterreichisch-Wienerischen Linien Regierung gantz endet", abschloß. Die Anordnung darin ist ähnlich, wie bei Curäus (s. A. D. B. IV,

644), so daß das erste Buch von den Königen über das Land bis 1619, das zweite von den einzelnen Fürsten, das dritte von den geistlichen, Landes- und Justizsachen, das vierte von den einzelnen Städten Schlesiens handelt. An einigen Stellen (IV, 75 f., 161) gibt er auch Nachrichten über seine Person und seine Vorfahren. Im Druck erschien die Chronik erst 1625 (Jena, o. J., Fol.), denn der große Krieg, welcher bald auch Schlesien ergriff, nöthigte den Herzog Christian sein Land zu verlassen, so daß S. 1623 in den Dienst des jüngeren Bruders, des Herzogs Georg Rudolf zu Liegnitz, überging; doch schon 1624 berief ihn Kaiser Ferdinand II. als Kammerfiscal von Oberschlesien zu seinem Rath und verlieh ihm, unter dem Namen Schickfuß von Neudorf, den Adel. Nach Beckmann (s. u.) trat sodann S. zur katholischen Kirche über, woraus es sich erklärt, daß er 25 Blätter seiner Chronik, die mißliebige Bemerkungen über katholische Institutionen enthielten, durch neue ersetzen oder den früheren Ausgaben vorbinden ließ. So traten z. B. I, 113 an die Stelle von: (den Bernhardinern hat man zu Breßlau Klöster erbaut) „darinnen sie faulenzeten“, die Worte: „dass sie den Gottesdienst darinnen verüben sollen“. Als kaiserlicher Rath hatte er seinen Wohnsitz in Breslau, wo er am 15. September 1637 starb; vermählt war er seit 1612 mit Elisabeth, der Tochter des prof. juris Martin Beneckendorf in Frankfurt a. O.

Jo. Heermann, De gymnas. Bregensis laudibus, 1606; Idem: Aulaeum familiae Schickfusianae. — Schönwälder u. Guttmann, Gesch. des Gymnas. zu Brieg, 1869, S. 64—91. — Becmani notitia univers. Francof. (1706), Fol. 76 b, 205 b, catal. librorum, Fol. 262 a. — Chr. Rungii miscell. liter. spec. II, no. 3. — K. Kletke, Quellenschriften zur Gesch. d. Preuß. Staats, 1858, S. 286.

R. Schwarze.

Schiebeler: Daniel S., Dichter, geboren zu Hamburg am 25. März 1741 als Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Johanneum, nachdem ein Hauslehrer ihn zu massenhafter Romanlectüre und früher Zersplitterung seiner Geisteskräfte verführt hatte, ward als Jüngling des Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen mächtig und versuchte sich bald in poetischer Handhabung dieser Sprachen neben seinen deutschen, besonders oder im Hamburgischen Correspondenten gedruckten Erstlingen zum Preise C. A. Schmid's, Richey's u. s. w., studirte seit 1763 in Göttingen, seit 1765 in Leipzig, wo er am 3. März 1768 auf Grund einer Dissertation „De modo poenarum“ den Doctorgrad erwarb, ohne Neigung die Rechte, wurde 1768 als juristischer Kanonikus in seiner Vaterstadt angestellt, starb aber, schon lange hypochondrisch kränkelnd, schon am 19. August 1771 an der Schwindsucht. Freund Eschenburg lieferte 1773 eine Vita, die auch dem Abriß im „Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller“ 6, 159 ff. (mit genauem Schriftenverzeichniß) zu Grunde liegt. Briefe an Eschenburg sind abgedruckt in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 2, 260 ff. Neuere und ältere Werkchen, z. Th. aus Eschenburg's „Unterhaltungen“, erschienen im Herbst 1769 als „Musikalische Gedichte von S***, Hamburg, verlegts Michael Christian Bock. 1770“, 216 S.; hinzukommen, kritisch eingeleitet, „Daniel Schiebelers Doktors der Rechte, und E. Hochehrw. Hamb. Domkapitels Kanonici, Auserlesene Gedichte. Herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg . . . . Hamburg. 1773. Bey J. J. C. Bode“, XLVI und 302 S. Schiebeler's leichte und seichte Production wurzelt in der dichterischen Ueberlieferung Hamburgs, der Hagedorn'schen und der geistlichen, in der musikalischen Poesie, zu der sich die eigene Sammlung gleich im Titel bekennt. Die vermischten Lieder haben durchweg etwas Anempfundenes, und Daphne scheint ein Luftgebild. S. pflanzt erst im Jugendgedicht das Ideal auf, gleich Cronegk ein

Tugendprediger auf der Bühne zu werden, verkündet 1766 in der Uzisch-Hagedorn'schen „Poetik des Herzens“ den Bund von Tugend und Lust, übt sich dann im „Petrarchischen Lied“, stellt in einem Sonett die Entstehung dieser Form dar, tändelt wie Gleim dem Zappi nach, pflückt hier und dort ein ausländisches Blümchen, überträgt gelegentlich selbst sein Deutsch ins Italienische, zeigt sich formgewandt und witzig in Epigrammen (darin ein verspäteter Hieb gegen Duns-Gottsched als Nachdichter der Iphigenie, eine Parodie des Lessing'schen Liedes „Die Türken“), weist auf Swift in seiner öden Alexandrinerepistel der Glumdalklitsch, während der Brief des Clemens an Theodor (1765 von Eschenburg beantwortet) eine Schülerarbeit erneuert, und erhebt sich zu einfachen geistlichen Liedern. Sehr musikalisch, ein trefflicher Geiger, dichtete er „Kirchenstücke“ für seinen greisen Freund Telemann, dem er aber auch, auf Grund des Cervantes, ein Libretto „Basilio und Quiteria“ lieferte, mit Arien nach französischer, die Versart wechselnder Manier, Tänzen, allegorischem Aufzug, Don Quixote und Sancho gewandt contrastirend. Zur Einweihung der Lazarethkirche im November 1769 schrieb er ein kleines schwulstloses Oratorium („geistliches Singgedicht“) „Die Israeliten in der Wüste“, das Ph. E. Bach componirte. Früh verliebte er sich in Metastasio, weihte ihm eine kleine Sammlung von Canzonetten, Pastoralen u. s. w. und betheuerte: se qualche cosa sono tutto lo son per te. Ganze Scenen des Meisters wußte er auswendig. 1767 in Dresden, wo er die Kurfürstin-Wittwe italienisch anfang, wuchs seine Begeisterung für die wälsche Oper noch. Metastasio inspirirte „Scipio. Ein dramatisches Singegedicht“, galant-heroische Oper in Versen. S., der gern den Herold einer Schmeling, einer Schulz machte, war in Leipzig, zu Goethe's Zeit, Stammgast der Koch'schen Bühne: ihr widmete er die „Schule der Jünglinge“, den an Wieland und Jacobi erinnernden Einacter „Die Muse“, der, in Prosa mit sparsamen Gesängen und Vaudevilles, die Bekehrung eines misogynen Jünglings durch die als Muse verkleidete Liebhaberin behandelt. Sein bekanntestes Theaterstück, auch von Goethe gerühmt, ist „Lisuart und Dariolette. Ein Singestück in drey Acten“, ursprünglich als unmusikalisches Nachspiel verfaßt und so von Ackermann in Göttingen gespielt, dann für Meister Hiller in der Leipziger Operettenblüthe (vgl. Minor's „Weiße“ 1880) erweitert und umgestaltet, wofür die dünne Handlung empfindlich zeugt. Der Stoff, reizvoller von Favart dramatisirt, stammt aus Chaucer's Tale of the wife of Bath, und das wortreiche „Mährchen aus der Ritterzeit“, so wie es S. faßt, deutet auf die „Zauberflöte“ vor. Lisuart, ein edler Ritter der Tafelrunde, sucht mit seinem sanchomäßigen Knappen Derwin die Tochter der Ginevra, die ihm Dariolettens Bildniß gegeben, und entzaubert die in ein altes Weib verwandelte Prinzessin. Die Prosa wird reichlich von Gesängen unterbrochen, doch lauten diese Romanzen, Morgenlieder, Arien, Vaudevilles nicht romantisch, sondern schäferlich-anakreontisch oder burlesk. Das Werklein gab ihm Geltung neben Freund Chr. F. Weiße, dem S. auch Essays über die Laune, über spanische Poesie in die „Neue Bibliothek“ lieferte. Singspiel und Romanze sind verwandt. 1767 (1768 wiederholt) erschienen „Romanzen mit Melodien von Hiller“, 1771 „Neue Sammlung von Romanzen“; sie wurden weidlich geplündert für Geißler's „Romanzen der Deutschen“. S. selbst sagt „mein Schicksal will es nun einmal so, daß mir die spaßhafte Muse günstiger sey als die erhabene“ und glaubt, daß zuvörderst seine Romanzen ihm den Anspruch auf eine „kleine Laube auf dem Parnaß“ geben; in der Romanze „Die Reise nach dem Parnassus“ weisen Melpomene und Thalia ihn ab . . . „Da nahte die Romanze Halb schleichend, halb im Tanze . . . Nie wag ich höhern Flug.“ Vereinzelt steht eine ernstere Erzählung „Ines von

Castro“ oder auch in leichten Versen, aber nicht parodistisch, „Leander und Hero“ (vgl. Gongora-Jacobi). Die Masse, im Grunde doch recht läppisch, behandelt in hergebrachten oder neuvariirten kurzzeiligen Strophen, gern mit einem Cano oder einem „Es war“ einsetzend, mit einer Mahnung abschließend, Modernes noch sparsam einmengend, lasciv selten, ironisirend oder travestirend zahlreiche Stoffe der ovidischen „Metamorphosen“ (Hedera, Pierus, Pygmalion, Syrinx, Phaeton, Midas, Proserpina, Narcissus, Tantalus, Ariadne u. s. w.), daneben „Eginhard und Emma“, „Roderich und Chimene“, „Rübenzahl“, oder modern „Alcindor“ und als züchtigere Vorläuferin Langbein's „Bauermädchen und Edelmann“. S. parodirt „Hermin und Gunilde“ 1766 in einer bergamasker Schnurre und bestätigt durch zwei Strophen nach der Aeneis 2, 485 den unverkennbaren Zusammenhang dieser Romanze mit der epischen Parodie älterer und neuerer Zeit.

Erich Schmidt.

Schiedam: Gerardus v. S., Karthäuser des 15. Jahrhunderts; entlehnte seinen Namen seinem Geburtsort, und trat schon früh in den Orden des heil. Bruno ein. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und erhielt bald die Priorstelle im Karthäuserkloster zu Grammont. Wenige Jahre nachher finden wir ihn als Prior in dem von Wilhelm von Duivenvoorde 1331 gestifteten und der heil. Maria oder Bartholomäus gewidmeten Kloster bei Geertruidenberg, gewöhnlich das „Holländische Haus“ genannt. Vielleicht war er dort der Nachfolger des frommen und hochverehrten Heinrich v. Coesfeld, welcher 1410 gestorben war (s. A. D. B. IV, 393); er vertauschte aber diese Stelle mit dem Priorat des Klosters der zwölf Apostel zu Lüttich, wo er 1443 starb. Er war als höchst gelehrter und frommer Mann bei seinen Zeitgenossen besonders geachtet, hat sich auch als Verfasser mehrerer Schriften bekannt gemacht, wie „De cura pastorali“, „De septem sacramentis“, „Dialogus de virtutibus“, „De vitiis“, „De tempore et de sanctis“, „De decem praeceptis“ und „Speculum religiosum“. Sie sind aber niemals herausgegeben und finden sich meistentheils handschriftlich in der Burgunderbibliothek zu Brüssel.

Moll, Kerkgesch. van Nederl. II, 2e sh., bl. 119, 379. — Valer. Andr. p. 283. — Pacquot, Mém. littér. II, p. 308 und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Schiedmayer: Julius S., Clavierfabrikant, geb. am 17. Febr. 1822 in Stuttgart, † daselbst am 27. Jan. 1878, überkam Geschäftsgeist und Glück als Familienerbe. Schon sein Großvater Joh. Dav. S. († 1806) trieb in Erlangen, später in Nürnberg den Clavierbau mit Erfolg. Sein Vater, Lorenz S. († am 3. April 1860) wanderte im Jahre 1809 in Stuttgart ein und begründete hier mit C. F. Dieudonné († 1825) das noch jetzt bestehende, eines Weltrufes sich rühmende Pianofortegeschäft „Schiedmayer und Söhne.“ Während dieses von den 2 ältesten Söhnen Adolf und Hermann und einem Enkel, Adolf S. jun. fortgeführt wurde, errichtete Julius mit einem jüngeren Bruder, Paul († 1890) im J. 1853 unter der Firma „J. u. P. Schiedmayer“ ein eigenes Geschäft, zunächst für Harmoniumbau. Beide Brüder hatten in London und Paris gründliche Studien in diesem Zweige der Instrumentenfabrikation gemacht und wußten im Laufe der Jahre durch eigene Erfindungen und Verwerthung fremder Fortschritte das Harmonium zu großer Vollkommenheit auszugestalten. Im Jahre 1860 fügten sie auch den Pianofortebau in ihr Geschäft ein, welchen sie bald mit dem gleichen Erfolg pflegten. Sie erzielten mit beiden Arten von Instrumenten einen großen Absatz theils in Deutschland theils in anderen Ländern, insbesondere in Amerika. Die Firma erhielt rasch eine Reihe von Auszeichnungen z. B. in München (1854) und Paris (1855), — außerdem von Württemberg die große

goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft (1856), die große goldene Medaille für gewerblichen Fortschritt bei der Gewerbeausstellung in Ulm (1872). Julius wurde als Vertreter des Geschäftes zum Preisrichter bei den Ausstellungen in London (1862), Stettin (1864), Paris (1867), Wien (1873) und Philadelphia (1876) erwählt und erhielt neben zwei Orden von Oesterreich und einem von Württemberg im Jahre 1874 auch den württembergischen Commerzienrathstitel. Die Firma zeichnete sich, wie die des Vaters, von Anfang an durch wohlwollende und umsichtige Fürsorge für ihre zahlreichen Arbeiter aus.

Vgl., neben kurzen Nachrufen in den Stuttgarter Zeitungen Mendel's Musikalisches Conversationslexikon Bd. 9. S. 105 und 106.

Wintterlin.

Schieferdecker: Johann David S., geb. am 9. November 1672 zu Weißenfels, wo sein Vater Lehrer am Gymnasium und nachmals Superintendent war. Der Sohn studirte seit 1690 in Leipzig, wo er nach Erlangung der Magisterwürde 1692 Vorlesungen über morgenländische Sprachen hielt, für die er auch eine arabisch-türkische Grammatik herausgab. 1698 ward er an das Gymnasium seiner Vaterstadt berufen und wirkte hier bis zu seinem Tode am 11. Juni 1721. — Es war die Zeit wo zu Weißenfels die neue kirchliche Cantatendichtung aufkam. Bekanntlich dichtete Neumeister die ersten Jahrgänge für den dortigen Capellmeister Joh. Phil. Krieger (vgl. A. D. B. XVII, 458 und XXIII, 548), auch S. schrieb 6 Jahrgänge solcher Cantaten, deren erster mit einer Widmung an den Herzog Christian 1713 erschien, die anderen 1716, 1717, 1718, 1719, 1720. — Von seinen Kirchenliedern, meistens zu besonderen Gelegenheiten verfaßt, haben sich einige bis heute im Gesange erhalten: „Ach, liebster Gott! wie wunderbar,“ „Komm, segne Dein Volk in der Zeit.“ „Von ganzem Herzen glauben wir und wollen's fest behalten.“

Koch, Kirchenlied [3]V 523.

v. L.

Schieferdecker: Kaspar S. mit dem Beinamen v. Wilkaw (Schifordegherus), geb. zu Breslau 1583 als der Sohn eines angesehenen, aus dem Sächsischen stammenden Beamten, † daselbst am 17. März 1631. S. gehört zu jenen Praktikern am Anfange des 17. Jahrhunderts, welche wie Jakob Ayrer, Dauth, Goldast, Wehner und andere, im Vereine mit einigen Theoretikern für Weiterbearbeitung des überkommenen Rechtsstoffes eifrig Sorge trugen. Ihre Hauptthätigkeit bestand in Ordnung, Sammlung und Neubearbeitung der vorhandenen Rechtsmaterie, und haben sie, — ohne gerade mit neuen Ideen hervorzutreten, in der juristischen Litteratur tüchtiges geleistet. S. erhielt seine humanistische Bildung in Breslau, und ging sodann auf die Hochschulen nach Frankfurt a. O. und Tübingen, wo er juristische Vorlesungen hörte. Um 1607 trat er eine Reise nach Frankreich an und besuchte bei diesem Anlaße den Juristen Anton Faber, welcher zu Annecy am Genfersee lebte. Faber hatte durch die in seinen Schriften bisweilen niedergelegten eigenthümlichen Ansichten wie durch die Schärfe der Polemik die Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Juristen auf sich gezogen. S. gehörte zu dessen wärmsten Anhängern, und war mit demselben in befreundeten Briefwechsel getreten. In Annecy gastlich aufgenommen legte er Faber das Manuscript seines Werkes über diesen vor (ad Anton. Fabrum), verweilte längere Zeit bei seinem Gastfreunde und kehrte nach Fortsetzung der Reise durch Italien beiläufig im Sommer 1609 in die Heimath zurück. Im nächsten Jahre (1610) erschien das vorerwähnte Werk unter dem Titel: Ad Ant. Fabrum t. I. II. Opus verae jurisprudentiae per varia impedimenta nostro seculo eluctanti subsidiarum (Oppenh. 1610 fol.) Dem Werke ist eine Vorrede vorausgeschickt, datirt Breslau Feriis Archang. 1609, an welche sich das Widmungsschreiben „Necii

Allobrogum“ IX Kal. Nov. 1608 und die verbindlich gehaltene Erwiderung Faber’s X Kal. Mart. 1609 reihen. 1613 veröffentlichte S. gewissermaßen als Nachtrag: „Disputationum ad A. Fabrum lib. III.“ (Francof. fol.), in denen er Faber’s Errores pragmaticorum und Rationalia ad Pandectas erläutert, wobei er dessen Ansichten bisweilen berichtigt, — in der Regel aber vertritt. S. wurde sodann Rechtsanwalt in Schweidnitz, wo er sich einer ausgebreiteten Praxis und angesehenen Clientel erfreute, weßhalb er einige ehrenvolle Berufungen ausschlug. Er befand sich in Rechtsangelegenheiten am kaiserlichen Hoflager, als 1626 die kaiserlichen Truppen Schweidnitz einnahmen; die Frau floh wegen der Protestantenverfolgungen mit den Kindern nach Breslau. Unser Gelehrter, welcher bei diesem Anlasse einen namhaften Theil seines Vermögens eingebüßt hatte, ging nach Breslau, um sich daselbst dauernd niederzulassen; allein er starb schon im März 1531 — von schwerer Krankheit rasch hinweggerafft. Neben vorgenannten Werken verfaßte S.: „Controversiarum forensium Libri II“; „Consilia ac responsa varia“; dann handschriftl. De jure regni Bohemiae hereditario.

Stintzing, Gesch. d. dtsch. R.-W. I 733 und 734, und die in Note 2 aufgeführte Litteratur.

Eisenhart.

Schiegg: Ulrich S., geb. am 3. Mai 1752 zu Goldbach an der Fils bei Wiesensteig (damals noch bairisch), † am 4. Mai 1810 zu München als Rath der K. Steuerkatastercommission daselbst, um welche er sich theils durch seine genauen geodätischastronomischen Bestimmungen für die Landesvermessung theils durch vorzügliche wirthschaftliche Arbeiten für die Einwerthung der Grundstücke nach ihrer natürlichen Bodengüte (Bonitirung und Classification) große Verdienste erworben hat. Nach seinem Entwicklungs- und Bildungsgange war ein solcher Abschluß des Lebens Ulrich Schiegg’s nicht zu erwarten. Denn als der Sohn armer Bauersleute trat er nach vollendeten Gymnasialstudien im Septbr. 1771 in dem Reichsstifte Ottobeuern als Religiose des Benedictinerordens ein, wo er sich durch Fleiß, Eifer und Wohlverhalten nach vier Jahren die Priesterweihe und bald darauf das Amt eines Stiftsökonomen erwarb. Seine natürliche Begabung brachte es mit sich, daß er neben seinen theologischen Studien besonders ernstlich auch jene der Mathematik und Physik mit ihrer Anwendung auf Astronomie betrieb; wofür als Beweis die Thatsache angesehen werden kann, daß er wenige Monate nach Erfindung des Luftballons durch Montgolfier in Paris zuerst im Januar 1784 einen kleineren und dann am darauf folgenden 16. Mai einen größeren von ihm selbst verfertigten Ballon zum allgemeinen Vergnügen der Einwohner von Ottobeuern und Umgebung in die Luft aufsteigen ließ. Der große mit einer von S. verfaßten lateinischen chronologischen Inschrift versehene Luftballon fiel drei Meilen von Ottobeuern entfernt in dem reichsgräflich Truchseß’schen Gebiete nieder und wurde von dessen Besitzer mit einem Glückwunsche und dem Anerbieten des Bürgerrechts von Wurzach an seinen Absender zurückgeschickt. Dieses bald darauf urkundlich verbriefte Recht hat S. später, mit des Grafen Truchseß Genehmigung, an einen unbemittelten Eingeborenen des Orts verschenkt, seinen Versuch aber mit dem kleinen Ballon beschrieb er in einer gedruckten Abhandlung: „Nachricht über einen ärostatischen Versuch, welcher im Reichsstifte Ottobeuern am 22. Jänner 1784 vorgenommen worden ist“ (Ottobeuern, bei K. Wankenmüller).

In dem nämlichen Jahre 1784 begann unter Schiegg’s Leitung eine topographische Aufnahme des ganzen zum Reichsstifte Ottobeuern gehörigen Gebiets, bei welcher für alle Ortsgemeinden und Besitzungen besondere Flurpläne und Grundbücher hergestellt wurden. Nach Vollendung dieser immerhin sehr beachtungswerthen Arbeit erhielt S. von seinem Prälaten Honorat den Auftrag, für

die Religiosen des Klosters Philosophie zu lehren, und als er sich hier als ein sehr befähigter Docent erwiesen hatte, wurde er im Jahre 1791 an die Universität Salzburg als öffentl. ordentl. Professor der philosophischen Facultät berufen, um an ihr das Lehramt der Mathematik und Physik nebst Astronomie auszuüben; eine Aufgabe, die er neun Jahre lang mit allgemeinem Beifall löste. In jener Zeit (und zwar 1796) veröffentlichte er bei Duyle in Salzburg eine zweite Abhandlung „Ueber Reibung und Steifigkeit der Seile als Hinderniß der Bewegung bei Maschinen“, die deutlich erkennen ließ, daß S. auch in der theoretischen Mechanik sehr gründliche Kenntnisse besaß.

Im Jahre 1800 wurde er, trotz den Gegenvorstellungen der Universität und selbst des Erzbischofs von Salzburg, von seinem bejahrten Prälaten, der seiner in Verwaltungsgeschäften dringend bedurfte, wieder in das Kloster zurückgerufen und ihm die Aufsicht über alle Stiftsrevenuen und die Oberleitung aller Oekonomieämter übertragen. In dieser Stellung verblieb er jedoch nicht lange; denn im Jahre 1803 wurde das Reichsstift Ottobeuern mit vielen anderen Klöstern in Baiern säcularisirt und S. als Astronom an der im nordwestlichen Thurme des ehemaligen Jesuitencollegiums eingerichteten akademischen Sternwarte, welche zugleich dem topograpischen Bureau zu dienen hatte, angestellt. Gleichzeitig wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und als Professor reactivirt. Als Astronom besorgte er vor allem die Fortsetzung der von seinem Vorgänger im Amte, dem französischen Ingenieurgeographen Henry begonnenen astronomischen Bestimmungen für das Dreiecksnetz der topographischen Landesaufnahme, und als Mathematiker und Physiker übernahm er gerne auch andere wichtige Aufträge der Staatsregierung, wie z. B. die Regelung der baierischen Maße und Gewichte. Mit Reichenbach und Liebherr bereits befreundet, stand er diesen hochgeschätzten Mechanikern mit seinem wissenschaftlichen Rathe bei, als sie im Jahre 1804 mit Joseph Utzschneider das nach allen dreien benannte mechanische Institut gründeten; sowie er es auch war, der den von Utzschneider ihm übergebenen und nachmals als Optiker so berühmt gewordenen Glaserlehrling Joseph Fraunhofer in Mathematik und Physik mit dem besten Erfolge unterrichtete.

Als S. zu Anfang des Jahres 1805 noch mit der Fortsetzung seiner zur Orientirung des vom topographischen Bureau angelegten Hauptdreiecknetzes dienenden astronomischen Beobachtungen beschäftigt war und eben die Polhöhe seiner Sternwarte bestimmt hatte, überraschte ihn am 10. März des genannten Jahres die Enthebung von seinem ihm liebgewordenen Posten und gleichzeitig die Ernennung zum ordentlichen öffentlichen Professor der Astronomie und höheren Mathematik an der Universität Würzburg, womit der Auftrag verbunden war, die astronomischen Instrumente der Sternwarte sofort an den schon im Vorjahre aus Göttingen berufenen Astronomen Seyffer auszuliefern. Diese Verfügung des kurfürstlichen Ministeriums schmerzte den verdienstvollen Mann so sehr, daß er sich entschloß, das ihm übertragene Lehramt in Würzburg nicht anzunehmen und lieber in den Ruhestand zu treten, als dem praktischen Messungsgeschäfte zu entsagen. Unter diesen Umständen erschien ihm eine allerhöchste Verfügung des Kurfürsten Max Joseph vom 5. Decbr. 1805, welche ihn mit der Leitung der trigonometrischen Operationen der fränkischen Gebietstheile Baierns beauftragte, als eine wahre Wohlthat. Unermüdlich förderte er mit dem für die Markgrafschaft Ansbach von König Friedrich Wilhelm III. schon vorher abgeordneten preußischen Commissär J. G. Soldner (siehe daselbst) die Vorarbeit zur Triangulation Frankens, bis dieselbe durch die für Preußen unglücklich ausgegangenen Schlachten von Jena und Auerstädt unterbrochen und Soldner nach Berlin zurückgerufen wurde. Im Jahre 1807, als Joseph v. Utzschneider wieder in den Staatsdienst des nunmehrigen Königreichs Baiern eingetreten war, und zweifelsohne auf dessen

Veranlassung erhielt S. den ehrenvollen Auftrag, im Anschlusse an seine trigonometrischen Arbeiten in Franken und für dieselben auf der Ebene zwischen Nürnberg und Bruck bei Erlangen, die er selbst als das geeignetste Terrain ausgewählt hatte, eine Grundlinie zu messen. Diese Linie liegt in der Verticalebene, welche durch die Axen der Kirchthürme von St. Johannis bei Nürnberg und des Pfarrdorfs Bruck geht, und ist fast zwei Meilen oder vierzehn Kilometer lang. Bei ihrer Messung (im September und October 1807) kam ein in der Reichenbach'schen Werkstätte angefertigter und nach deren Leiter benannter, theilweise aber von S. erfundener Basisapparat zur Anwendung, der auf dem Princip beruht, die eisernen Meßstangen bei der Längenbestimmung nicht dicht aneinander zu reihen, sondern in kleinen Abständen von einigen Millimetern, welche mit dünnen Glas- oder Stahlkeilen gemessen werden können. Das Tagebuch über die doppelte Messung und die Berechnung ihrer wagrechten Länge zwischen den Endpunkten aus den einzelnen Meßlagen bildet zwei stattliche Foliobände, welche in den Acten der K. Steuerkatastercommission zu München verwahrt und nur nach ihren Hauptergebnissen mit den astronomischen Beobachtungen Schiegg's in dem von der genannten K. Commission und dem K. topograpischen Bureau herausgegebenen Werke „Die Baierische Landesvermessung in ihrer wissenschaftlichen Grundlage" (München 1873) veröffentlicht sind.

Nach Vollendung der fränkischen Basismessung und noch während ihrer Berechnung aus den Beobachtungen wurde S. am 27. Januar 1808 unter Verleihung des Titels eines K. Steuerraths zum Mitgliede der neuerrichteten und vom Geheimrath Joseph v. Utzschneider geleiteten Steuervermessungscommission ernannt und durch Berufung des in Georgenhof bei Feuchtwangen in Baiern geborenen, damals in Berlin weilenden Astronomen und Geodäten J. G. Soldner als eines weiteren Mitglieds der bezeichneten Commission von den anstrengenden trignometrischen Messungen namentlich deshalb entlastet, weil er einige Monate vor Beginn der Basismessung sich so sehr beschädigt hatte, daß er das Geschäft des Triangulirens nicht mehr versehen konnte: S. wurde nämlich als er im Begriff war, mit einem neben ihm stehenden großen Reichenbach'schen Theodolithen auf den Hesselberg zu reisen, um dort Winkel zu messen, vor dem Gasthause zu Ehingen bei Wassertrüdingen durch das Scheuwerden der Pferde so unglücklich umgeworfen, daß der auf ihn gefallene schwere Instrumentenkasten eine sehr gefährliche Quetschung an den Rippen und damit eine Rippenfellentzündung zur Folge hatte. Konnte er auch nach mehreren Wochen wieder arbeiten, so hat er sich von dem unglücklichen Falle doch nie mehr erholt; im Gegentheile knüpfte sich an die genannte Entzündung, wie so oft, ein schweres Lungenleiden, dem er am 4. Mai 1810, einem Tag nach seinem 58. Geburtsfeste, unterlag. Dem Herannahen seines Lebensendes sah er mit größter Seelenruhe entgegen. Einige Tage zuvor nahm er von seinen um ihn versammelten Freunden herzlichen Abschied und überreichte jedem von ihnen ein Andenken aus seinem Besitze an Fernröhren, Uhren, Dosen u. dgl. Er ist im südlichen Friedhofe zu München begraben und durch Aufstellung einer von Joseph Kirchmayr angefertigten Gypsbüste in den Arkaden jenes Kirchhofs geehrt worden. Dieses Andenken wurde jedoch bei Gelegenheit der Explosion einer nahegelegenen Pulvermühle zerstört, und so gibt uns nur noch ein Holzschnitt in dem unten genannten Kalender (Seite 71) eine ungefähre Vorstellung von dem Aussehen des schlichten Mannes, über dessen Wesen und Leistungen ein Zeitgenosse und College, der Generalsecretär der K. B. Akademie der Wissenschaften Friedrich Schlichtegroll, in seinem am 12. October 1810 erstatteten Jahresberichte sich wie folgt ausgesprochen hat: „Professor S. war einer der gründlichsten Gelehrten seines Fachs. Sein Geist war gereift hinter den stillen Mauern seiner Benedictinerabtei.

Aus ihnen nahm er die Neigung, in Stille und Verborgenheit seiner Pflicht zu leben, mit in die Welt, und daher rührte seine Abneigung, sich einen schriftstellerischen Ruhm zu erwerben. Die aber seine Schüler gewesen sind und die als vertraute Freunde seiner sokratischen Unterredungen genossen haben, in deren Herzen hat er sich mit seinen probehaltigen ächten Verdiensten ein ewiges Denkmal gestiftet."

Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1850. Sulzbach, bei J. E. Seidel. — Jahresberichte der K. Akademie der Wissenschaften von 1807 bis 1813. — Acten der K. Baier. Steuercatastercommission über die Formation dieser Centralstelle.

Bauernfeind.

Schiemer: Leonhard S. v. Vöcklasbruck (auch Leonhard v. Pruck genannt) war Täuferbischof in Oberösterreich, wurde enthauptet und verbrannt zu Rattenberg am Inn den 14. Jan. 1528. Seine Schriften und Lieder sind Jahrhunderte lang unter den Täufern in Ansehen gewesen. Er war der Sohn achtbarer Eltern, von denen er, wie er selbst erzählt, auf die Ehre und Furcht Gottes erzogen und fleißig in die Schule geschickt wurde. Er studirte zu Wien und an anderen Orten, um Geistlicher zu werden; nach Vollendung seiner Ausbildung trat er in das Franciscanerkloster zu Judenburg. Nachdem er sechs Jahre Mönch gewesen, verließ er unter den Eindrücken der beginnenden religiösen Bewegung sein Kloster und ging nach Nürnberg. In den Jahren 1523 oder 1524 kam er dort an, mithin zu einer Zeit, wo die religiöse Umwälzung der alten Reichsstadt sich vorbereitete und wo unter Anderen sein österreichischer Landsmann Hans Schlaffer (s. diesen), Johann Denck, Hans Hut, Ludwig Hätzer und andere nachmalige Führer der Täufer dauernd oder vorübergehend sich dort aufhielten. In Nürnberg erlernte er ein Handwerk und begab sich dann auf die Wanderschaft; in Nikolsburg hörte er die Predigt Hubmaier's, der damals (1526) weit und breit bekannt war; in Wien empfing er von Oswald Glaidt die Spättaufe und ward alsdann wegen der gelehrten Vorbildung, die er empfangen hatte, bald zum Prediger und Lehrer gewählt und durch Handauflegung bestätigt; das geschah im Frühjahr 1527 zu Steyer. Nachdem er an vielen Orten in Oesterreich und Baiern gelehrt und getauft hatte, nahm er an der Täuferversammlung theil, die im August 1527 unter Denck's und Hut's Vorsitz zu Augsburg stattfand. Dort wurde er zum Wanderprediger erwählt und zog nach Baiern und Tirol. Hier fiel er am 25. Nov. 1527 im Rothenburger Gericht dem Richter in die Hände und ward nach Rattenberg ins Gefängniß abgeliefert. Der dortige Stadt- und Landrichter Barth. Angst ward angewiesen, ihm das Malefizgericht anzusetzen und „damit der gemeine Mann ein Ebenbild empfahe, sich der bösen, verführerischen Sekte und ketzerischen Lehre desto baß zu hüten" das Recht über ihn ergehen zu lassen. Die Sache erregte Aufsehen und die Herzöge von Baiern verlangten seine Auslieferung. Die Regierung zu Innsbruck schlug dies Verlangen ab und am 14. Januar 1528 erfolgte, wie bemerkt, die Hinrichtung. — Von S. sind vier Sendschreiben, Episteln und Trostbriefe, eine „Verantwortung" und ein „Bekenntniß," im ganzen also sechs kleine Schriften und ein Lied erhalten. Das letztere ist schon im 16. Jahrh. wiederholt gedruckt worden, die übrigen Tractate scheinen nur handschriftlich in den Täufergemeinden verbreitet worden zu sein.

v. Braght, Martelaarspiegel &c. 1685, II, S. 12 ff. — Ottius, Annales Anabapt. 1672, S. 46. — Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer u. s. w. 1883, S. 61 f. — Andr. Fischer, Taubenkobel der Wiedertäufer u. s. w. S. 40. — Zeitschrift der hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg I, S. 225. —

Keller, die Reformation u. s. w. 1885 S. 427. — J. Jäkel im 47. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum zu Linz (1889) S. 29 u. S. 45 ff.

Ludwig Keller.

Schier: Christian Samuel S., deutscher Dichter des 19. Jahrh., geb. am 31. März 1791 zu Erfurt, wo sein Name noch in gutem Andenken ist, Sohn eines Handwerkers, nahm an den Befreiungskriegen Theil als Lieutenant im Jägerdetachement des preußischen 16. Linien-Infanterieregiments und studirte darauf in Jena. Dort ward er in die burschenschaftlichen Bestrebungen verwickelt und besonders beim Wartburgfest 1817 so blosgestellt, daß er sich durch die Flucht retten zu müssen glaubte. Er ging nach New-York, wo er besonders durch seine musikalischen Gaben sowie durch seine geselligen Talente sein Leben fristete. Die Musik (Harfe) hatte er schon als Erfurter Chorknabe getrieben und war durch sie der Dichtung zugeführt worden. Nach seiner Rückkehr, 1820, nahm er seinen Wohnsitz in Köln und ward auch hier wie in New-York der Mittelpunkt der Geselligkeit; besonders verdankte ihm Köln eine zeitgemäße Umgestaltung des Carnevals. Aber seine Lebenszeit war nur noch kurz bemessen. Er starb daselbst nach längeren Leiden schon am 4. December 1824. An seinem Grabe hielt sein Freund, der Dichter Wilhelm Smets, eine Standrede und widmete ihm einen Nachruf in der Kölnischen Zeitung 1824, Nr. 196, worin er ihn so schildert: „Schon seine früheste Jugend verdüsterten widrige Schicksale, die seinen großen dichterischen Anlagen einen Anstrich von Schwermuth gaben, welcher sich aber ein heller, ungetrübter Geistesblick und ein fast trotzender männlicher Ernst zugesellte, was besonders seinen lyrischen Erzeugnissen einen so großen Zauber und Werth verleiht. Er stellte, sozusagen, eine eigene Gattung derselben auf, indem sie am Ende meistens eine gleichsam epigrammatische Wendung nehmen. — — Der Plan zu einer Trilogie „Karl V" beschäftigte ihn in den letzten Monaten seines Lebens, und er hatte bereits manches ergiebige Material dazu gesammelt. Den Freunden seiner Muse müßte eine Sammlung seines Nachlasses nebst einer ausführlichen Biographie höchst erfreulich sein; auch sind bereits Schritte dafür geschehen." Aber es ist nichts davon erschienen. Er selbst veröffentlichte: „Erfurt's Entstehung. Ein thüringisches Vaterlandsgedicht in 3 Gesängen" (1813); „Gedichte, 1. Band" (1813); „Die Fischer. Roman." (1813, 2. Aufl. 1818); „Sonnenwenden-Parabeln" (1814); „Johannes Huß. Dramatisches Gemälde in 5 Acten" (1819); „Eichenblätter. Gedichte" (1820); „Raphael Mengs oder die Künstlerliebe. Drama in 3 Acten" (1822); „Die Macht des Wahnes oder die beiden Diaz. Tragödie" (1824) von Goedeke unter die Schicksalstragödien eingereiht; „Gedichte. Neueste Gabe" (1824); „Palestrina. Künstlerdrama in 2 Acten. Nebst einer Zugabe lyrischer Gedichte und einem Festspiel: „Der Künste Morgenröthe" (1824). Seine Ballade „Die Hand" war, wie Goedeke bemerkt, lange beliebtes Declamationsstück.

Außer dem erwähnten Nachruf W. Smets' und Fr. A. Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen 1824, II, S. 1224—1226, wurden mündliche Mittheilungen des verstorbenen Erfurter Stadtraths Herrmann benutzt.

Robert Boxberger.

Schier: Karl Heinrich S. lebte als Privatgelehrter zu Dresden (vgl. Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellsch. 1858 im Mitgliederverzeichniß) und ernährte sich und die Seinigen durch das Ertheilen von Privatstunden insbesondere an reiche Engländer, durch deren Unterstützung es ihm auch allein möglich gewesen sein soll, seine orientalistischen Arbeiten zu veröffentlichen. Warum es ihm nie gelang trotz seines großen Fleißes eine feste Anstellung an einer der Bibliotheken oder an andern öffentlichen Instituten Dresdens zu erlangen, ist nicht hinlänglich aufgeklärt. Vielleicht war ihm durch das Privatisiren eine gewisse Ungebunden-

heit zu sehr zur andern Natur geworden und er hatte sich allmählich an seine knappen Verhältnisse so gewöhnt, daß er ihren Druck nicht sehr empfand. Auch geselligen Verkehr mit Fachgenossen, die ihn wegen seiner Gutmüthigkeit im allgemeinen gern hatten, scheint er mehr gemieden zu haben. Denn es hat sich weder etwas über ihn von Flügel's Hand, der damals in Dresden lebte, auftreiben lassen, noch konnte der Leipziger Arabist Ludolf Krehl, der fast 10 Jahre in Dresden mit ihm zusammen gewesen ist, auch nur das Geringste über Schier's Leben berichten, denn dieser verhielt sich darüber durchaus schweigsam. Gestorben ist er 1869.

Die Arabisten rühmen an ihm seine wahrhaft vollendet schöne arabische Schrift, erkennen auch seinen Fleiß und seine Kenntnisse an. Im allgemeinen aber kommt das Urtheil über ihn darauf hinaus, daß es ihm an eigentlicher wissenschaftlicher Durchbildung und Methode gefehlt habe und er es über den Standpunkt der Routine und des Dilettantismus nicht wesentlich hinausgebracht habe.

Von seiner arabischen Grammatik, welche im wesentlichen nach de Sacy und Ewald gearbeitet war („Grammaire arabe“ 1849, zweite (Titel-) Auflage 1862), also Neues gar nicht brachte, urtheilte Fleischer in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. Bd. III (1849) S. 477—479, daß fast jeder Versuch über jene Gewährsmänner hinaus es zu etwas Eigenem zu bringen verunglückt sei und daß „eine gewisse Oberflächlichkeit“ sich zeige, „die nach äußerem Scheine innerlich Verschiedenes zusammenwirft und dagegen wesentlich Gleichartiges zersplittert“. — Aus Handschriften hat S. Mehreres herausgegeben: 1831 „Fables de Loqman, éd. arabe avec traduction française, remarques et vocabulaire.“ Dresden und Leipzig 1831, 34; zweite Auflage 1839; und „Specimen editionis libri Nasireddini Tusensis . . . . e cod. Dresd. descriptum.“ Dresden 1841; vgl. Zenker, Bibl. orient. I, 635 und 1353 (zweite Aufl. 1839); 1846 „Mélanges de littérature orientale, extraits des manuscrits de la bibliothèque royale de Dresde.“ Heft I (6 Bl. arab. Text, 8 S. französischer Text. Weiter nichts erschienen). Aus derselben Handschrift ist auch in der oben genannten Grammatik ein Stück abgedruckt: Bericht eines Gesandten des Scherîf v. Mekka über seine Audienzen beim Sultan Suleiman n. a. 1556/7. — Ebenfalls 1846 erschien: „Géographie d'Âbulféda en arabe publié d'après deux Mss. de Londres et de Dresde.“ — 1865: „Globus coelestis arabicus qui Dresdae in regio Museo mathematico asservatur.“ 1866: „Ciel et enfer ou déscription du globe céleste arabe . . . suivie d'un supplément des commentaires sur la divine comédie de Dante Alighieri“. 1869: „Die arabischen Inschriften in der kgl. Gemäldegallerie, dem grünen Gewölbe und dem Alterthums-Museum zu Dresden erklärt . . . mit 4 Tafeln und Abbildungen.“ Letztere Arbeit zeigt nach dem Urtheil des Arabisten A. Müller in Königsberg wohl mannichfaltige Belesenheit, aber wenig Schule und Sicherheit in der Behandlung epigraphischer und sprachlicher Fragen.

C. Siegfried.

Schierschmid: Johann Justin S., Rechtslehrer, geb. zu Gotha am 27. Dec. 1707, † zu Erlangen am 26. Decbr. 1778. S. ist der Sohn eines Officiers des Stadtbataillons zu Gotha, erhielt dortselbst seine humanistische Bildung, und ging von da im October 1727 nach Jena, wo ihn neben juristischen Vorträgen namentlich philosophische anzogen . . deßhalb besuchte er 1730 noch die Marburger Hochschule, wo Christian Wolf einen begeisterten Zuhörerkreis um sich versammelte, und S. zu demselben alsbald in näheres persönliches Verhältniß trat. Den Winter 1732 auf 33 verlebte er in Gotha, und vollendete dortselbst die auf Anrathen des früheren Reichskammergerichtsbeisitzers v. Plönnies begonnenen „Elementa juris civilis ad ductum Institutionum, methodo scientifica

conscripta“, erwarb sodann in Erfurt am 14. April 1733 die Würde eines magister philosophiae, und siedelte um Ostern 1733 bis zum Sommer 1737 auf Anrathen Wolf’s nach Leipzig über, um dortselbst der Philosophie des Letzteren Eingang zu verschaffen. In der Zwischenzeit reiste er auf kurze Zeit nach Halle, und wurde mit der Inauguraldissertation (I) „de imputatione culpae civili“ (Hal. 1734. 4.) (welcher zwei weitere Theile folgten: II de imput. culpae circa contractus cumprimis innominatos et reales; III — circa emtionem venditionem (Hal. 1735. 4) — am 4. Juni 1734 zum Doctor beider Rechte promovirt. Auf der Leipziger Ostermesse 1735 erschienen die vorerwähnten „Elementa“. Als das erste juristische Buch, welches im Wolfischen Geiste und in demonstrativer Methode abgefaßt war, erregte es in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen, fand indeß neben entschiedenem Lobe auch entschiedenen Widerspruch. ... In Leipzig erreichte S. nicht das, was er erwartet hatte; Wolf’s Lehre zählte dort noch viele Gegner, und der Uebereifer, womit der junge Jurist die neuen Principien verfocht, war nicht geeignet, denselben Eingang zu verschaffen. Außerdem wurde durch ein offenes Sendschreiben (Freyburg bei Ernst Wahren 1734, 4°), in dem er des Professors Dr. Aug. Friedr. Müller (eines in Leipzig sehr geschätzten Docenten) „Recht der Natur“ heftig angriff, — seine Stellung noch ungünstiger, obwohl Prof. Müller das Schreiben unerwidert ließ. Als er daher nach Köhler’s Tod (21. Juni 1737) von Jena aus eingeladen wurde, dessen philosophische Vorlesungen fortzusetzen, folgte er sofort dieser Aufforderung und hielt namentlich Vorträge über das jus naturae et gentium. 1739 wurde er dortselbst zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, mit der Erlaubniß die Anwaltspraxis auszuüben, und verehelichte sich im folgenden Jahre mit der ältesten Tochter des ehemaligen Coburg’schen Stadtsyndicus, Dr. Phil. Heinrich Döbner ... 1743 erhielt er als Professor juris et philosophiae ordinarius einen Ruf an die neugestiftete Universität Erlangen; traf jedoch durch Vorlesungen in Jena länger festgehalten, erst im Sommersemester 1744 ein. Im nächsten Jahre wurde er unter Verleihung der Hofrathswürde vierter Professor der Rechte, und versah zugleich von 1746—48 das Syndicat. 1758 rückte er zum dritten, 1760 zum zweiten und 1767 zum ersten Professor in der Juristenfacultät vor, und wurde endlich 1776 mit dem Charakter eines geheimen Hofrathes zur Ruhe gesetzt, in welcher Eigenschaft er am 26. December 1778 starb. Schon im Jahre 1755 hatte er das Unglück das Augenlicht zu verlieren, hielt aber trotzdem noch einige Jahre lang Vorlesungen, und blieb bis an sein Ende ein eifriger Beisitzer des Spruchcollegiums. — Geh. Hofrath Delius hielt am 17. Januar 1779 in der Universitätskirche eine Gedächtnißrede, welche unter dem Titel: „Leben und Charakter des seligen Herrn Geheimen Hofraths S.“ im Drucke erschien (Erlangen K. W. Walther 1779, 31 Stn.), und Professor G. C. Harleß verfaßte im Auftrage der Hochschule eine „Memoria J. J. S.“ betitelte Denkschrift, Erlangen 1779. Nicht ohne dichterische Begabung verfaßte S. mehrere gute Gelegenheitsgedichte und stiftete nach dem Vorbilde in Jena zu Erlangen eine deutsche Gesellschaft. Auch als Schriftsteller war unser Gelehrter thätig, er schrieb außer den bereits erwähnten Elementis juris civilis auch „Elementa juris naturalis, socialis et gentium methodo scientifica conscripta“ P. I u. II. Jen. 1742, 4°, dann mehrere civilistische Dissertationen und Programme, welche gleich den übrigen Werken — bei Weidlich, Gesch. d. jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 2. Thl. S. 421—24 und in Meusel’s Lexikon, Bd. 12, S. 156—58 aufgezählt — jetzt nur noch litterärgeschichtliches Interesse beanspruchen können.

Meusel a. a. O. und die dort erschöpfend aufgeführte Litteratur; dann Ludovici, Entw. einer vollständigen Historie der Wolfischen Philosophie. Thl. III § 196.

Eisenhart.

Schießler: Sebastian Willibald S., österreichischer Schriftsteller, wurde am 17. Juli 1791 zu Prag von wohlhabenden Eltern geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung, in der auch die musikalische Ausbildung nicht fehlte, so daß er nicht nur ein trefflicher Clavierspieler, sondern auch in der Composition ein geschickter Dilettant war. Nachdem er in Prag seine akademischen Studien beendet hatte, trat er bei dem Feldkriegscommissariat in den Staatsdienst, in dem er bis zum Oberkriegscommissär aufrückte. Seine amtliche Laufbahn führte ihn in die verschiedensten Städte der österreichischen Monarchie, so u. a. nach Pilsen, Prag, Graz, Lemberg; überall zeigte er sich als pflichttreuen Beamten, humanen Vorgesetzten und als Mensch von vortrefflichstem Charakter, der seine volle Befriedigung erst in Werken der Barmherzigkeit für die Menschheit und besonders für die Kinderwelt zu finden glaubte. Spuren seines wohlthätigen Wirkens finden sich daher auch in allen Orten, in welche ihn sein Dienst führte. So rief er in Pilsen eine Kleinkinderbewahranstalt, die erste in Oesterreich, ins Leben und sicherte ihre Existenz durch Gründung eines Humanitätsvereins, an dessen Spitze sich Ferdinand Fürst Lobkowitz persönlich stellte. Auch war es S., der die in der Nähe Pilsens befindliche Heilquelle wieder der Vergessenheit entriß und der leidenden Menschheit zugänglich machte. In Lemberg entfaltete er zum Wohle der Kinder eine ähnliche Thätigkeit. Neben allen humanistischen Bestrebungen und neben der Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten fand er auch noch Muße zur Bethätigung als Schriftsteller, und zwar auf den verschiedenartigsten Gebieten. Er bediente sich dabei mancherlei Verhüllungen, aber was er auch als Brennius, Justus Hilarius, Justina Hilaria, Freymuth, Hermann Waldenroth, Gustav Borgmann, Müller, Renatus Münster zur Bereicherung der Litteratur beigetragen haben mag: eine wesentliche Bedeutung hat er als Schriftsteller nicht erlangt. Schon während seiner Studienjahre schrieb er Romane im Geschmacke von Spieß, Cramer, Lafontaine, doch hat er diese später selbst als Jugendsünden wieder verworfen. Seine Dichtungen „Hirlanda. Legende in 11 Gesängen“ (1818); „Sinngedichte und Epigramme“ (1824); „Gedichte“ (III, 1826); seine Dramen „Der Jahrmarkt zu Gimpelfingen“ (1828); „Die Bestürmung Prags“ (1835) und die in seiner „Thalia. Almanach dramatischer Spiele“ (II, 1826—27) gesammelten Lustspiele, Possen und Burlesken enthalten wohl manchen gelungenen und wohlklingenden Vers und manches auch noch heute brauchbare Theaterstück, geben aber keine Berechtigung, dem Dichter irgend eine Bedeutung beizulegen. Verdienstvoller war dagegen Schießler's Unternehmen, durch Sammlung geeigneter Theaterstücke („Neues deutsches Original-Theater, mit Beiträgen von Mehreren herausg. VIII, 1828—29“) dem Repertoire der deutschen Bühne manche schätzbare Bereicherung zuzuführen, und Karl Goedeke gewährt S. auch die Anerkennung, daß er der „für das deutsche Theater am meisten bemühte Autor Böhmens“ gewesen sei. Glücklich und erfolgreich wirkte S. auch auf dem Gebiete der Jugendlitteratur, und seine aus warmem Herzen geschriebenen Kinderschriften gehörten zu der Zeit, als Nieritz, Franz Hoffmann u. a. noch nicht in diesem Fache wetteiferten, zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung. Einer gleichen Theilnahme erfreuten sich seine zahlreichen Andachts- und Gebetbücher, die er unter dem Pseudonym Renatus Münster in die Welt sandte. S. hatte damit ein Gebiet betreten, das ihm als Laien eigentlich verschlossen bleiben sollte; aber dennoch hatte er in diesen Schriften einen innigeren, herzlicheren Ton getroffen, als er denen gelingt, die durch alle Weihen dazu autorisirt werden. — S. lebte, nachdem er in den Ruhestand getreten war, in größter Zurückgezogenheit zu Graz und ist daselbst am 15. März 1867 gestorben.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 29. Bd., S. 284 ff.

Franz Brümmer.

Schievelbein: Friedrich Anton Hermann S., Bildhauer, wurde am 18. November 1817 zu Berlin als der jüngste Sohn eines Tischlermeisters geboren. Seiner Eltern beraubt, fand der verwaiste Knabe in der Familie einer älteren Schwester liebevolle Aufnahme. Der Landschaftsmaler Trautmann ertheilte ihm den ersten gründlichen Unterricht in der Kunst und erweckte in ihm die Lust, Maler zu werden. Später besuchte er die Akademie seiner Vaterstadt und trat als Schüler in die Werkstatt des Bildhauers Ludwig Wichmann, unter dessen fürsorglicher Anleitung sein Talent sich schnell entwickelte.

Seine erste Marmorarbeit aus dem Jahre 1836 war das als Lichtschirm bestimmte Porträtmedaillon der Fürstin von Liegnitz, auf der Rückseite mit der Darstellung der drei Künste nach einem Modell seines Lehrers. Auf der akademischen Ausstellung von 1838 sah man von S. zwei anmuthige Statuetten, Porträts des Frl. Charlotte v. Hagn als Gretchen in Goethe's Faust und des Frl. Sophie Löwe im Costüm der Oper „Der Postillon von Lonjumeau". Nachdem der junge Künstler drei Jahre lang unter Wichmann gearbeitet hatte, folgte er einem Rufe des Bildhauers Herrmann nach St. Petersburg, wo er bei gutem Verdienste zahlreiche decorative Arbeiten zu übernehmen hatte und in technischer wie in allgemein künstlerischer Richtung sich weiter auszubilden Gelegenheit fand. Zur plastischen Ausschmückung des Concertsaales in dem neuerbauten Winterpalais lieferte er mehrere Musenstatuen, dann den größten Theil eines Frieses, die Nacht mit ihren Träumen darstellend, ferner eine Reihe von Kindergestalten im Alexandersaal und mehrere Götterfiguren in den Zwickeln der dortigen Bögen. Für die Isaakskirche modellirte er die zahlreichen in Bronce gegossenen und vergoldeten Engel auf der Galerie, welche die Kuppel umgibt.

Nach vorübergehendem Aufenthalte in seiner Vaterstadt kehrte S. auf einige Zeit nach St. Petersburg zurück, um in Verbindung mit Herrmann noch einige Arbeiten für das Leuchtenbergische Palais auszuführen. Außerdem schuf er dort selbständig verschiedene Werke für russische Privatleute, Anstalten und Kirchen.

Inzwischen errang S. 1841 in der Concurrenz um den Staatspreis bei der Akademie der Künste in Berlin den Sieg. Die Aufgabe war die Darstellung der Merope, Königin von Messene, welche im Begriff, ihren Sohn Aegytos unerkannt zu tödten, von dem alten Erzieher des Kindes in ihrem Vorhaben gehindert wird. Der Sieger erwarb damit das Stipendium einer dreijährigen Studienreise nach Italien. Zugleich erging an den jungen Künstler die ehrende Aufforderung, sich an der Concurrenz um eine der Gruppen, welche die Berliner Schloßbrücke schmücken, zu betheiligen. Als er 1843 in Rom verweilte, erhielt er den Auftrag zur Ausführung seiner Skizze und kürzte infolge dessen seinen Aufenthalt im Süden um zwei Jahre ab. Die Modell- und Marmorarbeit beschäftigte ihn neben anderen Arbeiten bis zum Jahre 1853. Aus seiner Gruppe „Pallas Athena den Krieger im Gebrauch der Waffen unterrichtend", leuchtet ein feines, durch das Studium der Antike geläutertes Schönheitsgefühl. Die Bewegung des unbekleideten Jünglings, der zum Lanzenwurf ausholt, steht im wirksamen Gegensatz zur Ruhe und Würde der Göttin, welche mit leichter Hand den Schaft richtet.

Als mit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. ein regeres Kunstleben begann, wurde auch S. vielfach beschäftigt. Außer kleineren Arbeiten lieferte er 1844 auf Wichmann's Veranlassung für den Bau des königl. Opernhauses ein Modell, die Muse Erato darstellend. Im folgenden Jahre entstanden seine

Bildhauerarbeiten zur damaligen Prunkkammer des königl. Schlosses zu Berlin, zwei Reliefs zum Kamine „Minerva mit einem Giganten kämpfend“ und „Tritonen mit einer Muschel“, ferner acht Medaillons zu den Thüren mit den vier Jahreszeiten und Elementen, sowie sechs Köpfe in Medaillons: Vulkan und Venus, Pluto und Proserpina, Neptun und Amphitrite. Hieran schlossen sich 1846 zur Ausschmückung der Paradekammer des Schlosses zwei Köpfe, Paris und Helena und das Modell zu einem Wandleuchter: Knaben Schwäne zügelnd. —

Die dem Talente Schievelbein's entsprechendsten Aufgaben lagen im Bereiche der Idealplastik, zu der auch der große, in Stuck ausgeführte figürliche Reliefsfries (200 Fuß lang, 5 Fuß hoch) im griechischen Hofe des Neuen Museums mit der Schilderung der Zerstörung von Pompeji und Herkulanum gehört. Diesen um die vier Hofwände sich herumziehenden Reliefbildern, eine Schöpfung von großem Reichthum poetischer Erfindung, ist ein unzureichender Standort angewiesen, der das Werk nicht zur Geltung gelangen läßt. Die Formgebung des zum Theil frei und nach malerischen Gesichtspunkten behandelten decorativen Werkes ist allgemein gehalten und der Antike nachgebildet. Doch die dramatisch bewegten und wechselnden Scenen der entfesselten Naturgewalt, des Schreckens und Verderbens, wie der Errettung beweisen eine außerordentliche Regsamkeit der Phantasie des Künstlers. Das kleine Gipsmodell zu diesem umfangreichen, in einzelnen Gruppen harmonisch gegliederten Hauptwerke Schievelbein's, das zuerst auf der Berliner Ausstellung von 1850 bekannt geworden, ist mit Auslassung zweier kleiner Figurenstreifen, in einem Verbindungscorridor des mittleren Geschosses der Nationalgalerie zu Berlin angebracht.

Als Gegenstück zu Hagen's „Grazie, welche den Pegasus besänftigt“, modellirte S. die Gruppe „Pegasus von der Muse getränkt“, welche in Zinkguß 1860 auf dem Dachviereck des Schinkel'schen Museums zu Berlin aufgestellt einen nicht minder ungünstigen Platz als jenes Relief im griechischen Hofe erhalten hat.

Vorwiegend für decorative Zwecke thätig schuf der Künstler noch zahlreiche Figuren, meist in idealer Gewandung und schön componirte Reliefs im Stilcharakter der Antike. Hierher gehören die im J. 1851 entstandenen Tonreliefs für das neue Portal in Sanssouci, den Auszug, siegreiche Heimkehr aus der Schlacht, die Nemesis und Victoria darstellend. — Als zierliches Werk von Schievelbein's Hand ist eine der beiden Thongruppen auf dem Eingangsthore zur ehemaligen Borsig'schen Fabrik am Oranienburgerthor (1861—62) bemerkenswerth, in welcher der Ingenieur das Modell einer Locomotive trägt. — Gleichzeitig entstand die allegorische Figur des Handels und der Industrie, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, welche den westlichen Giebel des Stadthauses in Breslau schmückt. — In den folgenden Jahren arbeitete S. an den von Stürmer und Stützel für das Orangeriehaus zu Potsdam in Marmor übertragenen Modellen, Medaillons mit genreartigen Darstellungen der Monate Januar (Schlittschuhläufer), Februar (Tänzerin mit der Maske), März (Säemann), April (Wollschur), Juni (Heuernte) und October (tanzende Winzerin). — Die auf dem Dache des königl. Schlosses (Portal V) zu Berlin 1864 errichteten allegorischen Gestalten der Hochherzigkeit und Tapferkeit mit Porträtzügen von Mitgliedern der königl. Familie stellte S. in einer Art antikisirender Gewandung dar. Bei solchen aus der Ferne gesehenen Arbeiten schien ihm eine feinere Durchführung entbehrlich.

S. war auch auf dem Gebiete religiöser Plastik heimisch. Zu früheren Arbeiten dieser Gattung gehören sechs colossale Apostelgestalten: Petrus, Jacobus major, Jacobus minor, Paulus, Simon und Thomas für die lutherische Kirche

in Helsingfors, in Zink gegossen (1847), deren Gipsmodelle er späterhin der Katharinenkirche zu Brandenburg schenkte, ferner aus dem Jahre 1848 die Engelgestalten, welche auf der Kuppel des Berliner Schlosses das Dach der Laterne tragen. — Als Symbol des Dankes für Errettung aus Lebensgefahr ließ Friedrich Wilhelm IV. durch S. einen „Schutzengel“ (Modellskizze 1854) an der Brandenburger Chaussee bei Potsdam errichten. Die jugendliche Gestalt im Pilgerkleide schreitet voll stiller und feierlicher Anmuth leicht dahin, die Rechte wie zur Abwehr eines drohenden Unheils erhoben. — In ruhiger, der gläubigen Gesinnung zugewandter Auffassung bewegt sich der schön componirte Entwurf Schievelbein's zum Johannisbrunnen (1858), den der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche zu Berlin leider nicht ausführen ließ. Die kleine Modellskizze zeigt Johannes den Täufer auf einer Brunnensäule stehend und das Heil verkündend, unter ihm ergießt sich aus den Köpfen der vier symbolischen Geschöpfe der Evangelisten das Wasser des Lebens. Der Unterbau des Denkmals erweitert sich dergestalt, daß vier größere Bassins das überfließende Wasser aufnehmen. Die Wirkung der Predigt spiegelt sich in den zwischen den Bassins unten angebrachten Figuren, welche den reumüthigen Zöllner, den forschenden Pharisäer, den sich unterrichtenden Krieger und die gläubige Mutter mit ihrem Kinde darstellen. — Nur in wenigen Abgüssen ist die Statuette eines „Christus am Marterpfahl“ (1860) verbreitet, eine Arbeit von ungewöhnlicher Innigkeit und Tiefe der Empfindung beseelt. — Ebenfalls für den christlichen Kunstverein componirte S. das anmuthige Relief „Winterabend“ (1857), neben welchem die zwei Figuren „Frühling“ und „Winter“ (1855) für die Villa des Bankier Eichborn zu Breslau zu nennen sind.

In eine andere Formenwelt führte den Meister die Aufgabe für ein großes Hochrelief, welches er mit den dazu gehörigen Zwickelfiguren zur Ausführung in gebranntem Thon 1856 für die Dirschauer Eisenbahnbrücke modellirte. Während Bläser „die Einweihung der Brücke durch Friedrich Wilhelm IV. am Westportal“ übernahm, stellte S. an dem Ostportal den Hochmeister von Marienburg, Winrich v. Kniprode, zu Roß dar, welcher die heidnischen Litthauer besiegt und zum Christenthum bekehrt hat; durch Herbeirufen von Künstlern und Gelehrten befördert er Recht, Kunst und Wissenschaft in dem neu eroberten Ordenslande. Der geschichtliche Vorgang der Unterwerfung ist nur durch einen Gefesselten angedeutet und das Hauptgewicht auf die Gruppe des beglückten Volkes gelegt. Die Composition ist einfach und würdevoll gehalten, die Charakteristik breit und kräftig in den Formen. Das wasserdicht hergestellte Thonwerk, von March in Charlottenburg gebrannt, erwies sich auch in technischer Hinsicht, bei einer Länge von 22 Fuß und einer Höhe von 12 Fuß, als eine meisterhafte Leistung.

Als Gegenstück zu Bläser's „Albrecht von Brandenburg“ entwarf S. 1860 das Modell zum colossalen Standbilde des ersten Ordensmeisters Hermann v. Salza, das von March geformt, am westlichen Portal der Nogatbrücke zu Marienburg seine Aufstellung fand. Die mächtige Monumentalfigur in schöner mittelalterlicher Tracht ist eine freie Phantasieschöpfung des Künstlers. — Von decorativer Bedeutung sind auch die Colossalstatuen Luther's und Melanchthon's (1861) in der Universitätsaula in Königsberg und die Thonstatue Rafael's (1864) in der Akademie zu Pesth, welche in der Auffassung an Hähnel's Vorbild erinnert. S. war auch mit der Ausführung der Statue Winkelmann's nach dem Modell Wichmann's beschäftigt.

Unter Schievelbein's trefflichen Bildnissen ist die Colossalbüste G. Schadow's an der Vorderseite des Schadow'schen Hauses zu Berlin zu nennen, ferner die zur Verwendung im Friese „Der Untergang Pompejis“ 1850 modellirten Büsten

Stüler's und v. Olfers', sowie die des Ministers v. Stein, des Grafen v. Arnim-Boitzenburg (1864) und des Finanzministers v. Hansemann (1866), dessen Medaillon zum Grabmal gleichfalls von S. herrührt. — Von den übrigen Porträtreliefs sei das Bildniß von Felix Mendelssohn-Bartholdy (1859) in der Gedenkhalle des damaligen Kronprinzlichen Palais und das des Majors Friccius, des Erstürmers des Grimmaischen Thores in Leipzig erwähnt, dessen Büste S. auch modellirt hat. — Bei den Concurrenzen behufs größerer monumentaler Aufgaben vermochte sich indeß Schievelbein's Talent nicht zu behaupten. Seine Bewerbungen um die Denkmale für Wellington zu London, Schiller in Berlin, Arndt in Bonn, Schinkel in Neuruppin und Friedrich Wilhelm III. in Berlin blieben ohne Erfolg. Doch wurde ihm gelegentlich der letztgenannten Concurrenz mit dem zweiten Preise die Zusicherung eines Staatsauftrages zu Theil. Daraufhin übernahm er im J. 1860 die Ausführung des Denkmals für den Minister v. Stein auf dem Dönhofsplatze in Berlin. Das von S. modellirte Bronzegußwerk, im Gesammtaufbau nicht gerade seine glücklichste Schöpfung, seit 1864 in den wesentlichen Grundzügen der Form festgestellt, wurde durch seinen Schüler Johannes Pfuhl vollendet und erst 1875 enthüllt. In der Auffassung und Formgebung des Ganzen erkennt man den jüngeren Zögling der von G. Schadow und Rauch begründeten und gepflegten Berliner Bildhauerschule, dessen natürliche Begabung derartigen Aufgaben weniger entsprach, als den im Sinne der Antike zu behandelnden Aufgaben. — Für das reich ausgestattete Postament zu Bläser's Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. in Köln, mit welchem er 1864 beauftragt wurde, hinterließ er nur die Skizzen und Entwürfe, zum Theil auch die Hülfsmodelle mehrerer Figuren. — S. gehört nicht zu den epochemachenden Meistern, welche der Kunst neue und ungewohnte Bahnen angewiesen. Mit hingebendem Fleiße und feingebildetem Sinne, mehr für den plastischen Ausdruck der Ruhe und Milde, als der Kraft und Energie begabt, hat er die Erbschaft der Rauch'schen Schule treu gepflegt und für die moderne Neubelebung der Antike mit Erfolg gewirkt.

Seit 1853 Mitglied der Berliner Akademie, wurde S. 1860 zum Professor ernannt und 1866 Mitglied des Senats. — Angestrengte Thätigkeit verstärkte in seinen letzten Lebensjahren ein hartnäckiges Brustleiden, das ihn wiederholt zu Erholungsreisen in den Süden nöthigte. Noch nicht 50 Jahre alt starb er in der Blüthe seiner künstlerischen Kraft an den Folgen einer Brustfellentzündung zu Berlin am 6. Mai 1867.

Von seinen Schülern, welche sich in der Theilnahme an seinen größeren Werken zu selbständigem Schaffen heranbildeten, sind Schindler, Geyer, Schweinitz und Pfuhl als die tüchtigsten zu nennen.

Vgl. Die Grenzboten 1866, 1. Bd., S. 430—434. — Die Dioskuren 1860, Nr. 43; 1862, Nr. 35; 1867, Nr. 19. — Deutscher Künstlernekrolog. Von Dr. A. Andresen 1867, XVII, S. 30 ff. — Vossische Zeitung 1887, 29. April, Nr. 197. — National-Zeitung 1867, 21. Mai. — Zeitschrift für bildende Kunst. Herausgeg. v. C. v. Lützow, 1868, 3. Bd., S. 25—30. Von J. Lessing. — XLVI. Kunstausstellung der kgl. Akademie der Künste. Berlin 1868, S. III—VI. — Katalog der kgl. National-Galerie. 7. Aufl. 1885. III. Abth. S. 244—245.

v. Donop.

Schiferli: Rudolf Abraham v. S., Arzt, ist zu Thun in der Schweiz im J. 1773 geboren. Er machte seine Studien in Jena, wo er 1796 mit einer lateinischen Abhandlung über den Staar die Doctorwürde erwarb, die später in deutscher Sprache erschien (Jena und Leipzig 1797) und ging dann zu seiner weiteren Vervollkommnung auf Reisen. 1798 hielt er sich in Paris

auf, war 1799 Oberfeldwundarzt der Neu-Helvetischen Armee gegen die Oesterreicher, 1801 Inspector der Medicinalpflege der helvetischen Truppen und ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt nieder. Doch practicirte er daselbst nur kurze Zeit, ging schon 1803 als Garnisonsarzt nach Bern, wo er 1804 Impfarzt des Districts wurde und 1805 die Professur der Chirurgie und Geburtshülfe an der neuerrichteten Akademie daselbst erhielt. Seit 1812 war S. auch Leibarzt der Gemahlin des Kurfürsten Constantin, seit 1811 mecklenburg-schwerinscher Hofrath. S. starb am 3. Juni 1837 zu Elfenau in der Schweiz, wohin er sich in seinen letzten Lebensjahren zurückgezogen hatte. Außer seiner oben angeführten, für die Geschichte der Staaroperation nicht unwichtigen Inauguralabhandlung und außer zahlreichen casuistischen Mittheilungen in verschiedenen Zeitschriften schrieb S. noch: „Analyse raisonnée du système de Brown“ (Paris 1798; 2. éd. 1804); „Handbuch der Hebammenkunst“ (Bern 1806; 2. Aufl. 1821); „Ueber den Einfluß der Gemüthsbewegungen auf Gesundheit und Lebensdauer“ (Bern und Winterthur 1808).

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte &c., herausgegeb. von A. Hirsch V, 222 und die daselbst angeführten Quellen.

Pagel.

Schiff: Hermann S. (eigentlich David Bär S.), ein Verwandter Heinrich Heine's, wurde am 1. Mai 1801 zu Hamburg von jüdischen Eltern geboren, die in ärmlichen Verhältnissen lebten. Theils in Kiel im Hause einer Madame Aaron, theils in Hamburg erzogen, widmete er sich, nachdem er das Johanneum in Hamburg absolvirt, auf der Universität Göttingen dem Studium der Philosophie und erlangte hier auch 1824 die Doctorwürde. In der Folge beschäftigte er sich bald mit Musik, bald mit der Litteratur, ging zuerst nach Leipzig, wo er mit seinem Freunde Wilhelm Bernhardi die Monatsschrift „Der Dichterspiegel“ redigirte (1826), dann nach Berlin, wo er längere Zeit für den „Gesellschafter“ und den „Freimüthigen“ arbeitete und sich eine leidlich gesicherte Stellung als Schriftsteller erwarb, und kehrte um das Jahr 1835 nach Hamburg zurück. Hier ergriff er die verschiedenartigsten, oft recht abenteuerliche Erwerbszweige: er war Schauspieler, Musiker, Fechtmeister, Ballettänzer, Dichter, Notenschreiber; dabei befand er sich, trotzdem er sowohl von der Schillerstiftung als auch vom Leipziger Schriftstellerverein und den Erben Salomon Heine's Unterstützung erhielt, beständig in den dürftigsten Verhältnissen, so daß sich die Behörde sogar gezwungen sah, ihn einige Zeit ins Werk- und Arbeitshaus aufzunehmen. Die Bemühungen des Redacteurs der Hamburger „Reform“, J. F. Richter, S. aus seiner Versumpfung emporzureißen, erwiesen sich als erfolglos, so daß auch dieser Freund schließlich seine Hand von ihm zurückzog. Ebenso unglücklich verheirathet und ebenso verwildert wie Grabbe, nur noch tiefer gesunken wie dieser, endete S. endlich am 1. April 1867 im Hamburger Armenhause. — S. war unleugbar ein Schriftsteller von großem Talente, das besonders auf dem Gebiete der Novelle hätte zur Geltung kommen können, wenn sein liederliches Leben ihn nicht an ernster Arbeit gehindert hätte. Schon sein erstes Werk, die Novelle „Höllenbreughel“ (1826), berechtigte zu den schönsten Erwartungen; sie gehörte neben den späteren „Glück und Geld“ (1836) und „Gevatter Tod“ (II, 1838) zu seinen besten Arbeiten. Mit seinen „Lebensbildern von Balzac. Aus dem Französischen übersetzt“ (II, 1830) hatte er in übermüthiger Laune das Publicum düpirt. Es waren eigene Dichtungen, die „nach Erfindung und Ausführung zwar sehr nach Paris schmeckten, aber der Geschmeidigkeit seiner Auffassung kein ungünstiges Zeugniß ausstellten“. Auch „Das Elendsfell. Drei Novellen von Balzac“ (1832) waren untergeschoben, um ihnen Eingang in Deutschland zu verschaffen. S. war schließlich ehrlich

genug, seine Täuschung selbst aufzudecken, was mancher andere, um den Erfolg nicht abzuschwächen, wohl unterlassen haben würde. Seine Novellen aus der letzten Hälfte seiner schriftstellerischen Wirksamkeit lassen nur zu sehr das verkommene Genie erkennen, ja in den Novellen aus dem jüdischen Volksleben sind seine Witze und Späße oft geradezu widerlich. Den wenigen dramatischen Arbeiten Schiff's, die in dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" zum Abdruck gelangten, „mußte es an Haltung fehlen, da er sich bei seinem Treiben weder in wirkliche Menschenverhältnisse versetzen, noch auch das, was er allenfalls vermocht hätte, mit fester Hand in objectiven, lebendigen Personen durchführen konnte".

Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen ꝛc. Schriftsteller II, 327. — Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller VI, 522. — H. Zeise, Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Altona 1888, S. 257. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, 747.

Franz Brümmer.

Schiffermüller: Ignaz S., geboren am 2. November 1727 in Helmonstedt in Oberösterreich, war Professor am Theresianum in Wien und starb in Linz 1809. Er schrieb in Verbindung mit Mich. Denis: „Systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend" 1776, welches 1800 von Häfeli und Illiger neu herausgegeben wurde.

W. Heß.

Schiffmann: Joseph Laurenz S., katholischer Geistlicher, geb. zu Luzern am 17. Juli 1786, † zu Altishofen am 27. Decbr. 1856. Er studirte 1803—5 am Lyceum zu Luzern, 1806—7 zu Landshut, wohin Sailer's Ruf damals überhaupt viele Schweizer zog. 1808 trat er in das Seminar zu Luzern; am 5. März 1809 wurde er zum Priester geweiht. 1809—11 war er Vicar zu St. Emmen bei Luzern, 1811 wurde er Vicar, 1813 Pfarrer zu Altishofen, später auch Schulinspector und Mitglied des Examinationscollegiums, 1845 Domherr der Diöcese Basel ohne Residenz, 1847 Decan des Capitels. S. gehörte zu den geistvollsten, kenntnißreichsten und ehrwürdigsten Schülern Sailer's in der Schweiz und stand mit diesem, dem Grafen Fr. L. Stolberg und anderen hervorragenden Katholiken in Deutschland in brieflichem Verkehr. Er veröffentlichte eine Abhandlung „Ueber das Wesen, die Bedeutung und Anwendung der Sacramentalien" (anonym, als Nachtrag zum 2. Bande des Buches von Widmer „Der katholische Seelsorger", 1823, gedruckt); „Lebensgeschichte des Chorherrn und Professors Alois Gügler", 2 Bände, 1833; „Erinnerungen an Pfarrer J. E. Banz", 1839. Für die von Gügler und Widmer herausgegebene Zeitschrift „Zeichen der Zeit" schrieb er 1823 einen polemischen Artikel gegen den Landshuter Professor Salat und einige Recensionen, ferner einige Artikel und viele Recensionen für die „Schweizerische Kirchenzeitung" (1832 ff.). In der 1825—26 erschienenen „Schweizerlegende" sind 28 Heiligen-Biographieen von ihm. In seinem handschriftlichen Nachlasse fanden sich noch viele Aufsätze und ein viele Jahre lang geführtes Tagebuch.

Alois Lütolf, Leben und Bekenntnisse des J. L. Schiffmann. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailer's und seiner Schule in der Schweiz, 1860.

Otto Schmid.

Schiffmann: Jost S., Landschaftsmaler, wurde am 30. August 1822 zu Luzern geboren. Aus einer alten Patricierfamilie stammend muß derselbe eine sehr gute Erziehung und Bildung genossen haben. Sein Wunsch, Maler zu werden und die weite Welt zu sehen, war gleich groß; da ihm aber die Mittel

hiezu fehlten, ließ er sich als Schweizergardist anwerben und kam so nach Rom, wo er, gewissenhaft jede freie Zeit ausnützend nicht allein Gelegenheit fand sein künstlerisches Streben zu fördern, sondern auch materiellen Nutzen daraus zu ziehen, indem er frühzeitig Bilder malte und seine kaum errungene Praxis wieder im lehrhaften Unterricht verwerthete. Dadurch erhielt S. als Künstler Zutritt in vielen fremden und hohen Familien, die dem päpstlichen Nobelgardisten gewiß verschlossen geblieben wären. Er hielt deßhalb seine Doppelstellung möglichst geheim und kleidete sich als feiner Mann und Künstler mit guten Allüren; manche Collision, in welche ihn dieses doppelgängerische Incognito führte, erhöhte natürlich nur den heiteren Reiz des Geheimnisses. Auf der Kunstausstellung 1846 zu Rom machte sich S. schon durch zwei gute Bilder bemerklich: mit einer Landschaft vom Tiberufer und einer Studie aus dem Pinienwäldchen der Villa Borghese. Die Jahre 1848 und 1849 brachten indessen auch ernstere Scenen, wobei S. wohl eine Belagerung auf der Schweizerwache aushielt und ein paar Mal wacker im Feuer stand. Nach Ablauf einer sechsjährigen Dienstzeit legte er die Waffen nieder, widmete sich ganz der Kunst und zog als Landschafter langsam durch Italien, in seine Heimath und nach München. Hier brachte er zuerst (Ende 1852) einen „Morgen am Vierwaldstättersee“ in den Kunstverein, worauf viele poetische Stimmungsbilder und Mondnächte aus der Schweiz, vom Bodensee und Rheingau bis nach Köln hinab folgten, da S. vielfach in Deutschland Umschau hielt und insbesondere für die alten Winkel der ehemaligen kleinen Reichsstädte ein wachsames und empfängliches Auge hatte. Er verstand es, aus dem Vorbilde der übrigen Münchener Schulen Nutzen zu ziehen und vereinte in seiner Weise die Vorzüge des Architekturmalers Eduard Gerhardt mit Christian Morgenstern's träumerischen Nachtbildern. So einen vom stillverschlafenen Mondlicht übergossenen, winterlich verschneiten Marktplatz staffirte S. mit einem Nachtwächter, eine duftschwüle Sommernacht mit einem Todtengräber (beide photographirt bei J. Albert), einen dunkelrauschenden Eichwald mit jener Legende, wie Rudolf von Habsburg einem Priester über den brausenden Bergbach hilft, wozu Friedrich Voltz das Pferd malte. Auf einer seiner Wanderungen kam S. auch nach Salzburg, wo er nach dem Verluste seiner ersten Frau eine Schwester oder Base des damals noch unbekannten Makart heirathete. S. erkannte das in seinem kurz vorher als ganz talentlos von der Wiener Akademie verabschiedeten Schwager oder Vetter schlummernde Genie und lud ihn nach München, zügelte und schulte, läuterte und schürte daselbst dessen Feuer, bis er den schweigsamen Jungen eines Tages zu Piloty und damit auf die richtige Fährte brachte. Um diese Zeit geschah es auch, daß Makart, sei es in Ermangelung eines anderen Modells oder im Drange künstlerischer Dankbarkeit, seinen vetterlichen Schwager nebst Gattin im pompösen Costüm des Künstler-Maskenballs von 1857, dem heute noch gerühmten „Rubensfeste“, malte und zwar mit einer „Vornehmheit der Auffassung und malerischen Freiheit der Behandlung“, welche schon den großen Künstler ahnen ließen. S. fröhnte dazumal der noblen Passion, ächte Ebenholzmöbel und den seltensten Urväterhausrath aller Art aufzustöbern und in seinem mit stylgerecht gemustertem Goldpapier tapezirten „Rittersaale“ aufzuspeichern, wodurch Makart Gelegenheit erhielt, allerlei „Stillleben“ zu studiren und zu malen, bis er später als gemachter Mann, das ganze Inventar auf einen Schlag erwarb und als Grundstock seinem bald fürstlichen Etablissement einverleibte. Makart's künstlerischer Einfluß reagirte dann wieder auf S., welcher mit einer über seine angeborenen Kräfte gehenden Kühnheit coloristisch experimentirte und wenn auch nur vorübergehend in eine sehr eigenthümliche Farbenbehandlung gerieth. Beispiele dieser Art ergaben eine „Parthie am Bodensee“ und „Bei Andernach“ (1868), ganz hübsche Composi-

tionen, aber von einer färbelnden Manier mit schwefelgelben, röthlichweißen und giftgrünen Tönen, wie nach einem unverdauten Recepte Böcklin's. Glücklicherweise gewann sein gesundes Ange alsbald wieder die rechte Einsicht. — Um diese Zeit ging S. abermals zur Sommersaison nach Salzburg, woraus sich ein längerer, zehnjähriger Aufenthalt ergab, da unser Maler durch Makart's Empfehlung die Custodie an dem durch Vincenz Süß gegründeten Salzburger Museum erhielt. Hiemit kam S. in eine seinem Sammeleifer ganz erwünschte Thätigkeit. Was er früher im eigenen Heim erstrebt hatte, schien ihm als officielle Wirksamkeit vorgezeichnet: die gemüthvolle Behaglichkeit der Vorzeit zur nutzbringenden Erwärmung unserer Gegenwart wieder vor Augen zu stellen. Dabei leitete ihn als Künstler nur jener malerische Tact und Sinn, welcher auch dem Laien das Verständniß am besten überbrückt und unvermerkt den Wunsch der Nachahmung erregt. Insoweit war S. ganz in seinem Rechte. Keinen Rest der alten Herrlichkeit mißachtend und im armseligsten Fragment das ehemalige Ganze erfassend, schuf er aus Trümmern und Scherben neue Geräthe, stellte zur Verbindung der Lücken und zur belehrenden Erklärung täuschende Copien neben die Originale, ließ alle Künste eines gewiegten Restaurators spielen und gerieth in das seligste Entzücken, wenn die landläufigen Touristen und neuvermählten Hochzeitsreisenden in staunende Bewunderung ausbrachen und den Schöpfer dieser gemüthlichen Herrlichkeit priesen. (Eine Abbildung des von S. etablirten „Gelehrtenzimmer" und der „Jägerstube" in No. 49 „Ueber Land und Meer" 1878. XL, 1012.) Das dauerte so lange, bis ein paar Kritiker dazwischenfuhren, das ganze Unterfangen für falsch und das System für unwissenschaftlich erklärten und an der mühsam aufgebauten Arbeit des Malers keinen guten Fetzen mehr ließen. Es gab unnöthigen Lärm, es hagelte Vorwürfe und Anklagen; man setzte einen Aufsichtsrath ein, verclausulirte das ohnehin schon geringe Budget, so daß der Künstler gebrochenen Herzens seine Stelle aufgab, die Stadt verließ und in München die seither vernachlässigte Kunst durch einige complicirte „Stillleben" und neue landschaftliche Bilder, wozu auch Seestücke und Strandscenen kamen, zu versöhnen suchte. Im Vollgenusse seiner Freiheit und eines neuen schönen Familienlebens mit seiner dritten Frau, welche er zu einer kunstreichen Stickerin gebildet hatte, dachte S. mit neuem Eifer der Kunst zu leben, sehnte sich nach der Vollendung seines ganz originell ausgestatteten Ateliers, bezog auch noch dasselbe, erlag aber schon am 11. Mai 1883 einer Lungenentzündung.

Vgl. Wurzbach 1875. XXIX, 296 ff. (das daselbst gespendete Lob über Schiffmann's Einrichtung des Salzburger Museums ist durch einen Nachtrag in XL, 288 zurückgenommen). Dazu die Nekrologe in Beil. 181 Allgem. Ztg. 1. Juli 1883; Lützow's Zeitschrift 1883. XVIII, 562; Zeitschrift des Kunstgewerbevereins 1883 S. 57. — Kunstvereinsbericht für 1883 S. 78 ff.

Hyac. Holland.

Schiffner: Christian Albert S., Geograph, geb. am 21. Febr. 1792 in Leipzig, † am 6. Mai 1873 in Dresden, studirte, nachdem sein Vater 1804 gestorben war, seine Mutter jedoch sich 1806 mit dem Pfarrer Seyler in Dorfchemnitz wieder verheirathet hatte, Theologie und erwarb das preußische und sächsische Predigtamtscandidatendiplom, bekleidete indessen niemals ein öffentliches kirchliches oder Schulamt, sondern widmete sich, nachdem er 1815 bis 1817 zu Kolbnitz bei Jauer als Lehrer im v. Czettritzischen Hause gewirkt hatte, ganz dem schriftstellerischen Berufe. Seinen Wohnsitz nahm er in Dresden und eine Zeitlang in Glauchau. Am letzteren Orte redigirte er während einer Reihe von Jahren den von ihm selbst begründeten „Schönburgischen Anzeiger", bis ihn im Jahre 1851 die politischen Verhältnisse nöthigten, diese Zeitung aufzugeben.

In Dresden war er alsdann, ohne in ein bestimmtes Dienstverhältniß zu treten, für das Statistische Büreau im Ministerium des Innern thätig, das daher noch jetzt handschriftliche Arbeiten von ihm über die Wüstungen und über die Lehngüter im Königreich Sachsen und ähnliches besitzt. Seine durch den Druck veröffentlichten geographischen Schriften beziehen sich sämmtlich auf die Landeskunde seiner sächsischen Heimath und fassen unter anderem fünf Supplementbände zu Schumann's Lexikon von Sachsen, eine Beschreibung der sächsisch-böhmischen Schweiz und zwei von den Kreisdirectionen Zwickau und Dresden handelnde Lieferungen eines Handbuches der Geographie des Königreichs Sachsen in sich. Ein von ihm bearbeiteter zehnter, die Niederlausitz betreffender Band zu Merkel's Erdbeschreibung von Kursachsen liegt zwar in einem in die königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden gekommenen einzigen Exemplare gedruckt vor, wurde aber, angeblich aus Rücksichten für die preußische Regierung, nicht in den Handel gebracht. Von dem musikalischen Sinn, der S. auszeichnete, legt seine Veröffentlichung: „Sebastian Bach's geistige Nachkommenschaft . . . Bruchstück einer viel größern Tafel und Probe vieler ähnlicher Darstellungen" (Folio, Leipzig 1840) Zeugniß ab.

A. Petermann's Mittheilungen aus Perthes' Geographischer Anstalt XX, 1874, S. 52 f. — Paul Emil Richter, Litteratur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. Dresden 1889. S. 294 (Register).

F. Schnorr von Carolsfeld.

Schikaneder: Emanuel S., Schauspieler und Theaterdichter, geboren zu Regensburg 1751, † zu Wien am 21. September 1812. Er war der jüngste von 12 Geschwistern, mußte sich schon als achtjähriger Knabe seinen Unterhalt durch Singen und Geigen verdienen, schloß sich in Augsburg einer wandernden Schauspielertruppe an, heirathete später die Pflegetochter des Principals, die Schauspielerin Eleonore Artim (geb. zu Hermannstadt 1752, † am 22. Juni 1821 in Wien) und übernahm die Leitung der Truppe, mit der er in Innsbruck, Laibach, Graz, Preßburg, Pest und Salzburg unter großem Beifall spielte. Eine Vogelkomödie, deren Kostüme ihm große Summen kosteten, ohne daß er damit beim Publicum durchdrang, ruinirte ihn; die Vorliebe, Thiere auf die Bühne zu bringen, blieb ihm aber Zeit seines Lebens eigen. Er fand Engagement beim Nationaltheater in Wien, wo er am 1. April 1785 als Maler Schwindel in Gluck's „Pilgrime von Mekka" auftrat, versuchte sich auch in tragischen Rollen (Graf Essex), erlitt damit aber eine völlige Niederlage. 1786 mußte er Wien verlassen, ging wieder nach Baiern, leitete 1786—87 das Theater in Regensburg, kehrte aber 1788 nach Wien zurück. Chr. Roßbach hatte in der Vorstadt Wieden, im großen Hofe des Starhembergischen Freihauses ein neues Theater erbaut, das am 7. October 1787 eröffnet worden war. Dessen Leitung übernahm S. mit Johann Friedl 1788 und brachte es zu hoher Blüthe. Er pflegte vorwiegend die Localposse, daneben auch Singspiel und Oper. 1800 gestattete ihm Kaiser Franz, bei dem er sich durch auffallende Proben seines Patriotismus, durch Widmung von Stücken an ihn und Erzherzog Karl beliebt zu machen gewußt hatte, trotz energischer Gegenvorstellungen einflußreicher Persönlichkeiten die Erbauung eines neuen Theaters in derselben Vorstadt. Er schloß das alte Haus am 11. Juni 1801 mit dem Nachspiel „Thespis" und eröffnete das neue glanzvolle „Theater an der Wien", die damals größte Bühne der Hauptstadt, am 13. Juni mit dem correspondirenden Vorspiel „Thespis' Traum" und der heroischen großen Oper „Alexander" (Musik von Franz Teyber). Schon ein Jahr nach der Eröffnung trat er sein Privilegium mit allen Ansprüchen an seinen Compagnon Zitterbarth um 100 000 fl. ab und zog sich nach Nußdorf zurück, übernahm aber die Direction bald wieder, bis das Theater im J. 1804

an Baron Braun verkauft wurde. Da wurde er entlassen, nach einem Jahre aber wieder zurückberufen; 1807 übernahm er die Direction des Theaters in Brünn und erbaute in der Nähe der Stadt eine Arena, wo er große Ausstattungs- und Spektakelstücke, „Schembera, Herr von Boskowitz“, „Die Schweden vor Brünn“ ꝛc. aufführte und dabei endgiltig zu Grunde ging. Neue Directionspläne in Wien und Pest zerschlugen sich; unter den traurigsten Umständen verkam der verschwenderische Lebemann und Wüstling im Wahnsinn.

S. war ein höchst verwendbarer, vielseitiger Schauspieler, der über ausgezeichnete Mittel verfügte, in seiner Jugend alle ersten Rollen spielte, vom Hamlet bis zum Hanswurst, Liebhaber, komische Väter, Tyrannen, Helden, und sich als Tänzer gleichfalls mit Glück versuchte. In komischen Rollen verfiel er früh ins Allzuniedrige und Derbe, was mit den Jahren zunahm. Immer mehr arbeitete er nur auf den Effect hin und kein Mittel war ihm zu schlecht, um das Publicum bei guter Laune zu erhalten. Als er später unförmlich dick wurde und einen watscheligen Gang annahm, war es sein lebhaftes Auge, mit dem er nicht selten durch einen Blick seinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben wußte, die gefiel. In Localstücken gelangen ihm aber auch dann noch vorzügliche Chargen; obgleich kein geborener Wiener, galt er doch als Typus eines solchen; neben La Roche und Hasenhut nimmt er eine selbständige wichtige Stellung unter den Wiener Komikern vor Raimund ein.

Auch als Theaterdichter blieb er immer Schauspieler und Director; er arbeitete eingestandenermaßen nur für die Kasse und schrieb die besten Rollen sich selbst auf den Leib. Er war von großer Fruchtbarkeit; 1787 giebt er an, 17 ungedruckte Stücke (Trauerspiele, Lustspiele, komische Opern und einige Possen) liegen zu haben. Nur weniges davon ist im Druck erschienen. Unter den erhaltenen Stücken der achtziger Jahre sind alle Richtungen vertreten, welche damals auf der deutschen Bühne gepflegt wurden: das bürgerliche Trauerspiel, das Ritterstück, das militärische Schauspiel, das rührende Familiendrama. „Das Regensburger Schiff“ (Lustspiel in drei Aufzügen. Salzburg 1780) hebt mit Regensburger Localschilderungen an; Oesterreich und besonders Ungarn schwebt dem Helden des Stückes, einem Geizhals, als das goldene Land des Wuchers, zugleich als eine Art Schlaraffenland vor. Der Officier als Liebhaber und die weiblichen Rollen erinnern an Minna von Barnhelm; der Officiersdiener Budel — eine derbe Hanswurstrolle: er singt unter Trommelbegleitung eine kauderwelsche Arie „nach türkischer Art“, bei deren Refrain er seinen Herrn immer auf den Kopf schlägt. Der zweite Act endet mit einer großen Prügelei und einem Heidenspektakel; das Vorspiel zum dritten kündigt ein Donnerwetter an; Affen und Bären treiben ihr Unwesen und eine Anmerkung hebt ausdrücklich hervor, daß die betreffenden Scenen auch weggelassen werden können. „Die Raubvögel“ (Schauspiel in fünf Aufzügen, Salzburg 1782) greifen das damals beliebte Thema der falschen Spieler auf und führen es flüchtig, mit vielen Unwahrscheinlichkeiten, durch. Ein alter Haudegen von einem Oberst, der mit Flüchen um sich wirft, nicht übel. Die komischen Figuren: der Wirth und der Kutscher, mehr lümmel- als possenhaft. Von der Roheit der Späße giebt eine stumme Scene im zweiten Acte ein Beispiel, wo der Wirth mit hinaufgeschobenen Hemdärmeln bei einem Nudelbrett beschäftigt ist, Nudeln „auszuwälchen“; die Tabaksbüchse auf der Seite, wo er wechselweise schnupft und sodann wieder Nudeln macht. Später nimmt er ein ausgewalchtes Blatt und hängt es zum Trocknen über die Schlafhaube auf den Kopf. „Das Laster kömmt an den Tag“ (Schauspiel in vier Aufzügen, Salzburg 1783), ein Extract aus allen Motiven des Sturms und Drangs; die Gräfin Sturz eine carikirte Orsina, die ihren Vergiftungsversuch auf offener Bühne ungeschickt genug vornimmt; der Grenadier

Fleckkugel, mit Zügen aus den Schelmenromanen, voller Rührung und Pathos, die in Komik umschlagen; mit seiner Furcht vor dem „Birkenparadies" und seiner Anhänglichkeit bis zum Henkerbeil eine Paraderolle Schikaneder's. „Der Grandprofos" (Trauerspiel in vier Aufzügen, Regensburg 1787), ein militärisches Rührstück, von dem er selbst in der Vorrede sagt: „Die allgemein gesammelte volle Thränenärnte dieses Stückes ist mir Beweis und Befriedigung für meine Arbeit"; zwei Acte lang: Abschied und Todesfurcht. Bei den Einzelheiten des Soldatenlebens kommt es ihm darauf an, seinem Stücke „alles mögliche Täuschungsvermögen zu geben". Der Naturalismus wird so weit getrieben, daß der Scharfrichter sich zur Execution eine Stelle auswählt, wo die Sonne nicht blendet, seinen Rock auszieht und sich durch einen Schluck für die Arbeit stärkt.

Auch die Ritterstücke, welche in Schikaneder's „sämmtlichen theatralischen Werken" (Wien 1792, zwei Bände) erschienen, reichen in eine frühere Zeit zurück; er folgt den Spuren der bairisch-patriotischen Dichtung, behandelt österreichische Localsagen und übertrumpft seine Vorbilder durch Geschmacklosigkeit und Grausamkeit. Wie bei den Ritterstücken Hensler's und anderer ist auch hier die Grenze, wo die Parodie anfängt, schwer anzugeben. „Der Bucentaurus oder die Vermählung mit dem Meere zu Venedig" und „Philippine Welserinn, die schöne Herzogin von Tirol" sind sicher völlig ernst gemeint. In „Hanns Dollinger oder das heimliche Blutgericht" aber kann der Heide und Ritter Krako, der die „geharnischten Popanzen" seiner Gegner gerade gut genug für eine „Nachtmahlzeit" hält und der „einen gemahlenen Ritter um den andern" von der Wand sticht und auf die Erde wirft, doch nur komische Wirkung erzielen. In „Herzog Ludwig von Steiermark oder Sarmäts Feuerbär" geht das Ritterstück schon in das Zaubermärchen über: der Zauberer Sarmäts tritt unter starken Donnerschlägen auf; ein feuriger Klotz rollt vor ihm her; er ist in Thierhäute gekleidet: seine Kopfbedeckung ist mit Schlangen umwunden. Er prophezeit die Zukunft und zeigt sie in seinem Spiegel; er verhängt und heilt Wahnsinn durch die Schläge seines Hammers. Er schickt zu seiner Vertheidigung einen Bären mit Feueraugen auf die Bühne. Mit diesem zauberischen Elemente verbindet sich auf der einen Seite die dramatische Verwerthung der steirischen Alpenlandschaft, auf der andern Seite die Schlächterwut im Stile der englischen Komödianten; wilde Knechte schüren das Feuer unter dem Kessel, worin der Herzog Ernst in Oel gesotten werden soll.

Von da war nur ein Schritt zum reinen Zauber- und Märchenstück, das damals in Wien einer ungeheuren Beliebtheit sich erfreute. Mit Gieseke's und Wranitzky's Oper „Oberon" hatte S. 1790 ein vorzügliches Geschäft gemacht; so schlug er im März 1791 Mozart, mit dem er von Salzburg her bekannt war und dessen ältere Werke auf seiner Bühne aufgeführt wurden, ein Zaubermärchen Lulu (von Liebeskind, in einer von Wieland herausgegebenen Sammlung gedruckt) als Stoff zu einer Oper vor: „Die Zauberflöte" (erste Aufführung am 30. September 1791, noch in demselben Jahre in Wien gedruckt). Ich glaube aber nicht, daß die gleichzeitige Behandlung desselben Stoffes durch die Dichter des Leopoldstädter Theaters („Kaspar, der Vogelkrämer" von Hensler, 3. März 1791; „Der Fagottist oder die Zauberzither" von Perinet, 8. Juni 1791; beide mit Musik von Wenzel Müller) eine Aenderung in Schikaneder's Plan zur Folge hatte, sondern daß er überhaupt erst durch diese Stücke auf jenen ausgezeichneten Vorwurf hingelenkt wurde. Eine solche gleichzeitige Behandlung desselben Stoffes durch die Wiener Possendichter war damals nichts seltenes. Gieseke und Perinet treffen auch im travestirten Hamlet zusammen; Perinet schrieb eine Oper „Telemach", trotzdem daß S. schon vor ihm den Stoff in seinem „Königssohn aus Ithaka" eingeschlachtet hatte. Mit tausend Fäden ist

„Die Zauberflöte“ an die ihr vorausgehende Wiener Possendichtung geknüpft, (deren Kenntniß allen bisherigen Biographen Mozart's abgeht). Daher wird sich auch wohl nie mit Sicherheit feststellen lassen, wie weit Gieseke (vgl. A. D. B. IX, 162 f.), dem späte und ungenaue Gerüchte die Autorschaft dieses Textbuches zuschreiben, seinem Directör dabei geholfen haben mag. Doch kann dessen Antheil nicht sehr groß gewesen sein, weil sich sonst S. nicht so oft, so laut und so stolz als „Vater der Zauberflöte“ hätte verkündigen dürfen. Auch hat die Forschung über Mozart die Vorrede zu Schikaneder's Oper „Der Spiegel von Arkadien“ (Wien 1795) übersehen, wo er „die Frechheit“ eines gewissen Theaterjournalisten in Regensburg, der einige Schauspieler glauben machen wollte, er hätte an der „Zauberflöte“ mitgearbeitet, mit den schärfsten Ausdrücken zurückweist: „Solche Dreistigkeiten grenzen an Büberei.“ In Schikaneder's früheren und späteren Werken spricht nichts dafür, daß man ihm die Autorschaft der „Zauberflöte“ streitig machen müßte. Ueberall dieselbe entschiedene Begabung für ernste wie komische Bühneneffecte, für die Wirkung um jeden Preis; eine ungezügelte, kühn waltende Phantasie; schleuderische Arbeit, mangelhafte Motivirung, auch Abweichung vom ursprünglichen Plan findet sich oft; überall dieselbe Mißhandlung der Sprache, des Verses, des Reimes; oft kehrt auch die aufklärerische, tugendboldische Tendenz bei ihm wieder. Die komischen Figuren hat ihm niemand abgestritten: der Papageno kommt ganz auf seine Rechnung. Auch einige musikalische Effecte, die er Mozart angerathen haben soll, dürfen wir S., der z. B. zu seinem ersten Stücke „Die Lyranten oder das lustige Elend“ (Wien 1778) selbst die Musik schrieb, wohl zutrauen. Die Zauberflöte begründete Schikaneder's Glück für Zeit und Ewigkeit; sie machte ihn reich, sie machte ihn berühmt. Ein großer Theil seiner späteren Producte steht ganz unter dem Bann der Zauberflöte; er setzte sie fort, er schrieb sie aus, er ahmte sie nach. „Das Labyrinth oder der Kampf der Elemente“ (1798. Musik von Winter) wurde als zweiter Theil der Zauberflöte bezeichnet: nach Zelter's sachkundigem Urtheil voll von Effecten, die das Ohr und den Sinn betäuben und überrennen, Tamino und Papageno müssen sich darin ihre Geliebten von neuem erobern. „Die Pyramiden von Babylon“ (1797. Musik von Gallus und Winter) sind der Zauberflöte sehr ähnlich. Der Vogelfänger Papageno kehrt, wenig verkappt, in andern Stücken wieder. Als Vipernfänger im „Spiegel von Arkadien“ (1794. Musik von Süßmayer); als Kalifornio im „Königssohn aus Ithaka“ (1795. Musik von A. F. Hoffmeister), wo er das Paperllied singt: „Ich schickte mich herrlich darein, ein Paperl, ein Paperl zu sein“ und beim Kuchenessen von zwei Bären attackirt wird: wieder eine berühmte Rolle Schikaneder's mit Ansätzen zu Raimund's Simplicius und Valentin u. s. w. Außerdem schrieb S. noch eine lange Reihe von Opern: „Der Zauberpfeil“ (1793. Musik von Lickl), „Der Höllenberg“ (1795. Musik von Wölffl), „Der Löwenbrunnen“ (1797. Musik von Seyfried), „Soliman II“ 1800 (Musik von Süßmayer), „Swetard's Zauberthal“ (1805. Musik von Fischer); „Die Eisenkönigin“ (1806. Musik von Henneberg) ꝛc. Zahlreiche kleinere Singspiele liefen daneben einher, unter denen „Anton, der dumme Gärtner“ (1789. Musik von Schack und Gerl) und „Die beiden Antone“ (1790. Musik von Schack und anderen. Eine Neubearbeitung von fremder Hand Leipzig 1797) mit ihren zahlreichen Fortsetzungen die beliebtesten waren. Eine eigene Gruppe unter seinen späteren Werken bilden die Wiener Localstücke, in denen er Gewey, Bäuerle und Meisl tüchtig vorarbeitete. Die bekanntesten waren wohl der „Tiroler Wastel“ (1796. Musik von Haibel) mit einer Fortsetzung „Oesterreichs treue Brüder“ und „Die Fiaker in Wien“. Die Genußsucht und Sittenlosigkeit des damaligen Wien ist von niemand anderem, nicht einmal von Perinet mit solcher

erschreckenden Naturtreue geschildert worden. Daneben fehlt es diesen Stücken nicht an Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit und selbst ein gegen S. voreingenommener Zuschauer wie Varnhagen von Ense gab sich willig dem Reiz hin, den das Volksthümliche und Ursprüngliche darin auf ihn ausübte.

S. verdient eine monographische Behandlung. Das Material dazu wäre in Wien wohl aufzutreiben. Die Wiener Stadtbibliothek besitzt das Manuscript des Stückes Der Fleischhauer von Oedenburg, die Hofbibliothek Das abgebrannte Haus, Lustspiel in 1 Aufzuge; Vestas Feuer, eine große heroische Oper (Musik von Jos. Weigl). Die Theaterarchive von Wien und Brünn wären heranzuziehen. — Eine Liste seiner Libretti zusammengestellt von C. F. Pohl 1882 in Grove, Dictionary of Music. — Castelli, Memoiren meines Lebens I, 229 ff. — Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens II, 319. — Jahn, Mozart II, 379; IV, 560 bis 674, 731; dort auch die ausgedehnte Litteratur über die Zauberflöte; über eine ungarische Uebersetzung aus dem Jahr 1804, die bei Jahn fehlt, vgl. Annalen für den österreichischen Kaiserstaat 1803 II, 110. — Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 17 ff. — Goedeke, Grundriß II, 1071. — Wurzbach XXIX, 299 f.

August Sauer.

Schilcher: Franz Sales S., ursprünglich Forstmann, später Finanzmann, geboren 1766 in Pflugdorf (Oberbaiern), † am 20. Juli 1843 zu München. Er war Sohn eines Forstmeisters (Oberförsters), welcher Umstand ihn dem Forstfache zugeführt haben mag. Seine erste fachliche Verwendung fand er von 1790 ab auf der in München neu gegründeten Forstschule als Repetitor und zwar vorzugsweise beim praktischen Unterrichte. Nach Ablegung einer öffentlichen Prüfung gehörte er eine Zeit lang einer in Forstgeschäften niedergesetzten Commission an, vermaß aber nebenbei selbständig verschiedene Waldungen. 1792 bewilligte ihm der Kurfürst Max Joseph einen dreijährigen Reisekostenzuschuß von jährlich 600 Gulden „zum Studium der Organisation der Forsteinrichtungen und der Forstdirectionen", mit dessen Hilfe er bis 1794 viele Waldgebiete bereiste. Er besuchte Baden, die Rheinpfalz, Hessen, die Herzogthümer Eisenach und Weimar, den übrigen Thüringer Wald, die Grafschaften Hohenstein und Wernigerode, die Fürstenthümer Blankenburg, Halberstadt und Magdeburg, einen Theil von Braunschweig, Anhalt, die Kurmark (wo er in Berlin zugleich zwei Monate lang die Forstcollegien des Geheimraths Fr. A. L. v. Burgsdorf hörte) und endlich das Herzogthum Württemberg, wo er sich mit G. F. v. Jäger und D. Reitter befreundete. Nach seiner Zurückkunft functionirte er von 1795 ab als Forsttaxator der kurfürstl. Hofkammer zu München und wurde durch Decret vom 24. December desselben Jahres zum Forstcommissär im sog. Unterlande des Forstmeisterei-Amtes München ernannt, während in dem Oberlande dieselbe Function seinem Bruder Matthias S. übertragen wurde. Unter dem 23. April 1799 erfolgte seine Ernennung zum supernumerären Rath bei der „Forstdeputation der General-Landesdirection" zu München. Auf besonderen Antrag der General-Landesdirection zu Neuburg wurde er noch in demselben Jahre (durch Decret vom 26. November) in gleicher Eigenschaft dorthin beordert, um die Administration der Neuburgischen Waldungen zu regeln und zugleich die Leitung des Straßenwesens zu übernehmen. In allen diesen dienstlichen Stellungen bethätigte er, durch klaren Verstand, umfangreiches und vielseitiges Wissen, zumal im Finanzwesen, sowie durch einen höchst praktischen Sinn ausgezeichnet, so hervorragende Leistungen, daß sich seine Laufbahn zu einer immer glänzenderen gestaltete. Vom 15. October 1804 ab fungirte S. als Director der „Provinzialregie-Deputation" zu Würzburg und vom 27. April 1806 ab als Director und Etats-Mitcurator zu Bamberg. Inzwischen wiederholt zur Herstellung

und Berathung mehrerer Instructionen für verschiedene Verwaltungszweige, insbesondere auch im Steuer-Rectifikationswesen nach München berufen, wurde er am 1. October 1808 mit dem für die damalige Zeit sehr hohen Gehalte von 4400 fl. zum Geh. Finanzreferendär im Finanzministerium daselbst ernannt, in welcher Eigenschaft er die von ihm errichtete und sehr zweckmäßig eingerichtete Centralhauptbuchhaltung leitete. Durch Decret vom 19. März 1817 wurde er zunächst zum Vice-Präsidenten des Obersten Rechnungshofes ernannt, am 3. Mai desselben Jahres zum wirklichen Staatsrath im ordentlichen Dienste für die Section der Finanzen befördert und einen Tag später als zweiter Präsident des Obersten Rechnungshofes, unter Beibehaltung seiner seitherigen Verwendung im Finanzministerium, bestätigt. Ein königl. Decret vom 25. Jan. 1823 beförderte ihn schließlich zum ersten und einzigen Präsidenten des Obersten Rechnungshofes. Nach vielfachen früheren Ordens-Auszeichnungen erhielt er zu Neujahr 1838 das Großkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael und wurde auf sein Ansuchen am 9. April desselben Jahres der Stelle eines Staatsrathes im ordentlichen Dienste enthoben, dagegen zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt.

Obschon Schilcher's Thätigkeit als Verwaltungsbeamter mehr dem Finanzwesen, welches er meisterhaft beherrschte, zugewendet war, als dem Forstfache, ist er doch auch dem letzteren durch eine 1796 verfaßte Schrift „Ueber die zweckmäßigste Methode, den Ertrag der Waldungen zu bestimmen“ (mit 8 Tabellen) näher getreten. In diesem Werke vertrat er auf ganz neuer Grundlage und in ganz neuer Auffassung die damals zum Theil schon verlassene Methode der reinen Schlageintheilung. Das Charakteristische seines Verfahrens liegt darin, daß er durch eine geschickte Combination der Standorts- und Bestandesbonität die Nachtheile der reinen Schlageintheilung zu vermindern suchte. Seine Periodenflächen (Abtheilungen) sollen im Walde fest gelegt, nach Standortsgüten eingeschätzt und nach normalen Beständen auf ihre Ertragsfähigkeit berechnet werden. Die so gefundenen Massen werden aber nach der concreten Bestandesbonität reducirt, um den wirklichen Ertrag der Abtriebsfläche ausfindig zu machen. Der Quotient: Fläche eines jeden Hiebszuges durch die Anzahl der Jahre des Umtriebes ergiebt den Flächenetat, und durch dessen Multiplication mit dem mittleren Materialertrag der Classe erhält man den Hiebssatz der Masse nach. Die Erfüllung desselben soll dem Wirthschafter nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse überlassen bleiben. Zu diesem Behufe muß der Taxator das relative Ertragsverhältniß der einzelnen Abtheilungen sehr genau ermitteln. Der Betriebsplan war bei diesem Verfahren fast ganz in die Hände des Wirthschafters gelegt; in dieser großen Freiheit der Wirthschaft, bezw. den bedeutenden Anforderungen, welche die Ausführung an die Intelligenz der damals noch recht ungebildeten Forstbeamten stellte, liegt wohl der Hauptgrund, daß das Verfahren — ungeachtet seiner scharfsinnigen Grundlage — in der Praxis nirgends zur Geltung gelangt ist.

Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft. IV. 1. Heft, 1828, S. 130. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c. II. S. 346, Bemerkg. 1, S. 347, 348, und 397. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner &c. 1885, S. 315. — Privatmittheilung.

R. Heß.

Schilcher: Max August v. S., baierischer Staatsmann, geboren am 18. Mai 1794 zu Mindelheim, Sohn des pfalzbairischen Landesdirectionsraths Josef S., wandte sich der juristischen Laufbahn zu und trat nach beendigtem akademischem Studium in bairischen Staatsdienst. 1819 wurde er zum Kanzleiaccessisten bei der k. Regierung des Isarkreises ernannt, noch im nämlichen Jahre zum Actuar

und bald darauf zum Assessor bei dem Landgerichte Mühldorf befördert. Als Landrichter zu Berchtesgaden (1829) und Altötting (1831) erwarb er sich den Ruf eines tüchtigen Beamten durch gewissenhafte Rechtspflege sowie durch rührige Thätigkeit für Hebung des Schul- und Armenwesens und anderer Verwaltungszweige. In wichtigeren Wirkungskreis trat er durch seine Berufung zum Cabinetssecretär König Ludwig I. (1. December 1838). Wenn auch von maßgebender Einwirkung auf den selbstbewußten und selbstthätigen Monarchen nicht wohl die Rede sein kann, so fand doch S. in seiner Stellung vielfach Gelegenheit, bei allzu strengem Vorgehen seines königlichen Herren mildernden Einfluß geltend zu machen. Alle dienstlichen Anträge der Staatsministerien waren durch S. dem Könige zu unterbreiten, ebenso die Vorschläge der obersten Hofchargen, die Rechnungen der Hofstäbe u. a.; außerdem war über Zeitungs- und Theaterwesen ꝛc. zu referiren. S. genoß das Vertrauen des Königs in hohem Maße; dies trat insbesondere bei der Thronentsagung Ludwig's zu Tage. Durch S. wurden am 8. März 1848 die ersten Unterhandlungen mit Kronprinz Maximilian eingeleitet; der Brief Ludwig's an seinen Sohn enthielt die Worte: „Ich empfehle Dir S., er ist ein treuer Diener, ihm darfst Du unbedingt vertrauen!“ Der neue Monarch trug dieser Empfehlung bereitwillig Rechnung, indem er S. aufforderte, den wichtigen Vertrauensposten beizubehalten. S. übernahm damit in kritischer Zeit eine sehr schwierige Aufgabe. In liberalen Kreisen wurde verlangt, daß mit den volksfreundlichen Verheißungen des Königs Ernst gemacht werde; die sog. altbairische conservative Partei aber hielt jedes weitere Zugeständniß an den Liberalismus für unvereinbar mit Wesen und Pflichten der Monarchie. Hier wie dort war man geneigt, mißliebige Entschließungen des Regenten auf Einflüsse des Cabinetssecretariats zurückzuführen; die liberale Presse verurtheilte die ganze Einrichtung dieser zwischen dem Monarchen und den verantwortlichen Ministern stehenden unabhängigen Macht. Auf Vorschlag Schilcher's wurde mit Rücksicht auf die Erregtheit der öffentlichen Meinung die Auflösung des Cabinetssecretariats ausgesprochen (15. November 1848), dagegen verblieb S. als Ministerialrath und Chef der Cabinetskanzlei in unmittelbarem Dienst des Königs, sodaß das an den Constitutionalismus gemachte Zugeständniß factisch keine Veränderung zur Folge hatte. 1852 wurde S. zum Dank für „seine seit einer Reihe von Jahren und in den stürmischsten Zeiten dem Königshaus und dem Vaterland geleisteten, ersprießlichen Dienste“ zum Staatsrath in ordentlichem Dienste ernannt. Die Führung der Geschäfte der Cabinetskanzlei behielt er bis 1856 bei, sein Rath bestimmte den König zu den wichtigsten Entscheidungen, und die ihm aus allen Volkskreisen entgegengebrachte Hochachtung war der beste Beweis dafür, daß jenes Vorurtheil nicht mehr bestand, war der Dank für die Milde und Humanität, die S. sich in seinem umfassenden Wirkungskreise zur Pflicht machte. Der um Baiern hochverdiente Beamte starb zu München am 17. Februar 1872. —

Nekrolog in d. Beilage z. Allgem. Zeitung, Jhgg. 1872, No. 117. — Personalacten im Kreisarchiv München.

Heigel.

Schild: Christian August Wilhelm S., Mitbegründer des Gustav-Adolf-Vereins, geboren am 22. Juli 1777 zu Frankenhausen, † am 7. Juni 1838 in Leipzig. Sein Vater war der Kammerrath Schild. Nach Absolvirung des Lyceums seiner Vaterstadt trat S. seine Lehrzeit in Hannover bei Benecke & Sohn an und begab sich dann nach Chemnitz, wo er seine zukünftige Gattin, Charlotte Sturz, kennen lernte. Von Leipzig aus machte er 1807 im Auftrage der Cöler'schen Engros-Wollhandlung Reisen nach London, Kopenhagen und Stockholm. 1811 begründete er sich in seiner Vaterstadt ein selbständiges Heim. Seit 1825

wohnte er dauernd in Leipzig. Als 1832 das dankbare protestantische Deutschland zur zweiten Säcularfeier von Gustav Adolf's Tode dem großen Könige ein Denkmal errichten wollte, brachte S. eine nach englischem Muster zu veranstaltende sog. Sechser-Sammlung in Anregung. Die Idee wurde unter hervorragender Mitwirkung des Stadtrathsmitgliedes Lampe bald und kräftig verwirklicht und hatte so großen Erfolg, daß man nicht nur die Kosten des Denkmals bestreiten, sondern auch einen Fonds bilden konnte, der, nach Angabe des von hoher Begeisterung für das Gedeihen der evangelischen Kirche erfüllten Domherrn Dr. Großmann in Leipzig, durch Zinsen und neue Sammlungen verstärkt, armen protestantischen Gemeinden in der Diaspora die nöthigen Mittel zur Erbauung und Erhaltung von Kirchen und Schulen und Bestellung ihrer Diener bieten sollte. Diesem mit großem Beifall aufgenommenen Vorschlage folgte dann die Begründung der Gustav-Adolf-Stiftung. Die Thatsache, daß Großmann und Zimmermann auf Schild's Schulter standen, ist von diesen stets betont worden. Sein Gedächtniß bleibe in Ehren!

Vgl. Beobachter an der Saale ... Nr. 8, 1859. Rudolstadt, Fürstl. Hofbuchhandlung.

Schönau.

Schild: Johann Matthias S., Maler, geboren am 23. October 1701 zu Düsseldorf, † am 28. November 1775 zu Bonn. Der Kurfürst Clemens August, ein großer Jagdfreund, ernannte ihn zum Hofmaler, schätzte ihn sehr und nahm eine Menge seiner Bilder, Wildprett- und Geflügelstücke, in die kurfürstlichen Schlösser auf. Der 1762 erschienene Katalog über die zum Verkauf bestimmten Gemälde aus dem Nachlaß des Kurfürsten (715 Nummern) verzeichnet vieles von S. Unter dem nachfolgenden Kurfürsten Max Friedrich behielt er seine Stellung am Bonner Hofe. Er hat sich auch mit Bildnißmalen beschäftigt. — Seine Tochter Maria Helena Florentia, geboren zu Bonn am 3. Mai 1745, † daselbst am 17. April 1827, erlernte die Malerei zuerst bei ihrem Vater, dann brachte sie, unter der Protection des Kurfürsten, 7 Jahre auf der Düsseldorfer Akademie zu und eignete sich eine große Gewandtheit im Copiren der alten Meister an, wobei sie mit Aufträgen überhäuft wurde. Nach Bonn zurückgekehrt, wurde sie als Hofmalerin der beiden letzten Kurfürsten Max Friedrich und Max Franz angestellt. Bis ins hohe Alter blieb sie der Historienmalerei getreu und hat für viele Kirchen in der Nähe und Ferne Altarbilder geliefert.

J. J. M.

Schildt: Melchior S., vielleicht der Sohn des in Hannover angestellten Anton S., der um 1596 bei einer Prüfung des Orgelwerkes in Gröningen erwähnt wird. Die Nachrichten über beide Schildt's sind sehr spärlich. Von Melchior weiß man, daß er ein Schüler des Amsterdamer Orgelmeisters Sweelinck war, Anstellung an der Jacobs- und Georgenkirche in Hannover fand und im J. 1668 daselbst gestorben sein soll. Sein Ruf als Orgelspieler war so bedeutend, daß man sich die wunderbarsten Dinge von der Wirkung seines Vortrages erzählte. Fürsten und Städte beeiferten sich ihn mit Ehren und Belohnungen zu überhäufen, so daß er, wie Walther in seinem Lexikon berichtet, 12000 Rthlr. hinterlassen habe und dabei noch einige Stipendien gestiftet. Von seinen Compositionen scheint nichts im Druck erschienen zu sein, da in den damaligen schlechten Zeiten der Unternehmungsgeist ganz darnieder lag; wer daher, wie J. H. Schein, seine Werke nicht auf eigene Kosten herausgab und vertrieb, der verzichtete auf eine weitere Bekanntmachung seiner Arbeiten und hatte allein seine Freude am Schaffen. Wir besitzen daher von S. nur einige wenige Orgelcompositionen und eine Motette oder Cantate auf den Text: „Ach mein hertzliebstes Jesulein", zu 4 Stimmen mit Bassus continuus, gez. mit 1657, die

sich auf der Universitäts-Bibliothek in Upsala befindet. Orgelstücke dagegen befinden sich zwei in einem Manuscript der Stadtbibliothek in Lüneburg, 2 andere, Choralbearbeitungen über: „Christ, der du bist der helle Tag", und „O Vater, allmächtiger Gott", in der Gerber'schen Sammlung, jetzt Bibliothek der Musikfreunde in Wien. Zwei Orgel- oder Clavier-Compositionen, die sich in einem Manuscript in Kopenhagen befinden und im 20. Bde. der Monatsh. f. Musikgesch. abgedruckt sind, bieten uns bis jetzt die einzige Gelegenheit, über S. ein Urtheil zu erlangen. Der erste Satz besteht aus Variationen über das deutsche Lied: „Gleich wie das Feuer". Hiermit macht er sich gleich kenntlich als ein Schüler Sweelinck's, denn vor ihm war diese Form nicht bekannt und seine Schüler, soweit wir ihre Werke kennen, haben stets diese Form mit Vorliebe benutzt. Auch der zweite Satz, eine Paduana Lagrime hat Variationenform, wenn sie auch äußerlich wenig kenntlich ist. Beide Sätze zeigen uns S. als einen bedeutenden Componisten, der die kleine Form mit Geschick behandelt und mit hübschen Einfällen auszuschmücken versteht. Seine Harmonie ist meist gefällig und die eingestreuten Verzierungen und Passagen gewinnen durch die Nachahmung in anderen Stimmen an Bedeutung. Seine musikalische Ausdrucksweise ist größtentheils so gewandt, daß man oft ganz vergißt eine Composition des 17. Jahrhunderts vor sich zu haben. Leider fehlt uns bis jetzt noch die Kenntniß der Choralbearbeitungen und der erwähnten Motette, um den ganzen Mann kennen zu lernen, aber das Wenige, was uns geboten wird, ist so anziehend, daß man ihn unter die bedeutendsten Meister seiner Zeit rechnen kann.

Rob. Eitner.

Schildener: Karl S., Rechtsgelehrter und Kunstforscher, am 26. August 1777 zu Greifswald geboren und † am 28. December 1843 ebendaselbst, besuchte seit 1783 das Gymnasium und seit Ostern 1793 die Universität seiner Vaterstadt; für seine geistige Bildung wurden zwei Lehrer der letzteren von Bedeutung: Gottfried Quistorp, welcher durch seinen gediegenen und sinnvollen Zeichenunterricht die Liebe zur Kunst in ihm anregte, und der Jurist Emanuel Friedrich Hagemeister, dessen strengsittlicher Charakter und geistvoller Vortrag ihn bewog, sich dem Fach der Jurisprudenz zu widmen. Zu Jena, woselbst er von Ostern 1796 ab seine rechtswissenschaftlichen Studien unter Eckart, Schnaubert und Hufeland fortsetzte, übte die mächtige Persönlichkeit Fichte's einen tiefergreifenden Einfluß auf ihn. Die philosophische Durchbildung, welche S. durch ihn erhielt, gab, im Verein mit dem schon früh geweckten religiösen Sinn und Schönheitsgefühl, seinem Leben einen eigenartigen Charakter, der Freunde wie Fremde mächtig anzog und ergriff. Während seines Aufenthalts in Jena und auf den von dort unternommenen Reisen gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Deutschland unter dem Einfluß der französischen Revolution einem gewaltsamen Umschwung seiner Verfassung und seiner Rechtsverhältnisse entgegengehe. Im J. 1798 zum Doctor promovirt, unternahm er, um jener Entwicklung auch persönlich näher zu treten, eine Wanderfahrt in die Schweiz, wurde jedoch durch die immer heftiger ausbrechenden Kriegsunruhen zur Rückkehr genöthigt und hielt sich nun bis Ostern 1800 in Göttingen auf. Hier hörte er bei Sartorius Politik, bei Blumenbach Physiologie und vergleichende Anatomie, bei Jordan Geologie, bei Lichtenberg Physik und besuchte auch Heyne's Vorlesungen über Archäologie. Zugleich benutzte er mit großem Eifer die Schätze der Bibliothek und studirte die Werke von Montesquieu, de Solme und Adam Smith, welche seinen Anschauungskreis wesentlich erweiterten. Gelegentlich besuchte er den Oberharz, ging sodann im Sommer 1800 nach Dresden und lernte hier, nachdem sein durch Quistorp's Unterricht geweckter Kunstsinn durch Heyne's archäologische Vorträge eine classische Schulung erlangt hatte, an sich selber

kennen, welchen Einfluß vollendete Kunstwerke auf ein empfängliches Gemüth ausüben. Nach Greifswald zurückgekehrt, empfand er den in Dresden gewonnenen Kunsteindrücken gegenüber das lebhafte Verlangen, sich mit den nordischen Rechtsverhältnissen zu beschäftigen und unternahm, um diesem Bestreben zu genügen, im Herbst 1800 eine Reise über Stockholm nach Upsala, woselbst er ein Jahr lang das geltende schwedische Recht studirte, ohne jedoch vorher einen Blick in die früheren Rechtsquellen, namentlich in die alten Provinzial- und Volksrechte thun zu können. Diese Erweiterung und Vertiefung seiner Studien indeß gelang ihm im weiteren Verlauf seiner Reise. Angezogen von dem nationalen Charakter der Schweden durchwanderte er die nördlichen Provinzen, welche mit dem gemeinsamen Namen Norland bezeichnet werden, und hier sollte er den ersten Anlaß zu derjenigen Wirksamkeit finden, welche ihm selbst später als die bedeutendste seines Lebens erschien. Dort, inmitten einer grandiosen, aber einförmigen Natur fand er die Menschen in ihrer Gestaltung mächtiger, ihre geistigen Anlagen sicherer, ihre Sitten einfacher und reiner, fand er ein Natur- und Volksleben in seiner vollen Ursprünglichkeit. Als er dann an der Grenze von Dalekarlien durch längeren Umgang mit dem Volke dessen Rechtsgewöhnungen und Sitten aus eigener Anschauung kennen gelernt, kehrte er im Herbst 1801 nach Greifswald mit dem bestimmten Vorsatze heim, das Studium der alten Volksrechte der Scandinavier zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Zunächst als Adjunct in der juristischen Facultät habilitirt, las er über schwedisches und deutsches Recht und gewann bald einen solchen Ruf, daß ihn nach der Auflösung des Deutschen Reiches im J. 1806 König Gustav IV. Adolf, als er die schwedische Verfassung und Verwaltung in Vorpommern einzuführen beabsichtigte, nicht nur beauftragte, mehrere Teile der schwedischen Gesetzgebung ins Deutsche zu übertragen, sondern ihn auch zum Mitgliede der Commission in Lund ernannte, welche berufen war, die neuen königlichen Verordnungen in einem besonderen Gesetzbuche zusammenzufassen. Durch den unglücklichen Ausgang des Krieges zwischen Schweden und Frankreich kam der Plan der Einführung dieser Verfassung in Pommern zu keinem Resultat. Desto wichtiger aber wurde Schildener's zweiter Aufenthalt in Schweden für seine wissenschaftliche Ausbildung, indem er zu Upsala mit Hülfe seines Freundes Holbergson seine Kenntniß der alten Rechtsbücher so erweiterte, daß er an eine kritische Bearbeitung derselben denken durfte. Nach seiner Rückkehr begann er die Bearbeitung des alten Rechtsbuches der Insel Gothland und wurde in Anerkennung seiner Verdienste von der schwedischen Regierung 1810 zum außerordentlichen, 1814 zum ordentlichen Professor der Jurisprudenz ernannt. Nach dem Uebergang Neuvorpommerns an die Krone Preußen fand er bei der neuen Regierung nicht minder Anerkennung; seine Bearbeitung des altgothländischen Rechtsbuches, Guta Lagh, wurde auf öffentliche Kosten gedruckt und dem Verfasser die Stelle des ersten Bibliothekars an der Universität Greifswald übertragen. Seitdem widmete er sich ununterbrochen als Lehrer dem deutschen Recht, Staats- und Privatrecht, hielt daneben Vorträge über altgermanische Rechtsquellen, insonderheit über das gothländische Rechtsbuch und entfaltete eine reiche litterarische Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten. Als die Grundrichtung seines wissenschaftlichen Strebens aber bezeichnet S. selbst die Tendenz, dem deutschen Rechte eine nationale Richtung zu geben und zu diesem Behufe namentlich die altgermanischen Volksrechte auf ihre religiösen Grundlagen zurückzuführen. Der Gesammtheit seines geistigen Lebens und Wesens nach war er ein Zögling jenes Zeitalters, dem Schiller und Goethe für alle Nacheifernden die Signatur verliehen. Auch er erstrebte über den engeren Kreis des Gelehrtenberufs hinaus Universalität der Entwicklung und neben der Wissenschaft pflegte er Kunst und Poesie; mit vollendeter Meister-

schaft trug er im häuslichen und befreundeten Kreise poetische Schöpfungen vor. Für eingehende Kunststudien bot ihm eine sehr ansehnliche und wertvolle Sammlung von Oelgemälden, Kupferstichen und anderen Kunstwerken reichliche Nahrung. Durch solche Bestrebungen, welche aus der Vielseitigkeit seiner Bildung und der Empfänglichkeit für alle Zweige der Cultur und Kunst hervorgingen, erwarb er sich ein besonderes Verdienst um seine engere Heimat. In diesem Sinne wurden sein Haus, seine große Bibliothek, seine Kunstsammlungen für seine Zeit ein Mittelpunkt geistigen Lebens. Auch gab er die Anregung zur Stiftung der rügisch-pommerschen Abtheilung des Kunstvereins und zur Greifswalder akademischen Zeitschrift von 1822—1833, in welcher Bd. II, Heft 1—3 die Nachrichten über pommersche Kunst und seine eigenen Sammlungen unter Aufstellung höherer künstlerischer Grundsätze mitgetheilt und seine warme Heimathsliebe in dem Aufsatz über die Universität Greifswald, Bd. I, Heft I S. 3—21 ausgesprochen sind. — Feinsinn für das Schöne und ein warmes Herz für das Edle nennt sein vertrauter Freund E. M. Arndt Grundzüge seines Wesens. Seine schriftstellerische Thätigkeit war seinen vielseitigen Bestrebungen entsprechend eine mannigfache. Aus der Pflege seiner Berufswissenschaft gingen hervor: „Versuche über die Grundsätze der Civilgesetzgebung“ (1804). — „Ueber die schwedische Verfassung bei Gelegenheit der letzten Regierungsreform vom 6. Juni 1809“ (1811). — „Considérations sur la politique du gouvernement danois“ (1813). — „Bemerkungen zu Jakob Grimm's Abhandlungen, betitelt: „Litteratur der altnordischen Gesetze“ (1818). — Guta Lagh, d. i. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, übersetzt mit Anmerkungen“ (1818). — „Beyträge zur Kenntniß des germanischen Rechts“ (1822). — „Ueber die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. Nach deutschen und skandinavischen Rechtsquellen“ (1833). — „Das Gottesbewußtsein im Volksrechte der Germanen nebst einigen Betrachtungen verwandter Art über die neuere Zeit“ (1839). — „Zwei kleine Aufsätze über Gegenstände des altgermanischen Rechts“ (1841). — „Die Religion im Rechte, eine Vorlesung.“ — Um den Sinn für das Oeffentliche anzuregen, gab er „Einige Ideen über ständische Volksvertretung in Neuvorpommern und Rügen“ (1818), sowie „Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit“ (1833) heraus. Seinem regen und feinen Kunstsinn verdanken wir folgende Schriften: „Ueber die Beschäftigung mit Denkmalen unserer Vorzeit“ (1816) und „Anordnung des Vorrats von Kunstwerken, die sich in meinem Besitze oder nächstem Bereiche, insonderheit an öffentlichen Orten der Stadt finden, um sie in geschichtlicher Folge vorzuzeigen oder darauf hinzuweisen“ (1833), eine Schrift, welche Kugler im Museum 1839, No. 1 und in seinen gesammelten kleinen Schriften III, 42, mit großer Anerkennung beurteilt. Obwohl er sich bei zunehmendem Lebensalter immer mehr von der Außenwelt abschloß und ein fast einsiedlerisches Dasein führte, erstarkte dennoch sein kirchlicher wie bürgerlicher Gemeinsinn, und er bethätigte sein reges Interesse für Volkssitte und Volkspoesie auch durch Sammlung und Herausgabe von Liedern des Webers Jacob Drews, Schulzen zu Gristow unweit Greifswald (1834) und „Des Bauern Jacob Harder zu Gramtitz auf Wittow Versuch, seine Lebensbegebenheiten aufzuschreiben“ (1830). Seine Vorliebe für das Schwedische gab Anlaß zur Herausgabe der „Lebensbeschreibung des schwedischen Bauern und Malers Hörberg“ (1819). — In den Jahren 1822—1833 war er schließlich als Herausgeber betheiligt an der „Greifswaldischen akademischen Zeitschrift“, zwei Bände, 1822 bis 1833.

Sein dritter Sohn Hermann, geboren am 9. Februar 1817 zu Greifswald, † am 2. December 1860 ebendaselbst, offenbarte von Jugend auf glänzende Geistesgaben, und durch eigene Strebsamkeit, sowie durch den Einfluß des hoch-

gebildeten und allseitig anregenden Elternhauses entwickelten sich dieselben schnell. Privatim vorbereitet, besuchte er das Greifswalder Gymnasium, auf dem Theodor Parow's Lehre und Vorbildung von nachhaltigster Bedeutung für ihn ward, förderte sich nebenher autodidaktisch und bestand zu Michaelis 1839 die Abiturientenprüfung. Seine akademischen Studien absolvirte er sodann in Philosophie, Philologie und anderen Wissenschaften zu Greifswald und Berlin und bereitete sich später für den akademischen Lehrberuf vor, so sehr auch Kränklichkeit ihn daran hinderte. Im J. 1852 habilitirte er sich an der heimathlichen Universität und fand durch seinen geistig anregenden wie tief speculativen Vortrag wachsende Anerkennung, so daß er 7 Jahre später zum außerordentlichen Professor der Philosophie befördert wurde. Inzwischen hatte sich jedoch sein andauerndes Siechthum immer bedrohlicher zu einer Brustkrankheit entwickelt, von der er vergebens durch mehrmaligen Aufenthalt in Lippspringe Heilung suchte. — Zwei Abhandlungen über den „Griechischen Artikel" im Archiv für Philologie XVII, Heft 1, S. 101—126, und über „die Sophisten", ebendaselbst XVII, Heft 3, S. 469—480, sowie das tiefsinnige Werk: „Der Prozeß der Weltgeschichte als Grundlage der Metaphysik oder Wissen des Wissens ist Wissen der Geschichte" (1854), über welches sich eine scharfe Polemik mit dem jüngeren Fichte in Noack's Zeitschrift für Philosophie entspann, bilden, von Manuscripten abgesehen, seine schriftstellerische Hinterlassenschaft.

Umriß meines Lebens, für das Konversationslexikon entworfen von K. Schildener. Leipzig 1840. — Einiges aus meinem Leben, zum Verständniß und Abschied. Handschriftlich für meine Freunde. Greifswald 1838. — Kleine Folge von Briefen zwischen Dr. Karl Schildener und Dr. Theodor Schwarz, Pastor zu Wieck auf der Insel Rügen, herausgegeben von einem beiderseitigen Freunde. Hamburg 1844. — E. M. Arndt's Brief vom 17. September 1858 an Professor Pyl. — Pyl, pommersche Geschichtsdenkmäler IV, 3. Greifswald 1874. — Biederstedt, Nachrichten von pommerschen Schriftstellern S. 120. 1822. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, 312. — Konversationslexikon der Gegenwart, S. 854 ff. Leipzig, Brockhaus, 1840.

Häckermann.

Schilder: S. v. Babinberg ist die mehrfach irrthümlich angewendete Bezeichnung des Meisters Johann, Schilder (d. h. Maler) von Babinberg (d. h. Bamberg), Bürgers zu Oppenheim. Unter letzterem Namen ist er uns durch eine von ihm selbst im J. 1382 am ersten Sonntag nach Frohnleichnam (8. Juni) ausgestellte Urkunde (vgl. Böhmer: Cod. dipl. Moenofr. S. 759 u. Barth. Stift-Bücher Ser. I Nr. 22b. fol. 43) als der Künstler bekannt, welcher für den Hochaltar des Chores im Dome zu Frankfurt a. M. die Gemälde auf Holztafeln ausgeführt hat. Dieser Dom erhielt seine jetzige Gestalt durch Vergrößerung der schon 1293 vollendeten und dem „Erlöser unserm Herrn Jesus Christus und dem heiligen Bartholomäus" geweihten Salvatorkirche. Im J. 1315 wurde diese Umgestaltung begonnen; schon 1349, am 13. April, konnte der Hochaltar in dem neuen Chore zu Ehren des heiligen Bartholomäus geweiht werden, dessen Namen die Kirche auch fortan führte. (Vgl. Lersner T. II Lib. II S. 169.) Aber weder der Altarschrein noch dessen Gemälde sind uns erhalten. Von beiden besitzen wir jedoch Abbildungen, wenn auch sehr ungenügende, in den Kupferstichen des Krönungsdiariums von Kaiser Mathias (1612). Dieser Altarschrein mit zwei Eckthürmchen, auf welchen die Statuen des heiligen Bartholomäus und Karls des Großen mit dem Modell der Kirche stehen, und einer höheren thurmartigen Spitze in der Mitte ist durchaus in dem Rundbogenstyl gehalten und man erkennt daran, daß er aus dem alten Chor in den neuen herübergenommen

worden ist; man wollte denselben offenbar nicht aufgeben, aber man ließ ihn mit neuen Gemälden durch den damals ohne Zweifel hochgeschätzten Meister Johann von Bamberg schmücken. (Vgl. Lersner T. II Lib. II S. 168, woselbst bestätigt wird, daß dieser alte Altar über 400 Jahre gestanden hat. Lersner T. I Lib. II S. 105 macht doppelte Verwechslung, indem er einen Johann Schildknecht als Stifter jener Gemälde angibt.)

Aus den Abbildungen erkennt man deutlich, daß diese Arbeit zusammengesetzt war aus einem Hauptmittelbild und je zwei Flügeln rechts und links, welche zugeklappt das Hauptbild bedeckten. Das letztere stellte Christus als Weltrichter mit erhobenen Armen, thronend auf Wolken dar, aus welchen sich Strahlen hinab nach dem untern Theile des Bildes hin senken. Zu dem Erlöser aufblickend knieen rechts und links auf der Basis des Bildes je zwei Männerfiguren, Apostel oder Heilige, deren Persönlichkeiten nicht zu bestimmen sind. Die zunächst an das Hauptbild anstoßenden Flügel enthalten ein jeder eine knieende Männerfigur, während die beiden äußeren Flügel je eine knieende Frauenfigur zeigen, von welchen die zur Linken die Hände wie jammernd über dem Haupt zusammenschlägt, während jene zur Rechten anbetet. Sowohl die Wolken als auch die Lichtstrahlen des Mittelbildes ziehen sich in die oberen Theile der Seitenflügel hinein. Keinerlei Angabe von landschaftlichem Hintergrunde ist vorhanden und es ist daher anzunehmen, daß, entsprechend der Sitte der Zeit, alle diese Figuren auf Goldgrund gemalt, die Strahlen aber in Relief ausgeführt waren, wofür auch die selbst in der Abbildung noch erkennbaren, knopfartigen Enden derselben sprechen. Der Zeichner des Diariums hat die Figuren nur ungefähr in der ihm angewöhnten Zeichnungsweise seiner Zeit wiedergegeben, ohne genaue Beibehaltung des alten Stiles; letzterer hätte verlangt, daß um die Figur Christi herum die Mandorla angegeben und seine ganze Bewegung ruhiger, strenger gehalten sei.

In der erwähnten Urkunde quittirt Meister Johann, „das die ersamen herren des stiftes zu Ste. Bartholome zu Frankfurt mir fruntlichin und wol beczalt hant die dafeln die sie vor zyden umb mich gekaufft hant, mit namen für acht hundirt gulden, und gaben mir zu liepnieße acht gulden vor eyn par cleider“. Auch verspricht er für sich und seine Erben, weder an die damaligen Stiftsherren noch an ihre Nachfolger irgend weitere Forderungen zu stellen. Den Ritter Johann Kemmerer, „den man nennet von Talburg“, hat er mitzuunterschreiben gebeten. Ziehen wir in Betracht, daß diese Tafeln mit der für die damalige Zeit sehr beträchtlichen Summe von 808 Gulden bezahlt wurden und doch nur eine sehr mäßige Anzahl von Figuren enthielten, so dürfen wir darin eine sehr große Schätzung des Meisters Johann erkennen und müssen es bedauern, das einzige seiner beurkundeten Werke verloren zu haben. Nach seinem Geburtsort Bamberg zu urtheilen, muß er wohl der fränkischen Schule angehört haben, während im folgenden Jahrhundert ein der kölnischen Schule angehöriger Meister zur Ausschmückung des Chores mit Wandmalereien herangezogen wurde. Das Altarwerk mit den Gemälden Meister Johann's mußte im Jahre 1663 einem neuen im Geschmacke der damaligen Zeit weichen, welches mit der Copie einer Himmelfahrt Mariä von Rubens geschmückt wurde und zwar im Einklang mit der nunmehrigen Weihung des Altares zu Ehren der Jungfrau Maria.

Otto Donner v. Richter.

Schildis: Hermannus de S. (Scildis, Schilditz). Ueber diesen Schriftsteller besitzen wir zunächst die sichere Kunde aus der Dedication des Introductorium, daß er aus „Scildan“ stammte und Augustinereremit war. Nach einigen Notizen war er Westfale, vielleicht aus Schildesche bei Bielefeld, und starb im Kloster zu Würzburg am 8. Juli 1357. In den Ausgaben und bei Trithemius ist der Name geschrieben wie oben. Schriften: „Speculum sacerdotum“. Acht Aus-

gaben bis 1481 (bei Hain Nr. 14516 sqq.). Ein Handbuch, daher auch sp. manuale genannt, für den Klerus über die Verwaltung der „drei Hauptsacramente“, der Taufe, Eucharistie und Buße. Die zahlreichen Incunabelausgaben bezeugen den starken Gebrauch am Ende des 15. Jahrhunderts. — „Introductorium pro studio iuris canonici“, in verschiedenen Bibliotheken handschriftlich erhalten (Prag, Univ.-Bibl. B. 3 E. 8.), gewidmet dem Propst Engelbert von Bonn, Köln und Lüttich, Sohn des Grafen E. von der Mark, also vor 1345 geschrieben, da Engelbert in diesem Jahre zum Bischof von Lüttich ernannt und 1364 als Engelbert III. Erzbischof von Köln wurde. — „Summa versificata“ (Prag, Univ.-Bibl. G. 48 fol. 142 sqq.). — „Tractatus contra haereticos negantes immunitatem et iurisdictionem ecclesiasticam“. — „Tabula seu summa de poenitentia“ in Cod. Palat. Vat. 714, nach der später zugesetzten Einleitung dem Bischof von Münster, Ludwig von Hessen (1310—1357) gesandt.

Trithemius, Scriptores I. 318. — Fabricius, Bibl. III, 224 sq. — Ossinger, Bibl. Augustin. S. 812 sqq. — Meibom II, 159. — Finke in Zeitschr. f. vaterl. Alterthumskunde, Bd. 45, 124 ff. v. Schulte.

Schildo: Eustachius S., Moralist des 16. Jahrhunderts, lutherischer Cantor zu Kirchhain in der Niederlausitz, später zu Luckau ansässig, von wo er am Martinstage 1557 die Vorrede seines „Spielteufels“ datirt. Dieser mehrfach aufgelegte Prosatractat, der 1569 in das Theatrum diabolorum aufgenommen wurde, gehört durchaus in den Rahmen der damaligen Teufellitteratur hinein: in breiter Predigt, deren Sprache deutlichen Einfluß Luther's zeigt, wird ausgeführt, wie der Spielteufel eine ganze Legion anderer Teufel, sogar den Mordteufel, im Gefolge habe, wie der Spieler alle zehn heiligen Gebote durch sein Laster übertrete, wie schon die vier Farben der Karten den Verständigen warnen müßten. Origineller klingt die Einleitung: die Schrift beginnt mit einem Ausschreiben der Spitzbuben, Dopler und aller Spielbrüder, in dem sie im Namen ihres Abgotts, des Spielteufels, zum Eintritt in ihre Brüderschaft einladen, ihre guten Werke und ihres Gottes Ablaß rühmen, alles natürlich ironisch. Aber diese Einkleidung ist nicht Schildo's Eigenthum. Ihn regte zu ihr, wie zu seiner ganzen Arbeit, sichtlich die 1556 erschienene 2. Auflage von Math. Friedrich's Saufteufel an, wie zahlreiche Anklänge beweisen: leugnete Friedrich, daß Saufen besser sei als Spielen, so kehrt S. den Spieß um, und beide citiren als abschreckendes Beispiel zwiespältiger Ehe die Strophe „wehre, wehre, Else, wehre“. Friedrich aber hatte in jene 2. Auflage ein älteres Schriftchen Joh. v. Schwarzenberg's aufgenommen, das einen instruirenden, zum Zechen ermunternden Sendbrief des Satans und seiner Stände an die Zutrinker und ein Edict Maximilian's gegen das Zutrinken enthielt: daher bei S. jenes Ausschreiben der Spieler, daher sein Wunsch, daß die Obrigkeit auch gegen das Spiel einschreite.

Roethe.

Schilgen: Philipp (Anton) S., Historienmaler, geb. 1792 zu Osnabrück, war in der Jugend auf verschiedene Weise abgehalten, seiner Neigung zur Kunst zu folgen, hatte auch Oekonomie betrieben, bis er im November 1823 auf die Düsseldorfer Akademie kam, angezogen vom Rufe des Director Cornelius. Dieser nahm ihn auch 1825 nebst den anderen Schülern mit nach München und ließ sich von ihm bei den Glyptotheken-Fresken helfen. Dann malte S. ein Paar allegorische Figuren in den meist wenig bemerkten Bogenbildern der Arkaden und (mit Philipp Foltz) jene Freske, welche den die Primogenitur stiftenden Herzog Albrecht IV vorstellt (vgl. Nr. 88 Stuttgarter Kunstblatt 1829). Ende 1829 ging S. nach Italien, wo er, eine Art „Wilhelm Meister“, mit verschiedenen Arbeiten und Studien beschäftigt, bis 1832 verblieb. Zurückgekehrt nach München,

malte S. vierundzwanzig Bilder im Audienzzimmer der königlichen Residenz und zwar nach den von Ludwig Schwanthaler gemachten Compositionen. „Diese damals sehr beliebten Verkoppelungen zweier Künstler hatten gewöhnlich die Folge, daß das Kunstwerk wohl die Schwächen beider, aber keine ihrer Tugenden mehr zeigte, daß es der ersten, eine Individualität auszusprechen, nothwendig entbehrte.“ An diese Gemälde reihten sich dann auch Bildnisse und mehrere historische und andere Darstellungen in Oel, sowie zahlreiche Compositionen in Zeichnungen. Auch treffliche Landschaften soll S. gemalt haben, welcher indessen München wieder verließ und in seine Heimath zurückkehrte, wo er wahrscheinlich 1857 (keine der uns zugänglichen Quellen verzeichnet ein genaueres Datum) starb.

Vgl. Schaden, Artistisches München, 1836. S. 134. — Nagler 1845, XV, 231. — Pecht, Münchener Kunst im XIX. Jahrh. 1888. S. 103.

Hyac. Holland.

Schilher: Jörg S. (auch Schiller, in der Tradition der Meistersänger Heinz Schüller; der Name bedeutet „Schieler“), Meistersänger des 15. Jahrhunderts, der jedesfalls schon vor 1476 gedichtet haben muß. In der meistersängerischen Terminologie rangirt er unter den „alten Nachmeistern“, den Epigonen der 12 alten Meister. Ueber sein Leben ist nichts bekannt; sein Respect vor dem Adel mag darauf hindeuten, daß er ein Fahrender war; die Sprache seiner Gedichte weist ihn ins östliche Schwaben. Die unglückselige, von Frauenlob eingeführte Mode des Meistergesangs jener Tage, über göttliche Mysterien in unverständlichen Phrasen zu orakeln, machte S. nicht mit; er gesteht, daß er die 7 Künste nicht kennt und schlägt volksthümlichere Töne an. Sein Lieblingsstoff ist die Satire auf alle Stände, in die auch seine geistlichen Lieder gern einlenken: er schont nicht den habgierigen Klerus, die unkeuschen Mönche, die Nachts wie Fledermäuse auf der Straße schwärmen, die betrügerischen Kaufleute, die leichtfertigen Frauen und Mädchen, die Schwörer und Feiertagsschänder; der Bauer, der den Adel im Kleiderprunk nachzuahmen sucht — eine namentlich in Oesterreich alte Klage —, ist ihm der Esel in der Löwenhaut. Seine Bare wurden handschriftlich und bald auch in gedruckten Flugblättern viel verbreitet. Von seinen Tönen wurde am meisten benutzt der vierzehnreimige Hofton; seltener die Maienweise, benannt nach seinen Frühlingseingängen, und der süße Ton; auch ein sanfter Ton, eine Thronweise, ein Reihen und ein überkünstelter Barat sind unter seinem Namen bezeugt. Als sicher echt dürfen nur die Gedichte gelten, in deren letzter Zeile er sich selbst nennt; schon sehr früh wurde in seinen Tönen auch von andern gedichtet.

Die wichtigsten Quellen sind die Heidelberger Handschriften Nr. 392 und 109; alte Einzeldrucke namentlich in dem Erlanger Mischband Incun. 1446 a. Neu gedruckt sind Dichtungen Schilher's in Phil. Wackernagel's Deutschem Kirchenlied 2, 840 fgg. und in Görres' Altdeutschen Volks- und Meisterliedern S. 259. Das Lied No. 28 im Liederbuch der Hätzlerin gilt meist als Schilher's Werk, ist aber wohl eher von Mich. Müller (A. D. B. XXII, 653).

Roethe.

Schill: Ferdinand Baptista v. S., preußischer Parteigänger, geboren am 6. Januar 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden. Der Vater, Johann George, seit 1780 in Ober- und Nieder-Sodow, Kr. Lublinitz, ansässig, hatte im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen gefochten. Die Mutter war früh gestorben. S. trat, nach seinen Breslauer Schuljahren, bei den braunen Husaren ein, aber kurz darauf zu den Ansbach-Baireuthschen Dragonern (Graf Kalckreuth in Pasewalk) über. In Naugard und Gartz a. O. hat er nachweislich gestanden. Militärische Talente verrieth er im Frieden nicht. Als Secondlieutenant zog er 1806 in den Krieg, wurde bei Jena verwundet und rettete sich über Magde-

burg und Stettin bis nach Kolberg, wo er sich bei dem Commandanten von Lucadou bald gesund meldete. Auf seinen Wunsch gestattete ihm dieser, mit wenigen Leuten Streifzüge in der Umgebung zu unternehmen. Die Verbindungen des auf Kolberg oder Danzig ziehenden Feindes zu unterbrechen, preußische Kassen- und Magazinbestände aufzubringen, kleinere französische Commandos zu überfallen und aufzuheben war sein geschickt betriebenes Tagewerk. Der Ueberfall von Gülzow am 7. December 1806 verschaffte ihm den Verdienstorden. Eine Cabinetsordre vom 12. Januar 1807 ermächtigte ihn zur Errichtung und Führung eines Freicorps aus Ranzionirten, das in Uebereinstimmung mit dem Gouvernement Pommern decken sollte. Die Bevölkerung unterstützte den thatenlustigen Soldaten, der ihre Hoffnungen zu beleben verstand, auf alle Weise. Bei mangelhafter Ausrüstung herrschte in seiner Truppe die damals so seltene patriotische Begeisterung. Vom Haff bis nach Westpreußen zogen seine Leute. Die kleineren Unternehmugen verliefen meist glücklich, die größeren unglücklich. Der am 15. Februar 1807 versuchte Ueberfall Stargards wurde mit Verlusten zurückgeschlagen, das befestigte Naugarder Amt an den folgenden Tagen von Schill, der damals vom Secondlieutenant zum Rittmeister aufrückte, tapfer, aber erfolglos vertheidigt. Er mußte verwundet nach Kolberg zurück. Hier verschärfte sich der Gegensatz zwischen dem Commandanten, der seine Sorge nur auf die Festung beschränken wollte, und dem Freischärler, der immer ins Weite schweifte, bis zum Unerträglichen. Mitte März ging dieser nach Stralsund, um ein Handinhandgehen mit den Schweden zu verabreden, Mitte April zu demselben Zweck nach Stockholm, am 12. Mai schiffte er sich mit seiner Cavallerie von Kolberg nach Vorpommern zu Blücher ein, während die Infanterie zur Vertheidigung der Maikuhle zurückblieb. Aber die Schlacht bei Friedland zwang Preußen zum Frieden und S. mußte, ohne das Schwert gezogen zu haben, mit Blücher sich grollend in den Demarcationsbezirk zwischen Kammin und Köslin zurückziehen. Die nächsten Jahre brachten die innere Wiedergeburt des Staates, auch die Reorganisation des Heeres; Schill's Reiterei ging als „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment“, dessen Inhaber der Major v. S. wurde, seine Fußtruppe als „Leichtes Bataillon von Schill“ beim Leibregiment in die Armee über. Am 10. December 1808 rückte er, auf des Königs Befehl allen Truppen vorauf, in Berlin ein. Die Gunst des Volkes und der Beifall der Patrioten hoben ihn über sich selbst hinaus. In den für 1809 geplanten Aufständen war ihm eine wichtige Rolle zugedacht. Aber er konnte nicht warten. Am 28. April ritt er wie zur Uebung mit seinem Regiment aus Berlin. Eine Ansprache, durch die er eine Meile jenseits der Stadt zur Befreiung des Vaterlandes aufrief, bestärkte den Glauben, er handle in höherem Auftrag. Den Befehl der Commandantur zu sofortiger Rückkehr befolgte er nicht. Aber schon Anfang Mai empfing er die Nachricht von der Besiegung der österreichischen Erhebung. Seine eigne Hoffnung sank damit bedeutend, aber seine Officiere drängten ihn vorwärts. Ein Gefecht bei Dodendorf unweit Magdeburg am 5. Mai verlief siegreich. An demselben Tage hatte Jérôme einen Preis von 10 000 Frs. auf seinen Kopf gesetzt. Der König von Preußen sprach sich scharf über seine unglaubliche That aus. Der Zug, durch Werbung von Nachschub sich mehrend, ging an die untere Elbe, von dort, durch Holländer und Dänen verfolgt, auf Stralsund, dessen aus Polen und Mecklenburgern bestehende Besatzung ihm entgegengerückt, aber schon bei Damgarten geworfen war. Am 25. Mai ritt er plötzlich in Stralsund ein. In fieberhafter Eile wurde an Wiederherstellung der fast zerstörten Werke gearbeitet. Die Truppen wuchsen durch Aushebung auf 2—3000 Mann. Allen sachverständigen Mahnungen zum Trotz wollte S. den Platz halten. Er sollte ein zweites Saragossa werden. Aber schon am 31. Mai 1809 wurde er von dem holländischen General Gratien

und dem dänischen Ewald genommen. In der Stirn von einem Schwerthieb, im Hinterkopf von einer Kugel getroffen, fiel S., abseits und unbemerkt von den Seinen, in der Fährstraße. Sein Kopf ging als Trophäe an den König von Westfalen, der Rumpf wurde auf dem Stralsunder Kirchhof verscharrt. Eine Anzahl seiner Leute wurde in Braunschweig, 11 seiner Officiere wurden in Wesel am 16. September standrechtlich erschossen. Den Desertionsproceß gegen den Führer schlug Friedrich Wilhelm nieder. Erst 1837 wurde der Kopf, der lange in einem Leydener Naturaliencabinet gestanden hatte, zu Braunschweig bestattet. Jetzt sind in Stralsund der Platz seines Todes wie sein Grab mit Denkmälern geschmückt. Bei Würdigung Schill's muß scharf zwischen seiner militärischen und seiner volksthümlichen Bedeutung geschieden werden; jene ist gering, diese nicht hoch genug anzuschlagen. Sein Name und Handeln bewahrte die Hoffnung weiter Kreise vor dem Versinken.

J. C. L. Haken, Ferd. v. Schill, eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. 2 Bändchen. 1824. — O. Francke, Aus Stralsunds Franzosenzeit. 1870. — Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder II, 1, S. 149 bis 231 und S. 279, wo weitere Quellenangaben.

Petrich.

Schill: Johann George (v.) S., der Vater von Ferdinand v. S., ward am 4. Januar 1736 zu Tscheleif im Bezirksamte Tepl in Böhmen geboren und nahm in seiner heimathlichen Provinz in der Umgebung des k. k. Feldmarschalllieutenants Baron Luczinsky als Volontair am siebenjährigen Kriege theil. Als Kursachsen dort das sogenannte Sammlungswerk unternahm, welches den Zweck hatte, aus den nach der Capitulation von Pirna in preußische Regimenter eingestellten früher sächsischen Soldaten, den „Revertenten", neue Truppenkörper zum Kampfe gegen Preußen zu bilden, erbot sich S. zu gleichem Zwecke ein Freicorps zu errichten; er soll damals ein vermögender junger Mann gewesen sein. Das Erbieten wurde angenommen; es kam aber nur zur Aufstellung von vierzig Freihusaren, deren Befehl S. als Lieutenant führte. Er versah mit ihnen seit 1760, neben französischer Reiterei, den Nachrichten- und Sicherheitsdienst bei dem der eigenen Cavallerie im übrigen ermangelnden Corps des Prinz Xaver von Sachsen (Graf von der Lausitz). Nach Friedensschluß kamen seine Husaren zum Chevaulegersregiment v. Sacken; er selbst erhielt eine Compagnie beim Chevaulegersregiment Renard, gerieth aber durch Werbungen, welche er (vermuthlich für Preußen) unternahm, in Zwiespalt mit den Landesgesetzen, kam in Untersuchung, und entging der Bestrafung dadurch, daß er um seinen Abschied bat, welchen der Kurfürst am 4. Mai 1772 bewilligte. Am 28. Februar 1768 war ihm der deutsche Reichsadel verliehen, am 14. April 1773 ward er unter den polnischen Adel aufgenommen. Er lebte nun eine Zeitlang auf dem von ihm erkauften Rittergute Wilmsdorf unfern Dippoldiswalde; anscheinend hatte er sein Vermögen durch Beute, die er im Kriege gemacht hatte, vergrößert.

Als der Baierische Erbfolgekrieg bevorstand, versuchte Loudon ihn für den österreichischen Dienst zu gewinnen; er zog aber vor, ein durch den Prinzen Heinrich von Preußen ihm gemachtes Anerbieten zu übernehmen, welches auf die Stellung von 6000 Tataren (leichte Reiter) hinauslief. Der rasche Gang der Ereignisse verhinderte, daß der Plan zur Ausführung gelangte; S. trat aber, in Veranlassung davon, am 10. Juni 1779 als Oberstlieutenant und Commandeur des in Oberschlesien in Garnison stehenden Husarenregiments von Pletz Nr. 3 in preußische Dienste. Am 20. Mai 1785 bat er, weil er bei der Beförderung zum Oberst übergangen war, um seinen Abschied, wird aber bis zum Jahre 1798 in den Listen geführt. Er lebte nun auf einem anderen,

von ihm gekauften Gute Sodow bei Lublinitz in Oberschlesien, anscheinend in beschränkten Verhältnissen. Als 1806 die Franzosen und ihre Verbündeten nach Schlesien vordrangen, versuchte er aus Forstleuten, Ranzionirten rc. ein Freicorps aufzustellen, ward aber durch den kleinmüthigen Minister Graf Hoym an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Er soll dann bei seinem Sohne Ferdinand in Pommern gewesen sein. Als dieser 1809 auf eigene Hand zum Kampfe gegen die Franzosen losgebrochen war, erbat er seinen Abschied aus preußischen Diensten, trat im Juni mit seinem Range als Oberstlieutenant in österreichische und warb ein Corps, mit dem er an dem Feldzuge des Erzherzogs Ferdinand in Galizien theilnahm. Das Parteigängerthum steckte den Schill im Blute. Auch hier veranlaßte der rasche Verlauf des Krieges, daß aus der Sache nicht viel wurde. S. blieb nun in Oesterreich und starb am 28. Februar 1822 zu Puncau bei Teschen in Oesterreichisch-Schlesien.

Archiv des preußischen Kriegsministeriums. — M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Geschichte des 2. Königl. Sächsischen Husaren-Regiments Nr. 19, S. 8, Leipzig 1882. — Archiv für die Sächsische Geschichte, neue Folge, 4. Band, Leipzig 1878.

B. Poten.

Schill: Johann Heinrich v. S., preußischer Oberstlieutenant, im October 1766 in Sachsen geboren, war im Jahre 1806 Stabsrittmeister im Husarenregiment von Pletz Nr. 3 und führte nach dem Verluste der Schlachten von Jena und Auerstädt eine Schwadron der in Schlesien, wo sein Regiment vor dem Feldzuge in Garnison gestanden hatte, gesammelten Husaren auf den Kriegsschauplatz in Polen und Ostpreußen; nach Friedensschluß ward er Escadronchef in dem neuaufgestellten 2. Schlesischen Husarenregiment, jetzt Husarenregiment Graf Götzen (2. Schlesisches) Nr. 6. Als 1812 der Krieg gegen Rußland bevorstand, stieß er mit seiner Escadron zu dem combinirten Husarenregiment Nr. 3, welches zu dem von Preußen unter Grawert, demnächst unter York, den Franzosen gestellten Hilfscorps gehörte, nahm als Major mit diesem am Feldzuge in Kurland Theil und erhielt, für Auszeichnung in dem Gefechte bei Schlackhoff am 30. September 1812, den Orden pour le Mérite. Auf sein Drängen ward ihm am 31. Januar 1813 zu Königsberg aufgetragen, mit seiner Schwadron den gegen die Oder vordringenden preußisch-russischen Truppen in der Richtung auf Schwedt voranzugehen. Man trug sich damals mit dem Gedanken an einen kräftigen Vorstoß gegen die schwachen feindlichen Kräfte und hoffte, daß der Name „Schill“ den Eindruck desselben bei Feind und Freund vermehren würde (J. G. Droysen, Das Leben des General-Feldmarschall Graf York von Wartenburg, II. 71, Berlin 1851—52). Später ward er von Wittenberg zu Tettenborn nach Hamburg entsandt, wo er versuchte, aus seiner Schwadron einen größeren Truppenkörper zu bilden. Derselbe erscheint in der Kriegsgeschichte damaliger Zeit als „Detachement Schill“, ist aber nicht über die Stärke von 150 Pferden hinausgekommen und hat unter den Befehlen des schwedischen Generals v. Vegesack am Kriege an der Niederelbe in Holstein Theil genommen; S. selbst gerieth am 10. November 1813 vor Lübeck in Kriegsgefangenschaft (Zander, Geschichte des Krieges an der Niederelbe, Lüneburg 1839), in welcher er jedoch nicht lange verblieb, denn im März 1819 stieß er bei Soissons mit seinem Detachement zu dem Freicorps Hellwig's. Nach Friedensschluß ward seine Schwadron zu dem neuerrichteten 8. Husarenregiment, jetzt 1. Westfälisches Husarenregiment Nr. 8, abgegeben; er selbst ward 1815 Commandeur des 1. Schlesischen Landwehr-Cavallerieregiments, nahm mit diesem in der Brigade Sydow der Reservecavallerie unter Prinz Wilhelm beim 4. Armeecorps (Bülow) am Feldzuge in den Niederlanden und in Frankreich

Theil, ward am 15. October 1817 mit 500 Thaler Pension in den Ruhestand gesetzt und starb am 28. Juni 1845 zu Neudorf am Gröditzberge, nach der Todesanzeige in der Vossischen Zeitung im 81. Lebensjahre, was mit der obigen, Dienstpapieren entnommenen Angabe inbetreff des Geburtsjahres nicht stimmt. Da er nur zwei Töchter hinterließ, erlosch mit ihm der Mannesstamm seines Geschlechts. B. Poten.

Schiller: Charlotte v. S., s. u. Schiller: Friedr.

Schiller: Felix v. S., Landschaftsmaler, geboren 1805 zu Breslau, studirte und absolvirte die Jurisprudenz, stand auch schon als Oberlandesgerichtsreferendar im Staatsdienste, als er beschloß, ganz zu der von jeher mit großer Vorliebe gepflegten Malerei überzugehen. Begab sich also 1829 zur weiteren Ausbildung nach München, wo er sich den unter Rottmann's und Morgenstern's Vorbild florirenden Stimmungsmalern anschloß und obwohl vielfach mit der handfertigen Technik kämpfend, doch bald eines guten Namens sich erfreute. Mit großer Vorliebe nahm er seine Stoffe aus den Seen des baierischen Hochlandes, insbesondere aus dem alsbald so viel von den Poeten und Künstlern gefeierten Chiemsee. Hier arbeitete er im Wetteifer mit Max Haushofer, Ruben und Anderen in halbstylisirten oder romantisch staffirten Landschaften. Seine ersten Bilder (Landschaft mit einer Ruine und „Seegegend") gab er jedoch erst 1836 in den Münchener Kunstverein, welcher in der Folge beinahe alljährig ein Paar Bilder Schiller's zur Ausstellung brachte und zur Verloosung erwarb. Auch nach auswärts, insbesondere nach Schlesien und Böhmen, fanden die Erzeugnisse seines Pinsels gerne ihre Wege. Dazu gehören z. B. Partie am Starnberger See (1839), Dorf im Gebirge, Partie am Kochelsee, Sonnenuntergang am Chiemsee (1840), der Chiemsee mit seinen beiden Inseln (1841 und 1845), Partie aus Welsch-Tirol, aus dem Oberinnthal (1842); Morgen und Abend, ersterer mit einem nach dem heiligen Lande ausziehenden Ritter, letzterer mit der Heimkehr desselben nach dem verödeten Schlosse; das Kloster im Gebirge; Capelle am Chiemsee (1843), Schloß Dürrenstein (wo König Richard Löwenberg gefangen saß) u. s. w. 1850 kam eine Landschaft aus dem Salzburgischen, 1852 ein im Sonnenuntergang erglühendes Felsenhaupt, 1853 das Schloß Klamm (auch im König-Ludwig-Album, gestochen von Jobst Riegel). Außerdem bethätigte sich Herr v. Schiller gerne mit Liedern und dramatischen Spielen bei absonderlichen Gelegenheiten und Künstlerabenden; so bei dem heute noch im besten Andenken stehenden Albrecht-Dürer-Fest am 17. Februar und 2. März 1840; dann dichtete er zur Feier der Vermählung des Kronprinzen Maximilian mit der Prinzeß Maria von Preußen ein Festspiel, welches am 14. October 1842 im Münchener Hoftheater, inscenirt von Horschelt, mit Musik von Franz Lachner und mit Decorationen von S. Quaglio und M. Schnitzler ausgestattet, sehr erfreuliche Aufnahme fand. Ebenso sprach S. in gebundener Rede zu Ludwig Schwanthaler's Ehren (23. October 1839) bei Christoph Ruben's Abschiedsfeier vor dessen Abreise nach Prag (12. Mai 1841) und bei dem großartigen Feste, welches im Sommer 1841 dem Meister Thorwaldsen veranstaltet wurde. In allen diesen Producten seiner Muse erwies sich S. ebenso wie in seinen malerischen Schöpfungen als ein ächter, im Schwung der Erfindung und dem Ausdruck derselben, seinem großen Namensvetter nicht unrühmlicher Poet. Er verfaßte auch ein verdienstliches Buch über „München, dessen Kunstschätze, Umgebung und öffentliches Leben", welches 1841 erschien, bis 1855 vier Auflagen erlebte und 1852 auch in's Englische übersetzt wurde. Schiller erlag einem wiederholten Schlaganfalle am 31. Januar 1853.

Vgl. Raczynski II, 383. — Nagler 1845, XV, 231. — Kunstvereins-Bericht für 1853, S. 49. — Fr. Pecht, Münchener Kunst im XIX. Jahrh. 1888, S. 165. Hyac. Holland.

Schiller: Franz Bernard S. (Schüller), Bildhauer, geboren zu Ostritz in der sächsischen Lausitz am 28. October 1815, ein Schüler des Bildhauers Gareis, vorzüglich aber Schwanthaler's in München und Rietschel's in Dresden. Bald nach dem großen Brande Hamburgs im J. 1842 ließ er sich hier nieder, und fand beim Neubau der Stadt genügende Beschäftigung und lohnende Arbeit. Als größere gelungene Werke seiner Hand sind zu nennen: das große Hautrelief über dem Portal des Bankgebäudes, jetzt der Reichsbankhauptstelle; ferner die Standbilder Karl's des Großen und des Erzbischofs Ansgar am Hause Ferdinandstraße Nr. 65 (damals dem Dr. jur. F. Voigt gehörig); sodann die lebensgroße Marmorbüste des Bürgermeisters Dr. Bartels, welche der Senat anfertigen und in der Stadtbibliothek aufstellen ließ. — Nachdem S. sich im Januar 1857 hierselbst verheirathet hatte, starb er einige Monate darauf, am 13. Mai 1857.

S. d. Hamb. Künstlerlexikon S. 218. Beneke.

Schiller: Johann Christoph Friedrich S., 1759—1805.

Die Familie Schiller's stammte väterlicherseits von Bittenfeld im württemb. Oberamt Waiblingen, wo der Großvater Johannes S. (1682—1733) Schultheiß war. Dessen Sohn Johann Kaspar S. war am 27. October 1723 zu Bittenfeld geboren. An der in Aussicht genommenen Studienlaufbahn verhindert, erlernte S. die Chirurgie, prakticirte in untergeordneten Stellungen in Denkendorf, Lindau, Nördlingen und schloß sich 1745 einem bairischen, in holländische Dienste abgetretenen Husarenregiment an; gefangen genommen, trat er in französische Dienste, wurde wieder von der kaiserlichen Armee gefangen und gelangte zu seinem alten Regimente zurück, wo er als Feldscher angestellt wurde und an den Wechselfällen des niederländischen Feldzugs wacker Antheil nahm. Nach dem Frieden von Aachen 1748 begleitete S. seinen Rittmeister nach dem Haag und London, nahm nach seiner Rückkehr den Abschied und kehrte März 1749 nach Württemberg zurück. Er verheirathete sich am 22. Juli 1749 mit Elisabeth Dorothea Kodweis, Tochter des Bäckers und Wirths in Marbach am Neckar, wo er seine Chirurgie weiter ausübte. 1753 nahm er württemb. Kriegsdienste als Fourier und wurde 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem von Herzog Karl Eugen gegen Friedrich d. Gr. in's Feld gestellten Corps; wegen guter Dienste in dem ruhmlosen Feldzug wurde er 1758 Lieutenant, kehrte als solcher in die Heimath zurück, mußte aber noch in demselben und den folgenden Jahren die meiste Zeit von der Familie entfernt sein; im J. 1761 wurde er Hauptmann und Ende 1763 als Werbofficier nach Gmünd versetzt. Von da an wieder auf die Dauer mit seiner Familie vereinigt, siedelte er noch im nämlichen Winter nach Lorch über und wohnte dort bis 1766.

In die Zeit von Lorch reichten die ältesten Erinnerungen seines einzigen Sohnes zurück, der als zweites Kind der Eltern am 10. November (nach minder wahrscheinlicher Angabe am 11.) 1759 in Marbach geboren worden war. Eine Schwester, Christophine, war ihm 1757 vorausgegangen; es folgten 1766 Luise, 1768 Marie Charlotte († 1774), 1773 Beate Friderike († noch 1773), 1777 Nanette. Von Lorch, dessen damaliger Pfarrer Moser von S. in den Räubern verewigt worden ist, zog die Familie nach Ludwigsburg. Dort widmete sich der Vater, der von seinem nie ermüdenden Thateneifer viel auf den Sohn vererbt hat, der Baumzucht und veröffentlichte 1767/68 seine „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Württemberg“, welche zuerst

seinen Namen vortheilhaft bekannt gemacht haben. Der Sohn besuchte die Ludwigsburger Lateinschule und schloß mit Friedrich Wilhelm v. Hoven eine Freundschaft für die Dauer. Er war für die theologische Laufbahn bestimmt und hat das „Landexamen" 1769—1772 viermal bestanden. Aber der Herzog, der gute Schüler für seine eben in bedeutsamen Programmerweiterungen begriffene Militärakademie suchte, verfiel auch auf ihn, und da der Vater dem zweimaligen Andringen des Landesherrn nicht widerstehen konnte, wurde Friedrich am 17. Januar 1773 in diese damals noch auf dem Lustschloß Solitüde befindliche Anstalt zum Studium der Rechte aufgenommen.

Schiller's Vater wurde am 5. December 1775, unter Entlassung aus dem Militärverband, zum Vorstand der Hofgärtnerei auf der Solitüde ernannt. Er hat dort eine ökonomische Thätigkeit im größten Maßstab entfaltet und war neben seinem Zeitgenossen Prälat Sprenger in Adelberg der Hauptförderer des württembergischen Obstbaus. Von dem Nachfolger Karl Eugen's, dem Herzog Ludwig Eugen, erhielt er am 26. März 1794 Titel und Rang eines Obristwachtmeisters (Majors). Nachdem er schon 1793 mit seinen „Gedanken über die Baumzucht im Großen" wieder zur Schriftstellerei zurückgekehrt war, hat er die Summe seiner Thätigkeit gezogen in dem 1795 erschienenen Buche: „Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen . . . . . . beurtheilt."

Als die Familie auf die Solitüde versetzt wurde, war Friedrich nicht mehr dort. Am 18. November 1775 war die Akademie nach Stuttgart verlegt worden. Als im J. 1776 auch medicinische Curse an derselben eingerichtet wurden, trat S. mit andern zur Medicin über. Der Unterricht in der sonst streng militärisch eingerichteten und eingeengten Anstalt war sehr mannigfaltig, mit Kühnheit und Freiheit angelegt, aber zufolge der raschen Entwicklung von einer Elementarschule bis zur Universität (1770—1782!) nicht immer planvoll und vorsichtig geordnet; er umfaßte die verschiedenen Fächer rasch hinter, zum Theil neben einander. Hervorragende Köpfe haben sich, besonders in den späteren Zeiten der Anstalt, eine bedeutende Bildung daselbst angeeignet; aber die Betonung des Stofflichen und verhältnißmäßige Hintansetzung des Formellen in der Bildung mußte fast nothwendig eine nur für Schüler von großer Begabung verdauliche Menge von Stoff anhäufen, welche auch für solche gefährlich werden konnte und den Trieb vorschneller Production auch in S. geweckt haben mag. Für ihn kam neben der Medicin vor allem die Philosophie in Betracht, für welche besonders Jak. Friedr. Abel als Lehrer wirkte und in der auch der Herzog dilettirte. Maßgebend war neben der Leibniz-Wolffischen Monadologie und Kosmologie der schottische Eudämonismus, vermittelt besonders durch Garve's Uebersetzung von Ferguson's Moralphilosophie; bei Schiller kommen wesentliche Elemente seiner medicinischen Studien hinzu. In diese Zeit reicht seine „Theosophie des Julius" (in den „philosophischen Briefen" später veröffentlicht) zurück. S., der allmählich zu den bevorzugteren Schülern zählte, war auch einigemale für die Jahresfeste der Akademie thätig: Gedichte und Devisen zum Geburtstag der Gräfin von Hohenheim 1777/78?, Singspiel „Der Jahrmarkt" 1777?, verunglückte Darstellung des Goethischen Clavigo 1780, Reden: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend" am 10. Januar 1779, „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", eod. 1780. In der Medicin hatte er tüchtige Lehrer: Christian Gottlieb Reuß, Christian Klein, besonders aber Joh. Friedr. Consbruch; von der herrschenden Lehre der Humoralpathologie (Boerhaave) wandte sich S. der Nervenlehre Stahl's zu. Von seinen medicinischen Studien sind uns bekannt geworden: die „Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller" 10. October 1778, die psy-

chologisch sehr interessanten Berichte über den Gemüthszustand des Mitschülers Grammont 26. Juni—30. Juli 1780, sowie seine Dissertationen. S. wollte die Akademie Ende 1779 verlassen und legte die Dissertation „Philosophie der Physiologie“ vor, welche nur fragmentarisch erhalten ist; sie fand ihrer Kühnheit wegen den Beifall der Lehrer nicht, und auf ihren Bericht entschied der Herzog, daß S. noch ein Jahr in der Akademie bleiben sollte. Im Jahr 1780 legte S. zwei Dissertationen vor: De discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum und „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“; die letztere wurde gedruckt. Es ist eine modificirte und bedeutend reifere Ausführung ähnlicher Ideen, wie er sie ein Jahr früher ausführen wollte, eine zwar auf der Zeitphilosophie ruhende, aber nicht unselbständig ausgeführte Synthese philosophischer und naturwissenschaftlicher Anschauungen.

S. wurde auf Grund der Arbeit am 14. December 1780 aus der Akademie entlassen und statt einer erhofften bessern Stellung als Regimentsmedicus beim Grenadierregiment des Generals Augé in Stuttgart angestellt; mit der neuen Freiheit war eine gering besoldete und wenig bedeutende Stellung verknüpft, Privatpraxis wurde ausgeschlossen. Der Genuß der zwölf Jahre entbehrten wenigstens relativen Freiheit der Bewegung bildete im Verein mit der Armuth und der landesüblichen Weltscheu, sowie der von der Akademie her gepflegten Kameradschaft einen gewissen Cynismus der Lebensäußerung aus, wie er sich unter gleichen Umständen immer wieder ausbildet und damals durch den Ton der Originalgenies auch in der litterarischen Production begünstigt wurde; bei Schiller kam das medicinische Gewerbe dazu. Von der Akademie her war Schiller befreundet mit dem damaligen Lieutenant Scharffenstein († als Gouverneur von Ulm), mit den Bibliothekaren J. W. Petersen und Karl Ludw. Reichenbach, dem Bruder der Malerin, später verehelichten Simanowitz, welche sich durch die Porträtirung der Familie Schiller 20 Jahre nachher verdient gemacht hat; F. W. v. Hoven, Arzt in Ludwigsburg, fand sich zuweilen ein, dagegen ist der in der Akademie mit S. bekannte Friedr. Haug (der Epigrammatiker) erst 1783 aus derselben entlassen worden. Eine neue Bekanntschaft war der junge Musiker Andreas Streicher. An weiblichen Bekanntschaften (außerhalb der eigenen Familie auf der 1½ Stunden entfernten Solitüde) ist zu nennen die spätere Beschützerin Schiller's, Henriette v. Wolzogen, Wittwe eines fränkischen Edelmanns, und die Hauptmannswittwe Luise Vischer, bei der S. in der Aftermiethe wohnte; die letztere soll der Gegenstand seiner Gedichte an Laura gewesen sein — jedenfalls ist ein anderer Gegenstand derselben nicht nachweisbar. In Stuttgart sind die „Räuber“, die „Anthologie“ nebst andern einzelnen lyrischen Gedichten und 2 Journale von S. erschienen. Jene Dichtungen reichen aber zum Theil tief in die akademischen Jahre Schiller's zurück.

Mit dramatischen Plänen trug S. sich schon in den ersten akademischen Jahren. Aus der Zeit auf der Solitüde werden genannt „Die Christen“ und „Absalon“, später „Der Student von Nassau“ und „Cosmus von Medici“; genaueres über diese tragischen Pläne ist nicht bekannt, der letzte ist jedenfalls durch Leisewitz' Julius von Tarent beeinflußt. Ausgeführt wurden nur die Räuber. Der erste Kern ist wahrscheinlich historisch, aber noch nicht nachgewiesen; Schiller's Quelle war eine Erzählung Schubart's, welche von diesem öfters mitgetheilt wurde, insbesondere 1775 in Balthasar Haug's Schwäbischem Magazin; das Motiv der feindlichen Brüder war damals beliebt (Julius v. Tarent, Klinger's Zwillinge), die Bevorzugung des von der Welt verworfenen liederlichen, aber edlen Sohnes gegenüber dem heuchlerischen Bruder ganz im Sinne der Originalgenies gedacht und durch Fielding's Tom Jones unterstützt; die Räuberromantik braucht nicht allein aus dem Roque im Don Quixote er-

klärt zu werden, sie ist schon alt, bei verschiedenen Völkern cultivirt und sagte dem wilden Freiheitsdrang der Zeitlitteratur zu; historische Gestalten oberdeutscher Räuber in Schiller's Jugendzeit, wie der bairische Hiesel oder der schwäbische „Sonnenwirthle" (s. u.) konnten eben für diese romantische Auffassung Züge und Vorbilder abgeben. Schiller's Beschäftigung mit den „Räubern" ist seit 1777 nachweislich und füllt mit Pausen, welche durch das medicinische Studium bedingt sind, seine letzten akademischen Jahre aus. Nach dem Austritt aus der Akademie faßte er die Veröffentlichung in's Auge; der Selbstverlag wurde gewählt, weil kein Verleger zu finden war. Während des Druckes fanden, zum Theil aus eigenem Antrieb, zum Theil auf befreundeten Rath (u. A. des Mannheimer Buchhändlers Ch. F. Schwan, an den S. die Druckbogen sandte) mancherlei Aenderungen statt; zufällig haben sich einige Reste der älteren Form erhalten, insbesondere eine Vorrede, die lebhaft gegen die Bestimmung des Dramas für die Bühne eifert — eine von S. alsbald wieder aufgegebene Verirrung. Das Werk erschien Mai 1781 anonym: „Die Räuber. Ein Schauspiel"; 1782 erschien bei Tob. Löffler in Mannheim mit Schiller's Namen eine zweite, wenig veränderte Auflage, bis zu Schiller's Tod noch einige weitere, deren Abweichungen gleichfalls nur unwesentlich sind. Die Aufnahme des Werkes war im ganzen sehr günstig. — Man wird nicht anstehen dürfen, diesen Erstling Schiller's, der zugleich der Spätling der Sturm- und Drangperiode ist, als die großartigste theatralische Erscheinung derselben zu bezeichnen. Unreifes Pathos, Mischung von Schwulst und Cynismus, Schwächlichkeit der Zeichnung des einzigen weiblichen Charakters ist leicht darin zu bemerken; aber in Beziehung auf solche oder andere etwaige Mängel muß man das Stück mit andern Leistungen der Originalgenies vergleichen, um seine unendliche Ueberlegenheit zu erkennen. Neben den rein poetischen Vorzügen einer feurigen Phantasie und einer nie versiegenden Empfindungsfülle, welche auf der Hand liegen, tritt schon bei diesem ersten dramatischen Versuch auch die specifisch dramatische Begabung in ganz staunenswerther Weise hervor: nicht bloß die Wirksamkeit in scenischer Beziehung ist ganz gewaltig und wird durch jede gute Darstellung auf's neue erprobt, sondern auch der dramatische Nexus ist, wenn nicht in allen Einzelheiten tadellos, im Ganzen vortrefflich, das Verhältniß von Schuld und Sühne, ohne äußerlich-pharisäische Moral, so scharf getroffen und so tief ethisch gefaßt, wie bei S. selbst in keinem seiner späteren Werke. — S. kam durch die Räuber in Verbindung mit dem Mannheimer Intendanten W. H. v. Dalberg, der sie durch Schwan kennen gelernt hatte und mit S. wegen einer Bearbeitung für die Bühne anknüpfte. S. schickte eine solche am 6. October 1781 an Dalberg ab. Abgesehen von einzelnen Aenderungen Dalberg's wurde diese der Bühnendarstellung zu Grunde gelegt; in Anwesenheit Schiller's, der sich heimlich aus Stuttgart entfernt hatte, wurden die Räuber am 13. Januar 1782 in Mannheim unter großem Beifall zum erstenmale gegeben. Fast durchweg ist bis jetzt diese Bearbeitung den Aufführungen zu Grund gelegt worden; sie erschien 1782 im Druck: „Die Räuber, ein Trauerspiel ꝛc."; für die Litteratur wollte S. bloß die alte Fassung gelten lassen, welche allein in seine Werke aufgenommen wurde. In der That weist die Bühnenbearbeitung, neben glücklichen Einzelheiten, eine bedauerliche, aber durch die Rücksicht auf das größere Publicum erklärliche Vergröberung der tragischen Lösung auf: Franz erdrosselt sich nicht, sondern wird zur buchstäblichen Erfüllung des jus talionis in den Hungerthurm geworfen, Karl als Erbe vertheilt seine Güter an die besten seines Gefolges, mit Ermahnung zu gutem Lebenswandel. — Von andern Dramen ist Fiesko in Stuttgart in einer ersten, uns nicht sicher bekannten Gestalt entworfen, aber nicht veröffentlicht worden; daß auch Kabale und Liebe aus jener Zeit stamme, ist

in Bezug auf moralische und sociale Motive richtig, nicht in Bezug auf Ausführung.

Sehr mannigfaltig, aber weit weniger allgemein befriedigend ist Schiller's erste Lyrik. S. hat sich schon sehr früh lyrisch versucht; man kann, abgesehen von ein paar unbedeutenden Gelegenheitsgedichten, nennen: „An die Sonne", im 14. Jahr; „Der Abend", Schwäb. Mag. 1776; „Der Eroberer", ib. 1777; „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer" (hexametr. Uebers. von Aen. I 38—160) ib. 1780; „Leichenfantasie" (auf Hoven jun., † 13. Juni 1780). Nach der Entlassung aus der Akademie erschienen in Einzeldrucken: „Elegie auf den frühzeitigen Tod J. Ch. Weckerlin's" (Januar 1781), „Todenfeyer am Grabe Herrn Phil. Friedr. v. Rieger" († 15. Mai 1782; im Auftrag „sämmtlicher Herz. Wirtemb. Generalität" gedruckt); „Der Venuswagen" (1782); für uns verloren sind „Gruft der Könige", „Triumphgesang der Hölle", „Teufel Amor" und ein Gedicht auf den Hauptmann Wiltmeister. Die Schaarung der schwäbischen Dichter um einen Mittelpunkt versuchte Fr. Gotthold Stäudlin in seinem „Schwäbischen Musenalmanach" für 1782; derselbe enthielt von S. die „Entzückung, an Laura". Vielleicht zufolge verkürzter Aufnahme dieses Gedichts, jedenfalls noch durch andere Umstände, erwachte Feindschaft zwischen St. und S. Letzterer stellte dem Musenalmanach mit ausgesprochen polemischer Absicht die „Anthologie auf das Jahr 1782" entgegen, die zum Theil von seinen Freunden, zum weitaus größten von ihm selbst herrührt; außer lyrischen Gedichten enthielt sie das Singspiel „Semele"; S. selbst verbarg seine Autorschaft unter mancherlei Chiffern, und dieselbe ist nicht immer sicher. Charakter und Werth der sicher ihm zugehörigen Stücke ist sehr verschieden; fast alle Ton- und Stilarten der Lyrik, incl. der Ballade, sind vertreten: Ode, musikalisches Lied, Volkston, Epigramm; sehr innige Stücke stehen neben cynischen, populäre Kraft neben verstiegenem Pathos, platonische Uebersinnlichkeit neben sinnlicher Gluth; harmonisch ist der Eindruck selten. Wir könnten ein genaueres historisches Urtheil fällen, wenn wir die Entstehungszeit des Einzelnen wüßten; denn obwohl ein Nebeneinander mehrerer Stilgattungen und Geschmacksrichtungen sicher anzunehmen ist, wird die Verschiedenheit oft auch aus einem Nacheinander zu erklären sein. S. hat später in seiner Gedichtsammlung das Allermeiste weggelassen, das Aufgenommene gekürzt und gemildert; Körner hat in der Sammlung der Werke weiteres hinzugethan. Die Ingredienzien der Jugendpoesie Schiller's lernt man nirgends genauer kennen als in diesen Gedichten, weil die geringere lyrische Begabung Schiller's das Disparate nicht so zur Gesammtwirkung zu verbinden vermochte wie in den Räubern. Der Erfolg war ganz unbedeutend; 1798 veranstaltete der Stuttgarter Verleger einen neuen Abdruck.

Schiller's ökonomische Umstände wurden durch die ganz geringe Dotation seiner Stelle und durch die Kosten der Räuber recht schlecht; die in Stuttgart contrahirten Schulden drückten noch lange. Er suchte schon in St. durch journalistische Unternehmungen abzuhelfen. Ein unbedeutendes Localblatt, das kaum Gelegenheit zu individueller Geistesäußerung gab, waren die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", welche S. 1781 redigirte. Viel bedeutender war das „Wirtembergische Repertorium der Literatur", welches im Sommer 1782 begann; es erschienen aber nur 3 Stücke 1782 und 1783, das letzte ohne Schiller's Antheil. Der ursprüngliche Unternehmer war aber S. Zu dem bunten Inhalt der Zeitschrift hat S. beigesteuert (außer dem „Vorbericht" des Ganzen und unwesentlichen Kleinigkeiten): „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater", „Der Spaziergang unter den Linden", „Eine großmüthige Handlung, aus der neusten Geschichte", „Der Jüngling und der Greis" (von Scharffenstein, aber von S. wohl durchgesehen) und einige Recensionen, unter denen die Selbstrecensionen der

Räuber (nebst Kritik ihrer ersten Aufführung in Mannheim) und der Anthologie am werthvollsten sind; zumal die erste zeigt ebenso viel Selbsterkenntniß wie Sinn für das Wesentliche im Drama.

Die litterarische Thätigkeit brachte S. in Conflicte mit seinem obersten Vorgesetzten. Herzog Karl, der schon früh seine Begabung erkannt hatte, war gegen die Räuber nicht eingeschritten. Manche Kleinigkeiten reizten ihn vielleicht, besonders freimüthige Aeußerungen in Gedichten. Die Katastrophe wurde durch zwei Umstände herbeigeführt. S. machte heimlich eine zweite Reise nach Mannheim gegen Ende Mai 1782; diese wurde entdeckt, S. vom Herzog zu 14tägigem Arrest (Juni? Juli?) verurtheilt und ihm der Verkehr mit dem Ausland verboten. Briefliche Versuche, durch Dalberg in Mannheim festeren Fuß zu fassen, schlugen fehl. Ein Ausfall in den Räubern (II 3) auf das Land Graubünden hatte Gegenartikel in bündnerischen Blättern und das Verlangen einer Revocation zur Folge; durch den Ludwigsburger Garteninspector Walter erfuhr der Herzog davon und verbot S. bei Strafe der Cassation, „Komödien" zu schreiben, sowie überhaupt andere als medicinische Schriften zu veröffentlichen (etwa August 1782); ein Versuch, die Zurücknahme dieses Verbotes zu erlangen, war vergeblich. S. plante nun Entweichung aus Württemberg und den Versuch, in Mannheim anzukommen; der Fiesko wurde zuvor noch fertig geschrieben. Da der seit einem Jahr mit ihm befreundete Streicher als Schüler zu Ph. E. Bach nach Hamburg gehen wollte, verabredeten beide gemeinsame Reise. Während eines großen Festes zu Ehren der Nichte des Herzogs, der Gemahlin des spätern Kaisers Paul I., wo wenig Beaufsichtigung zu erwarten war, entwichen S. und St. in der Nacht vom 22./23. September (nicht wie Streicher angibt, den 18.) aus Stuttgart und kamen glücklich nach Mannheim. Von dort machte S. Versuche, den Herzog umzustimmen, welche zu nichts führten und vielleicht überhaupt nur pro forma gemacht wurden.

In Mannheim theilte S. das Manuscript des Fiesko den Schauspielern mit; da aber Dalberg sich bei den Festlichkeiten in Stuttgart befand, reiste S. (Pseud. „Dr. Ritter") mit Streicher Ende September oder Anfang October nach Frankfurt a. M., um noch sicherer vor Nachstellung zu sein. Eine von Fr. aus an Dalberg gerichtete Bitte um Geldvorschuß wurde abgeschlagen; Fiesko sollte erst umgearbeitet werden. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Frankfurt kehrten S. und Streicher um und wohnten bis Anfang December in Oggersheim, Schiller unter dem Namen Dr. Schmidt. Dort wurde Fiesko umgearbeitet; die Umarbeitung war Anfang November fertig, wurde aber von Dalberg (gegen das Gutachten Iffland's) für noch nicht bühnenfähig erkannt. S. gab das Werk in Schwan's Verlag und es erschien Anfang 1783: „Die Verschwörung des F i e s k o zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel". An späteren Auflagen hat S. keinen Antheil mehr gehabt, und ihre Abweichungen sind ganz unbedeutend und äußerlich. — Den ersten Anstoß zum F. erhielt S. aus Rousseau's Denkwürdigkeiten; schon in der Dissertation von 1780 spielt er auf die Geschichte des F. an. Als Quellen benutzte S. die Geschichte Karl's V. von Robertson, die Geschichte Fiesko's vom Cardinal Retz und die Histoire générale des conjurations etc. von Duport Dutertre, sowie namentlich Mailly, Histoire de la république de Gènes. Die historischen Vorgänge wurden so zurecht geschnitten, daß individuelle, psychologische Entwicklung und Conflicte in den Mittelpunkt traten; immer aber blieb noch so viel historisch-politische Grundlage, daß ein buntes Bild großer Massenvorgänge gegeben werden konnte, wie ein solches von S. erst wieder im Wallenstein und nachher mehrmals aufgestellt worden ist. Mehr romantisch-novellistischer Art und für das Ganze kaum förderlich war die Hereinziehung des Motivs der Emilia Galotti in der Figur der

Bertha. Die Schwäche des Ganzen liegt darin, daß zwei Motive des Untergangs Fiesko's vorhanden sind: Leonore's Tod und Verrina's Republikanismus; S. schwankte zwischen beiden und behielt zum Schaden des Organismus beide bei. Die tiefere Erfassung des Charakters Fiesko's leidet überhaupt an Unsicherheit, und die Schwäche in der Zeichnung weiblicher Charaktere macht sich schlimmer geltend als bei Amalia in den Räubern, weil der Gegensatz zwischen Leonore und Julia für die Handlung viel wichtiger ist. Zu den Schwächen des Stücks kann man auch manche Eigenheiten der stilistischen Darstellung rechnen, welche theilweise noch an der Ueberschwänglichkeit der Räuber krankt und an andern Stellen etwas in blasirten Weltmannston geräth. Bewunderungswürdig ist aber — neben bedeutenden Einzelheiten — die Virtuosität, mit der hier ein ganz anderes Thema als in den Räubern behandelt und durchgeführt ist; gegenüber den auf zwei Hauptcharaktere sich concentrirenden Räubern ist die individuelle Charakterzeichnung des F. viel schwächer, aber um so bedeutender die an Shakespeare gemahnende Keckheit und Sicherheit im Commandiren der dramatischen Massenwirkungen. An den Shakespearischen Charakter des Mohren als Glanzpartie der einzelnen Scenen sei nur nebenbei erinnert. — Die Achillesferse des F. war leicht zu erkennen, und als Dalberg (s. u.) wegen scenischer Bearbeitung desselben im Sommer 1783 wieder mit S. angeknüpft hatte, wurde namentlich die Katastrophe geändert: Fiesko entsagt der Krone und bleibt am Leben, ebenso fiel die Tötung Leonore's weg; der Nerv des Stücks war damit durchgeschnitten. Der Erfolg der ersten Mannheimer Aufführung am 11. Januar 1784 war mittelmäßig, man hat später für die Darstellung auf die erste Form zurückgegriffen, auch ist die Bühnenbearbeitung nicht in den Druck gegeben worden.

Durch die Abweisung des Fiesko im November 1782 war Schiller's Aufenthalt bei Mannheim unnöthig geworden, welcher ihm im übrigen durch das Entgegenkommen der Schauspieler, besonders des Regisseurs Meyer, angenehm gemacht wurde. S. machte Gebrauch von dem Anerbieten der Frau v. Wolzogen, ihm auf ihrem Gut Bauerbach bei Meiningen Zuflucht zu bieten, und reiste Anfang December von Oggersheim nach B. ab; in Meiningen machte er die Bekanntschaft des kenntnißreichen und gefälligen Bibliothekars Wilh. Friedr. Herm. Reinwald, der seine litterarischen Wünsche befriedigte und 1786 Schiller's Schwester Christophine heirathete. — S. lebte in Bauerbach, wieder als „Dr. Ritter“, bis zum Juli 1783, eine Zeit der Empfindsamkeit und leidenschaftlichen Träumerei, zumal durch die aussichtslose Neigung zu der jungen Charlotte v. Wolzogen, welche im Frühjahr 1783 mit ihrer Mutter nach B. kam; sonst pflog er Verkehr mit Geistlichen und Adlichen der Umgegend, besonders aber mit Reinwald. Von dem Vorsatz sehr fleißiger Arbeit wurde nicht viel ausgeführt. Neben ästhetischen Studien, die man etwa in dem Brief an Reinwald vom 14. April 1783 wiederfinden mag, gingen geschichtliche her für Don Carlos und Maria Stuart. Diese beiden Dramen werden als Pläne im Frühjahr 1783 erwähnt, zum Don Carlos haben wir einen kurzen Entwurf aus jener Zeit. Gelegentlich wird auch der alte Plan eines Conradin erwähnt. Ein „Friedrich Imhof“, der als Trauerspiel genannt wird, könnte auf Stuttgarter Erinnerungen beruhen und sollte wohl Motive des „Geistersehers“ enthalten. Neben diesen mehr vorübergehend auftauchenden Plänen läuft das öfters unterbrochene Studium zur „Luise Millerin“ her. Ausgeführt wurde aber in dem starken halben Jahr nichts als drei Gelegenheitsgedichte von zweifelhaftem Werth. Im Frühjahr 1783 nahm Dalberg die Correspondenz wieder auf; S. knüpfte auch von sich aus wieder an und beschloß im Juli, statt, wie zuvor geplant, nach Weimar, wieder nach Mannheim zu gehen. Am 24. Juli von Bauerbach abgereist, kam er am

27. dort an; der als vorübergehend geplante Besuch wurde zur Fixirung für beinahe 2 Jahre.

Bei Schiller's Ankunft war Dalberg verreist; um den 10. August zurückgekehrt, knüpfte er alsbald feste Beziehungen zu S. an, und dieser erhielt vom 1. September an die Stelle eines Theaterdichters. Sein Verhältniß zum Mannheimer Theater war längere Zeit ganz günstig. Zwar starb sein Freund Meyer am 2. September an einer Epidemie, aber von den Andern stand besonders Beck sehr gut mit ihm; unter den Schauspielerinnen waren Katharine Baumann und Caroline Ziegler, Beck's Gattin, Freundinnen S.'s. Nachdem dieser von der herrschenden Epidemie kaum hergestellt war, begann eine aufregende Thätigkeit. Seit 15. October wohnte S. den Ausschußsitzungen bei, arbeitete Fiesko für die Bühne um (s. o.) und inscenirte Luise Millerin. Am 10. Januar 1784 ernannte ihn die Deutsche Gesellschaft in Mannheim zum Mitglied. — Schiller's Hauptleistung in jener Zeit war die Vollendung der Luise Millerin oder, wie Iffland sie taufte, Kabale und Liebe. Daß an diesem Stück schon in Stuttgart gearbeitet worden sei, ist nicht nachweislich; württembergische Verhältnisse schweben aber öfters deutlich vor. Die eigentliche Entstehung fällt nach Bauerbach, einzelne Namen und Züge können in die dortige reichsritterschaftliche Umgebung weisen; das Stück wurde dann in Mannheim angenommen und am 15. April 1784 mit großem Beifall aufgeführt; im Januar 1784 erschien es im Druck bei Schwan. Außer einem handschriftlichen Blatt ist nichts von den früheren Stadien des Werks bekannt, ein Unterschied zwischen Bühnen- und Buchform ist nicht vorhanden, und die spätern Drucke weichen nur in Kleinigkeiten ab. Der Stoff ist, zum erstenmal bei S., frei erfunden; an Vorbildern theils für die gesammte Haltung theils für einzelne Hauptmotive sind neben den bürgerlichen Tragödien von Wagner, Klinger, Lenz besonders Emilia Galotti, deren Studium sich überall verräth, und der deutsche Hausvater von Gemmingen zu nennen, der ein ziemlich mattes Vorbild für die Fabel des Ganzen abgeben konnte, unter Verwandlung des günstigen Ausgangs in einen tragischen. Sicher ist K. u. L. die bedeutendste Endleistung der bürgerlichen Tragödie in Deutschland; hier ist die Umgießung des familiären Rührstücks in eine familiär-sociale Conflictstragödie vollendet, welche in der Emilia Galotti in einer uns ferner gerückten Sphäre und mit höherer Stilisirung unternommen war und bei andern Dichtern nur zu minder befriedigenden Versuchen geführt hatte. Ebenso ist aber K. u. L. sicher die vollendetste der drei Jugendtragödien Schiller's selbst. Wenn auch dem Helden und der Heldin noch die frühere Ueberschwänglichkeit anhaftet (welche im Don Carlos noch stärker, wenn auch in anderer Stilisirung, hervortritt und zu welcher S. eine gewisse Neigung nie ganz los geworden ist), so schadet sie hier nicht, weil sie zur Charakteristik der beiden Personen gehört und, mag das der Dichter gewollt haben oder nicht, ein Ingrediens der tragischen Entwicklung ist. Störender sind die an sich schönen Scenen der Lady Milford im 4. Act, weil sie retardiren und mehr ein Stimmungsbild als ein festes Glied in der Oekonomie des Ganzen sind. Im übrigen ist überall bewundernswerth straffe dramatische Fügung und kaum etwas vorhanden, was nicht werthvoll für den überwältigenden Fortgang der Handlung wäre. Auch die Mischung von Komik und Tragik, von der S. anfangs für die Wirkung fürchtete, ist meisterhaft, ganz der Lessingischen Forderung entsprechend, daß eine solche Mischung im Gegenstand begründet sein müsse. In den Räubern traten komische Wirkungsmittel höchstens als Folie (Spiegelberg) auf, im Fiesko in der einzigen Figur des Mohren; in K. u. L. ist die Komik nur die nothwendig vorhandene eine Seite der Sache und das Umschlagen in Tragik in der Figur Miller's ganz vortrefflich; die Mutter, die wesentlich nur komisch wirken kann, im Ernst nur

widerlich werden könnte, verschwindet daher einfach von der Bühne. Leider ist der Dichter, der über eine so Shakespearische Wirkung des Komischen zur Hebung der Tragik verfügte, später nur noch im Wallenstein gelegentlich (abgesehen vom „Lager“) dazu zurückgekehrt.

In der zweiten Hälfte des April 1784 nahm S. an einer Gastspielreise nach Frankfurt a. M. Theil, wo er die Bekanntschaft einer schwärmerischen Verehrerin, der Schauspielerin Sophie Albrecht, machte. Im Mai nach Mannheim zurückgekehrt, wurde er wieder vom Wechselfieber befallen und an strengerer Arbeit gehindert. Dazu kamen Widerwärtigkeiten verschiedener Art, besonders alte und neue Schulden, welche zu einer Katastrophe zu führen drohten, die nur durch den Edelmuth von Schiller's Hauswirth Ant. Hölzel abgewandt wurde. In der Deutschen Gesellschaft hielt S. am 26. Juni 1784 seine Antrittsrede: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, später betitelt: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“; sie sollte wohl nicht sein letztes Wort über Wesen und Zweck des Theaters aussprechen, sondern nur den einen Punkt treffen: als eine feurige Apologie dasselbe von Seiten der Moral gegen theologische und gelehrte Anfeindungen zu vertheidigen; die Rede wurde nicht in die Jahrbücher der Deutschen Gesellschaft aufgenommen, sei's weil Schiller's Verhältniß zu dieser schon getrübt war, sei's weil eben jene apologetische Tendenz bemängelt wurde.

Das Verhältniß zum Theater lockerte sich immer mehr. S. hatte die Verpflichtung eingegangen, in seinem ersten Jahr drei Stücke zu liefern; am dritten, Don Carlos, arbeitete er, ohne entfernt damit fertig zu werden. Sein Plan einer Mannheimer Dramaturgie (ähnlich der Hamburgischen Lessing's) wurde weder von der Deutschen Gesellschaft noch hernach in anderer Gestalt von Dalberg angenommen. Von Kritiken neuer Stücke hat S. dem Theaterausschuß nur eine, sehr dürftige geliefert, den Ausschuß am 28. Mai 1784 zum letzten Mal besucht. So wurde sein Ende August ablaufender Contract nicht wieder erneuert. Durch eine, wie er glaubte, ungenügende Aufführung eines seiner Stücke und durch litterarische Kritik, die er an den Bühnenleistungen übte, verschlechterten sich die Beziehungen zum Theater immer mehr und verleideten ihm den Aufenthalt. Nach Lösung des dramaturgischen Verhältnisses ging S. zur journalistischen Thätigkeit über. Unter dem 11. November 1784 (25. Geburtstag!) veröffentlichte er den Prospect einer Zeitschrift von allgemein belehrendem und unterhaltendem Charakter. Das erste Heft, „Rheinische Thalia“, erschien März 1785; der Titel entsprach dem Programm, wonach pfälzische Verhältnisse besonders berücksichtigt sein sollten; das fiel nach Schiller's Entfernung von Mannheim weg, und es erschienen weitere 11 Hefte als „Thalia“ bis 1791, vier weitere Bände „Neue Thalia“ 1792 und 1793. — Neben Unwohlsein, ökonomischer Bedrängniß und Conflict mit dem Beruf kamen noch persönlichste Wirren dazu, um die Mannheimer Zeit zu einer Periode unglücklicher Gemüthsverfassung zu machen, eines Schwankens zwischen fieberhafter Aufregung und müder Verzweiflung. S. wurde zwischen verschiedenen Liebesneigungen hin und her geworfen. Den ernsthaften Hintergrund der Absicht ehelicher Verbindung hatte die zu Margarethe Schwan, der Tochter des Buchhändlers, um welche S. noch von Leipzig aus, 24. April 1785, vergeblich anhielt. Zwei weitere Beziehungen unerwiderter Neigung sind noch bekannt. Am interessantesten und für später am bedeutsamsten ist aber die Beziehung zu Charlotte v. Kalb. Wir sind allerdings über den Charakter dieses Verhältnisses schlecht unterrichtet; denn Charlotte hat ihre Correspondenz mit S. vernichtet, und die Andeutungen ihrer viel später geschriebenen Memoiren, welche sich auf ihr Verhältniß zu S. beziehen lassen, sind, wie diese Memoiren überhaupt, in einem Orakelstil geschrieben,

der genaue Deutung nicht zuläßt. Charlotte, geb. Marschalk v. Ostheim, geboren 1761, war seit 1783 mit dem Major Heinrich v. Kalb vermählt und hielt sich häufig in Mannheim auf, wo sie S. am 9. Mai 1784 kennen lernte. Das freundschaftliche Verhältniß hat sich mit der Zeit in ein leidenschaftlicheres verwandelt, vielleicht erst im Februar 1785; Charlotte glaubte später, als S. sich verheirathete, Vorrechte an ihn zu haben, und Schiller's Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation", die 1786 erschienen, reden jedenfalls von Erlebtem; da aber die Phantasie in Schiller's Liebesverhältnissen stets eine Hauptrolle spielt, wird es vergeblich sein, Genaueres wissen zu wollen, wo bestimmte Zeugnisse fehlen. — Schon 1784 strebte S. von Mannheim fort; er war am 23.—29. December in Darmstadt und las bei Hof den ersten Act des Don Carlos vor; der zu Besuch anwesende Herzog Karl August von Weimar ertheilte ihm am 27. December den Titel eines Raths und sprach am 9. Februar 1785 brieflich den Wunsch aus, S. möchte noch mehr von sich hören lassen. Zunächst folgte aber S. einem andern Rufe. Anfang Juni 1784 hatte er aus Leipzig von Christian Gottfr. Körner und Ludw. Ferd. Huber sammt ihren Verlobten Minna und Dora Stock eine Sendung bekommen, welche hohe Verehrung für ihn aussprach; er war lebhaft bewegt, kam aber erst am 7. December dazu, zu danken; Körner antwortete am 11. Januar 1785 und lud S. ein, nach Leipzig zu kommen; S. enthüllte in einem Brief an K. vom 10. und 22. Februar seine ganze Lage. Nachdem K. durch ein reichliches Darlehen die Entfernung von Mannheim ermöglicht hatte, reiste S. Mitte April 1785 nach Leipzig ab und kam am 17. dort an.

Die Bekanntschaft mit Körner macht in Schiller's Leben Epoche. Der drei Jahre ältere Mann gewährt nicht nur der äußeren Existenz des Dichters eine Stütze, sondern auch seinem innern Leben einen Halt. Der pessimistische Zug eines zwischen heftigem Begehren und widerwilligem Verzichten hin und her geworfenen Seelenzustandes verschwindet fast plötzlich und macht immer größerer innerer Festigung Platz. Schiller's und Körner's Briefwechsel ist, alles zusammengenommen, die werthvollste unter den zahlreichen Correspondenzen des Dichters, die wir haben; er umfaßt die Lebensäußerungen des Menschen und des Schriftstellers zugleich und gibt durch die Vertrautheit dieses Verhältnisses Einblick in ganz intime Vorgänge, während er zugleich, bis zum Tode Schiller's über 20 Jahre sich erstreckend, die höchste biographische Bedeutung im Großen hat.

Die litterarische Production der Mannheimer Zeit ist in ihrer zweiten Hälfte nicht sehr reich. Vom Don Carlos erschien im ersten Heft der Thalia der erste Act mit einer Widmung an Karl August vom 14. März 1785, außerdem enthielt dasselbe eine Uebersetzung aus Diderot's noch ungedrucktem Jacques le fataliste: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache", einen enthusiastischen Brief über den Antikensaal zu Mannheim und einige dramaturgische Arbeiten: die Rede vom 26. Juni 1784, eine kurze Besprechung der Aufführungen vom 1. Januar bis 3. März 1785, einen Artikel „Wallensteinischer Theaterkrieg" gegen die Beschwerden der Schauspielerin Henriette Wallenstein und die von den Mannheimer Schauspielern 1784 beantworteten dramaturgischen Preisfragen.

In Leipzig traf S. nur Huber und die Schwestern Stock; Körner war Consistorialrath in Dresden. Das lebhafte Treiben der Stadt führte ihm in der Meßzeit manche Bekanntschaften zu; die bedeutendsten waren der Buchhändler Göschen, der bald sein Verleger wurde, und Karl Phil. Moritz. Nach kurzem Aufenthalt in Leipzig nahm S. in dem nahen Gohlis Wohnung. Das enthusiastische Gefühl der Freundschaft zwischen ihm und Körner wurde genährt durch ihre persönliche Zusammenkunft in Kahnsdorf am 1. Juli 1785; Körner's Hochzeit, am 7. August in Leipzig, wurde von S. durch Prosa und Verse ge-

feiert. In jene Zeit fällt das Lied „an die Freude“ mit der trunkenen Verherrlichung der verbrüdernden Macht edler Freude. Am 11. September 1785 zog S. nach Dresden und wohnte zunächst in Körner's Gartenhaus zu Loschwitz, vom Spätherbst an in Dresden selbst. Sein Hauptumgang war Körner's Familie; von der Dresdener Gesellschaft, welche litterarisch damals noch wenig bedeutete, scheinen die Freunde sich mehr zurückgezogen zu haben. Wir haben noch drei Zeugnisse des humoristischen Verkehrs in Körner's Hause, welche von S. stammen: „die Bittschrift“ vom Herbst 1785, eine Serie komischer Zeichnungen zu Körner's Geburtstag am 2. Juli 1786 und die derbe Posse „Körner's Vormittag“ (oder „Ich habe mich rasiren lassen“) zum 2. Juli 1787. Eine Episode in Schiller's Dresdner Leben ist eine Leidenschaft, die er zu der schönen Henr. Elisab. v. Arnim im Carneval 1787 faßte, die aber im Mai mit Enttäuschung endigte; ihr sind die Stammbuchverse „Am 2. Mai 1787“ gewidmet. Im Herbst 1786 knüpfte S. mit Schröder in Hamburg eine Correspondenz an; eine Einladung, sich in Hamburg niederzulassen, schlug S. aus. Dafür wurde 1787 durch Vollendung des Don Carlos auf's neue Verbindung mit Schröder und andern Bühnenleitern angeknüpft. Diese neue dramatische Leistung weckte wohl die Lust in S., ein bedeutenderes litterarisches Centrum aufzusuchen, vielleicht lockte auch der Umstand, daß Charlotte v. Kalb sich jetzt häufig in Weimar und auf dem benachbarten Gut Kalbsried aufhielt; am 20. Juli 1787 reiste S. nach Weimar ab.

Die bedeutenderen Arbeiten der Dresdener Jahre charakterisiren sich gegenüber den früheren durch Reinigung von manchen Auswüchsen cynischer und verwandter Art; damit geht leider auch mancher frische und populäre Zug verloren. Als positive Eigenschaft ist besonders der fast ekstatische Freundschaftscult zu nennen; die Neigung zu allzu optimistisch-idealer Darstellung, welche die Unebenheiten und Schatten mit einem breiten Pinsel überfährt und damit manches Störende, aber auch manches Charakteristische verwischt, stammt aus jener Zeit und tritt in ihr am meisten hervor. Sonst möchte die Neigung zu mystischen Problemen, welche weder früher noch später bei Schiller vorkommt, und zur Darstellung kirchlich-politischer Interessen und Conflicte charakteristisch sein. — Im Don Carlos faßt sich das am vollständigsten zusammen. Ueber Bauerbacher Anfänge des D. C. s. o.; im ersten bis vierten Stück der Thalia (1785 bis 1787) wurde das Stück bis Act 3, Scene 9 (Scene 7 der spätern Gestalt) veröffentlicht; einige Scenen waren nicht ausgeführt, sondern ihr Inhalt angegeben; im übrigen war diese erste Bearbeitung sehr umfangreich und enthielt manches Entbehrliche. Dieses wurde gestrichen, als 1787 das Stück vollendet und als Ganzes herausgegeben wurde: „Dom Karlos, Infant von Spanien“. Für die Ausgabe von 1801 (von da an Don Karlos) hat S. wieder zahlreiche Kürzungen und Aenderungen vorgenommen, weitere für die von 1805; damit war der Text der gewöhnlichen Ausgaben gegeben; im großen Zusammenhang des Ganzen unterscheiden sich die Gestalten von 1801 und 1805 nicht von der Gesammtausgabe von 1787. Von Anfang an waren die bisher genannten Veröffentlichungen des D. C. jambisch; 1787 hat S. für die Bühnen, welche sich zum Theil an jambische Dramen noch nicht wagten, eine Prosabearbeitung gemacht, welche erst nach seinem Tod gedruckt wurde; außer unbedeutenderen Einzelheiten charakterisirt sich dieselbe durch den zugefügten Schluß, der auf derbere Bühnenwirkung für Zuhörer langsameren Verständnisses berechnet ist: Carlos offenbart die Unschuld der Königin und ersticht sich. Minder von der gedruckten Fassung von 1787 abweichend ist eine von S. selbst herrührende Bühnenbearbeitung des jambischen Stücks. — D. C. wurde zuerst in Hamburg am 29. August 1787 aufgeführt; die Aufnahme war im ganzen günstig.

1788 veröffentlichte S. seine „Briefe über Don Karlos“, in welchen er besonders den Charakter Posa's und sein Verhältniß zu Carlos zu motiviren suchte. — Schiller's Quelle ist nicht die Geschichte, sondern die „nouvelle historique et galante“ Dom Carlos von Saint Real; möglicherweise hat auch Campistron's Andronic Einfluß gehabt; daß S. auch Otway's ebenfalls aus Saint Real geflossenen Don Carlos benutzt habe, ist behauptet, aber nicht bewiesen worden. — In stilistischer Beziehung zeigt D. C. einen großen Fortschritt zu edler, getragener Darstellung, bedingt in erster Linie durch das Versmaß; die Ausgabe von 1787 enthält allerdings noch manche später getilgte Schwächen. Durchgängig gehoben und von einer gewissen höfischen Feierlichkeit ist überhaupt der ganze Vortrag; populäre Wirkungsweise, Darstellung mittlerer, realistisch gedachter Charaktere bleibt durchaus fern, auch die Schurken haben etwas feierlich-pompöses an sich. Dieser vom historischen Realismus losgelöste Ton eignet den meisten späteren Dramen Schiller's, ist aber im D. C. auf seiner Höhe. In stofflicher Beziehung darf D. C. natürlich nicht als historisches Drama im strengen Sinn betrachtet werden. Auch innerhalb der Sphäre, in die es sich selbst stellt, der im Sinne des 18. Jahrhunderts philanthropisch-freisinnigen Dramatisirung eines auf historischer Grundlage ruhenden Novellenstoffes, hat das Stück seine Schwächen. Das Interesse wird durch die Zweiheit der Helden, Carlos und Posa, nicht gehoben, sondern getheilt, und keiner von beiden wirkt mit der überzeugenden Naturmacht einer ganzen Persönlichkeit, beide sind Träumer, gebrochene Menschen. Schließlich ergreifen die Personen des Gegenspiels, besonders Eboli und noch mehr Philipp, mit ganz anderer psychologischer Wahrheit, als die, für die wir zunächst erwärmt werden sollten; Philipp ist wirklich großartig gezeichnet. Die große Länge des Stücks ist mehr Hinderniß für vollständige Bühnenwiedergabe als für die Lectüre; aber doch thut sie einer drastischen Wirkung des Ganzen Eintrag. Wenn aber auch die Schönheiten mehr im einzelnen liegen und auch hier mehr für empfindsame Auffassung als für realistische Betrachtung echter Größe vorhanden sind, wird man doch nicht blind gegen sie sein dürfen und D. C. als Schiller's ersten Versuch idealistisch stilisirter Tragödie hochschätzen müssen.

Mit dem Gegenstand des D. C. hängen zusammen die Uebersetzung von Mercier's Précis historique seines Portrait de Philippe II. (ob von S. selbst?) und das Gedicht „Die unüberwindliche Flotte“, beide 1786; das Gedicht ist entstanden aus einer Beschreibung bei Mercier, und diese letztere war der französischen Uebersetzung des Andachtsbuches „Christ in der Einsamkeit“ von Crugot entnommen; daß S. direct aus Cr. geschöpft oder ein Gedicht von Cr. nur umgearbeitet habe, ist fälschlich geschlossen worden. Daß S. schon 1786 sich noch weiter mit Geschichte befassen wollte, zeigt die damalige Ankündigung der erst 1788 erschienenen „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen“. Der Plan des Dramas „Der Menschenfeind“, dessen vollendete Scenen 1790 veröffentlicht wurden, fällt in die Dresdner Zeit; ebenso der eines Epos „Julianus Apostata“, der unausgeführt blieb. Mehr wurde die für das journalistische Unternehmen der Thalia passende Novelle gepflegt. 1786 erschien „Der Verbrecher aus Infamie“ (später „D. V. aus verlorener Ehre“), die zu schlagender Wirkung knapp zusammengedrängte Geschichte des württembergischen Räubers Friedr. Schwan (vulgo „Sonnenwirthle“, † 1760), deren Stoff S. wohl zumeist aus Berichten Abel's kannte. In Dresden wurde auch noch der Anfang des „Geistersehers“ veröffentlicht, dessen Gegenstand (man vgl. Casanova oder Cagliostro) ebenso zeitgemäß war, als er mit dem des Don Carlos nach gewissen Seiten wie auch in der Ausführung Aehnlichkeit hat; das Ganze erschien erst 1789, aber unvollständig; S. war des Spielens mit diesen schillernden Ideen und Phantasien überdrüssig geworden. — Endlich erschienen 1786 die „Philosophischen Briefe“,

in welche die ältere (s. o.) „Theosophie des Julius“ eingeschaltet wurde; die Briefe des Julius sind von S., die Raphael's von Körner; das Ganze ist aber, was den philosophischen Inhalt betrifft, kaum über die Einleitung hinausgediehen; Julius, der enthusiastische Adept des schottischen Eudämonismus, sollte dem kritischen Raphael gegenübergestellt werden — Körner war eifriger Kantianer, und theils unter seinem theils unter Reinhold's Einfluß hat sich S., aber erst später, dem für ihn folgenreichen Studium Kant's zugewandt.

Als S. am 21. Juli 1787 in Weimar ankam, war Goethe noch in Italien, Karl August in preußischen Diensten abwesend. Charlotte v. Kalb führte S. ein; ein Anschluß an den Kreis der Herzogin-Mutter Anna Amalia wollte trotz anfänglicher Geneigtheit Wieland's nicht gelingen; zu Herder schienen sich anfangs bessere Beziehungen zu ergeben. Im August wurde Jena aufgesucht und die Bekanntschaft des kantischen Philosophen Karl Leonhard Reinhold sowie der Herausgeber der Allgem. Literatur-Zeitung, Gottlieb Hufeland und Christian Gottfr. Schütz, gemacht. Am 25. August ging S. nach Weimar zurück und verwuchs allmählich mehr mit dem dortigen Leben; zu Wieland ergab sich ein freundliches Verhältniß, S. wurde für einige Zeit Mitarbeiter am Teutschen Merkur und dachte sogar an Verbindung mit einer Tochter Wieland's; er dichtete zur Wiedereröffnung des Weimarer Theaters am 8. November 1787 den Prolog und verfaßte zum 30. Januar 1788 einen poetischen Glückwunsch an die Herzogin. In den Winter 1787/88 fällt Schiller's Bekanntschaft mit seiner späteren Frau. Die Wittwe des Landjägermeisters v. Lengefeld, geb. v. Wurmb, eine Verwandte der Familie v. Wolzogen, wohnte mit ihren Töchtern Karoline und Charlotte in Rudolstadt. Karoline war an einen Frh. v. Beulwitz verheirathet, aber meist von ihm getrennt; sie ließ sich später von Beulwitz scheiden, um 1794 ihren Vetter Wilhelm v. Wolzogen zu heirathen; sie ist Verfasserin der werthvollen biographischen Aufzeichnungen über S. Charlotte war am 22. November 1766 geboren. Eine frühere Reisebegegnung mit S. im Juni 1784 in Mannheim hatte wenig Eindruck hinterlassen. Im November 1787 besuchte S. seine seit 22. Juni 1786 mit Reinwald vermählte Schwester Christophine in Meiningen und die Familie v. Wolzogen in Bauerbach; auf der Rückreise nach Weimar mit Wilh. v. Wolzogen suchte er am 6. December die Familie v. Lengefeld in Rudolstadt auf. In Weimar traf er wieder mit Charlotte zusammen und schrieb ihr am 3. April 1788 das Gedicht ins Album, das später etwas verändert unter dem Titel „Einer jungen Freundin ins Stammbuch“ gedruckt wurde. Im Mai 1788 nahm S. Wohnung in Volkstädt bei Rudolstadt, im August in Rudolstadt selbst, wo er am 7. September im Lengefeldischen Haus Goethe zum erstenmal traf; am 12. November reiste er zum Winteraufenthalt nach Weimar. Da er in diesem Jahre seine erste größere geschichtliche Arbeit (Abfall der Niederlande) veröffentlicht hatte, wurde im December 1788, zum Theil auf Goethe's Betreiben, seine Berufung zum Extraordinarius in Jena beantragt und im März 1789 fand seine Ernennung, zunächst ohne Gehalt, statt. Er ging im März nach Jena, von dort nach Rudolstadt, am 11. Mai nach Jena zurück und hielt dort am 26. Mai mit großem Beifall seine Antrittsvorlesung, welche unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ veröffentlicht wurde. Die Beziehungen zu Charlotte v. Lengefeld waren in persönlichem und brieflichem Verkehr weiter gepflegt worden; am 3. August 1789 erklärte sich S. den Schwestern, erst im December auch der Mutter; Karl August gewährte einen bescheidenen Gehalt, der Herzog von Meiningen den Hofrathstitel; am 22. Februar 1790 fand in Wenigen-Jena die Trauung statt. S. hat sich, soweit wir überhaupt derartige Aeußerungen von ihm haben, stets beglückt über seine Ehe geäußert; Charlotte kam an lebhaftem Geist ihrer

Schwester nicht gleich, um so mehr hatte sie natürlichen Takt des Herzens und besaß Bildung genug, um S. auch eine litterarische Gehilfin sein und selbst kleinere litterarische Versuche wagen zu können. Außer dem eigenen Eheglück verdankte S. der Familie v. Lengefeld seit 1789 auch seine Beziehung zu dem Erfurter Coadjutor, späteren Kurfürsten von Mainz, Karl v. Dalberg (Bruder des Mannheimer Intendanten), der ihm manche Wohlthat erwiesen hat, und zu Wilhelm v. Humboldt, mit dem er später in befruchtendem geistigem Austausch lebte.

In den Arbeiten der Weimarer und der ersten Jenaer Zeit tritt die Poesie immer mehr zurück. Vor allem das Drama; wir haben nur die erst 1790 veröffentlichten Scenen „Der Menschenfeind", welche ihren Anfängen nach schon aus Dresden stammen; sie sind Torso geblieben, weil S. einsah, „für die tragische Behandlung sei diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch"; wir wissen nur, daß ein günstiger Ausgang geplant war. Seit 1788 studierte S. griechische Litteratur — die erste Spur seiner classicistischen Neigungen —; im Frühjahr 1789 erschien seine Uebersetzung der Iphigenie in Aulis (mit Ausnahme des Schlußberichts), nachher einige Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. An diese freien Uebertragungen kann man die noch freiere des zweiten und vierten Buchs der Aeneide in Octaven anreihen, welche seit 1789 geplant war, aber erst 1791 zur Ausführung, 1792 zur Veröffentlichung kam. — Von lyrischen Gedichten sind aus dem Jahr 1788 die „Götter Griechenlands", die viel angefochtene, poetisch sehr warm empfundene, aber im Grunde doch sehr ideologische Verherrlichung antiker Mythologie, und das große Lehrgedicht „Die Künstler" (1789 erschienen), in welches S. seine höchsten Ideen über die erlösende Macht des Schönen und die Einheit von Wahrem und Schönem niederlegte, welches aber, aus einer Menge bedeutender Schönheiten im Einzelnen zusammengesetzt, schon seiner Länge wegen kaum zu einer einheitlichen Gesammtwirkung gelangen konnte. In einem Almanach für 1789 erschien die Satire „Die berühmte Frau". Seitdem pausiert Schiller's selbständige poetische Production mehrere Jahre lang. Seit 1788 taucht mehrmals der Plan eines Epos über Friedrich d. Gr., 1791 statt dessen über Gustav Adolf auf; eine Hymne an das Licht wird 1792 geplant; nichts davon kam zustande. Erst 1793 begegnen Umarbeitungen eigener älterer Gedichte, 1795 lebhafte lyrische Neuschöpfung, zur gleichen Zeit wird Wallenstein in Arbeit genommen. — Den Hauptttheil der Production jener Tage nimmt die Prosa in Anspruch: litterarisch-kritische und noch mehr historische Werke. Die „Briefe über Don Carlos" erschienen 1788; ebenso die Recension von Goethe's Egmont, welche bei der höchsten Anerkennung der unvergleichlichen Darstellung den Charakter Egmont's als einen untragischen tadelt. Ebenso übt S. in der 1789 nicht vollständig erschienenen Zusammenstellung von Euripides' und Goethe's Iphigenie neben aufrichtiger Bewunderung auch ehrliche Kritik an Goethe. Man kann noch die 1791 erschienene Recension von Bürger's Gedichten (mit Bürger's Antikritik und Schiller's Erwiderung) anreihen, die bei richtiger Darlegung der Mängel Bürger's dessen eigenthümlichem Talente nicht gerecht wird. Unter den historischen Werken steht in erster Linie die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", deren erster und einziger Band von 6 geplanten 1788 erschien und bis 1567 reicht; S. war auf diese Studien durch Don Carlos gekommen. Es ist ihm gelungen, ein ungemein reiches und belebtes Bild des Gegenstandes zu zeichnen und zwar nicht, wie manche angenommen haben, auf Grund bloß secundärer Traditionen, sondern mit ganz respectabeln Quellenstudien; wenn das Werk vor den Forderungen moderner Schulen nicht überall bestehen sollte, so ist es dafür eines der ersten von bedeutenden Gesichtspunkten aus geschriebenen Geschichtswerke in

Deutschland gewesen. Als Vorarbeiten für die nicht erschienenen späteren Bände können die kurze Lebensskizze Egmont's (1789 erschienen) und die Schilderung der Belagerung von Antwerpen 1584 f. (erst 1795 publicirt) gelten; die bekannte Skizze „Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt" (1788) wird durch locale Reminiscenzen veranlaßt sein. Historischen Inhalts sind ferner noch die kleine Mittheilung über die Jesuitenregierung in Paraguay (1788) und die fast novellistisch behandelte Geschichte des würltembergischen Generals Rieger (s. o.) „Spiel des Schicksals", Anfang 1789 erschienen. In der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen", von der ein einziger Band 1788 erschien, ist außer der schon 1786 erschienenen Ankündigung nichts Schiller's sicheres Eigenthum.

Das erste Jahr von Schiller's Ehe ist das seiner angestrengtesten Thätigkeit. Schon die historischen Vorlesungen erforderten zeitraubende Vorbereitung; dazu kam noch ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, zum Theil schon des Gelderwerbs wegen. So hört man denn von 14 Stunden täglicher Arbeit. Mit Ausnahme weniger vorhin erwähnter Studien ist die ganze litterarische Arbeit Schiller's damals der Geschichte zugewandt. Zunächst einige kleine Aufsätze, die mit dem Studium der Universalgeschichte, Schiller's erstem Colleg, zusammenhängen. Die schon erwähnte Antrittsvorlesung eröffnet die Reihe. „Die Sendung Moses" (1790) ruht, was die Ansichten von egyptischer Geheimlehre betrifft, auf einem freimaurerischen Aufsatz Reinhold's nach dem Original Warburtons (S. selbst ist, mystischen Stimmungen und Symbolen nicht zugänglich, nie Freimaurer gewesen). „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" (1790) schließt sich in freierer Weise an Kant, „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" an, wie schon die Antrittsrede an Kant's „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" angelehnt war. In dem Aufsatz „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon" (1790) ist die erste Hälfte, Lykurg, nicht von S., auch nie von ihm beansprucht worden, sondern von seinem Stuttgarter Lehrer Joh. Jak. Heinr. Nast. Seit 1790 gab S. eine „Allgemeine Sammlung historischer Memoires" heraus; jeder Band sollte von einer Abhandlung von ihm begleitet sein. In dieser Sammlung sind von S., der die Beschäftigung damit bald aufgegeben hat, außer den „Vorberichten" u. ä.: ein kleiner Theil der Uebersetzung der Anna Komnena, die „universalhistorischen Uebersichten" über Kreuzzüge und die Zeit Friedrich's I., die Einleitung zu den Memoiren Sully's, während seine „Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen", nur eine verkürzende Bearbeitung von Anquetil's Esprit de la ligue ist; diese Nebenarbeiten erschienen 1790—1794. Die Idee eines „Deutschen Plutarchs" hegte S. seit 1788, es kam aber nichts zustande. Dagegen gab er seit 1791 einen „Historischen Calender für Damen" heraus. Von S. selbst erschien darin die im September 1792 vollendete „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" (Kal. für 1791, 92, 93), seine einzige größere historische Arbeit neben dem Abfall der Niederlande. Sie kann mit diesem sich an genauem Quellenstudium nicht vergleichen, hat auch diesen Anspruch nicht gemacht; aber es ist eine glänzende und von bedeutender Auffassung durchdrungene Darstellung, welche namentlich in einigen Höhepunkten der Erzählung und Charakteristik in ihrer Art unübertrefflich ist; für S. besonders wichtig, weil aus diesen Studien der Wallenstein herauswuchs. Von anderen Arbeiten des Kalenders ist höchstens die über Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel (1792) möglicher aber nicht wahrscheinlicher Weise Schiller's Eigenthum. Hierher sind noch Schiller's Vorreden zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot und zum Pitaval (beide 1792) zu ziehen; dagegen ist die Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Vieilleville's in den Horen 1797,

welche Körner in die gesammelten Werke aufnahm, nicht von S., sondern von Wilh. v. Wolzogen; S. hat sie nur durchgesehen und eine kurze Einleitung vorausgeschickt. Mit dem Jahre 1792, speciell mit der Vollendung des dreißigjährigen Kriegs, endet im wesentlichen Schiller's historische Schriftstellerei, welche er schließlich als eine von außen her auferlegte Arbeit empfand. Das war sie jedenfalls nicht von Anfang an. Unter allen Umständen hat sie nicht lediglich als Subsistenzmittel oder als Sammlung von Wissensstoff gedient, sondern zur Vertiefung der gesammten Anschauungsweise Schiller's beigetragen. S. geht bei seiner Geschichtsforschung von philosophischen Anschauungen aus, wie sie dem Jahrhundert gemäß waren: einer liberalen Aufklärung, dem Nachweis des Fortschritts der Menschheit dient die Historik; mag dabei den Thatsachen dann und wann Gewalt angethan sein und die Schranken der rationalistischen Anschauung sich nicht verleugnen, so sind doch diese schönen und in ihrem tiefsten Kern nicht veralteten Gedanken nirgends beredter und bei aller Begeisterung mit mehr Maß und Gerechtigkeit vorgetragen als bei ihm. Charakteristisch aber auch für die Geschichtsauffassung Schiller's ist es, daß er von der Geschichte zur Aesthetik übergeht; denn philosophisch, ästhetisch-teleologisch verfährt er schon als Historiker.

Die Ueberanstrengung der Kräfte führte zu einer Katastrophe. Bei einem Aufenthalt in Erfurt Ende 1790 und Anfang 1791 erkältete sich S.; nach seiner Rückkehr nach Jena verfiel er am 12. Januar 1791 in eine heftige Brustkrankheit, die sofort toddrohend wurde und deren chronische Folgen und Rückfälle sich durch sein ganzes Leben hindurchziehen. Nachdem die erste Gefahr vorüber, mußte für längere Zeit jede größere Anstrengung vermieden werden; die Vorlesungen wurden bis Herbst 1792 ausgesetzt. Erholungsreisen nach Rudolstadt, Karlsbad (Juli), Erfurt konnten Rückfälle nicht verhindern und zehrten die erarbeiteten Mittel auf. Karl August gewährte Unterstützung nach seinen beschränkten Kräften. Eine größere kam aus Dänemark, wo deutsche Litteratur hochangesehen war und Klopstock Unterstützung gefunden hatte. Außer Jens Baggesen, der mit S. persönlich bekannt war, waren Herzog Christian Friedr. von Augustenburg und Graf Schimmelmann Schiller's besondere Verehrer. Im Juni 1791 sollte zu Hellebek eine Ovation für S. veranstaltet werden, welche durch ein Gerücht von Schiller's Tod in eine Todtenfeier verwandelt wurde. Durch Baggesen mit Schiller's Umständen bekannt geworden, setzten Augustenburg und Schimmelmann am 27. November 1791 dem Dichter einen jährlichen Ehrengehalt von 1000 Thalern für 3 Jahre aus, welcher nach deren Ablauf auf zwei weitere Jahre verlängert wurde. Im April 1792 besuchte S. Körner in Dresden und hatte im September und October einen Besuch seiner Mutter und seiner Schwester Nanette. Dieser Besuch wurde 1793 erwidert. Anfangs August reiste S. mit seiner Frau nach Heilbronn, wo sie am 8. August ankamen. Da der Herzog von Württemberg erklärte, Schiller's Aufenthalt zu ignoriren, wurde derselbe im September nach Ludwigsburg verlegt. Dort wurde am 14. September Schiller's erstes Kind Karl geboren. In Ludwigsburg pflegte S. Umgang mit Eltern und alten Freunden, besonders Hoven, und begann dort seine ästhetischen Briefe an den Herzog von Augustenburg (s. u). Die Beisetzung des am 24. October gestorbenen Herzogs gab später das Motiv zu der Schilderung in der Braut von Messina (II 5). Im Frühjahr 1794 zog S. nach Stuttgart. Der von der Akademie her befreundete Dannecker verfertigte die kleinere, von den Kennern als besonders ähnlich bezeichnete Büste Schiller's, nach der er nach Schiller's Tod die weit bekannter gewordene größere geschaffen hat; ebenso wurde die ganze Familie S. damals von Ludovike Simanowitz porträtirt. Das Wichtigste in Schiller's Aufenthalt in Schwaben war aber seine Bekanntschaft mit Joh. Friedr.

Cotta, welche er durch die Vermittlung von Friedr. Haug machte, zuerst durch brieflichen Verkehr, dann durch einen Besuch Schiller's in Tübingen. Der geniale Buchhändler (über welchen jetzt Schäffle's Biographie nachzulesen) wollte auch Schiller's schriftstellerische Kraft für sich gewinnen. Bei einem Ausflug aus Stuttgart am 4. Mai 1794 wurde Cotta's Plan einer politischen Zeitung höheren Stils besprochen, deren Redaction aber S. ablehnte und welche erst 1798 (die noch existierende Allgemeine Zeitung) zustande kam, ebenso Schiller's Plan einer litterarischen Zeitschrift, welche unter dem Titel „Die Horen“ ins Leben trat. Cotta hat allmählich auch andere, zuletzt alle Werke Schiller's, dann Goethe's an sich gebracht und sich ebenso verdient um Schiller und die Seinigen gemacht, wie umgekehrt Schiller's und Goethe's Werke den Ruf seiner Firma gegründet haben, in deren Monopol sie bis 1865 geblieben sind. Schiller's Briefwechsel mit Cotta ist nicht nur eine litterarische Fundgrube ersten Ranges, sondern zeugt auch von dem schönsten persönlichen Verhältniß wie von der eminenten Geschäftsgewandtheit Schiller's. — Kurz nach der genannten Besprechung reiste S. wieder nach Jena, wo er am 15. Mai 1794 ankam. Er hat seine schwäbische Heimath nicht wieder gesehen. Anfang 1795 erhielt er einen Ruf an die Universität Tübingen, den er aber ausschlug, da er durch neue Bande an Thüringen gefesselt war.

S. hat bei seiner Rückkehr nach Jena mehrere wichtige Verbindungen angeknüpft. W. v. Humboldt trat ihm jetzt, in Jena wohnhaft, näher und hat ihm gleich in den nächsten Jahren durch seine philologisch geschulte Kritik gute Dienste bei seiner lyrischen Production geleistet, wie denn auch Schiller's ästhetische Beschäftigungen seinem Sinne nahe lagen. Ein nicht stets ungetrübtes Verhältniß, dem aber die gegenseitige Achtung nie fehlte, entspann sich zu Fichte; 1796 kamen die Brüder Schlegel, welche von anfänglich guten Beziehungen bald zu Feindseligkeiten gegen S. übergingen, so daß dieser 1797 mit ihnen formell abbrach. Freundlich war das Verhältniß zu den schwäbischen Landsleuten Niethammer und Schelling (dieser erst seit 1798 in Jena), besonders aber zu Hölderlin, der 1794/95 in Jena lebte und sich persönlich und litterarisch eng an S. anschloß. Weitaus am wichtigsten war aber die Anknüpfung eines genaueren Verkehrs mit Goethe. Die Freundschaft zwischen beiden ist in der Litteraturgeschichte einzig; es sind zwei Großmächte, die, durch Naturbeschaffenheit und historische Verhältnisse einander zuvor fern, fast widerwärtig gegenüber stehend, im rechten Augenblick sich treffen und eine Allianz schließen, die, durch beiderseitige Interessen hervorgerufen, alsbald auch zu wirklicher Sympathie führt und dadurch die Gewähr unerschütterlichen Bestands in sich hat. Ehe man den Briefwechsel mit Körner kannte, mochte die Innigkeit des persönlichen Verhältnisses zu Goethe leicht überschätzt werden; so völlig intim wie das zu Körner ist es nie geworden, aber es ist doch eine wahre Freundschaft im besten Sinne. Unabsehbar ist die litterarische Bedeutung dieses Verhältnisses; beide sind durch einander der Poesie wieder zugeführt worden, und ihre Production ist von nun an durch ihren Ideenaustausch mannigfach bestimmt. Mancher wird neben dem Licht auch Schattenseiten finden: das formalistische, antikisirende Princip, das bei S. immer stärker zur Geltung kommt, wurde durch den damaligen Goethe jedenfalls gestärkt, und das litterarische Bündniß beider hat in den Xenien auch minder erfreuliche Erscheinungen gezeitigt; aber Niemand wird die großen positiven Früchte dieses Dichterbundes verkennen, aus dem Schiller's reifste Arbeiten hervorgegangen sind und der auch bei Goethe eine Anzahl der schönsten Producte erzeugt hat. — Eine erste Begegnung Schiller's und Goethe's hatte am 7. September 1788 (s. o.) stattgefunden; ein paar weitere hatten zu keiner Annäherung, eher zur Erkenntniß der großen Verschiedenheit zwischen beiden geführt.

Als S. von Schwaben zurück war, sammelte er Mitarbeiter für die „Horen“ und forderte am 13. Juni 1794 auch Goethe zur Theilnahme auf; Goethe antwortete zusagend und benutzte im Juli einen Besuch in Jena zu persönlicher Besprechung. Durch den Brief vom 23. August, worin S., das Verhältniß zwischen Vergangenheit und Leistungen der beiden besprechend, „die Summe von Goethe's Existenz zog“, und einen längeren Besuch Schiller's in Weimar während des Septembers wurde der Grund zur Freundschaft gelegt, und noch im selben Jahre wurde der lebhafte Austausch ihrer litterarischen Pläne und Erzeugnisse eingeleitet.

Schiller's damaliges Unternehmen, auf das er viel setzte, waren die Horen. Sie begannen glänzend mit dem J. 1795 und S. hat ihnen sein bestes anvertraut. Goethe that das weit weniger, andere blieben noch mehr zurück und Anfang 1798 wurde die Zeitschrift aufgegeben. — Die Jahre von Schiller's Erkrankung bis zum Wiederbeginn poetischer Arbeit, 1791—1795, sind durch ästhetische Studien bezeichnet, und diese ruhen, im Unterschied von den viel unbedeutenderen Arbeiten früherer Zeit, auf der philosophischen Anregung, die S. durch Kant erhalten hat. Was S. von diesem zuvor gelesen hatte, wie die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, gehörte der angewandten Philosophie an und war nur seinem historisch-politischen Denken zugute gekommen. Nach seiner schweren Erkrankung las S. im Februar und März 1791 die neu erschienene „Kritik der Urtheilskraft“, welche den größten Eindruck auf ihn machte, später die beiden älteren Vernunftkritiken. In allen seinen ästhetischen Werken ist nun der Einfluß Kant's bedeutend, mitunter bestimmend. Völlig von Kant abhängig sind sie nie, sie verhalten sich zu ihm anknüpfend, modificierend, fortführend, auch bekämpfend. Dem Inhalt nach ist S. oft von Kant ganz unabhängig, auch in der Form nicht immer in seinen Bahnen; die Grundzüge seiner positiven ästhetischen und ethischen Ansichten wurzeln in ihm selbst, aber sie hätten ohne Kant nicht diese Darstellung erhalten, wenn sie überhaupt an die Oeffentlichkeit gekommen wären. Wenn man mindestens an einem Punkt Schiller's Stellung zu Kant nicht als einen Fortschritt diesem gegenüber bezeichnen kann — in der öfters wiederholten Behauptung eines „mönchischen“ Rigorismus der Kantischen Ethik, deren autonomistisches Princip S. der Denker doch anerkannte, nur S. der Poet gerne übersprungen hätte —, so hat er an anderen Orten Kant's Lehren aufs schönste erweitert; und wie S. neben Kant selbst als der einzige bedeutende Aesthetiker Kantischer Richtung bezeichnet werden kann, so hat er in der Geschichte der Aesthetik überhaupt einen sehr hohen Rang zu beanspruchen.

Man kann drei Gruppen unter Schiller's ästhetischen Schriften unterscheiden, die in der Hauptsache sich zeitlich und stofflich sondern lassen. Er beginnt mit systematischen Untersuchungen; diese bilden eine erste Gruppe, die wieder in zwei kleinere zerfällt. Im Sommer 1790 las S. über Aesthetik der Tragödie. Auf diesen Vorlesungen beruhen wohl die zwei ersten Aufsätze, welche das Studium Kant's zeigen und sich seiner Begriffe bemächtigen, aber nicht wesentlich davon abhängig sind: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst“, Ende 1791 verfaßt, Anfang 1792 veröffentlicht. Der erste Aufsatz geht von Kantischen Begriffen aus und gelangt zu einer sehr bedeutsamen philosophischen Begründung der ästhetischen Bedeutung des Tragischen, welches gefällt, weil es in scheinbarem Conflict mit dem Zweckmäßigen höhere Teleologie zeigt; wichtig ist namentlich die Stellungnahme zu der Frage über das Verhältniß der Tragödie zur Ethik, welches bei Lessing noch unsicher blieb: sie hat keinen sittlichen Zweck, sondern wie alle Kunst den des Vergnügens, aber sie erreicht ihn eben durch Darstellung sittlicher Probleme. Die

zweite Abhandlung schließt sich weit mehr an Lessing als an Kant an, erklärt den Affect des Mitleids und aus ihm die Tragödie in selbständiger Weise, die von Lessing abweicht und der Bernaysischen Theorie der Katharsis nahe kommt; Aristoteles selbst hat S. erst später (1797) gelesen. — Es folgt eine Pause von mehr als einem Jahr. Bei seinem Dresdner Aufenthalt 1792 verabredete S. einen ästhetischen Briefwechsel mit Körner, von welchem Ende 1792 und Anfang 1793 einiges höchst interessante zustande kam; im Winter 1792/93 las S. über Analytik des Schönen, ein Theil einer Nachschrift wurde 1806 von Ch. F. Michaelis veröffentlicht; endlich wollte S. eine Schönheitslehre unter dem Titel „Kallias“ zu Ostern 1793 veröffentlichen, was nicht zustande kam. Nichts ist für die Kenntniß von Schiller's philosophischer Aesthetik mehr zu bedauern; denn nach den Proben, welche die Briefe an Körner geben, wäre hier eine zusammenhängende rein philosophische Deduction des Schönen gegeben, dessen geometrischer Ort im System der Philosophie bestimmt worden. Was wir haben, geht tiefer in die eigentliche Speculation hinein, als alles andere von S.; hier findet sich die berühmte Bestimmung des Schönen als „Freiheit in der Erscheinung (oder Analogie eines Gegenstandes mit der Form der praktischen Vernunft)“. Nur Theile des ganzen Planes sind zur Ausführung gekommen. Am bekanntesten ist „Ueber Anmuth und Würde“, Mai und Juni 1793 verfaßt, noch 1793 in der neuen Thalia und besonders veröffentlicht. Die Definition der Anmuth als bewegter Schönheit fand sich schon im Laokoon; das weitere führt Kantische Ideen in origineller Form und mit viel Geist fort; man kann die Beziehung, in welche die Anmuth zur Sittlichkeit gesetzt ist, bezweifeln, muß aber die Fülle seiner Aperçüs bewundern. Während der Abschnitt über Würde der minder hervorragende sein dürfte, ist dann das Erhabene in seinen verschiedenen Unterabtheilungen Gegenstand besonderer Arbeiten. „Vom Erhabenen“ entstand und erschien 1793; „einige Jahre nachher“, sagt die Gesammtausgabe, (vielleicht 1796) wurde der populärer und rhetorischer gehaltene Aufsatz „Ueber das Erhabene“ verfaßt und deshalb neben diesem letzteren von dem älteren Aufsatz „Vom Erhabenen“ nur der zweite Theil „Ueber das Pathetische“ 1801 in die kleineren prosaischen Schriften und daraus in die gesammelten Werke aufgenommen. In dem Aufsatz „Vom Erhabenen“ ist das „Praktisch-Erhabene“ (Kant's Dynamisch-Erhabenes) besprochen; das „Theoretisch-Erhabene“ (Kant's Mathematisch-Erh.) in den 1793 erschienenen „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“. Aus derselben Zeit werden wohl auch die erst 1802 in den kleineren prosaischen Schriften veröffentlichten „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ sein, welche öfters an Lessingische Ausführungen anknüpfen. — Eine zweite Gruppe von Schriften ist mehr ethischer Art und zunächst durch äußere Umstände hervorgerufen. S. hatte der Entwicklung der französischen Revolution mit Sorgen zugesehen und war im J. 1792 soweit gelangt, ein Memoire für Ludwig XVI. schreiben zu wollen — zufällig war im nämlichen Jahr das französische Bürgerrecht ihm mit anderen um die Sache der Freiheit verdienten Männern verliehen worden, aber er hat das Diplom erst im März 1798 erhalten. Seine Ansichten über den Ausweg aus den Zeitnöthen zu entwickeln und zugleich sich für seine Pension dankbar zu erweisen, richtete er an den Herzog von Augustenburg vom 9. Februar 1793 an eine Anzahl von Abhandlungen in Briefform; es müssen im ganzen 9 gewesen sein, deren Abfassung etwa bis zum Anfang 1794 sich erstreckt haben wird, der letzte datierte, Nr. 6, ist vom 3. December 1793. Am 26. Februar 1794 gingen diese Briefe beim Schloßbrand in Kopenhagen unter und S. unternahm eine Neubearbeitung; durch einen Zufall haben sich aber die 6 ersten und die erste Hälfte des siebenten Briefes in Abschrift erhalten und sind 1876 von Michelsen veröffentlicht worden. Brief 1

ist bloß persönliche Einleitung; aus 2—5 und 7 hat S. 1794/95 die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen gemacht, mit einer Menge von Erweiterungen und Umgestaltungen; aus 6 den Aufsatz „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ mit wenigen Aenderungen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die verwandten und um dieselbe Zeit mit diesen publicirten Aufsätze „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen“ und „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten“ aus den verlorenen Briefen (7 fin.?), 8 und 9 umgearbeitet sind. In den Horen erschien 1795 „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“, im ganzen 27 Briefe; 17—27 führten den Titel „Die schmelzende Schönheit“. Gegenüber den ursprünglichen Briefen an den Herzog von Augustenburg tritt in der neuen, bedeutend umfangreicheren Fassung die philosophische Schulterminologie mehr hervor, nicht ohne an manchen Orten sich mit einem gewissen flimmernden Pathos seltsam zu verbinden. Es sind höchst bedeutsame Gedanken vorgetragen, in welcher Weise die ästhetische Cultur, der „Spieltrieb“ des Menschen, ein Gleichgewicht zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit herstelle und dadurch als regulatives Princip im Leben des Einzelnen und der Völker von größtem Werth sei; freilich werden diese Gedanken, in Praxis umgesetzt, allzu leicht zu Ideologien, und auch S., so sehr er sich der rein speculativen Bedeutung solcher Ideen bewußt war, ist dieser Klippe nicht ganz entgangen. Nüchterner und klarer sind die drei weiteren Aufsätze, welche das Verhältniß von Schönheit und Sittlichkeit behandeln: „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“ und „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten“, beide 1795 erschienen und in den prosaischen Schriften 1800 zu einem Aufsatz „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ vereinigt, sowie der 1796 erschienene Aufsatz „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“. — Eine dritte Gruppe bilden die Aufsätze, welche 1800 in den prosaischen Schriften unter dem Titel „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ vereinigt wurden. Der erste derselben, „Ueber das Naive“, wurde im Herbst 1794 begonnen, durch die Umarbeitung der Briefe über ästhetische Erziehung unterbrochen und September/October 1795 vollendet; er erschien noch 1795; es folgten „Die sentimentalischen Dichter“, November 1795 verfaßt, December 1795 erschienen, und „Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend“, Januar 1796 vollendet und veröffentlicht. In diesen Aufsätzen macht sich schon die damals bei S. begonnene Umkehr zur praktischen poetischen Production geltend, der Umgang mit Goethe trägt zu entschiedenerer Richtung auf das Concrete bei. Die Aufsätze versuchen nicht mehr so tief wie die früheren in den metaphysisch-speculativen Ursprung des Schönen und seiner Erscheinungs- und Wirkungsweisen einzudringen, sie halten sich in ihrer Art mehr an Lessing's Weise, indem sie die Verschiedenheit der Kunstarten aufzuzeigen und herzuleiten unternehmen, nur gemäß dem durch Kant zuerst gemachten Fortschritt nicht, wie Lessing, aus der Verschiedenheit des Objects, sondern aus der verschiedenen Verfassung des Subjects. Der Ausgangspunkt der Untersuchung mag etwas einseitig gewählt sein, sofern der Unterschied des naiven und sentimentalischen Dichters auf das Verhalten zur Natur (d. h. natürlichen Wirklichkeit) zurückgeführt wird; jedenfalls gehören die hier entwickelten Begriffe und Kategorien zu den bedeutendsten Errungenschaften der Aesthetik — oder speciell der Poetik, denn die praktischere Richtung dieser Arbeiten zeigt sich auch darin, daß sie sich wesentlich auf die Poesie beschränken. — Außer diesen Hauptarbeiten sind noch ein paar äußerlich veranlaßte zu nennen: „Ueber Matthissons Gedichte“ (1794), „Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795“ (1794); ferner noch 1800 in Goethe's Propyläen eine Kritik malerischer Konkurrenzent-

würfe. Die Gesammtsumme der ästhetischen Thätigkeit Schiller's ist eine höchst bedeutende; er hat die Wissenschaft an mehreren Punkten um fruchtbare Gedanken bereichert, wenn er auch in der Form seines Vortrags, mit Ausnahme etwa der Aufsätze über naive und sentimentalische Dichtung, nicht immer glücklich zwischen philosophischer Begriffsschärfe und populär-rhetorischer Darstellung sich bewegt. Man kann seine Aesthetik kurz als die des Dualismus zwischen Stoff und Form, Materie und Geist, Natur und Sittlichkeit bezeichnen, wobei das Schöne eben in der harmonischen Ueberwindung des Gegensatzes gefunden wird; freilich neigt bei aller Gerechtigkeit gegen das sinnliche Element das specifische poetische Talent des Verfassers zu sehr nach der Seite des Spiritualismus, um nicht diesem das Uebergewicht zu geben und einmal bis zu dem Ausspruch zu führen: „Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen". Wenn in diesem Dualismus Schiller's Aesthetik den stricten Gegensatz bildet zu der ihr sofort nachfolgenden romantischen Aesthetik in Schelling's Identitätsphilosophie, so führen andererseits eben die Romantiker Schiller's Werk einfach weiter, indem sie den idealistisch-einseitigen Grundgedanken der reinen Schönheit bis zu dem Punkte führen, wo er sich überschlägt. In dieser Idee der reinen Schönheit liegt Schiller's und Goethe's Unterschied von der Aesthetik der Sturm- und Drangperiode ihrer eigenen Jugend, welche auf das Charakteristische und Naturalistische gerichtet war. In diesem Schönheitsideal liegt die Gefahr der stofflichen Inanition, welcher dann die Romantiker verfallen sind und die bei ihnen sehr schnell durch das wahllose Formvirtuosenthum hindurch zur Herrschaft roher Stoffmasse geführt hat. S. und Goethe wußten noch Halt zu machen und ihr, speciell Schiller's Verhältniß zu den Romantikern ruht eben auf diesem Gegensatz, der sich zwischen solchen, die denselben Ausgangspunkt hatten, viel erbitterter gestalten mußte, als wenn der Ausgangspunkt ein ganz verschiedener gewesen wäre.

Im November 1795, als S. noch mit der Arbeit über naive und sentimentalische Dichtung beschäftigt war, schrieb er: „Ich habe nunmehr auch allen speculativen Arbeiten und Lesereien, obgleich mir darin noch so viel zu thun übrig wäre, auf unbestimmte Zeit entsagt". Er war damals schon in lebhafter poetischer Thätigkeit. Der Plan des Wallenstein schwebte ihm bereits vor; zunächst aber finden wir ein paar Jahre lebhafter lyrischer Production. Einen äußeren Rahmen für die Veröffentlichung der von 1795 an in rascher Folge entstandenen lyrischen und verwandten Gedichte bot der „Musen-Almanach", der für 1796 bei Michaelis in Neustrelitz, für 1797, 98, 99, 1800 bei Cotta unter Schiller's Redaction erschien, dann wegen der energischeren und ausschließlicheren Zuwendung zum Drama aufgegeben wurde; auch die Horen enthielten manche Gedichte Schiller's; mit dem Gesagten stimmt es zusammen, wenn die weitaus meisten Gedichte von 1795 und 1796, eine ziemliche Anzahl noch von 1797 ist, von da an nur noch wenigere nachfolgen. In den Jahren 1800 und 1803 hat dann S. seine Gedichte (die Jugendgedichte der „Anthologie" nur zum kleinsten Theil und sehr verstümmelt) in zwei Bänden vereinigt. Die Gedichte seines letzten Jahrzehnts haben zu einem sehr guten Theil seinen Ruf, namentlich in weiteren Kreisen, verbreiten geholfen. Der reinen Gefühlslyrik hat S., seiner Grenzen jetzt genau bewußt, weit mehr als in der Jugend entsagt. Um so größer, reicher und harmonischer ist er jetzt, zumal in der Gedankenlyrik, die insbesondere den Anfang seiner wiedererwachenden Thätigkeit, das Jahr 1795, charakterisirt und in welcher er, von dem athemlosen Pathos und der didaktischen Breite der „Künstler" zurückgekommen, öfters Unübertreffliches geleistet hat. Wenn mehrere der hierher gehörigen Gedichte echt lyrischen Fluß der Melodie haben, so neigen andere mehr zu epigrammatischer Zuspitzung. Dies gilt zumal von denen des Jahres 1796. Gegen Ende 1795 studirte S. den Martial und

faßte den Gedanken einer Sammlung von „Xenien“ nach dessen Muster. Goethe ergriff denselben eifrig und beide wetteiferten nun im Verfassen solcher bald harmloseren bald bösartigeren Epigramme. Nach gehöriger Sichtung erschienen im Musenalmanach für 1797 die Xenien; es ist bei vielen, besonders mit Hülfe der Notizen von Schiller's Frau, gelungen, die Autorschaft für S. oder für Goethe zu sichern; bei vielen muß dieselbe zweifelhaft bleiben und es kann nur im allgemeinen festgestellt werden, daß Schiller's Xenien, wie er der Vater des ganzen Gedankens war, auch den Vorzug der epigrammatischen Schärfe vor Goethe's entschieden verdienen. Nicht immer haben sich beide Dichter, und besonders S., in den Grenzen humaner Milde bei diesen Invectiven gehalten, in welchen die verschiedensten zeitgenössischen Dinge und Personen besonders der litterarischen Sphäre durchgenommen wurden; der Ton der romantischen Polemik kann aber zeigen, wie sehr man an erregten und absprechenden Vortrag solcher Dinge damals gewöhnt war, und die zahlreichen Entgegnungen, welche auf die gierig verschlungenen Xenien erschienen, sind zumeist so unbedeutend, theils larmoyant, theils gemein, daß Goethe's Aeußerung begründet war: „Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestillirt werden“. — Der Musenalmanach für 1798 ist besonders charakterisirt durch die Balladen, nach welchen man ihr Entstehungsjahr, 1797, auch als das „Balladenjahr“ bezeichnet; die größere Hälfte der allbekannten Balladen Schiller's ist damals, die kleinere in den folgenden Jahren gedichtet. Der Musenalmanach für 1799 brachte wenig mehr von S. selbst, der für 1800 als würdigsten Abschiedsgruß noch das Lied von der Glocke, das auf weit ältere Anregungen zurückgeht, aber erst 1799 vollendet ist.

Viel wichtiger als diese lyrische Production ist die neben ihr wieder aufstrebende und sie dann ganz in den Hintergrund drängende dramatische, eröffnet durch den Wallenstein. Das äußere Leben Schiller's in der Zeit, da er an diesem Drama arbeitete, ist wenig ereignißreich; fast nur Familienvorgänge. Am Lazarethfieber, das sich durch Verwundete auf der Solitüde eingenistet hatte, starb Schiller's jüngste Schwester Nanette, die sich dem dramatischen Beruf nicht ohne Talent zu widmen gedachte, am 23. März 1796; am 7. September 1796 der Vater, der an heftigen rheumatischen Uebeln gelitten hatte; beide sind auf dem Kirchhof des nächsten Dorfes Gerlingen begraben. Die Mutter zog nach dem benachbarten Leonberg; von dort siedelte sie December 1801 nach Stuttgart und dann nach Cleversulzbach bei Weinsberg zu ihrer an den dortigen Pfarrer Frankh verheiratheten Tochter Luise über, wo sie am 29. April 1802 starb; Ed. Mörike hat 1837 als Pfarrer von Cleversulzbach ihr Grab durch einen Stein geziert. Am 11. Juni 1796 wurde Schiller's zweiter Sohn Ernst, am 11. October 1799 seine erste Tochter Karoline geboren, diese mit lebensgefährlicher Erkrankung ihrer Mutter, die aber glücklich geheilt wurde. Am 2. Mai 1797 bezog S. seinen neugekauften Garten in Jena. Im nämlichen Jahr wurde er zum Mitglied der Stockholmer Akademie, 1798 zum ordentlichen Honorarprofessor in Jena ernannt, lediglich der Auszeichnung wegen, denn seine Vorlesungen hatte er schon seit 1793 aufgegeben.

Das Werk der Jahre bis 1799 ist Wallenstein, Schiller's größtes Drama in jedem Sinne des Wortes. Der Gegenstand war ihm durch seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges nahe gerückt; schon während der Arbeit an diesem Werk taucht der Gedanke dramatischer Bearbeitung auf, wird aber erst seit 1794 lebendiger und gewinnt seit October 1796, nach Absolvirung der ästhetischen Arbeiten und der Mehrzahl der Gedichte, festere Gestalt. Von da an dauert die Arbeit noch mehr als zwei Jahre; S. hat für dieselbe mindestens ebenso ausgedehnte historische Studien gemacht wie für sein geschichtliches Werk. Nach=

dem S. zuerst hatte Prosa wählen wollen, ging er bald zu dem jambischen Versmaß, mit Ausnahme des nur die Situation exponirenden, daher nicht streng dramatischen Vorspiels über, für das er sehr glücklich die frei behandelten alten Reimpaare wählte. Am 17. März 1799 war das Ganze vollendet; Piccolomini und Tod bildeten ursprünglich ein Stück, wie sie denn auch in ihrer Handlung unmittelbar zusammenhangen, die Theilung in 2 fünfactige Stücke erfolgte nur der Länge wegen. Die erste Aufführung des Lagers erfolgte in Weimar am 12. October 1798, zugleich zur Wiedereröffnung des Theaters, wozu S. auch den Prolog dichtete; die der Piccolomini am 30. Januar 1799, die des Ganzen am 15., 17., 20. April 1799. Im Druck sollte Wallenstein ursprünglich Ostern 1799 erscheinen, kam aber wegen der Abmachungen mit den Theatern erst 1800 heraus. — Wallenstein ist schlechthin Schiller's größte dramatische Leistung und in seiner Art einzig. Die Vorstellung einer Trilogie muß man fallen lassen; das Lager ist ein bloßes Vorspiel ohne Handlung und die Piccolomini sind kein dramatisches Ganzes für sich. Die Handlung des eigentlichen Dramas (Piccolomini und Tod zusammen) ist lang, aber nicht gedehnt, noch auch durch schwer übersehbare Verwicklungen wie im Don Carlos in die Länge gezogen. Am ehesten wäre das von den Episoden zwischen Max und Thekla zu sagen. Diese Liebe ist an sich eine dramatisch wohl motivirte Erfindung, denn Max wird durch sie taub und blind gegen alles, was um ihn vorgeht, und so kann er Wallenstein nicht warnen; ebenso ist die Person des Max selbst und sein Verhältniß zu Wallenstein vortrefflich gedacht; nicht nur lernen wir dadurch an dem Realisten Wallenstein eine schöne menschliche Seite kennen (s. besonders Wallenstein's Tod V 3), sondern Maxens Existenz ist ein wichtiges Rad in dem Uhrwerk des Ganzen: die Tragik, soweit sie aus der Situation fließt, ist die, daß er der einzige ist, der zugleich Freund Wallenstein's und Feind seines Abfalls ist, und daß dieser einzige den Abgrund erst sieht, wie es zu spät ist; dadurch ist gewissermaßen die Tragik der Umstände mit der aus Wallenstein's eigenem Charakter fließenden tragischen Nothwendigkeit verbunden. Aber daß der sentimental-platonische Charakter jener Liebe zwischen Max und Thekla den Ton des Ganzen widerwärtig stört, sollte nicht geleugnet werden. Das übrige Stück zeigt nichts von solcher Schönseligkeit. Nirgends hat S. seinen Hang zur Idealisirung sei es ins Gute sei es ins Böse so sehr unterdrückt wie eben im Wallenstein; er selbst äußert sich öfters, wie wenig Sympathie er seinem Helden abgewinnen könne. Objectivität und Realismus herrscht hier, wie bei S. in den Jugendstücken nie in diesem Maße, in den späteren ohnehin nie. Die Figur Wallenstein's hat nur gewinnen können, indem sie nicht ins Idealistische verzeichnet wurde; sie hat genug Größe und zugleich, namentlich durch den meisterhaft verwendeten Sternglauben, genug tragische Blindheit neben aller Verstandeshelle an sich, um ohne jede Idealisirung großartig zu wirken. Wallenstein ist vor allem Charaktertragödie, auch in dieser speciellen Hinsicht das größte, was S. geleistet; die Schicksalsbestimmung ist lediglich als psychologisches Vehikel der Handlung gebraucht, und es ist verkehrt, schon hier den griechischen Schicksalsbegriff bei S. finden zu wollen. Neben dem Helden selbst breitet sich die Umgebung in allerlei feinen Abstufungen der Charakteristik aus, hebt ihn, macht ihn verständlich, ohne je seine Figur aus dem Mittelpunkte des Interesses zu rücken. Auch in den Nebenfiguren ist alles mit energischem Strich gezeichnet, und hier zum letzten Mal finden wir (auch abgesehen von dem Lager, das in seiner Art durch nichts von modern-altdeutscher Poeterei entfernt erreicht wird) auch komische Züge gebraucht und zur Steigerung der Gesammtentwicklung aufs beste verwendet.

Auf den Wallenstein, dessen mehrjährige und zögernde Ausarbeitung die zweite dramatische Periode Schiller's ebenso einleitet, wie die mehrjährige Arbeit

am Don Carlos die erste schließt, folgt wieder wie in den Jugendjahren eine rasche Folge dramatischer Productionen; neben den eigenen Werken stehen noch zahlreichere Bearbeitungen fremder, so daß die letzten Lebensjahre Schiller's eine Zeit angestrengtesten, aber im Gegensatz zu manchen früheren Brodarbeiten auch freudigsten Schaffens bilden, das freilich, dem schwachen Körper abgerungen, nicht zu dessen Besserung beitrug. Einmal wieder mit dem Theater in Berührung gekommen, von der akademischen Thätigkeit längst entfernt, wünschte S. der Bühne näher zu sein und siedelte am 3. December 1799 nach Weimar, seinem letzten Wohnsitz, über. Er war für das dortige Theater, das jetzt in die Zeit seiner classicistischen Blüthe eintrat, schon früher thätig gewesen und hat für dasselbe eine Anzahl von Bearbeitungen geliefert, die nur zum Theil in die gewöhnlichen Ausgaben seiner Werke übergegangen sind. S. selbst hat herausgegeben die zwei Bearbeitungen fremdsprachlicher Dramen: Shakespeare's Macbeth, vom Januar bis März 1800 bearbeitet, und Racine's Phädra, für den 30. Januar 1805 übersetzt; manche Vorwürfe, die man ihm wegen abschwächender Idealisirung des ersten Stücks gemacht hat, wären vielleicht unterblieben, wenn man die Bestimmung für ein modernes Theaterpublicum erwogen hätte. Turandot, im Winter 1801/1802 entstanden und am 30. Januar 1802 zum Geburtstag der Herzogin aufgeführt, ist freie Bearbeitung des Märchens von Gozzi nach einer prosaischen deutschen Uebersetzung. Erst nach Schiller's Tod erschienen in seinem „Theater“ die Uebersetzungen der zwei französischen Lustspiele des Picard „Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“, die sich, bei dem völligen Mangel eigener poetischer Arbeit von Seiten Schiller's, in seinen Werken ziemlich seltsam ausnehmen, so munter sie zu lesen sein mögen. Erst durch die Bemühungen kritischer Herausgeber sind die Bearbeitungen von Goethe's Egmont und Lessing's Nathan bekannt geworden; die des Othello von Heinrich Voß hat S. durchcorrigirt; seine Thätigkeit beim Insceniren anderer Stücke ist für uns nicht mehr genau controlirbar.

Viel wichtiger sind die eigenen dramatischen Arbeiten. Ein alter Plan, schon in der Bauerbacher Zeit genannt, war Maria Stuart. Er wurde am 26. April 1799 wieder aufgenommen. Am 9. Juni 1800 war das Stück fertig; zur Vollendung der letzten und schwierigsten Partien hatte S. sich auf Schloß Ettersburg zurückgezogen; am 14. Juni fand die erste Aufführung in Weimar statt; 1801 erschien das Stück im Druck. Maria Stuart gehört wie Don Carlos und in entfernterer Weise Wallenstein zu den Stoffen, auf die ein kirchlich-politisches Interesse führen konnte und wohl auch ursprünglich geführt hat. Der älteste Gedanke einer Maria Stuart ging bei S. gewiß noch aus dem Wunsche hervor, dem auch Don Carlos seine Existenz ursprünglich verdankte, liberale, antirömische Ideen poetisch zu verkörpern. Wenn schon im Don Carlos das in der Ausführung mehr zurückgetreten ist, so noch weit mehr in Maria Stuart. Man hat S. angeklagt, dem Princip der Reformation ungetreu geworden zu sein und an der romantischen „artistischen Prädilection“ für die ästhetischen Formen des Katholicismus Theil genommen zu haben. Der Vorwurf, das Charakteristische dem Idealistisch-Schönen zu sehr nachgesetzt zu haben, wird sich den folgenden Stücken nicht ersparen lassen, und die Verherrlichung des Katholicismus wäre von der Jungfrau von Orleans mit etwas mehr Recht auszusagen; aber der Gesichtspunkt ist falsch; es handelte sich für S. um keinerlei religiöse oder politische Tendenz, er wollte rein menschliche Wirkungen üben. Ob sich die Forderung, daß von dem großartigen Kampf zwischen alter und neuer Kirche ein bedeutenderes und den Ideen der letzteren gerechteres Bild hätte gegeben werden sollen, gerade an dem Gegenstand der Maria Stuart hätte verwirklichen lassen, ohne daß die beiden Königinnen zu bloßen Sprachrohren geworden wären,

kann man füglich bezweifeln. Richtig ist, daß aus Maria mehr zu machen gewesen wäre; der dämonische Reiz sinnlich mächtiger Weiblichkeit ist S. versagt, und ein solcher war hier nicht zu entbehren. Die Läuterung der Heldin von irdischer Schwere, durch das letzte Aufflammen der beleidigten Hoheit in dem Zank mit Elisabeth hindurch, bis zu der Verklärung ihres Todesgangs ist sehr schön gezeichnet, aber mehr rührend als packend; denn wir bekommen den Dämon der Welt- und Fleischeslust, der gebändigt wird, nicht zu sehen. Im übrigen ist Maria Stuart eine nicht ebenbürtige, aber keineswegs unwürdige Nachfolgerin des Wallenstein; der Zwang eines dem Dichter selbst keine persönliche Sympathie abnöthigenden Stoffes ist auch hier noch vortheilhaft zur Geltung gekommen; wir erhalten ein im wesentlichen objectiv gehaltenes Bild, dem weder die feste Geschlossenheit der Handlung noch sachliche Bedeutsamkeit und farbige Ausführung fehlen. Die politische Welt, in der wir uns in dem Stück bewegen, ist ohne Doctrinarismus und ohne Einmischung eines subjectiven Pathos gezeichnet, wie es im Fiesko und Wallenstein gelungen war und dann erst im Demetrius wieder gelingen sollte.

Sofort nach Beendigung der Maria Stuart ging S. an die Ausarbeitung der Jungfrau von Orleans, welche am 1. Juli 1800 begonnen, im April 1801 vollendet wurde. Auf die Bühne kam sie zunächst nicht in Weimar, weil Karl August von dem Stoffe der Pucelle Wirkungen unfreiwilliger Komik, obwohl sehr mit Unrecht, befürchtete, erst 1803 wurde dieser Bann gebrochen: die erste Aufführung fand vielmehr am 18. September 1801 in Leipzig statt, S. wohnte derselben, von einem im August unternommenen Besuch in Dresden zurückkehrend, bei und wurde beim Verlassen des Theaters von ungeheurem Jubel begrüßt. Das Stück erschien als Kalender auf 1802. Nach zwei Briefstellen muß S. neben dem wirklich ausgeführten Plan des Stückes noch zwei weitere erwogen und auch nach der Vollendung noch gelegentlich an Ausführung eines der beiden andern gedacht haben; was wir über einen derselben erfahren, zeigt realistischere Fassung und im Ausgang des Ganzen geschichtliche Treue. Das ausgeführte Stück weicht eben in der Katastrophe und dem Schlußausgang von der Geschichte ab; Johanna geht ihrer Mission verlustig, weil sie eine irdische Neigung gefaßt hat, und wird am Ende, als Siegerin über sich selbst und über den Feind gefallen, verklärt; wenn Ersteres hervorging aus dem Wunsch, eine psychologische Entwicklung der Heldin zu bekommen, so entspricht die Schlußentwicklung ganz der in diesem Stück mit aller Macht einer gewaltsam unterdrückten Leidenschaft hervorbrechenden Neigung zum Idealisiren, die bei S. selbst wohl nirgends so stark und beherrschend ist wie in der Jungfrau. In der That äußert S. selbst, daß er hier wieder einmal sein Herz reden lassen könne und wolle, und das bekannte Gedicht „Das Mädchen von Orleans“ spricht das deutlich aus. Die mächtige Wirkung, die das Stück bei jeder Aufführung ausübt, vor allem auf die Jugend, begreift sich leicht. Die Macht einer hinreißend schönen, pathetisch getragenen Sprache hat S. kaum je sonst in einem Stück so geübt wie hier; eine Fülle patriotischer Sentenzen ist durch das Werk zerstreut; die reinsten und edelsten Empfindungen werden ausgesprochen; ein gebrochenes Volk unter einem unkriegerischen König erhebt sich durch die Macht gottentflammter Begeisterung zu heldenmüthigem Aufschwung und die Sache der nationalen Erhebung erscheint schließlich durch den siegreichen Tod der Führerin verklärt. Auch wer mehr nach den technischen Bühnenwirkungen fragt, findet seine Rechnung; wenn S. in dieser Beziehung von Anfang an feinen Instinct gezeigt hat, so hat er es hier vermocht, ein Stück, dessen Hauptinhalt Krieg ist, auf gleicher Höhe der Wirkung durchzuführen und zwar ein gut Stück weit ins Opernhafte hineinzugehen, aber nirgends zum Spectakelstück herabzusinken. Die tiefer eindringende dramatische Kritik des Inhalts und

der Motive wird allerdings nicht umhin können, auf schwerwiegende Mängel des dramatischen Gehalts hinzuweisen. Der Gestalt der Heldin fehlt alles Naive, Unbewußt-Visionäre; Sch. kann Charaktere, keine Naturen schaffen. Daher glaubt man auch nicht an die plötzliche Liebe zu Lionel, und die dafür erfolgende Strafe erscheint als Conventionalstrafe eines Contractbruchs roh und hart, weil wir keinen Einblick in das elementare Weben einer weiblichen Natur bekommen. S. ist hier im nämlichen Fall wie Lessing mit der Emilia Galotti: beide wollen zeigen, wie der Zunder sinnlicher Neigung, in eine nichts ahnende Weibesseele geworfen oder ihr nur nahe gebracht, sie in ihrem traumhaft sicheren Gange stört, aber sie haben die Farben zu diesem Gemälde nicht in der Hand. Lessing ist hier noch besser daran, weil seine epigrammatische Art Gelegenheit giebt, zwischen den Zeilen zu lesen, während S. die Linien mit rhetorisch üppigen Farben überdeckt hat. Darüber und über die Schwächlichkeit der ganzen Umgebung der Heldin, durch welche man gereizt wird für den männlichen Talbot Partei zu nehmen, kann keine Vortrefflichkeit der Gesinnung, keine Pracht der Verse und der scenischen Erscheinung hinwegtäuschen: ein zauberhaft wirkendes Festspiel, dem zur Oper nicht einmal die lyrischen Partien fehlen, keine Tragödie.

S. verharrte zunächst in diesem Wege der idealistischen, formalistischen Darstellung. Das Studium der Antike bestärkte ihn darin; dieses und die scenische Wirkung solcher Stoffe wie die Jungfrau mögen zusammengewirkt haben, ihn zunächst von der Charaktertragödie immer weiter abzuführen. Wallenstein war eine im höchsten Sinn des Worts, auch noch Maria Stuart; in der Jungfrau war der Charakter der Heldin mißlungen; die zwei letzten vollendeten Stücke zeigen keine Charaktere mehr, sondern Handlungsmotive und Typen. Möglich, daß auch äußerliche Gründe S. zunächst auf dem Wege des antikisirenden Dramas festhielten. Eben damals sollte er, auf den die Romantiker als den zurückgebliebenen Rationalisten, als bloßen Moralisten und Declamator herabsahen, von den Vertretern der Nicolai'schen Schule auf den Schild erhoben werden. Kotzebue wollte am 5. März 1802 eine tendenziöse Ovation für ihn veranstalten. Diese wurde durch den Widerstand derjenigen vereitelt, welche die Erlaubniß dazu zu geben hatten, und S. wird damit einverstanden gewesen sein. Am 29. April 1802 — um diese biographischen Daten kurz zu erwähnen — bezog S. das von dem Engländer Mellish gekaufte Haus, in dem er bis an sein Ende gewohnt hat; es war derselbe Tag, an dem seine Mutter starb; im Herbst 1802 wurde er auf Antrag Karl August's vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Im Sommer des nämlichen Jahres las S. den Aeschylus, und dieses Studium war vielleicht Anlaß, daß er eine directe Nachbildung der antiken Tragödie versuchte. Diese entstand in der Braut von Messina, welche vom August 1802 bis 1. Februar 1803 gedichtet, am 19. März in Weimar aufgeführt und im Juli herausgegeben wurde unter dem Titel: „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder". Schon dieser Nebentitel zeigt die Verwandtschaft des Motivs mit dem der Räuber; in der That soll das Stück mit dem Plan eines zweiten Theils der Räuber zusammenhangen. Der Stoff ist (zum letzten Mal) frei erfunden und hat auch die Mängel frei erfundener Stoffe an sich; das Typische der Behandlung ist aber nicht nur aus der Stoffwahl geflossen, sondern den letzten Stücken Schiller's überhaupt eigen und hier durch den Stil des Werkes noch verstärkt. S. ist eifrig bemüht gewesen, dem Stoff Local- und Zeitfarbe zu geben, indem er ihn in die Normannenzeit Siciliens verlegte. Das hat zu glänzender Formgebung Anlaß gegeben und ist vortrefflich geglückt, wenn auch die Religionsmischung, welche S. eben mit seinem Schauplatz rechtfertigen wollte, störend wirkt und ganz überflüssig war, denn sie wirkt nur als stilistisches Mittel, nicht als tiefer liegendes Motiv. Mit dem Thema des Brudermordes ist verknüpft die

antike Schicksalsidee nach dem Vorbild des König Oedipus, das ziemlich genau nachgeahmt ist, ohne daß aber in der Nachahmung die Größe des Originals erreicht würde. S. hat durch diese Seite seines Werkes eine ganze Reihe von Schicksalstragödien hervorgelockt; es wäre ungerecht, für die Albernheit mancher derselben ihn verantwortlich zu machen, denn sein Schicksal, so wenig es dem tieferen Sinne zusagen mag, ist doch immerhin großartig behandelt und frei von jedem Beigeschmack des Ammenmärchens. Auch in der äußern Form hat S. sich der antiken Tragödie angeschlossen; wenn er auch ihren Trimeter nur vorübergehend im letzten Act und zwar mit Glück zu besonders feierlicher Wirkung verwendet hat, so ist daneben der Chor als Ingrediens hereingekommen, zugleich, wie in minderem Maß schon in der Jungfrau, lyrische Vorträge der handelnden Personen. Die lyrischen Maße sind, wie schon in den früheren Uebersetzungen Euripideischer Stücke, nur in der Freiheit der Metra den alten Chorliedern nachgebildet, in ihrer metrischen und stilistischen Haltung modern, und diese Chorpartien haben S. Gelegenheit gegeben, jene Fülle großer Gedanken in edelster Form einzustreuen, welche die Braut von Messina mit Recht berühmt gemacht haben. Eine Aenderung im Wesen des Chors hat S. angebracht, indem er ihn in zwei Theile theilte und jeden einem der beiden feindlichen Brüder als Gefolge beigab; dies tritt in dramatischer Beziehung aber nur da hervor, wo der Chor an der Handlung theilnimmt; wo er nur lyrisch reflectirt, ist es rein äußerliche Form. S. hat den Chor zu rechtfertigen versucht in der dem Stück vorausgeschickten Abhandlung „über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“; er faßt ihn, im engsten Zusammenhang mit seiner eigenen Hinwendung zum Formalschönen, als den letzten Schritt zu einer rein poetischen Tragödie. Man kann den Chor der Braut von Messina und das ganze Stück als ein dramaturgisches Experiment bezeichnen, das zum Glück nicht häufiger gemacht wurde, das aber in diesem einen Falle in poetischer Beziehung gut gelungen ist. — S. beabsichtigte noch eine andere Tragödie mit Chören: „Die Malteser“; dieser Plan, dessen Gegenstand aus der Lectüre von Vertot's Geschichte des Malteserordens stammte, kehrt von 1791—1803 oft wieder, es kam aber nur zur Aufzeichnung mannigfacher Motive und Entwürfe; Friedr. Notter hat in seinen „Johannitern“ (1865) den Gegenstand im Anschluß an Schiller's Plan, aber im Einzelnen selbständig und ohne Chöre behandelt.

Mit seinem nächsten, dem letzten vollendeten Drama „Wilhelm Tell“ kehrte S. wieder zum Schauspiel in moderner Form zurück. Diesen schon zuvor mehrfach behandelten Stoff hatte Goethe 1797 als Epos behandeln wollen und wollte ihn dann an S. abtreten, bei dem sich aber zunächst noch keine Lust regte; 1801 wurde S. durch die Anfrage mehrerer Bühnen, wie es mit seinem Tell stehe, wieder auf den Stoff geführt. Aber erst 1803, als er mit Jungfrau von Orleans und Braut von Messina schon völlig von der Charaktertragödie zu der reinen Handlung übergegangen war, ging er an diesen Stoff. Im August 1803 wurde das Stück begonnen, 18. Februar 1804 vollendet und am 17. März aufgeführt; es ist im October 1804 erschienen. S. hat, wie für alle andern Dramen (soweit nicht frei erfunden), so in ganz besonderem Maße für den Tell sehr genaue Vorstudien gemacht. In Beziehung auf die Gestalt der Sage schloß er sich an Tschudi an, dessen Ausdrücke noch mitunter nachklingen. Die mangelnde Kenntniß des Locals suchte er durch geographische und naturgeschichtliche Studien zu ergänzen. Die Autopsie seiner Frau und Goethe's konnte ergänzend eintreten. Dieses locale Element, bei andern Stoffen ganz entbehrlich, war hier unbedingt nothwendig; der Gegenstand ist hier durch das Local im höchsten Grade mitbedingt und konnte nur unter liebevollster Berücksichtigung desselben,

die denn auch zu einer bedeutenden Concretheit und Correctheit der geographischen Darstellung geführt hat, poetisch bearbeitet werden. Denn die Fabel war nicht anders als in einem breiten Bilde der gesammten Situation zu behandeln. Zu einem Charakterdrama war hier absolut keine Möglichkeit; jeder Versuch eines solchen hätte zu lächerlicher Aufbauschung eines an sich erhebenden und rührenden, aber durchaus typischen, nicht individuellen Vorgangs führen müssen. S. hat weise auf Charakterzeichnung verzichtet. Alle Personen sind Typen, ohne deshalb eben nur Schablonen zu werden; auch der Held ist keine aus dem Rahmen gesunder Natürlichkeit heraustretende Person, sein Gegner Geßler ganz passend als conventioneller Fabeltyrann gezeichnet, wie sich die Volkstradition einen denkt, höchstens durch den feinen Zug der Kinderlosigkeit näher motivirt. Nur einem solchen gegenüber konnte die Geschichte in ihrer legendarischen Einfalt festgehalten werden, jede individuelle Fassung hätte einen Riß in das Ganze gemacht und den Leser auf die Seite des Individuums gegenüber der Collectiverscheinung des Volkes gedrängt. Wenn wir diese mit Bewußtsein gezogene Schranke anerkennen, so ist schwerlich etwas an dem Stück zu tadeln, es wäre denn der etwas opernhafte Eingang, der übrigens vortrefflich exponirt, und die Ungleichheit zwischen dem hohen dramatischen Stil und der den Quellen entnommenen populären Diction. Die Entwicklung und scenische Mache ist gut, zum Theil, wie in der Schlußscene, wo der Streit zwischen Rudenz und Geßler in dramaturgischer Beziehung neben die Rede Hamlet's vor Erscheinung des Geistes gestellt werden darf, ausgezeichnet. Die äußere Darstellung wird man vom Standpunkt der Butzenscheibenpoesie anders wünschen; S. schrieb für moderne Menschen. So ist Tell, dem Gehalt nach nicht hervorragend, der Ausführung nach ein wohlthuend befriedigendes Werk, das vielleicht harmonischer wirkt als irgend ein anderes seines Dichters.

Gleich nach Vollendung des Tell begab sich S. an eine neue Arbeit, die am 10. März 1804 begonnen, öfters wieder zurückgelegt und nicht vollendet wurde. Was wir von „Demetrius“ haben, sind eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter Scenen, scenische Entwürfe, Auszüge und Notizen in ziemlich großer Anzahl; es hat genügt, um mehrere und darunter bedeutende Dichter zur Vollendung des Ganzen zu reizen, und es genügt, um die Nichtvollendung gerade dieses Werkes besonders schmerzlich empfinden zu lassen. Bei diesem (der russischen Geschichte entnommenen) politisch und psychologisch schwerwiegenden Stoff wollte S. zur Charaktertragödie zurückkehren und hätte hier zweifellos eine Leistung hingestellt, wie sie ihm, wenn man auf den dramatischen Gehalt sieht, seit dem Wallenstein nicht mehr gelungen war. Auch die Massenwirkung für die Bühne wäre, wie die herrliche Scene des polnischen Reichstags zeigt, nicht zu kurz gekommen. Die zunehmende Kränklichkeit und der Tod haben die Vollendung verhindert; aber neben diesem Plan hat S. mit der den Phthisikern eigenen unverwüstlichen Elasticität und Arbeitslust eine ganze Reihe anderer dramatischer Pläne gehegt, die sämmtlich viel weniger weit gediehen sind, aber auch so einen willkommenen Einblick in die Betriebsamkeit Schiller's, in seine Fähigkeit, das Dramatisch-Brauchbare in den verschiedensten Stoffen zu finden, gewähren; man verdankt die Kenntniß dieser Pläne theils den Einträgen in seinem Kalender, theils anderweitigen Aufzeichnungen und Mittheilungen. Derjenige dieser Entwürfe, welcher noch am weitesten gediehen ist (neben den oben erwähnten Maltesern), ist „Warbeck“, gewissermaßen ein Vorläufer des Demetriusplans, denn es ist ebenfalls die Geschichte eines falschen Prätendenten (unter Heinrich VII. von England); 1803 wurde der Plan hinter den des Tell zurückgestellt. Ebenfalls der mittleren oder neueren Geschichte gehören an „Rosamund“, „Elfride“, „Die Gräfin von Flandern“, „Die Prinzessin von Celle“, der alten „Themistokles“ und „Agrippina“.

Daneben erscheint modernes Schauspiel; besonders mit Liebe gehegt „Die Kinder des Hauses“, ferner „Die Polizei“, „Das Schiff“, „Die Flibustier“; sogar „ein Lustspiel in Geschmack von Goethe's Bürgergeneral“ ist skizzirt. Anderes sind für uns bloße Namen.

Neben solchen litterarischen Plänen konnte S. sich noch ein Jahr vor seinem Tode mit Gedanken für die Verbesserung seiner äußern Lage tragen, welche trotz den recht beträchtlich gestiegenen Einnahmen infolge größerer geselliger Verpflichtungen noch immer nicht glänzend war. Es schien Aussicht vorhanden, ihn nach Berlin ziehen zu können. S. reiste am 26. April 1804 mit seiner Frau dorthin; Iffland und der Cabinetsrath v. Beyme suchten ihn für Berlin zu gewinnen und er wurde aufgefordert, Bedingungen für seine dortige Ansiedlung, etwa als Mitglied der Akademie, zu stellen. Er that das, nachdem er am 18. Mai von Berlin abgereist und am 21. in Weimar angekommen war, bat aber zugleich seinen Herzog um Gehaltserhöhung, nach deren Gewährung er die Sache fallen ließ, die auch in Berlin aufgegeben wurde. — Am 25. Juli 1804 wurde Schiller's jüngstes Kind Emilie geboren. Um dieselbe Zeit erlitt er einen heftigen neuen Anfall seiner Krankheit; solche wiederholten sich häufig und erschütterten die schwache Constitution rasch. In den Pausen konnte S. noch am Demetrius arbeiten, Pläne für das nächste Jahr fassen und für den 12. November zu Ehren der Erbgroßherzogin, Großfürstin Maria Paulowna, das liebenswürdige Festspiel „Die Huldigung der Künste“ verfassen, welchem die rasch gefertigte Uebersetzung der Phädra folgte. Aber das Jahr 1805 brachte neue Anfälle des Fiebers; ein letzter erfolgte am Abend des 29. April im Theater; von da an verließ er das Zimmer nicht mehr. Nach zehntägiger Krankheit, die öfters mit Bewußtlosigkeit einherging, die ihn aber in den hellen Stunden nie der Heiterkeit des Gemüthes berauben konnte, ist S. am Abend des 9. Mai 1805 entschlafen.

Die Beerdigung des Leichnams, bei dem die Section große Zerstörungen der lebenswichtigsten Organe ergeben hatte, fand nach Ortssitte in der Nacht vom 11. zum 12. Mai statt, am nächsten Tag die eigentliche Leichenfeier, die sog. „Collecte“; würdelos, wie man schon lesen konnte, ist S. nicht bestattet worden. Die Leiche wurde in dem alten „Kassengewölbe“ des Weimarer Friedhofs beigesetzt. Als dieses 1826 geräumt werden sollte, unternahm es der Bürgermeister K. L. Schwabe, Schiller's Reste herauszusuchen. Die Gebeine, welche zu der Totenmaske zu stimmen schienen, wurden aus der unordentlichen Vermischung mit andern herausgenommen; der Schädel (dessen Echtheit neuerdings bestritten und dagegen wieder behauptet worden ist) wurde am 17. Sept. 1826 im Postament der Schillerbüste in der Weimarer Bibliothek verwahrt, die andern Gebeine interimistisch eingesargt und am 16. December 1827 mit dem Schädel zusammen in der Weimarer Fürstengruft beigesetzt, wo sie neben denen Goethe's und Karl August's ruhen.

Von Schiller's Geschwistern überlebten ihn die Schwestern Luise, † 1836, und Christophine, welche, den Tod des Bruders um 42, den des Gatten um 32 Jahre überlebend, am 31. August 1847 vier Tage vor Vollendung ihres neunzigsten Jahres gestorben ist. Seine Gattin Charlotte blieb in Weimar, bis sie durch ein immer schlimmer werdendes Augenleiden zu unselbständiger Existenz gezwungen wurde; sie zog zu ihrem Sohne Karl, dann zu dem zweiten, Ernst (s. u.), und ist am 9. Juli 1826 in Bonn einer Augenoperation erlegen. Von den Söhnen trat der ältere, Karl Friedrich Ludwig, 1817 in den württembergischen Forstdienst; er starb am 21. Juni 1857 mit Hinterlassung eines Sohnes Friedrich Ludwig Ernst, der dann am 8. Mai 1877 kinderlos verstorben ist. Der zweite Sohn, Ernst Friedrich Wilhelm, dessen geistiges Wesen viel

Aehnlichkeit mit dem des Vaters gehabt haben muß, wurde 1819 Landgerichtsassessor in Köln und ist als dortiger Appellationsgerichtsrath am 19. Mai 1841 in Vilich bei Bonn demselben Lungenübel wie sein Vater erlegen; er war verheirathet, aber kinderlos. Die ältere Tochter, Karoline Henriette Luise, heirathete 1838 den schwarzburgischen Bergrath Junot und starb ohne Leibeserben am 19. December 1850 in Würzburg. Nachkommenschaft des Dichters existirt jetzt nur noch von seiner zweiten Tochter Emilie Henriette Luise. Diese, welche der Art des Vaters am nächsten gekommen zu sein scheint und sich durch ein paar höchst werthvolle Veröffentlichungen um sein Andenken verdient gemacht hat, verheirathete sich 1828 mit dem Freiherrn Heinrich Adalbert von Gleichen-Rußwurm; sie ist am 25. November 1872 auf Schloß Greifenstein gestorben, wo sich bis in die neueste Zeit auch das Schillerarchiv befunden hat. Ihrem Enkel wurde der Name „Schiller v. Gleichen-Rußwurm" verliehen, so daß der Name des Dichters wenigstens in seiner weiblichen Descendenz sich forterbt.

S. selbst hat nur Specialsammlungen seiner Werke veranstaltet bezw. begonnen: Kleinere prosaische Schriften 1792—1802, Gedichte 1800—1803, Theater 1805—1807. Die erste Gesammtausgabe, von Körner veranstaltet und mit biographischer Einleitung versehen, erschien in 12 Bänden 1812 bis 1815; sodann haben sich um die Kenntniß von Schiller's Werken ganz besonders verdient gemacht Hoffmeister, Nachlese zu Schiller's Werken 1840 durch Mittheilung von Unbekanntem, Joachim Meyer, Beiträge zur Feststellung, Vermehrung und Verbesserung des Schiller'schen Textes 1858, Forts. 1860 durch Zurückgehen auf die echten Lesarten. Von den zahllosen späteren Ausgaben ist nur zu nennen die vorzüglich genaue und vollständige „historisch-kritische", unter Goedeke's Oberleitung 1867—1876 erschienen, Bd. 1—15. Vorzügliche Bibliographie (in der nur die posthumen Ausgaben fehlen) von Trömel, Schiller-Bibliothek 1865. Großes Sammelwerk über alle bis dahin bekannten Schilleriana: Wurzbach, Schillerbuch 1859. Seither: Unflad, Die Schiller-Literatur in Deutschland 1878; Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen 1882; Koch, Neuere Schillerlitteratur in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts 1890; Strauch's jährliche Litteraturbibliographie im Anzeiger für deutsches Alterthum.

Biographien: Von Quellenwerken zu nennen: Carol. v. Wolzogen, Schiller's Leben 1830, daneben zahlreiche kleinere Mittheilungen Verschiedener; Briefe u. ä. s. unten. Darstellungen: Carlyle 1830; Hoffmeister 1837—42; Schwab 1840; Saupe, Schiller's Leben und Werke in chronol. Tafeln 1855; Scherr 1859; Palleske 1858 f., von dem Verfasser dieser Zeilen 1886 neu bearbeitet; Düntzer 1881, thatsächlich; Hepp 1885, mehr eigenthümlich als bedeutend; noch unvollendet die drei neuesten Werke von Brahm seit 1888 (frisch und geistreich geschrieben, auf guten Studien ruhend), von Weltrich seit 1885 (sehr umfassend angelegt, oft mehr Untersuchung als Darstellung, mit philosophischer Penetration) und Minor seit 1890 (genau, ruhig-nüchtern, ohne Autopsie des Schwäbischen, sehr schätzenswerthe bibliographische Anmerkungen). — Für einzelne Perioden Schiller's: Boas, Schiller's Jugendjahre 1856; Schwab, Urkunden über S. und seine Familie 1840; Keller, Beiträge zur Schiller-Litteratur 1859, Nachträge zur Schiller-Litteratur 1860; Schloßberger, Archivalische Nachlese zur Schiller-Litteratur 1877, Neuaufgefundene Urkunden über S. und seine Familie 1884; Lang, Schiller und Schwaben 1885; Streicher, Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1836; Martersteig, Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters 1890; Köpke, Charl. v. Kalb 1852; Ch. v. Kalb, Gedenkblätter 1879; Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit 1884; Brückner, S. in

Bauerbach 1856; Kuhlmey, Schiller's Eintritt in Weimar 1855; Hense, Rudolstadt, Schiller und Goethe 1868; Litzmann, Schiller in Jena 1889; Düntzer, Schiller und Goethe 1859; Goedeke, Schiller und Goethe 1859; Keller, Schiller's Besuch in Schwaben 1886; Schiller's Kalender 1865; Hüffer, Erinnerungen an S. 1885; Schwabe, Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1852; Welcker, Schiller's Schädel und Todtenmaske 1883 (Schädel unecht; darüber Controverse mit Schaaffhausen, Arch. f. Anthropol. 15 u. 17).

Schiller's Familie: Saupe, S. und sein väterliches Haus 1851; Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie v. Wolzogen 1859; Brosin, Schiller's Vater 1879; Keller, J. K. Schiller's Jugend 1885; Schiller's Briefwechsel mit Christophine und Reinwald 1875; Schiller und Lotte 1856, neu 1879; Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 1860—65; Hennes, Fischenich u. Ch. v. Schiller 1875; Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund 1856; Fulda, Ch. v. Schiller 1878; über Ernst S. s. Hüffer, Erinnerungen (s. oben).

Briefwechsel (soweit nicht schon genannt): mit Dalberg 1819; Karl August 1857; Körner 1847, neu 1874; Herzog v. Augustenburg 1875, 1876; Humboldt 1830, neu 1876; Goethe 1828 f., neu besonders 1881; Fichte 1847; A. W. Schlegel 1846; Cotta 1876; Geschäftsbriefe Schiller's 1875; Briefe an S. (herausgeg. von Urlichs) 1877.

Werke (im allgemeinen; Studien über einzelne aufzuführen verbietet der Raum): Kuhn, Schiller's Geistesgang 1863; Tomaschek, S. in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft 1862; Twesten, desgl. 1863; Ueberweg, S. als Historiker und Philosoph 1884; Janssen, S. als Historiker 1863, neu 1879; Lorenz, Zum Gedächtniß von Schiller's historischem Lehramte 1889; Geil, Schiller's Ethik 1888; Hauff, Schillerstudien 1880; Viehoff, Schiller's Gedichte erläutert 1839 und später; Bulthaupt, Dramaturgie der Classiker I 1889; Bellermann, Schiller's Dramen I 1888; Fielitz, Studien zu Schiller's Dramen 1876; Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 1851, Schiller's und Goethe's Xenienmanuscript 1856. — Zu den einzelnen Werken vgl. Düntzer's Erläuterungen.

Hermann Fischer.

Schiller: Johann Kaspar S. (des Dichters Vater), 1723—1796, s. **Schiller**, Friedrich.

Schiller: Johann Michael S., geboren am 27. Mai 1763 zu Windsheim († ?), war Apotheker zu Rothenburg a. d. Tauber, woselbst er 1823 ein eigenes pharmaceutisches Lehrinstitut errichtete. S. hat zahlreiche chemische und pharmaceutische Abhandlungen veröffentlicht. Von diesen ist eine in Göttling's Taschenbuch 1791 mitgetheilte Untersuchung hervorzuheben, in welcher S. als einer der ersten die eigenthümliche Lichterscheinung beschrieb, welche sich bei der Crystallisation des schwefelsauren Kalis zeigt.

s. Meusel, Gel. Deutschland, fortges. von Lindener 1825, VIII, 109. — Poggendorff, Biogr.-liter. Handwbch. II, 797.

Karsten.

Schiller: Johann S., evangelischer Prediger, christlicher Volksschriftsteller und Dichter, Begründer des Werkes der inneren und äußeren Mission in der baierischen Rheinpfalz, geboren am 2. März 1812 zu Regensburg von schlichten, dem Handwerkerstande angehörenden Eltern, † am 10. März 1886 zu Westheim bei Germersheim. Als ein sehr begabtes Kind zeigte S. sich beim Lernen. Mit Auszeichnung that er sich später auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt hervor. Hierauf studirte er drei Jahre Theologie zu Erlangen, wo damals in

dieser Wissenschaft Kaiser, Engelhardt, Rust, Ammon u. a. docirten. Der Rationalismus jener Zeit aber konnte ihn nicht für dieselbe erwärmen; der einzige Mann aber, welcher damals in Erlangen unerschrocken Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen predigte, der reformirte Pastor Krafft, stand bei den Studentenverbindungen, zu denen S. zählte, in argem Verrufe. Mensur und Belletristica zogen den jungen Studenten mehr an, als die Vorlesungen der Professoren und es bedurfte erst der Mahnung des damals aufgekommenen Ephorates, das aber nur ein kurzes Dasein fristete, daß derselbe sich zum Examen vorbereitete. Nachdem S. die Candidatenprüfung zu Ansbach unter den gewiegten Examinatoren Ranke, Fikenscher und dem durch sein classisches Latein bekannten Elsperger glänzend bestanden, folgte er einer Einladung als Hauslehrer bei einer Landpredigerfamilie in der Rheinpfalz. Drei Jahre später ließ er sich bei dem damaligen großen Candidatenmangel, welcher in der pfälzischen Kirche sich fühlbar machte, durch das königl. Consistorium zu Speyer bestimmen, sich daselbst für den Kirchendienst prüfen zu lassen, nachdem er vorher als geborener Lutheraner sich mit dieser Behörde über seine Stellung zu der Union, welche die reformirten und lutherischen Bewohner Rheinbaierns seit 1818 eingegangen, verständigt hatte. Nach einander Vicar zu Laumersheim, Iggelheim, Zell und dann 1843 zum Pfarrer von Mittelbrunn ernannt, hat S. das Pfarramt weiter zu Herschberg, Iggelheim und zuletzt, von 1854 an bis zu seinem Ende zu Westheim geführt. Von Hause aus ein Original, hat er sich auch sein ganzes Leben hindurch als ein solches bewiesen. Das Predigen lernte er, noch als Hauslehrer, durch einen Mennonitenprediger, welcher ihn bei einer Beerdigung ohne jegliche Vorbereitung dazu zu bewegen wußte. Auf den Sandhofsconferenzen zu Frankfurt a. M., aus welchen bekanntlich der deutsche evangelische Kirchentag erwuchs, wurde S. eingeführt in das Wesen der äußeren und inneren Mission; hier trat er auch in Berührung mit Männern wie Nitzsch, Fr. W. Krummacher, Sander, Zimmer, Garnisonsprediger König von Mainz u. a. Dem gastlichen Hause des Fabrikanten Zimmer in Sachsenhausen und dessen inniggläubigen Gattin aber verdankte er die kräftigste Förderung in seinem persönlichen Glaubensleben, zu welchem er aus den dürren Steppen des Vernunftglaubens durch Gottes Gnade geführt worden war. Wie er einst als tüchtiger Haudegen auf der Universität sich hervorgethan, so trat er nun als ein muthiger Kämpe für die Sache Christi und der ewigen Wahrheit, welche eine armselige Zeitrichtung zu verunstalten suchte, in die Schranken. Veranlassung dazu bot ihm Pfarrer Frantz zu Ingenheim bei Landau, welcher in seinem seit 1844 erscheinenden Kirchenblatte, seit 1846 Morgenröthe betitelt, nicht bloß den vulgärsten und seichtesten Rationalismus dem pfälzischen Volke darreichte, sondern auch das ganze Bestreben des Consistorialraths Dr. Rust, die bekenntnißlose evangelische Kirche der Pfalz in einen besseren Stand zu bringen, als Reaction zu verurtheilen suchte. Besonders erregte eine Predigt Rust's über Jer. 17, 13. 14 bei Eröffnung der Generalsynode 1845 die Entrüstung von Frantz in hohem Maße. In ähnlicher Weise wie Rupp, Wislicenus, Uhlich suchte dieser nun in seiner Morgenröthe, Januarheft 1846, zu beweisen: „Von der Gottheit Christi steht nichts in der Bibel". Dieser Artikel rief eine heftige litterarische Fehde hervor, an welcher sich auch S. betheiligte mit einer Schrift: „Der offene Brief an Pf. Frantz", welche durch ihre offene und derbe Sprache und große biblische Schlagfertigkeit am meisten Aufsehen erregte. Von nun an war sein Name mit der Geschichte der pfälzischen evangelischen Kirche bis an sein Ende aufs unauflöslichste verbunden. Denn jener Kampf spann sich weiter. Frantz und seine Freunde schwiegen nicht. S., mit schlechten Witzen angegriffen, antwortete in einer weiteren Schrift: „Das große Unrecht des Rationalismus gegenüber dem

guten Rechte der vereinigten Kirche der Pfalz". Doch wir können hier diese Kämpfe nicht im einzelnen verfolgen, sondern nur das bemerken, daß aus denselben, als eine neue Phase der Partei eines Frantz u. a. in späterer Zeit, im J. 1858, der Protestantenverein, zu Kaiserslautern gegründet, hervorging. Inzwischen hatte sich die jüngere orthodoxe Geistlichkeit 1846 ein Organ in der Wochenschrift „Evangelium und Kirche", redigirt von Pfarrer Lippert in Speyer, geschaffen, welches sehr segensreich wirkte und einige Jahre später den Namen „Evangelischer Kirchenbote" annahm. Selbstverständlich hat dazu S. von Anfang an seine Beiträge zu liefern sich stets bereitwillig gezeigt. Mitten in den Wirren der Revolutionszeit hielt er und ihm nach seine Gemeinde Iggelheim unentwegt fest an der Treue zu dem baierischen Königshause. Er feierte am zweiten Pfingsttage 1848 mit derselben das erste pfälzische Missionsfest. Am 18. September genannten Jahres gründete er sodann, der damaligen revolutionären Presse entgegenzuwirken, den „Evangelischen Verein für die protestantische Pfalz", welcher eine Reihe trefflicher, meistens populär gehaltener Schriften zur Weckung und Pflege wahrhaft biblisch-christlicher Erkenntniß von da an veröffentlicht hat. Die Wirksamkeit dieses Vereins hat sowohl König Ludwig I., wie dessen Nachfolger König Maximilian II. durch höchsteigene Handschreiben anerkannt, wie denn der letztere dem Verein seine lebhafte Theilnahme versichert und das Bestreben desselben als in hohem Maße anerkennungswerth bezeichnet hat. Es läßt sich leicht denken, daß auf einen solchen für das Christenthum rührigen Mann die Freunde des politischen Umsturzes nur mit dem äußersten Hasse sahen. Denn Gottes Wort lehrt uns den Gehorsam gegen die Obrigkeit und nicht die Rebellion. Am 23. Mai 1849 wurde daher S. von einer Compagnie Freischaaren in seinem Hause arretirt und am folgenden Tage durch die Bürgerwehr von Neustadt dahin abgeführt. Seine Gemeinde, welche ihn beschützen wollte, bat er, davon wegen weiterer Folgen abzusehen. Von Neustadt brachte man ihn vor die provisorische Regierung nach Kaiserslautern, um sich zu verantworten. Die Pfingsttage brachte er daselbst im Gefängnisse zu. Den Bitten seiner Gemeinde und anderer Gönner gelang es endlich, seine Freilassung zu erwirken, nachdem er ohne Scheu sich verantwortet hatte. Für dieses sein muthiges, ritterliches und treues Verhalten in der Revolution erhielt S. 1850 infolge ureigenster Entschließung des Königs Maximilian II. das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael erster Classe. Nach Niederwerfung der Revolution in der Pfalz und in Baden durch die preußischen Truppen war der König in aller Weise bemüht, den Wünschen seiner Unterthanen in der Rheinpfalz in betreff eines Verfassungsgesetzes für die vereinigte Kirche daselbst gerecht zu werden. Die Revolutionszeit hatte eine Abtrennung dieser Kirche von dem Oberconsistorium zu München durchgesetzt und ihr das radicalste Wahlgesetz octroirt. Im J. 1853 wurde Professor Ebrard von Erlangen in das Consistorium zu Speyer berufen, um die kirchlichen Wirren zu ordnen, von welchen uns das Schriftchen eines Litteraten, der später nach links schwenkte und auf einem erträglicheren Gebiete, dem pädagogischen, sich Lorbeeren zu erringen suchte, die besten Eindrücke gibt: „Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz von 1818—1848", Verlag d. evang. Vereins 1849. Eine passendere Persönlichkeit für die pfälzische vereinigte Kirche als Dr. Ebrard konnte nicht leicht gefunden werden. Wenn auch von Hause aus reformirt, so hatte er doch schon seit 1845 die specifisch reformirte Lehre der Prädestination verworfen und sich als einen Mann der positiven Union documentirt. Mit der redlichsten Gesinnung gegen die pfälzische evangelische Kirche begann er seine Wirksamkeit. Leider empfing ihn auch ein Theil der positiven Prediger, die lutherisch gerichteten, neben den freisinnigen, mit Mißtrauen. Der bisherige Evangelische Kirchenbote, Organ der

lutherisch Gesinnten, erschien vom Juli 1853 an unter der Aufschrift: „Der wahre Evang. Kirchenbote", während eine zweite Kirchenzeitung „Der Evangelische Kirchenbote" die Interessen der positiven Union auf der Grundlage der reformatorischen Bekenntnisse vertrat. S. hielt es aus vollster Ueberzeugung mit letzterem Blatte, tief beklagend den Riß unter den Brüdern. Im September gen. Jahres tagte die Generalsynode, welche einen von Dr. Ebrard aus dem Heidelberger und lutherischen Katechismus und eigenen Gedanken zusammengesetzten Katechismus adoptirte und die Ausgabe der Augsburger Confession von 1540, die sog. Variata, als Bekenntnißschrift der unirten Kirche der Pfalz festsetzte. Diese Beschlüsse riefen eine mächtige Opposition wach. Während die einen die Union selbst auf das schlimmste in Frage gestellt sahen, waren die anderen, die Partei des Wahren evang. Kirchenboten, verstimmt, weil sie eine Consensus-Union im Auge hatten. Vergeblich ließ S. gegen letztere sein: „Ob einerlei ob zweierlei Rede? Ein offenes Wort für das Recht der Union in der Pfalz", Speyer 1854, erscheinen. Es wurde überhört in dem Meinungsstreite, in dem sogar disciplinarisch das königl. Consistorium gegen einen sonst ausgezeichneten Pfarrer einzuschreiten sich veranlaßt fand. Den zweiten heftigen Widerstand fand Dr. Ebrard bei der Einführung des neuen, von ihm gesammelten vortrefflichen Gesangbuches, welches die Generalsynode vom Jahre 1857 sanctionirte und im folgenden Jahre der König selbst. Der protestantische Verein, welcher die Agitation gegen dieses Buch hervorrief, setzte es bekanntlich durch, daß dasselbe, obschon in vielen Gemeinden eingeführt, wieder abgeschafft wurde. Dr. Ebrard reichte seine Entlassung ein und verließ nach seiner Abschiedspredigt am 10. Februar 1861 über Offenb. Joh. 13, 16—17: Das Malzeichen des Thieres, wider den protestantischen Verein, Speyer und die Pfalz. Andere Verhältnisse traten an die Stelle der bisherigen, aber in allen ist S. derselbe geblieben, ein Freund aller, die es treu mit Gott und seinem Worte meinten, unter allen evangelischen Denominationen, ein entschiedener Gegner jeglichen Un- und Irrglaubens. Mit Energie ist er stets auch gegen alle Proselytenmacherei der Römisch-Katholischen aufgetreten und hat mehr als einmal dem Kirchenblatte derselben, dem Christlichen Pilger, zu schaffen gemacht. Den negativen, die evangelische Kirche und Theologie unterminirenden Richtungen unserer Gegenwart ist er entgegengetreten in „Zeugnisse wider protestantenvereinliche Glaubensfälschung und kirchlichen Afterliberalismus". 3 Hefte, 1878, 1879, 1880. Auch wider Professor Schenkel hat er eine Lanze gebrochen in: „Das Irrlicht von Heidelberg", 1855. Die Siege der Jahre 1866 und 1870 hat er, ein echter deutscher Mann, mit Freuden begrüßt, und seine Flugschriften „Deutschlands Kaiser Wilhelm", in französischer wie in deutscher Sprache, sowie „Glaubenszeugnisse des Fürsten Bismarck" geben hiervon ein beredtes Zeugniß. Die meiste Verbreitung unter dem Volke hat aber sein Kalender, genannt „Der Sickinger Bote" gefunden, welchen er von 1845 an bis 1869 herausgab. Derselbe wurde schon bei seinem ersten Erscheinen von der christlichen Presse wegen seiner entschiedenen Haltung und körnichten volksthümlichen Sprache auf das freudigste begrüßt. Professor Piper bekannte auf dem Stuttgarter Kirchentage sogar, daß der Sickinger Bote den ersten Schritt zur Evangelisirung des Kalenders gethan, und Fürst Thurn und Taxis drückte dem Herausgeber in einem Privatbriefe sein besonderes Wohlgefallen an demselben aus. Von weiteren Schriften Schiller's sind außer den schon genannten noch aufzuführen: „Komm' und siehe", 1844; „Evang. Zeugnisse", „Christl. Kinderzucht", „Prediger-Almanach", „Unrecht des Rationalismus" 1846; „Ueber Apogryphen" 1851; „Gebetbüchlein" 1853; „Martin Luther" 1854; „Hie Schwert des Herrn und Gideon" 1856; eine Sammlung trefflicher Gedichte, deren erstes seinem Vaterlande gewidmet ist:

„Bavaria — mein Vaterland! Wo meiner Väter Wiege stand, Wo ich das erste ‚Herr Gott walte‘, das erste ‚Vater Unser‘ lallte — Wie lieb ich dich, mein Vaterland, Du liebes, liebes Bayerland.“ Im J. 1859 ließ er zu dem neuen Gesangbuche, das er allein in seiner Gemeinde festhielt und sich nie verbieten ließ, biographische Notizen der Liederdichter desselben drucken. 1860 folgten ein „Pfälzisches Gedenkbüchlein“, „Vereinigungs-Urkunde“; 1861 „Neueste Unbilden“, „Liedersegen“; 1863 „Principien“; 1868 „Bibelbüchlein“; 1870 „Passionsbüchlein“; 1877 „Missionsbüchlein“. Vom J. 1873 an gab er als 31. Gabe des evang. Vereins, in welchem seine Schriften fast alle erschienen sind, den ersten Theil des „Pfälzischen Memorabile“ heraus, welchem noch 13 Theile bis zu seinem Tode folgten (den letzten schrieb für den bereits schreibunfähigen Herausgeber der Unterzeichnete). Dasselbe ist eine Fundgrube pfälzischer Kirchengeschichte alter und neuer Zeit genannt worden. In Theil X, XI, XII, XIII hat S. in seiner originellen Weise Bruchstücke aus seinem Leben unter der Aufschrift „Wahrheit ohne Dichtung, aus dem Leben eines pfälzischen Dorfpfarrers“ mitgetheilt. Dem auch unter vielen Predigern unserer Zeit vertretenen Pessimismus war S. von Herzen feind, ebenso aller Pfründenjägerei. In uneigennützigster Weise hat er stets alle staatliche Unterstützung ab- und seinen Lehrern zugewiesen, einen Theil seines Einkommens aber den Werken der inneren und äußeren Mission geopfert. Ebenso hat er auch alle Hülfe durch Vicare in seinem Alter und in seinen letzten Jahren, wo er sich fast völlig gelähmt fühlte, abgelehnt, und sich auf die Kanzel geschleppt. Mit Recht hat sein Leichenredner, Pfarrer Scherer von Speyer, ihn bezeichnet als einen Mann von umfassendem Wissen, begabt mit einer gewaltigen Energie und einer brennenden opferfreudigen Liebe für das Reich Gottes, einen Feind aller Halbheit und Mittelmäßigkeit. Drei Wochen vor seinem Tode brach er in der Kirche zusammen. Seine letzte schriftstellerische Arbeit, die er 1885 herausgab, ist eine Sammlung von Gedichten, in welchen er an der Hand der Geschichte unter dem Titel „Variationen wider römische Lästerzungen“ das Treiben einiger Päpste geißelt.

Schiller, Die Pfarrei Westheim. Speyer 1870. — (Thelemann) Iggelheim, s. Geschichte und s. Jubelfest. Westheim 1856. — Retscher Almanach, Gotha 1858. — Pfälz. Memorabil., Thl. X, XI, XII, XIII. — Gesch. der verein. Kirche der Pfalz, 1849. — Handschriftl. Familiennachrichten durch Inspector Werle, Schiller's Schwiegersohn, gütigst mitgetheilt.

Cuno.

Schiller: Julius S., Astronom, geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Augsburg, † ebenda (näheres unbekannt) 1627. Die Lebensumstände dieses Mannes sind wenig geklärt; bis vor kurzem wußte man bloß, daß er einer Augsburger Geschlechterfamilie angehörte, und Poggendorff hat ihn, im Anschlusse an Weidler, sogar zum Augustinermönch gemacht. Etwas genauere Kunde erhielt man erst, nachdem Rudolf Wolf auf der Bibliothek der Züricher Sternwarte ein Exemplar des gleich nachher zu besprechenden Werkes auffand, welches dem Elias S., vermuthlich einem Sohne des Julius, angehört hatte, und ein Schreiben beigebunden enthält, worin Jakob Bartsch, der Schwiegersohn Kepler's, sein Beileid über den kurz vorher erfolgten Tod des Autors ausspricht. Letzterer wird darin als Rechtsgelehrter, Gerichtsbeisitzer und städtischer Scholarch bezeichnet, er scheint somit eben den Lebensgang gemacht zu haben, welcher für die patricischen Bürger deutscher Reichsstädte damals ein sehr gewöhnlicher war. Das Werk nun, welches Schiller's Namen auf die Nachwelt gebracht hat, war sein „Coelum stellatum christianum“, welches, von den Kupferstechern Kager und Kilian prächtig ausgestattet, in seinem Todesjahre zu Augs-

burg herauskam. Große Originalität war die Stärke dieses Sternatlasses allerdings nicht, denn der Verfasser hatte sich darauf beschränkt, jeweils an die Stelle eines der antiken Mythologie entlehnten Sternbildes ein „christliches“ zu setzen: der Erzengel Michael sollte den kleinen Bären, St. Mathias die Fische, das heilige Ehepaar Joachim-Anna den Walfisch verdrängen u. s. w. Allerdings suchte S. den Werth seines Werkes dadurch zu steigern, daß er dessen Eigenschaft als Neuausgabe der „Uranometria nova“ seines Freundes Bayer hervorhob, allein gerade von der hochwichtigen Neuerung dieser letzteren, daß nämlich jeder Fixstern durch einen besonderen griechischen oder lateinischen Buchstaben gekennzeichnet ward, macht der „christliche Himmel“ keinen Gebrauch. Schulebildend hat S. zum Glücke nicht gewirkt, obwohl auch einige andere Gelehrte, so z. B. Harsdörffer in Nürnberg, für die sonderbare Idee Propaganda zu machen suchten.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 425 ff. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 4. Band, Göttingen 1800, S. 94 ff. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 797.

Günther.

Schiller: Dr. Karl Christian S., Lexikograph der mittelniederdeutschen Sprache, war zu Rostock am 11. November 1811 geboren, † zu Schwerin in Mecklenburg am 4. August 1873. Vorgebildet unter Sarpe auf der „großen Stadtschule“ (Gymnasium) seiner Vaterstadt, studirte er ebenda und in Leipzig, wo Gottfried Hermann wesentlich auf ihn einwirkte, classische Philologie, gehörte auch der „Griechischen Gesellschaft“ an. 1834 erhielt er eine Lehreranstellung am Gymnasium Fridericianum zu Schwerin, dem er dann bis Ostern 1873 angehörte. Bis 1855 hin blieb er vorzugsweise bei den classischen Sprachen, gab 1835 eine neue Bearbeitung des Andocides, später noch einige Schulprogramme heraus, wandte sich aber mehr und mehr den niederdeutschen Studien, speciell zunächst der im mecklenburgischen Volke lebenden Sprache und den an Bräuchen und dem ländlichen Leben haftenden Ausdrücken zu. Sein eifriges Sammeln erstreckte sich bald auf die mittelniederdeutsche Litteratur und die Urkunden und brachte viel ungeahnten Stoff ans Licht, dessen Reichthum zuerst seine drei in Programmen erschienenen Hefte „Zum Thier- und Kräuterbuche des Mecklenburgischen Volkes“ (1861—64) ahnen ließen. Allmählich lebte er sich in den Gedanken eines Wörterbuches hinein, 1867 erschienen „Beiträge zu einem Mittelniederdeutschen Glossar“, auch einzelne kleinere Auseinandersetzungen in K. Bartsch's Germania; dann veranlaßte ihn Stadtarchivar Dr. Hänselmann zum 1. Bande der Braunschweiger Chroniken das Glossar zu schreiben (1868). Nach seinem Lebens- und Studiengange hatte S. nur einseitig sammeln können; als er mit seiner Absicht, an ein umfangreicheres mittelniederdeutsches Wörterbuch zu gehen, 1867 hervorgetreten war, fand er in Dr. August Lübben (s. A. D. B. XIX, 813—815) einen ebenfalls auf seinem westelbischen, namentlich oldenburgischen Gebiete in örtlich beschränkter, aber wissenschaftlich ungleich bedeutender vertiefter Weise sammelnden Collegen, den das germanistische Studium dazu vorzugsweise befähigt hatte. Auch Lübben hatte ursprünglich nicht an eine lexikalische Arbeit größeren Umfangs gedacht. Jetzt vereinigten sich beide Männer zu gemeinsamer Verarbeitung ihrer sich trefflich ergänzenden Sammlungen, und schon Pfingsten 1871 konnten auf der grundlegenden Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins zu Lübeck die Probebogen des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ den Fachgenossen vorgelegt werden. Sie fanden eine freudige Aufnahme und eine warme Befürwortung durch den besonderen Freund der niedersächsischen Sprache, den Vorsitzenden, Professor Wilhelm

Mantels (s. A. D. B. XX, 253 ff.); im October 1871 luden die Herausgeber zur Subscription ein, die erste Lieferung trug die Jahreszahl 1872, nur die dritte (bis „Bone") sollte S. noch erleben. Den hohen Werth des Werkes erkannte sofort die Germanistensection in der Philologen- und Schulmännerversammlung zu Leipzig im Herbste 1872 an und erbat zu besserer und rascherer Förderung, da die Subscriptionen die Kosten nicht zu decken vermochten, bei Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm I. einen Zuschuß zur Herausgabe, der bewilligt und bis zur Beendigung des Werkes vom Reichskanzleramte gezahlt wurde. Außerdem wurden die Landesfürsten der beiden Herausgeber von derselben Section um deren Beurlaubung von Amtsgeschäften (unter Beibehaltung des Gehaltes) ersucht. Der Großherzog Friedrich Franz II. bewilligte sofort den Urlaub für S. von Ostern 1873 an, ein schließlich blutvergiftendes, ursprünglich gering geachtetes Fußleiden entriß ihn aber schon im August der eben mit größtem Eifer begonnenen, nun ausschließlich gelehrten Arbeit. Schiller's Sammlungen, die von der Familie ängstlich gehütet und nur bruchstückweise ausgeliefert wurden, hat Lübben dann ferner in sein eigenes Material, z. Th. mit großer Aufopferung, eingearbeitet; von der geplanten Hülfseinstellung des Fachmannes Dr. Karl Nerger mußte aus Etikettefragen, welche von Angehörigen des Verstorbenen angeregt wurden, abgesehen werden. So übernahm Lübben schließlich die wissenschaftliche Leistung und die Last allein, erhielt aber den mäßigen Ertrag nur zur Hälfte. Der erste Band wurde 1875, das ganze Werk mit dem 5. Bande 1880, ein 6. Ergänzungsband 1881 vollendet. S. starb, wie er gelebt hatte: ein anspruchsloser, zu wissenschaftlicher Hülfe stets bereiter Gelehrter.

Nekrolog in den Mecklenb. Anzeigen vom 5. August 1873. — Nekrolog in der Vorrede zu Bd. 1 des Mittelniederdeutschen Wörterbuchs (von Lübben). — Eigene Kunde aus den Verhandlungen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Krause.

Schiller: Karl Georg Wilhelm S., geboren zu Braunschweig am 23. Mai 1807, † 1874, war ein um das Kunst- und wissenschaftliche Leben zumal seiner Heimathstadt sehr verdienter Gelehrter. Sein Vater, Joh. Heinr. S. († am 8. September 1828), Pastor an der Kirche St. Ulrici zu Braunschweig, stand als ein Mann von rechtschaffener Gesinnung und rücksichtslosem Freimuthe, den er besonders in der westfälischen Zeit wiederholt auf kühnste Weise bethätigte, in allgemeiner Achtung. Karl S. besuchte das Gymnasium zu Blankenburg, darauf das Martineum und seit dem 21. April 1827 das Collegium Carolinum zu Braunschweig. Am 4. Mai 1828 wurde er dem Wunsche seines Vaters gemäß als Student der Theologie in Halle immatriculirt, am 9. Juni 1830 in Göttingen, das er Mitte Januars 1831 verließ. Er begab sich dann nach Berlin, wo er, ganz seiner Neigung folgend, mit Eifer den Kunstwissenschaften sich hingab. Denn die Theologie hatte ihm von Anfang an wenig zugesagt; er beschäftigte sich lieber mit kunst- und litterargeschichtlichen Studien und erwarb sich auf diesen Gebieten eingehende und vielseitige Kenntnisse. Da ferner sein Versuch zu predigen wenig ermuthigend ausfiel, so verzichtete er ganz auf die geistliche Laufbahn, ja auf jede amtliche Thätigkeit. Im Besitze eines ausreichenden Vermögens, ließ er sich als Privatgelehrter in Braunschweig nieder, das er dann, abgesehen von wiederholten Studienreisen, niemals wieder verlassen hat. Am 8. Januar 1839 erwarb er in Jena den philosophischen Doctorgrad, die einzige Würde, um die er sich je beworben. Sein freies unabhängiges Junggesellenleben stellte er ganz in den Dienst der Kunst und Wissenschaft. Wo es galt, diese zu fördern, war er stets zu rastloser Arbeit gern bereit, und an allen Bestrebungen dieser Art, welche Zeit seines Lebens in

Braunschweig aufkamen, hat vielleicht keiner seiner Zeitgenossen so thätigen und erfolgreichen Antheil genommen, wie S. Dabei war immer seine Weise, im Stillen die Arbeit zu thun, seine Person aber im Hintergrunde zu halten. Ebenso entschloß er sich niemals leicht, mit größeren litterarischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit zu treten. Was dergleichen erschien, war meist gelegentlichen Ursprungs oder blieb auch anonym. Die ohne sein Wissen erfolgte planlose Veröffentlichung einiger Bruchstücke einer Arbeit von ihm veranlaßte ihn 1845 zur Drucklegung seines litterargeschichtlichen Hauptwerkes, das noch heute seinen wissenschaftlichen Werth behauptet: „Braunschweigs schöne Litteratur in den Jahren 1745 bis 1800, die Epoche des Morgenroths der deutschen schönen Literatur" (Wolfenbüttel 1845), in welchem er zum ersten Male die hohe Bedeutung Braunschweigs für die Litteraturentwicklung des 18. Jahrhunderts klar und nach dem Maße der Zeit sehr gründlich darstellte und auf ihre enge Verbindung mit der Kunstblüthe in Weimar ausdrücklich hinwies. Umfassende Studien hat S. dem Fragmentenstreite Lessing's gewidmet; doch erschien nur ein Theil derselben: „Lessing im Fragmentenstreite, nach Form und Gehalt seiner Polemik gewürdigt" (Leipzig 1865). Andere Interessen haben ihn nicht zur Ausführung weiterer litterargeschichtlicher Arbeiten kommen lassen. Schon sein fleißiger Aufsatz über „Lessing's Persönlichkeit", der 1848 im 3. Bande von Herrig's Archiv f. n. Sprachen u. Lit. erschien, war die Frucht anderer Bestrebungen, aus seinen Bemühungen für die Ausführung des Lessingdenkmals in Braunschweig hervorgegangen. Für die Auffassung Lessing's von Seiten Rietschel's ist der Rath Schiller's maßgebend gewesen. Mit Mühe nur bewog er den Künstler, daß er von der Figur den Mantel fortließ und sie in der Kleidung der Zeit darstellte — eine Wahl, der wir nicht zum mindesten ein Kunstwerk verdanken, das in der Geschichte der Monumentalplastik stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird. Auch die Ausführung des Denkmals durch Georg Howaldt geschah auf Schiller's Betrieb, der jenen dadurch auf die Bahn führte, auf der er später noch so Bedeutendes leisten sollte. Seitdem ist in Braunschweig bis zu Schiller's Tode kein Denkmal errichtet worden, bei dem nicht sein Urtheil und Rath von günstigstem Einflusse gewesen wären, und es ist nicht zu viel behauptet, daß Braunschweigs Bedeutung für diesen Kunstzweig zu einem großen Theile Schiller's Verdienst ist. Neben der modernen Kunstentwicklung widmete er aber auch den alten Kunstdenkmälern, Bauten und Alterthümern seiner Vaterstadt reges Interesse und eifrige Pflege. Als 1852 die siebente Generalversammlung deutscher Architekten und Ingenieure in Braunschweig stattfand, veröffentlichte er zu deren Orientirung eine in vieler Beziehung grundlegende Arbeit: „Die mittelalterliche Architectur Braunschweigs und seiner nächsten Umgebung" (Braunschweig 1852). Zwei Jahre darauf gab er im Auftrage des herzoglichen Consistoriums einen „Ueberblick des Entwicklungsganges der Kirchen-Architectur" heraus, der einem Ausschreiben dieser Behörde beigelegt wurde, um das Verständniß für die kirchlichen Alterthümer zu wecken und zu ihrer Erhaltung anzuregen. In der Stadt Braunschweig unterzog er sich selbst der Mühe, ein genaues beschreibendes Verzeichniß der in den Stadtkirchen befindlichen Alterthümer und Kunstschätze aufzustellen. Die bleibendsten Verdienste hat sich aber S. um die Gründung des städtischen Museums erworben. Seit im J. 1860 die Errichtung desselben beschlossen war, hat er seine hauptsächlichste Lebensaufgabe darin erblickt, diese junge Anstalt, die man recht eigentlich als seine Schöpfung bezeichnen kann, zu bilden und vorwärts zu bringen. Er stellte ihr seine eigenen reichen Sammlungen sogleich zur Verfügung und war unermüdlich, ihr Zuwendungen von anderen Seiten zu verschaffen; er übernahm die Ordnung, Aufstellung und genaue Katalogisirung der Sammlung, und zwar alles aus Liebe

zur Sache, ohne Erwartung irgend welchen Entgelts. Dieses ist ihm aber doch zu theil geworden durch dankbare Anerkennung seiner stillen Verdienste. Sein Landesherr verlieh ihm das Ritterkreuz des Ordens Heinrich's des Löwen, seine Mitbürger machten ihn zum Ehrenmitgliede verschiedener Vereine, und auch von auswärts fand seine Thätigkeit, wie z. B. durch seine Aufnahme in den Gelehrtenausschuß des germanischen Museums zu Nürnberg, gebührende Würdigung. Am deutlichsten aber kam diese zum Ausdrucke, als gleich nach seinem Tode, der nach längerer Krankheit am 28. Juni 1874 erfolgte, Magistrat und Stadtverordnete einmüthig beschlossen, ihm auf seinem Grabe und im städtischen Museum ein Ehrendenkmal zu errichten. Die Lücke, die sein Tod dem Kunstleben der Stadt Braunschweig geschlagen, hat sich noch nicht wieder geschlossen. Nur zu oft wurden in der Folge sein reiches Wissen, sein feiner Geschmack bei auftauchenden Kunstfragen schmerzlich vermißt. Im persönlichen Verkehr war S. von großer Liebenswürdigkeit; ein munterer witziger Gesellschafter war er eines der anregendsten Mitglieder des Kunstclubs, dem er, wie auch dem Kunstvereine, seit ihrer Gründung in den dreißiger Jahren angehörte. Seiner heiteren Laune entstammen ein paar humorvolle Schriftchen „Gastronomisch-komische Betrachtungen" (Braunschweig 1839), und eine gereimte „Whistgrammatik", die anonym erschien. Mehrere poetische Arbeiten von ihm, die nicht gedruckt wurden, besitzt nebst seinem übrigen handschriftlichen Nachlasse die Stadtbibliothek zu Braunschweig.

Vgl. Ferd. Spehr im Braunschw. Tageblatt vom 2. und 3. Juli 1874 Nr. 152 u. 153. — Personalacten ꝛc. in der Braunschw. Stadtbibliothek.

P. Zimmermann.

Schilling: Christoph S., M. und Dr. med., gehört zu dem Kreise gelehrter Humanisten, die in Schlesien, oder, aus Schlesien hervorgegangen, in anderen Ländern für die Sache evangelischer Wissenschaft und Bildung auf dem Gebiet des Schulwesens förderlich wirkten. In Frankenstein geboren (wann, ist unbestimmt), besuchte er bis zum 13. Jahr die dortige Schule und erhielt dann seine weitere Ausbildung auf der weithin berühmt gewordenen städtischen Gelehrtenschule in Wien. Entscheidend für sein religiöses Leben und seine künftige theologisch-pädagogische Stellung war es, daß er in Wittenberg als Melanchthon's Schüler den theologischen und humanistischen Studien fleißig oblag und mit seinem großen Lehrer neun Jahre lang daselbst im Verkehr stand. Nachdem er dann nach der damaligen Gepflogenheit junger Humanisten mehrere Reisen ins Ausland gemacht und, von dort zurückgekehrt, in seiner Vaterstadt eine Anstellung gefunden hatte, erging an ihn 1563 der Ruf in das Rectorat der Stadtschule zu Hirschberg in Schlesien. Er hatte wegen seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit im Lateinischen und Griechischen bereits einen weiten Ruf erlangt. Die Hirschberger Schule, deren erster evangelischer Rector nach dem Eindringen der Reformation Tobias Treiber aus Löwenberg seit 1526 gewesen war, nahm in kurzer Zeit unter seiner Leitung einen gedeihlichen Aufschwung. Aber bald traten üble Hemmungen in ihrer Entwicklung ein. S. war von Anfang an als Melanchthon's Schüler der streng lutherischen Richtung fern geblieben. Ueber die Brücke der philippistischen Doctrin hatte er sich immer mehr dem deutschen reformirten Bekenntniß genähert, wie es in dem Heidelberger Katechismus zum Ausdruck kam, der unter dem vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß übergetretenen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz von dem Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus, einem geborenen Breslauer, und Caspar Olevianus abgefaßt und 1563 erschienen war. S. ertheilte den Religionsunterricht nach diesem Katechismus. Sein Einfluß aber erstreckte sich über die Schule hinaus auf die Gemeinde, in der er namentlich unter den Gebildeten und bei den höheren Ständen mit seiner

reformirten Auffassung der Abendmahlslehre viel Beifall fand. Es war die Zeit, in der auch in dem piastischen Fürstenhause in Schlesien das lutherische Bekenntniß dem reformirten weichen mußte und die calvinische Abendmahlslehre von dort aus immer mehr Verbreitung fand. Wie in anderen Orten Schlesiens, so entbrannte auch in Hirschberg, der von Hause aus lutherischen Gemeinde, ein heftiger confessioneller Streit. S. hielt in der St. Annenkirche wöchentliche Katechisationen mit der Schuljugend nach dem Heidelberger Katechismus, den er auch in besonderen Versammlungen erwachsenen Gemeindegliedern erklärte. Damit forderte er den heftigen Eifer des Pastors der Hirschberger Gemeinde, Balthasar Tilesius, heraus, der öffentlich von der Kanzel gegen ihn predigte und in den Kreisen der Amtsgenossen des S. sowie der städtischen Behörden alles aufbot, um die calvinistische Bewegung niederzuhalten. Sein leidenschaftliches gehässiges Vorgehen gegen S. hatte den Erfolg, daß derselbe seines Amtes schon 1566 entlassen wurde, nachdem er es nur etwa drei Jahre unter sichtbarem Aufblühen der Schule bekleidet hatte.

Wir finden ihn dann in der Pfalz, wohin er durch den Einfluß des Ursinus, des Hauptverfassers des von ihm mit großem Eifer vertretenen und erklärten Heidelberger Katechismus, dem Kurfürsten Friedrich III. empfohlen war. Dieser zog ihn zu Rathe bei einer dem reformirten Bekenntniß entsprechenden Einrichtung des Pädagogiums zu Amberg in der Oberpfalz. Der älteste Sohn des Kurfürsten, Ludwig, regierte hier als Statthalter und leistete ihm beharrlichen Widerstand gegen seine Bemühungen um Durchführung einer reformirten Lehr- und Kirchenordnung. Der Kurfürst begab sich selbst nach Amberg, als der aus Hirschberg vertriebene S. dort eingetroffen war, um den in hellen Flammen auflodernden Lehrstreit zu dämpfen und die schlimmsten Aufhetzer, die trotz des Verbots der öffentlichen Schmähungen und Verdammungen mit denselben fortfuhren oder sie noch überboten, zu entlassen. Das Pädagogium in Amberg war ebenso wie die Schulen in Heidelberg, Neuhausen und Selz dem Studium der alten Sprachen gewidmet und sollte gleich diesen auch zur Vorbildung junger Leute auf das Studium der reformirten Theologie dienen. Unter Schilling's Rectorat wurde es mit einer Anzahl von Freistellen versehen, wie solche bereits auch schon in Heidelberg und Neuhausen durch kurfürstliche Freigebigkeit begründet waren. Aber der Erbe der Kurwürde verharrte in seinem Widerstande gegen des Vaters Versuche, ihn für das reformirte Bekenntniß und für die kirchliche Reform im Sinne desselben zu gewinnen. Ein zum Ausgleich zwischen den lutherischen Geistlichen und den reformirten Professoren und Schulmännern veranstaltetes Colloquium hatte keinen Erfolg. Statt des Olevianus, der seinen Gegnern unterlegen war, wurde Ursinus zur Wiederaufnahme desselben nach Amberg berufen. Dieser lehnte aber das Eintreten in die Verhandlung ab und eilte nach Heidelberg zurück. Bald mußte auch S. weichen und seinem Freunde nach Heidelberg folgen, wohin er vom Kurfürsten als Rector des dortigen Pädagogiums berufen wurde. Mit großem Erfolge leitete er auch hier die classischen Studien, durch innige Freundschaft mit ausgezeichneten Männern wie A. Budithius, Joh. Crato, Thomas Crafft, Theod. Zwinger verbunden. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich III. (1576) trat unter seinem streng lutherischen Nachfolger, seinem Sohn Ludwig, ein auf Beseitigung des reformirten Bekenntnisses gerichtetes Regiment ein. Unter solchen Umständen mußte auch in Heidelberg der confessionelle Streit wieder aufflammen. S. gerieth namentlich wegen der Abendmahlslehre mit den lutherischen Geistlichen in scharfe Differenzen. Das Ende davon war für ihn, daß er sich auch hier genöthigt sah, sein Rectoramt niederzulegen.

Er schlägt nun eine völlig veränderte Lebensbahn ein. Es kann wohl nur

aus dem Ueberdruß an theologischen und confessionellen Zwistigkeiten, in die er wiederholt verwickelt worden, erklärt werden, wenn er jetzt den Entschluß faßte, sich dem Studium der Medicin zu widmen, und zu diesem Zweck nach Italien zu gehn. Hier trieb er seine medicinischen Studien mit dem größten Eifer und trat in Verkehr mit den berühmtesten Aerzten und Gelehrten seiner Zeit. Von Italien begab er sich nach Frankreich, wo er am 2. December 1579 an der Akademie zu Valence von dem Kanzler der Akademie zu Montpellier, Laurentius Jobert, der zugleich Leibarzt des Königs Heinrich III. von Frankreich war, unter den ehrenvollsten Auszeichnungen zum Doctor der Medicin promovirt wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er von den oberösterreichischen Landständen als Physicus nach Linz berufen, wo er sich durch seine ärztliche Wirksamkeit einen ebenso ehrenvollen Ruf, wie einst als Lehrer des Griechischen und Lateinischen und als Schulrector, erwarb. Er übte seinen ärztlichen Beruf so aus, daß er den Kranken und Elenden stets herzliches Mitleid und Erbarmen bewies, in Fällen völliger Unheilbarkeit es an väterlichem, tröstlichem Zuspruch und an Glaubensstärkung nicht fehlen ließ, jedermann aber ohne Eigennutz zu dienen beflissen war. Und doch mußte er infolge unberufener Eingriffe in seine ärztliche Praxis die schmerzlichsten Erfahrungen machen und auch außer den schlimmsten Widerwärtigkeiten und Verletzungen seiner Ehre solche Einbußen an Hab und Gut erleiden, daß er in einem Briefe seines Freundes Georg Calaminus (Röhrich) vom 2. Februar 1583 an den gemeinschaftlichen Freund Joh. Crato als Beispiel eines von schwerstem Unglück betroffenen, mit Hiob zu vergleichenden Mannes, der sich nicht selten selber für noch elender als Hiob gehalten habe, hingestellt wird. Er starb in demselben Jahr, am 16. October 1583, in Linz.

Neben seiner ärztlichen Praxis setzte er seine Lieblingsstudien im Griechischen und Lateinischen fort. Er verfaßte griechische und lateinische Gedichte, die wegen ihrer ausgezeichneten Formvollendung in nicht geringem Ansehen standen. Besonders werden seine griechischen Poesieen gerühmt. In einem Distichon bei Conradi, Silesia togata (ed. Schindler, Liegnitz 1706, S. 265) heißt es von ihm: carmina Smyrneo certantia scribis Homero! Seine griechischen und lateinischen Poesieen erschienen 1580 in Genf gedruckt. Eine Anzahl von seinen Briefen findet sich in der collectio epistolarum philosophicarum medicarum etc. von Laurent. Scholz 1599, Fol. Frankfurt a. M. Die Breslauer Stadtbibliothek besitzt von ihm drei meist poetische Publicationen aus Wittenberg unter den Signaturen 40 7/7, 2 W. 7/98 u. 4 F. 1464/2. Dieselbe Bibliothek besitzt eine handschriftliche vita des Mannes in Msc. Klose 179: M. Hanke, vitae Silesiorum eruditorum u. d. Jahr 1583, worin seine Hirschberger Bestrebungen für die reformirte Lehre und sein Conflict mit Balthasar Tilesius besonders erwähnt werden. — Die Bibliothek der evangelischen Gnadenkirche in Hirschberg ist im Besitz einer Handschrift von M. David Zeller unter dem Titel: „Vermehrte Hirschbergische Merkwürdigkeiten", worin ausführliche Mittheilungen über S. enthalten sind.

Jöcher. — Großes Universal-Lexikon, Bd. 34, s. v. Schilling. — Henel, Silesiographia, Cap. VII, 136. — Lucae, Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten od. Chronica, Frankfurt a. M. 1689. S. 489. — Hensel, historisch-topographische Beschreibung der Stadt Hirschberg. Hirschberg 1797. — Herbst, Chronik der Stadt Hirschberg. Hirschberg 1849. — Kopietz, Kirchengeschichte des Fürstenthums Münsterberg. Frankenstein 1885. (Darin erwähnt die handschriftl. Chronik der Stadt Frankenstein von Dr. Samuel Schilling, in einem Bande mit der Bezeichnung A. Lansky.)

D. Erdmann.

Schilling: Diebolt S., s. die Nachträge.

Schilling: Friedrich Gustav S., deutscher Dichter und Romanschreiber des 18. und 19. Jahrhunderts, wurde am 25. November 1766 zu Dresden geboren, widmete sich dem Militärstande 1781, ward 1788 zu Freiberg Lieutenant der Artillerie, als welcher er die Schlacht von Jena mitmachte, nahm 1807 als Hauptmann seinen Abschied, ging nach Freiburg, 1817 nach Dresden und starb daselbst am 30. Juli 1839. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; die erste Sammlung seiner „Sämmtlichen Schriften“ erschien in 50 Bänden zu Dresden 1810—1819, die zweite gleichfalls in 50 Bänden ebenda 1819—1830. Die „rechtmäßige Ausgabe letzter Hand“, Dresden 1828—1839 enthielt 196 Erzählungen, Romane und Possen in 80 Bänden. Diese große Fruchtbarkeit mag die Vertiefung seines Talentes verhindert haben; Karl Goedeke urtheilt von ihm, er sei „in der Wahl der Stoffe flach, alltäglich, in der Erfindung nicht ohne Talent, in der Darstellung lebhaft, mitunter launig, mehr doch spaßhaft, im Stil leichthin, genau mit den Schwächen und Armseligkeiten der Menschen bekannt, nur ohne jede Ahnung einer höheren künstlerischen oder sittlichen Anforderung“ gewesen, während Ferdinand Stolle versichert, Anlagen und Kräfte seien bei ihm wahrlich bedeutender, als die Mehrzahl der Leser wähne. Viele seiner Schriften erschienen unter dem Pseudonym Zebedäus Kukuk. Einige seiner ersten Gedichte erschienen 1789 in Schillers „Thalia“, 7. Heft (1789), doch schätzte ihn Schiller wenig; S. hatte sich als Lieutenant in Freiberg brieflich mit ihm in Verbindung gesetzt. Ein mit „S.“ unterzeichnetes Gedicht „Im October 1788“ im 11. Heft der „Thalia“ (December 1790) wird von Goedeke gleichfalls S. zugeschrieben, während es durch Joachim Meyer zu der Ehre gelangt ist, in mehreren Ausgaben von Schiller's Werken aufgenommen zu werden, auch in die „kritische“ Schillerausgabe von Heinrich Kurz (Hildburghausen 1868, I, 173).

Von seinen Gedichten erschien nur ein Band, Freiberg 1790; ein zweiter, angekündigter, folgte nicht. Dafür folgten: „Guido von Sohmsdorf“, Freiberg 1791—96, 4 Bde, 3. Aufl. 1802; „Das Weib, wie es ist“, Dresden 1800, 3. Aufl. 1819; „Der Mädchenhüter“, Dresden 1808, 2. Aufl. 1823; „Die Brautschau“, Dresden 1809, 2 Bde.; „Der Liebesdienst“, Dresden 1810, 4 Bde; „Laura im Bade“, Dresden 1815, 2 Bde.; „Flocken“, Dresden 1816; „Freudengeister“, Dresden 1817; „Flämmchen“, Dresden 1819; „Heimchen“, Dresden 1819; „Stoffe“, Dresden 1820 (Flocken bis Stoffe sind Sammeltitel für Erzählungen); „Familie Bürger“, Dresden 1820, 3 Bde; „Wallow's Töchter“, Dresden 1821, 3 Bde.; „Zeichnungen“, Dresden 1821, 2 Bde.; „Wolfgang oder der Name in der That,“ Dresden 1822, 2 Bde; „Häusliche Bilder“, Dresden 1822, 3 Bde.; „Leander“, Dresden 1823, 2 Bde.; „Stern und Unstern“, Dresden 1827, 3 Bde.; „Die Geschwister“, Dresden 1827, 2 Bde.; „Die Ueberraschungen“, Dresden 1830, 2 Bde.; „Der Hofzwerg“, Dresden 1830.

Vgl. Joachim Meyer, Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg 1858, S. 16—18. — K. Goedeke, kritische Schillerausgabe. Stuttgart 1869, VI, 429 f.; desselben 2. Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels. Leipzig 1874, I, 314 f.

Robert Boxberger.

Schilling: Gustav S., geboren am 3. November 1803 zu Schwiegerhausen im Hannoverschen und † im März des Jahres 1881 in Nordamerika auf der Farm seines Sohnes (der Ort ist nicht bekannt geworden). Er war der Sohn eines protestantischen Predigers, erhielt von seinem Vater in den Wissenschaften und in der Musik eine gründliche Unterweisung und trat bereits mit 10 Jahren als Clavierspieler auf. Ebenso bewandert war er auf der Orgel,

der Violine, Flöte und dem Violoncell. Wir folgen mit diesen Angaben der Selbstbiographie Schilling's im Supplementbande seiner Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universallexikon der Tonkunst, Stuttgart 1842. S. lehnt zwar die Autorschaft dieses Artikels in einer Anmerkung S. 377 ab, doch sind Anmerkung und Biographie nicht geschickt genug abgefaßt, um nicht den Vogel an den Federn erkennen zu lassen. Die Biographie kann übrigens als Muster von Dünkel gelten. Die größten Männer vor ihm und zu seiner Zeit können ihn nicht verdunkeln. Auffallen muß es ferner, daß er über seinen Bildungsgang so ungenaue Angaben giebt, denn er bezeichnet weder einen Ort noch einen Lehrer, spricht dafür aber desto mehr von seinen Leistungen als Knabe. Er sagt z. B., „im 15. Jahre erhielt er (ich) in einem Institut gründlichen und ausführlichen Unterricht", besuchte 1823 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren und ging dann nach 3 Jahren nach Halle, um die Studien zu vollenden. Das Examen bestand er natürlich „mit dem besten Erfolge" (schreibt er weiter), doch um Prediger zu werden, waren seine Meinungen bereits durch „rationelle Lehrsätze" so erschüttert, daß er beschloß, sich für das Lehramt vorzubereiten, und demnach theilt er 11 Zeilen weiter mit, daß, als er zur Ausübung des Predigeramts ermächtigt worden war, er zahlreiche Predigten in Göttingen und den umliegenden Städten hielt und stets „um seine Kanzel einen zahlreichen Zuhörerkreis versammelt sah". Wo und wann er sich den Doctorgrad erwarb, theilt er auch nicht mit, sondern nur die Thatsache und fügt dem bei: „1829 erhielt er (ich) ein zweites Diplom infolge der philosophischen Abhandlung „Relatio affectuum ad summam facultatem cognoscendi". Im J. 1830 ging er nach seiner Verehelichung nach Stuttgart und übernahm das von Franz Stöpel nach Logier's System daselbst gegründete Musikinstitut (auch hier übergeht er den Namen in seiner Biographie). Warum er Stöpel in seinem Lexikon so arg mitspielt und dem Leser so viel zwischen den Zeilen zu lesen überläßt, ist nicht recht erklärlich. Vielleicht begegnen sich hier zwei gleiche Naturen, denn Stöpel wandelte auf ähnlichen Wegen wie S. Ferner beschäftigte er sich litterarisch, und zwar in der buntesten Weise. Zuerst schrieb er ein „Musikalisches Wörterbuch, besonders für Clavierspieler", dann eine Schrift über die Julirevolution, 1832 einen Roman „Guido", der, wie er schreibt, die glänzendste Aufnahme fand, ferner vollendete er ein schon früher begonnenes Werk über Kanzelberedtsamkeit in Briefform, welches 1833 erschien. Auch in der Allgemeinen Kirchenzeitung führte er einen Streit über das Improvisiren der Kanzelreden, „bei dem er den glänzendsten Sieg davontrug", fügt er hinzu. Zur selben Zeit faßte er den Plan, das schon oben erwähnte Universallexikon der Tonkunst herauszugeben und warb sich dazu allerdings treffliche Mitarbeiter, wie A. B. Marx, Fink, Rellstab, Kretzschmer, Weber, v. Seyfried, Keferstein u. a. Seine eigenen Artikel sind mit D. Sch. gezeichnet. Die ersten Lieferungen erschienen schon 1834, das Titelblatt des 1. Bandes trägt aber die Jahreszahl 1835. Der 6. und letzte Band kam bereits 1838 heraus und 1840 bis 1842 erschien eine neue Titelausgabe, mit einem Supplementbande vermehrt. Der Werth des Werkes ist sehr verschiedenartig und es ist heute nur noch in den Biographieen der unmittelbar deutschen Zeitgenossen zu brauchen, während der musikwissenschaftliche längst überholt ist und die Biographieen der Zeit der Niederländer schon damals durch die gleichzeitig erscheinende „Biographie universelle des musiciens" von Fétis (1835—1844, 8 Bde.) werthlos wurden. S. verstand es vortrefflich, sein Licht vor den hohen Herren leuchten zu lassen und kannte seine Zeitgenossen zu gut, um nicht zu wissen, daß Titel und Orden vertrauenerweckend sind und einen guten Deckmantel bilden, um seine wahren Ver-

hältnisse und Absichten zu verstecken. 1835 verlieh ihm der König von Preußen die große goldene Medaille für Verdienste um Kunst und Wissenschaft, 1839 erhielt er vom Belgier dieselbe Auszeichnung, 1840 ernannte ihn der Fürst von Hohenzollern-Hechingen zum Hofrath. So ausgerüstet, äußerlich mit einem Glorienschein von Titeln und Ehrenbezeugungen umgeben, beginnt er nun eigentlich erst seine Laufbahn, denn bis hierher konnte er sein Leben nur als ein Vorspiel betrachten. Die Musikschule giebt er ab, da Wechselschulden machen und baar Geld borgen weniger Mühe verursachen und ein schöneres Stück Geld einbringen. Dabei entwickelt er andererseits wieder einen so staunenswerthen Fleiß im Bücherschreiben, daß man ihm zugestehen möchte, er habe sich redlich bemüht, mit Ehren durch die Welt zu kommen, denn er giebt in der Zeit von 1839—1850 nicht weniger als 21 umfangreiche Werke über Musik heraus, von denen der größte Theil 350—800 Druckseiten umfaßt, ungerechnet die 5 Jahrgänge der „Jahrbücher des deutschen Nationalvereins für Musik und ihre Wissenschaft", die in Karlsruhe von 1839—1843 erschienen und in der ein großer Teil von ihm selbst geschrieben ist. Anderntheils machte er sich wieder das Bücherschreiben sehr leicht; ein geschickter Copist reichte hin, um sie zu Stande zu bringen, denn nicht nur, daß er seine eigenen Bücher mehrfach ausschreibt, auch nach dem Eigenthume anderer greift er dreist. Seine Encyklopädie findet sich zum Theile wieder in der 1842 erschienenen „Das musikalische Europa", 365 Seiten, ferner im „Musikalischen Conservations-Handwörterbuch", 2. Ausg. 1856, 440 Seiten (die erste Ausgabe ist mir unbekannt). Die einzelnen Artikel sind meistens wörtlich abgeschrieben. Die „Aesthetik der Tonkunst", 1838 erschienen, ist ein Plagiat des zehn Jahre früher erschienenen Werkes von Karl Seidel, betitelt: Charinomos. C. F. Becker in Leipzig weist S. in der Neuen Zeitschrift für Musik, Bd. 13 S. 158 nach, in wie dreister Weise er Wort für Wort abgeschrieben hat und fügt boshaft hinzu, daß S. nur einen Satz fortgelassen habe, nämlich: „Die Plagiarier allein, die ohne neues Hinzuthun aus fremden Werken ein anderes zusammenstoppeln, haben Ursache, ihre heimlich benutzten, oft gar wörtlich abgeschriebenen Quellen sorgsam zu verbergen." Der 1839 erschienene „Polyphonomos, oder die Kunst, in 36 Lectionen sich eine vollständige Kenntniß der musikalischen Harmonie zu erwerben", wird in derselben Zeitschrift, 1841, S. 9, als ein Plagiat an dem Logier'schen System der Musikwissenschaft mit zahlreichen Beweisstücken bezeichnet. Von allen Seiten sucht man seinem Treiben einen Damm entgegenzusetzen und das Publicum zu belehren, so Prof. Hand, der Aesthetiker, Gottfried Wilhelm Fink, Redacteur der Allgemeinen musikalischen Zeitung in Leipzig, die Buchhändler Metzler und Köhler in Stuttgart, die sich in ihren Verlagsrechten der Originalwerke geschädigt sahen, die Jenaer Litteraturzeitung von 1840, Nr. 195 und 196. S. versuchte im 43. Bande, Spalte 349 der Allgemeinen musikalischen Zeitung eine Rechtfertigung, die aber sehr lahm ausfällt und den Kernpunkt gar nicht berührt. So wirft er Rob. Schumann, dem damaligen Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik, vor, daß er sein System der Musikwissenschaft gar nicht zu erfassen vermag, und wie es sich der allgemeinen Anerkennung erfreue, beweise die Thatsache, daß es nächste Ostern zum zweiten Male aufgelegt wird. Verleger und Publicum scheinen sich um seine Schriften gerissen zu haben, denn viele erlebten zwei Auflagen, einige sogar deren drei. Sehen wir von dem ab, was er abgeschrieben hat, so finden wir in seinen Werken einen breiten, schwülstigen Stil, der in salbungsreichen Worten ohne gründliches Können und Wissen oberflächlich über die Sache schwatzt. Ich gebe ein Beispiel aus der „Musikalischen Dynamik oder die Lehre vom Vortrage in der Musik", 1843 erschienen. Hier schreibt er S. 316 über den Vortrag einer Symphonie: „Es muß im Vortrage alles einen volksthümlichen, unmittelbaren, an die rein mensch-

liche Natur sich anlehnenden Charakter tragen. Alle Instrumente haben ausschließlich in ihrer natürlichsten Wesenheit hervorzutreten und der geschickteste Bogen darf, um des Charakters des vorzutragenden Tonstücks willen, dem Violoncell z. B. nichts nehmen von seinem näselnden Klange, die bewegteste Zunge dem Fagott nichts von seinem natürlichen Schnarren", oder S. 331: „Der Vortrag beim Liede soll ein im wahren Sinne des Wortes gesungener sein; ein wenig künstlerischer, als mehr eigentlich und ausschließlich musikalischer." Mit seinen technisch musikalischen Kenntnissen, trotzdem er in seiner Biographie sich oft als Componist bezeichnet, muß es gar traurig bestellt gewesen sein, denn die wenigen Beispiele in seinen theoretischen Werken, die er nicht abschreibt, oder ein wenig verändert, verrathen einen völligen Mangel an sachgemäßer Fertigkeit. Wir gelangen nun zum tragischen Ende des Mannes, welches er sich selbst durch ein leichtsinniges Leben bereitet hat. Wir kennen sein Privatleben zu wenig, um die Ursache zu wissen, die ihn nach und nach in eine enorme Schuldenlast brachte. Sogar zu betrügerischen Mitteln griff er, um sich immer neue Einnahmequellen zu verschaffen. Schließlich schlugen die Wellen über ihm zusammen und er suchte bei Zeiten das Weite, ehe ihn der Arm der Gerechtigkeit erreichen konnte. Die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtet darüber Sonnabend, den 24. Januar 1857: „Stuttgart, 20. Januar. Einen Gegenstand vielfältigen Gespräches bildet das plötzliche Verschwinden des seit einer Reihe von Jahren hier als Vorstand einer musikalischen Lehranstalt ansässig gewesenen und auch als musikalischer Schriftsteller bekannten Hofraths Gustav Schilling, der mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenmasse das Weite suchte. Man spricht indeß nicht bloß von großen Schulden, sondern auch von argem Wechselschwindel, dessen er sich schuldig gemacht haben soll, daher die Sache bei Gericht anhängig ist." Ferner den 29. Januar: „Die Flucht des Hofraths Schilling bildet noch immer einen Gegenstand des Tagesgesprächs; es scheint sich aus den Anmeldungen bei Gericht ergeben zu haben, daß derselbe das Geschäft des Wechselreitens mit Fälschungen schon seit etwa 10 bis 12 Jahren als einen Hauptgegenstand seines Einkommens betrieben hat, woher die große Summe der Schulden und Fälschungen kommt, indem die ersteren über 100 000 Gulden und die letzteren an 70 000 Gulden betragen sollen. Uebrigens ist die Nachricht hier eingegangen, daß S. sich in Liverpool nach Nordamerika kurz vorher eingeschifft hatte, ehe die telegraphischen Depeschen mit dem Begehren seiner Auslieferung dort eingetroffen waren." Die Neue Zeitschrift für Musik schreibt 1857 im 46. Bande S. 218: „Herr Hofrath Schilling beabsichtigt jetzt in New-York ein Conservatorium der Musik zu gründen." Was an der letzten Nachricht wahres ist, hat man nie erfahren. Erst nach seinem 1881 erfolgten Tode erfuhr man aus den Zeitungen, daß er Zuflucht bei seinem Sohne gefunden hatte. So endete das vielbewegte und vielversprechende Leben eines Mannes, der seine Kräfte nur verwendete um Geldgewinn.

Rob. Eitner.

Schilling: Johann S., Lesemeister im Barfüßerkloster zu Augsburg in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, schloß sich frühzeitig der neukirchlichen Bewegung an und trat bald als furchtloser Vorläufer der Wiedertäufer in den Kampf ein, in welchem er sich ungescheut zu den radicalsten Anschauungen der Zeit in kirchlicher wie socialer und politischer Hinsicht bekannte und durch seine aufhetzende Wirksamkeit den Bestand des reichsstädtischen Gemeinwesens einen Augenblick gefährdete. Denn der bedrohliche Aufstand, welchen seine Anhänger, insbesondere Weber, Schneider und Bierschenker in den Augusttagen des Jahres 1524 gegen den Rath der Stadt zu erheben wagten, ist in seinen letzten Gründen auf S. zurückzuführen. Von seinem Vorleben wissen wir nichts, auch

der Zeitpunkt, wann er nach Augsburg gekommen ist, kann nicht angegeben werden: nur das wird von ihm berichtet, daß er vordem „zu Gmünd (Schwäbisch-Gmünd) Widerwillen und Aufruhr erweckt“ und daß ihm „von seines aufrührigen Predigens wegen ein Rath zu Gmünd die Stadt verboten“ hat. Ob er von da sogleich nach Augsburg übersiedelte, läßt sich nicht ermitteln; sicher ist aber, daß er hier durch seine kühne Sprache auf der Kanzel und durch sein rücksichtsloses Auftreten sehr bald das größte Aufsehen erregte und in den niedern Schichten der mit ihrer Lage gerade damals recht unzufriedenen Bevölkerung zumeist aus dem Arbeiterstande einen von Tag zu Tag wachsenden Anhang gewann. Seine Predigten „freudig und frech“, seien, so schreibt ein Chronist, „nicht nach der Milch, wie Paulus vorschreibt, sondern nach einem spröden, und gesalzenen Gsotthaber geartet und mehr zu Frevel und Zerreißung der Liebe, als zu Unterweisung christlichen Thuns und Geduld dienstlich gewesen“. S. griff die alte Kirche, ihre Lehren und Einrichtungen schonungslos an, mit Verächtlichkeit sprach er von der Möncherei und von den Sacramenten; „er ging leichtfertig mit dem Sacrament um, wenn er die Leute damit versah“, benahm sich auch sonst, wenn die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen nicht zu weit gehen, äußerst freimüthig und ungeistlich beim Wein und im Umgang mit Frauen. „Er hat“, schreibt Dr. Konrad Peutinger von ihm, „ein leichtfertig Wesen geführt.“ Aber das war noch nicht alles. Seine Kanzelreden waren durchtränkt von einem die Massen gegen den Rath aufwiegelnden Geist. Alle Autorität stehe bei der Gemeinde, lehrte er; wenn der Rath nicht handele, müsse die Gemeinde zugreifen. Solche Reden vernahm der Pöbel gerne. So oft S. die Kanzel bestieg, war die Kirche wie vollgepfropft, und zuweilen kam es selbst im Gotteshaus zu ärgerlichen Scenen: die altgläubigen Priester wurden verhöhnt und bedroht. „In Augsburg steht man mit der Pfaffheit nicht eben wohl; besorge, es wird noch ein bös Spiel daraus“, schrieb damals ein Mitglied des Reichsregiments zu Eßlingen an den kursächsischen Rath v. Planitz. In Augsburg selbst lebte der Rath in großen Sorgen, mit Mißtrauen betrachtete er die Popularität Schilling's und die Unbändigkeit der Menge, die jener schürte. Dr. Konrad Peutinger, der damals die Seele des städtischen Regimentes war, hielt es für das beste, den gefährlichen Mönch in aller Stille aus der Stadt zu schaffen. Deshalb wurde der Provinzial des Ordens, Dr. Georg Hofmann, ersucht, ihn abzurufen, und um der Angelegenheit ein möglichst freundliches Gesicht zu geben, verfügte sich eine Rathsdeputation, Peutinger an der Spitze, zu dem Mönch, dem der Rath ein Pferd für die Reise zur Verfügung stellte und 20 fl. unter der Bedingung verehrte, daß er in aller Stille sich aus der Stadt wegbegebe. S. versprach dies zwar zu thun, schwieg aber nicht. So kam es, daß seine große Anhängerschaft, von dem Verfahren des Rathes unterrichtet, in die äußerste Wuth versetzt wurde, welche bei den entschlossensten den Entschluß reifte, gegen den Rath mit Gewalt vorzugehen. In vorsichtigster Heimlichkeit wurde der Plan vorbereitet und am 6. August der ahnungslose kleine Rath, welcher zu einer Sitzung zusammengekommen war, förmlich überfallen. An 1800 Menschen rottirten sich vor dem Rathhaus, lärmten, schrieen, tobten und verlangten vom Rathe gehört zu werden. Ihre Forderung war, daß man den entlassenen Prediger zurückrufe. Peutinger verhandelte mit der aufgeregten Menge und versicherte, daß der Rath nicht Willens sei, das Evangelium zu unterdrücken: zum Beweise dessen wolle er den bekannten und anwesenden Urbanus Rhegius an Schilling's Statt zum Prediger bestellen. Allein das Volk beharrte auf seinem Willen: „Wir wollen den Barfüßermönch und keinen andern“, und heftige Reden fielen während der Verhandlungen. Man solle, hieß es, beim Abte von St. Ulrich, bei den Dominicanern und bei St. Georg und dem hl. Kreuz zum

Essen gehen. Hinter diesen Drohungen gegen die altkirchliche Geistlichkeit lauerte noch eine andere Absicht, nämlich den Rath zu stürzen und ein demokratisches Regiment aufzurichten, die Reichen heimzusuchen und der drückenden Armuth der Masse zu begegnen. Eine entschlossene, aber kleine Partei hatte das zu bewerkstelligen alles vorbereitet: auf ein gegebenes Zeichen sollten sich die Verschworenen aus der Weberzunft des Zeughauses bemächtigen und, die Verwirrung benutzend, losschlagen. Zum Glücke für die Stadt verhinderte die Nachgiebigkeit des kleinen Rathes die Ausführung dieser Pläne, indem er versprach, den Mönch zurückzurufen und den Betheiligten Amnestie zu gewähren. Daraufhin verlief sich die Menge, die Umstürzler aber äußerten laut ihren Aerger, daß man sich habe die günstige Gelegenheit entschlüpfen lassen: sie wollten womöglich einen neuen Aufstand in Scene setzen. Allein der Rath war gewitzigt, er durfte sich ein zweites Mal nicht mehr überrumpeln lassen. Peutinger traf alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln und rüstete sich für alle Fälle. Als am 9. August sich abermals ein Tumult erhob, stand die rathstreue Bürgerschaft in Waffen bereit und die Gegner, zu schwach, durften nichts wagen. Allerdings verzichteten sie deshalb noch nicht auf ihre Absichten: in geheimen Conventikeln berietheen sich die Verwegensten, trotzdem der Rath vor jedem Anschlag ernst und feierlich gewarnt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß das wachsame Auge der Polizei die geheimen Zusammenkünfte entdeckte; im Hause eines Maurers Has wurde das Nest der Rädelsführer entdeckt und ausgenommen. Zwei derselben wurden mit dem Schwerte hingerichtet, einer aus der Stadt gejagt. Lange Untersuchungen folgten und Strafen trafen alle irgendwie Betheiligten je nach ihrem Vergehen. Hauptsächlich der Umsicht und Strenge Peutinger's verdankte es der Rath, daß er wieder Herr im Hause wurde. Unterdessen war S. wieder in die Stadt zurückgekehrt und hatte seine Predigerthätigkeit wieder aufgenommen. Allein er sah bald ein, daß er seine Rolle ausgespielt habe; den früheren Ton durfte er nicht mehr anzuschlagen wagen. So nahm er denn freiwillig am 8. November 1524 seinen Abschied. Noch einmal, nachdem er sich, wie berichtet wird, bald da, bald dort in Landsknechtskleidung herumgetrieben hatte, tauchte er in der Stadt im Frühling des unglückseligen Jahres 1525 auf, aber der Rath duldete seine Anwesenheit nicht mehr, sondern verwies ihn aus Augsburg. Kein Wunder, denn er scheint im Auftrag der Bauernschaft gekommen zu sein, um den Aufruhr auch in die Reichsstadt zu tragen: wenigstens genoß er das Vertrauen der aufständischen Haufen, welche unter den 14 „Doctores, so anzeigt sein zur Aussprechung des göttlichen Rechts“ in ihrer Bundesordnung vom 7. März 1525 auch den „Prädikanten bei den Barfüßern zu Augsburg“ aufführten. Sonst erfahren wir nichts mehr von ihm: ohne Zweifel ist er im Bauernkrieg untergegangen. Sein Andenken aber erlosch nicht so bald. Die Evangelischen der Stadt erbickten in ihm in späterer Zeit nichts anderes als einen Märtyrer des Evangeliums, welcher verleumdet und verfolgt der Gewalt der Feinde habe weichen müssen. In der That aber ist er ein radicaler Neuerer gewesen, dem es viel weniger um das Evangelium, als um sociale und politische Hetzerei zu thun war, ein Vorläufer jener Wiedertäufer wie Hans Denk, Hans Hut, Hetzer u. a., welche wenige Jahre darauf soviel Verwirrung in Augsburg anrichteten.

Vogt, Johann Schilling der Barfüßermönch und der Aufstand in Augsburg im J. 1524, Zeitschr. des hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg. — Roth, Augsburger Reformationsgeschichte. — Cornelius, Studien zur Gesch. des Bauernkriegs.

Wilhelm Vogt.

Schilling: Wenceslaus S., protestant. Mystiker, blühte in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. Nannte sich in einigen Schriften: Sigwart

Gargethemus. Geboren zu Kethmannshausen in Thüringen. Spät zu wissenschaftlichen Studien gelangt, machte er schnell Fortschritte, wurde von der Schule genommen, weil man geistige Ueberspannung fürchtete. Auf seine Angabe aber, daß er eine innere Stimme höre, die ihn ermahne, seine Studien wieder aufzunehmen, wurde ihm der Besuch der Universität Helmstedt durch Unterstützung des Grafen von Schwarzburg ermöglicht. Hier studirte er Theologie und legte den Grund zu umfassender Sprachkenntniß, die er auf größeren Reisen vervollkommnete. Auf diesen Reisen rühmt er sich, wunderbare Proben göttlichen Beistandes erfahren und die häufigen Anfechtungen von Geistern und Gespenstern siegreich bestanden zu haben. Als Schüler des Helmstedter Prof. Daniel Hoffmann, der der Philosophie den Krieg erklärt hatte — und sie gänzlich der Theologie unterordnen wollte, bekämpfte auch S. in Gemeinschaft mit Werdenhagen und Cramer die aristotelisch-scholastische Lehre, zu Gunsten einer unmittelbaren inneren religiösen Erleuchtung und der heiligen Ueberlieferungen. Diese Angriffe auf die Metaphysik und die Leugnung einer natürlichen Erkenntniß Gottes verwickelte ihn nicht nur in heftige Fehden, namentlich mit dem Wittenberger Professor Jak. Martini, dessen Partei die Wittenberger Facultät nahm, sondern hatte auch seine Excludirung von der Helmstedter Universität zur Folge. Er erhielt nun eine Pfarre in Rudolstadt, wohin ihn der Graf von Schwarzburg berufen hatte. Hier verfiel er während des dreißigjährigen Krieges den Mißhandlungen von Soldaten, infolge deren er verstarb. Er schrieb: „Ecclesiae metaphysicae visitatio“ ect. Magdeb. 1616. — „Grundbüchlein, dadurch man die Philosophos, so nach irdischer Weisheit Jesum Christum schätzen wollen, widerlegen kann,“ 1617. — „Der Lügen-Mantel Jacobi Martini“ ect.... und Anderes.

Arnold's Kirchen-Historie Th. II, Bd. XVII, C. VI. — Brucker, Kurtze Fragen a. d. phil. Hist. VI, S. 1320. — Univers.-Lexikon aller Wiss. u. K. u. s. w. (Zedler) Leipzig und Halle 1732—50.

Liepmann.

Schiltberger: Hans S., Orientreisender und Verfasser eines Reisebuches. Er war, wie durch archivalische Forschungen erwiesen ist, der Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter Baierns, das bei dem Orte Schiltberg (unweit Aichach) ansässig war und sich im erblichen Besitze des Marschalkenamtes des Wittelsbachischen Hauses befand. Doch konnte die Familie nicht für immer diese glänzende Stellung behaupten; sie veräußerte ihre Erbgüter, siedelte nach München über und erwarb hier das Bürgerrecht. Zu ihren neuen Besitzthümern gehörte auch ein halbwegs zwischen München und Freising (nicht weit von der Eisenbahnstation Lohof) gelegenes Gut, Hollern, das, wie aus dem Bericht unseres Reisenden hervorgeht, als sein Geburtsort zu erachten ist. In gleicher Weise erfahren wir aus seinem Reisebuch, daß er im J. 1380, und zwar an einem ganz kurz vor den Schlachttag von Nikopolis (28. September) fallenden Termine geboren war.

Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1396 wurden entscheidend für seine späteren Lebensschicksale. König Siegmund von Ungarn, durch die Eroberungspolitik des türkischen Sultans Bajasid auf's äußerste bedroht, hatte sich hilfesuchend an die Völker des Abendlandes gewendet. Aus Frankreich und Burgund war eine zahlreiche Ritterschaft dem ehrenvollen Rufe gefolgt, an deren Spitze sich Johann v. Nevers, der Sohn des Herzogs Philipp von Burgund befand. Bei ihrem Durchzug durch Süddeutschland wurde diese muthige Schaar mit Begeisterung begrüßt und aus den Reihen des Adels schlossen sich zahlreiche neue Theilnehmer einem Unternehmen an, über dessen ruhmvollen Ausgang keinerlei Zweifel aufkam. Bei diesem neuen Kreuzzuge wollte auch S. nicht fehlen und zog als Knappe des edlen Herrn Lienhart Reichhartinger in den

Reihen der deutschen Hilfsvölker durch Oesterreich und Ungarn nach Bulgarien. Hier wurde alsbald die Entscheidungsschlacht bei Nikopolis geschlagen, in welcher die christliche Streitmacht nahezu vernichtet wurde. S., welcher im Kampfe drei Wunden erhalten hatte, gerieth mit dem größten Theil des Heeres in Gefangenschaft, entging jedoch wegen seines jugendlichen Alters dem Loos der barbarischen Niedermetzlung, das seine Schicksalsgenossen erleiden mußten. Dem Hofstaat Bajasid's als Vorläufer zugetheilt, verbrachte er im Dienste seines neuen Herrn die erste Zeit in Brussa; später mußte er als Reiter den nach Kriegsruhm strebenden Sultan bei verschiedenen Heereszügen begleiten, wie bei der Eroberung des Fürstenthums Siwas und bei der Belagerung Constantinopels; desgleichen befand er sich bei dem Hilfsheer, welches Bajasid dem ägyptischen Sultan Faradsch zur Bekämpfung eines Aufstandes gesandt hatte. Bald jedoch sollte die osmanische Macht einem mächtigeren Gegner unterliegen. Im Innern Asiens hatte Timur die mongolischen Völkerschaften wiederum geeinigt und neuerdings auf die Bahn der Eroberungen geführt. Bajasid's Angriff auf Siwas gab ihm Anlaß, die Grenzen Kleinasiens zu überschreiten und dem türkischen Reich auf asiatischem Boden den Untergang zu bereiten. S. nahm an der Entscheidungsschlacht von Angora (1402) theil und gerieth auch diesmal in die Gefangenschaft des Siegers, dem er in seine Hauptstadt Samarkand folgen mußte. Nach Timur's bald darauf erfolgtem Tode ging die Herrschaft über die Osthälfte des Reiches auf seinen Sohn Schah Roch über, welcher Herat zu seiner Hauptstadt erhob. Im Dienste dieses neuen Herrn blieb S. längere Zeit, bis ihn derselbe seinem Bruder Miran Schah abtrat, der über die Westhälfte des Mongolenreiches gebot und seinen Herrschersitz in Tabris aufgeschlagen hatte. Von hier aus sollte S. abermals in weite Fernen verschlagen werden. Miran Schah's Sohn, Abu Bekr, hatte einem vertriebenen Khan der Goldenen Horde, Tschekra, Aufnahme an seinem Hofe gewährt und demselben, als er zur Wiedergewinnung der ihm entrissenen Herrschaft auszog, ein Hilfsheer überlassen, in dessen Reihen sich auch S. befand. Als Tschekra in der Schlacht Sieg und Leben verlor, waren seine Anhänger gezwungen, die Heimath neuerdings zu verlassen und S. kam auf diese Weise in die Küstenländer des Schwarzen Meeres, wo alsbald der Gedanke an Flucht bei ihm reifte. In Mingrelien verließ er mit einigen christlichen Mitgefangenen heimlich seine tatarischen Gebieter und eilte der nahe gelegenen Grenze des Kaiserreichs Trapezunt zu, wo er auf einem fränkischen Schiffe Aufnahme zu finden hoffte. Da in den Hafenstädten kein Schiffsherr es wagte, unter den Augen der dort ansässigen Türken die Flüchtlinge an Bord zu nehmen, irrten diese längs der Küste hin, bis sie endlich nahe dem Ufer ein Schiff vor Anker erblickten, dessen Aufmerksamkeit sie in der Nacht durch Feuersignale erregten; nachdem sie eine Prüfung aus den Glaubenslehren des Christenthums bestanden hatten, erklärte sich der Führer des Schiffes bereit, sie aus dem Machtbereich des Islam nach Constantinopel zu bringen. Hier ließ ihnen der griechische Kaiser Johannes V. (VI.) seinen Schutz angedeihen und sie nach einiger Zeit auf einem Staatsschiffe nach Kilia an der Donaumündung weiter befördern, woselbst S. sich an eine Kaufmannsgesellschaft anschloß, um auf dem alten Handelswege längs des Nordabhangs der Karpathen über Lemberg und Krakau seine deutsche Heimath nach so langer Abwesenheit wieder zu erreichen. Auf deutschem Boden angelangt, setzte S. seine Wanderung auf einer anderen, ebenfalls viel betretenen Verkehrsstraße fort und zog über Breslau, Meißen, Eger, Regensburg, Landshut und Freising nach München, von wo er einunddreißig Jahre vorher im zarten Jünglingsalter ausgezogen war. Mit dieser glücklich erfolgten Heimkehr schließt sein Reisebuch ab. Durch Aventin erfahren wir noch, daß der

weitgereiste Kriegsmann zum Kämmerer am bairischen Fürstenhofe ernannt wurde; hingegen mangelt uns jegliche Kunde über Zeit und Ort seines Todes. Schiltberger's Familie, aus der in späterer Zeit Männer der Wissenschaft und höhere Staatsbeamten hervorgingen, hat sich bis in die Gegenwart fortgepflanzt; im J. 1878 erhielt sie durch allerhöchsten Erlaß die Berechtigung, den vormals geführten Namen „Marschalk von Schiltberg" wieder anzunehmen.

Aus der großen Anzahl der von Schiltberger's Reisebuch in früherer Zeit veranstalteten Ausgaben geht hervor, daß dasselbe sich besonders in der ersten Zeit seines Erscheinens einer großen Beliebtheit erfreute. Diese günstige Aufnahme der damaligen Lesewelt war in der That auch keine unverdiente; mußten schon die eigenen, an's Wunderbare grenzenden Schicksale des Verfassers allgemeine Theilnahme hervorrufen, so gewannen seine Aufzeichnungen noch dadurch an Werth, daß er ausführliche Schilderungen der von ihm durchzogenen Länder und deren Bewohner und ihrer Cultur beifügt. Durch die vielfachen Beobachtungen, die er anzustellen Gelegenheit hatte, erwarb er sich ein unbefangenes Urtheil über fremde Verhältnisse; besondere Anerkennung verdient seine Unparteilichkeit gegenüber den verschiedenen Religionsparteien, mit welchen er auf seinen langen Wanderzügen in Berührung gekommen war. Hingegen zeigt sich S. wieder bei anderen Gelegenheiten als Kind seiner Zeit, indem er die damals in Umlauf befindlichen Wundererzählungen als beglaubigte Thatsachen mittheilt. Einzelne Abschnitte seines Buches sind früheren Reisewerken entlehnt, trotzdem aber als Resultat der eigenen Beobachtung hingestellt; dieses Verfahren darf man aber keineswegs nach den in der Gegenwart geltenden Anschauungen beurtheilen, sondern der Verfasser folgte eben einem im Mittelalter allgemein herrschenden Gebrauch, wonach jeder Reiseschriftsteller das eine oder andere Capitel seines Werkes einfach von seinen Vorgängern entlehnte. In der Hauptsache jedoch, besonders da, wo es sich um seine eigenen Erlebnisse handelt, tragen Schiltberger's Mittheilungen das Gepräge der Wahrheit vollständig an sich und haben daher auch mit Recht zu allen Zeiten als geographische und geschichtliche Quelle von hervorragender Bedeutung gegolten.

Aelteste Ausgabe in Folio bei A. Sorg in Augsburg gedruckt s. l. e. a. Mit 15 Holzschnitten. — Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. Zum erstenmal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von Karl Friedrich Neumann. München 1859. — The bondage and travels of Johann Schiltberger. Translated from the Heidelberg MS. by J. Buchan Telfer. With notes by professor P. Bruun of the imperial university at Odessa. London 1879. Vgl. S. Riezler, Geschichte Baierns. 3. Bd. Gotha 1889. S. 918. — Hans Schiltberger's Reisebuch. Nach der Nürnberger Handschrift herausgegeben von Dr. Valentin Langmantel. Tübingen 1885. — Archivalische Forschungen über das Geschlecht der Schiltberger, zusammengestellt von Hr. Oberstabsarzt Marschalk, Ritter von Schiltberg. Manuscript, welches seiner Veröffentlichung durch den Druck in nicht allzu ferner Zeit entgegensieht.

V. Langmantel.

Schiltenberger: Johann Peter S. (auch Schiltberger), Rechtslehrer zu Ingolstadt, geboren 1684 in Stadtamhof, † am 11. Februar 1759 zu Kirchdorf bei Abensberg a. D. S. stammt nach eigener Behauptung aus dem angesehenen Geschlechte der „Schiltperger", deren bereits Aventinus in seiner Chronik rühmend gedenkt. Sein Ahnherr, Lucas, war Bürgermeister zu Wörth, sein Vater Benedict, den er schon frühzeitig verlor, hielt sich in Stadtamhof auf. S., an dem Gymnasium zu Regensburg herangebildet, bezog 1709 die Hoch-

schule zu Ingolstadt, wo er als Hörer der Rechte fünf Jahre verblieb. Nach erlangtem Doctorgrade wurde er bei dem Hofrathe in Regensburg als Advocat aufgenommen. Da im Jahre 1713 dort und in der Umgegend die Pest auftrat, verließ er die Stadt, und da gleichzeitig durch den Tod Friedrich de Chardel's († 17. Juni 1713) in Ingolstadt eine Professur der Rechte erledigt wurde, bewarb er sich um dieselbe. Auf mehrfache Verwendung zum außerordentlichen Professor des Criminalrechtes und der Praxis ernannt, wurde er am 20. November 1713 in die Facultät eingeführt. Schon im folgenden Jahre (1714) erfolgte unter Verleihung des Hofraths-Titels seine Ernennung zum ordentlichen Professor mit einem Gehalte von 600 fl., der später auf 800 erhöht wurde. S., der zuletzt als Professor der Digesten und des Feudalrechtes lehrte, bekleidete zum öfteren das Rectorat (1736, 1740, 1744, 1750). Während seiner erstmaligen Function gerieth er mit dem Senate in langwierigen Streit, weil er ein Sitzungsprotocoll der medicinischen Facultät eigenmächtig zerriß. Während des österreichischen Erbfolgekrieges wurde die Universität Ingolstadt schwer heimgesucht: auch S. sollte gleich anderen Professoren eine Contribution von 2000 fl. entrichten, wurde jedoch von deren Zahlung durch die bald darauf eingeleiteten Präliminarien zum Füßner Frieden (1745) befreit. 1755 erlitt er einen Schlaganfall, welcher seine fernere Lehrthätigkeit ausschloß und die Emeritirung mit ganzem Gehalte zur Folge hatte. An die Universität wurde dessen Sohn Joseph S., Regierungsrath in Burghausen, als Docent für jus patriae gerufen, wodurch ein lange gehegter, oft geäußerter Wunsch des Vaters in Erfüllung ging. Da jedoch das Wartegeld des Neuberufenen aus dem väterlichen Emeritenbezuge bestritten werden sollte, entstanden zwischen Vater und Sohn häßliche Zerwürfnisse, welche nur mit dem Tode des Ersteren aufhörten. Im Sommer 1758 ging S. in das Bad Abensberg, von den dortigen Quellen eine Erleichterung seines Zustandes erwartend — jedoch vergeblich. Von Abensberg siedelte er nach dem benachbarten Dorfe Kirchdorf über, wo sein jüngerer Bruder als Pfarrer lebte; dort erlag er seinen Leiden am 11. Februar 1759 (das von Prantl in Bd. I, S. 591 seiner Universitäts-Geschichte angegebene Datum 9. Februar ist irrig). — S. heirathete in Ingolstadt die Tochter (nach Anderen die Wittwe) seines Amtsvorgängers de Chardel, aus welcher Ehe zwei Kinder hervorgingen, eine Tochter und der oben genannte Joseph S., welcher nach seiner Berufung als Docent am 28. November 1755 den Doctorgrad in Ingolstadt erwarb, 1760 das Rectorat führte, und als ordentlicher Professor des einheimischen Rechtes und der Praxis am 13. Januar 1761 mit Tod abging, ohne einen besonderen wissenschaftlichen Namen zu erwerben. — Dagegen rühmt Mederer in seinen Annalen der Ingolstädter Hochschule den Fleiß und Lehreifer des älteren Schiltenberger, und gedenkt in anerkennender Weise dessen schriftstellerischer Thätigkeit. S. sen. veröffentlichte von 1734—1750 mehrere Disputationes; dann 1718 in Folio „Quaestiones selectae ex universo jure“ und 1731 „Quaestiones illustres ex universo jure“, welche er theils dem Kaiser Karl VI. theils dessen Bruder, dem Kurfürsten von Cöln zueignete. Einige Jahre später — 1739 — gab er im eigenen und der Facultät Namen „Consilia seu responsa civilia et criminalia“ (Ingolst. Fol.) heraus, deren Fortsetzung durch die Kriegsunruhen unterbrochen wurde.

(Joh. P. S.) Mederer, Annales Ingolst. academiae III. 132, 134, 262, 275 u. 76. — Weidlich, Gesch. d. jetztleb. R.-Gelehrten Thl. II, S. 424 bis 427. — Meusel, Lexik., Bd. 12, S. 161 u. die dort Genannten. — Prantl, Gesch. d. Univ. Ingolst., I, 493, 519, 527, 591, II 507. — (Joseph S.) Mederer l. cit. 236, 260, 281. — Prantl a. a. O. I, 592—95.

Eisenhart.

Schilter: Johann S., Consiliarius der Reichsstadt und Ehrenprofessor der Universität Straßburg, einer der einflußreichsten und vielseitigsten Fachschriftsteller seiner Zeit; geb. zu Pegau a. Elster im Meißner Gebiete am 29. Aug. 1632, † zu Straßburg am 14. Mai 1705. Kaum 3 Wochen alt mußte S. mit seinem Vater Marcus, einem angesehenen Handelsmanne zu Pegau, und seiner Mutter Barbara, einer Schwester des bekannten Jenenser Juristen Strauch, infolge feindlicher Einfälle während des 30jährigen Krieges nach der väterlichen Geburtsstadt Leipzig, von da nach Dresden flüchten, wo Marcus S. einer dort herrschenden endemischen Krankheit binnen Jahresfrist erlag. Die Wittwe verheirathete sich zwar bald darauf mit Johann Hartmann, des Rathes und der Universität Leipzig Propstei-Verwalter, welcher indessen schon im ersten Jahre der Ehe verstarb. Im siebenten Jahre verlor S. seine Mutter. Der doppelt verwaiste Knabe kam nun in das Haus seines väterlichen Oheims, Dr. Joh. Schilter, Senior des Schöppenstuhls zu Leipzig, und erhielt mit dessen Sohn eine sorgfältige Erziehung. Im J. 1652 bezog er die Universität Jena, und machte im Studium der Philosophie solche Fortschritte, daß er bereits 1653 unter Slevogt's Vorsitz eine These „de syllogismis ex hypothesi“ mit großer Gewandtheit vertheidigte. Die Disputation wirbelte in dem gelehrten Jena viel Staub auf; S. verließ vorzugsweise deshalb diesen Musensitz, ging nach Leipzig, um zwei weitere Jahre dem philosophischen Studium zu widmen, und erwarb 1655 dortselbst den Grad eines Doctors der Philosophie. Noch im nämlichen Jahre kehrte er nach Jena zurück und verlegte sich unter Leitung seines mütterlichen Oheims, Professor Johann Strauch, während fünf Jahren auf das Rechtsstudium, hielt wiederholt Disputationen, und trat gegen Ende des Jahres 1659 zu Naumburg in Gerichtspraxis. Dortselbst verlobte er sich im nächsten Jahre (1660) mit seiner nachmaligen Gattin Anna Sybilla, Tochter des Stadtrichters und Handelsmannes Bores zu Salefeld; sie wird von den Zeitgenossen als eine bitterböse Frau geschildert, welche ihrem Gatten manch schlimme Stunde bereitete, und 1699 das Zeitliche segnete. Aus dieser Ehe gingen 4 Kinder hervor, von denen nur Johann Gottfried, welcher gleich dem Vater die juristische Laufbahn wählte, letzteren überlebte. Nach dem Tode der Tochter Susanna Sybilla adoptirte S. die der Familie eng befreundete Amtmannstochter Susanna Katharina Dieudonné, welche später (1699) dem Wittwer den Haushalt führte und dem Sterbenden die Augen zudrückte. Die Naumburger Praxis vertauschte S. nach einigen Jahren mit der Erb- und Landes-Canzellei zu Zeitz, wurde 1668 Amtmann in Ruhla, 1671 Doctor beider Rechte in Jena (mit einer Inaug.-Disputation „de cursu publico et Angariis et Parangariis etc.“) und folgte bald darauf als Hof- und Consistorialrath einem Rufe des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher ihm auch die Kammersachen übertrug. Das Dienstverhältniß erlosch jedoch mit dem Tode des Herzogs (1678), worauf S. wegen seiner ehelichen Zwistigkeiten Anlaß nahm, seinen Hausstand in Jena aufzulösen und als Privatmann nach Frankfurt a. M. überzusiedeln. Als sich durch den Weggang des Professors Georg Kulpis (welcher zum Consistorial-Vicedirector in Stuttgart ernannt wurde), in Straßburg eine höhere Stelle erledigte, für welche ein hervorragender Gelehrter in Aussicht genommen werden wollte, trug man S. durch Vermittlung des ihm befreundeten Straßburger Professors Obrecht (s. A. D. B. XXIV, 114) die Stelle eines städtischen Consiliarius und Ehrenprofessors an der Hochschule an. In ersterer Eigenschaft hatte er ähnlich einem General-Staatsanwalte alle an den Senat von Straßburg gelangenden Rechtsangelegenheiten zu prüfen und vor der Beschlußfassung ein Gutachten abzugeben. Ende Juli 1686 erging die ehrenvolle Aufforderung an unsern Gelehrten, und wurden ihm überdies zu seinem „Aufzug“ 100 Thlr. angeboten.

Bestärkt durch Dr. Spener, damals Senior des Frankfurter Senates, sagte S. bereits am 3. August brieflich mit dem Bemerken zu, alsbald in Straßburg eintreffen zu wollen. Anfangs September hatte er auch in der That den Umzug bewerkstelligt und wurde alsbald in eidliche Pflicht genommen. — 1695 widmete er der Stadt seine „Introductio in jus feodale“ etc., wofür er als Ehrengabe ein in Silber getriebenes Gefäß mit dem Stadtwappen im Werthe von ungefähr 100 Thalern erhielt. Im Februar 1699 erledigte sich durch Schrag's Tod an der Juristenfacultät der Straßburger Hochschule ein Lehrstuhl; bei diesem Anlasse wurde S. in ehrender Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen „dem Juristencollegio genauer vereinbaret“, d. h. er erhielt in der Facultät „Ordinarisitz“ und Stimme, außerdem als jährliche Specialgratification eine Fuder alten Weißweines aus den städtischen Kellern, nachdem er selbst den Wunsch hatte laut werden lassen, daß die Belohnung „etwa in einem trunke weißen, fürnemen weines bestehen möchte“.

In den letzten Jahren war S. von Gicht- und Steinschmerzen viel geplagt, mußte häufig das Bett hüten und im Bette seine Vorlesungen halten, so daß zuletzt sein Krankenzimmer zum Hörsaale wurde, der von seinen anhänglichen Schülern fleißig besucht ward. Am Nachmittage des 14. Mai 1705 erlag er seinen langjährigen Leiden in einem Alter von 72 Jahren und 9 Monaten. Die feierliche Beerdigung fand am 17. desselben Monats statt, wozu der Universitätsrector Johann Philipp Bartenstein in längerer Ansprache einlud, die mit den Worten schloß: „Vos cives Academici, tanti viri jacturam dolete, memoriam sacra veneratione colite, corpusque sepulchro inferendum frequenti multitudine sequimini.“ Am 14. Mai 1706, dem Jahrestage von Schilter's Tode, hielt Dr. Johann Heinrich Feltz, Prof. der Rechte, die Oratio parentalis; dankbare Schüler verfaßten in deutscher wie lateinischer Sprache eine Reihe von Trauergedichten. — S. (von den Fachgenossen als deutscher Papinian gefeiert, dagegen von den Praktikern ironisch „Wortkönig“ geheißen), war nicht bloß ein kenntnißreicher Geschäftsmann und anregender Lehrer, sondern auch ein vielseitiger, scharfsinniger Schriftsteller, welcher namentlich durch seine lehenrechtlichen Forschungen neue Bahnen betrat, auf denen ihm spätere Gelehrten folgten. Das Verzeichniß seiner verschiedenartigen Schriften zählt 45 Nummern, von welchen einige heute noch wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen. Unter seinen Werken über das römische Recht behaupten die erste Stelle die 1672 in Quart zu Jena veröffentlichten „Exercitationes theoretico-practicae ad L libros Pandectarum juris etc.“, welche S. später überarbeitete und mit neuem Titel herausgab. Die erste Abtheilung erschien unter dem Titel „Praxis juris Romani in foro germanico, juxta ordinem edicti perpetui et Pandectarum“, 1675, Leipzig und Jena in 4° (1678 mit neuen Zusätzen); die späteren Abtheilungen, die zweite bis vierte, erschienen gesondert in den Jahren 1680 und 1681. Das Werk erlebte im Ganzen acht Auflagen; zur vorletzten (Jena 1713 fol.) — neu aufgelegt Frankfurt 1733 fol. — schrieb Thomasius eine Vorrede mit litterarischen Angaben über S. Auf dem Gebiete des canonischen Rechtes sind seine „Institutiones juris canonici ad Ecclesiae veteris et hodiernae statum accommodatae“ ein heute noch geschätztes Werk, wovon J. H. Böhmer eine (1719 erneuerte) sehr sorgfältige, mit einer Vorrede vermehrte Ausgabe besorgte (Frankfurt und Leipzig 1713). Neben Schilter's kirchen-, völker- und staatsrechtlichen, wie rechtspolitischen Schriften, welche durch die großen Umwälzungen, die Deutschland am Beginn dieses Jahrhunderts erfahren, ihren praktischen Wert verloren, sind seine im „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum“ (Ulmae 1728 3 vol.) niedergelegten deutschrechtlichen Forschungen hervorzuheben. Das den 3. Band füllende, mit überraschender Gelehrsamkeit verfaßte „Glossarium ad scriptores

linguae francicae et alemanicae veteris“ würde allein genügen, dem Autor einen bleibenden Namen zu sichern. — Geradezu bahnbrechend sind unseres Gelehrten Leistungen über das Lehenrecht, indem er zuerst an der Hand der Quellen nachwies, daß es nicht ein universelles sogenanntes lombardisches Lehenrecht, sondern wie dieses auch ein alemannisches, sächsisches, fränkisches gab, jedes mit eigenthümlichem Charakter und selbständiger, volksgemäßer Entwickelung. Er veröffentlichte deshalb den ältesten Text des salischen Gesetzes und anderer Quellenschriften, und betonte die Notwendigkeit des geschichtlichen Studiums der deutschen Rechtsgewohnheiten früherer Jahrhunderte: Die „Introductio ad jus feudale utrumque germanicum et longobardicum“ kam in Straßburg 1695 heraus, ibid. 1721, dann 1727; wurde später von Gebauer, Lips. 1728 und J. G. Heineccius Berol. 1742 mit Zusätzen bereichert, und von mehreren Autoren in deutscher Sprache commentirt. Hierher zählt auch der „Codex jur. aleman. feudalis, germanice et latine cum comment. ad singula capitula“ etc. etc. Argent. 1697 in 4°. Eine spätere, sorgfältiger behandelte Ausgabe von 1728 unternahm Scherz, welcher sie mit einer Vorrede einleitete. Besondere Aufmerksamkeit wandte S. seiner zweiten Heimath, dem Elsaß, zu. Wie er der erste war, welcher die Franzosen mit den deutschen Rechtsgewohnheiten früherer Jahrhunderte und mit unseren Lehnsverhältnissen bekannt machte, so verdanken wir ihm die erste Drucklegung der für Elsaß wichtigen Königshover Handschrift („Die älteste teutsche sowol allgemeine als insonderheit straßburgische Chronika von Jacob v. Königshoven mit historischen Anmerkungen.“ Straßb. 1698 in 4°) und eine Abhandlung über das in Straßburg heimische „Schaufelrecht“ („Comment. juridica ad constitutionem Argentoratensem de emponematum jure.“ Argent. 1698 in 4°), ferner veröffentlichte er einen Band „Consilia Argentoratensia, vel illustria juris responsa, — — a juris consultis Argentoratensibus consignata“ (Argent. 1701 in fol.), gewissermaßen eine Fortsetzung der von J. F. Schmid 1642 in zwei Bänden edirten Straßburger Consilien. Ein zweiter, von S. bearbeiteter Band ist leider Manuscript geblieben. Endlich findet sich in den Straßburger Archiven ein von S. 1700 handschriftlich zusammengestelltes „Jus statuarium municipale reipublicae Argentorat. in ordinem redactum cum paratitlis et observationibus etc.“ Das Exemplar der städtischen Bibliothek besteht aus zwei Foliobänden.

Von S. besitzen wir drei nennenswerthe Porträts; das eine in 4° ist in Schwarzkunst von J. J. Haid in Augsburg ausgeführt; das zweite, ein Hüftenbild in Folio, ist von Bernigeroth gefertigt, ein drittes, gleichfalls Folio, von J. A. Seupel gezeichnet und gestochen.

Ueber die Lebensschicksale Schilter's finden sich einige zeitgenössische Angaben im 2. Bande des Thesaurus antiquit. teuton.; weitere Notizen giebt Thomasius am Eingange der praxis jur. Rom. (1713 u. 1733), endlich hat M. Ch. Giraud, Mitglied der französischen Akademie am 6. August 1845 an der Straßburger Jur. Facultät einen mit reichem biographischem Material ausgestatteten „Eloge de Schilter“ gehalten (31 S.), in dem auf S. 20—26 die von S. publicirten Werke nebst den verschiedenen Auflagen sehr erschöpfend aufgeführt sind ((Eloge de Schilter. Discours d'ouverture prononcé par M. Ch. Giraud, membre de l'institut etc. etc. Strasbourg 1845). — Die Chroniken der deutschen Städte. 8. Bd. Leipzig 1870. S. 72.

Eisenhart.

Schilter: Zacharias S., kursächsischer evangelisch-lutherischer Theolog, als akademischer Lehrer, Schriftsteller und Visitator von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt, wurde 1541 zu Leipzig als Sohn einer angesehenen Bürgerfamilie geboren. Seine Bildung, auf die Camerarius großen Einfluß hatte, genoß er in seiner Vaterstadt, wie er auch sein Leben lang der Universität Leipzig als

Lehrer angehört hat. Hier wurde er 1562 Magister, 1567 Baccalaureus der Theologie und Professor der hebräischen Sprache, 1572 Licentiat, 1573 Doctor der Theologie. Daneben bekleidete er eine Reihe von Ehrenämtern: er wurde Decan und Senior der theologischen Facultät, des großen Fürstencollegs Collegiat, Procancellarius perpetuus, sowie Kanonikus und Senior des Hochstifts Meißen. Daneben gehörte er dem Leipziger Consistorium als Assessor an und war als solcher mehrfach mit besonderen Aufgaben betraut. So nahm er an der kurfürstlichen Generalvisitation im J. 1598 theil. Außerdem hat er als Visitator der Fürstenschulen jahrelang eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Daneben entwickelte er eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit in Programmen und größeren Werken. Von diesen beschäftigen sich mit dem alten Testamente: die „Praefatio in Haggaeum“ (Lipsiae 1576); „Oratio de monumentorum Esaiae Prophetae praestantia“ (Lipsiae 1582); „Brevis exegesis concionum Prophetae Haggai (Lipsiae 1594) und die „Scholia in caput I—III Esaiae Prophetae“ (Lipsiae 1595). Andere Schriften sind dogmatischen Inhalts, z. B. „De Poenitentia“ (Lipsiae 1572); „De Scripturae S. auctoritate“; „De Justificatione hominis coram Deo“ und „De bonis operibus“. Andere gehören in das Gebiet der Polemik, so die „Dissertatio de confessione sacramentali contra Petr. Thyraeum Jesuitam“. Dieser polemische Gesichtspunkt tritt auch in seinem Hauptwerke stark hervor, der „Catecheseos minoris . . . Martini Lutheri Ἐξέτασις fidelis et ἐξήγησις pia“, welches zunächst in einzelnen Abtheilungen seit 1599 erschien und 1602 unter dem genannten Haupttitel vereinigt wurde. Außerdem besitzen wir von S. eine Reihe von Reden, die er bei Universitätsfeierlichkeiten gehalten hat, so die auf Christoph Meurer bei dessen Uebernahme des Rectorats (Lipsiae 1592), auf die Kurfürstin Anna (Lipsiae 1585) und auf Kurfürst August (Lipsiae 1586). Er starb am 5. (4.?) Juli 1604.

Jo. Jacob Vogel, Leipzigisches Geschichts-Buch oder Annales. Leipzig 1714, S. 220, 226 f., 332. — M. Adam, Vitae Germanorum Theologorum. Heidelbergae 1620, p. 733 f. — Zarncke, Acta Rectorum, p. VII. — Seine Schriften sind größtentheils genannt bei Zedler, Bd. 34, Sp. 1581 f. Jöcher IV, 271. — Seine Praefatio in Haggaeum ist gedruckt in (Balthasar Sartorius) Narratio actionis solennis . . . cum fierent Bacularii . . . Lipsiae 1568. — Ueber seine Visitationsthätigkeit geben die Acten des Dresdner königl. Hauptstaatsarchivs Auskunft. Georg Müller.

Schimmelmann: Heinrich Karl S., geboren zu Demmin in Pommern am 13. Juli 1724, war der Sohn des Kaufmanns und Rathsherrn Dietrich Jakob S. daselbst und widmete sich dem väterlichen Berufe. Nachdem er in Stettin die Handlung erlernt hatte, begab er sich nach Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges zur preußischen Armee und erwarb durch allerlei Geschäfte einige tausend Thaler, welche bei seiner Gefangennahme durch sächsische Ulanen wieder verloren gingen. Nach dem Dresdener Frieden erhielt er durch die Gunst des sächsischen Ministers Graf v. Brühl eine theilweise Entschädigung und etablirte darauf in Dresden eine Materialhandlung, welche er aber bald wieder aufgab. In Verbindung mit dem Geh. Kriegsrath Graf Bolza (s. A. D. B. III, 116) pachtete er 1755 die Einkünfte der Generalaccise in ganz Kursachsen (bis auf Leipzig, Langensalza und Forste); und als bei der nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges erfolgten preußischen Occupation diese Pachtung ein Ende nahm, wußte S. durch seine Kenntniß und Geschicklichkeit im Steuerfach sich bei dem preußischen Kriegscommissariat nutzbar und beliebt zu machen und übernahm zusammen mit F. B. Schönbergk v. Brenkenhoff (s. A. D. B. III, 307) die Hauptgetreidelieferungen für die preußische Armee. Als Friedrich II. die Vorräthe der Meißener Porcellanfabrik confiscirte und Kaufmann Wegeli in Berlin

dies ihm angetragene Geschäft ablehnte, überließ der König dasselbe an S., welcher um 1760 sich in Hamburg etablirte und dort Jahrelang das Meißener Porcellan verauctionirte. Auch bezog der preußische König seine englischen Subsidien durch S., nicht minder viele Armeevorräthe aus und über Hamburg. Gleichzeitig pachtete S. die Münze zu Plön in Holstein und ließ (wie viele andere Speculanten nach dem Vorbilde des großen Königs) durch den Münzmeister Sylm daselbst sehr geringhaltiges Geld unter anhalt-zerbstischem Stempel prägen, welcher Münzsorte durch Rescript vom 18. November 1761 der Eingang in Preußen verwehrt wurde. Inzwischen hatte S., dessen Vermögen bereits nach Millionen zählte, Verbindungen in Dänemark angeknüpft, wo sich ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete. Er wurde von dem dänischen Könige Friedrich V. 1761 zum General-Commerz-Intendanten und zum Gesandten im niedersächsischen Kreise ernannt; am 17. April 1762 in den dänischen Freiherrnstand erhoben und mit dem Danebrogorden beliehen; 1764—65 auch mit dem Titel eines königlichen Schatzmeisters und Geheimen Raths. Unter dem Nachfolger Friedrich's V., König Christian VII., welchen S. auf seiner Reise ins Ausland 1768 begleitet hatte, erhielt er den Elephantenorden am 16. November 1773 und den Grafentitel am 8. April 1779. In Hamburg, wo S. sein Comtoir und seinen Wohnsitz als Gesandter behielt, vermittelte er 1762 die erzwungene Anleihe von 1 Million Banko-Species-Thaler an Dänemark und unterhandelte zusammen mit dem großfürstlichen Minister Kaspar v. Saldern (s. A. D. B. XXX, 213) den Gottorper Vertrag vom 27. Mai 1768, durch welchen die Reichsfreiheit der Stadt seitens des Gesammthauses Holstein definitiv anerkannt wurde. In Schleswig-Holstein pflegte man S. als den Haupturheber der Anlage des schleswig-holsteinischen Canals zwischen Nordsee und Ostsee zu betrachten, dessen völlige Ausführung er allerdings nicht erlebte, und der auch die daran geknüpften Hoffnungen für den Handelsverkehr nicht erfüllt hat. S. erwarb allmählich in verschiedenen Theilen der dänischen Monarchie großen Grundbesitz: in Dänemark die Baronie (nachmals Grafschaft) Lindenborg und die bisher königliche Gewehrfabrik bei Kronborg, in Holstein die Güter Ahrensburg und Wandsbeck, außerdem die bisher königlichen Plantagen auf den dänisch-westindischen Inseln u. s. w. Was die Finanzwirthschaft Schimmelmann's anbetrifft, so sind darüber schon zu seiner Zeit sehr verschiedene Urtheile laut geworden, und man hat ihn wohl am treffendsten geschildert als einen einsichtsvollen, erfinderischen, unverdrossenen, ehrliebenden, dreisten, standhaften und glücklichen Mann, der seinen eigenen Vortheil mit dem der Staatskasse zu verbinden wußte und am Ende ein Vermögen von 7—8 Millionen Reichsthaler hinterließ. In seiner Doppelstellung als hamburgischer Kaufmann und dänischer Staatsmann hatte er den steigenden und fallenden Cours des dänischen Papiergeldes (Bankozettel) in Händen. Er fühlte, daß er viel wagen konnte, weil ihn keiner von seinen Neidern an Einsicht in seinem Fache übertraf und weil er im stande war, durch seinen Reichthum den Credit des Staates zu unterstützen. So behauptete er bis an seinen Tod (23. Januar 1782) sein Ansehen und seinen Einfluß. Manche der von ihm veranlaßten Maßregeln: die sogenannte Kopfsteuer (1 Rthlr. jährlich die Person ohne Unterschied des Standes und Vermögens), die Umwandlung der Kopenhagener Privatbank in eine königliche und die danach folgende beliebige Vermehrung des Papiergeldes, die theilweise oder gänzliche Entwerthung kupferner Scheidemünze, welche in Kopenhagen und Hamburg Aufläufe hervorrief, die Zahlenlotterie in Kopenhagen, Wandsbeck und Altona dürften nicht allein von heutigen Gesichtspunkten aus bedenklich erscheinen. Doch wird andererseits nicht zu läugnen sein, daß Schimmelmann's Beispiel und Capital wesentlich zur Hebung des Handels und Gewerbfleißes mitgewirkt haben. Ein bei der Kopen-

hagener Börse projectirtes Marmordenkmal Schimmelmann's kam nicht zu Stande.

G. P. Petersen, Neue Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte, 1814, S. 229—255 (aus dem Dänischen des J. Kragh Höst übersetzt, mit Schlußbemerkung des Herausgebers). — H. Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder, I, 277 ff., 418, Hamburg 1880.

Graf Ernst Heinrich Schimmelmann, geboren zu Dresden am 4. Dec. 1747, † zu Kopenhagen am 9. Febr. 1831 kinderlos, war der älteste Sohn des Vorigen. Nach beendigter Erziehung kam er zu seiner weiteren Ausbildung nach Genf und Lausanne und machte eine größere Reise durch die Schweiz, Oberitalien, Frankreich, Deutschland und England. Der Einfluß seines Vaters bahnte ihm den frühen und erfolgreichen Eintritt in den Staatsdienst: er wurde Conferenzrath, am 16. Februar 1768 Kammerherr und avancirte allmählich weiter bis zum Commerzminister 1782 und Finanzminister 1784, in welcher Stellung er bis 1814 blieb. Nach dem Tode seines Vaters erbte er die Grafschaft Lindenborg und die Kopenhagener Besitzungen, während die westindischen Plantagen im ungetheilten Besitze der Familie blieben. 1788 wurde er Mitglied des geheimen Staatsraths und am 30. Juli 1790 Ritter des Elephantenordens. An der Verordnung vom 16. März 1792, wodurch die Sklaveneinfuhr nach den dänisch-westindischen Inseln und der Sklavenhandel mit Ende des Jahres 1802 abgeschafft wurden, sowie an der Verbesserung des Zustandes der Negersklaven hat S. als Staatsmann und Plantagenbesitzer den hervorragendsten Antheil gehabt. Auch sonst betheiligte er sich gern und vielfach an wohlthätigen und humanen Bestrebungen und förderte Litteratur und Wissenschaft. Am berühmtesten ward sein Name, als er gemeinsam mit dem Herzoge Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg („zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden") durch Schreiben vom 27. November 1792 dem kränkelnden Dichter Friedrich Schiller auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern widmete. Was Schimmelmann's Finanzpolitik anbetrifft, so ist der schwerste Vorwurf, daß er — als die bewaffnete Neutralität und nachher der Krieg die größten Anforderungen stellten — der maßlosen Vermehrung des unfundirten Papiergeldes (Bankozettel), wozu die seit 1773 königliche Bank eine allzu bequeme Handhabe bot, sich nicht widersetzte. Diese Zettelschuld stieg in den Jahren 1800—1814 von 10½ Millionen auf 142 Mill. Thaler und verfiel am Ende einer vollständigen Entwerthung. Auch die Stiftung der Reichsbank 1813, zu deren Fundirung alles Grundeigenthum mit einer Abgabe von 6 Prozent des Werthes belegt wurde, erfuhr mit Recht bitteren Tadel. Als S. 1814 das Finanzministerium niederlegte, konnte man ihm nur seine Uneigennützigkeit und seine eigenen großen Verluste nachrühmen. Während der dänische König Friedrich VI. und sein Minister Rosenkranz zum Wiener Congreß (1814—15) waren, wurde S. mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut. Nach Rosenkranz' Tode übernahm er dasselbe Ministerium und behielt es bis an seinen Tod (1824—31), aus welcher Periode insbesondere die Handelstractate Anerkennung verdienen.

Vgl. die Aufsätze von H. C. Oersted und J. Möller in Falck's Neuem staatsbürgerlichen Magazin, Bd. I (1833), S. 413—39 und Bd. II (1834), S. 406—436. — Rud. Schleiden, Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, S. 58 f.

Handelmann.

Schimmelpfennig: Adolf S., schlesischer Historiker, geboren zu Oels am 14. November 1815, † zu Breslau am 2. September 1887. Von ganz unbemittelten Eltern geboren und nach deren frühem Tode im Oelser Kinderhospitale

erzogen, findet er um seines Fleißes und seiner Fähigkeiten willen den Weg auf das dortige Gymnasium, das er, 17 1/2 Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife verläßt, um in Breslau evangelische Theologie zu studiren, genügt 1834—35 seiner Militärpflicht, besteht 1838—39 seine Prüfungen, wird 1843 Pastor in Arnsdorf (Kreis Strehlen). Hier hat er amtirt, bis er 1879 wegen Kränklichkeit sein Amt niederlegte und nach Breslau übersiedelte, wo er als Bibliothekar der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur ein seinen gelehrten Neigungen sehr zusagendes Amt erhielt und durch anregende Berichte in den öffentlichen Blättern der Gesellschaft sich sehr nutzbar machte. Seine Gemeinde, in der er segensreich und vielfach wohlthuend gewirkt, hatte ihn ungern scheiden gesehen. Als Theologe war er ein überzeugter Christ von lauterer Frömmigkeit, aber von ausgesprochen liberaler Gesinnung, aus der ein Hehl zu machen gegen seine Art gewesen sein würde. Und eine unter seinen Amtsbrüdern nicht eben gewöhnliche Auszeichnung hatte er sich selbst zu erringen vermocht, als er im J. 1862 auf Grund einer eingesendeten philologisch-kritischen Arbeit über „Gregorii Nazianzeni Carmen LIV“ und nach einer rühmlich abgelegten Prüfung von der philosophischen Facultät zu Breslau den Doctortitel erwarb. Von diesen patristischen Studien hat er sich bald der heimathlichen Geschichte zugewendet und eine große Zahl kirchen- und culturhistorischer Aufsätze in der Zeitschrift des schlesischen Geschichtsvereins veröffentlicht, Band XI der Ss. rer. Siles. edirt, einige kleinere selbständige Schriften verfaßt: „Die evangelische Kirche Schlesiens im XVI. Jahrhundert“ (1877), „Strehlen und der Rummelsberg“ (1878), und endlich auch eine nicht geringe Zahl von Lebensbeschreibungen schlesischer Theologen und Gelehrter der A. D. B. geliefert.

Grünhagen.

Schimon: Ferdinand S., Porträtmaler und Sänger, geboren am 6. April 1797 zu Pesth, kam frühzeitig nach Wien, bildete sich unter dem älteren J. B. Ritter v. Lampi, dem Sohne des berühmten Bildnißmalers, wendete sich aber auf den Rath seines Freundes, des berühmten Tondichters Franz Schubert, zur Bühne. Seine schöne Tenorstimme verschaffte ihm 1821 eine Anstellung am königlichen Hoftheater in München; er galt als beliebter Opernsänger bis zu seiner 1840 erfolgten Pensionirung. Von da an trat die Malerei, welche er inzwischen nur in den Mußestunden cultivirt hatte, wieder in den Vordergrund; verschiedene Porträts, auch in genrehafter Form, wie ein „Mädchen in italienischer Tracht“ (1837), eine „Gruppe von Mädchen“ (1838) u. s. w. waren ziemlich regelmäßig in verschiedenen Kunstvereinen zur Ausstellung gelangt. Bis zu seinem am 29. August 1852 erfolgten Tode malte S. viele Damenbildnisse und Genrestücke mit Frauen, welche gute Aufnahme fanden. Man rühmte damals seine lebendige Auffassung, Naturtreue und gute Technik in den Fleischtönen, womit freilich alle Vorzüge von Schimon's süßlichem Colorit und theatralischer Haltung erschöpft sind. Dieser hinreichend hervortretenden Begabung wegen wurde S. in den höchsten Kreisen gesucht; er malte das Bildniß des Königs von Württemberg für den Kaiser Nikolaus von Rußland, die Königin von Holland, die sämmtlichen württembergischen Prinzessinnen und mehrere fürstliche Personen. Sein eigenes Porträt aus dem Jahre 1820 findet sich als Bleistiftzeichnung in der sogenannten Maillinger-Sammlung (1886 IV. B. Nr. 1060; bei dieser Gelegenheit muß die Unzuverlässigkeit der biographischen Angaben dieses vierten Bandes auf das schärfste gerügt werden). Auch als Lithograph bethätigte sich S., indem er die von ihm gemalten Bildnisse Eßlair's und L. Spohr's auf Stein zeichnete; das von S. gemalte Porträt des Hoftheater-Intendanten und Oberstkämmerers Freiherrn v. Poißl wurde jedoch durch Legrand lithographirt. Eine „Adriana“ hat Fr. Korn in

Stahl gestochen. Unter Clemens Zimmermann malte S. einen Teil der „Kuppel des Michel-Angelo“ in der sogenannten Loggia der alten Pinakothek — eine übrigens kaum erhebliche und darum auch vereinzelt gebliebene Leistung Schimon's im Bereiche des Fresko. — Sein jüngerer Bruder Maximilian S., geboren 1805 zu Pesth, widmete sich gleichfalls der Kunst, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt, weilte 1831—36 in München, malte dann wieder in Pesth und Wien und starb daselbst am 13. Juni 1859. Er lieferte Bildnisse, Historien und Darstellungen aus dem ungarischen Volksleben.

Vgl. Nagler 1845 XV, 235. — Kunstvereins-Bericht für 1852, S. 49. — Wurzbach 1875. XXIX, 342.

Hyac. Holland.

Schimonsky: Christoph Emanuel v. S.-Schimoni, katholischer Kirchenfürst, geboren am 23. Juli 1752 zu Brzeznitz in Oberschlesien, † am 27. December 1832 als erster exemter Fürstbischof von Breslau daselbst. Seine Eltern waren der königlich preußische Landrath des Ratiborer Kreises und Landschaftsdirector Karl Joseph v. Schimonsky-Schimoni und dessen Gemahlin Karoline geb. Freiin v. Gruttschreiber. Seine erste wissenschaftliche Bildung empfing er auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau, studirte alsdann an der dortigen Universität bis 1771 und empfing am 16. März d. J. die niederen Weihen, nachdem ihm schon 1770 ein Kanonikat bei dem Collegiatstift zu Neisse verliehen worden war. Nach Empfang der Tonsur ging er nach Rom, um hier im Collegium Germanicum-Hungaricum als Alumnus seine theologische Ausbildung bis Frühjahr 1775 zu empfangen. 1773 erhielt er ein Kanonikat in Breslau und die Weihe als Subdiakon, 1774 als Diakon und am 1. April 1775 das Presbyterat. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er Pfarrer zu Lohnau in Oberschlesien, kurz darauf Erzpriester und fürstbischöflicher Commissar des Ratiborer Kreises. 1793 zur Kapitular-Residenz am Breslauer Domstift gelangt, 1795 zum Generalvicar und 1796 zum Domscholasticus ernannt, wurde er durch eine Bulle Papst Pius' VI. als Weihbischof von Breslau und Bischof von Leros in partibus am 15. Januar 1797 präconisirt. 1805 zur Decanatspräfectur erhoben, begab er sich im Winter 1807 im Auftrage der schlesischen Stände zum König Friedrich Wilhelm nach Finkenstein, um eine Milderung der Kriegslasten für Schlesien zu erwirken, und legte 2 Jahre später vor seinem Landesherrn zu Königsberg im Namen des schlesischen katholischen Clerus das Gelöbniß der Treue und Anhänglichkeit ab. Als 1817 durch den Tod des Fürstbischofs Hohenlohe der Breslauer Stuhl erledigt wurde, fiel auf S. die Wahl zum Bisthumsverweser und er wurde 1823 durch den Einfluß des Geheimen Raths Schmedding von der Regierung nach erfolgter Wahl zum Bischof bestätigt. Mit ihm zog der neue römische Geist in die Breslauer Diöcese ein, denn entsprechend seiner im Collegium Germanicum genossenen Erziehung konnte er nicht anders, als den von seinem Vorgänger begünstigten Reformbestrebungen eines Theils des schlesischen Clerus behufs Umgestaltung des Cultus im deutsch-nationalen Sinne eine entschiedene Abneigung entgegenbringen. Deshalb ließ er das Diöcesanblatt, in welchem diese Ideen und Pläne ihren Ausdruck fanden, eingehen und beschränkte sich in seinen nach seiner Wahl erlassenen Hirtenbriefen auf ganz allgemein gehaltene Aeußerungen. Als nun elf Pfarrer ihrem Bischofe eine directe Bittschrift einzureichen sich erkühnten, in welcher sie baten, dem deutschen Volke in deutscher Sprache lehren zu dürfen, ging S. mit der größten Strenge gegen sie vor, indem er deren Wünsche als demagogische Umtriebe hinstellte, und schärfte in einem Circularerlaß seinem Clerus ein, sich nicht zu ähnlichen Schritten verleiten zu lassen. Zugleich wandte er sich mit Uebergehung des Oberpräsidenten für

Schlesien, Merckel, an das Cultusministerium mit einer Beschwerde, und dieses schloß sich nicht nur seinen Ansichten an und billigte seine Strenge, sondern befahl auch Merckel, auf die Unterzeichner jenes Bittgesuches und auf den Professor der katholischen Theologie zu Breslau, Anton Theiner, welcher (mit Recht) in dem Verdachte stand, das dem Bischof und seiner Partei höchst mißliebige Buch über „die katholische Kirche Schlesiens von einem katholischen Geistlichen" geschrieben zu haben, strenge Obacht zu geben. Versuche der Bittsteller sich zu rechtfertigen, wies S. rund zurück und forderte unbedingte Unterwerfung unter seine Autorität. Als eine Anzahl adeliger Kirchenpatrone und anderer Notabeln sich mit den gemaßregelten Geistlichen für deren Sache bei dem Könige selbst verwandte, lehnte letzterer zwar eine Einmischung in das innere Leben der katholischen Kirche ab, forderte aber dessenungeachtet vom schlesischen Oberpräsidenten ein Gutachten ein. Derselbe stellte sich in seinem höchst bedeutsamen Bericht vom 26. Mai 1827 (abgedruckt von Roepell i. d. Zeitschr. f. preuß. Geschichte, Jahrg. 1872) auf die Seite der Bittsteller, besprach dann die neue Richtung, in welche S. die katholische Kirche in Schlesien zu drängen sich bemühte, und entwickelte dem König in echt fridericianischem Geist seine Ansichten, auf welche Weise die preußische Regierung ihre Rechte und ihre Pflichten gegen ihre katholischen Unterthanen und gegen die katholische Hierarchie zu wahren habe. Seine von tiefster Sachkenntniß und scharf blickendem Geiste zeugenden Erwägungen in Sachen der Politik gegenüber Rom fanden bei dem von der restaurativen Romantik berathenen Hofe kein Gehör, seine Befürwortung aber inbetreff der petitionirenden Geistlichen hatte den Erfolg, daß der König die vom Bischof S. verhängten Strafen, wie Amtsentsetzung u. s. w. aufhob. S. starb am 27. December 1832 in seinem 81sten Lebensjahr zu Breslau und fand hier im Dome seine Ruhestätte. Die Regierung widmete ihm im damaligen Staatsanzeiger auf Grund des Nekrologs der Schlesischen Zeitung vom 31. December 1832 einen warmen Nachruf, in welchem seine Tugenden, besonders seine Mildthätigkeit hervorgehoben wurden. Die Wahl des mild und deutschnational denkenden Sedlnitzky zu seinem Nachfolger aber beweist, daß die von S. vertretenen starren Anschauungen nur getheilten Anklang bei der Regierung, wie auch in seinem Clerus gefunden hatten.

Dan. Krüger, Emanuel v. Schimonsky-Schimoni, Fürstbischof von Breslau, biogr. Skizze, Breslau 1826. — Pfotenhauer, Geschichte der Weihbischöfe des Bisthums Breslau in der Zeitschrift für schles. Geschichte Bd. 23. — Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, 3. Auflage, Berlin 1889, II, 604 ff.

Conrad Wutke.

Schimper: Karl Friedrich S., Botaniker, geboren zu Mannheim am 15. Februar 1803, † in Schwetzingen am 21. December 1867. Als Sohn eines unbemittelten Geometers, wurde Schimper's Ausbildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt nur möglich durch die Hülfe wohlwollender Freunde, die sowohl ihn wie seinen jüngeren Bruder Wilhelm über eine an Entsagungen reiche und durch unerquickliche Familienverhältnisse getrübte Jugendzeit fortzuhelfen suchten. Schimper's Fleiß und geistige Begabung verschafften ihm beim Abgange vom Lyceum 1822 ein Stipendium zum Studium der Theologie in Heidelberg. Aber es hielt ihn nicht lange bei demselben. Der schon dem Schüler innewohnende Drang zur Naturbeobachtung trieb ihn mehr und mehr zu den Naturwissenschaften, vorzugsweise zur Botanik. Nach zweijährigem Studium verließ S. Heidelberg, um als Pflanzensammler im Auftrage und auf Kosten eines Actienvereins eine Reise nach Südfrankreich und in die Pyrenäen zu machen, von welcher er mit reicher Ausbeute im Herbste 1825 zurückkehrte. Theils im Elsaß bei seinem

Oheim, dem Vater des späteren Straßburger Professors Wilhelm Philipp S., theils im Hause des Gartendirectors Zeyher in Schwetzingen unternahm er die Bestimmung und den Versand der gesammelten Pflanzen an die Actionäre. Im Herbste 1826 begab sich S. wieder nach Heidelberg, diesmal in der Absicht, Medicin zu studiren. Die Mittel dazu erwarb er sich theils durch Privatunterricht, theils erhielt er sie durch eine Subscription, die seine Landsleute für ihn angeregt hatten. Es fesselten ihn indessen jetzt die medicinischen Studien nicht viel mehr, als früher die theologischen. Wenigstens kümmerte er sich wenig um einen regelrechten Studiengang, trieb vielmehr Naturwissenschaften auf eigene Hand, immer nur seinem jeweiligen Drange folgend, selbstthätig zu beobachten und, ohne bei dem Errungenen zu verweilen, stets neue Gebiete der Forschung aufzusuchen. Hier in Heidelberg lernte S. in dem Botaniker Alexander Braun und dem Zoologen Louis Agassiz ihm geistig ebenbürtige und von gleichem wissenschaftlichem Streben erfüllte, wenn auch an Jahren jüngere Studiengenossen kennen, mit denen er in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat, das für die wissenschaftliche Entwickelung der drei Männer von großer Bedeutung wurde. Auch als „das Kleeblatt" sich 1828 in München wieder zusammenfand, setzte sich der rege wissenschaftliche Meinungsaustausch fort und es nahmen nunmehr auch die Probleme über die morphologische Bedeutung der Blattstellung im Pflanzenreich, mit denen S. und Braun sich gemeinsam fortdauernd beschäftigt hatten, greifbare Form an. Zunächst publicirte S. 1830 in Geiger's pharmaceutischem Magazin (Band 28) eine Arbeit: „Beschreibung des Symphytum Zeyheri und seiner zwei deutschen Verwandten, des Symphytum bulbosum Schimp. und Symphytum tuberosum Jacq.", in welcher er anhangsweise eine ganz neue Theorie der Blattstellung offenbarte, die durch ihren Reichthum an neuen Gesichtspunkten, Fülle der Thatsachen und Frische der Auffassung ein epochemachendes Aufsehen in der gelehrten botanischen Welt hervorrief. Wenige Jahre später, auf der vom 18. bis 25. September 1834 in Stuttgart tagenden Naturforscherversammlung setzte S. in einem Vortrage über die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Verständnisses der Blattstellung und in den sich daran anschließenden Discussionen innerhalb der botanischen Section seine Lehre von der successiven geometrischen Gestaltung der Pflanze auseinander, ohne indessen etwas darüber durch den Druck zu veröffentlichen. Die sich dafür interessirenden wissenschaftlichen Kreise waren zunächst nur auf die in der Zeitschrift Flora 1835 (Seite 39) abgedruckten Protokolle angewiesen. Es erschien indessen ein halbes Jahr später in demselben Jahrgang genannter Zeitschrift ein sehr ausführliches, durch Klarheit der Darstellung ausgezeichnetes Referat A. Braun's unter dem Titel: Dr. Karl Schimper's Vorträge über die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Verständnisses der Blattstellung nebst Andeutung der hauptsächlichsten Blattstellungsgesetze und insbesondere der neu entdeckten Gesetze der Aneinanderreihung von Cyklen verschiedener Maße. Diese Publication ist diejenige, durch welche besonders Schimper's Name in der Botanik zu hohen Ehren gelangt ist. Trotzdem und wiewol der Referent ganz objectiv und im besten Glauben, nur Gutes für seinen Freund zu wirken, seine Arbeit verfaßte, erregte sie doch Schimper's Unwillen, weil sie in ihrer endgültigen Fassung ihm nicht zur Durchsicht vorgelegen, in so hohem Grade, daß es zwischen ihm und Braun zu einem völligen Bruche kam. Wie leicht erregbar die Natur Schimper's war, zeigte sich schon darin, daß die Thatsache, daß der Buchhändler Winter in Heidelberg ohne sein Wissen seine Arbeit über Symphytum neu abgedruckt hatte und daß die schon 1829 geschriebene Arbeit nun mit der Jahreszahl 1835 erschien, ihn auf's höchste beleidigte, da es den Schein erwecke, „als ob er Neues gar nicht mehr produziren könne". Dennoch läßt sich die in seinen Briefen aus-

gedrückte, fast krankhafte Gereiztheit Schimper's gegenüber dem so harmlosen und ihm innig ergebenen Braun, kaum erklären, selbst wenn man die vielfachen äußeren Sorgen in Betracht zieht, mit denen dieser Mann nicht nur damals, sondern bis an sein Lebensende zu kämpfen hatte. Denn so lange er lebte, stand er hinsichtlich der Beschaffung seines Lebensunterhaltes kaum jemals auf eigenen Füßen; wie er denn auch freilich ernstlich nie etwas gethan hat, um in eine geordnete Lebensstellung hineinzukommen. Während der fünfzehn Jahre, in denen er München zum Wohnsitz hatte, war er kurze Zeit daselbst als akademischer Docent thätig, zeitweilig befand er sich auf wissenschaftlichen Reisen in den Alpen, Pyrenäen und der Rheinpfalz, zu denen er vom Könige und vom Kronprinzen von Baiern Auftrag und Mittel empfing. Der an ihn im Winter 1840—41 ergangenen Aufforderung, bei der damals begonnenen wissenschaftlichen Erforschung des Königreichs Baiern durch Untersuchung der geologischen Verhältnisse der Rheinpfalz sich zu betheiligen, gab er sich mit großem Eifer hin, lieferte aber die geforderten Beiträge nicht zu der bedungenen Frist, so daß infolge davon die Zahlung seines Gehaltes eingestellt wurde. Nach allerlei unliebsamen Erörterungen löste sich 1843 sein Verhältniß zur bairischen Regierung. Er zog nach Mannheim, wo er sein Dasein mühsam durch Unterrichten fristete, aber daneben unablässig weiter forschte, neue Gebiete der Naturwissenschaft betretend und erweiternd. Ueber die Resultate seiner Thätigkeit hat er wohl auf Naturforscherversammlungen manches vorgetragen, niemals aber etwas Zusammenhängendes darüber drucken lassen. Was wirklich im Buchhandel erschienen ist, wird weiter unten aufgezählt werden. Abgesehen von einem kurzen Aufenthalte in Jena 1854—55, lebte S. von 1849 an in Schwetzingen. Der Großherzog Leopold von Baden gewährte ihm eine jährliche Pension, die ihn vor drückendstem Mangel schützte. Auch wurde seine Existenz eine sorgenfreiere, als ihm 1863 der Großherzog Friedrich eine freie Wohnung im Schwetzinger Schloß einräumen ließ, so daß sich seine letzten Lebensjahre freundlicher gestalteten. Dazu trug viel bei, daß eine Freundin seiner Jugend, die Pflegetochter Zeyher's, Sophie Wohlmann, nach Schwetzingen zog, die ihm nicht nur eine freundliche und hülfreiche Beratherin in allen äußeren Lebensangelegenheiten wurde, sondern auch willig und verständnißvoll auf seine geistigen Bestrebungen einging. Sein excentrisches Wesen verlor dadurch mehr und mehr an Schärfe und ein friedlicher Tod, infolge eines erneuten Anfalls von Wassersucht, erlöste ihn im 65. Jahre seines Lebens von einem schwer durchkämpften Dasein, nachdem er noch einige Stunden vor dem Sterben seiner treuen Pflegerin die Anzeige seines Hinscheidens dictirt hatte.

Die wissenschaftliche Botanik sieht in Karl Schimper den Begründer der Blattstellungslehre. Nachdem Goethe 1790 durch seine Lehre von der Metamorphose der Pflanze der Botanik, welche sich in trockener Speciesbeschreibung und Systematisirung zu erschöpfen drohte, einen neuen wissenschaftlichen Impuls gegeben hatte, wurde diese Lehre im ersten Drittel unseres Jahrhunderts durch die Verquickung mit sogenannten naturphilosophischen Ideen und zwar besonders von Seiten deutscher Botaniker, wie Voigt, Kieser, C. H. Schulz, Gottfried Nees von Esenbeck u. a. zu einer förmlichen Monstrosität umgebildet dadurch, daß man allerhand unklare mystische Beziehungen mit den Pflanzenorganen verband. Da wehte es wie ein frischer Hauch durch die wissenschaftliche Botanik, als man mit der Schimper-Braun'schen Theorie sich wieder auf den realen Boden der Thatsachen versetzt fand. Daß die Blätter an den sie erzeugenden Stengeln nach bestimmten geometrischen Regeln angeordnet sind, war zwar schon lange vorher wahrgenommen worden; was aber die neue Lehre auszeichnete, war die Zurückführung aller Stellungsverhältnisse auf ein einziges Princip, auf das der spiral-

igen Anordnung, die durch das Maß der seitlichen Abweichung oder Divergenz der Blätter von der Axe bestimmt werde. Aus sehr zahlreichen Beobachtungen wurde gezeigt, daß trotz der Mannichfaltigkeit in den Blattstellungsmaßen, doch nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl derselben ganz gewöhnlich vorkomme, nämlich diejenigen Divergenzen, welche die Partialwerthe eines unendlichen Kettenbruches einfachster Form darstellen. Auch das dem spiraligen Wachsthum scheinbar widersprechende häufige Vorkommen von quirlständiger Anordnung der Blätter, beispielsweise in den Blüthentheilen, wurde durch die Annahme eines Zusatzes (Prosenthese) erklärt, den das Blattstellungsmaß beim Uebergange vom letzten Blatt des einen Cyklus zum ersten des anderen erfahre. Nicht minder gewandt zeigten sich die Begründer der neuen Lehre in der Feststellung der Regeln, nach denen sich die Blattstellungsverhältnisse der Seitensprosse an die der Mutteraxe anschließen, wodurch besonders die Natur der Blüthenstände sich in klarster Weise geometrisch darstellen ließ. Kurz, die ganze Lehre erschien wie aus einem Guß, bis in alle Consequenzen ausgesponnen und die Beschreibung morphologischer Verhältnisse, selbst der verwickeltsten, gewann, den bisherigen trockenen Diagnosen der Systematiker gegenüber, die Bedeutung einer Kunst, welche die Gesetze des Wachsthums gleichsam sinnlich vor Augen führte. Die Forschungen späterer Jahre, in denen durch bahnbrechende Gelehrte wie Mohl, Nägeli, Unger, Hofmeister, Sachs u. a. der wissenschaftlichen Botanik ein neuer Boden bereitet wurde, nämlich der der Entwicklungsgeschichte, haben manche Irrthümer und Auswüchse der Schimper-Braun'schen Lehre beseitigt. Der Kern derselben ist dagegen noch heute als richtig anerkannt und vor allem ist ihr historischer Werth in der Entwicklungsgeschichte der Botanik nicht hoch genug anzuschlagen. Schimper's sonstige litterarische Leistungen treten gegen die genannte erheblich zurück. Großen Werth legte er darauf, daß ihm in der Begründung der Lehre von der Eiszeit die Priorität gebühre, wodurch er auch mit Agassiz in Zwiespalt gerieth. Gedruckt darüber ist nur der Entwurf zu einem Vortrage: „Ueber die Witterungsphasen der Vorwelt“ aus dem Jahre 1843 und ein als Flugblatt 1837 erschienenes Gedicht mit dem Titel: „Die Eiszeit“. Großen Raum unter seinen Publicationen nehmen seine Gedichte ein. Zwei Bände von ihnen erschienen 1840 und 1847, ferner Gelegenheitsgedichte: „Auszug, Stücke aus dem noch ungedruckten Mooslob oder die schönsten Gedichte der Moose, alte und neue in Versen, für eine junge Dame zu einer eleganten Moossammlung. Festgabe für Bonn“ 1857 und, ohne Datum ihres Erscheinens, „Natursonnette, zu Jena gedichtet 1854“. Mit praktischen Fragen beschäftigen sich folgende Arbeiten: „Gesichtspunkte eines stromkundigen Naturforschers bei der Frage, wo zu Mannheim der Rhein überbrückt werden soll“. 1863, — „Landwirthschaftliches aus dem Mannheimer Anzeiger, December 1865, besonders abgedruckt“ — „Wasser und Sonnenschein, oder die Durchsichtigkeit und der Glanz der Gewässer, betrachtet nach ihrem Einfluß auf die Entwickelung organischer und geologischer Art am Aeußeren des Erdballs“. 1867. — Der Darwin'schen Descendenzlehre stand S. feindlich gegenüber, wie aus einem 1865 erschienenen Flugblatt hervorgeht: „Gruß und Lebenszeichen für die in Hannover versammelten Freunde und Mitstrebenden“.

Hofmeister, Nekrolog in Bot. Ztg. 1866. — Sachs, Geschichte der Botanik. — C. Mettenius, A. Braun's Leben.

E. Wunschmann.

Schimper: Dr. Philipp Wilhelm S., ausgezeichneter Naturforscher, namentlich auf den Gebieten der Bryologie und Phytopaläontologie, entstammt einer elsässischen Pfarrersfamilie und wurde am 12. Januar 1808 zu Dossenheim bei Buchsweiler im Elsaß geboren. Unter der sorgsamen Pflege seines

Vaters wuchs der wißbegierige und hochbegabte Knabe heran und machte sich eine strenge Gewissenhaftigkeit und Ausdauer in der Arbeit eigen. Durch den Besuch des Gymnasiums in Buchsweiler herangebildet, wollte sich S. anfänglich dem theologischen Fache widmen, wendete sich aber auf der Universität Straßburg bald den naturwissenschaftlichen Studien zu, denen er schon von Jugend auf zuneigte, ohne eigentlich eine besondere Anregung von außen zu erhalten. S. suchte sich vorerst gründliche Kenntnisse in allen Zweigen der Naturwissenschaft zu verschaffen, scheint aber durch den Umgang mit seinem genialen Vetter Karl Schimper, dem bekannten Naturforscher, dann mit dem großen Botaniker Alexander Braun und dem berühmten Agassiz veranlaßt, die Botanik zu seinem Hauptfache gewählt zu haben. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien gewann S. zunächst eine bescheidene Stellung 1835 als Custos an dem Straßburger naturwissenschaftlichen Museum, an dem damals auch der Geologe Voltz thätig war. Als besondere Aufgaben für seine botanischen Forschungen wählte sich S. schon frühzeitig die Classe der Moose aus, auf welche zu jener Zeit durch Hetwig's und Bridel's Arbeiten die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt worden war. Durch eisernen Fleiß und Energie gelang es ihm bald, sich zum anerkannten Meister auf dem Gebiete der Bryologie emporzuschwingen. Mit dem in aller Bescheidenheit thätigen, ausgezeichneten Mooskenner Philipp Bruch in Zweibrücken, dem sich später der Lehrer für Naturwissenschaften an der Gewerbeschule daselbst, Theodor Gümbel, beigesellte, unternahm S. eine der umfassendsten monographischen Publicationen über die in Europa vorkommenden Laubmoose in der „Bryologia europaea“ mit 6 Bänden Text und 640 Tafeln Abbildungen 1835—1855, nebst Supplement (1864—1868) mit 40 Tafeln. Als Ergänzung dieser grundlegenden systematischen Darstellung fügte S. später (1860) noch eine „Synopsis muscorum europaeorum“ in zweiter Auflage 1876 mit einer lehrreichen Tafel über die geographische Verbreitung der Laubmoose hinzu. Die allgemeinen Verhältnisse der Moose beschrieb er in dem Werke: „Recherches anatomiques et morphologiques sur les mousses“ 1850. Vorläufer dieser größeren bryologischen Publicationen war eine Beschreibung der Laubmoose Chile's (Muscorum Chilensium species novae in den Ann. d. scienc. natur. t. VI, p. 144. 1836). Es folgte dann später noch eine große Reihe von Abhandlungen über einzelne Gattungen und Arten von Moosen, welche hier besonders namhaft zu machen, kein allgemeines Interesse bietet. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch unter diesen die Schrift: „Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des Sphagnum“ 1854 (auch in deutscher Sprache 1857 publicirt). S. unternahm behufs Aufsammlungen und Beobachtungen der Mooswelt viele Reisen, nicht bloß in die benachbarten Vogesen, den Jura, die Alpen, sondern auch in entferntere Länder, nach Skandinavien, Südfrankreich und Spanien. Er galt anerkannter Maaßen als der beste Kenner der Moose und in seinen Händen sammelte sich ein großartiges Material aus allen Ländern der Erde, das seinen umfassenden Studien zur Unterlage diente. Trotz dieser engbegrenzten Beschäftigung mit den Moosen versäumte S. es nicht, sich in das Studium der gesammten Pflanzenwelt zu vertiefen. Dadurch und durch die Aneiferungen, welche S. von dem Geologen Voltz und dem berühmten Paläontologen Agassiz erhielt, wurde er auf ein neues Feld wissenschaftlicher Thätigkeit, nämlich auf das Studium der Pflanzen der Vorwelt, hingeleitet. Eine erste Anregung hierzu gab das reiche Material von Pflanzenversteinerungen aus den obersten Schichten des bunten Sandsteins (Voltziensandstein) vom Sulzbad in der Nähe von Straßburg, an dessen städtischem Museum S. 1839 zum Conservator und 1866 zum Director befördert worden war. Zugleich wurde er auch zum Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität ernannt.

Gemeinschaftlich mit Voltz hatte S. bereits 1835 eine geologische Abhandlung: „Note sur le grès bigarré de la grande carrière de Soultz les bains“ (Mém. d. l. Soc. nat. de Strasbourg II) veröffentlicht. Eine erste Publication auf ausschließlich phytopaläontologischem Gebiete war die Beschreibung der ebenerwähnten Pflanzenreste von Sulzbad, welche er in Gemeinschaft mit dem eifrigen Sammler Mougeot in dem mit prachtvollen farbigen Abbildungen geschmückten Werke: „Monographie des plantes fossiles du grès bigarré de la chaine des Vosges“ 1841 zur Veröffentlichung brachte. Es folgte bald eine weitere umfassende Publication über die Culmpflanzen der Vogesen: „Le terrain de transition des Vosges“ 1862. S. erwarb sich durch diese mustergiltigen Monographien den Ruhm eines ebenso gründlichen Systematikers auf dem Gebiete der ausgestorbenen Pflanzenwelt, wie er sich denselben auf jenem der Mooskunde bereits früher errungen hatte. Mehr und mehr wendete sich S. nun der Untersuchung fossiler Pflanzen zu. Sein Hauptverdienst in dieser Richtung beruht auf dem Meisterwerke: „Traité de paléontologie végétale“ 1869 bis 1874 in 2 Bänden, welchem die Schrift „Palaeontologica Alsatica“ 1854 vorausgegangen war. In diesem umfassenden Werke versuchte S. mit bewunderungswürdigem Fleiß alle bis dahin bekannt gewordenen Pflanzenversteinerungen mit kritischer Sichtung in das allgemeine System einzuordnen und zugleich auch die fortschrittliche Entwicklung der gesammten Pflanzenwelt nachzuweisen. Eine letzte allgemeine Zusammenstellung der fossilen Pflanzen begann S. mit dem Beitrag zu v. Zittel's Handbuch der Paläontologie, von dem leider nur die erste Lieferung noch zu seinen Lebzeiten erschienen ist.

Neben den botanischen widmete sich S. auch eifrig rein geologischen Studien, zu welchen ihm seine vielen Reisen reichlich Gelegenheit boten. Von Agassiz angespornt, beschäftigte sich S. mit der Erforschung der Glacialerscheinungen in den Vogesen, wo es ihm glückte, die Spuren einer alten Vergletscherung nachzuweisen. Nebenbei ließ sich S. die Bereicherung und Ordnung des naturhistorischen Museums der Stadt Straßburg sehr angelegen sein und gestaltete dasselbe zu einem der vorzüglichst eingerichteten Provinzialmuseen. In Anerkennung seiner großen wissenschaftlichen Verdienste ernannte ihn die französische Akademie zu ihrem correspondirenden Mitgliede, wie denn S. auch mehreren anderen Akademien als Mitglied angehörte.

Nach dem verhängnißvollen Kriege hätte S. es gerne gesehen, wenn Elsaß als unabhängige Republik zwischen Deutschland und Frankreich eingeschaltet worden wäre. Indeß siegte seine ächt-deutsche Natur auch über die Bedenken, welche die neue Wendung der Dinge mit sich brachten. S. blieb in Straßburg, behielt die Leitung der städtischen naturhistorischen Sammlung und übernahm auch die Professur der Geologie und Paläontologie an der deutschen Universität. In dieser hervorragenden Stellung erreichte ihn nach kurzem Krankenlager am 20. März 1880 im 72. Lebensjahre der Tod.

Desor, Biographie im N. Jahrb. für Min. 2c. 1880 II. — Leopoldina, 1880 XVI, 180.

v. Gümbel.

Schimper: Wilhelm S., wissenschaftlicher Reisender und Pflanzensammler, Bruder von Karl Friedrich S., geboren zu Reichenschwand am 2. August 1804, † zu Adoa in Abessinien im October 1878. Unter mißlichen Familienverhältnissen aufgewachsen, verlebte er eine unruhige Jugendzeit. Nachdem er es zuerst mit einem technischen Berufe in Nürnberg versucht hatte und dann in den badischen Militärdienst eingetreten war, widmete er sich vom J. 1828 an in München zusammen mit seinem Bruder naturwissenschaftlichen Studien. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst ging er im Auftrage des von Hochstetter und

Steudel in Eßlingen begründeten botanischen Reisevereins zunächst nach Südfrankreich in die Gegend von Cette und Montpellier und darauf nach Algier. Infolge von Krankheit und nach Verlust eines Theils der gesammelten Pflanzen, kehrte er im Sommer 1832 nach Europa zurück und lebte bis 1834 theils in der Schweiz bei Agassiz, theils bei seinen Verwandten im Elsaß, bis ihm der obengenannte württembergische Reiseverein die Mittel zu einer Reise nach Aegypten und Arabien verschaffte. Im August 1834 schiffte er sich mit dem württembergischen Arzte Dr. Wiest nach Alexandrien ein. In Folge Schiffbruchs an der Küste von Kephalonia entstand eine sechswöchentliche Unterbrechung der Reise, die S. zu einer gründlichen Untersuchung der Flora jener Insel zweckmäßig ausnutzte.

Nachdem die Reisenden dann Kairo und Alexandrien glücklich erreicht hatten, begann die Durchforschung Aegyptens und der angrenzenden Wüste, die eine reiche botanische und zoologische Ausbeute ergab. Das nächste Ziel war der Sinai, den S. nach mannigfachen Strapazen Ende März 1835 erreichte. Sein Reisegefährte war vorher in Kairo an der Pest gestorben. Schimper's große Erfolge als Pflanzensammler veranlaßten den Reiseverein, die Expedition auch auf Abessynien auszudehnen, das damals in botanischer Hinsicht noch sehr wenig bekannt war. Am 13. Nov. 1836 schiffte er sich in Suez nach Djedda ein, machte von da den vergeblichen Versuch, Mekka zu erreichen und fuhr dann nach Massaua, wo er im Januar 1837 anlangte. Die Wirren in dem abessynischen Küstenlande stellten seinem weiteren Vordringen große Schwierigkeiten entgegen; doch überwand er sie und kam nach zweimonatlicher Reise nach Adoa, wo er bei dem Könige von Tigré Schutz und Aufnahme fand. Die drei folgenden Jahre wurden zur Durchforschung Abessyniens verwendet. Die Berichte über seine Reise von Adoa an den Tacazé und in das Sumengebirge sind abgedruckt in mehreren Nummern der Augsburger Allg. Zeitung vom Jahre 1843. Ende 1840 wollte S. über Moccha und das südliche Arabien nach Europa zurückkehren. Allein auf dem langen und schwierigen Marsche im Innern Arabiens erkrankt, wurde er von einer Karawane aufgefunden, die ihn nach Moccha zurückführte. Zur Herstellung seiner Gesundheit begab er sich dann wieder nach Abessynien und ließ sich dauernd daselbst nieder, nachdem ihm der König Ubié von Tigré die Statthalterschaft der Provinz Antitscho übertragen und er sich mit einer Abessynierin verheirathet hatte. Neben seinen Verwaltungsgeschäften setzte er nach wie vor seine wissenschaftlichen Sammlungen fort, nunmehr infolge eines ehrenvollen Auftrages der Direction des Pariser jardin des plantes und es traten in seinem an Wechselfällen überreichen Leben jetzt einige relativ ruhige und glückliche Jahre ein. Dies dauerte bis zum Ausbruche des Kriegs zwischen dem Könige Ubié und dem späteren Könige Theodor. S. befand sich gerade, als der Krieg begann, 1855 auf einer Reise im Lande der Gallas. Zurückgekehrt, fand er seine Wohnung zerstört, seine Sammlungen vernichtet. Der siegreiche Theodor nahm ihm seine Provinz und zwang ihn, ihm nach der Festung Magdala zu folgen, aus welcher er erst nach deren Uebergabe an die Engländer 1868 seine Freiheit wieder fand. Seit jener Zeit lebte S. in ziemlich dürftigen Verhältnissen in Adoa, mit geologischen Sammlungen und der Bearbeitung einer geologischen Karte des Landes beschäftigt. Der Tod ereilte ihn, bevor etwas hiervon nach Europa abgeschickt werden konnte. Sein Sohn, der zu seiner Ausbildung zehn Jahre in Europa zugebracht und zuletzt durch die Munificenz des Großherzogs von Baden auf dem Polytechnikum in Karlsruhe studirt hatte, erfuhr auf der Heimreise, in Massaua, daß der Vater einer epidemischen Krankheit erlegen sei.

W. S. hat durch seine Sammlungen für die Kenntniß der Flora Ostafrika's

Erhebliches beigetragen. Mehrere hundert Arten aus der Flora vom Sinai, mehrere tausend aus Abessynien, ausgezeichnet durch sorgfältige Herstellung und genaue Aufzeichnung des für die einzelnen Pflanzen Wissenswerthen sind durch ihn den europäischen Botanikern zugänglich gemacht worden. Auch zahlreiche zoologische Materialien sind ihm zu verdanken. Sie befinden sich vorzugsweise in den Museen von Karlsruhe, Freiburg i. B., Stuttgart, Paris und Straßburg.

De Bary, Nachruf in Botan. Zeitung 1879. — C. Mettenius, A. Braun's Leben.

E. Wunschmann.

Schindelmeißer: Louis S. wurde geboren zu Königsberg i. Pr. am 8. Dec. 1811. Seine Mutter war die als Klavierpädagogin bekannte Fanny S., deren Methode, wonach stets eine Anzahl von Schülern gemeinsame Uebungen auf stummen Claviaturen ausführten, während einer derselben auf einem gewöhnlichen Clavier spielte, s. Z. von sich reden machte (s. Ledebur, Tonk.-Lex. S. 503). 12 Jahre alt, kam S. mit seiner Mutter nach Berlin, wohin diese ihren Wirkungskreis verlegte und besuchte hier das Gymnasium. Sein Musiklehrer wurde der Franzose Hostié, welcher 1824 am Königstädter Theater in Berlin angestellt wurde, später Gährich (s. Ledebur l. c. S. 178). Sein Hauptinstrument war die Clarinette, auf der er große Fertigkeit erlangte, so daß er 1830 am königl. Schauspielhause concertiren und Anstellung finden konnte. Mit 21 Jahren verließ er Berlin und wurde Capellmeister in Salzburg, später in Innsbruck, Graz und 1837 wieder und zwar am Königstädter Theater in Berlin. 1838 kam er als Capellmeister an das deutsche Theater in Pest, wo er bis 1847 blieb, in welchem Jahr der Verfall und bald darauf der Brand des Theaters ihm seine Stellung raubte. Er wurde dann 1847 Capellmeister in Hamburg, 1848 in Frankfurt, 1851 Musikdirector in Wiesbaden und endlich 1853 Hofcapellmeister in Darmstadt, wo er am 30. März 1864 starb. Er schrieb „Bonifacius, Apostel der Deutschen", Oratorium, 1844 in Pest aufgeführt, die Opern „Mathilde", heroische Oper, „Die 10 glücklichen Tage", romantische Oper, „Peter von Szapary", ungarische Oper (1839, Pest), „Malvina", tragische Oper (1841 das.), „Die Rächer", romantische Oper (1844), „Diavolina", Ballet; Ouverturen und Märsche zu Schauspielen, Concertouverture „Loreley" (Köln), Concert für Clarinette und Clavier, Concertante für 4 Clarinetten und Orchester (Op. 2), Impromptus für Clavier (Op. 4 und 7), Sonaten für Clavier, darunter Sonate héroique (Op. 8, Op. 23, Op. 40), Clavierstücke, Lieder u. A.

Weber.

Schinderhannes. Es könnte fast anstößig erscheinen, auf diesen Blättern den Namen eines gemeinen Verbrechers zu finden, zumal da man ihn kaum als einen genialen Räuber bezeichnen kann. Er ist aber aus einer großen Anzahl von seinesgleichen der populärste geworden und das Räuberthum, dem er angehört, ist eine so eigenthümliche sociale Krankheitserscheinung jener Zeit, daß es auch hier berücksichtigt zu werden verdient. Fast durch vier Jahrzehnte hindurch bildete es eine Geißel der Lande auf beiden Seiten des Rheines von der Schweiz bis in die Niederlande hinab. Es handelt sich dabei nicht um eine geschlossene Bande, etwa nach Art von Schiller's Räubern, die als eine Armee von Wegelagerern umhergestreift wäre, sondern um eine Anzahl verschiedener Banden, die neben- und nacheinander auftraten, allerdings nicht ohne zeitweilig Fühlung untereinander zu haben. Aber auch diese einzelnen Banden trieben sich nicht in geschlossenen Haufen umher, sondern ihre Mitglieder lebten zerstreut in Dörfern und Städten in den verschiedensten Stellungen bürgerlichen Lebens und Gewerbes. Sie sammelten sich nur behufs einzelner Unternehmungen zu kleineren oder größeren Haufen, um nach vollbrachten Diebs- oder Raubthaten

wieder in der Masse zu verschwinden. Die eigentlich thätigen Theilhaber bildeten darunter die Minderzahl. Hinter ihnen stand aber eine Masse von Hehlern und solchen, die ihnen und ihrer Beute Unterschlupf gewährten und neben diesen gab es eine noch weit zahlreichere Menge von Furchtsamen und Eingeschüchterten, die nicht nur durch Schweigen, sondern vielfach auch durch Contributionen, gegen die sie von den Gaunern Schutzbriefe bekamen, ihre Sicherheit erkauften, oft genug auch das wüste Leben der Räuber im schwelgerischen Verzehren der Beute theilten. Die Polizei blieb in den damals politisch so völlig zerrissenen Territorien lange Zeit hindurch so gut wie machtlos gegen dieses Unwesen, dem erst das Eingreifen der Franzosen vom linken Rheinufer aus einen wirksameren Damm entgegensetzte. (Vgl. Avé Lallemand, Das deutsche Gaunerthum, 1858 bis 1862). Dieses Treiben stand bereits in voller Blüthe, als S. geboren wurde und zwar in dem nassau-weilburgischen Flecken Miehlen, nach dem dortigen Kirchenbuche am 25. Mai 1783. Sein Vater war Johannes Bückler (im Kirchenbuche steht Bickler) von Märzweiler im heutigen Kreise St. Wendel; seine Mutter Anna Katharina Schmidt von Miehlen. Den ihm selbst verhaßten Namen „Schinderhannes" hatte er dem Umstande zu verdanken, daß er wie sein Vater und Großvater das Gewerbe der Abdecker betrieben hatte. Als er kaum vier Jahre alt war, entschloß sich sein Vater, durch einen Proceß mit einem Juden in seinen häuslichen Verhältnissen zurückgekommen, zur Auswanderung nach Polen, ließ sich aber unterwegs für das in Olmütz liegende kaiserliche Regiment Hildburghausen anwerben. Nach fünf Jahren, die dem Knaben im ungebundensten Verkehr mit Soldatenkindern verflossen, entzog sich der alte Bückler der Fuchtel des Corporals durch Desertion und kehrte mit einem preußischen Passe versehen mit den Seinen nach dem Hunsrück zurück, wo er sich bald hier, bald dort sein Brod als Tagelöhner oder Feldschütze verdiente. Unter solchen Umständen konnte die Schulbildung des Sohnes nur eine sehr oberflächliche sein, als er im 14. Lebensjahre zu Cappel im Kreise Simmern in evangelischer Religion confirmirt wurde. Höchst anstellig und betriebsam, wußte sich der Bursche durch kleine Handdienste nützlich zu machen, bis er eines Tages dem Gastwirth von Veitsroth einen Louisdor veruntreute, um ihn mit einem jüngeren Knaben zu vernaschen. Er entfloh dem Elternhause, trieb sich umher, durch die Noth bereits zum Diebe gemacht, bis ihn der Scharfrichter (Schinder) Nagel zu Bärenbach in seinen Dienst nahm. Noch vor Ablauf eines halben Jahres stahl er diesem eine Anzahl Häute, entwich, ward aber von dem Maire von Kirn 1797 festgenommen und in öffentlicher Execution, welche sein Ehrgefühl erheblich minderte, durchgeprügelt. Sein früherer Brodherr zu Bärenbach nahm ihn wieder auf; bald schenkte er jedoch den Einflüsterungen eines gleichalterigen wüsten Burschen Gehör, der ihn zu überzeugen wußte, wie leicht das in lockerer Gesellschaft zu vergeudende Geld durch Diebstähle von Hammeln, für die man in Kirn einen Abnehmer fand, aufzubringen sei. Lange konnte dieses sein Treiben freilich nicht unbemerkt bleiben; er kam zum zweiten Male als Arrestant nach Kirn, entsprang aber schon in der ersten Nacht aus der Rathsstube. In Hennweiler, wohin er nunmehr seine Schritte lenkte, machte er die Bekanntschaft zweier berüchtigter Diebe, des Müller-Hannes und des Petronellen-Michel, deren Unterweisungen im Diebshandwerk einem gelehrigen Schüler zu theil wurden; gewissermaßen eine Probe seines Könnens legte er damit ab, daß er einem Gerber zu Meisenheim Leder zum Kauf anbot, welches er ihm Tags zuvor entwendet hatte. — So war es wohl weniger eine Regung des Gewissens, als das Grauen vor dem unstäten, heimathlosen Leben, das eines Tages den Entschluß bei ihm zur Reife kommen ließ, seine mütterlichen Verwandten auf der rechten Rheinseite aufzusuchen und hier ein neues Leben zu beginnen. Bei seiner Haltlosigkeit

bedurfte es indessen nur der Einkehr in eine verrufene Waldschenke, um ihn seine guten Vorsätze schnell vergessen zu lassen. In der an seinem Wege gelegenen Treberhanneshütte hatte er mit dem Rothen Fink, einem wiederholt aus Kerkern entsprungenen Diebe, Freundschaft geschlossen und durch diesen den entarteten Pfarrerssohn Mosebach, den Peter Käß aus Lauschied, Zigeunerhannes u. A. kennen gelernt, die sich vorzugsweise auf Pferdediebstahl verlegten, der Führung des Schwarzen Peter, eines Kohlenbrenners und Holzhackers von Hüttcheswasen, unterstellten und in den Orten Liebshausen, Lauschied, Schneppenbach und Seibersbach, auf abseits gelegenen Höfen und Mühlen, sowie in den Schenken und Hütten des Soon- und Hohwaldes Herbergen und Niederlagen fanden. Bald mit dem einen, bald mit dem anderen seiner neuen Gefährten gemeinsame Sache machend, war S. im Aufspüren ungenügend verwahrter Pferdeställe schnell genug der Findigste, in der Anwendung der Kunstgriffe des Hufumwickelns, Miststreuens auf gepflasterten Höfen 2c. der Umsichtigste. Für seine gestohlenen Pferde wußte er immer schnellen Absatz zu finden und wollte ihm dieses einmal nicht glücken, so begab er sich zu dem Bestohlenen, gab diesem zu verstehen, daß er um den Verbleib seines Pferdes wisse und ihm zu dessen Wiedererlangung behülflich sein wolle. Für einige Karolin führte er dann den Vierfüßler wieder an seine Krippe zurück. Neben diesem „Pferdehandel" verschmähte S. auch das Mitnehmen von Kleinvieh, von Effecten, Kleidern u. a. Objecten nicht; mit Fink trieb er einmal eine ganze Heerde Schweine aus Hungenroth bei Boppard weg, um sie theils zu Lettweiler und Hallgarten in Geld umzusetzen, theils bei einem Schlachtfeste im Hause des Schultheißen zu Liebshausen zu verwenden. Nicht einmal das Eigenthum der ihn gastlich aufnehmenden Höfe war vor ihm sicher, wie daraus erhellt, daß er, nachdem er eben mit dem Schäfer auf dem Hühnerhofe zu Abtweiler ein gestohlenes Schwein verzehrt, diesem einen Hammel mitnahm, um sich denselben auf dem Steinharter Hofe bei Sobernheim, einer Hauptniederlage und Spielhölle der Gauner zubereiten zu lassen. — Anderthalb Jahre waren ihm so seit der ersten Inhaftirung verflossen, tiefer und tiefer war er auf der betretenen schiefen Bahn hinabgeglitten und bereits Augenzeuge eines durch den Schwarzen Peter an einem Juden von Seibersbach im Soonwalde begangenen Mordes, sowie Mitschuldiger an dem um einer Dirne willen begangenen Todtschlage eines verkommenen Subjects Namens Placken-Klos geworden, als er 1798 patrouillirenden Chasseuren auf der Weidener Mühle in die Hände fiel. Nach Oberstein gebracht, gestand er dem Friedensrichter auf Zureden seiner Mutter eine ganze Reihe von Pferdediebstählen, was jenen veranlaßte, ihn dem Director der Geschworenen zu Saarbrücken auszuliefern. Am 16. Juli kam er im dortigen Arresthause an und schon am nächsten Tage meldeten Rundschreiben seine Entweichung. Wie er später erzählte, war er zu zwei Arrestanten gesteckt worden, in denen er zu seiner Freude den Rothen Fink und Peter Käß erkannte; diese hatten schon vor seiner Ankunft das Eisengitter des Kerkerfensters gelockert, so daß er bei Anbruch der Dunkelheit unbehelligt das Weite suchen konnte. Nachdem er sich kurze Zeit bei den Holzbrennern in den Waldungen jener Gegend verborgen gehalten hatte, kehrte er geraden Weges nach dem Hunsrücken zurück und trieb sein Diebshandwerk ärger als zuvor. Endlich in der Nacht vom 25. zum 26. Februar 1799 gelang es französischen Gensdarmen, ihn bei einer Zuhälterin im Schlaf zu überrumpeln und nach Simmern einzubringen. Um ihm jede Möglichkeit der Flucht zu nehmen, ließ man ihn mit Ketten belastet an einem Seile in das fensterlose Verließ eines alten Thurmes hinab. Nur auf einige Stunden ward er Tags heraufgeholt, um Luft zu schöpfen. Nichtsdestoweniger gelang ihm die Flucht. Beim Sprung aus dem Thurm zerschmetterte ein nachstürzender Stein ihm fast ein Bein, gleichwohl vermochte er sich

fortzuschleppen bis zu einem Spießgesellen, der ihm dann weiter half. Auf seinem wochenlangen Schmerzenslager faßte er den Beschluß, den bei der großen Concurrenz nicht mehr einträglichen Pferdediebstahl aufzugeben und es dafür mit dem Straßenraub zu versuchen. Damit betrat er den Theil seiner Räuberlaufbahn, welcher zu so viel romanhaften Erzählungen den Stoff liefern mußte, die jedoch mit den actenmäßigen Aufzeichnungen nicht in Einklang zu bringen sind. Es war dem leichtfertigen Burschen weniger um große Räuberthaten, als um mühelosen Erwerb der Mittel zu einem wüsten schwelgerischen Leben zu thun. Mit der Zeit freilich, als er sich nach dem Verschwinden des Schwarzen Peter aus der Gegend von seinesgleichen als den Helden des Tages betrachtet sah, wuchs seine Selbstschätzung und damit auch seine Dreistigkeit. Wenn er sein Raubsystem ganz besonders gegen die Juden richtete, so liebte er es, das mit mit dem Haß zu erklären, den er wegen der Verarmung seines Vaters durch einen Juden gegen sie gefaßt habe. Mehr als das trieb ihn aber wohl dazu die Aengstlichkeit der Juden an und der Umstand, daß er sich dadurch die Sympathieen und oft auch die stille Beihülfe der von ihnen ausgesogenen Landbevölkerung sicherte. Hatte doch auch sein hübsches, von braunen Haaren umrahmtes Gesicht, wie sein stattliches Aeußere so wenig des Erschreckenden, daß die Leute eher den Vergelter vermeintlicher Bedrückungen, als den Räuber in ihm erblickten. Ja man suchte ihn auf, um ihm solche zu bezeichnen, denen man eine kleine Anzapfung gönnte. So zählten seine Anhänger zwar nach hunderten, es ist aber eine falsche Sage, daß er an der Spitze einer zahlreichen Bande einhergezogen sei. Je nach Bedürfniß sammelte er nur für die einzelnen Raubanfälle eine Handvoll seiner Getreuen um sich, oder verband sich auch mit einer der benachbarten, z. B. der sogen. Niederländer Bande. Die am meisten hervortretenden dieser Spießgesellen, wie wir sie aus den Gerichtsverhandlungen kennen lernen, sind Leiendecker, Benzel, Dalheimer, Prick, Blum, Schmitt, Gilchert, der junge Petri, dann besonders der Chef der Niederländer Bande Picard und dessen rechte Hand der Daumen-Müller, Christian Reinhard oder schwarzer John, Peter Henrichs-Hannadam, Johann Adam Rinkert. Als geistiger Berather diente dem S. ganz besonders der schon genannte Leiendecker, ein höchst findiger und geriebener Geselle. Bei einer Tanzlustbarkeit bei Kirn lernte S. die damals 16jährige schöne und gewandte Juliane Bläsius kennen, die mit ihrer Familie dort musicirte. Zu Ostern 1800 wußte er sie zu bereden, ihm zu folgen. Sie hat später wohl behauptet, sie habe damals nicht gewußt, daß er der berüchtigte Räuber sei, jedenfalls folgte sie ihm seitdem und zwar bis ins Gefängniß mit unerschütterlicher Treue, wie auch er sie bis zum letzten Augenblick zärtlich liebte. Mitunter soll sie in Mannskleidern an seinen Einbrüchen theilgenommen haben. Zeitweilig trieb sie einen kleinen Handel mit den geraubten Sachen. Ein erstes Kind, das bald gestorben zu sein scheint, gebar sie ihm im Umherstreifen im Wald bei Schwalbach. Der junge Schwalbacher Badearzt Dr. Fenner ward als Accoucheur hinausgeholt und aufs beste behandelt. Einen Sohn gebar sie am 1. October 1802 im Gefängniß zu Mainz. So verübte nun S. von 1800 bis in den Juni 1802 eine lange Reihe sich zum Theil rasch folgender kecker Einbrüche; ward ihm auf dem linken Rheinufer der Boden unter den Füßen zu heiß, so begab er sich aufs rechte. Dazwischen zog er entweder als Krämer umher unter dem Namen Krämerjakob oder ließ sich auf längere Zeit fast häuslich nieder und führte dabei mit seinen Gesellen in der übermüthigsten Weise ein lustiges Leben unter Spiel und Tanz. Die Landbevölkerung wußte er durch seine Brandbriefe, in denen er sich „Johannes durch den Wald“ zu zeichnen liebte, manchmal auch durch seine Freigebigkeit und Jovialität gefesselt zu halten. Die Polizei ward stets auf fast fabelhafte

Weise hinters Licht geführt. Auf der Hasenmühle bei Schloßborn im kurmainzischen Amt Königstein hauste er in solcher Weise im Winter 1800 auf 1801 elf Wochen. In einer von einem Beamten an die nassau-usingensche Regierung gerichteten Beschwerde aus dieser Zeit heißt es: die Räuber hätten bei Helfrich Schlachtfeste und Hochzeiten gefeiert, zu Bechtheim und Beuerbach mehrere Nächte hindurch Musik gehalten und getanzt, ohne daß Jemand dagegen eingeschritten sei. Wohl beseitigte endlich eine zu Wetzlar am 28. Januar 1801 geschlossene Convention auf dem rechten Rheinufer das ärgste Unwesen. Dem S. ward das Handwerk jedoch erst gelegt, als von Mainz aus der neu ernannte französische Generalregierungscommissar Jeanbon St. André energisch eingriff. S. suchte einen Augenblick eine Anknüpfung zu finden, um in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren. Dieser Versuch mißglückte. Bald darauf wurde er, indem er mit seiner Krambude auf dem rechten Ufer umherzog, in Wolfenhausen bei Runkel als verdächtig angehalten. Er ließ sich, um auf diesem Wege zu entschlüpfen, für die kaiserliche Armee anwerben, wurde aber alsbald erkannt und nach Frankfurt geschafft. Hier gestand er am 12. Juni 1802 dem Criminalrath Dr. Siedler, daß er der berufene S. sei, wie er sich denn von diesem Augenblick an überhaupt der größten Offenherzigkeit befleißigte. Am 16. Juni ward er den französischen Behörden zu Mainz ausgeliefert. Die Bläsius folgte ihm ins Gefängniß. Ein Heirathsconsens fand sich nebst einem Gebetbuch unter seinen Habseligkeiten. Am 19. Juni begann der Untersuchungsrichter Wilhelm Wernher das Verhör mit ihm und erlangte dadurch, daß er ihm die Gnade des ersten Consuls für seine Aufrichtigkeit in Aussicht stellte, auf 565 Fragen die umfassendsten Geständnisse, welche dann auch zur Festnahme einer Unzahl anderer Verbrecher führten. Das zur Aburtheilung eingesetzte Specialgericht unter dem Präsidenten Rebmann constituirte sich am 5. August; doch zog sich der Abschluß der Voruntersuchung bis zum 18. März 1803 hinaus. Die öffentlichen Schlußverhandlungen konnten erst am 24. October beginnen. Die Anklageacte richtete sich gegen S., dem 53 Verbrechen zur Last gelegt wurden und 67 seiner Mitschuldigen. Vom Gericht waren 137 Zeugen geladen, von den neun Vertheidigern die doppelte Zahl. Während der Verhandlungen, die fast einen Monat dauerten, faßte das sich auf den Galerien drängende Publicum für S. ein immer lebhafteres Interesse, ebenso sehr wegen der reumüthigen Aufrichtigkeit, mit der er seine Missethaten bekannte und zu der er auch seine Mitverbrecher antrieb, als wegen seiner stets guten Laune und noch mehr wegen der kindlichen Theilnahme an dem Loos seines Vaters und der Zärtlichkeit zu seiner Geliebten. Nicht für sich, sondern nur für Vater und Weib erbat er die Gnade der Richter. An Mordthaten hatte er übrigens niemals einen selbstthätigen Antheil genommen. Das Urtheil ward am 20. November 1803 verkündet. Von den 68 Angeklagten, von denen mittlerweile einer den Verstand verloren hatte und vier im Gefängniß gestorben waren, wurde S. mit 19 Complicen zum Tode verurtheilt. 7 erhielten eine 24jährige, 3 (darunter der Vater Johann Bückler) eine 22jährige, 1 eine 14jährige, 3 eine 10jährige, 1 eine 8jährige, 1 eine 6jährige Kettenstrafe; 3 (darunter die Bläsius) eine 2jährige, 1 eine 5monatliche Zuchthausstrafe; 2 wurden verbannt und 20 freigesprochen; 1 dem Specialgericht des Saardepartements überwiesen. Die Hinrichtung fand am folgenden Tage Mittags 1 Uhr statt; die herbeigeströmte Menge schätzte man auf mehr als 40 000 Köpfe. S., der bis zum letzten Augenblick mit seinem Kind getändelt, dann das Abendmahl genommen hatte, unterhielt sich auf der Fahrt „mit staunenswürdiger Ruhe“ mit dem ihn begleitenden Geistlichen, sprang an der Richtstätte angelangt ohne Zaudern vom Wagen, küßte den Scharfrichter und betrat die Guillotine mit den Worten: „Ich sterbe gerecht, doch zehn von meinen Came-

raden verlieren das Leben unschuldig.“ In 26 Minuten war das grausige Schauspiel der 20 Hinrichtungen beendet. Die Sensationslitteratur brachte damals eine Anzahl Schinderhannes-Biographien auf den Markt, die aber ohne allen geschichtlichen Werth sind. Des im Gefängniß geborenen Sohnes der Bläsius, Franz Wilhelms, nahmen sich gute Menschen an; er trat später in österreichische Militärdienste und starb als Unterofficier. Die Bläsius fand nach Verbüßung ihrer Strafe in Mainz eine Stelle als Magd, kehrte nachher in ihren Geburtsort Weierbach zurück und verheirathete sich mit einem Manne Namens Uebel. Ein Sohn dieser Ehe lebt noch jetzt als braver Schuhmacher. Als Uebel in den folgenden Kriegszügen seinen Tod fand, heirathete die Wittwe ihren Vetter Peter Bläsius. Von den sieben Töchtern dieser Ehe leben noch zwei. Sie selbst starb nach Ausweis der Civilstandsregister am 3. Juli 1851.

Als Quellen sind neben den einschlägigen Acten des Staatsarchivs zu Wiesbaden zu nennen: Die auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten, in vier Foliobänden (französisch und deutsch) abgedruckten Untersuchungsprotokolle und die Anklageacte unter dem Titel: „Procédure instruite par le Tribunal criminel spécial établi à Mayence etc. contre Jean Bückler dit Schinderhannes et soixante sept complices“ etc. — Frankfurter Staats-Ristretto, Jahrg. 1802 u. 1803. Leben und Thaten, bezw. Leben, Thaten und Ende des berüchtigten Räubers Johannes Bückler gen. Schinderhannes, 2 Theile, Basel u. Aarau 1804. — Becker, Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheins, 1. Theil, Köln 1804. Auf letztere stützen sich, obschon sich deren Angaben nicht überall mit denen der obigen Protokolle decken, die weiteren Darstellungen im Rheinischen Antiquar II, 6. S. 446 ff., im Neuen Pitaval, Neue Serie 6. Bd., S. 375 ff. und in der Tagespresse, die zu Anfang des Jahres 1887 die Erinnerung an jene traurige Zeit auffrischte, als man zu Mainz unter altem Gerümpel die Oelbilder des S. und der Bläsius mit ihrem Kinde fand, sie renovirte und in der Stadtbibliothek aufstellte. Schüler.

Schindler: Albert S., Maler und Kupferstecher, geboren am 20. August 1805, † am 3. Mai 1861. S., geboren zu Engelsberg in Oesterreichisch-Schlesien, war der Sohn eines Webers und sollte als solcher den Beruf des Vaters ergreifen. Da sich jedoch eine entschiedene Begabung für die Kunst bei ihm herausstellte, nahm sich der Genremaler Peter Fendi seiner an und brachte ihn im J. 1827 auf die Akademie der bildenden Künste nach Wien, wo er unter Fendi's Leitung eine Reihe an die Weise seines Meisters erinnernde Genrebilder ausführte. Schon seit dem Jahre 1828 wurde er durch Fendi als Zeichner und Kupferstecher im k. k. Münz- und Antikencabinet verwandt, um im J. 1842 sein Nachfolger zu werden. In dieser Stellung lieferte er für die Publicationen Arneth's, Bergmann's und Melly's über antike Cameen, ältere Medaillen und Siegel vortreffliche Kupferstiche, die sich durch Sauberkeit der Ausführung und Genauigkeit in der Wiedergabe der Originale auszeichnen. Obwohl er ganz und gar in seiner Stellung aufging, fand er noch Zeit zu selbständigen künstlerischen Arbeiten, deren beste allerdings vor dem Jahre 1842 entstanden sind. S. gehörte zu den hervorragendsten Vertretern der älteren Wiener Genremalerei und leistete innerhalb der engbegrenzten Schranken dieser Gattung Vorzügliches. Er starb zu Wien am 3. Mai 1861.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 30. Thl., S. 1, 2. Wien 1875. — Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig 1877. Bd. XII, S. 128 und Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens 1788—1888. Wien 1888. S. XLIV, XLVI und 171, wo ein genaues Verzeichniß von Schindler's Werken zu finden ist.

H. A. Lier.

Schindler: Anton Felix S., Musiker und Schriftsteller, geboren 1795 zu Medl bei Mährisch-Neustadt, † am 16. Jan. 1864 zu Bockenheim bei Frankfurt a. M. Zeigte ursprünglich viel Talent für Musik, studirte aber am Gymnasium zu Olmütz und absolvirte die damalige „Philosophie“. Nebstbei beschäftigte er sich leidenschaftlich mit Musik, was ihn nach Wien geführt haben dürfte. 1814 war S. sicher schon in Wien. Ende Februar 1815 kam er als Erzieher nach Brünn. Später kehrte er wieder nach Wien zurück, wo er in Beethoven's Kreise eintrat und Jahre lang eine Art unbesoldeter Secretär des genannten Tonmeisters war, der sich für ihn zu interessiren begann, als S. in Brünn unverdienter Weise mit der Polizei in Berührung kam. S. war dem, damals schon sehr schwerhörigen, in allen praktischen Dingen unbehülflichen Beethoven Jahre lang eine wirkliche Stütze und dem Meister aufrichtig ergeben. Eine ernstliche Störung erlitt das Verhältniß nur vorübergehend im J. 1824 nach der denkwürdigen Akademie im Mai. Schon im Herbst desselben Jahres war alles wieder beim Alten. Und S. hielt denn auch bei Beethoven (wenn auch nicht ohne jede Klage) aus, bis zu dessen Tode (1827). 1831 verließ S. Wien, um als Musikdirector nach Münster zu gehen. 1835 ging er als „Musikdirector und Professor der Tonkunst“ nach Aachen, kehrte 1842 aber wieder nach Münster zurück. Später finden wir ihn in Bockenheim bei Frankfurt a. M., wo er 1858 auch die Vorrede der dritten Auflage seiner Beethovenbiographie verfaßte und wo er (1864) starb.

Schindler's Bedeutung liegt weder in seinem Musikerthum, noch in seinen schriftstellerischen Arbeiten, wohl aber in seinen nahen Beziehungen zu Beethoven. Der große Componist hatte in seinen letzten Stunden seine Freunde Rochlitz und St. v. Breuning zu seinen Biographen bestimmt und ihnen einige Behelfe für die Arbeit angedeutet. Breuning starb bald darauf. Rochlitz lehnte ab. S. hatte von der Wittwe Breuning die auf Beethoven bezüglichen Papiere erhalten und arbeitete in der Folge eine werthvolle Biographie des Meisters aus. 1840 erschien die erste Auflage (Münster bei Aschendorff). Bald folgte eine Schrift „Beethoven in Paris“, die besonders von der Aufnahme der Beethoven'schen Musik in der französischen Hauptstadt handelt (die vierte Auflage seiner Beethovenbiographie erschien 1871). Neben diesen großen Arbeiten, die sich übrigens nicht immer durch mustergültiges Deutsch auszeichnen, verfaßte S. auch viele kleinere für mehrere Zeitschriften. Mancher Federkrieg wurde ausgefochten; 1835 trat S. z. B. gegen die Echtheit der „Studien Beethoven's im Generalbaß“ auf, die J. v. Seyfried 1832 herausgegeben hatte. Spätere kritische Studien haben S. Recht gegeben. Die Plänkeleien wegen der Aufführung Beethoven'scher Werke bei einem niederrheinischen Musikfeste spielten sich in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ von 1844 ab und in Hirschbach's „Repertorium“ (bes. S. 337 und 372 f.) Eine Menge Einzelheiten über Schindler's Verkehr mit Beethoven erfährt man aus Beethoven's zahlreichen Briefen und Billeten an S. selbst und an andere vertraute Freunde des Meisters, aus Schindler's „Biographie von Ludwig van Beethoven“, sowie aus Schindler's Briefen an Ign. Moscheles (vgl. „Aus Moscheles Leben“, Leipzig 1872, I. Bd.). S. als Quelle für die Lebensgeschichte Beethoven's wird vielfach kritisch beleuchtet in A. W. Thayer's Beethovenbiographie. Th. Frimmel.

Schindler: Christoph S., evangelischer Theologe (1596—1661). — Christoph S. ward am 31. Juli 1596 als der Sohn des Steigers auf dem St. Andreasstollen zu Schneeberg geboren. Frühzeitig zeigte sich in dem Knaben ein „fehig Ingenium“ und große Lust zum Lernen. Die Eltern brachten ihn deshalb in die Schneeberger lateinische Schule, welche gerade damals außerordentlich tüchtige Lehrkräfte besaß. Schindler's Lehrer waren M. Johann

Förster, später Dr. theol. und Professor zu Wittenberg, M. Nikolaus Balhorn, dann in Meißen thätig, M. Johann Scheffer, später Pfarrer in seiner Heimath Langensalz, M. Johann Zechendorf, ein berühmter Orientalist, der 1617 von Schneeberg in das Rectorat der Zwickauer Schule berufen wurde, und endlich der spätere Pfarrer zu Lochau, M. Andreas Seydel. Unter solcher Leitung brachte der junge S. es denn so weit, daß „er im 14. Jahre seines Alters unterschiedliche Chrias und Declamationes gehalten und abgeleget“. Seit September 1612 weilte er in Nürnberg, wo die Mutter Freundschaft hatte. Dort nahm sich insbesondere nach dem Tode von Schindler's Vater der Oberprediger zu St. Lorenz, M. Johann Schröter, des Jünglings an. 1613—1614 studirte derselbe in Altdorf, sodann anderthalb Jahre in Leipzig, bis die Nothlage ihn zwang, eine Hauslehrerstelle in Halle anzunehmen. Von dort wandte er sich jedoch bald nach Prag und ließ sich unter dem Rector Julius Graf Schlick und dem Kanzler D. Johann Jessenius von Jessen als Student der Rechte inscribiren. Als Informator einiger jungen Studenten war es ihm vergönnt, die Städte Augsburg, Ulm, Regensburg, München, Ingolstadt, Speyer, Straßburg, Heidelberg und Amberg zu besuchen.

Bereits bei Ausbruch des 30jährigen Krieges war S. ein gesuchter Advocat in Prag, „maßen er dann nach dem aller Welt kundbaren Fenster-Auswerffen zu Prag, so am heiligen Abend der Himmelfahrt Christi 1618 den 23. Maji zu Mittag zwischen 11 und 12 Uhr geschehen, als bey solcher entstandener Unruhe aus denen drey Ständen des Königreichs Böhmen Directores verordnet worden, bey welchen die Einwohner der Stadt und auffm Lande sich Rath und Hülffe zu erholen und die Königliche Stadt Außig an der Elbe auch viel gravamina wider die sub una gehabt, er gemeldter Stadt Außig bedient gewesen und ihre Sachen bey denen Landständen und Directoribus dermaßen geführet und soweit gebracht, daß die Außiger ihr freyes Exercitium religionis erlanget, der Papistische Rat abgeschaffet und ein Evangelischer durch absonderliche Commissarien gesetzet, die große Stadtkirche daselbst denen Papisten oder sub una und viel anders mehr entzogen und denen evangelischen Lutherischen eingeräumet worden.“ Trotz dieser Erfolge wandte sich S. dem Studium der Theologie zu. Nachdem er eine Zeitlang ein Lehramt in Prag bekleidet hatte, wurde er am 14. Januar 1620 zum Diakonus an der Stadtkirche zu Außig erwählt. Am Palmsonntag trat er dieses Amt an. Bereits ein Jahr später mußte er vor den Kaiserlichen fliehen. Im Herbste 1621 finden wir ihn in seiner Heimath Schneeberg. Ungefähr ein Jahr später, am 27. October 1622, übernahm er das Diakonat zu Frauenstein. 1626—1635 finden wir ihn als Pfarrer in Claußnitz. Auf sein Ansuchen versetzte ihn 1635 das Consistorium aus der wüste gewordenen Gegend nach Wolkenstein, wo er bis 1645 treulich wirkte. Seit 8. Juni 1645 war S. Pfarrer zu Schneeberg, als Nachfolger seines Schwiegervaters M. Fabian Heyde. Hier wirkte er, eine Berufung als Superintendent nach Weida ablehnend, bis an sein Ende. S. genoß um seiner außerordentlichen Predigtgabe und seines trefflichen Charakters willen großes Ansehen im ganzen Erzgebirge. Viele seiner Predigten, insbesondere der Bergpredigten, erschienen im Druck. Oft spricht S. von den Kriegsdrangsalen, die er erlebt hatte. Besonders übel war es ihm als Pfarrer in Claußnitz im J. 1634 „von denen feindseligen Kroaten, so im Monat Februario über den Commetauer Paß herausgefallen, von welchen grausamen Völckern auch sein lieber Nachtbar, Georg Franck, Pfarrer zu Klein-Waltersdorff, in Stücken zerhauen und seinem Kettenhunde vorgeworfen worden“. Am 20. Febr. kamen die Kroaten auch nach Claußnitz, geführt von Olas Peter. S. war gerade in der Kirche, als die Feinde einbrachen und ihn gefangen nahmen. Sie schleppten ihn mit nach Böhmen,

und gaben ihn erst gegen 190 Thaler baar und mehrere Fuhren Lebensmittel, die er von Freiberg kommen ließ, frei.

S. starb am 3. Juni 1661. Drei seiner Söhne waren bereits in angesehenen Aemtern: Friedrich, M. und Conrector zu Schneeberg, Christoph, M. und Rectorsubstitut an der Fürstenschule zu Grimma, Christoph Friedrich, altenburgischer Bergmeister und Markscheider zu Saalfeld. Von Schindler's Predigten, soweit sie insbesondere für die Kenntniß seines Lebensganges von Wichtigkeit sind, heben wir hervor: „Oliva tripla in einer Hochzeit-, Raths- und Valet-Predigt zu Wolckenstein erklärt", Zwickau 1646; „Prob-, Anzugs-, Reconvalescentz- und Glückwünschungs-Predigten", Zwickau 1663.

Schindler's Leichenpredigt in der Zwickauer Rathsschulbibliothek. — Buchwald, Böhmische Exulanten im sächsischen Erzgebirge zur Zeit des 30jährigen Krieges. Barmen 1888.

Buchwald.

Schindler: Heinrich Bruno S., Arzt und Chirurg, wurde am 22. Aug. 1797 zu Lauban als Sohn des dortigen sehr verdienten Arztes Heinrich Traugott S. († 1841) geboren, studirte seit 1815 auf der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden und darauf, nachdem seine Geburtsstadt 1817 preußisch geworden war, auf der Universität zu Breslau, wo er 1819 Assistent der chirurgischen Klinik wurde und in demselben Jahre mit der Dissertation „De iritide chronica ex keratonyxide suborta" die Doctorwürde erlangte. Er ließ sich darauf als Arzt zu Greiffenberg in Schlesien nieder, machte sich während seiner ganzen Lebenszeit, die er daselbst zubrachte, einen guten Namen als praktischer Chirurg und Augenarzt und war nebenbei auch vielfach auf dem Gebiete der Chirurgie und Augenheilkunde, aber auch auf anderen Gebieten der Medicin schriftstellerisch thätig. Von seinen selbständigen Schriften führen wir an: „Die idiopathische, chronische Schlafsucht. Beschrieben und durch Krankheitsfälle erläutert", Hirschberg 1829; „Die Entzündungsformen der menschlichen Hornhaut", Leipzig 1838, und sein Hauptwerk: „Die Lehre von den unblutigen Operationen. Ahaematurgie", 2 Bde., Leipzig 1844. Außerdem finden sich von ihm zahlreiche Aufsätze in folgenden Zeitschriften: Langenbeck's Neue Bibliothek, Rust's Magazin, v. Gräfe's und v. Walther's Journal, Henke's Zeitschrift, Heidelberger klinische Annalen, Hufeland's Journal, v. Ammon's Monatsschrift, Summarium der Medicin, Preußische Vereins-Zeitung, Deutsche Klinik u. s. w. Die Gegenstände, welche diese Aufsätze betrafen, waren theils Augenkrankheiten, theils und wiederholt Kopfverletzungen und die Anwendung oder Unterlassung der Trepanation bei solchen. Er schrieb aber auch über Cholera, Diabetes mellitus u. s. w. Außerdem war er Mitarbeiter an Schmidt's Jahrbüchern der Medicin seit 1834 und an Schmidt's Encyclopädie der Medicin seit 1841. Als Sanitätsrath, sowie als Präsident der Gesellschaft der Aerzte Schlesiens und der Lausitz starb er, als Mensch und Arzt gleich hoch geachtet, am 27. October 1859.

Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon XVII, 147; XXXII, 147. — Gurlt und Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte V, 226.

E. Gurlt.

Schindler: Johann Josef S., Landschaftsmaler, geboren am 28. Juli 1777, † am 22. Juli 1836. Unter den älteren Wiener Landschaftsmalern nimmt S. eine der ersten Stellen ein. Er wurde im Jahre 1777 zu St. Pölten geboren und erhielt seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie zu Wien. Er fing mit historischen und religiösen Bildern an, von denen sich eine ganze Reihe in den Pfarrkirchen Oberösterreichs

befinden, ging aber seit dem Jahre 1816 zu dem Landschaftsfache über, auf dem er eine große Fruchtbarkeit entwickelte. Eine Probe seiner Kunst kann man in der modernen Abtheilung der kaiserlichen Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien sehen, wo sein im J. 1833 entstandenes Gemälde: „Ansicht des Prater-Brandes im Mai 1833“ aufbewahrt wird. In den letzten Jahren seines Lebens bekleidete S. die Stelle eines Professors der Zeichenkunst an der k. k. Normalhauptschule zu St. Anna in Wien. Als solcher gab er eine Reihe von praktischen und theoretischen Werken über die Zeichenkunst heraus. Auch als Radirer hat sich S. mehrfach versucht. Seine Verdienste um die Kunst fanden durch die Ernennung zum k. k. Kammermaler und zum Mitglied der Wiener Akademie öffentliche Anerkennung. S. starb im Alter von 59 Jahren zu Wien am 22. Juli 1836.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 30. Theil. Wien 1875, S. 10—12. Seine Werke verzeichnet Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens. Wien 1888. S. 171—173.

H. A. Lier.

Schindler: Alexander Julius v. S., ps. Julius v. d. Traun, österreichischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, wurde am 26. September 1818 zu Wien geboren, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, studirte zuerst an der Wiener Universität Philosophie, dann am dortigen polytechnischen Institute Mathematik, Mechanik und Chemie, ward dann zwei Jahre lang in seines Vaters Fabrik beschäftigt und trat darauf als Chemiker in eine neugegründete Cattunfabrik zu Steyr in Oberösterreich. Nach zwei Jahren jedoch wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu, nach dessen Beendigung, 1843, er zuerst beim Magistrat der Kreisstadt Steyr, später bei der Direction der kaiserlichen Salinenherrschaften in Gmunden am Traunsee prakticirte. Als Justitiar des fürstlichen Patrimonialgerichts Schloß Steyr trat er 1846 in die Dienste des ihm befreundeten Fürsten Gustav Lamberg, eines der thätigsten Mitglieder der landständischen Opposition, der auch S. zur Theilnahme an der politischen Bewegung Oesterreichs bewog. Infolge davon schrieb S. „Beiträge zum Verständnis der ständischen Bewegung in Oestreich“ (Leipzig 1848). Zwar machte sein fürstlicher Gönner mit seinen Standesgenossen an der Grenze ihrer Privilegien Halt, aber S. überschritt diese und ward der freisinnige Wortführer des dritten Standes. Nach Aufhebung der Patrimonialgerichte, 1850, ward S. zunächst Staatsanwaltsstellvertreter in Leoben, dann Staatsanwalt in Graz bis 1854, wo er durch die Bach-Kübeck'sche Reaction seine Stelle verlor; auch eine Advocatur oder ein Notariat zu erlangen glückte ihm nicht. Er lebte nun zunächst als Schriftsteller in Salzburg, trat 1856 als Domänenverwalter in die Dienste des Grafen Henckel von Donnersmarck zu Wolfsberg in Kärnten, wurde darauf Rechtsanwalt und Generalbevollmächtigter für die Domänen und Bergwerke der privilegirten Staatsbahngesellschaft in Ungarn und kehrte als deren Generalsecretär nach Wien zurück. Den 20. März 1861 trat er als Vertreter des Bezirks Neubau in Wien in den niederösterreichischen Landtag und wurde von diesem als Vertreter der Stadt Wien in den Reichsrath des seit 1860 wieder constitutionell gewordenen österreichischen Vaterlandes gewählt. Als Mitglied desselben erlangte er 1862 auch das früher verweigerte Notariat. Auch jetzt gehörte er wieder den Reihen der Opposition an, und ward durch seine Rednergabe und seine volkswirthschaftlichen Kenntnisse eine Stütze derselben. Gleichwohl verlor er, während einer Reise durch Frankreich und Spanien 1870 seinen Sitz im Landtag durch Parteiumtriebe und lebte seitdem nur schriftstellerisch thätig im Sommer auf Leopoldskron bei Salzburg, im Winter in Wien, wo er am 16. Mai 1885 starb. Er schrieb: „Die beiden Rittmeister“ 1839; „Oberösterreich. Ein Skizzenbuch“ 1847; „Südfrüchte“ 1848, 2 Bde; das

Trauerspiel „Eines Bürgers Recht“ 1849; „Die Rosenegger Romanzen“ 1852, zweite vermehrte Aufl. 1873; „Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Paten“ 1852; „Herbsttage auf Helgoland“ und „Reisebilder“ 1853; die Soldatenlieder „Unter den Zelten“ 1853; „Die Gründung von Klosterneuburg“, ein Gedicht, 2. Aufl. 1854; das Volksdrama „Theophrastus Paracelsus“ 1858; „Carte blanche“ (politische Sinngedichte) 1862; „Gedichte“ 1871, 2 Bde.; das Epos „Salomon, König von Ungarn“ 1873; das Gedicht „Toledaner Klingen“ 1876; „Der Schelm von Bergen“ 1879, 4. Aufl. 1885; „Goldschmiedkinder“ 1880; „Exkursionen eines Oesterreichers 1840—1879“ 1880; „Die Aebtissin von Buchau“ (in der „Bibliothek für Ost und West“, 2. Aufl. 1884); „Der Liebe Müh' umsonst“ 1884. Als Herausgeber fungirte er bei „Schlosser's nachgelassenen Liedern, mit Singweisen. Samt Biographie“ 1849, und „Ferdinand Sauter's nachgelassenen Gedichten. Mit Biographie“ 1855.

Robert Boxberger.

Schindler: Valentin S. war zu Oederan, einer kleinen Stadt im erzgebirgischen Kreise des damaligen Kurfürstenthums Sachsen geboren. Weder über sein Geburtsjahr noch über seine Jugendzeit finden sich irgendwelche Nachrichten. Eine flüchtige Spur weist auf Helmstedt als den Ort seiner Universitätsstudien. Sonst weiß man nur, daß er etwa 1590 Professor in Wittenberg war, und daß er von da 1594 als professor linguae hebraicae nach Helmstedt berufen worden ist, wo er 1604 starb (Jöcher 1610 falsch, was bei Gesenius (s. u.) aufgenommen). In der Bibliotheca Fabriciana, T. III, p. 239 findet sich die Bemerkung, S. habe sein Leben jung beschlossen (P. J. Bruns, Das Andenken an V. S. . . . erneuert s. Göttingische Bibliothek der neuesten theol. Lit. hgg. von C. F. Stäudlin, Bd. 4, S. 1—18).

Bei Lebzeiten gab S. selbst heraus „Institutionum hebraicarum libri VI“, 1581, 4. Aufl. 1603, „De accentibus Hebraeorum tractatus“ 1596; bei Jöcher ist ohne Jahreszahl noch „Epitome bibliorum hebraicorum, chald. syr. graec. lat. german.“ (also eine kleine Polyglottenbibel) angeführt. Sein Hauptwerk war das erst nach seinem Tode herausgegebene „Lexicon pentaglottum“ (s. den vollständigen Titel in Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. 3, S. 62) 1612 Hanau (bei Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache S. 114 irrthümlich Hannover); wieder aufgelegt 1649, 1695 zu Frankfurt a. M. (vgl. Wolf, Historia lexicorum hebraeorum, p. 124—128), auch 1653 (s. Hezel, Geschichte der hebr. Sprache, S. 173. Diese Ausgabe liegt dem Unterz. vor). — Ein solches Werk kann richtig nur gewürdigt werden, wenn man nicht die wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart, sondern die Stellung desselben innerhalb der Geschichte der Lexikographie in Betracht zieht. Da ist mit Recht schon von Gesenius a. a. O. und nach ihm von Diestel, Geschichte des Alten Testaments, S. 447, 452 hervorgehoben worden, daß S. zuerst den richtigen Weg, nämlich den der Benutzung aller verfügbaren Quellen der Lexikographie gewiesen habe. Alle damals bekannten semitischen Dialekte, die wichtigsten Bibelübersetzungen, die Worterklärungen des Hieronymus werden zur Ermittelung der Wortbedeutungen benutzt, der Sprachgebrauch des Alten Testaments wird sorgsam verfolgt und der Versuch gemacht, im Anschluß an diese Grundlagen die gesammte Bedeutungsentwickelung darzulegen. Natürlich sind dabei zahlreiche Fehlgriffe gemacht, die Wortbedeutungen der verwandten Dialekte, deren Vocabeln er in hebräische Zeichen umschrieb, sind von ihm oft falsch verstanden und infolge dessen ist es zu vielfachen unmöglichen oder unhaltbaren Combinationen gekommen. Wenn man bedenkt, wie gering damals der litterarische Apparat aus dem Arabischen war und mit welcher Mühe S. sich denselben verschaffen mußte (s. Bruns a. a. O. S. 15—17), so wird man ihm die Fehler auf diesem Ge-

biete nicht allzuhoch anrechnen dürfen. Besser war durch die Antwerpener Polyglotte in Bezug auf das Syrische und Aramäische (Chaldäische) vorgearbeitet. — S. legt zunächst den hebräischen Sprachschatz zu Grunde und ordnet denselben nach den Wurzeln. Also z. B. gadal: I groß sein oder groß machen; folgen nun die einzelnen biblischen Stellen mit beigefügter Uebersetzung derselben nach LXX und Targumim, wobei zugleich die Verbindungen, in denen das Verb gebraucht wird, besprochen werden. Dann kommen die abgeleiteten Verbindungen an die Reihe: gadôl, gadêl, gôdel, g^{e}dulla, migdal, migdôl etc. II g^{e}dal syr. filavit retorsit, worunter g^{e}dilîm fila aufgeführt wird. III arab. gadal disputavit, wofür arab. Uebersetzung von Act. 34, 15(?) als Beispiel steht. — Daß Schindler's Gedanke für seine Zeit ein fruchtbarer war, zeigt der Umstand, daß nach seinem Vorbilde eine ganze Reihe polyglotter Lexika bearbeitet wurde. So das Etymologicum orientale von H. Hottinger 1661, besonders aber das Lexicon heptaglotton von Edmund Castellus 1669, in dessen Vorrede der Verfasser bekennt, „beinahe das ganze Schindler'sche Werk in das seinige übertragen zu haben", was indessen wohl vorzugsweise nur für die hebräischen Partien Geltung haben wird, da für die andern Dialekte inzwischen bessere Vorarbeiten vorlagen (vgl. Bruns a. a. O. S. 7, Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 61—65, 71, 101). Als Herausgeber des Werkes haben sich Engelbert Engels und Walther Keuchen um die Herstellung des Manuscripts für den Druck aus dem Nachlaß des Verstorbenen ein Verdienst erworben. Die Dedication an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hat Joh. Caselius besorgt, der dadurch zugleich für die mittellosen Hinterbliebenen des Verstorbenen eine Unterstützung zu erlangen suchte, wie er denn zum Schluß seiner Epistel an den hohen Gönner und dessen Sohn diese Beiden geradezu zur Spendung einer solchen ermahnt.

Siegfried.

Schindlöcker: Eugen v. S., k. k. Generalmajor, am 10. Februar 1812 als der Sohn des k. k. Hofconcipisten Franz S. zu Wien geboren, widmete sich dem Soldatenstande und trat am 4. Juni 1829 als Cadet in das damals in Wien garnisonirende 5. Kürassierregiment G. d. C. Hannibal Marquis Sommariva, (bald darnach, 20. Juli 1829, G. d. C. Graf Maximilian Auersperg, gegenwärtig k. u. k. Dragonerregiment Nr. 5). Nach zweijähriger Dienstzeit erfolgte am 1. April 1831 seine Beförderung zum Unterlieutenant, am 23. Januar 1837 erreichte er die Oberlieutenants- und am 9. April 1845 die Rittmeisterscharge. Im J. 1847 vermählte er sich mit der ihm am 28. December 1871 in den Tod vorangegangenen Anna Maria v. Bartenstein, einer Tochter des k. k. Regierungsrathes Johann Freiherr v. Bartenstein zu Wien.

Zum Rittmeister 1. Classe am 1. Juli 1848 befördert, rückte S. mit dem 5. Kürassierregimente im October des genannten Jahres von Mähren nach Stammersdorf in Niederösterreich bei der zu den Operationen gegen Wien bestimmten Armee des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz ein. Sein Regiment überschritt am 23. October die Donau bei Nußdorf und nahm am 30. desselben Monats an dem Treffen bei Schwechat gegen die zum Entsatz von Wien anrückende ungarische Insurrectionsarmee Theil, wobei Rittmeister S. zum ersten Male ins feindliche Feuer kam. Mitte December, nach der Einnahme Wiens, marschirte S. mit dem Regimente nach Ungarn und stand Anfang Januar 1849 bei Pest. In der dritten Decade des Februar rückte er dann mit dem 2. Armeecorps gegen Gyöngyös. Am 26. Februar nahm er Theil an der Schlacht bei Kapolna. Bei dem Rückmarsche der kaiserlichen Armee nach Pest befand sich das 5. Kürassierregiment beim Corps des Feldmarschalls Grafen Schlik und kämpfte am 6. April in der Schlacht bei Isaszeg, am 10., 11. und 16. April auf dem Rakos vor Pest. Bei dem glänzenden Cavallerieangriff vor Komorn (Puszta

Herkaly 26. April) gerieth Schindlöcker's Escadron in eine heftige Mêlée. Ihr tapferer Führer erhielt einen Säbelhieb über den Kopf, dessen Wucht durch den Helm allerdings abgeschwächt ward, immerhin aber eine leichte Verwundung zur Folge hatte. In der Sommercampagne focht er bei Zsigárd (16. Juni), wo er im persönlichen Kampfe mehrere Säbelhiebe über Arm und Küraß erhielt.

Am 20. und 21. Juni war S. in den Gefechten bei Pered, kämpfte am 28. vor Raab, am 2. und 11. Juli bei Komorn. Am 29. desselben Monats wohnte er dem Geschützkampfe von Csongrád bei, der Schlacht bei Szöreg am 5. August, dem Cavalleriekampfe bei Csatád (8. Aug.) und der am folgenden Tage stattfindenden Schlacht bei Temesvár. Die Reitergefechte der ungarischen Campagne hatten für den späteren Entwickelungsgang Schindlöcker's besonderen Werth; sie waren die hohe Schule des jungen Cavallerieofficiers, der gerade in diesem Feldzuge außer der Bethätigung persönlicher Tapferkeit hinreichend Gelegenheit fand, den Krieg in den Feldlagern und Schlachten eingehend zu studiren.

Im October 1849 ward das 5. Kürassierregiment dann in die Gegend von Debreczin und im J. 1850 nach Großwardein verlegt. Zum Major am 27. Januar 1852 befördert, kam S. im Herbst dieses Jahres mit dem Regimente wieder in seine Vaterstadt Wien. Im nächsten Jahre wohnte er den großen Manövern um Olmütz bei. Von dem dort anwesenden Kaiser Nicolaus von Rußland, dem Inhaber des Regiments seit dem Jahre 1849, erhielt er den Stanislausorden II. Classe (3. Februar 1854). Zum Oberstlieutenant im Februar des nämlichen Jahres vorgerückt, machte er mit seinem Regimente im Frühjahre die Aufstellung gegen Rußland mit und stand während dieser Zeit in Grodek in Galizien. Hier blieb er bis zum Sommer 1855, zu welcher Zeit sein Regiment nach Raab in Garnison kam. Am 2. December wurde S. zum 7. Kürassierregimente (seit 1. October 1867 Dragonerregiment Nr. 7) nach Neuhäusel übersetzt. Jetzt folgte eine interessante Mission für den vortrefflichen Cavalleristen und Pferdekenner. Zum Ankaufe von Zuchtpferden schiffte er sich, in Begleitung einiger Officiere, im Herbst 1856 in Triest nach Alexandrette in Syrien ein, von wo er die Reise über Bagdad nach Teheran machte. Im August des nächsten Jahres kam er wieder nach Wien und trat in seine frühere dienstliche Stellung beim 7. Kürassierregimente. Zum Oberst befördert, ward S. am 9. April 1858 gleichzeitig zum Commandanten des damals in Wien stehenden 5. Dragonerregiments Prinz Eugen von Savoyen (gegenwärtig Dragonerregiment Nr. 13) ernannt. In der zweiten Hälfte des Monats April 1859 marschirte dies Regiment unter Schindlöcker's Commando durch Steiermark und Kärnten nach Italien. Von Pordenone aus ward der Stab und 3 Escadronen mittelst Bahn nach Mailand gesendet, von wo, kaum angelangt, eine Escadron am frühen Morgen des 24. Mai mit 2 Compagnien des Infanterieregiments Nr. 47 und 4 Geschützen unter Hauptmann Neuhauser gegen die an den Lago maggiore vorgedrungenen Garibaldi'schen Schaaren abging. Dieses Detachement kam am folgenden Tage (25.) auch mit dem Feinde in Contact. Oberst S. selbst folgte am 25. mit einer anderen Escadron, um das Commando jener Abtheilung zu übernehmen, nach Sesto Calende und Gallarate. Am 26. erhielt er Befehl, in letzterem Orte den Ausgang der Operationen des Corps des Feldmarschallieutenants Baron Urban zu erwarten. Auf die Kunde vom Rückzuge dieser Heeresabtheilung nach Varese erreichte S. in der Frühe des 27. Mai Gazzade. Da Urban inzwischen bereits auf Mailand zurückgegangen war, so erhielt auch S. Befehl, dorthin wieder einzurücken, wo er am 28. Mai anlangte. Die Brigade Generalmajor Prinz Holstein, bei welcher Schindlöcker's Regiment seine Eintheilung hatte, gehörte zur Cavalleriedivision Graf Mensdorff. Mit der Armee nach Piemont gerückt, war diese, nach dem Rückzuge über den Ticino

(2. Juni), während der Schlacht von Magenta am 4. Juni anfänglich zwischen Corbetta und der Mailander Chaussee gestanden. Die 3 Escadronen Savoyen-Dragoner marschirten später mit einer Batterie südlich der Hauptstraße mit der Front gegen Magenta in Gefechtsstellung auf. Feldmarschallieutenant Graf Mensdorff ließ sie nebst der Batterie dann theils über S. Stefano, theils gegen Vittuone vorrücken, um die Bewegung des Feindes von Turbigo aufzuhalten und die rechte Flanke zu decken. Unter Oberst S. blieben die Escadronen bei Vittuone stehen und marschirten dann bei der Räumung Magenta's mit der Division nach Sedriano und von dort gegen Cisliano ab. Zwischen diesem Orte und Bareggio wurde das Lager bezogen. Eine Folge der Schlacht war der Rückzug der Armee hinter den Mincio, wo auch von den von Schindlöcker's Regimente noch zurückgebliebenen Escadronen zwei einrückten, während die dritte nach Mantua detachirt war. Am 23. Juni, als die Offensive wieder aufgenommen wurde, rückte die Division Mensdorff um 2 Uhr Nachmittags hinter dem 3. Armeecorps bei Ferri über den Mincio und ging über Cereta und Foresto nach C. Tezze und Bregnedolo, wo sie brigadeweise biwakirte. Feldmarschallieutenant Graf Mensdorff, der um 6 Uhr Morgens von den Höhen bei Bregnedolo den immer größere Dimensionen annehmenden Kampf bei Medole gewahrt und aus der Richtung von Solferino heftiges Geschützfeuer vernommen hatte, ließ seine Cavallerie sogleich in der Richtung auf Val del Termine und nach 8 Uhr von dort bis an den östlichen Rand der Heide vorrücken. Um die bereits bei Morino zu beiden Seiten der Straße aufgefahrenen feindlichen Geschütze, wie die in ihrer Nähe aufgestellten Reitermassen anzugreifen, führte der Commandant der Cavalleriedivision um 10½ Uhr die aus den Dragonerregimentern Prinz Eugen von Savoyen Nr. 5 und Horváth Nr. 6 zusammengesetzte Brigade Prinz Holstein zum Angriff vor. Jedoch wurde infolge des heftigen französischen Geschützfeuers das weitere Vorrücken aufgegeben und die Reservereiterei vorläufig zurückgezogen. Gegen Mittag ging die Cavallerie jedoch zur Offensive neuerdings vor, mußte aber, da ihre Batterien bedeutende Verluste erlitten hatten, die Angriffsbewegung wieder einstellen, warf jedoch im Zurückgehen einige, ihre rechte Flanke bedrohende feindliche Reiterabtheilungen zurück. Gegen 12½ Uhr erschienen bedeutende französische Cavalleriemassen zwischen Morino und S. Cassiano. Zum Angriff auf diese Reiterei rückte Feldmarschallieutenant Graf Mensdorff gegen 2 Uhr nochmals vor. Indeß gelangte die Hauptkraft seiner Cavalleriedivision wegen des von Morino wie von den Höhen zwischen Solferino und dem Monte Fenile auf dieselbe gerichteten mörderischen Geschützfeuers zu keiner Gesammtthätigkeit. Obgleich die 1. Division Savoyen-Dragoner eine in der rechten Flanke vorgedrungene französische Cavallerieabtheilung weit zurückgeworfen, zog der Divisionscommandant die Abtheilungen dennoch aus dem Artilleriefeuer nach Val del Termine zurück.

Die Schlachtverhältnisse hatten der Cavalleriedivision keine besondere Gefechtsthätigkeit angewiesen, und ihr auch in der Folge nicht die Ausführung einer kühnen und glänzenden Unternehmung gestattet; immerhin erreichte sie aber soviel, daß den 3 französischen Cavalleriedivisionen Partouneaux, Desvaux und Morris der Durchbruch zwischen der I. und II. österreichischen Armee verwehrt, der überlegene Gegner über die ihm gegenüberstehende Minderzahl getäuscht und trotz seiner übermächtigen Artillerie zu einem mehr als vorsichtigen Verhalten veranlaßt wurde. Dem zum Rückzug für die Armee gegebenen Befehle gemäß erhielt die Cavalleriedivision gegen 5 Uhr Nachmittags die Weisung, fechtend hinter den Mincio zurückzugehen. Dieser Rückzug erfolgte langsam gegen Foresto, bei Belvedere wurde nochmals Stellung genommen, wo die Division bis zum Einbruche der Nacht blieb und sodann die Brücke bei Ferri über den Mincio benutzte und um Mitternacht bei Rosegaferro eintraf. Der Gesammtverlust in

der Schlacht hatte bei Schindlöcker's Regiment 6 Officiere, 58 Mann und 138 Pferde betragen. Ihm selbst war ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden. In Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen in dieser Schlacht erhielt S. das Militärverdienstkreuz. Bis zum Herbste dieses Jahres blieb er nun mit seinem Regimente in Italien und marschirte im November von dort nach Moór in Ungarn. Im J. 1861 ward S. in den österreichischen Adelstand erhoben; 1863 wohnte er in Wien militärischen Berathungen über neue Exercirvorschriften an und ward am 11. October 1864 zum Commandanten einer in Jütland stehenden kaiserlichen Cavalleriebrigade ernannt. Doch nach kurzer Zeit schon kehrte er mit dieser nach Böhmen zurück, wo er dann in Prag am 3. Juni 1865 zum Generalmajor vorrückte. Im Mai 1866 übernahm er jedoch bei der 1. Reserve-Cavalleriedivision eine andere Brigade, welche aus den Kürassierregimentern Kaiser Franz Josef Nr. 11, Graf Stadion Nr. 9, dem Ulanenregiment Kaiser Franz Josef Nr. 4 und einer 4pfündigen Cavalleriebatterie bestand. Die 1. Reserve-Cavalleriedivision war nach der Disposition des Armeecommandos vom 26. Juni dem 6. Armeecorps unterstellt und dessen Commandant Feldmarschalllieutenant Br. Ramming ertheilte dem Divisionär Feldmarschalllieutenant Prinzen Holstein am frühen Morgen des 27. Juni in Kleny den Befehl, die Brigade Schindlöcker von Dolan, wo sie seit 24. Juni erst cantonnirt, dann biwakirt hatte, an sich zu ziehen. Generalmajor v. S. führte seine Brigade gegen das Plateau von Wysokow, wo er ungefähr gegen Mittag eintraf. Vier Escadronen des Ulanenregiments Nr. 4 waren nach Kostelec detachirt. Bei dem Angriff der Brigade Waldstätten (1 Uhr Mittags) auf den Ort Wysokow rückte S. mit dem ganzen 9. Kürassierregiment und 4 Geschützen auf die Höhe von Wysokow, von wo die letzteren ein lebhaftes Feuer eröffneten. Das 11. Kürassierregiment erhielt Befehl, in die rechte Flanke der bei Wysokow kämpfenden preußischen Truppen vorzugehen. Nachdem der Angriff mißlungen war, deckte S. als Arrièregarde mit seiner Brigade den Rückzug der Truppen des 6. Corps nach Skalic. Da allem Anscheine nach das Corps in seiner linken Flanke sehr bedroht schien, so ward Generalmajor S. noch am Abend des 27. nach Zernow disponirt. Da er diesen Ort, der eingetretenen Dunkelheit wegen, nicht mehr erreichen konnte, so nahm er auf dem Plateau von Zlič mit dem 11. Kürassier-, dem 4. Ulanenregiment und 2 Geschützen Aufstellung. Die nach Kostelec detachirten Escadronen des Ulanenregiments waren Nachmittags eingerückt. Am 28. Juni zog er sich vor dem anrückenden 5. preußischen Armeecorps, unter feindlichem Geschützfeuer, auf Skalic zurück und blieb während des an diesem Tage stattfindenden Gefechtes in Reservestellung. Am Nachmittage stand er südlich von Dolan, am 29. und 30. Juni mit der Division bei Salnei; in der Nacht zum 1. Juli ward über Jezbin nach Trotina a. d. Elbe und Lochenic in die Gegend von Königgrätz gerückt. Am Schlachttage des 3. Juli hatte die 1. Reserve-Cavalleriedivision um 8 Uhr früh ihr Lager bei Lochenic verlassen und zwischen Rozběric und der Königgrätzer Chaussee gegen 11 Uhr Vormittags Stellung genommen. Als die Gegend von Lipa und Chlum vom 3. österreichischen Armeecorps geräumt und dadurch die rechte Flanke der vor Langenhof stehenden österreichischen Truppen entblößt ward, mußte auch die 1. Reserve-Cavalleriedivision den Rückzug antreten, wobei sie in Wšestar wieder Stellung nahm. S. rückte, als die preußische Cavallerie sich zum Angriff auf die vom Schlachtfelde sich zurückziehende österreichische Infanterie anschickte (etwa 4½ Uhr Nachmittags), bei Langenhof mit 7 Escadronen gegen die feindlichen Reiter an. In dieser Mêlée kämpfte der General mit einem preußischen Dragonerofficier; sein Pferd stürzt und er erhält einen heftigen Säbelhieb über die Schulter, welcher zwar nicht durch die Uniformstücke drang, aber eine

starke Quetschung verursachte. Während S. am Boden liegt, tobt über ihm der Reiterkampf weiter. Die Preußen gehen hinter Langenhof zurück und S. gelingt es, auf ein anderes Pferd zu kommen und seine Escadronen wieder zu erreichen, die vor den bei Langenhof befindlichen Abtheilungen der preußischen Infanterie den Rückzug hinter Wšestar wieder anzutreten gezwungen sind. Hierbei verliert S. abermals ein Pferd unter dem Leibe. Die 1. Reserve-Cavallerdivision, wieder bei Wšestar geordnet, wird nun nach Kuklena zurückgeführt, wo sie gegen 5½ Uhr Nachmittags rallirt war. Die kaiserlichen Reiter hatten sich nicht umsonst geopfert. Das zurückgehende Heer konnte unbelästigt durch die feindliche Reiterei seine Bewegung gegen und über die Elbe fortsetzen. Um 11 Uhr Nachts gelangte S. nach Pardubic. Die Brigade marschirte im Divisionsverbande dann über Hohenmauth, Krouna, Sebranec, Polička, Brüsau, Czernahora, Pohrlitz, Poisdorf, Gaunersdorf und traf am 18. Juli in Wien ein, rückte dann nach Trautmannsdorf in Niederösterreich, von dort nach Eisenstadt in Ungarn in Cantonnirungsquartiere. S., der eine 37jährige bewegte Dienstzeit hinter sich hatte, trat, nachdem der Friede mit Preußen geschlossen war, mit 1. October 1866 in den Ruhestand. Für seine Leistungen im Feldzuge gegen Preußen wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes des österreichischen Leopoldordens mit der Kriegsdecoration ausgezeichnet. In Graz, wohin sich S. zurückgezogen, verlor er, wie bereits erwähnt, im J. 1871 seine Gattin. In dieser Vereinsamung traf ihn weiteres schweres Unglück. Er erblindete fast vollkommen und starb am 27. März 1887 kinderlos in Stuhlweißenburg, wo er die letzten Jahre seines Lebens bei seiner Schwester, der Baronin Zech, geweilt hatte.

S. war ein echter Reiterführer, kaltblütig und schneidig, geliebt und verehrt von seinen Untergebenen und befähigt, im Augenblicke der Gefahr die von ihm befehligten Truppen zu den höchsten Leistungen durch seine Persönlichkeit und sein Beispiel anzufeuern. Vollgültige Proben davon legte er bei Solferino und im Kampfgewühl von Königgrätz ab. Ein trauriges Schicksal fürwahr ereilte denjenigen, der auf manchem Gefechtsfelde den hellen Blick erprobt hatte, indem es ihn des Augenlichts beraubte und den ehemaligen kühnen Reiter zu ewiger Umnachtung verurtheilte. Ein Officier, der unter S. gedient und werthvolle biographische Daten über denselben veröffentlicht hat, Fr. von der Wengen, schildert den General folgendermaßen: „Er war im Dienste streng, aber in erster Linie auch streng gegen sich selbst. Vor der Front zeigte er jene Ruhe und den richtigen Blick, welcher den Soldaten stets Vertrauen zu seinem Führer fassen lassen wird. Seine Befehle waren klar und bestimmt. Ein treuer Helfer in der Noth, blieb er bis an sein Lebensende ein stiller Wohlthäter. Was des Generals äußere Erscheinung anbetrifft, so war er von untersetzter, hagerer Statur, besaß aber einen außerordentlich gestählten Körper. Unter seiner Stirn leuchteten ein paar Augen, aus denen Entschlossenheit sprach. Seinen Mund bedeckte ein starker, nach den Enden breit auslaufender Schnurrbart. Schon seit jüngeren Jahren litt er an einer chronischen Heiserkeit, so daß er beim Exerciren größerer Truppenkörper dieselben, außer der Zuhülfenahme seines Adjutanten, durch Signale und Zeichen mit dem Säbel dirigirte. Seine Lebensweise war eine streng geregelte und mäßige. Er war ein Sprachentalent. Gelernt hatte er außer dem Deutschen englisch, französisch, italienisch, böhmisch, polnisch, lateinisch, sowie griechisch, und zur Nothdurft konnte er sich auch im Ungarischen, Windischen und Persischen verständigen."

Fr. v. d. Wengen, Eugen von Schindlöcker, k. k. Generalmajor (in Streffleur's Oesterr. militärischer Zeitschrift, 1888 II, 223). — Fr. v. d. Wengen, Geschichte des k. k. österr. 13. Dragonerregiments Prinz Eugen von Savoyen seit seiner Errichtung 1682 bis zur Gegenwart. Im Auftrage des

Regiments nach archivalischen und sonstigen authentischen Quellen bearbeitet. Wien 1879. — Der Krieg in Italien 1859, bearb. durch das k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte. Wien 1872—1876. — Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866, bearb. durch das k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte. Wien 1867—1869.

C. Duncker.

Schings: Joseph S., katholischer Geistlicher, geboren zu Aachen 1837, † daselbst am 14. Mai 1876. Er studirte zu Bonn Theologie, wurde 1864 zu Limburg zum Priester geweiht und lebte dann als Caplan der Carmeliterinnen zu Aachen. Im April 1868 gründete er die Zeitschrift „Christlich-sociale Blätter", die er anfangs mit Nic. Schüren, der 1864 kurze Zeit eine „Sociale Revue" herausgegeben hatte, dann allein redigirte, als „Organ der christlich-socialen Partei", später als „Katholisch-sociales Centralorgan". Die Zeitschrift, die nach dem Tode von S. von Anderen fortgesetzt wurde, ist nur bemerkenswerth als das erste derartige Unternehmen von katholischer Seite. S. veröffentlichte außerdem nur noch das Schriftchen „Die christlich-sociale Partei". Von der Zeitschrift „Das Arbeitsrecht. Socialpolitische Abhandlungen", 1. Jahrgang 1873, erschienen nur 5 Hefte.

Litterar. Rundschau (Aachen) 1876, 244. — Christlich-sociale Blätter 1876, Nr. 20, 22, 23.

Reusch.

Schink: Johann Friedrich S. wurde am 29. April 1755 zu Magdeburg geboren, erhielt seinen Unterricht theils durch Privatlehrer, theils auf der Schule des Klosters unserer lieben Frauen in seiner Vaterstadt. Seine Geistesanlagen entwickelten sich schnell bei reger Wißbegierde und rühmenswerthem Fleiße; sein poetisches Talent offenbarte sich frühzeitig und fand in dem als Dichter und Kanzelredner geschätzten Prediger Joh. Sam. Patzke, einem Freunde des elterlichen Hauses, einen ermunternden Förderer. Im J. 1773 bezog S. die Universität Halle, wo er sich neben dem Studium der Theologie viel mit poetischen Versuchen beschäftigte. Den ersten Flug als Dichter wagte er in den Leipziger und Göttinger Musenalmanachen, und auch das Leipziger „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" empfing mehrere seiner Beiträge. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich nach Berlin, wo er als Candidat des Predigtamtes lebte, aber je länger je mehr seinem Berufe entfremdet ward und sich dafür um so eifriger der dramatischen Dichtkunst widmete. „Ohne eigentlich schöpferisches Talent zu haben, besaß er die Gabe, fremde Vorbilder bis zu einem gewissen Grade selbständig nachzuahmen; zugleich war er mit den Anforderungen des Theaters wohl vertraut, und da seine Darstellung gewandt war, erwarben sich seine Dramen zum Theil den Beifall des Publicums." Das in zwei Tagen hingeworfene Trauerspiel „Adelstan und Röschen" (1776), nach der bekannten Ballade Hölty's, erregte schon die Aufmerksamkeit der damaligen Kritiker; doch gründete er seinen Ruf erst durch das Trauerspiel „Gianetta Montaldi" (1777), das ihm auch den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsd'or eintrug. Kurze Zeit darauf erschien seine Tragödie „Lina von Waller" (1778) und sein „Marionetten-Theater" (1778); in letzterem persiflirte er nicht ohne Glück, wenn auch in etwas übertriebener Weise, die Verirrungen der „Originalgenies", besonders der „kleinen nachklaffenden Hunde". Bedeutender als alle diese dramatischen Arbeiten war indeß seine Schrift „Ueber Brockmanns Hamlet" (1778), die eine Würdigung des Spiels dieses bekannten Schauspielers in dem gleichnamigen Trauerspiel Shakespeare's enthält, und wodurch er sich als Dramaturg sofort einen geachteten Namen machte. Im J. 1779 ging S. nach Hannover, wo er bei der Nouseuil'schen Schauspielergesellschaft als Dichter angestellt wurde,

aber schon 1780 nach Wien und im folgenden Jahre nach Graz in Steiermark, wo er als Privatmann lebte und eine Reihe beifällig aufgenommener dramaturgischer Arbeiten verfaßte, wie „Dramaturgische Fragmente“ (IV, 1781—84); „Grätzer Theaterchronik“ (1783); „Das Theater zu Abdera“ (II, 1787—88); „Dramatische und andere Skizzen, nebst Briefen über das Theaterwesen in Wien“ (1783). Im August 1789 folgte S. einem Rufe Fr. Ludw. Schröder's als Dramaturg und Dichter am Hamburger Theater, und in diesem Wirkungskreise verlebte er angenehme Jahre. Zu Schröder stand er in dem besten Verhältniß; ihm zu Liebe wählte er, nachdem er seit 1797 in Ratzeburg gewohnt hatte, 1806 Rellingen in Holstein zu seinem Wohnsitz, um mit dem Freunde täglich verkehren zu können, und als Schröder 1816 starb, übernahm es S., das Leben des Freundes und seine erfolgreiche Thätigkeit in den „Zeitgenossen“ (1818) zur Darstellung zu bringen. Von seinen dramatischen und sonstigen litterarischen Arbeiten während dieses Zeitraums verdienen genannt zu werden „Coriolan. Ein Trauerspiel“ (1790); „Die Leidenschaften. Ein Trauerspiel“ (1790); Moralische Dichtungen“ (II, 1799—1800); „Johann Faust, dramatische Phantasie“ (II, 1804), die allerdings mit dem Goethe'schen Meisterwerk nicht in Vergleich gesetzt werden darf; „Romantische Erzählungen“ (1804); „Gesänge der Religion“ (1811), die sogar eine 3. Auflage erlebten; „Satans Bastard. Eine Reihe von dramatischen Scenen aus der Zeitgeschichte von 1812—1814“ (1816). — Nach Beendigung des Freiheitskrieges begab sich S. nach Berlin, wo ihn der Fürst von Hardenberg zu einer Anstellung am Nationaltheater empfohlen hatte; doch sah sich S. in seiner Hoffnung getäuscht. Erfreulich aber war es für ihn, damals seine Bekanntschaft mit Göckingk, Tiedge und Elise von der Recke erneuern zu können, welche ihm ihre Achtung und Theilnahme in thatkräftiger Weise bekundeten. Letztere war es auch, die ihn 1819 in Löbichau der Herzogin von Kurland vorstellte; diese geistreiche Fürstin setzte dem Dichter ein Jahrgehalt aus, das ihn vor Sorgen schützte, und nach ihrem Tode berief ihre Tochter, die Herzogin von Sagan, S. zu sich und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar. Er lebte nun frei und unabhängig in den glücklichsten Verhältnissen zu Sagan, fort und fort schriftstellerisch thätig, bis er am 10. Februar 1835 in hohem Alter starb.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1835, S. 161. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur III, 379.

Franz Brümmer.

Schinke: Dr. Johann Christian Gotthelf S., geboren am 21. December 1782 zu Querfurt, † am 20. November 1839 zu Wispitz in Anhalt-Cöthen, evangelischer Geistlicher und Schriftsteller. Seine Vorbildung zur Universität erhielt S. auf der Stiftsschule zu Zeitz, die damals unter der trefflichen Leitung des Rectors Müller und des Conrectors Siebelis stand; hier legte S. den Grund zu seinem späteren so umfangreichen und vielfältigen Wissen. Im Frühjahr 1799 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich der Theologie zuwandte, dabei aber zugleich mit großem Eifer die classischen Sprachen und deren Litteratur studirte. Seiner persönlichen Neigung folgend suchte er weniger in den akademischen Vorträgen, als vielmehr im einsamen häuslichen Studium seine Ausbildung zu gewinnen; nur einige wenige ebenso eifrige und gleichgesinnte Studienfreunde bildeten Schinke's Umgang, der gegenseitige Belehrung und Weiterbildung bezweckte. Nach dreijährigem Studium sah er sich in Ermangelung der nöthigen Mittel zur Uebernahme einer Hauslehrerstelle genöthigt. In dieser Stellung verblieb er vier Jahre, worauf er nach Absolvirung des theologischen Examens 1806 eine Anstellung als Pastor zu Wispitz erhielt, mit der später auch das Predigtamt zu Wedlitz verbunden war. Neben der gewissenhaften Erfüllung

seiner Amtspflichten in diesen beiden Gemeinden lag S. mit dem ihm eigenen Forschungseifer unablässig seinen wissenschaftlichen Lieblingsstudien ob und mit stets regem Interesse verfolgte er die litterarischen Erscheinungen der gelehrten Welt, welche die von ihm gepflegten Gebiete berührten. Schriftstellerisch bethätigte sich S. zuerst als Mitarbeiter bei der Herausgabe verschiedener kleinerer und größerer Werke, wie z. B. der Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber. Nach der Veröffentlichung einiger Predigten und Gelegenheitsschriften machte er sich auf dem Gebiete der Theologie vornehmlich bekannt durch seine „Metakritischen Beobachtungen über die einzuführende neue preußische Agende", Leipzig 1824. Dieser Schrift folgte 1825 eine weitere auf anderem Felde, seine Monographie über „Leben und Tod oder Schicksalsgöttinnen im Lichte altertümlicher, vorzüglich griechischer Lehre und Kunst". Sein Amt als Seelsorger führte ihn zumeist zum Studium und litterarischer Arbeit von Fragen der praktischen Theologie, die vielfach zugleich die Pädagogik berühren. In dieser Hinsicht ist zu erwähnen die zu Halle 1825 herausgegebene „Vollständige und geordnete Sammlung biblischer Denksprüche für Confirmanden, mit der Archäologie der Confirmation"; ferner sein Erbauungsbuch „Jesus Christus oder das Evangelium in frommen Gaben ausgezeichneter deutscher Dichter". Halle 1826; hierzu erschien 1831 ein Anhang: „Evangelische Geschichten und Reden in frommen Dichtergaben". 1827 veröffentlichte S. die Schrift „Zacharias und Elisabeth. Wie soll das Kindlein heißen? Oder unsere Taufnamen mit ihrer Bedeutung, alphabetisch geordnet". Zahlreich sind seine Beiträge und Recensionen, die er in verschiedenen Zeitschriften erscheinen ließ; hier mag insbesondere erwähnt werden seine Beurtheilung des ersten Theiles der Dinter'schen Schullehrerbibel. Nach Dinter's Tode besorgte S. in den Jahren 1834—37 im Auftrage des Verlegers die zweite Auflage dieses gesammten Werkes, das er zwar wohl im Geiste Dinter's bearbeitete, jedoch mit selbständigem Urtheil mit einer Reihe von Zusätzen und Berichtigungen versah. Noch im Verlaufe der letzteren Arbeit ließ S. „Dinter's Ansichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen in zwei Bänden" und dann noch zwei „Zeitgemäße Christgaben als Beilagen zum Umbau der vergleichenden Homiletik", Neustadt a. d. O. 1833 und 1834 erschienen. Zu der von ihm besorgten 2. Auflage der Dinter'schen Schullehrerbibel schrieb er noch behufs Ergänzung der hier etwas knapp behandelten Sacherklärung eine „Biblische Alterthumskunde in alphabetischer Folge", der er eine Karte von Palästina nebst drei das Verständniß und den Gebrauch derselben erleichternden Beilagen anfügte. In den Jahren 1836—38 vervollständigten drei weitere Hefte das Werk der biblischen Alterthumskunde Die Reihe der hier vorgeführten auf verschiedenen Gebieten sich bewegenden Schriften läßt die hohe geistige Regsamkeit und die wissenschaftliche Vielseitigkeit Schinke's ersehen. Alle Zeit, die sein geistlicher Beruf ihm frei ließ, benützte er zu seinen ihm liebgewordenen Studien; im hohen Sommer fand ihn die Morgenröthe, wie die ihm Nahestehenden sagten, schon in vollem Eifer bei seinen Büchern. Hier im einsamen Studierzimmer, umgeben von seinen liebsten Freunden, den Büchern, fühlte er sich am heimischsten und glücklichsten. Umgang suchte er, wie schon in seinen Studienjahren, so auch später nur im engen Kreise einiger weniger gleichstrebender Freunde, wo dann wissenschaftliche Fragen und die neuen Erscheinungen der Litteratur zumeist und am liebsten behandelt wurden. Er starb infolge eines Schlaganfalls an dem oben bezeichneten Tage.

Vgl. Hergang, Pädag. Real-Encyklopädie II, 565. — Biographieen der berühmtesten Pädagogen u. s. w. von Dr. Heindl.

Binder.

Schinkel: Enwald S., der letzte Abt des Cistercienserklosters Eldena bei Greifswald, stammte aus einem pommerschen Rittergeschlecht, welches ein geharnischtes Bein im Wappen führte, widmete sich jedoch dem geistlichen Beruf und trat in das Cistercienserkloster Eldena bei Greifswald. Hier nahm er (1490) an der Entsetzung des zügellosen Abtes Gregorius Groper theil und bekleidete (1494) unter dessen würdigem Nachfolger Lamb. v. Werle (s. d. A.) das Unterpriorat; im J. 1510 zum Abt erwählt, empfing er die Weihe vom Bischof Martin Karith von Cammin, während der Greifswalder Prof. Wichman Kruse (s. A. D. B. XVII, 268) die Einführungspredigt hielt. Mit der Universität stand er in naher Beziehung, indem er die Aufsicht (patrocinium) über die theologische Facultät führte, und auch (1513) das Rectorat verwaltete, wobei ihn W. Kruse als Vicerector vertrat; auch ließ er die Mönche Joachim Wrede und Joh. Derkynder in Greifswald studiren. Im J. 1528 sandte er einen Gelehrten, Lor. Brincken, nach Deventer, damit er junge Leute aus der dortigen Schule des Rectors Joh. Lippius zur Uebersiedelung in das Kloster Eldena überrede. Unter diesen befand sich Anton Remmelding, welcher ein Tagebuch über diese Fahrt und sein Klosterleben hinterließ, später in Wittenberg studirte und protestantischer Geistlicher wurde. Im J. 1535 erfolgte nämlich die Säcularisation Eldenas und dessen Umwandlung in ein herzogliches Amt. Der Abt E. S. und sein gelehrter Prior Michael Knabe, der (1509) in Greifswald studirt hatte, behielten jedoch bis zu ihrem Tode ihren Wohnsitz im Kloster und eine Pension, und erfreuten sich an den Werken der von ihnen gesammelten Bibliothek, die später an die Kirche zu Wolgast und dann an die Universität Greifswald überging, welche (1634) auch die Mehrzahl der Klostergüter von dem letzten pommerschen Herzoge Bogislaw XIV. empfing.

Cramer, Pomm. Kirchenchronicon, 1628, III, c. 24, 25, 32—37. — Bagmihl, Pomm. W.-B. V, 95. — Pyl, Gesch. des Klosters Eldena, 1880, S. 37, 38, 480—539, 730—757; Nachtrag z. G. E. 55; — Gesch. d. Greifswalder Kirchen, S. 1057, 1442.

Pyl.

Schinmeyer: Johann Christoph S., Prediger, geboren am 8. Januar 1696 zu Nordhausen, † am 1. Juli 1767 als Hauptpastor in Tönningen. S. studirte in Halle Theologie und war darauf sieben Jahre hindurch im Francke'schen Waisenhause als vicarirender Inspector der lateinischen Schule thätig. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Heimath kehrte er nach Halle zurück und erhielt hier vier Wochen nach seiner Rückkunft einen Ruf als Prediger und Lehrer an das Potsdamsche Militärwaisenhaus. Diese Stelle versah er von 1727—1730, wo er vom Könige wider Willen des Magistrats zu Stettin als Prediger an die dortige Johanniskirche vocirt wurde. Sogleich nach dem Antritt der neuen Stellung reichte er dem Magistrat zu Stettin den Plan zu einem Waisenhause ein nach dem Muster der Francke'schen Stiftungen in Halle, „darinnen entweder Vater- oder Mutterlose Wayßen oder Höchst Armer Leute Kinder, die nicht im stande sind, einen Dreyer Schul Geldt zu geben, freye Information und Bücher genießen könten, doch so und dergestalt, daß die Armen Caßa nicht im geringsten soll beschwehret oder um Beytrag soll ersuchet werden“. Nur freie Wohnung für die Lehrer und einige Classenräume erbat er von der Stadt. Da seine gute Absicht aus dem Mißtrauen, mit dem man ihm, als einem aufgedrungenen Pastor, von vornherein begegnete, verkannt wurde, wandte sich S. an die Regierung und an den König und begann inzwischen in seiner Wohnung die Schule, welche Anfang 1731 bereits von 120 Schülern besucht wurde, und da nunmehr seine Wohnung nicht mehr ausreichte, erbat er von neuem die Ueberlassung freistehender Räume im städtischen Waisenhause. Ehe aber noch die Verhandlungen

hierüber und über die Frage, wem die Aufsicht über die Schule zustehen sollte, zum Abschluß gekommen, stellte S. den veränderten Antrag, es möge ihm die Erlaubniß zur Errichtung eines eigenen Waisenhauses auf der Lastadie ertheilt werden, und diesen Antrag reichte er am 1. April 1731 auch unmittelbar dem Könige ein. Als er nun auf königliche Verordnung vernommen wurde, „wo er die Kosten zur Errichtung des neuen Waisenhauses hernehmen wolle; denn die bloße Materialien zu bauung eines neuen Hauses bei weitem nicht hinlänglich, und noch schwerer würde es angehen, ein solches Werk zu unterhalten“, da antwortete S., als ein echter Schüler Francke's: er könne sich nicht weiter herauslassen, als daß er gedächte, aus Gottes Beutel zu bauen, und bleibe bei seiner letzten Bitte. Daraufhin wurde ihm unter dem 27. Mai 1732 das Stiftungspatent vom Könige ausgestellt, durch welches der König alle erforderlichen Baumaterialien schenkte und das Waisenhaus als ein pium corpus mit allen Rechten eines solchen erklärte. Auch sonst wurden dem Waisenhause mancherlei Privilegien verliehen und ihm das Recht gegeben, eine eigene Buchhandlung zu haben. Von besonderer Wichtigkeit aber für die Geschichte der Pädagogik ist der Paragraph 7 dieses Patents: „Damit es ihm (dem Director) noch um so viel weniger an dergleichen Praeceptoren fehlen möge, so kan er eine Anzahl junger Leute im schreiben und rechnen, auch catechisiren unterrichten lassen, welche hiernechst die kleinen Kinder informiren, auch nebenher das Schneider-Handwerk lernen, mithin zu einem Seminario guter Küster und Schulmeister dienen können.“ Das ist die erste staatliche Anerkennung und Genehmigung eines Volksschullehrerseminars in Preußen. Das Waisenhaus auf der Lastadie kam zustande und wuchs, aber die Streitigkeiten Schinmeyer's mit den Behörden dauerten fort, und schon am 21. Juli 1737 wurde das Waisenhaus durch königliche Verordnung wiederum geschlossen. Wie es scheint, wollte der König dem eifrigen und energischen S. wohl, aber derselbe war unvorsichtig, wenn nicht gar streitsüchtig, und mischte sich obenein in Angelegenheiten, die ihn nichts angingen, was dem Könige ganz zuwider war. Aber die Schinmeyer'schen Stiftungen waren ein Keim, der dennoch im stillen wuchs; das Waisenhaus und die Schule auf der Lastadie wurden, wenn auch in veränderter Form, fortgeführt, das Seminar als Staatsanstalt im J. 1811 neu organisirt und am 1. Mai 1862 nach Pölitz verlegt.

S. wurde noch im J. 1737 vom Magistrate der Stadt Rathenow zum Prediger erwählt und zugleich vom Könige mit der Inspection des Rathenower Kreises betraut. Er schied mit einer Strafpredigt von Stettin. Die Stettiner hätten es böse mit ihm gemeint, Gott aber habe ihn auf ein größeres Wirkungsfeld berufen und zu seinem Erstaunen es gut mit ihm gemacht. Auch zog er voller Hoffnung nach Rathenow, daß er dort werde in Frieden wirken können. Bald aber wurde auch hier das Verhältniß zu seiner Gemeinde getrübt und er, der in seiner Antrittspredigt die Luther'schen Worte gelobt hatte: „Die Welt ist böse und undankbar, aber so böse soll sie nicht seyn, daß sie mich überböse“, rief nach fast vierzehnjähriger Amtsthätigkeit in seiner Abschiedspredigt seiner Gemeinde in höchster Erregung einen Fluch zu. Er zog im J. 1751 als Prediger nach Tönningen; aber auch hier stand er in kurzem mit seinem Amtsbruder und dem Rector in offener Fehde. Er, so schrieb er, der Vertreter des wahren Christenthums habe Feinde, jene als weltlich Gesinnte, hätten viel Freunde: „Die Welt hat mit ihren Fürsten zweierley Gestallten: gegen ihre Lieblinge ist sie ein Cameelverschlucker, gegen Christum aber und die seines Geistes sind, ein Mückenseiger.“ Im J. 1765 verlor er seine Gattin, zwei Jahre darauf starb er im zweiundsiebzigsten Lebensjahre am 1. Juli und wurde am 7. Juli auf dem Kirchhofe in Tönningen begraben mit Hinterlassung einer Tochter und dreier

Söhne, von denen der eine, Johann Adolf, als Prediger in Stettin und Consistorialrath in Pommern einen bedeutenden Einfluß ausübte und als Kanzelredner geschätzt wurde.

Quellen: Mein Aufsatz in den Pädag. Blättern XVII auf Grund von Acten der Schuldeputation in Stettin und Briefschaften in der Göritz-Lübeck-Stiftung in Berlin. Vgl. ferner: Bernhardt in Beckedorff's Jahrbüchern VI. — Kirchen- und Schulblatt für die Herzogthümer Schleswig-Holstein, Lauenburg VIII. Herausgeg. v. Versmann. Itzehoe 1851. — H. Müller in Spieker's Haus und Schule. Jahrg. 1878 (nach Acten der Regierung zu Stettin). — Meusel's Lexikon XII. 1812. — Lochmann in den Pommerschen Blättern. 1887. — Von Schinmeyer's Schriften lagen mir vor: Die an dem Lastadischen Waysen-Hause zu Alten-Stettin sich durch den Glauben geoffenbahrte Herrlichkeit Gottes rc. Alten-Stettin. Zwei Theile 1732. Joh. Christ. Schinmeyers Past. und Inspectoris zu Rathenau Sämmtlicher Schriften erster und zweiter Theil. Coppenhagen und Leipzig bey Jacob Preuß. 1740.

F. Jonas.

Schinmeyer: Johann Adolf S. (Schinmeier), Dr. theol., Orientalist, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, Superintendent in Lübeck, geboren am 29. (31?) März 1733 in Stettin, † am 2. Mai 1796 in Lübeck. Sein Vater Johann Christoph S. (s. o.), zur Zeit Pastor an St. Johannis in Stettin und der Spener-Francke'schen Richtung zugethan, war wegen des von ihm unter dem Schutze des Königs Friedrich Wilhelm I. nach hallischem Vorbilde eingerichteten Waisenhauses in ärgerliche Streitigkeiten mit dem Rath verwickelt worden, vertauschte deshalb sein Amt mit dem eines Inspectors (Superintendenten) zu Rathenow und starb 1767 als Superintendent zu Tönning (Holstein). Die Mutter war Amalie Emerentia Lieberkühn, Schwester des Leibarztes Friedrich des Großen. Sehr früh entwickelt bezog S. 1746 die Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg; die dort verlebten vier Jahre, während deren er sich der besonderen Liebe des berühmten Abtes Steinmetz erfreute, hat er stets unter die wichtigsten seines Lebens gezählt. Bei der Wahl eines Berufs wiesen eigne Neigung und das Vorbild des Oheims S., der 1750 die Universität Halle bezog, auf die Medicin; durch den Rath von Verwandten und namentlich von Baumgarten (s. A. D. B. II, 161), eines alten Freundes seines Vaters, ließ er sich aber für die Theologie gewinnen, in der außer Baumgarten Michaelis (s. A. D. B. XXI, 676), Knapp (s. A. D. B. XVI, 267), Callenberg (s. A. D. B. III, 707) und Stiebritz seine Lehrer waren; doch trieb er auch Geschichte, Naturwissenschaften und Mathematik unter Joachim (s. A. D. B. XIV, 94), Eberhard (s. A. D. B. V, 568) u. A. Wegen eines Brustleidens mußte er Halle verlassen und begab sich in das elterliche Haus nach Tönning, wo ihn 1757 das adlige Fräuleinstift in Itzehoe zum Diakonus daselbst wählte, nachdem er das Jahr vorher in Altona sein theologisches Examen gemacht hatte. Eine Reise in seine Geburtsstadt Stettin wurde die Veranlassung, daß er 1764 zum Archidiakonus an St. Marien daselbst und zugleich zum Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen an das akademische Gymnasium berufen ward; drei Jahre später folgte die Ernennung zum Consistorialrath und 1771 ertheilte ihm die Universität Kiel auf seine Dissertation de sacrae scripturae divina origine die theologische Doctorwürde. Im J. 1772—73 bekleidete er das damals noch ambulirende Rectoramt am Gymnasium. Ziemlich unerwartet traf ihn 1774 die Berufung zum Pastor der deutschen Kirche in Stockholm und zum Inspector der dortigen deutschen Schulen, doch nahm er ihn an und hat in diesem Amte die Liebe seiner Gemeinde und die Achtung Königs Gustav III. sich in so hohem Maaße erworben, daß er bereits 1778 zum Generalsuperinten-

denten von Schwedisch-Pommern in Aussicht genommen war, als der Rath von Lübeck ihn an Stelle von Cramer (s. A. D. B. IV, 550) zum Superintendenten erwählte. Im Herbst 1779 traf er dort ein; die schwedische Gesellschaft pro fide et christianismo, sowie die Akademie der Wissenschaften in Stockholm hatten ihn zum Abschiede zu ihrem Mitglied ernannt. — Seit 1759 war S. verheirathet mit Marie Dorothea Meyer, Tochter des Hofapothekers Meyer in Stettin, aus welcher Ehe ihn nur eine Tochter überlebte. Er war ein sehr vielseitig gebildeter, für Beifall und äußere Ehre nicht unempfänglicher, gefeierter Kanzlerredner seiner Zeit, wobei ihm seine Umgangsformen, eine ansehnliche Gestalt und ein würdevolles Aeußeres sehr zu Statten kamen; auch hatte er, obgleich er nicht frei vortrug, sondern selbst die kleinste Gelegenheitsrede ablas, bis zuletzt immer volle Kirchen. Als Theologe hatte er sich mit der Zeit von der pietistischen Schule, aus der er hervorgegangen war, mehr und mehr entfernt, er war z. B. auch Freimaurer; gewisse Eigenschaften jener Richtung, wie die Strenge gegen die Adiaphora, hat er indeß bis an sein Ende beibehalten. Von seinen Schriften (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Rötger's Nekrolog f. Fr. d. d. L. vom Jahre 1796) sind zu nennen: „Sammlung einiger Reden“, Stettin 1766, 8°; „De optima studii theologici in academia ratione“, 1773; „Predigten über den Charakter Jesu“, Stettin 1774 und 1776; „Geschichte der schwedischen Bibelübersetzungen und -ausgaben“, Flensburg 1777—82; „Predigten über Luthers Katechismus“, Lübeck 1780 und 1786; „Imago theologi sapienter liberalis“, 1782; „Lebensbeschreibung der drei schwedischen Reformatoren Lorenz Anderson, Oluf Peterson und Lorenz Peterson“, Lübeck 1783, 4°; „Allgemeine Betrachtungen über Religion, Offenbarung und Bibel“, 1785.

Meusel, Gel. Teutschland III und Nachtrag 1—4. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1796, I, 209 ff. Gotha 1799. — Schinmeyer's Bildniß in Beyer's Allg. Magazin f. Prediger, Band 8, Stück 2.

v. Bülow.

Schinz: Heinrich Rudolf S. von Zürich, geboren am 30. März 1777, Sohn des Pfarrers Hans Rudolf S. von Uetikon bei Zürich (1745—90), der sich um die Hebung der einheimischen Landwirthschaft, sowie um die naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche Erforschung des jetzigen Kantons Tessin („Beiträge zum nähern Kenntnisse des Schweizerlandes“, Zürich 1783 ff.) namhafte Verdienste erworben, ward in seiner Vaterstadt geboren und erzogen. Früh verwaist kam der Knabe, in welchem des Vaters Beispiel und Umgang den Beobachtungs- und Sammlersinn des Naturforschers bereits geweckt hatten, zur Vollendung seiner Erziehung in das Haus des Antistes Heß, seines nahen Anverwandten. Seine beruflichen Studien führten ihn nach dem Besuche des züricherischen medicinischen Instituts nach Würzburg und Jena; an letzterem Orte erwarb sich der erst zwanzigjährige am 13. März 1798 die Würde eines Doctor der Medicin. Ueber Paris, wo er einen längeren Aufenthalt machte, kehrte er in die Heimath zurück, gründete sich einen Hausstand und begann seinen ärztlichen Beruf auszuüben, wandte indessen immer mehr den Naturwissenschaften, insbesondere der Zoologie, seinem Lieblingsstudium, Kraft und Muße zu. Nach der Weise seiner Zeit, welcher die Sammlung und Zusammenstellung des naturgeschichtlichen Materials das erste zu erstrebende Ziel war, „beschränkte er sich bei seinen Untersuchungen hauptsächlich auf die äußere Oberfläche der Geschöpfe“, entwickelte aber gerade nach dieser Seite hin eine unermüdliche und höchst anregende Thätigkeit. In der züricherischen physikalischen Gesellschaft bethätigte er sich, „man kann fast sagen, durch unzählige Vorträge und Arbeiten“; auch bemerkt er selbst in der Festrede zum Jubiläum dieser Gesellschaft 1846, er glaube sagen zu dürfen, daß er in den 47 Jahren, während deren er ihr angehört, kaum

vier Male den wöchentlichen Sitzungen nicht beigewohnt habe. Er bemühte sich schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Schweizerische naturforschende Gesellschaft zu Stande zu bringen, und als dieselbe 1815 wirklich ins Leben trat, war er eines ihrer thätigsten und ausharrendsten Mitglieder und zwischen 1816 und 1852 nur an einer Jahresversammlung nicht anwesend. Er schuf im Laufe von 12 Jahren eine zoologische Sammlung, welche damals mit den bedeutendsten der Schweiz rivalisirte und die meisten an Reichhaltigkeit übertraf: sie wurde später an den Staat abgetreten, fand in der Hochschule (nachmals im Eidg. Polytechnikum) ihre Aufstellung, und ihre stätige Vervollständigung bildete für S., der die Conservatorstelle an derselben übernahm, bis in die letzten Lebensjahre Herzensangelegenheit. Mit hervorragenden Forschern des In- und Auslandes, so dem Prinzen Maximilian von Wied, Bonpland, Agassiz stand er in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr. Von 1804—33 war S. Lehrer der Naturwissenschaften am medicinischen Institute; als dann 1833 Kantonsschule und Universität gegründet wurden, übernahm er eine außerordentliche Professur an letzterer, am Gymnasium und an der Industrieschule aber den Unterricht in der Naturgeschichte; 1833—37 bekleidete er zugleich das Rectorat der Industrieschule, zog sich dann aber auf seine Hochschulwirksamkeit zurück; nebenher ging stets fort eine rege litterarische Thätigkeit fachwissenschaftlichen Inhalts (s. u.). S. fand aber auch noch Muße, sich dem öffentlichen Leben seiner Heimath zu widmen; von 1823—33 war er Mitglied der höchsten richterlichen Behörde des Kantons, und der „Dr. Schinz, der jüngere“, in späteren Zeiten der „Oberrichter Schinz“, zeigte sich in der Periode des rüstigen Mannesalters oft als ein sehr frisch herausredender Vertreter der freisinnigen Ideen, wovon die Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1811 und 1830 Zeugniß ablegen. In der Rede, welche er in der letztgenannten Versammlung, zwei Monate vor der Julirevolution, über „Die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes in ihrer Licht- und Schattenseite“ hielt, sprach er das geflügelte Wort, welches dem politischen Standpunkt der Folgezeit den treffenden Ausdruck gab und daher bis in die Gegenwart gelegentlich citirt wird: „Alle Regierungen der Schweiz müssen es anerkennen, daß sie bloß aus dem Volke, durch das Volk und für das Volk da sind.“

Bis in sein 73. Lebensjahr erfreute sich S. einer fast ununterbrochen andauernden Gesundheit. 1849 traf ihn ein heftiger Schlaganfall, von dem er sich jedoch wieder nahezu vollständig erholte. Aber bald folgten neue, wenn auch schwächere apoplektische Zufälle, die Gehkraft und die Zunge fingen an zu versagen, Gesicht und Gehör nahmen ab und am 8. März 1861 erlöste ihn der Tod von einem immer peinlicher werdenden Zustande, den er übrigens bis in die letzten Zeiten bei voller geistiger Klarheit mit unverwüstlicher Heiterkeit des Gemüthes ertrug.

Schriften: J. J. Römer und H. R. Schinz, „Naturgeschichte der in der Schweiz einheimischen Säugethiere.“ Zürich 1809. — Fr. Meisner und H. R. Schinz, „Die Vögel der Schweiz.“ Zürich 1815. — Von Schinz allein: „Beschreibung und Abbildung der künstlichen Nester und Eier der Vögel, welche in der Schweiz, in Deutschland und in den angrenzenden Ländern brüten.“ Zürich 1819 (unvollendet geblieben); „Abbildungen aus der Naturgeschichte für den Schul- und Privatunterricht“ 1824, 2. Aufl. 1840; „Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen, Säugetiere, Vögel, Amphibien und Fische“ von 1824 an; „Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere“, bearbeitet von H. R. Schinz und lith. von K. J. Brodtmann. 2. Aufl. Zürich 1827; „Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen der verschiedenen Racen und Stämme.“ 3. Aufl. Zürich 1845; „Europäische Fauna oder Verzeichniß der Wirbelthiere

Europas.“ 2 Bde. Stuttgart 1840; „Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere oder Synopsis mammalium nach dem Cuvier’schen System.“ Solothurn 1844—45; „Monographieen der Säugethiere“ (unvollendet geblieben) 13 Hefte. 1843—52. Daneben eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen: 25 Neujahrsstücke (zwischen 1801 und 1844) der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich; ein „Handbuch der Naturgeschichte für Schulen“ Zürich 1834, Umarbeitung des 1829 herausgegebenen „Lehrbuchs der Naturgeschichte für Schulen“; „Der Kanton Zürich in naturwissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Beziehung.“ Zürich 1842.

Neujahrsblatt der Züricher Naturforschenden Gesellschaft (von Dr. Locher-Balber) 1863. — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule III, 103—4 (in letzterem irrige Angabe des Todesjahres).

Hunziker.

Schinz: Johann Georg S., Landschaftsmaler, geboren 1794 in Zürich, † daselbst 1845. Er bildete sich bei Konrad Geßner, dem Sohne Salomon Geßner’s, zum Maler aus und widmete sich zunächst der Thiermalerei, der Darstellung von Pferden und Ochsen. Aber im Gegensatz zu Geßner, auf dessen Gemälden und Aquarellen die Thiere die Hauptsache sind, verwendete S. sie in seinen Compositionen meistens als Staffage, so auf der Landschaft, welche das Künstlergut in Zürich (Nr. 95 im Katalog von 1890) von dem Meister besitzt. Im Vordergrunde des Bildes (hoch Meter 0,90, breit 1,29), das 1853 von Dr. Geßner-Bürgi der Sammlung geschenkt wurde, gewahren wir einen Hirt mit Hund und Ziegen. In der Landschaft lag die Stärke des Künstlers, ihr gab er sich gegen Ende seines Lebens ausschließlich hin. Fahrten in Nord- und Süddeutschland, sowie in Italien lieferten ihm die Motive zu seinen Bildern. 1840 stellte er in Zürich folgende Cartons aus: eine „Gebirgsgegend“, „Ansicht unweit Jasmund auf der Insel Rügen in Gewitterbeleuchtung“ und „Schloß Sternfels in Württemberg“. In die Malerbücher des Züricher Künstlergutes legte S. eine Reihe von Albumblättern ein, zum Theil colorirte Federzeichnungen und Aquarelle, zum Theil Blätter in Sepia und Tusche, die von großer Tüchtigkeit im Entwurf zeugen. Siehe Bd. 9 (S. 26 und 47): „Pferdegestüte in Italien“, „Italienische Ochsenheerde“; Bd. 11 (S. 11, 12 und 40): „Schloß mit Ruinen“, „Räuberhöhle“, zwei Nachtstücke, „Jägerhaus“, bez. 1825; Bd. 12 (48): „Italienisches Posthaus“, bez. 1833; Bd. 13 (28): „Componirte Landschaft“, bez. 1834; Bd. 14 (S. 24 und 47): „Ausritt“, bez. 1841, Lebt wohl, ihr glücklichen Tage, „Studienritt.“ In dem „Studienritt“ klingt die humoristische Saite an, die beiden Nachtstücke, welche vom Mond und künstlichen Feuern beleuchtet werden, zeigen in wilder Natur, zwischen Felsen und in Grotten, dort eine mittelalterliche Burg, hier eine nach Beute ausschauende Räuberbande. Das doppelte Licht verleiht diesen Compositionen etwas Geisterhaftes, wie denn überhaupt betont werden muß, daß S. von der romantisch-grotesken Richtung der damaligen Zeit stark beeinflußt wurde. Dies geht auch stellenweise aus den 12 lithographischen Originalzeichnungen hervor, welche J. Brodtmann 1822 in Zürich herausgab: es sind italienische Landschaften mit antiker und moderner Staffage, Scenen in der Campagna, Ruinen und Kriegsscenen.

Nagler’s Künstlerlexikon XV, 261—262. — Cotta’sches Kunstblatt von 1832. — W. Füßli, Kunstwerke am Rhein I, 156, 214.

Carl Brun.

Schinzinger: Joseph Anton S., katholischer Theologe, geboren zu Freiburg im Breisgau am 22. November 1753, † daselbst am 29. September 1827. Er trat 1769 in den Jesuitenorden, setzte nach der Aufhebung desselben (1773)

seine Studien in Freiburg fort und wurde am 21. September 1776 zum Priester geweiht. Im J. 1780 vertheidigte er eine Dissertation de revalidatione matrimonii invalide contracti, erhielt aber nach dem damals in Freiburg herrschenden Brauche das Doctordiplom erst, als er eine feste Stellung erlangt hatte, 1787. Im J. 1783 wurde er zweiter Subdirector des Freiburger Generalseminars, 1787 Professor der Kirchengeschichte an der Universität (als Nachfolger Dannenmayer's). 1824 wurde er quiescirt, übernahm aber 1825 die Vorlesungen wieder für seinen erkrankten Nachfolger Keser. Er hat kein Buch geschrieben. Thesen, welche 1793 unter seinem Vorsitz Fridolin Huber (s. A. D. B. XIII, 231) vertheidigte, wurden mit anderen Freiburger Thesen zu Rom in den Index gesetzt.

J. L. Hug, Gedächtnißrede auf J. S., 1827. — Schlichtegroll, Nekrolog 1827, 860. — Freiburger Diöcesanarchiv X, 285. — Weech, Badische Biographieen II, 258. — Reusch, Index II, 1009.

Reusch.

Schiphower: Johannes S., Geschichtschreiber, geboren im J. 1463 zu Meppen in Westfalen, wo sein aus Bentheim stammender Vater längere Zeit das Bürgermeisteramt bekleidet hat und im J. 1484 gestorben ist. Bis zu seinem 15. Jahre besuchte S. die Schule in seiner Vaterstadt und trat dann zu Osnabrück in den Orden der Augustinereremiten. Nach abgelegtem Gelübde wurde für seine weitere Ausbildung von Ordens wegen gesorgt und er nach erlangter Priesterwürde (1484) auf die hohe Schule zu Bologna geschickt, wo er 3 Jahre verweilte. Seine mehr als gewöhnliche Begabung war offenbar von competenter Seite längst erkannt, und er wurde daher, von Bologna heimgekehrt, nach kurzer Verwendung im Kloster zu Nordhausen, mit Uebergehung dritter, (1489) zum zweiten Male nach Italien, und zwar auf die Universität Siena entsendet, wo das Studium der Theologie in besonderer Blüthe stand. Hier hat sich S., nachdem er zu Rom einem Generalcapitel seines Ordens beigewohnt hatte, die Würde eines Baccalaureus der Theologie erworben. Zurückgekehrt wurde er von dem Provincialconcil seines Ordens zum Prior des Klosters Tangkelheim erwählt, welche Stellung, wie er schreibt, ihn in bittere Zerwürfnisse mit der Weltgeistlichkeit der Umgegend versetzte. Das Jahr 1497 führte ihn auf's neue im Auftrage der sächsischen Augustinereremiten zum Ordens-Generalcapitel nach Rom, welche Sendung ihm die Würde eines Doctors der Theologie eintrug. Von Rom zurückgekehrt nahm er, wie es scheint, seinen Aufenthalt in Osnabrück und wurde endlich im J. 1500 als Vicarius und Terminarius in das Ordenshaus nach Oldenburg geschickt, eine Mission, die für ihn u. a. auch aus dem Grunde wichtig wurde, als sie ihn in nähere Beziehungen zu dem Grafen Johann VII (XIV) von Oldenburg und Delmenhorst brachte, auf dessen dringende Bitte er sich entschloß, eine Geschichte der Grafen von Oldenburg abzufassen. S. hat dieses Werk („Chronicon Archicomitum Oldenburgensium“ bei Meibomius, SS. R. Germ. II, p. 120 s.) im J. 1504 begonnen und im J. 1505 vollendet. Es ist keine Arbeit eigener Forschung, die wir hier vor uns haben, sondern, wie der Verfasser selbst sagt, im wesentlichen eine Compilation, doch, was die neuere Zeit anlangt, mit selbständigen Zusätzen versehen. Der längere Aufenthalt in Italien ist offenbar an S. nicht spurlos vorübergegangen, er erweist sich zugleich seiner Gesinnung nach als ein warmer Anhänger seines Ordens, dessen hervorragende Mitglieder der verschiedenen Jahrhunderte aufzuführen er nicht unterläßt. Zu dem vornehmen Weltclerus steht er, wie schon angedeutet, in einem ausgesprochenen Gegensatze und deutet er die Nothwendigkeit einer Reform auf diesem Gebiete vernehmlich an. Von andern seinen Schriften dürfte sein „Sermo de Ordinibus“ zu nennen sein, welchen er während seines Aufenthaltes in Oldenburg abgefaßt

hat und der durch eine Streitfrage über das Verhältniß der Brüder vom gemeinsamen Leben zu seinem eigenen Orden hervorgerufen worden ist. Das Todesjahr Schiphower's ist uns nicht zuverlässig überliefert, wir wissen nur, daß er im J. 1506 noch gelebt hat. Nach einer Andeutung gegen das Ende seiner Chronik hat er dieselbe nicht weiter fortgesetzt, weil der Zustand seiner Gesundheit ihn davon abhielt.

S. Meibomius, l. c. stellenweise. — O. Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen, 3. Aufl., II, 155, 160, 332. — Neues Archiv für ä. d. Geschichtskunde, N. F. V, 153, VII, 236.

Wegele.

Schirach: Adam Gottlob S., Lausitzer Pfarrer des 18. Jahrhunderts, der sich durch die Förderung der wendischen Litteratur und Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen verdient gemacht hat. Geboren 1724 in Rostitz bei Löbau als Sohn des dortigen Pfarrers, besuchte er von 1737 an die Fürstenschule zu Meißen, studirte in Leipzig Theologie und war einige Jahre Hauslehrer. 1748 wurde er Pfarrer in Kleinbautzen bei Bautzen, wo er bis zu seinem Tode im J. 1773 blieb. Die Muße seines kleinen Amtes benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, die seinen Namen weit über die Grenzen der engeren Heimath hinaus bekannt machten. Bereits 1749 gab er im Vereine mit mehreren Amtsgenossen Luther's Hauspostille in wendischer Uebersetzung heraus; ihr folgte zwei Jahre später das wendische Gesangbuch, mit hundert neuen Liedern und einer Vorrede vermehrt, und 1770 im Zusammenhange mit der neuen Oberlausitzer Schulordnung das wendische Schulbüchlein. Auch übersetzte er Schriften von Löscher und Christian Weise ins Wendische und veröffentlichte eine Reihe asketischer Schriften. Die fruchtbarste Thätigkeit aber entwickelte er auf dem Gebiete der Bienenpflege. 1761 trat er mit seiner ersten Abhandlung in dieser Richtung hervor; 1766 wurde er ständiger Secretär der neugegründeten und später vom Kurfürsten privilegirten Bienengesellschaft und stand als solcher mit zahlreichen Koryphäen der Wissenschaft, wie angesehenen Gesellschaften in Verbindung. Seine Aufsätze in den „Abhandlungen und Erfahrungen der Oberlausitzer Bienengesellschaft“, deren Herausgeber er von 1766—71 war, zeugen von seiner feinen Beobachtung wie reichen praktischen Erfahrung. Eine Reihe ehrenvoller Auszeichnungen wurden den selbstlosen Bestrebungen des bescheidenen Mannes zu Teil. Sein Bild befindet sich vor seiner „Melitto-theologia.“

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen. S. 232. Dresden 1883. — G. F. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler III, 144—150 (Görlitz 1803), wo seine zahlreichen Schriften aufgezählt werden (vgl. dazu auch den Supplementband s. v.) — J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XII, 174—178 (Leipzig 1812). — Leipziger Intelligenzblatt 1763, S. 215—219; 1766, S. 130, 141 ff., 279 ff. u. ö.

Georg Müller.

Schirach: Gottlob Benedict v. S., geboren am 13. Juni 1743 in Tiefenfurt, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Gymnasium zu Lauban und studirte dann in Leipzig, erst Theologie und Philologie, wo Ernesti sein Hauptlehrer war. Die Theologie sagte ihm indessen nicht zu, er gab dieselbe auf und verzichtete damit auf die fernere väterliche Unterstützung. Von nun an wandte er allen Fleiß auf das Studium der alten Sprachen, der Geschichte und der schönen Wissenschaften. 1764 ging er von Leipzig nach Halle und ward hier mit dem bekannten Professor Klotz befreundet, an dessen gelehrten Fehden er Theil nahm und dessen Acta litteraria er mit Volum. VII fortsetzte. Hier promovirte er 1765 zum Dr. philos. und habilitirte sich als Privatdocent (De vita

et genere scribendi Isocratis). Neben mehreren philologischen Schriften, z. B. „Clavis poëtarum classicorum“, 2 Vol., 1768—69; „Super Oedipo Sophoclis“, 1769, gab er hier auch einen Band: „Verschiedene Gedichte“ 1766 heraus. 1769 ward er professor extraord. der Philosophie an der Universität in Helmstedt und 1771 ordentlicher Professor der Moral und Politik daselbst. Von nun an wandte er sich vorzugsweise den historischen Wissenschaften zu und er gehört zu den ersten, die die Geschichte mit Kritik und philosophischem Geiste behandelt haben. Zuerst schrieb er Biographieen der Deutschen, wovon 6 Bände 1771—74 erschienen sind. Dann folgte: „Pragmatisches Leben Kaiser Karl's VI“, 1776, darin er die Früchte seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des 18. Jahrhunderts niedergelegt hat. Die Kaiserin Maria Theresia ward durch diese Schrift veranlaßt, ihn in den Adelstand zu erheben. Er übersetzte ferner die Biographien des Plutarch aus dem Griechischen mit Anmerkungen 1776—78, 8 Bde. Daneben gab er heraus „Magazin der deutschen Kritik“, 1773, 3 Bde., und „Ephemerides litterariae Helmstad.“, 1770—75, 6 Vol. — Auch hatte er eine Schrift „Ueber das Königlich dänische Indigenatrecht und einige Gegenstände der Staatswissenschaft“, 1779 veröffentlicht, welche 1780 die dänische Regierung veranlaßte, ihn als Legationsrath nach Altona zu berufen. 1783 ward ihm der Charakter als königl. dänischer Etatsrath beigelegt. Hier begründete er im J. 1781 das „Politische Journal“, womit er eine gedrängte fortlaufende Zeitgeschichte darbieten wollte. Diese Zeitschrift, die zu ihrer Zeit weite Verbreitung gefunden, hat er bis zu seinem Tode († am 7. Decbr. 1804) mit besonderer Vorliebe fortgesetzt und sie ist noch nach seinem Tode eine Zeit lang von den Söhnen fortgeführt worden.

Küttner, Charaktere II, 496. — Raßmann, Handwörterbuch 201, 444. — Leidenfrost V, 143. — Kordes, S.-H. Schriftstellerlexikon 292. — Lübker-Schröder II, 506. — Alberti II, 215. — Laukhardt's Leben II, 186.

Carstens.

Schirach: Karl Benedict v. S., geboren am 25. Mai 1790 in Altona, Sohn von G. B. v. S. (s. o.), studirte Jura und bestand 1811 die Staatsprüfung mit dem ersten Charakter, ward 1813 Auscultant in der schlesw.-holst. Kanzlei in Kopenhagen und königl. dän. Kammerjunker, 1818 Actuar in Heide, 1834 Rath im holst.-lauenb. Obergericht, 1840 königl. dän. Etatsrath, 1841 Rath im schlesw.-holst.-lauenb. Oberappellationsgericht in Kiel, nahm 1854 seine Entlassung und wanderte 1855 aus nach Amerika, wo er in Davenport gestorben ist. Er hat ein „Handbuch des schlesw.-holst. Criminalrechts und -processes“ 1828 verfaßt und mehrere Abhandlungen in juristischen Zeitschriften mitgetheilt. 1829—30 gab er „Geschichte unserer Zeit“ in jährlichen Uebersichten der wichtigsten Ereignisse heraus. 1840 „Mittheilungen aus dem Leben eines Richters“. Auch sind in jüngeren Jahren von ihm poetische Beiträge in Zeitschriften veröffentlicht, im Morgenblatt, Eidora, Nord. Musenalmanach u. s. w., z. B. „Julian Apostata. Ein dramatisches Gedicht“ in Gardthausen's Eidora 1825, 51.

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 506. — Alberti II, 330; Forts. II, 215.

Carstens.

Schirach: Wilhelm Benedict v. S., Jurist, geboren am 25. September 1779 in Helmstedt, Sohn von G. B. v. S., studirte Jura und ward 1807 Obergerichtsrath in Glückstadt, 1816 königl. dän. Etatsrath, 1831 Conferenzrath, 1834 Erster Rath bei dem neuerrichteten schlesw.-holst.-lauenb. Oberappellationsgericht in Kiel, 1841 Director der holst. Oberdikasterien in Glückstadt, 1846 Commandeur vom Danebrog, 1847 Großkreuz dieses Ordens und Geheimer Con-

ferenzrath mit dem Prädicat Excellenz, feierte 1857 sein 50-jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihn die Kieler Facultät hon. causa zum Dr. juris ernannte und die Stadt Glückstadt ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte. 1865 trat er in den Ruhestand und starb am 15. April 1866 im 87. Lebensjahre. Von ihm ist erschienen: „Criminalrechtsfälle.“ Altona 1813. „Beiträge zur Anwendung des Rechts mit vorzüglicher Rücksicht auf die Rechtspflege in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg.“ Hamburg 1822. Außerdem eine Reihe juristischer Abhandlungen in juristischen Zeitschriften. Auch redigirte er die schlesw.-holst. Anzeigen von 1837—54. Für die Jahre 1841—44 assistirte ihm dabei der Obergerichtsrath v. Moltke.

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 507. — Alberti II, 331.

Carstens.

Schirges: Georg Gottlieb S. wurde am 16. März 1811 zu Lüneburg geboren, wo sein Vater Tribunalprocurator war, besuchte das dortige Johanneum, um sich für das Studium der Rechte vorzubereiten, ging aber im 18. Jahre zur Pharmacie über in der Absicht, später Medicin zu studiren. Indessen sagte ihm dieser Beruf auf die Dauer auch nicht zu, und so widmete er sich in den Jahren 1834 und 1835 in Göttingen philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien, war darauf einige Zeit Hauslehrer im Mecklenburgischen, darauf abermals Apotheker und ging dann über Berlin nach Paris. Ohne Mittel und ohne Empfehlungen gerieth er hier in die drückendsten Verhältnisse, so daß er sogar als Arbeitsmann sein Brot verdienen mußte, bis er die Bekanntschaft der Dichterin Helmine v. Chézy machte, die ihn bei der Ordnung des Nachlasses ihres Gatten, des Professors de Chézy, verwandte. Im J. 1837 wanderte S. nach Genf, wo er für einige Monate wieder in eine Apotheke eintrat, dann durch Uebersetzungen und Notenschreiben seinen Unterhalt gewann und schließlich in der Janin'schen Pensionsanstalt eine Anstellung fand. Im J. 1840 kehrte er, nachdem er noch Italien, Frankreich, England bereist hatte, nach Lüneburg zurück und wollte von hier aus durch öffentliche Vorträge in den größeren Städten Deutschlands für das Kretinenhospital auf dem Abendberge in der Schweiz wirken; doch sah er sich aus mangelndem Interesse bald einzig und allein auf Hamburg beschränkt. Hier lernte er Gutzkow kennen, der ihn in Hamburg festhielt und auf das schriftstellerische Gebiet hinüberleitete. Er betheiligte sich an der Redaction der „Börsenhalle“, lieferte Beiträge für die „Jahreszeiten“ und redigirte nach Gutzkow's Rücktritt von der Redaction 1844 bis 1845 den „Telegraph für Deutschland“. Selbständig erschienen von ihm eine Sammlung Gedichte, „Wellenschläge“ (1840) und ein Roman „Karl“ (1841), die aber beide ohne Beachtung geblieben sind; ferner unter dem Titel „Zwei Gräber“ (1843) zwei Novellen, die erste in Form eines Tagebuchs, die andere in Form eines Briefwechsels. Seine beste Leistung war und blieb die niedersächsische Dorfgeschichte „Der Bälgentreter von Eilersrode“ (1845), worin er das Leben und Treiben einer kleinen Gemeinde mit Wahrheit und poetischem Sinn schilderte; sie wurde auch ins Holländische übersetzt. Im J. 1845 gründete S. den Hamburger Bildungsverein, dem er einen großen Theil seiner freien Zeit widmete, und im folgenden Jahre ein Arbeiterblatt „Die Werkstatt“, das jedoch nach kurzer Zeit wieder einging. Im J. 1848 wurde er als Deputirter zum Gewerbecongreß nach Frankfurt a. M. gesandt; er behielt nun hier seinen Wohnsitz bei, wandte sich besonders volkswirthschaftlichen Studien zu und war von jetzt ab im Sinne der Schutzzollpartei thätig. Nach seiner Rückkehr von der zweiten Weltausstellung in Paris, siedelte er nach Mainz über, wo er eine Stellung bei der Rheindampfschifffahrts-Gesellschaft erhalten hatte, die er viele Jahre bekleidete. Zuletzt lebte er in Mannheim, wo er am 23. Februar 1879 starb.

Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller VI, 536. — H. Zeise, Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Altona 1888.

Franz Brümmer.

Schirmer: Adolf S. wurde am 7. Mai 1821 zu Hamburg als der Sohn eines wohlhabenden Schiffsmaklers geboren und nach genossener Schulbildung für den Kaufmannsstand bestimmt. Dieser Beruf war dem Knaben, der mit den verschiedenartigsten Anlagen, aber mit wenig Ausdauer von der Natur ausgestattet war, überaus verhaßt; viel lieber folgte er seiner Neigung für Malerei, Poesie, für das Studium der neueren Sprachen, besonders aber für Musik. Man ließ ihn treiben, was er wollte, sobald er nicht versäumte, den Pflichten seines kaufmännischen Berufes nachzukommen. Als dies aber nicht geschah, wurden alle seine privaten Beschäftigungen mit strengem Interdict belegt. Doch half das nicht viel; was S. nicht offen betreiben konnte, betrieb er um so eifriger heimlich, des Nachts, und brachte dadurch sich und die Seinen einmal in Feuersgefahr. Endlich sah man ein, daß er sich nicht zum Geschäftsmann eigne und gab ihm daher die Erlaubniß, studiren zu dürfen. Bis zu seinem 17. Lebensjahre war er im Comptoir thätig gewesen. Er erhielt nun die nöthige Vorbereitung für die Universität und wanderte darauf erst nach Berlin, dann nach Göttingen und Leipzig. Als Fachstudium wählte er anfänglich die Medicin, beschäftigte sich aber bald ausschließlich mit der Poesie und den schönen Wissenschaften und Künsten. Diese führten ihn schließlich dem Theater zu. Der bekannte Lustspieldichter Karl Töpfer in Hamburg übernahm seine Ausbildung und am 10. November 1842 betrat er zum ersten Male die Bühne des Hamburger Stadttheaters als Friedrich II. in Töpfer's Lustspiel „Des Königs Befehl". Schon im Decbr. 1843 erhielt er ein vortheilhaftes Engagement beim Hoftheater in Schwerin, und damit eröffneten sich ihm die glänzendsten Aussichten zu einer ungewöhnlichen Künstlerlaufbahn; doch ward er leider bald durch Nervenüberanstrengung genöthigt, der Bühne zu entsagen. Da S. finanziell gut situirt und unabhängig war, so begab er sich nun auf Reisen und wandte sich zuerst nach Paris, wo er das Glück hatte, mit den Berühmtheiten in Kunst und Litteratur in Verbindung treten zu können. Später führte er eine Zeit lang ein Phantasieleben am Rhein, in der Schweiz und Italien und wandte sich darauf nach Amerika. Er hielt sich längere Zeit in den Vereinigten Staaten auf, unternahm interessante abenteuerliche Fahrten durch Texas, Mexiko, nach den Westindischen Inseln u. s. w. und kehrte endlich reisemüde nach Europa zurück. Er ließ sich in Wien nieder (1854), verheirathete sich dort und erwarb einen kleinen Grundbesitz in einem der Wiener Vororte. Erst jetzt erlangte S. jene Stetigkeit und Ausdauer, deren ein Schriftsteller zur gewissenhaften Entwickelung seines künstlerischen Schaffens so sehr bedarf. Schon 1846 hatte er einen Band „Gedichte" herausgegeben, denen er 1848 einen poetischen Tendenzroman „Politisches Maibüchlein" und 1856 „Dichtungen" folgen ließ. Später versuchte er sich auch in der Sammlung „Dit und Dat. Riemels" (1861) in der plattdeutschen Mundart. S. offenbarte sich darin als ein achtenswerthes lyrisches Talent; besonders in seinen nichtpolitischen Liedern fesselt uns eine Anmuth und Zartheit, die durch die große Klarheit und den seltenen Wohllaut des Ausdrucks noch erhöht wird. Das eigentliche Feld aber, auf dem S. sich bald heimisch fühlte, war der Roman, dem er sich seit 1861 ausschließlich zuwandte. Zu denjenigen Arbeiten, in denen er die Eindrücke und Erfahrungen während seiner Seereisen und transatlantischen Kreuz- und Querzüge niedergelegt, gehören die Erzählungen und Romane „Lütt Hannes" (III, 1865); „Die Spionin" (IV, 1869); „Aus aller Herren Länder" (III, 1866); „Die Sclavenbarone" (III, 1873). An socialen Romanen schrieb er „Moderne Intriguanten oder Enthüllungen der Aristokratie" (II, 1850),

worin er in etwas grellen Farben die an vielen Höfen herrschende Verderbniß schildert; „Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten“ (IV, 1861), ein Roman, in welchem speciell Hamburger Verhältnisse zur Darstellung kommen; „Fabrikanten und Arbeiter oder der Weg zum Irrenhause“ (III, 1862); „Saisongeschichten“ (II, 1862); „Familien-Dämon“ (II, 1863); „Im Bade“ (1864); „Die Debardeur-Toni“ (1864); „In der Residenz“ (1864); „Im Salon der Hauptstadt“ (1866); „Baron Schneck, der Neckekobold“ (1866); „Ein weiblicher Hamlet“ (1867); „Verschollen“ (III, 1868); „Die Stieftochter“ (1868); „Leichtes Blut“ (III, 1869); „Der räthselhafte Graf“ (III, 1871); „Der Waldmensch“ (III, 1873); „Die Rosenprinzessin“ (III, 1874). Diesen schließen sich dann noch an die Zeit- und Tendenzromane: „Schleswig-Holstein oder: Mit blutiger Schrift“ (III, 1864); „Die Heldin von Wörth“ (III, 1870); „Altkatholisch“ (III, 1872). Schirmer's Schilderungen „sind lebendig und wahr und tragen überall das Gepräge des Erlebten und mit scharfem Auge Geschauten. Seine Charaktere sind scharf gezeichnet, oft originell, mitunter bizarr, nie doch unwahr, die Situationen spannend. Aus allen Arbeiten spricht Freiheitsliebe, sittliches Gefühl und das ernste Streben, künstlerisch zu gestalten.“ Auch als dramatischer Dichter hat sich S. versucht, und sein historisches Lustspiel „Ein guter Tag Ludwigs XI.“ wurde zuerst in Leipzig 1850 aufgeführt; zu der im März 1866 in Wien gegebenen Oper „Die Jagd des Regenten“ hat er den Text und die Musik geboten. S. starb zu Währing bei Wien am 12. Februar 1886.

Handschriftliche Mittheilungen. — Wurzbach, Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXX, 33.

Franz Brümmer.

Schirmer: David S., deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, der Sohn eines sächsischen Dorfpfarrers, ist etwa um 1623 zu Pappendorf bei Freiberg in Sachsen geboren, besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt, dann die unter Leitung des bekannten Dichters und Gelehrten Christian Gueintz stehende Stadtschule in Halle, die er 1643 verließ, um in Leipzig ein, wie es scheint, durch keine ernste Arbeit gestörtes Litteratenleben zu führen, verbrachte mehrere Jahre in Wittenberg und wurde von Leipzig, wohin er zurückgekehrt war, im J. 1650 vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen nach Dresden, zuerst zu einer nichtamtlichen Stellung eines Hofpoeten berufen, in der er verpflichtet war, gegen gelegentliches Entgelt zu allen fürstlichen Festlichkeiten das poetische Beiwerk zu liefern. Erst unter Johann Georg II. erlangte er 1656 das Amt eines kurfürstlichen Bibliothekars, das er bis 1682 versah. In diesem Jahre wurde er, wie es scheint, dienstlicher Unregelmäßigkeiten wegen, entlassen, lebte noch einige Jahre in Dresden, wo er vermuthlich auch starb. Genau ist weder Ort noch Jahr seines Todes zu ermitteln. S. ist eine jener häufigen litterarischen Existenzen des 17. Jahrhunderts, deren von Natur aus nicht geringe Begabung durch die traurigen künstlerischen Verhältnisse der Zeit vollständig erstickt wurde. Seine künstlerische Individualität ist unter dem fortwährenden Nachahmen und Nachempfinden zum großen Theil gestört worden und viele Werke seiner poetischen Kleinkunst lassen sich fast Vers für Vers auf bekannte Vorbilder zurückführen. Bald ist es Opitz, bald Fleming, oder ein anderer Modedichter der Zeit, dem er nachstrebt, und viele von diesen Mustern gemünzte poetische Wendungen finden sich, gering variirt, bei S. wieder. Aber er hat vor seinen Vorbildern nicht nur einen größeren Reichthum der lyrischen Formen und glattere Diction, sondern namentlich die Sangbarkeit seiner kleineren Dichtungen voraus. So wurden auch viele seiner in den „Rosengebüschen“ (Dresden 1657) veröffentlichten Lieder geradezu gegen den Willen des Verfassers wahre Volkslieder, und sein Zeitgenosse Johann Georg Schoch berichtet, daß damals kein Schneider in der Werkstatt ein Paar Strümpfe

flicken, kein Schlosserjunge ein Paar Kannen Bier holte, ohne daß er sein „gewöhnliches Leibstückgen", Schirmer's: „Immer hin, fahr immer hin" gesungen hätte. Bei Schirmer's Liebesdichtungen drängt sich ferner die Empfindung auf, daß hier das innere Erlebniß größeren Antheil an der Entstehung habe, als etwa bei Opitz oder dessen anderen Nachtretern. Historische Bedeutung erlangt S. dadurch, daß er mit seiner Lyrik den Uebergang zwischen beiden sogenannten schlesischen Schulen bildet und er einer der ersten ist, bei dem der später zur Alleinherrschaft gelangte Marinismus sich deutlich bemerkbar macht. Bilderwust und Concetti sind jedoch bei ihm noch nicht zur Manier geworden. In seinem in den „Rautengebüschen" (Dresden 1663) abgedruckten, am 2. December 1650 in Dresden aufgeführten „Ballet von dem König Paris und der Helena" wirthschaftet er mit dem landläufigen Apparate der Rococodichtung. Die lyrischen Einlagen sind unselbständig und unbedeutend. Ein Singspiel „Der triumphirende Amor", 1652 in Dresden aufgeführt, ist zwar stofflich wie in der Form von Opitz-Rinuccini's „Daphne" abhängig, aber für geschmacklose Verse, wie:

„Kein größer Hertzeleid ist auff der gantzen Erden,
Als wenn ein Vater sieht aus Kindern Rinder werden."

darf das Vorbild nicht verantwortlich gemacht werden. Schirmer's Gelegenheitsverse und vereinzelte geistliche Dichtungen sind keiner Beachtung werth.

M. E. N(eumeister), Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis 1695, p. 94 f. — Müller-Förster, Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, Band XIII.

M. v. Waldberg.

Schirmer: Johann Wilhelm S., Landschaftsmaler, geboren am 5. September 1807 in Jülich, † am 11. September 1863 zu Karlsruhe. Aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, mußte S. sich, wie so viele bedeutende Künstler, durch harte Arbeit und Entbehrungen den Weg zu der Kunst bahnen, in deren Ausübung er frühzeitig seinen Lebensberuf erkannte. Sein aus Schlesien stammender Vater war als Buchbinder nach langen Wanderjahren in Jülich seßhaft geworden. Neben seinem Handwerk betrieb er nicht ohne kunstsinnigen Geschmack das Stempelschneiden. Die Mutter, aus dem verarmten Zweige einer württembergischen Adelsfamilie, eine geborene v. Breitschwert, begegnete sich mit ihrem wackeren Gatten in aufrichtiger Frömmigkeit und entschiedenem Festhalten an dem lutherischen Glauben, in welchem beide die unerschütterliche Grundlage ihres Denkens und Handelns besaßen und auf den Sohn übertrugen. In den Freistunden des Unterrichts, den der junge S. in der reformirten Volksschule seines Wohnortes empfing, begann er zu zeichnen, und das angeborene Talent, das sich bald zeigte, als er eine Zeit lang mit seinem Tuschkasten gearbeitet hatte, fand dann einige Förderung durch den gelegentlichen Unterricht, den ihm ein Vermessungsconducteur ertheilte. Als die Schule durchlaufen und der Knabe confirmirt war, mußte er bei dem Vater in die Lehre treten und die Buchbinderei gründlich erlernen. Nur in spärlich zugemessenen Mußestunden konnte er versuchen, Kupferstiche und Gemälde zu copiren und einige Blätter nach niederländischen Meistern zu radiren. Nachdem er von 1820—1825 in der väterlichen Werkstatt gearbeitet hatte, erhielt er auf die Kunde, daß in Düsseldorf eine Malerakademie bestehe, auf der systematischer Unterricht in der Kunst ertheilt werde, von seinem Vater die Erlaubniß, bei einem dortigen Buchbinder in Arbeit zu treten und sich daneben in der Kunst auszubilden. Des Morgens in der Werkstatt thätig, konnte er mit besonderer Erlaubniß des Nachmittags die Elementarclasse der Akademie besuchen. Auf die Dauer wurde ihm aber dieser Zwitterzustand unerträglich. Er beschloß, sein Handwerk aufzugeben und, wenn er auch mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen

hätte, doch von nun an ausschließlich der Kunst zu leben. Bald rückte er in die Gypsklasse vor und durfte auch schon im Actsaale sich versuchen. Im J. 1826 erhielt die Akademie einen neuen Director, Wilhelm Schadow, und mit ihm zog ein neuer Geist ein. An Stelle des von Cornelius gepflegten Stiles, dessen schablonenhafte Nachahmung den Schülern zur Pflicht gemacht wurde, trat nunmehr ein eifriges und exactes Studium nach Modell und Natur. Schadow erkannte bald die hervorragende Begabung Schirmer's, zog ihn in Unterricht und Verkehr näher an sich heran und förderte auch durch Zuwendung von Stipendien, die ihn von der Sorge um das tägliche Brot befreiten, sein Fortkommen. Im Umgang mit den bedeutenden Männern, die sich in Schadow's Hause einfanden, im freundschaftlichen Verkehre mit den Schülern Schadow's, die mit diesem aus Berlin an den Rhein gekommen waren, mit Hübner und Sohn, Hildebrandt und Lessing ging dem jungen Künstler eine neue Welt auf. Es war wohl der Einfluß und das Vorbild C. F. Lessing's, was ihn anzog, sich der Landschaftsmalerei zu widmen. Da aber für dieses Fach kein Lehrer an der Akademie bestellt war und auch Schadow sich auf diesem Gebiete nicht als competent betrachtete, so war S. ausschließlich auf eigenes Studium und den gelegentlichen Rath Lessing's angewiesen. Mit diesem zog er seit dem Frühjahr 1827 in den Wald hinaus und begann die Natur zu studiren. Gleich das erste große Bild, das er im J. 1828 malte, „Deutscher Urwald", war ein Treffer, fand einen Käufer und erwarb auf der Berliner Kunstausstellung großen Beifall. Nun erhielt er Aufträge und erweiterte seine Studien, indem er sich bemühte, aus den Motiven, die ihm bei seinen Wanderungen begegneten, geeignete Staffagen für seine Landschaften zu gewinnen. Die Erfolge seiner Arbeiten zeigten sich bald auch in seiner gesellschaftlichen Stellung. Er wurde in die besten Kreise der Düsseldorfer Gesellschaft gezogen, denen damals Männer wie Immermann, v. Uechtritz, Felix Mendelssohn und Schnaase Anregungen gaben, von welchen auch S. reichen Nutzen ziehen durfte. Insbesondere mit Schnaase verband ihn enge Freundschaft. Nicht lange und sein künstlerischer Ruf drang über die Grenzen Deutschlands hinaus. 1838 wurde eine seiner Landschaften im Pariser Salon durch die zweite goldene Medaille ausgezeichnet. Unausgesetzt ging sein Streben dahin, sich mit der Natur in engster Berührung zu erhalten. Seine jährlichen Studienreisen, die ihn den Rhein entlang, nach Belgien, Holland, der Schweiz und Frankreich führten, bereicherten seine Mappen mit einer Fülle von Naturstudien. Aber wenn er auch aus der Ferne bedeutende Eindrücke mitbrachte und in seinen Bildern gerne verwerthete, seine innerste Neigung zog ihn doch immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem deutschen Walde, dessen Pracht und Herrlichkeit ihm die schönsten Offenbarungen für seine Kunstwerke eingab. Mit einer der „kräftigen Eichen seiner Bilder, die so treu und unbehindert ihre Aufgabe erfüllen, so liebevoll schattend ihre Aeste ausstrecken", hat ihn sein Freund Schnaase verglichen. Doch war er nicht, wie Lessing, unempfindlich für die eigenartige Schönheit der südlichen Natur. Im Gegentheil wurde eine Studienreise, die er in den Jahren 1839 und 1840 nach Italien unternahm, von höchster Bedeutung für seine fernere künstlerische Entwicklung. „In Italien", sagt Woltmann, „hatte sich sein Gefühl für die Linien und den Formenadel ausgebildet und er wandte sich jetzt mit besonderer Vorliebe der südlichen Landschaft idealen Charakters zu". Das Bild, das er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien vollendete, eine Grotte der Egeria im Museum zu Leipzig, wird von vielen für das bedeutendste seiner Werke gehalten. Schon vor seiner Abreise nach Italien war S. zum Professor an der Akademie in Düsseldorf ernannt worden. Nunmehr trat er dieses Amt an und vermählte sich im Juli 1841 mit Emilie v. Bardeleben aus Kassel. Seine italienischen

Studien verwerthete S. in den nächsten Jahren zu einer Reihe von Bildern, von denen die „italienische Landschaft mit Pilgern“ in der Düsseldorfer Galerie und das „Kloster Scholastika bei Subiaco“ in der Nationalgalerie zu Berlin erwähnt seien. — Im J. 1854 wurde durch den damaligen Prinzregenten von Baden in Karlsruhe eine Kunstschule begründet und S. zu deren Leiter ausersehen. Nicht ohne innere Kämpfe verließ er das ihm so lieb gewordene Düsseldorf. Aber die Aufgabe, im Süden des Vaterlandes eine neue Kunststätte zu schaffen, zog ihn mächtig an, um so mehr, da ihm in der Auswahl der zu berufenden Lehrer ganz freie Hand gelassen war. Hier konnte er sein organisatorisches Talent um so mehr bethätigen, als es an jeder Vorbereitung für die neue Schule und an allen Hilfskräften für die Verwaltungsarbeiten fehlte. Bald entwickelte sich in Anlehnung an die Kunstschule, für welche Künstler wie Des Coudres, Schrödter, Vollweider, Steinhäuser gewonnen wurden und der auch der als Galeriedirector nach Karlsruhe berufene C. F. Lessing, obgleich er keinen Unterricht ertheilte, anregend nahe stand, in der badischen Residenzstadt ein frisches Kunstleben; durch S. wurde der Grund zu der Thätigkeit gelegt, aus welcher sich nach und nach die heutige Karlsruher Schule entwickelte, die zu den geachtetsten Kunststätten Deutschlands gehört. — Da S. im Beginne seines Karlsruher Aufenthaltes nicht einmal ein bescheidenen Ansprüchen genügendes Atelier besaß, entsann er sich der Technik der Kohlezeichnung, die er auf Grund eines neuen Verfahrens 1850 in Paris kennen gelernt und liebgewonnen hatte. So entstanden von 1854—56 nicht weniger als 26 mit der Kohle sorgfältig ausgeführte landschaftliche Compositionen mit biblischen Staffagen. Sie machten durch die poetische Auffassung und Darstellung großen Eindruck und wurden für die Kunsthalle in Karlsruhe erworben. Im Sinne des Meisters waren es doch nur Entwürfe. Die Themata, die seinem künstlerischen wie religiösen Sinne in gleicher Weise entsprachen, hatten es ihm angethan. Er wählte ähnliche zu großen Oelbildern. Zunächst malte er vier Landschaften zur Parabel vom barmherzigen Samariter, in denen die Stimmung der vier Tageszeiten den Hauptmomenten der Erzählung entsprach. Sie bilden eine Zierde der Karlsruher Kunsthalle. Eine Wiederholung der 26 Kohlezeichnungen als Oelskizzen befindet sich in der Düsseldorfer Galerie, und sechs größere Doppelgemälde, in denen die Geschichte Abrahams ausgeführt ist, fanden ihren Platz in der Nationalgalerie zu Berlin. — Als Landschaftsmaler steht S. in Deutschland neben Lessing als hervorragender Vertreter der Düsseldorfer Schule. An Tiefe des Naturstudiums Lessing ebenbürtig, in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die er seinem Pinsel stellte, überlegen, steht er als Idealist in der Landschaftsmalerei neben Rottmann und Preller. Nie vergißt er über eingehendem Streben nach charakteristischer Wiedergabe der Details der künstlerischen Wirkung des Ganzen, nie tritt die Staffage, so sorgfältig er sie auch behandelt, aufdringlich aus dem Rahmen des Ganzen heraus. Meister in der Zeichnung, hatte er das feinste Gefühl für eine rhythmische Schönheit der Linien und eine harmonische Ausgestaltung seiner Compositionen. Als Mensch ernst und tief religiös, wohlwollend, charakterfest, der beste Gatte und Vater, der treueste Freund, ein anregender und uneigennütziger Lehrer, gewann er überall, wo er wirkte, die Achtung und Liebe seiner Umgebung. Sein Fleiß war bewunderungswürdig. Man schätzt die Zahl seiner ausgeführten Oelgemälde auf 230, in seiner Jugend führte er auch zahlreiche Radirungen aus, die letzte im Jahre 1846. Ueberaus groß ist die Zahl seiner Studien, Skizzen und Handzeichnungen, von denen viele in der Karlsruher Kunstschule erhalten sind. Von seinen Schülern haben sich Kotsch, Voßberg, Lugo, Fahrbach, Roth, Ebel u. a. als sehr tüchtige Künstler bewährt. — Im kräftigsten Mannesalter wurde er den Seinigen und der Kunst entrissen. Im Herbst 1863

von einer Badereise erfrischt zurückgekehrt, erkrankte er am 9. September und starb am 11. September, erst 56 Jahre alt.

A. Woltmann in den Bad. Biographien Bd. 2 S. 259 ff.

v. Weech.

Schirmer: Michael S., Lehrer, geboren 1606 in Leipzig, † in Berlin Anfang Mai 1673, begraben auf dem Klosterkirchhofe daselbst. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. 1630 wurde er Magister in Leipzig und 1636 Subrector am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Im nächsten Jahre wurde er zum kaiserlichen Poeten gekrönt. Im J. 1651 rückte er zum Conrector auf, und würde bei seiner anerkannten Tüchtigkeit auch wohl das Rectorat des Gymnasiums, das während seiner Amtsthätigkeit mehrmals frei wurde, erhalten haben, wenn er nicht bereits seit dem Jahre 1644 kränklich geworden und mit dem zunehmenden Alter in eine „Gemüthsblödigkeit“ gerathen wäre, die ihn im J. 1668 nöthigte, in den Ruhestand zu treten. Die Zahl seiner im Druck erschienenen meist poetischen Schriften und Gelegenheitsgedichte ist sehr groß. Sein Biograph Bachmann giebt ein Verzeichniß von zweiundsechzig Nummern, das sich wahrscheinlich noch vermehren läßt. Die Gedichte haben nur noch litterarhistorischen Werth bis auf fünf Kirchenlieder, welche noch heute bekannt und geschätzt sind: „Nun jauchzet all' ihr Frommen“ — „Der Höllen Pforten sind zerstört“ — „O, heil'ger Geist, kehr' bei uns ein“ — „O Gott, der du das Firmament“ — „Nun lieg ich armes Würmelein“. Die ersten vier finden sich zuerst in Crüger's Gesangbuche von 1640, das letzte im Crüger-Runge'schen Gesangbuche von 1653. In diesen Liedern sind Anklänge an Johann Heermann unverkennbar, und in seinem bekanntesten und berühmtesten Liede: „O heiliger Geist rc.“ hat er sogar ganze Verse wörtlich aus des schlesischen Dichters Liedern übernommen. Mit den gleichzeitigen Dichtern in Berlin hat S. nahe Beziehungen gehabt; ein Zeugniß dafür ist auch sein Trostgedicht auf Paul Gerhardt's Söhnlein, Andreas Christian, aus dem Jahre 1665.

J. F. Bachmann, M. Michael Schirmer nach seinem Leben und Dichten. Berlin 1859. — Ferner die Geschichten des Grauen Klosters von Diterich, Büsching, Bellermann, Heidemann.

F. Jonas.

Schkuhr: Christian S., Universitätsmechanikus in Wittenberg, geboren zu Pegau bei Leipzig am 14. Mai 1741, † zu Wittenberg am 17. Juli 1811, war Verfasser einer Reihe seiner Zeit werthvoller botanischer Kupferwerke. Zum Gärtner ausgebildet, ging S. 1765 nach Kassel, um bei der Gründung eines botanischen Gartens daselbst thätig zu sein. Er erwarb sich hier die Freundschaft und wissenschaftliche Unterweisung des Prof. Böttcher. Zur Erweiterung seiner Ausbildung besuchte er mehrere Städte Deutschlands und zuletzt Belgien und die Niederlande, deren Gärten er durch dreijährigen Aufenthalt in beiden Ländern gründlich kennen lernte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ er sich in Leipzig nieder, erlangte das akademische Bürgerrecht und hörte botanische Vorlesungen. Von hier aus wurde er als Universitätsmechanikus nach Wittenberg berufen und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Seine technische Ausbildung als Mechaniker hatte er bereits in Kassel begonnen, dann in Leipzig fortgesetzt und, unterstützt von einem hervorragenden Zeichentalent, für seine botanischen Studien verwerthet. Er schnitt zu seinen sämmtlichen Arbeiten die Kupfertafeln selbst und verfertigte die ihm nöthigen Mikroskope. Schkuhr's Arbeiten gehören durchweg der beschreibenden Botanik an. Er schrieb ein „Botanisches Handbuch der meisten theils in Deutschland wildwachsenden, theils ausländischen, in Deutschland unter freiem Himmel ausdauernden Gewächse“, dessen erste Auflage in 3 Theilen oder 30 Fascikeln mit den Jahreszahlen 1791,

1796 und 1803 erschien, das aber schon 1808, vermehrt um einen, die Riedgräser enthaltenden Nachtrag, in 4 Bänden mit nahezu 500 Kupfertafeln neu aufgelegt wurde. Die Pflanzen sind nach Linné'schen Classen geordnet mit Angabe ihres Gattungs- und Artcharakters und kurzen Beschreibungen. Die Tafeln geben von jeder Gattung nur eine oder wenige Arten, auch keine vollständigen Habitusbilder, sondern meist nur Darstellungen blühender oder fruchttragender Stengeltheile. Sie sind zum größten Theile neu; bei den aus anderen Werken entlehnten Abbildungen ist der Autor genannt. Die als Nachtrag zur zweiten Auflage erschienene Monographie der Riedgräser enthält jedoch die Abbildungen sämmtlicher beschriebenen Arten. Sie war bereits als selbständiges Werk unter dem Titel: „Beschreibung und Abbildung der theils bekannten, theils noch nicht beschriebenen Arten von Riedgräsern, nach eigenen Beobachtungen und vergrößerter Darstellung ihrer kleinsten Theile“ 1801 als erste Hälfte mit 54 Tafeln und 1806 als zweite Hälfte mit 39 Tafeln veröffentlicht worden. Auch eine französische Uebersetzung dieser Carex-Monographie ist 1802 erschienen. An Schkuhr's Arbeit ist neben dem großen Fleiße, der sich in der gewissenhaften Benutzung der vorhandenen Litteratur ausspricht, auch die Unbefangenheit in der Kritik der Arten rühmend hervorzuheben. Nach ähnlichem Muster suchte S. nun auch die Flora Europa's zu bearbeiten. Dieser weit ausgreifende Plan ist verwirklicht worden durch die Herausgabe eines: „Enchiridion botanicum, seu descriptiones et icones plantarum in Europa vel sponte crescentium vel in hortis sub Dio perdurantium“ 1805. Freilich kam es nur zum ersten Bande, der die Pflanzen bis zur 7. Ordnung der 5. Linné'schen Classe enthält, im Ganzen 791 Arten aufzählt und 8 Tafeln beibringt. Der lateinische Text ist von Fr. Schwaegrichen besorgt worden. Endlich hat sich S. auch mit den Kryptogamen beschäftigt. Als Resultat dieser Studien veröffentlichte er von 1806—1809 in 9 Lieferungen den ersten Theil seines Werkes: „Deutschlands kryptogamische Gewächse, oder die 24. Classe des Linné'schen Systems“ mit 219 Tafeln, worin sämmtliche damals bekannte deutsche und auch eine größere Zahl ausländischer Farnkräuter beschrieben und abgebildet sind. Diesem folgte der zweite Theil, die deutschen Moose enthaltend, in 3 Heften mit 42 Tafeln im J. 1810.

Schwaegrichen, Vorrede zu Schkuhr's Enchiridion. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schlabrendorf: Ernst Wilhelm v. S., † als preußischer Etatsminister für Schlesien und Präsident der beiden schlesischen Kammern am 14. December 1769. Aus der Ehe des Joh. Christian v. S., Erbherrn auf Gröben, Groß- und Klein-Beuthen und Waßmannsdorf (Kreis Teltow) und der Anna Augusta Elisabeth v. Pfuel aus dem Hause Zesen wird er am 4. Februar 1719 auf dem Schlosse zu Gröben, wo die Familie schon seit 1416 ihren Sitz hatte, als neuntes Kind geboren, ein Jahr vor dem Tode des Vaters. Vorgebildet von Hofmeistern zunächst in Gröben und seit 1728 im Hause des ihm verwandten Landraths des Teltower Kreises, Hans Jürgen v. Otterstaedt, besuchte er etwa von 1731 an das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin, das er dann mit der Universität Halle vertauschte, wo er drei Jahre Staats- und Cameralwissenschaften studirte. In den Verwaltungsdienst eingetreten, erlangt er bereits im Juli 1740 das Amt eines Kriegsraths bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Gumbinnen mit einem Jahresgehalt von 280 Thalern, und hier vermählt er sich 1742 mit Charlotte F. v. Blumenthal, die ihm aber bereits nach zwei Jahren der Tod entreißt. Von Gumbinnen ruft ihn das Ableben seiner Mutter am 12. December 1744 noch einmal nach dem Vaterhause zurück, wo er dann

inzwischen 1745 als Geheimerath und Director der pommerschen Kammer mit einem Gehalte von 1350 Thalern nach Stettin berufen sich mit seinen Geschwistern auseinandersetzt und infolge davon 1746 durch einen Bevollmächtigten das Homagium der kurmärkischen Ritterschaft ableistet. In demselben Jahre vermählt er sich von neuem mit Anna Carolina aus der verwandten und befreundeten Familie derer v. Otterstaedt auf Dahlwitz. Einem Berichte Schlabrendorf's über eine Bereisung von Vorpommern verdankt derselbe ein ungewöhnlich gnädiges Schreiben des Königs vom 12. August 1749, und auch die Uebertragung der Verwaltung des Stettiner Marienstiftes an ihn (1750) darf als eine besondere Gunst angesehen werden; und diese Gunst vermag die persönliche Vorstellung bei dem Herrscher im August 1750 noch so zu steigern, daß er 1754 zum Präsidenten der Magdeburger Kammer berufen wird mit einem Gehalte von 2150 Thalern sammt freier Amtswohnung im Kammerhause und 26 2/3 Klaftern eichen Brennholz als Deputat. Das Gehalt steigert sich dann noch, als seine umsichtige Verwaltung den Etat der dortigen Kammer um mehr als 8000 Thaler zu steigern vermag. Aber schon das Jahr darauf ertheilt ihm König Friedrich als Beweis höchsten Vertrauens das überaus wichtige und einflußreiche Amt eines Ministers für Schlesien, welche Provinz bekanntlich unter Friedrich eine ganz gesonderte Verwaltung hatte, und mit dem Range eines Etatsministers zugleich den Vorsitz in beiden schlesischen Kammern. Seine Verwaltungskunst und zugleich seine aufopfernde Hingebung im Dienste seines königlichen Herrn stellte der 1756 ausbrechende siebenjährige Krieg auf schwere Proben. König Friedrich war mit dem treuen Eifer seines schlesischen Ministers so zufrieden, daß er ihm unter dem 5. December 1767, dem Tage von Leuthen, die höchste Auszeichnung, den Schwarzen Adlerorden verlieh und kaum hatte der ruhmvolle Friede von Hubertsburg den Drangsalen ein Ende gemacht, so gewährte Friedrich seinem getreuen Helfer in schwerer Zeit unter dem 20. März 1763 das königliche Geschenk von 50000 Thalern, von welcher Dotation S. dann, nachdem er im December desselben Jahres das schlesische Incolat erlangt hatte, im J. 1766 die Herrschaft Kolzig (Kreis Grünberg) nebst Grunwald, Jaschäne, Lippke und Vorwerk Karsch von Joh. Rud. v. Gersdorf erkaufte. Der Verwaltung dieser Güter sich zu widmen, ließ ihm allerdings seine angestrengte Amtsthätigkeit kaum Zeit, doch entriß ihn dieser bereits im J. 1769 ein früher Tod. Nachdem er in diesem Jahre noch am 25. August im Gefolge seines Königs an dessen denkwürdiger Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. zu Neisse theilgenommen, befiel ihn ein Unterleibsleiden, dem er nach mehrwöchentlichem Krankenlager zu Breslau am 14. December erlag. Am 18. December ward seine irdische Hülle mit großer Feierlichkeit im Hauptschiffe der Stadtkirche zu St. Elisabeth beigesetzt, wo dicht vor dem Altarraum messingene Buchstaben in einer Marmorplatte des Fußbodens eingelassen die Inschrift bilden, welche seine Grabstätte anzeigt.

Ohne Zweifel war S. ein hervorragender Verwaltungsbeamter, ausgezeichnet durch scharfen und regen Verstand, einen hingebenden Eifer für den Dienst seines Königs, durch großartige Arbeitskraft und manche eigenartige und selbständige Ideen, die über das Durchschnittsmaß weit hinausgingen, Eigenschaften, die ihm aller Orten, wo er thätig war, ein bleibendes Andenken sichern mußten. Wie er gleich in seiner ersten selbständigeren Stellung zu Stettin durch die von ihm herbeigeführte Steigerung der fiscalischen Einkünfte aus Pommern die Blicke seines Landesherrn auf sich zu ziehen vermocht hat, so hat er dann auch in der kurzen Zeit, wo er der Magdeburger Kammer vorstand, sich ein nicht geringes Verdienst um den Handel dieser Stadt erworben, insofern er ohne direct auf das veraltete Stapelrecht Magdeburg's zurückzugreifen, doch durch ein von ihm vorgeschlagenes System von sinnreich eingerichteten und sorgfältig abgestuften Tran-

sitozöllen der Elbstadt einen großen Theil des von ihr abgelenkten Verkehrs aufs neue zurückzuführen vermocht hat. Als er dann 1755 nach Schlesien übersiedelte, nahm bald der Ausbruch des Krieges, der im Laufe der Zeit immer bedrohlicher sich gestaltete, seine ganze Kraft in Anspruch, und als derselbe 1763 endlich ein Ende fand, fing für ihn als schlesischen Minister mit der vom Jahre 1764 an von österreichischer Seite proclamirten schutzzöllnerischen Absperrung gegen Schlesien ein neuer Krieg an, den er bis an sein Lebensende den Wünschen des Königs entsprechend mit größtem Eifer und unbeugsamer Energie geführt hat, wenngleich von dem preußischen Ministerium nicht allzeit in dem Maße, wie er es gewünscht hätte, unterstützt. Wir mögen seine Thatkraft und Standhaftigkeit in diesem Zollkriege anerkennen, ohne zu verschweigen, daß derselbe doch auch schwere Verluste für Schlesien im Gefolge gehabt hat und ohne von unserem heutigen Standpunkte aus diese ganze Handelspolitik, die ja allerdings ganz auf des Königs Rechnung kommt, billigen zu können. Hervorgehoben zu werden verdient dagegen, daß unter Schlabrendorf's Leitung in Schlesien der Anfang einer angemessenen Organisation des Schulwesens geschehen ist, auf welchem Gebiete die preußische Herrschaft, die sonst dem Lande so vieles Gute gebracht hatte, bisher arg zurückgeblieben war. Das Vertrauen, welches S. hier dem hochverdienten Abte Felbiger von Sagan bewies, hat Frucht getragen und einen sicheren Grund gelegt, auf welchem eine spätere Zeit fortbauen konnte.

Einen gewissen Einfluß hat dann S. auch auf die Politik König Friedrich's gegenüber der katholischen Kirche in Schlesien geübt und seine Rathschläge nach dieser Richtung entsprangen aus einer den schlesischen Katholiken abgeneigten Gesinnung, wie solche die Erfahrungen der Kriegszeit in ihm hatte entstehen lassen, welche in der dem Könige wiederholt ausgesprochenen Behauptung, dieser habe Ursache, allen schlesischen Katholiken und vor allem dem katholischen Clerus, als durchweg österreichisch gesinnt zu mißtrauen, ihren Ausdruck findet. Unzweifelhaft hat S. hierbei über das Ziel hinausgeschossen und an dem, was ihm in solcher bewegten Zeit, wo die confessionellen Gegensätze sich unvermeidlich arg zuspitzten, von verschiedenen Seiten zugetragen wurde, häufig keineswegs die erforderliche Kritik geübt, vielmehr nach dieser Richtung hin Manches, was als Gerücht umlief und erdichtet oder arg entstellt war, an seinen königlichen Herrn berichtet und damit auch auf dessen Meinung eingewirkt. Und wenngleich auch der König mit dem Verhalten der schlesischen Katholiken und namentlich der Geistlichkeit wenig zufrieden war, so hat er doch im Interesse unparteiischer Gerechtigkeit sein Staatsministerium manchen Maßregeln Schlabrendorf's z. B. in der Sache der Kirchenpatronate Privater oder in der Ausdehnung der Cabinetsordre vom 31. December 1757 bezüglich der Abschaffung katholischer Pfarrer an Orten, wo sich keine Katholiken befänden, auch auf Fälle, wo nur wenige Katholiken in der Gemeinde wohnten, entgegentreten lassen, hat auch verschiedene weitgehende Anträge Schlabrendorf's nach der verrätherischen Flucht des Bischofs Schaffgotsch auf Säcularisirung des Bisthums Breslau, Absetzung des Bischofs, Einziehung der bischöflichen Einkünfte und Fixirung des Einkommens eines künftigen Bischofs von der Hand gewiesen. Manche andere Vorschläge Schlabrendorf's hat er allerdings willkommen geheißen, wie z. B. mit Befriedigung wahrgenommen, wie dieser die umfänglichen Besitzungen der todten Hand in Schlesien dadurch nutzbar zu machen verstand, daß er die zahlreichen schlesischen Stifter und Klöster bewog und anhielt, auf ihren zum Theil recht großen Gütern verschiedene industrielle Anlagen, welche für das Land ersprießlich schienen, ins Leben zu rufen.

Das Ruhmvollste aus dem Leben Schlabrendorf's ist offenbar seine Thätigkeit während des siebenjährigen Krieges; wesentlich um dieser willen hat er seinen

Platz unter den Paladinen des großen Königs an Rauch's herrlichem Friedrichsdenkmal gefunden. Denn, wenn auch die oft erzählte Geschichte, daß S. bei dem berühmten Zuge von Sachsen nach Schlesien, den Friedrich im Herbste 1758 nach dem Unfalle von Hochkirch zum Entsatze von Neisse unternahm, dem Könige und seinem Heere nur dadurch habe die Subsistenzmittel sichern können, daß er im Widerspruche mit den ihm bei Todesstrafe ertheilten Befehlen in besserer Voraussicht über die Magazine verfügt habe, vor der historischen Kritik nicht standhält, so kann doch immerhin der König von ihm in späteren Jahren geäußert haben: „j'aurois risqué de mourir de faim moi et mon armée sans la prévoyance de cet homme". Die in dem fortwährend von dem Feinde bedrohten und häufig zum großen Theile von demselben occupirten Schlesierlande doppelt schwer zu erfüllende Pflicht, seinem königlichen Herrn Geld, Rekruten und gefüllte Magazine zu schaffen, hat S. in dieser drangvollen Zeit in geradezu großartiger Weise erfüllt, mit nie ermattendem Eifer dafür thätig, jeden günstigen Augenblick rasch benutzend, allzeit ausschließlich seiner großen Aufgabe lebend, und dabei auch in der schlimmsten Zeit, in den gefährlichsten Lagen erfüllt von felsenfestem Vertrauen auf das Genie und die Thatkraft seines großen Königs, wie er in den furchtbaren Tagen nach der Kunersdorfer Niederlage einem Freunde schreibt: „Es gibt hier schon viele Kleinmüthige, ich hoffe mit Gottes Hilfe, daß unser großer König Alles wieder herstellen wird und lasse den Muth nicht sinken." Ganz unzweifelhaft hat dieses leuchtende Beispiel patriotischer Begeisterung und treuester Ergebenheit gegenüber dem Landesherrn hier in Schlesien einen mächtigen Eindruck gemacht und segensreich gewirkt. Und wenn der sonst recht sparsame Friedrich unmittelbar nach dem Ende des furchtbaren Krieges hier eine königliche Freigebigkeit zeigt, so dürfen wir sicher sein, daß er in diesem Falle ganz außergewöhnliche Verdienste angemessen belohnen zu müssen geglaubt hat.

Auch S. hat übrigens von dem strengen Gebieter manch hartes Wort hinnehmen müssen, und gerade sein großer Eifer ließ ihn manchmal selbständiger vorgehen, als Friedrich es dulden wollte. Noch 1766 Nov. 25. gibt ihm derselbe wegen seiner Willkür sein „äußerstes Mißfallen" zu erkennen und warnt ihn vor Schlimmerem. Ja, noch in seinen letzten Lebenstagen scheint eine Beschwerde schlesischer Edelleute, welche sich von S. in ihren Rechten verletzt glaubten, den König gegen seinen Minister erzürnt zu haben. Der Letztere schrieb von seinem Todtenbette aus: „Diese Ungnade schlägt den letzten Nagel in meinen Sarg. Ich fühle, daß ich meinem Ziele nahe bin, und wenn Ew. Majestät dieses mein allerunterthänigstes Schreiben eröffnen, werde ich nicht mehr sein. Soll ich aber das Unglück empfinden, diese Ungnade mit ins Grab nehmen zu müssen, so tröstet mich das Bewußtsein, mein ganzes Leben Ew. Majestät Interesse aufgeopfert zu haben". (Retzow, Charakteristik des 7jährigen Krieges I, 378, Anm.) In der That soll das begütigende Schreiben des Monarchen erst eingetroffen sein, als sein treuer Diener bereits entschlummert war. Die Verleihung der Grafenwürde an seine Nachkommen 1772 und 1786 zeigte, wie hoch der König sein Andenken ehrte. Noch auf seinem Krankenlager soll S. eine Denkschrift verfaßt haben, dazu bestimmt, eine Fortdauer der gesonderten Verwaltung Schlesiens dem Könige als letzte Bitte ans Herz zu legen. (Schles. Provzbl. 1807 II, 497.)

Quellen: Die äußeren Lebensumstände nach handschriftl. Notizen im Nachlasse seines Sohnes Gustav v. S. — Fechner, Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Oesterreich 1741—1806, Berlin 1886. — Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Archivpublikationen Bd. XIII u. XVIII.

C. Grünhagen.

Schlabrendorf: Gustav Graf v. S., philanthropischer Sonderling, 1750 bis 1824. Geboren am 22. März 1750 zu Stettin als dritter Sohn des nachmaligen schlesischen Ministers Ernst Wilhelm v. S. (Biographie vorstehend), dessen Nachkommen die Gunst des Königs 1772 resp. 1786 die Grafenwürde verlieh. Mit seinem Vater 1755 nach Breslau übergesiedelt, genoß er hier durch Hofmeister eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung, die ihn 1767 zum Besuche der Hochschulen zu Frankfurt a. O. bis 1769 und Halle bis 1772 befähigte. Er suchte hier, wenngleich als Rechtsbeflissener eingetragen, nicht sowohl die Vorbereitung für den Staatsdienst, als vielmehr Gelegenheit zu ernsten Studien auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, alten Sprachen ebenso wie Philosophie und Staatsrecht. Seit dem Tode des Vaters 1769 im Besitze ansehnlicher Geldmittel, zu denen 1766 noch die Einkünfte einer Dompfründe von Magdeburg gekommen waren, auf welche ihm der äußerst fürsorgliche Vater bereits 1753 eine Anwartschaft erworben hatte, suchte er weitere Belehrung auf großen Reisen durch ganz Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, in welch letzterem Lande er sechs Jahre verweilte, mächtig angezogen durch dessen Eigenart, seine Verfassung, seine entwickelte Industrie und nicht zum mindesten auch seine auf kirchlichem Boden erwachsenen philanthropischen Anstalten. Hier machte er die Bekanntschaft vieler bedeutender Männer und trat auch hervorragenden Landsleuten näher. So begleitete er 1786—87 eine Zeit lang den großen Freiherrn v. Stein auf dessen in Gemeinschaft mit dem nachherigen Minister v. Reden zur Erforschung der Berg- und Hüttenindustrie Englands unternommenen Reisen, und in demselben Jahre schloß er auch eine herzliche Freundschaft mit dem damals im Hause des Gesandten Graf Reventlow als Gast weilenden Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi. Dabei zeichnete er sich schon hier durch originelle Züge von Menschenliebe aus, wie er z. B. eines deutschen Handwerksburschen, den die äußerste Noth zu einem Raubanfall getrieben und der dabei ergriffen und zum Tode verurtheilt worden war, sich eifrig annahm, und nachdem er vergebens versucht sein Schicksal zu mildern, bei demselben im Gefängnisse die letzten Tage zubrachte und ihn bis zum Galgen mit frommen Tröstungen geleitete. Kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution ist er dann nach Paris übergesiedelt und hat mit Begeisterung die Erhebung des Volkes begrüßt, von welcher er wie so viele Andere das Höchste hoffte. In gleicher Gesinnung fand sich damals eine Anzahl von Deutschen mit ihm zusammen, der spätere französische Diplomat Reinhard, der Schlesier L. E. Oelsner, nachmals durch seine Preisschrift über Mahomet berühmt geworden, der Schwabe Georg Kerner (Bruder von Justinus K.), auch der bekannte Georg Forster. Einige dieses Kreises hatten nähere Fühlung mit den Girondisten, und nach deren Sturze fand auch S. sich bedroht, und seine Verhaftung im Sommer 1793 löste zugleich seine Verlobung mit einer liebenswürdigen Schottin Miß Christie. Im Gefängnisse ward er wiederum der freigebige Wohlthäter seiner Leidensgenossen. Sein Vermögen vertraute er seinem Freunde Oelsner an, der sich damals noch durch die Flucht zu retten vermochte, und der dann unter den schwersten eigenen Entbehrungen den ihm übergebenen Schatz getreu gewahrt und seiner Zeit zurückgegeben hat. S. erwartete mit vollster Fassung täglich seinen Tod, und in der That wurde eines Morgens sein Name mit unter denen verlesen, die der verhängnißvolle Karren zur Guillotine führen sollte. Er war sogleich bereit, doch fehlten ihm die Stiefeln und wollten sich nicht finden; infolge dessen ward er für die Ladung des nächsten Tages aufgespart. An diesem aber ward sein Name nicht mit aufgerufen; er war vergessen worden und blieb es, wenngleich für ihn an jedem Morgen die bängliche Sorge, ob nicht doch einmal das Versäumte werde nachgeholt werden, sich erneute. Erst

nach dem Sturze Robespierre's erlangte er mit vielen Anderen die Freiheit wieder und bezog nun nach achtzehnmonatlicher Haft wiederum sein altes Zimmer im Hotel des Deux Siciles in der Rue Richelieu, wohin ihn einst der Postillon aus Boulogne gefahren, und in dem er über 30 Jahre gehaust hat, in brieflichem wie in persönlichem Verkehr mit vielen Berühmtheiten und verschiedenen ästhetisch und litterarisch gebildeten Frauen, seine reichen Geldmittel freigebig allen Bedürftigen, die sich an ihn wandten, nicht selten allerdings auch Unwürdigen zuwendend. An den Geschicken der Heimat nahm er lebhaften Antheil, und er hat z. B. große Summen aufgewendet, um das Loos seiner Landsleute, welche in französische Kriegsgefangenschaft gerathen waren, zu erleichtern, wie er denn sich selbst als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute betrachtete. Im J. 1803 ward er von der preußischen Regierung als schlesischer Vasall zur Rückkehr in die Heimath geladen, und da er diesen Ladungen nicht Folge leistete, mit Confiscation seiner schlesischen Güter bedroht und das Confiscationsdecret in der That auch unter dem 7. September 1803 von der Glogauer Oberamtsregierung ausgesprochen. Doch ging man auch jetzt noch mit größter Milde vor, und unter dem 3. November d. J. schreibt ihm der Minister für Schlesien, Graf Hoym, es käme nur darauf an, daß S. sich entschlösse, „auf eine ganz kurze Zeit, wenn auch nur auf 4 Wochen, sein Vaterland zu besuchen, um dadurch seine Achtung gegen den Willen des Königs an den Tag zu legen". „Ich wiederhole meine ganz einfache Bitte", schließt der Minister, „das Wohl der Ihrigen zu beherzigen und diesem das kleine Opfer einer kurzen Veränderung Ihrer gewohnten Lebensweise zu bringen". Aber S. blieb hartnäckig und schützte Kränklichkeit vor. Vielseitige Fürsprache hatte dann die Wirkung, daß man statt einer Confiscation nur eine zeitweilige Sequestration über die Güter verhängte. Der preußische Gesandte Luchesini erhielt den Auftrag, dem Grafen Vorstellungen zu machen, aber S., der damals das Ganze auf eine von seiner Familie ausgehende Intrigue zurückführte, lehnte es ab, denselben aufzusuchen (Februar 1804), und als er dann im Sommer 1804 wieder um eine neue sechswöchentliche Verlängerung der ihm zur Rückkehr gewährten Frist bat, gewährte dies König Friedrich Wilhelm III. unter dem 26. August mit dem Ausdruck seiner Zufriedenheit darüber, daß S. nun wirklich zur Rückkehr sich entschließen wolle. Aber den Entschluß dazu fand S. dann doch nicht, und 1805 ging man endlich ernster gegen ihn vor, sprach ihm seine Magdeburger Pfründe ab, deren Obliegenheiten er allerdings schlecht entsprach, namentlich seit er (1780) unter die besser dotirten canonicos majores cum residentia eingetreten war, und machte eine Aufhebung des Sequesters von seiner Rückkehr abhängig (Cabinetsordre vom 24. Sept. 1805). Eine Wirkung hatte das nicht; S. blieb in Paris und empfand die arge Schmälerung seiner Einkünfte bei seiner Bedürfnißlosigkeit persönlich sehr wenig, und eigentlich nur darin, daß er jetzt Anderen weniger zu geben vermochte. Als dann Ende 1807 des Königs jüngerer Bruder Prinz Wilhelm nach Paris kam, um bei Napoleon Erleichterungen der Friedensbedingungen auszuwirken, gelang es seinem Begleiter Alexander v. Humboldt, dem Grafen ebenso wie sein Bruder Wilhelm befreundet, Jenen dem Prinzen vorzustellen. Prinz Wilhelm zog ihn wiederholt an seine Tafel und lernte ihn schätzen, erwirkte ihm auch durch eifrige Verwendung bei seinem königlichen Bruder die Aufhebung des Sequesters seiner schlesischen Güter. Was ihn in Paris festhielt, war eigentlich nur die Macht der Gewohnheit; sonst hatte ihn die Entwickelung der Revolution von aller Sympathie für diese „grundausverdorbene" Nation, bei der „die große Alles verschlingende Tyrannei der Sinnlichkeit und des Egoismus in dem Herzen jedes Einzelnen alle Gesetze entkräftet und vernichtet", gänzlich zurückgebracht. So

schildert er die Franzosen in seiner umfänglichsten Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate. Germanien, im J. 1804", für dessen Verfasser lange mit Unrecht der Musiker Reichardt galt, der anscheinend den Druck veranlaßt hat, einem Buche, das s. Z. ein großes Aufsehen machte, insofern es die brutale Gewaltherrschaft Napoleon's ebenso scharf kritisirte wie den Charakter der von ihm unterjochten Franzosen. In Frankreich wußte man von dieser Autorschaft nichts, und wenn gleich die Regierung Schlabrendorf's oppositionelle Gesinnung kannte, so hielt sie es doch nicht der Mühe werth, den einflußlosen Sonderling zu verfolgen. Im J. 1813, wo die kriegerische Erhebung Preußens von ihm mit Begeisterung begrüßt wurde, zog es ihn mächtig nach der Heimath, aber die Regierung hielt ihm die Pässe vor. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris soll er dann deren Sache so wichtige Dienste geleistet haben, daß ihm das eiserne Kreuz zu Theil wurde. Dabei blieb dann der immer auf's neue geäußerte Vorsatz, nunmehr nach der Heimat zurückzukehren, doch unausgeführt — hauptsächlich aus Bequemlichkeit, wie er denn mit zunehmendem Alter als der Einsiedler von Paris, wie er sich selbst bezeichnete, sich mehr und mehr in seine schmutzige, aller Bequemlichkeiten entbehrende Klause vergrub, in der er bei schlechtester Kost unter Büchern und Schriften hauste, und die er sehr selten nur noch verließ. Seine kräftige Natur hat lange seine wenig rationelle Lebensart ertragen. Als er endlich im Sommer 1824 ernstlich erkrankte und sein Arzt mit großer Schwierigkeit seine Uebersiedelung in bessere Luft, nach dem damals noch ländlichen Batignoles durchsetzte, war es zu spät; er verschied am 21. August 1824. Baares Geld fand sich nur so wenig vor, daß die preußische Gesandtschaft die Begräbnißkosten größtentheils vorschießen mußte. Wenn er wiederholt daran gedacht hatte, eine allgemeinere Schulstiftung mit einem Familienfideicommiß zu verbinden, so hat er dann doch nicht die Zeit gefunden, darüber letztwillige Verfügungen zu treffen, und ein vorgefundenes Testament von 1785 war so geartet, daß es mehrfach angefochten ward. Wie mit seinem Testamente ist es eigentlich mit seinem ganzen Leben gegangen, die besten Absichten und löblichsten Vorsätze haben keine Erfüllung gefunden; die reichsten Gaben des Geistes und Herzens, ein selten vielseitiges Wissen hat er in würdiger und angemessener Weise auszugestalten nicht vermocht. In der Geschichte der Buchdruckerkunst wird sein Name genannt. In Gemeinschaft mit Herhan, Errand, Renouard hat er eine wesentliche Verbesserung der Stereotypie in's Leben gerufen, und die Versuche der Genannten nicht nur durch seine Geldmittel, sondern auch durch eine schnell erworbene Sachkenntniß wesentlich gefördert. Von Schriften, die er verfaßt, darf man neben dem bereits erwähnten Werke über Napoleon und das französische Volk eine in Leipzig 1816 erschienene kleine Schrift: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung", sowie den Artikel Horne Tooke in der Biographie universelle anführen. In einer s. Z. vielgerühmten Schrift: „Ueber die Sprache", Heidelberg 1828, erklärt ein nicht genannter Freund und Verehrer Schlabrendorf's im wesentlichen dessen Ideen vorzutragen. Ein Werk über allgemeine Sprachlehre, Forschungen über Wortabstammung, Versuche in deutscher Sprachbildung haben ihn dauernd beschäftigt, ohne je zum Abschluß gekommen zu sein, ebensowenig wie andere litterarische Pläne einer Philosophie des Staates und Denkwürdigkeiten über die französische Revolution im Sinne von Machiavelli's Discursen über Livius. Von den in großer Zahl in seinem Nachlasse befindlichen Aphorismen, Einzelblicken, wie er sie nannte, hat sein Freund Varnhagen eine Anzahl veröffentlicht, die uns doch nur mäßig anmuthen können. In vielen derselben lehnt sich der Eremita Parisiensis (wie er sich bezeichnet) an Angelus Silesius an, und begreiflicher Weise wird das Verständniß derselben nicht erleichtert durch die große Zahl „selbstgeprägter" Worte. Möge

hier einer der faßlichsten dieser Einzelblicke, in welchen der durch die Schule der Revolution und des Bonapartismus gegangene Weltbürger sich ausspricht, folgen:

Mehr wird und schädlicher Völkern gehöfelt als Fürsten,
Volksthümlichkeit, Bürgersinns Urhauch, stürmt menschenfeindlich.
Bürgersinn schmelzen im Menschthum, der Aufgaben höchste!
Kindisch bleibt Grenzrain, sinnlich verstümmelnd geist'gen Allkreis.

Varnhagen v. Ense, Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. — F. v. Raumer's histor. Taschenbuch. Leipzig 1832, ergänzt durch Materialien aus Schlabrendorf's Nachlasse.

Grünhagen.

Schlabrendorf: Otto v. S., preußischer General der Infanterie, am 18. October 1650 zu Teltow bei Berlin geboren, trat 1665 zu Spandau in den brandenburgischen Kriegsdienst, erhielt, nachdem er schon vor seinem Eintritt in das Heer eine für damalige Zeiten umfassende und gründliche Ausbildung erhalten hatte, bei dem Dohna'schen Bataillon zu Küstrin, zu welchem er 1666 versetzt wurde, eine gute militärische Erziehung und ward Officier bei dem Regiment des Oberst Fargel in Halberstadt. Durch Familienverbindungen in seiner Laufbahn sehr gefördert, war er bereits Capitänlieutenant, als er mit dem Regiment 1674 am Feldzuge am Rhein theilnahm. 1675 machte er die Schlacht bei Fehrbellin und dann den Krieg in Pommern mit. Zur Belohnung für sein Verhalten bei der Einnahme von Wollin erhielt er eine Compagnie. Dann gerieth er in schwedische Gefangenschaft, konnte aber schon 1676 wieder der Erstürmung von Anclam und der Einnahme anderer fester Plätze in Pommern beiwohnen. 1677 nahm er an der Belagerung von Stettin, 1678 an der von Stralsund und an der Eroberung der Insel Rügen, 1679 an dem Zuge nach Preußen theil. 1686 war er Oberstlieutenant bei seinem früheren Regiment, welches jetzt Anhalt hieß, und gehörte mit diesem zu den 8000 Brandenburgern, welche unter Schöning (s. d.) zur Hülfe des Kaisers nach Ungarn zogen. Vor Ofen ward er schwer verwundet. In dem Dankschreiben für geleisteten Beistand, welches der Kaiser an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm richtete, ward auch S. rühmend erwähnt; in Anerkennung seiner Dienste ward derselbe am 29. Januar 1687 zum Oberst ernannt. 1688 marschirte er unter Schöning nach Cleve zum Schutze des Herzogthums gegen die Franzosen, 1689 war er bei der Eroberung von Bonn und anderer fester Plätze thätig, 1690 focht er in den Niederlanden. 1692 war er unter Brand wiederum in Ungarn, erhielt für Auszeichnung in der Schlacht bei Szlankamen (21. August) vom Kaiser eine güldene Gnadenkette mit des Monarchen Bildnisse und ward am 21. Januar 1692 zum Brigadier der Infanterie ernannt. Er machte hier die Bekanntschaft des Markgrafen Ludwig von Baden und erwarb die Freundschaft desselben. 1693 führte er selbständig 6000 Mann, deren Commando er als Generalmajor zugleich mit dem Orden de la Générosité erhielt, nach Ungarn und, als bald darauf Generallieutenant v. Brand abberufen wurde, übernahm er den Oberbefehl aller dort befindlichen brandenburgischen Truppen, mit denen er an der erfolglosen Belagerung von Belgrad theilnahm. 1696 und 1697 führte er von neuem das Commando über die Brandenburger in Ungarn. In letzterem Jahre gab ihm die siegreiche Schlacht bei Zenta (11. September) Gelegenheit zur Auszeichnung. Beutestücke, welche ihm zufielen, überwies er zu immerwährendem Angedenken der Rüstkammer auf seinem Gute Groß-Machnow bei Teltow. Die Dienste, welche er mit seinen Brandenburgern geleistet hatte, fanden hohe Anerkennung. Prinz Eugen stattete ihm seinen Dank in rühmenden Worten und in besonders ehrender Form ab; vom Kaiser erhielt er, wie alle höheren Führer, ein in sehr

gnädigen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben aus Schloß Ebersdorf vom 23. September, welchem ein kostbarer Diamantring beigefügt war, und am 15. December das Freiherrendiplom. Auch bot ihm der Kaiser an, ihn als Feldmarschalllieutenant in seine Dienste zu nehmen; S. lehnte jedoch ab. In die Heimath zurückgekehrt, nahm er an Feldzügen nicht mehr theil, doch ward er 1708 mit einer Sendung nach Hamburg beauftragt, wo er dem kaiserlichen Gesandten Graf Schönborn bei der Stillung der von Krumholz gegen den Rath angezettelten Unruhen zur Seite stand. Dagegen ließ König Friedrich I. ihm mancherlei äußere Ehren zu Theil werden, namentlich übertrug er ihm am 11. August 1703 das Gouvernement der Festung Küstrin, welche er so liebte, daß man sie „des Königs Auge" nannte. Der König selbst sagte bei dieser Gelegenheit zu S.: „Lieber Herr General, ich schenke Euch mein Herz." Am 4. April 1703 ward er zum Generallieutenant, am 23. Mai 1715 zum General der Infanterie ernannt. S. war ein sehr gottesfürchtiger Mann. Er starb am 18. Januar 1721 zu Groß-Machnow, ohne Kinder zu hinterlassen.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 3. Theil. Berlin 1790.

B. Poten.

Schladen: Friedrich Heinrich Leopold v. S., geboren zu Berlin am 14. Juni 1772, verlebte seine Jugend zum Theil in Nürnberg, wo sein Vater, der Major Karl Friedrich Gottlieb v. S., die preußischen Rekrutirungen in Franken leitete, studirte in Erlangen und Göttingen Rechts- und Staatswissenschaften und wurde am 28. December 1790 als Legationsrath in die diplomatische Pepiniere zu Berlin aufgenommen. Am 5. Februar 1794 zum Kammerherrn ernannt, besuchte er im Sommer desselben Jahres seinen Vater, der unter Hohenlohe am Rhein commandirte (vgl. das interessante Tagebuch über diese Reise in den „Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten"), und wurde am 10. Februar 1795 als Secretär dem Gesandten Preußens in Wien Lucchesini beigegeben, dessen Zufriedenheit und Vertrauen er zu gewinnen wußte. Schon nach zwei Jahren ging S. als Gesandter nach Lissabon, wo er, hauptsächlich mit Vertretung der preußischen Handelsinteressen beauftragt, mit einer längeren Unterbrechung bis zum März 1803 verblieb, um dann die preußische Gesandtschaft in München zu übernehmen. Bei Ausbruch des Krieges von 1806 wurde er in das preußische Hauptquartier berufen, jedoch erst nach dem Wiedereintritt Hardenberg's, der ihm sehr wohlwollte, zu diplomatischen Geschäften herangezogen. Am 30. September 1807 erfolgte seine Ernennung zum preußischen Gesandten in Petersburg, eine Stellung, der er sich nicht gewachsen zeigte. Gegen Ende des Jahres 1811 verließ S. Petersburg und ging nach Wien, wo er sich mit der Gräfin Henriette v. Schönfeld, Tochter des früheren sächsischen Gesandten in Wien, vermählte und zugleich auf seine Bitte vom König Friedrich Wilhelm III. in den Grafenstand erhoben wurde (1813). Nach wiederholten vergeblichen Bemühungen um Wiederanstellung wurde S. im Juni 1817 als Wirklicher Geheimer Rath zum preußischen Vertreter in Constantinopel ernannt. Nach wenigen Jahren schon verließ er diese Stellung wieder (1820) und ging nach längerem Aufenthalt in Wien als Gesandter nach den Niederlanden (Januar 1824). In Brüssel verwickelte ihn seine Neigung für das Spiel in Unannehmlichkeiten, die im Jahre 1827 seine Abberufung nöthig machten. In den Ruhestand versetzt, lebte er in Trier, Düsseldorf und Godesberg, wo er am 30. (nach anderen Angaben am 31.) August 1845 gestorben ist.

Vgl. Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Mainz 1845. — Mitteilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen

Diplomaten, herausgegeben von dessen Neffen L. v. L. (Ledebur). Berlin 1868. — Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Bailleu.

Schladen: Karl Friedrich Gottlieb v. S., geboren zu Aschersleben am 29. April 1730 als Sohn des Obersten Hans Christof v. S., trat im J. 1747 als Gefreiter-Corporal in das Füsilierregiment Alt-Württemberg, 1750 in das Regiment Markgraf Karl (später Friedrich August von Braunschweig), bei welchem er zum Compagniechef (1762), Major (1776) und Oberstlieutenant aufrückte (1786), bis er selbst das Regiment als Oberst erhielt (5. Juni 1788). Er kämpfte mit Auszeichnung im siebenjährigen und im Bairischen Erbfolgekriege und erhielt für seine Tapferkeit in dem Treffen bei Neustadt von Friedrich dem Großen den Verdienstorden (3. März 1779). Von 1781 bis 1784 leitete er von Nürnberg aus die preußischen Werbungen im Reiche. Während der Rheinfeldzüge von 1793 und 1794 befehligte er als Generalmajor und Chef des Regiments Woldeck die Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps. Nach Abschluß des Friedens von Basel garnisonirte er (seit Mai 1798 als Generallieutenant) mit seinem Regimente in Minden, eine Zeit lang stand er auch bei der zum Schutze der Demarcationslinie an der Weser und am Niederrhein zusammengezogenen Armee. Nach seiner im September 1804 in höchst ehrenvoller Weise erfolgten Verabschiedung siedelte er nach Halberstadt über, wo er am 29. October 1806 verstarb.

Vgl. Biographische Nachrichten über den k. preuß. Generallieutenant K. Fr. G. v. Schladen, zusammengestellt von seinem Enkel L. Freiherrn v. Ledebur in den Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten. Berlin 1868.

Bailleu.

Schlaffer: Hans S. gehört zu den Wortführern und Märtyrern der sogenannten Täufergemeinden im ersten Jahrzehnt der Reformation und hat als solcher unter den Taufgesinnten aller Jahrhunderte in Ansehen gestanden. Wir kennen sein Geburtsjahr nicht und wissen aus seiner früheren Lebenszeit nur, daß er seit 1511 Priester war und vor seinem Austritt aus der römischen Kirche in Oberösterreich wirkte. Er erzählt selbst, daß ihm, als er anfing, das „lautere Evangelium" von der Kanzel zu verkünden, das Predigen untersagt worden sei. Nach seiner Entfernung von seinem Amt fand er zunächst Zuflucht bei den Herren v. Zelking, die damals Besitzer von Kefermarkt bei Freistadt in Oberösterreich waren. Wir wissen nicht, durch wessen Vermittelung er mit den damaligen Führern der „Gemeinden Christi" — denn so pflegten sich die sogenannten Täufer selbst zu nennen — in Beziehung getreten ist; jedenfalls erzählt er selbst, daß er in Nürnberg den Ludwig Hätzer und Hans Denck kennen gelernt habe und nennt sie zwei „treffliche in Gott gelahrte Männer". Diese Zusammenkunft kann nur im J. 1524 stattgefunden haben, wo auch Hut in Nürnberg bei Denck war. Von da an sehen wir S., der ein gelehrter und in Wort und Schrift geübter Mann war, in naher Berührung mit vielen Wortführern dieser Richtung. In Regensburg verkehrte er mit Wolfgang Brandhuber, der früher Pfarrer zu Linz gewesen war; in Augsburg nahm er im August 1527 an der größeren Versammlung der süddeutschen, schweizerischen und österreichischen Täufer theil und verkehrte dort mit Jacob Kautz, Sigm. Hofer, Jac. Widemann, Hans Hut u. A. Auch bei den Verhandlungen, die in demselben Jahre zwischen Hubmaier und Hut zu Nicolsburg stattfanden, war er zugegen. Im Geleite des Ulrich Moser, der für die Fugger Krüge nach Tirol führte, zog er ebendorthin, um seine Verwandten zu besuchen und in den Tiroler Gemeinden zu predigen; bei dieser Gelegenheit wurde er am 6. December 1527 verhaftet und auf die Feste Frunds-

berg gebracht. Sein Proceß schloß am 20. Januar 1528 mit dem Befehl der Regierung, über ihn und seinen Mitgefangenen Leonh. Frick „das Recht ergehen zu lassen"; am 4. Februar 1528 wurde das Urtheil zu Schwatz vollzogen und die Gefangenen mit dem Schwert gerichtet. — Wir kennen von S. sieben, meist kleine Schriften, Trostbriefe, Gebete, Bekenntnisse und Tractate, und zwei Lieder. Dieselben scheinen damals meist handschriftlich verbreitet worden zu sein, wie das in diesen verfolgten Gemeinden sehr häufig der Fall war; nur von einem seiner Lieder kennen wir einen gleichzeitigen Druck.

Ottius, Annales Anab. Basel 1672, S. 46. — Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn. 1883. S. 60, 63 und 651 ff. — v. Braght, Martelarspiegel II, 14 ff. Amsterdam 1680. — Jäkel, Zur Gesch. der Wiedert. in Oberösterreich (47. Jahresb. des Museum Franc.-Car. zu Linz), 1889. S. 37 f., 61 f. — Will, Beiträge zur Gesch. d. Antibaptismus. 1773. S. 30. — Goedeke, Grundriß d. deutsch. Nat.-Lit.[2] II, 243. — Wackernagel, Kirchen-Lied III, 479.

Ludwig Keller.

Schläfli: Alexander S., Orientreisender, geboren zu Burgdorf (Kanton Bern), † zu Bagdad am 5. October 1863. Frühe der Eltern beraubt, im Waisenhause seiner Vaterstadt erzogen, sollte S. einem bürgerlichen Berufe zugeführt werden; er wurde aber durch den Einfluß des verdienten Entomologen Meyer-Dürr mit einer Liebe zu den Naturwissenschaften erfüllt, die ihn die Medicin als Berufsstudium wählen ließ, weil sie in die naturgeschichtlichen Disciplinen einführt und das Mittel bietet, auf eigene Kräfte gestützt die Fahrt in die weite Welt zu wagen. Im Herbst 1854 beendigte S. seine Studien in Paris und knüpfte Verbindungen mit der türkischen Gesandtschaft an, welche ihn 1855 nach Constantinopel führten. Nach langem Warten unter schwierigen äußeren Verhältnissen erhielt der arme, junge Arzt eine Stelle im tunesischen Contingent, das er zunächst nach Türkisch-Armenien begleitete. Er lag in Batum und machte einen kurzen Kriegszug nach Imeretien mit. Nach dem Frieden ging er als Regimentsarzt nach Jannina, wo er vielleicht seine glücklichsten Jahre verlebt hat. Er gewann das Vertrauen Riffaat Pascha's, dessen Leibarzt er wurde und sammelte wissenschaftliches Material der verschiedensten Art auf seinen Ausflügen nach Albanien und Epirus. Sein „Versuch einer Klimatologie des Thales von Jannina" und die im Ausland 1859 erschienenen „Reiseskizzen aus Epirus" fallen in diese Zeit. Doch gefiel es ihm auf die Dauer nicht in der wissenschaftlichen Vereinsamung, der orientalischen Verweichlichung, der türkischen Mißwirthschaft. Er nahm seine Entlassung und ließ sich als Arzt in Bagdad nieder, wohin er zu Lande über Aleppo und Diarbekr den Weg nahm. Seine Pläne reichten aber weiter. Er wollte nach Maskat, den Bahreininseln und endlich nach Sansibar gehen, um bei günstiger Gelegenheit von hier aus in's Innere Afrika's vorzudringen. Zwar meinte er bescheiden, nicht in die Fußtapfen eines Speke oder Heuglin treten zu können, aber er hatte nicht aufgehört, zu beobachten und besaß manche der Eigenschaften, die einen tüchtigen wissenschaftlichen Reisenden machen. Würde er seinen Plan, als Arzt in Sansibar sich niederzulassen, ausgeführt haben, so hätte er ähnlich wie später G. A. Fischer, der von gleicher Grundlage ausging, der Erforschung Ostafrika's wichtige Dienste leisten können. Die Unterstützung seiner Freunde in der Heimath und kleine Zuschüsse schweizerischer Behörden gestatteten ihm, wenigstens einen Anfang zu machen. Er quittirte 1862 den türkischen Dienst und fuhr auf einem arabischen Schiffe nach Bombay, um von hier über Mauritius Madagaskar oder die ostafrikanische Küste zu gewinnen. In Mauritius durch den Mangel an Schiffsgelegenheit aufgehalten, entmuthigt, erkrankt, brach er die Reise ab, kehrte nach Bombay, wo eine Leber-

entzündung ihn an den Rand des Grabes brachte, und nach Bagdad in der Hoffnung zurück, in einer Quarantänestellung in den kurdischen Gebirgen zu genesen. Er hatte erst wenige Tage in Bagdad zugebracht, als dieselbe Krankheit, die in Mauritius ihn befallen, die tropische Dysenterie, ihn am 5. October 1863 wegraffte. Treffliche Eigenschaften des Charakters rühmten seine Freunde ihm nach und seine Werke, von denen leider keines den Stempel der letzten Vollendung trägt, lassen in ihm einen scharfen und vielseitigen Beobachter erkennen. Hauptwerk: „Reisen in dem Orient“. Winterthur 1864 (in den Mittheilungen schweizerischer Reisender).

Nekrolog von Egli im Globus V.

Friedrich Ratzel.

Schlager: Ludwig S., Irrenarzt in Oesterreich, geboren 1825 zu St. Florian in Oberösterreich, † am 24. Juli 1885 in Wildbad Gastein. Er nahm schon als militärärztlicher Zögling 1848 und 1849 an den Feldzügen unter Radetzky in Italien, namentlich an der Belagerung von Venedig, theil. 1860 wurde er an der Hochschule zu Wien Docent für Irrenheilkunde, bereiste in den folgenden Jahren bis 1865 Mittel- und Westeuropa und wurde 1865 zum Professor e. o. ernannt. 1873 erfolgte seine Ernennung zum Director der nied.-österr. Landesirrenanstalt, als welcher er die zwangslose Behandlung und angemessene Beschäftigung der Irren übte und durch Wort und That zur allgemeinen Annahme dieser Art der Irrenbehandlung viel beitrug. Er schrieb „Sammlung von Irrengesetzen aller Staaten“ (Damerow'sche Zeitschr. f. Psychiatrie, 1862) und „Ueber die Bestrebungen zur Erlangung eines Irrengesetzes in Oesterreich im Zeitr. v. 1859–1869“ (Oesterr. med. Jahrb. XIX).

Allgem. Wien. med. Zeit. 1885. S. 357. — Wiener med. Wochenschr. 1885. S. 973 ff. — Biograph. Lexikon V.

H. Frölich.

Schläger: Julius Karl S., Numismatiker, geboren am 25. September 1706 in Hannover, besuchte die Universität Helmstedt, wo namentlich der Professor Hermann v. d. Hardt auf ihn einwirkte, und versah dann mehrere Jahre die Stelle eines Hauslehrers bei dem Consul Anderson in Hamburg, dessen reichhaltiges Münzcabinet ihn gleichzeitig zu numismatischen Studien anregte. Seit 1730 als Magister legens und seit 1736 als Professor der griechischen und orientalischen Philologie in Helmstedt thätig, setzte er hier seine schon in Hamburg begonnene schriftstellerische Wirksamkeit in erhöhtem Maaße und besonders im Fache der Münzkunde fort und lenkte durch seine Abhandlung über eine im gothaischen Cabinet befindliche seltene Münze Alexander's des Großen die Aufmerksamkeit Herzog Friedrich's III. auf sich, so daß ihn dieser 1744 nach Herm. Ulrich v. Lingen's Tode zum Aufseher der Friedenstein'schen Münzsammlung mit dem Titel eines Rathes und Antiquarius berief, ihm nach Ernst Salom. Cyprian's Ableben außerdem noch am 18. Februar 1746 die Direction der herzoglichen Bibliothek übertrug und ihn im folgenden Jahre zum Hofrath ernannte. Das ihm anvertraute Münzcabinet genoß schon damals eines vortheilhaften Rufes. Von Ernst dem Frommen begründet und von Friedrich I. und Friedrich II. eifrig gepflegt, erfuhr es nicht minder unter der Regierung Friedrich's III. (1732 bis 1772), ansehnliche Erweiterungen, durch welche der Herzog die Sammlung auf weithin zu einem wissenschaftlichen Mittelpunkte für die gelehrte Welt zu erheben suchte. Berufene Männer, wie Fr. Hortleder (s. A. D. B. XIII, 165 ff.), W. E. Tenzel, Chr. Schlegel (s. d.) und Chr. Sigismund Liebe, der Verfasser der „Gotha Numaria“ (1730), hatten früher dem Cabinete vorgestanden, und schon ihr Beispiel mußte einen späteren Vorsteher zur Nachfolge reizen. In der That ist S. nicht hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben und hat sich

während seiner Verwaltung nicht nur um die Gewinnung neuer Schätze, sondern auch um deren Ordnung und Katalogisirung eifrig bemüht. Schon 1745 begab er sich nach Celle, um dort die Molanus-Böhmer'sche Münzsammlung, bevor dieselbe öffentlich versteigert ward, zum Preise von 2500 Thalern anzukaufen; 1746 erwarb er diejenige des braunschweigischen Arztes Burkhard, die er bereits genau kannte, da er den 1740 gedruckten Katalog mit einer ausführlichen Vorrede versehen hatte. Ebenso brachten auch die folgenden Jahre mehrfache Bereicherung, bis der siebenjährige Krieg eine zeitweise Unterbrechung verursachte und sogar zur Bergung des werthvollen Cabinets an einem gesicherten Orte nöthigte, worauf dann mit dem Regierungsantritt Ernst II. (1772) wiederum eine Zeit erfreulichen Aufschwunges begann. Die Bearbeitung eines umfassenden Kataloges unter dem Titel: „Index thesauri numarii Fridericiani“ unternahm S. gleich nach Beginn seiner gothaischen Thätigkeit und vollendete ihn binnen 30 Jahren in 16 Foliobänden. Dabei benutzte er seine in ihrer Art einzige und in mehr als 40 Jahren zusammengebrachte numismatische Bibliothek, in welcher kaum die kleinste zeitgenössische Veröffentlichung fehlte. Daß er diesen wissenschaftlichen Schatz, um ihn vor der Zerstreuung zu bewahren, noch zu seinen Lebzeiten dem Herzoge für die Summe von 4000 Thalern überließ und so für ein willkommenes gelehrtes Hilfsmittel sorgen half, darf ihm als großes Verdienst angerechnet werden. Ganz verschieden von seiner trefflichen Führung des Aufseheramtes beim Münzcabinet war seine Wirksamkeit in der herzoglichen Bibliothek. Fr. Jacobs und H. A. O. Reichard sind einstimmig in ihrem Urtheile über seine Ungefälligkeit und ablehnende Haltung gegenüber einheimischen Lesern, welche er durch die seltsamsten reglementarischen Vorschriften von der Benutzung der öffentlichen Büchersammlung abzuschrecken suchte, während er sich gegen auswärtige Gelehrte zuvorkommend und dienstfertig zeigte. Auch mit seinen Collegen — anfangs waren es Freiesleben (s. A. D. B. VII, 339) und Gotter — lebte er auf gespanntem Fuße, da er ihnen trotz kärglicher Besoldung vermehrte Arbeitsstunden zumuthete. Brachte er es doch durch seinen Mangel an Verträglichkeit eine Zeit lang dahin, daß er allein mit einem Diener in der Bibliothek waltete! Dem zum Unterbibliothekar ernannten Reichard verleidete er den ihm vom Herzoge gestatteten Zutritt dadurch, daß er die Thürschlösser heimlich umändern ließ. Zwar stellte er sich in seinen Berichten an die Regierung überaus diensteifrig und schlug bisweilen nützliche Aenderungen vor; allein der Bibliothek erwuchs hieraus kaum ein Vortheil. So drang er mit Recht auf die Bearbeitung eines höchst nothwendigen Nominalkataloges, legte dabei aber selbst keine Hand an, so daß sich bei der feindseligen Stimmung seiner Collegen dessen Vollendung bis August 1783 hinauszog, wo endlich der eiserne Fleiß des Secretärs Jul. Wilh. Hamberger dieselbe ermöglichte. Er selbst hatte sich die Anfertigung eines Manuscriptenkataloges vorbehalten, brachte aber nur ein Heft von 23 Blättern zu Stande und beschrieb darin weitläufig und wortreich die ersten 25 Nummern des gedruckten Cyprian'schen Kataloges. Aus Bequemlichkeit hintertrieb er den Ankauf der Cyprian'schen Bibliothek, angeblich des hohen Preises (6000 Thaler) und der vielen Doubletten wegen, und lehnte auch dann noch den Ankauf ab, als das geistliche Ministerium 1000 Thaler von der Forderung ablassen wollte, so daß dadurch diese werthvolle Büchersammlung nach allen Richtungen zerstreut wurde. „Unbeklagt und wenig vermißt“ starb er im 80. Lebensjahre am 14. Juni 1786 als Geheimer Hofrath, ein Titel, den ihm Ernst II. verliehen hatte. Von seinen Schriften, über die er 1742 selber einen „Index scriptorum editorum et edendorum“ herausgegeben hat — die späteren verzeichnet Schlichtegroll a. u. a. O. — seien hier noch die wichtigeren genannt: „Commentatio de numo Alexandri M.“ (1736), „Numophylacii Burkhardiani Pars I.“ (1740), „Histo-

riae litis de medicorum apud veteres Romanos degentium conditione“ (1741), „Dissertatio de debitore obaerato secundum jus Hebraicum et Atticum creditori in servitutem adjudicando“ (1741); „Commentatio de numo Hadriani plumbeo et gemma Isiaca“ (1742); „Dissertationum rariorum de antiquitatibus sacris et profanis fasciculus“ (1742) und „Fasciculus novus“ (1744). Die Zahl seiner bis 1742 gedruckten Schriften gibt er selbst in dem genannten Verzeichnisse auf 21, die der bereits fertigen und „nächstens“ (propediem) zur Herausgabe bestimmten auf 20 an. Unter den letzteren befinden sich (jetzt in der herzoglichen Bibliothek in Gotha) auch 6 Foliobände eines „Braunschweig-Lüneburgischen Münz- und Medaillencabinets, oder Abbildung der goldenen und silbernen Münzen, welche das durchl. Haus Braunschweig-Lüneburg, wie auch einige Grafen und Städte in dasigen Landen haben schlagen lassen, oder die auf ihre berühmten Unterthanen gepräget worden“ (1763). Die schriftstellerische Thätigkeit Schläger's erlahmte übrigens, seit er nach Gotha übergesiedelt war, und machte sich nur noch in kleineren gedruckten Aufsätzen bemerklich.

Zedler's Univ.-Lexikon, 34. Bd. (1742), Sp. 1671. — Christoph Sax, Onomasticon literarium, Pars VI (1788), p. 736. — Fr. Schlichtegroll, Historia Numothecae Gothanae, S. 53—64, Gotha 1799. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch, 11. Bd. 1. Abth. (1808), S. 130—32. — Meusel, Lexikon, 12. Bd. (1812), S. 181—83. — Fr. Jacobs und Fr. A. Ukert, Beiträge zur ältern Litteratur, 1. Bd., 1. Heft (1835), S. 28—44. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und -Altenburg, S. 141, 218—20, Gotha 1854. — W. Pökel, Philol. Schriftstellerlexikon, S. 243. Leipzig 1882. — Vgl. auch: H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarb. und herausgegeben von Herm. Uhde, S. 135—37 und 311, Stuttgart 1877. A. Schumann.

Schlaginhaufen: Johannes S., Superattendent zu Köthen im Fürstenthum Anhalt, † um 1560. Herkunft und Geburtsjahr sind noch unbekannt. Er wird aber im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren sein, weil vor Ostern 1536 Luther, der auch damals sich alt fühlt und nennt, von ihm sagt, er gehe nun zu den Jahren. Mit gleichem Ruf- und Familiennamen, der auch Schlachinhausen (so in der eigenhändigen Unterschrift unseres Köthner's in Schmalkalden 1537), Schlahenhausen, Schlainhausen, Schlahauf geschrieben wird, finden sich im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts mehrere in Universitätskreisen. In Heidelberg wird am 3. Februar 1510 ein J. S. eingeschrieben, aus Wyl in der Diöcese von Speier, also aus Weil dem Dorf oder Weil der Stadt in Württemberg. Dieser J. S. könnte schon etwa 1493 geboren sein. In Erfurt wird ein J. S. aus dem durch Georg Spalatinus bekannten Spalt an der Retzat in Baiern unter dem am 18. October 1517 gewählten 249. Rector Michael Textoris aus Hirsau intitulirt, in Wittenberg am 23. Mai 1520 ein J. S. aus Neunburg in der Diöcese von Regensburg. Wiederum in Wittenberg antwortet „pro bibliis“ am 20. März 1521 ein also schon mit dem Priesteramt betrauter „vir venerabilis“ J. Schlachinhauffen „e Morauia“, wie Luther als präsidirender Decan der theologischen Facultät selbst eingetragen hat. Am 21. März 1521 wird derselbe zum Baccalaureus biblicus promovirt. Bedeutet nun Moravia hier die Heimath oder das Land der bisherigen, eventuell auch spätern Amtsführung? Bedeutet es Mähren oder gar die Gegend jener württembergischen Orte Weilerstadt und Weil das Dorf? Ist erheblich, daß unser S. in der Köthen'schen Kirchenordnung statt Schenke das in Anhalt ungebräuchliche böhmische Kretzmer (Krečma) benutzt? Unser S. war, wie Luther am 9. April 1536 auch von ihm sagt, in frischer Luft erzogen und an solche durch seinen früheren Wohnsitz gewöhnt. Das paßt auf Weil wie auf die Regensburger und manche andere

Gegend. Unseres Schlaginhausen's Schwiegersohn Johann Oberndorfer war Prediger in Regensburg. Der Familienname S. begegnet in Süddeutschland öfters. Dortige Verwandte können mit unserem Köthner Beziehungen unterhalten haben u. s. w. Man bleibt bei Vermuthungen stehen. Sicher taucht unser S. erst im November 1531 auf und zwar in Luther's Hause zu Wittenberg. Wenngleich über die erste Hälfte seines Lebens also nichts fest steht und bis jetzt nur vermuthet werden darf, daß er schon in den zwanziger Jahren seine Studien unter Luther, Melanchthon u. s. w. mag vollendet und dann irgendwo als Schullehrer, Caplan, Diakonus, Pfarrer in kirchlichem Dienst oder geistlichem Amt gestanden haben, wo er ohne Zweifel sich so bewährt hat, daß Luther's und des ganzen evangelischen Freundeskreises von Wittenberg volle Anerkennung und wohlwollende Gesinnung, ja auszeichnender Verkehr und thatkräftige Hilfe nur als das wohl erworbene Ergebniß kernhafter Tüchtigkeit und Verwendbarkeit, pastoralen Geschickes, Verdienstes und Erfolges des Gastes kann angesehen werden, um so erfreulicher ist es, daß wir von seinem fest erwiesenen Auftreten ab innerhalb und an der Wiege der reformatorischen Bewegung von ihm selbst sofort nach dem Erlebniß niedergeschriebene, höchst werthvolle Aufzeichnungen von Luther's Tischreden, Meinungsäußerungen, Urtheilen und gelegentlichen Aussprüchen verschiedenartigen Charakters überkommen haben, die schon mit dem November 1531 anheben und bis zum September 1532 reichen. Man darf wol annehmen, daß er damals gelegentlich stellvertretend für Luther selbst, der öfters kränkelte, und den noch längere Zeit in Lübeck zurückgehaltenen und erst im April heimgekehrten Bugenhagen zu predigen und sonst zu amtiren hatte. Wenigstens verkehrte er damals ohne Unterbrechung mit Luther. Das von Wrampelmeyer 1885 herausgegebene, von Dr. Conrad Cordatus geführte Tagebuch über Dr. Martin bis 1537, brachte bereits eine stattliche Reihe von Aufzeichnungen, die sich ausdrücklich an Schlaginhausen's Namen anknüpften und den von Luther mit ihm geführten Gedankenaustausch genügend kennzeichneten. Durch die sachkundige und einsichtsvolle Bemühung des Professors W. Preger haben wir nun aber 1888 das originale Werk unseres S. selbst „Die Tischreden Luther's“ erhalten, welches von Cordatus als seine Quelle neben den Aufzeichnungen von Veit Dietrich ausdrücklich mit genannt wird, wenn auch etwas geringschätzig als Krümeln, Brocken, „micae“, welches aber deutlich erweist, daß Cordatus von Flüchtigkeiten, Mißverständnissen und Willkür nicht ganz freizusprechen ist, wenngleich er sonst reiches und werthvolles Material uns zu bestem Dank geboten hat. S. tritt uns überall als ein damals zu Schwermuth neigender Mann entgegen, der nicht davon ablassen kann, über Versuchungen und Anfechtungen zu klagen, die ihn beängstigen, ihm den Seelenfrieden rauben, ihn leicht erregen und ihn tief niederschlagen, so daß man ihn nur glücklich preisen kann darum, daß er offenbar zufolge seiner gesellschaftlichen Gewandtheit und angenehmen Umgänglichkeit sowie seiner lautern Religiosität in Luther's Hause eine sichere Zuflucht und freundliche Aufnahme gefunden hat, wo er sein sehr häufig bekümmertes Herz voll ausschütten, den ihm mit wirklicher Engelsgeduld reichlichst gewährten Trost und Zuspruch entgegennehmen und immer wieder von neuem sich aufrichten konnte. S. tritt uns auch später noch als finanziell bedürftig in mittelloser Lage entgegen, die ihn neben inneren Anfechtungen arg bedrückte. Wir finden ihn in Wittenberg als verheiratheten Mann vor. Möglicherweise stand er schon in zweiter Ehe. Ob häusliche Noth und Familiensorge ihn auch noch mit gequält und fortwährend beunruhigt hat, entzieht sich bis jetzt noch unserer Kenntniß. Er wird uns als lieber Gast in der Wittenberger Wohnung des frommen Magisters Georg Helt v. Forchheim bekannt, jenes Führers und Erziehers der jungen anhaltischen Fürsten Georg und Joachim bei ihren Leipziger Universitätsstudien, jenes vertrautesten Freundes von eben diesem Fürsten Georg dem Gottseligen. Von keinem

geringeren als Magister Nicolaus Hausmann aus Freiberg in Sachsen (s. A. D. B. XI, 98 f.) wird dem Gevatter und Gast Helt's Ern S., dem gemeinsamen durch den „Blutleim“ Christi mit beiden copulirten Mitbruder das Ehrenprädicat „perhumanissimus“ ertheilt, in einem Brief an Helt vom 28. September 1532 aus Dessau mit schönen Grüßen und allen Segenswünschen in dem Herrn an das Ehepaar und mit der hauptsächlichen Anfrage, wohin denn nun jetzt S. gekommen sei, also an welchem Ort er eine feste Anstellung erhalten habe. Es mag hierbei angemerkt sein, daß der Name S. meist in der latinisirten Form „Turbicida“ begegnet, die S. selbst in seinen lateinischen Briefen benutzt, und gelegentlich in den griechischen Bildungen „Ochloplectes“ und „Typtochlios“. Das von ihm gebrauchte kleine ovale Siegelbild mit I. S. zeigt einen Mann, auf dessen Haupt zu von links her eine Taube fliegt, und der, die Linke in die Seite gestemmt, mit einer Keule auf einen Haufen von Schlangen oder derartigem Gewürm, das sich ringelt und aufbäumt, losschlägt. Wir beschränken uns hier, um die Art und Weise des Verkehrs anzudeuten, auf ein Beispiel von Schlaginhausen's Unterredungen mit Luther. S. ward am Sylvesterabend 1531 in Luther's Wohnung von einer Ohnmacht befallen und dort zu Bett gebracht. Luther sprach: „Der Herr soll dich schelten, Satan!“ und fuhr ermahnend fort: „Dieser sollte der Engel des Lebens sein und wird zum Engel des Todes. Er versucht uns mit Lüge und Ermordung. Ihr müßt dieser Versuchung gewohnt werden und euch nicht fürchten, laßt sie euch vielmehr lieb sein. Denn auch David hat sie an sich erfahren und ich merke sie öfters an mir. Wiewol ich heute einen feinen Tag gehabt habe, so habe ich nichts gemerkt außer naturgemäßer Schwäche im Kopfe. Laßt sich die Gottlosen fürchten (Johann) Cochläus (in Dresden), (Johann) Faber (den Erzbischof von Wien), den Markgrafen (Joachim I. von Brandenburg). Das ist Versuchung des Geistes, die geht uns nichts an, denn wir sind Diener Gottes. Wenn wir nicht Gottes Diener sein wollen, wer wollte es denn sein? Deshalb gehen solche Versuchungen nicht uns an, sondern die Gottlosen.“ Darauf seufzte S.: „O meine Sünde!“ Luther tröstete: „Ich schlage euch vier Zeichen vor, sie dem Satan und der Sünde entgegenzuhalten: daß ihr getauft und erlöst seid, communicirt habt und täglich im Worte Gottes unterrichtet werdet. Ob uns aber die Versuchungen ein wenig wehe thun, das schadet nichts. Wollt ihr aber unsern Herrgott anrufen, so wirds euch sauer. Wenn ihr die heilige Anna anrufen würdet, so würde euch der Teufel bald helfen! Was ringst du viel mit den Sünden? Wenn du die Sünden Zwingli's, Carlstadt's und Münzer's hättest, bliebe doch der Glaube an Christus siegreich über sie alle. Ach, es mangelt uns allein am Glauben. Ihr dürft nicht mit Satanas disputiren vom Gesetz, sondern von der Gnade, denn der Bösewicht kann euch aus einer Laus ein Kameel machen. Satan vexirt die Frommen mit den frostigsten Argumenten. Gewichtige Argumente von Verachtung und Schmähung des Namens Gottes, von der Schwachheit des Glaubens, von frostiger Liebe, bringt er nicht gegen uns vor, sondern nur mit kleinen und erdichteten Sünden quält er uns. Er wirft uns nur mit Schrepeln (Steinsplittern) und doch fürchten wir uns, als ob er uns mit Werkstücken und Häusern bewürfe. Summa summarum: er ist und bleibt der Verleumder, aber Gott sei Lob, der ihm nicht gestattet, daß er uns mit großen Sünden peinigt gegen die erste Gesetztafel, weil wir's nicht aushalten könnten: er vexirt uns nur mit kleinen Possen. Gott will ihm die Ehre nicht geben, daß er uns mit wahren Sünden zerfleischen dürfte.“ Die Werthfülle der Aufzeichnungen Schlaginhausen's gegenüber denen von Veit Dietrich und Conrad Cordatus besteht, wie Preger sagt, darin, daß er bei klarer Auffassung und offenem Sinn für das Individuelle und Charakteristische uns Luther's Wort und Weise in möglichster Unmittelbarkeit wiedergibt, daß er nicht bloß das Wort, den Gedanken seines väterlichen Freun=

des sicher auffaßt, sondern auch die äußerlichen Umstände, die Veranlassung, die besondern Zeiten darstellt, unter denen der Gedanke in Worte gefaßt wurde. In Luther's Familie war S. hochgeschätzt wegen seiner allzeit bereiten Dienstfertigkeit und treu helfenden Liebe. Luther's Liebe begleitete ihn auch auf seinem ferneren Lebenswege. Schlaginhausen's Sohn hieß Martin. Doch wol nach Luther? S. scheint schon im Mai 1532 Magister gewesen zu sein, wie er später immer heißt. Wenigstens weist folgendes darauf. Er machte da einmal ein recht saures Gesicht, wie er erklärte, weil es seinem Nachdenken nicht gelingen wollte, das Gesetz vom Evangelium zu scheiden. Da meinte Luther: „Ja, lieber Meister Hans, wenn ihr das könnt, so seid ihr Doctor" und stand auf, nahm sein Baret ab und sagte: „Wenn ihr das könnt, so will ich zu euch sagen: Lieber Herr Doctor Johann, ihr seid gelehrt, Paulus und ich habens noch nie dahin können bringen." In eben so hoher Achtung stand er bei Melanchthon, so daß begreiflich ist, wie man bemüht war, ihm ein Pfarramt zu verschaffen. Luther fand auch schon zu Michael 1532 ganz in der Nähe von Wittenberg eine Pfarre für ihn in dem Städtchen Zahna, im Amt Wittenberg des sächsischen Kurkreises. Die Verhältnisse dort waren nicht vorzüglich, trotzdem Zahna ein uralter Sitz derer v. Weberden und der Kurfürsten war. Die materielle Lage der Bevölkerung sowol in den Städten als auf dem platten Lande war kaum im Stande, einen günstigen Einfluß auf die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse auszuüben. Die Baufälligkeit der meisten Pfarrgebäude trat bei der fortgesetzten Weigerung der baupflichtigen Gemeinden allgemein hervor, wenn auch die niedrig besoldeten Geistlichen mit eigenen Mitteln vorschußweise eingegriffen hatten. Zumal nach dem Bauernaufruhr von 1525 kamen die Pfarrkinder mit Unwillen ihren Verpflichtungen nach, die kleinen Bezüge an Ostereiern, Weihnachtsbroten und anderen Victualien den Kirchendienern zu entrichten. In manchen Gemeinden mangelte ein gutes Einvernehmen mit dem Pfarrer (vgl. Burkhardt, Sächsische Kirchen- und Schulvisitationen 1524—45. 1879). Zahna hatte erst nach der ersten Visitation vom 16. November 1528, die Luther selbst mit Propst J. Jonas, Hauptmann Hans Metsch u. s. w. ausführte, neben dem Pfarrer und Schulmeister einen Prediger oder Caplan erhalten (vgl. F. Winter, Die Protokolle der Kirchenvisitation in den Neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins 1857, IX, 3, 121 bis 132). Inbetreff der Einkünfte war die kleine Pfarre leidlich, als S. sie auf die Wahl des Raths und der Gemeinde zufolge huldvoller kurfürstlicher Bestätigung erhielt. Bei der nächsten Visitation am 21. April 1533 ward der Gemeinde aufgegeben, ein besseres Pfarrhaus zu bauen. Auch eine Aufbesserung an Wiesewachs u. a. erfolgte. Durch Briefwechsel mit Helt und persönliche Besuche, an deren Erwiderung es nicht gefehlt haben wird, unterhielt S. stets regen Verkehr mit Wittenberg, so daß, wenn er einmal nicht von allem und jedem, was dort aus Zeitungen und nach persönlichen Meldungen bekannt ward, unterrichtet war, er sofort klagte, nicht auf dem Laufenden erhalten zu sein. Freilich auch in Zahna hatte der hypochondre Mann stets zu klagen und er hat es hier nur ein Jahr lang ausgehalten. Warum er dann fortging, ist nicht bekannt; gedenkt er doch der Gemeinde in Zahna später nur mit Wohlwollen. Vielleicht ist es doch nur der Wunsch nach einem größeren Wirkungskreis, der ihn veranlaßte, einer Berufung nach Köthen zu folgen, ob schon zu Michael 1533, ist noch unbekannt. Sicher ist, daß er im December 1533 bereits als Pfarrherr an der städtischen St. Jacobskirche stand. Er hatte Luthern Mispeln gesandt als Probe der Früchte seiner neuen Heimath. Dieser dankt ihm am 12. December nicht ohne erneute kräftige Mahnworte: „Ungern höre ich, daß ihr zuweilen noch betrübt seid, so doch Christus euch so nahe ist als ihr euch selbst, und will euch ja nicht fressen, weil er sein Blut für euch vergossen hat. Lieber thut dem from-

men treuen Mann die Ehre und glaubt, daß er euch lieber habe und günstiger sei, denn Doctor Luther und alle Christen. Wes ihr euch zu uns versehet, des versehet euch vielmehr zu ihm. Denn was wir thun, das thun wir von ihm geheißen. Aber er, der es uns heißt thun, der thuts von natürlicher Güte und ungeheißen.“ Auf Helt's Frage, wie es ihm in Köthen gehe, antwortet er: „Ich halte mich in Köthen zurück, ich nehme mich zusammen und freundschaftlich suche ich zunächst überall Fühlung zu gewinnen, aber ich eile mit Weile. Ich habe ein bäuerisches Volk von sächsischem Charakter, hoffe jedoch, daß es mit Gottes Hilfe Christus durch mich in möglichst einfältiger Weise kennen lernen soll.“ Er ersucht Helt, Gott mit ihm zu bitten, daß Christus Wachsthum verleihe, damit er mit reichlicher Frucht in der so großen Ernte die Garben zu sammeln vermöge. Der umfassenden weitern Evangelisation Köthens war längst vorgearbeitet worden. Am 10. November 1524 ist als Pfarrer Martin Kaufmann bezeugt, dessen Geneigtheit zur Reformation in der Wolfgangstadt Köthen anzunehmen ist. Cyriacus Gercken, der einstige Kistenmacher, 1523 evangelischer Caplan an St. Nicolai zu Zerbst, später Pfarrer und Superintendent in Bernburg, taucht am 28. März 1531 am Köthen'schen Hofe als Prediger auf (s. A. D. B. VIII, 784). Auf diesem Grunde baute S. weiter. Sein Wunsch ist ihm in Köthen erfüllt worden. Ein Hauptwerk seiner dortigen Amtsthätigkeit erhielt in einer auf Befehl Fürst Wolfgang's veranstalteten Kirchenvisitation seine Grundlage. Das dabei abgefaßte Protokoll und den an den Fürsten erstatteten Bericht kennen wir noch nicht. Wahrscheinlich ist mit der Visitation schon 1534 begonnen worden, da die seitens des Dessauer Hofes durch Pfarrer Gregor Peschel und Hofprediger M. Hausmann ausgeführte bereits am 14. September 1534 anfing. Hieran schloß sich der Erlaß einer Kirchenordnung für den Köthen'schen Landestheil, deren Nothwendigkeit sich bei der starken Ungleichmäßigkeit der Ceremonien bei Taufen, Beichten, der Communion, dem Messehalten, in Ehesachen, in der Tröstung der Kranken, bei Begräbnissen, beim Kirchgang der Wöchnerinnen, bei den Gesammtgebeten an den Adventssonntagen, zu Neujahr, Epiphanias, Charfreitag, Ostern, Pfingsten, Mariä Verkündigung herausgestellt hatte. Es waren auch Unschicklichkeiten zu rügen, wie z. B. daß ein Geistlicher die Messe hielt, ohne das Meßgewand angelegt zu haben, im Alltagskleide, in dem er jeweilig auch mit den Bauern in der Schenke saß. Die Kirchenordnung schließt sich ganz an die Wittenberger Kirchenbräuche an, weshalb es eingangs heißt: „Am ersten aber sollen alle Pfarrherren wissen, daß ich mich mit meiner Kirche zu Köthen in allen Ceremonien richte nach der Wittenbergischen Kirche, allein daß ich das Evangelion in der Messe lasse lesen gegen dem Volke, welche man zu Wittenberg singt. Ich hab's aber mit Willen und Wissen unseres lieben Herrn und Vaters Doctor Martinus gethan, welcher auch gesagt, wenn's zu Wittenberg nicht wäre angefangen zu singen, er wollt's auch lassen lesen.“ Da die Dessauische Kirchenordnung bereits im März 1534 Luther's Zustimmung erhalten hatte, wird man mit der Annahme nicht fehlgreifen, daß die Köthen'sche der allerersten Dienstzeit Schlaginhaufen's bei Fürst Wolfgang entstammt, der schon längst vorher in dem ihm unterstehenden Lande manches reformirt hatte. Es darf nicht befremden, daß private oder amtliche Mißhelligkeiten oder Verdrießlichkeiten, wie sie Jedem begegnen können, jeweilig in S. den Wunsch hervorzurufen vermochten, seine derzeitige Stellung in Köthen mit einer andern womöglich lohnendern und angenehmern vertauschen zu können. Luther schlägt ihn dem Fürsten Wolfgang am 9. April 1536 für Wörlitz vor, wo ganz in der Nähe des Orts mehr Laubwald sei und leichtere und bessere Luft als in Köthen, denn in Anhalt wollte er ihn nicht gern missen. S. war bereit, zumal wegen der Nähe Wittenbergs, nach Wörlitz zu gehen. Der Fürst ging aber auf

den Vorschlag Luther's, der auch bereits seinen Schützling bestimmt hatte, in Köthen bei seinem gnädigen gütigen Herrn zu bleiben, nicht ein und hat S. sattsam deutliche Beweise von landesväterlichem Wohlwollen auch bezüglich der Aufbesserung seines Diensteinkommens gegeben. Wie er auf seinen Rath bei der Abtei München-Nienburg schon seit 1534 rechnete, wie er für ihn bei Erkrankung besorgt war und Hülfe schaffte, wie für gastliche Gelegenheit seine Küche versorgt wurde, wie er ihn auszeichnete, indem er ihn 1537 in Schmalkalden und 1540 in Bernburg die anhaltische Kirche mit vertreten ließ, wie er ihm sein Vertrauen schenkte bei Unterricht und Erziehung eines lieben Neffen, wie er ihm Land verlieh: über alle solche Gnadenbeweise liegen uns Zeugnisse vor. Wieviel derartiges mag unnachweislich sein! Fürst Wolfgang verleiht ihm am 4. Decbr. 1538 erblich um des willen, daß er in Köthen Gottes Wort fleißig gepredigt und gelehrt hat und darin getreulich fortfahren soll, eine Hufe Landes auf der Köthener Stadtmark um 2 Neugroschen jährlichen Erbzinses. Am selben Tage um der Zunahme und Erbauung willen, welche die Stadt Köthen ihm verdankt, 2 Stücke Landes in der fürstlichen Breite vor dem Halle'schen Thore zu einem Weingarten, um einen Gulden jährlichen Erbzinses, nachdem er durch Kauf Nickel Georg's Theil auch an sich gebracht hatte. Am 11. December 1538 gestattete ihm Fürst Wolfgang einen Fahrweg nach diesem Garten durch die fürstliche Breite. Das Land, eine halbe Hufe, war dem Pfarrherrn vom Rath zu Köthen verehrt worden und S. hatte davon ein Drittel zu einem Garten gemacht. Auf Anlaß seines Fürsten nahm S. schon an den Vorarbeiten zu dem Schmalkalder Convent von 1537 seit Mitte des Jahres 1536 Theil. Man faßte in Köthen im Januar 1537 infolge des vom Papst Paulus III. am 2. Juni 1536 erlassenen Ausschreibens wegen des auf den 23. Mai 1537 angesetzten Conciliums zu Mantua seine Bedenken zusammen. Man müsse bezüglich der Ausrottung der Ketzerei erfahren, was der Papst für ketzerisch und verdammt halte und ob in Mantua vom Glauben solle disputirt und gehandelt werden. In das Bedenken der deutschen Fürsten und Stände müsse gestellt sein, den Kaiser nochmals an seine Zusage zu erinnern, daß das Concil in deutscher Nation solle gehalten werden. Man müsse erkunden, wer Richter und Arbiter sein solle. Seine kaiserliche und königliche Majestät sei vor Anfang des Concils zu ersuchen, Contumaz zu verhüten und die Bahn zu brechen. Das Concil sei zu beschicken, wenn unparteiische Schiedsrichter vorgeschlagen seien; den weltlichen Räthen sei anheimgestellt, was die Abgesandten zu handeln haben und wie Sicherung zu erlangen sei. In Schmalkalden sei mit Beirath der Wittenberger Theologen zu besprechen, wer geschickt werden solle. Fürsten und Stände lassen sich von den Predigern nicht sondern, diese nicht von jenen und die Gelehrten lassen sich unter sich selbst nicht trennen, die weltlichen Räthe hätten zu entscheiden, unter welcher Bedingung weltliche Mandate des Papstes oder des Concils sollten angenommen werden, die Fürsten und Stände bestimmen, wer mit nach Schmalkalden genommen werden solle. Wiederaufrichtung von Secten und Orden, die durch Gottes Wort gestürzt seien, dürfe als unevangelisch nicht statthaben. Christliche Ceremonien sollten verbleiben, auch die Kirchengüter zu frommen Zwecken verwandt werden, Theologen und Juristen hätten zu berathschlagen, wie man sich gegen die unchristliche Gewalt des Papstes verhalten solle. Ueber den kaiserlichen Frieden und friedlichen Stillstand haben die Juristen zu befinden. Die neu in die Einung gekommenen solle man als Mitgläubige nicht lassen, denn es sei zu wünschen, daß die ganze Welt das Evangelium annehme. Die Fürsten müßten in eigner Person zu Schmalkalden einkommen oder ihre bevollmächtigten Gesandten neben denen der Stände dort haben. Zu Anfang Februar 1537 begaben sich Fürst Wolfgang und seine Vettern Fürst Johann und Joachim nebst

den Gelehrten Konrad Feigenbutz, Pfarrer an St. Nicolai zu Zerbst, Georg Helt aus Forchheim zu Dessau und unserem S. auf die Reise über Eisleben, Wiehe, Erfurt und Hohenkirchen nach Schmalkalden. Die 3 Gelehrten unterzeichneten am 24. Februar die Artikel. Zangemeister's Ausgabe derselben von 1883 und 1886 zeigt die Handschriften in Lichtdruck. Magister S. neben Dr. med. Sturz, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius begleitete Luther auf der Heimreise, die dieser am 26. Februar über Tambach antrat, das ihm um Mitternacht für sein schweres Steinleiden zum Phanuel (1. Mose 32, 30) ward. S. eilte sofort nach Schmalkalden zurück, den noch dort Verbliebenen die frohe Nachricht, Melanchthon Luther's eigenen Brief und dem Kurfürsten den Bericht der Begleiter zu bringen. Vor des päpstlichen Legaten von der Vorst Herberge rief er laut sein „Lutherus vivit!" zweimal hinauf. Kurfürst Johann Friedrich lohnte dem treuen Eilboten mit 10 kostbaren Denkmünzen seinen Liebesdienst. Die Lossagung der protestantischen Reichsstände von der Gewalt des Papstes war in Schmalkalden 1537 erreicht (vgl. Köstlin, Martin Luther[2] 1883 II, 402 ff.). Da Melanchthon erst am 6. März Schmalkalden verließ, war es S. infolge seiner Rückkehr aus Tambach vergönnt gewesen, vom 27. Februar ab noch mehrere Tage an den Berathungen der Theologen und der Fürsten über den päpstlichen Primat Theil zu nehmen. Die Unfertigkeit und Unsicherheit der äußern Lage der evangelischen Kirche und der Mangel einer Kirchenverfassung ließ sehr bald nach dem Schmalkaldener Tage, schon im Frühjahr 1539 auf dem Frankfurter Convent eine kirchliche Aussöhnung dringlich erscheinen. Kurfürst Johann Friedrich faßte für den 1. März 1540 eine erneute Zusammenkunft der Fürsten und Theologen in Schmalkalden ins Auge. Die Wittenberger Gelehrten gaben ihr Gutachten am 18. Januar ab. Den anhaltischen Theologen war von ihren vier Fürsten in gleicher Sache, Vertheidigung des Augsburgischen Bekenntnisses und der Apologie, sowie Erwägung, ob auch und wiefern und weit in etlichen Artikeln zeitlicher Sachen und äußerlicher Dinge halber mit Gott und Gewissen möchte zu weichen sein, die Abfassung einer Erklärung befohlen worden. Sie erfolgte zu Bernburg am 17. Februar durch den emeritirten Dr. Konrad Feigenbutz aus Zerbst, Dr. Cyriacus Gercken, Pfarrer zu Bernburg, unserm Magister S., Magister Johann Rosenberg, Pfarrer an St. Nicolai zu Zerbst und Severinus Sthaer, Pfarrer zu Neustadt-Bernburg. Natürlich wiesen sie jede Abänderung der Confession von 1530 ab und beharrten bei den Schmalkaldischen Artikeln von 1537, namentlich dem Hauptartikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, dann aber bei den Artikeln über das Abendmahl und die Priesterehe, sowie bei Verwerfung der Privatmesse. Hinsichtlich der Ceremonien verstanden sie sich zu Aenderungen, falls dieselben von Luther, Melanchthon, den übrigen Wittenbergern und den diesen gleich stehenden Gelehrten gebilligt würden. Wegen äußerlicher Kirchenordnung und Zucht, des Fleisch- und Fischessens oder dergleichen, wollten sie sammt ihren Pfarrkindern kaiserlicher Majestät gebührlich gehorsamen, falls ihnen das Gewissen nicht beschwert würde. Manchfache verbessernde Zusätze und Erläuterungen verdankten die Geistlichen den Anregungen und dem Beistand des kenntniß- und erfahrungsreichen Fürsten Georg III. bezüglich der Beibehaltung von Bischöfen, ihrer Rechte und Befugnisse, gleicher Gebräuche bei Beichte und Communion, der schriftlichen Abfassung einer beständigen Kirchenordnung, nöthiger Einsetzung von Superattendenten mit bestimmten Rechten in kirchlicher Censur, wegen der Ordination, wegen der obrigkeitlichen Vocation und des Patronatsrechtes, hinsichtlich der Ehesachen, der antinomischen Irrlehren, eines Vergleichs mit den Böhmen, des Mißbrauchs, die Leute vor der Communion im allgemeinen zu absolviren und die besondere private Absolution fallen zu lassen, der Bekämpfung und Bestrafung lasterhaften Wandels. Alle

diese Punkte wurden den Wittenberger Lehrern zur Erwägung und Mitbeachtung anheim gestellt. Fürst Wolfgang äußerte sich über die Artikel und die den beiden Kanzlern Ludwig Rabe aus Köthen und Johann Ripsch aus Dessau mitzugebende Instruction von Köthen aus am 28. Februar, unmittelbar vor seinem eilenden Abreiten gegen Schmalkalden. Die Kanzler wurden instruirt. Der damalige Abschied datirt vom 15. April. Die Aussichten auf eine Aussöhnung hatten sich in Schmalkalden so günstig gestaltet, daß der Kaiser für den Juni einen Convent der katholischen und protestantischen Stände nach Hagenau ausschrieb. Bei seiner Amtsführung hat es S. nie an Beistand seiner Wittenberger Lehrer und Freunde und der Dessauer Theologen, sowie der anhaltischen Fürsten, insbesondere des Fürsten Georg III. gefehlt. Ein Schreiben von Justus Jonas an Fürst Georg von Anhalt vom 14. April 1545 mißbilligt Schlaginhausen's Härte, Schroffheit und Lieblosigkeit bei der geschwinden, angeblich rein willkürlichen und unmotivirten Absetzung eines armen kranken Dorfpfarrers zu Paschleben, Ludwig Lambsdorp, der deshalb für eine Stelle in Reppichau zwischen Köthen und Dessau empfohlen wird. Von Schlaginhausen's schriftlichen Arbeiten in Zahna und Köthen besitzen wir nur in seiner Handschrift fünf Briefe an Helt, „ein gemein Gebet für die ganze Christenheit um Förderung göttliches Wortes und um unsere liebe geistliche und weltliche Obrigkeit" zur Zeit des Reichstags, vielleicht des Regensburger Tags von 1542 und weitere Gebete, in einer Abschrift eine den Text klar darlegende und bei aller Schlichtheit fesselnde Predigt vom 19. August 1543 über Lucas 10, 23 „Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet" von der Plerophorie, der rechten Versicherung und Gewißheit des wahren Glaubens und der Erlangung derselben vom heiligen Geist durch Gottes Wort. Von seinen mannigfachen Superintendenturgeschäften — der Titel Superattendent taucht als der seinige erst in der Mitte der vierziger Jahre auf — sind Acten nicht mehr vorhanden. Nur gelegentlich erfahren wir, daß 1561 Magister Albertus Christianus die Köthner Superintendentur als Schlaginhausen's Nachfolger inne hatte, so daß S. also vielleicht schon um 1560 gestorben ist. Ob der damalige Caplan Magister Johann Schopfel bereits S. zur Seite gestanden hat, ist noch unbekannt.

Als Schlaginhausen's Kinder werden genannt Elenda, Anna und Martin, als sein Schwiegersohn, anscheinend Elenda's Gatte, Johann Oberndorfer, 1578 und 1580 Prediger in Regensburg, als Martin's Nachkomme zu gleicher Zeit Cantor Johann Ohler in Köthen, der dem Prediger 1580 von dem Schlaginhausen'schen Erbtheil eine halbe Hufe auf Köthner Stadtmark und den Garten vor dem Hallischen Thor abkaufte.

Vgl. G. Bossert, Johann Schlaginhauffen in D. Luthardt's Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 1887, Heft 7. — Tischreden Luther's nach Joh. Schlaginhausen. 1888. — Herzogliches Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst.

F. Kindscher.

Schlagintweit: S., eine Familie von Gelehrten (Arzt, Naturforscher, Orientalist), aus München. Die Familie stammt aus Oberösterreich. Confessionswechsel hatte eine Spaltung bewirkt; der evangelische Theil zog sich mit anderen Glaubensgenossen in das Gebiet des deutschen Ordens, Ballei Franken, und in den Kirchenbüchern des Pfarramts Weiboldshausen, Amtsgerichts Ellingen erscheint der Name von 1671—1707. Im Quellgebiet des Regenflusses tritt die Familie Mitte des vorigen Jahrhunderts auf; als Sohn eines Bäckers wurde am 7. December 1791 zu Regen Joseph August Wilhelm Schlagintweit geboren. Durch Vermittlung des Benedictiner-Conventuals Wührmann kam der Knabe zum Studium und auf das Gymnasium zu Passau, dann ins Lyceum nach München und bezog

von hier die Universität Landshut. Als Studium wählte S. die Medicin; mit der Dissertation „de Cataractarum origine“ wurde die Doctorwürde erlangt. Ein staatliches Reisestipendium gewährte die Mittel zu einer Studienreise nach Wien und Prag; durch zahlreiche Staar- und andere Augenoperationen an Menschen und Thieren, die unterwegs auf Ersuchen der Herrschaften ausgeführt wurden, kamen die Gelder zusammen zu einer Rundreise über ganz Deutschland. Die Reise ging von Prag über Dresden nach Berlin, von hier nach Göttingen, Marburg, Gießen, um über Frankfurt a. M., Würzburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg und Augsburg wieder an ihrem Ausgangspunkte München zu schließen. Die Abreise von München fand am 17. November 1816 statt, die Rückkehr am 31. Juli 1818. Das 22 Bogen enthaltende Reisejournal voll reicher Einträge gibt durch seine eingehende Beschreibung der besuchten öffentlichen Anstalten ein werthvolles Bild von der Einrichtung der Heilstätten, wie sie damals an den Universitäten und in Landstädten bestanden. Als Ergebniß der Reisebeobachtungen erschien 1818 die Schrift: „Ueber den Zustand der künstlichen Pupillenbildung in Deutschland“ mit Beschreibung des vom Verfasser zu dieser Operation erfundenen Instrumentes „Regenbogenhaut-Häkchen, Iriankistron“. 1821 erhielt S. die Erlaubniß zur selbständigen Ausübung der Praxis in München. Bereits am 1. Mai 1822 gründete er seine Privat-Heilanstalt für Augenkranke; diese anfangs sehr einfach eingerichtete Anstalt begründete den Ruf des Inhabers als Augenarzt und wurde später in ein geräumiges Haus übergeführt. 1828 schrieb S. einen „Entwurf zur neuen Organisation des Medicinal-Armenwesens der Haupt- und Residenzstadt München“, 1836 wurde er leitender Arzt des Cholerahospitals des Grafen von Arco-Valley, das vom 7. November 1836 bis 1. Februar 1837 eröffnet war und legte die Ergebnisse der ärztlichen Behandlung nieder in der Schrift „Praktische Erfahrungen und Beobachtungen über die epidemische Brechruhr in München“. Auf Veranlassung der bairischen Medicinalbehörde wurde sodann 1852 für die Hebammen eine Anleitung zur Verhütung der bösartigen Augenentzündung bei Neugeborenen verfaßt. Für die Heilanstalt für Augenkranke gaben jährliche Berichte ausführliche und medicinisch lehrreiche Aufschlüsse über die behandelten Krankheiten. 32 Jahresberichte haben den Gründer der Anstalt zum Verfasser; nach seinem Tode wurde die Anstalt vom Staate als ophthalmologische Klinik der königlichen Ludwigs-Maximilians-Universität übernommen und der bei diesem Anlasse veröffentlichten Denkschrift ist zu entnehmen, daß in der Anstalt von 1822—54 unter Schlagintweit’s Leitung 18 220 Augenkranke, darunter 718 am grauen Staar Erblindete behandelt wurden. Seit 1837 war S. dirigirender Arzt des königlichen Blindeninstituts, 1839 wurde ihm der Titel eines königlichen Rathes, 1842 der Verdienstorden vom heiligen Michael verliehen. Am 10. August 1854 machte ein Choleraanfall seiner segensreichen Wirksamkeit ein Ende. (Vgl. Dr. J. B. Zimmermann, Einleitung zum 33. Jahresbericht, München 1855.) Von seinen Söhnen haben sich als Gelehrte und Schriftsteller einen Namen gemacht:

Hermann, Adolf und Robert v. S. Hermann wurde am 13. Mai 1826, Adolf am 9. Januar 1829, Robert am 27. October 1833, sämmtlich in München geboren. Die beiden älteren Brüder blieben von Jugend an eng aneinandergeschlossen und arbeiteten ihr ganzes Leben hindurch mit einer selbst bei Brüdern seltenen Neidlosigkeit zusammen. Zur Erziehung der Knaben, die ihre Mutter nach langem Krankenlager im Alter von 13 und 10 Jahren verloren, hatte der meist außer dem Hause beschäftigte Vater junge Philologen als Hauslehrer an sich gezogen. Die Wahl des Vaters fiel stets auf charakterfeste junge Männer und ihrer Pflichttreue ist es mit zum Verdienst anzurechnen, daß

sich ihre Zöglinge durch größte Ausdauer auszeichneten. Dieselben besuchten das Gymnasium, fanden aber unter dem steten Umgang mit fachgebildeten Erziehern Zeit, neben dem Lehrstoff der einzelnen Classen die neueren Sprachen sich anzueignen und der Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien nachzugeben. Der Vater ließ die hervortretenden Anlagen durch Privatunterricht fördern; dieses frühzeitige Eintreten in Studien, die naturgemäß der Universitätszeit zufallen, hatte jedoch auch seine Schattenseiten und kaum konnte der ungeduldige Adolf dazu gebracht werden, sämmtliche Gymnasialklassen zu absolviren. Mit dem Uebertritt an die Universität waren beide Brüder zu litterarischen Arbeiten befähigt und bereits unterm 21. September 1847 begegnen wir ihrer ersten publicistischen Leistung; unter diesem Datum ist von Hermann in der Beilage Nr. 13 zur Allgemeinen Zeitung vom 13. Januar 1848 ein Aufsatz über „die Gletscher des Oetzthales“ veröffentlicht. Gemeinschaftlich zeichnen die beiden Forscher zum erstenmal im „Ausland“ vom 10. Juli 1848 ihre durch neun Nummern dieser Zeitschrift sich fortsetzenden Schilderungen aus den Hochregionen der Alpen. Diese Arbeiten sind das Ergebniß von zwei Reisen, welche in den Jahren 1846 und 1847 gemacht wurden; ihr Begleiter war dabei der jüngere Bruder Eduard, damals Zögling des königlich bairischen Kadettencorps, der auf diesen Reisen die Erfahrungen zu seinen späteren Beobachtungen in Marokko sammelte. Auf den Wunsch des Vaters war Hermann bei der medicinischen Facultät eingetreten, konnte aber dem Berufe als Arzt keinen Geschmack abgewinnen und wandte sich endgültig den naturwissenschaftlichen Fächern zu, als die Mitarbeit des jüngeren Bruders gesichert war. Unter dem 20. Juli 1848 promovirte Hermann in München mit einer Abhandlung über ein Instrument zur Winkelmessung, im nächsten Winter Adolf mit einer geognostischen Arbeit. Im Mai 1849 siedelten die Brüder nach Berlin über, wo sie sich durch zahlreiche Abhandlungen in Poggendorff's Annalen und anderen Fachzeitschriften vortheilhaft einführten; am 24. Juni 1849 hatten sie die Ehre, zum erstenmale von Alexander v. Humboldt empfangen zu werden. Humboldt schätzte an den jungen Forschern, daß sie ebenso glücklich im Erringen des Materials der Beobachtung sind, wie in der Verallgemeinerung des Materials (Brief aus dem Beginn des Jahres 1850) und stellt ihre Arbeiten über die östlichen Alpen dem Werke von Saussure an die Seite. „Gestaltung der Erdoberfläche und ihr Einfluß auf Temperatur der Luft, des Bodens und der Quellen, auf geographische Vertheilung und Physiognomie der Vegetation; Durchsichtigkeit der Luftschichten, Schneehöhe, Gletscher, chemische Analyse der in den Eisröhren enthaltenen Luft, — alles ist mit den Hilfsmitteln, welche der seit Saussure's Tod so riesenhaft fortgeschrittene Zustand unseres physikalischen, geognostischen, botanischen Wissens darbietet, sorgsam durchforscht. Ich darf mich auch auf das Zeugniß des ersten Geologen unserer Zeit, Leopold v. Buch, der catonisch streng, nicht zu übermäßigem Lobe bereit ist, berufen. Meinem Lebensberufe als Gelehrter getreu, sind meine Hoffnungen immer auf die neuen Geschlechter gerichtet, auf daß unter dem Schutze deutsch gesinnter, edler Monarchen deutscher wissenschaftlicher Ruhm genährt und zu neuem Glanz erhoben werde.“ Mit diesen Worten empfahl Humboldt unter'm 4. April 1850 „die zwei noch sehr jungen, gründlich gelehrten und was jetzt so selten, mit anmuthiger Bescheidenheit auftretenden Naturforscher, die ein Jahr unter uns gelebt und hier eine Auszeichnung und Achtung genossen, die seit langer, langer Zeit keinem anderen jungen Gelehrten zu theil geworden ist“, der Huld und hilfreichen Aufmerksamkeit ihres Landesherrn, dem hochsinnigen Könige Maximilian II. von Baiern. Vom August 1850 datirt die Vorrede zu den „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen“. Mit 2 Karten, 11 Tafeln und zahlreichen in den Text gedruckten

Holzschnitten (Leipzig 1850). Dieses Werk bringt die bisherigen Beobachtungen in den östlichen Alpen zum Abschluß und ist A. v. Humboldt zugeeignet. Im Winter 1851 treffen wir die Brüder in England, wo sie sowohl in der dortigen Gelehrtenwelt, wie in der Gesellschaft hohe Gönner fanden. Unterm 28. Juni 1851 habilitirte sich Hermann an der Universität Berlin als Docent für physikalische Geographie und ging unmittelbar nachher mit seinem Bruder an die Erforschung der westlichen Alpen. Unterm 23. August 1851 gelang es den eifrigen Forschern, als die ersten die Spitze des Monte Rosa zu erklimmen; die um 7,1 Meter höchste Erhebung war wegen Einzahnungen des Kammes und Steilheit der Felsen nicht zu erreichen und ist unseres Wissens auch seither nicht gewonnen worden. (Die Besteigung ist beschrieben in der Illustrirten Zeitung Nr. 556 vom 25. Februar 1854.) Im Herbst 1852 gingen die Brüder in die bairischen Voralpen und lieferten ein Relief der Zugspitze, des höchsten Gipfels der deutschen Alpen. Am 12. März 1853 habilitirte sich Adolf an der Universität München als Docent für Geologie.

Robert hatte die Brüder in das Gebiet der Zugspitze begleitet und unternahm im Herbste 1853 selbständig eine Erforschung der Gebirgsmassivs des Kaisergebirges.

Die Gesammtergebnisse der Untersuchungen der drei Brüder in den schweizerischen, italienischen und bairischen Alpen sind vereinigt in dem Werke: „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen. Mit einem Atlas von 22 Tafeln“ (Leipzig 1854). König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nahm die Widmung des Werkes an. Im Atlas zeigt sich zum erstenmal die große künstlerische Ausbildung der Gelehrten; ihre Ansichten der wichtigsten Spitzen und Thäler der Monte Rosa-Gruppe zählen in der dortigen Gegend noch heute trotz der hohen Vollendung, welche die Photographie erfuhr, zu den treffendsten Alpenbildern. Von der Genauigkeit der örtlichen Beobachtung geben ehrendes Zeugniß die beiden Reliefs der Monte Rosa-Gruppe und der Zugspitze im Maßstabe von 1 : 50 000 (galvanoplastisch vervielfältigt, Leipzig 1854). Vgl. Dr. O. Funke, Die Schlagintweit'schen Reliefe (Leipzig 1855, 22 S.).

Durch Vermittlung A. v. Humboldt's wurde der geistreiche König Friedrich Wilhelm IV. auf das Brüderpaar aufmerksam, bezeichnete es ihrer Unzertrennlichkeit wegen scherzend als „das siamesische“ und wandte den Forschern sein ganzes Wohlwollen zu. Seitens der Directoren der Ostindischen Compagnie wurde auf Anstehen von Sabine und Murchison die Ausdehnung der 1846 von Elliot im indischen Archipel unternommenen magnetischen Untersuchungen auf die Halbinsel Indien hinauf bis zum 37. Grad nördlicher Breite in dem damals eben zugänglich gewordenen Himalayastaat Kaschmir in Aussicht genommen. Humboldt, zu Rath gezogen, machte auf seine Günstlinge als geeignete Gelehrte hierzu aufmerksam; der König nahm sich des Vorschlags an und wußte die Einwürfe, welche gegen die beiden Brüder wegen ihrer Jugend, wie wegen ihrer Nationalität erhoben wurden, dadurch zu beseitigen, daß er am 27. Februar 1853 eine „gemeinschaftliche“ Expedition vorschlug, zu deren Kosten König wie Compagnie beitrügen. Dieser Gedanke fand seitens des damaligen Gesandten Preußens am Hofe von St. James, Freiherrn Christian v. Bunsen, gleich ausgezeichnet als Gelehrter, wie als Diplomat, unermüdliche Förderung und schon unterm 23. April konnte Bunsen ein vorläufiges Abkommen dahin melden, daß die Compagnie zu den Kosten der Reise eine Summe von eintausend Pfund Sterling jährlich aussetze, während der hochherzige König diesen Betrag aus seiner Privatschatulle bis zu der damals veranschlagten Summe erhöhte. Bald darauf siedelte Adolf nach London über; seine Schritte wurden von Bunsen und Humboldt getragen, sowie wirksam unterstützt durch die Bemühungen des bairischen

Gesandten Freiherrn v. Cetto und die lebhafte Theilnahme, welche dem Unternehmen seitens der Vertreter der Wissenschaft die Royal Society und namens der Directoren der Ostindischen Compagnie der um die Eroberung wie die wissenschaftliche Erforschung der westlichen Provinzen von Indien gleich verdiente Oberst Sykes entgegen trugen. Ende Mai war die Entsendung der beiden Brüder nach Indien zur Durchführung einer magnetischen Aufnahme Vorderindiens gesichert. Mit großem diplomatischen Geschicke wurden von Adolf die Verhandlungen zur Erweiterung der Aufgabe der Reisenden weitergeführt und auch die Begleitung des jüngeren Bruders Robert als Assistenten erwirkt, obgleich einflußreiche Tagesblätter gegen die Bevorzugung der Fremden und die Entsendung „der ganzen Familie“ manches Unangenehme zu sagen wußten.

Auf dem Dampfer „Indus“ schifften sich die Reisenden am 20. September 1854 in Southampton ein, nahmen den Weg zur See über Gibraltar und Malta nach Alexandrien, querten Unterägypten unter theilweiser Benutzung der neuen Eisenbahn in 3 Tagen, gingen in Suez auf dem Dampfer „Oriental“ wieder auf See, mußten in Aden das Schiff wechseln und landeten in Bombay am 26. October. Heute beansprucht eine Seereise aus London nach Bombay nur 20 1/2 Tage. Die Ankunft wird an A. v. Humboldt in einem längeren Schreiben gemeldet, das die Eindrücke der Reise, wie die während der Seefahrt und auf dem Ueberlandwege angestellten Beobachtungen schildert und mit den Worten schließt: „Es weiß hier Jedermann so gut wie in England, daß Ew. Excellenz allein die Veranlassung unserer Entsendung nach Indien gewesen sind“. Die Reisenden verstanden es rasch, sich die Gunst der maßgebenden indischen Behörden zu erwerben; besondere Unterstützung lieh ihnen Lord Elphinstone, damals Gouverneur von Bombay, der große Reisen im nordwestlichen Indien ausgeführt hatte.

Am 2. December brachen die Brüder von Bombay nach Madras auf. Adolf nahm den südlichen Weg über Mahabaleschwar, durchforschte die Klüftungen der Westghats und stieß in Puna mit seinen Brüdern zusammen, die nach dem Dekhan auf der großen Heerstraße emporgestiegen waren. Bis Bellari ging die Reise gemeinsam; dann studirte Adolf die nördliche Abdachung der Ostghats, während die beiden anderen Brüder sich südlich wandten und ab Bangalore verschiedene Wege nach Madras einschlugen. Auf dieser Reise, die ausschließlich zu Pferd zurückgelegt wurde, nehmen den breitesten Raum in den Tagebüchern die geologischen Aufzeichnungen ein. Calcutta erreichten die drei Brüder zu Schiff und stiegen nach den Gangesebenen empor. Von hier wurde Centralindien im Amarkantak-Gebirgsstock von Robert untersucht, während Adolf unaufhaltsam nach Süden drängte, um sich über die geologische Beschaffenheit der Gebirgszüge zu unterrichten, welche am oberen Rande des Dekhans den Gewässern ihre Ost-Westrichtung aufdrängen. Robert gehört zu den ersten Europäern, die sich in das gefürchtete, von Sagen umwobene Amarkantakgebirge wagten, dessen Bewohner zu den rohesten Völkern Indiens, wahren Wilden, gehören. Während Robert sich den Staaten Rewah und Gwalior zuwandte, überschritt Adolf das Vindhya-Gebirge, sowie die östlichen Fortsätze der Satpura-Kette und machte erst am Meere, im Deltagebiete des großen Godaveri-Stromes Halt. Die Reise gehörte zu den ausgedehntesten, welche in damaliger Zeit ausgeführt wurden; sie beanspruchte nur die kurze Frist von sieben Wochen (19. December 1855 bis 7. Februar 1856) und begründete durch die reiche geognostische Ausbeute das hohe Ansehen, dessen sich Adolf in Indien als Geologe erfreute. Eine wichtige Ergänzung erhielten diese Beobachtungen durch die Aufnahmen, die Adolf in den darauffolgenden Monaten im südlichen Indien anschloß. Vom Radschamandri segelte Adolf nach Madras und von hier nach kurzem Aufenthalt nach der französischen Besitzung Ponditscherri, trat von hier

im Palki oder der Tragbahre die Landreise über Tritschinapalli an — schon damals Station der seither mit so überraschenden Erfolgen wirkenden christlichen Missionen — und stieg nach dem Gebirgsstock der Nilgiris empor. Ueber das Tafelland Maissur kehrte Adolf in weitem Bogen nach Madras zurück und verließ dieses am 21. März 1856 zu Schiff für Calcutta.

Assam, das Thal des Brahmaputra, suchte Hermann auf; im ersten Theil der Reise galten die Studien den Verästelungen, wie sie unter der Vereinigung der gewaltigen Wassermassen des Ganges und Brahmaputra im unteren Lauf dieser Ströme entstehen. Die Reise wurde vom Fuße des Himalaya am 15. August 1855 direct in Booten angetreten und darin fortgesetzt hinab bis Dacca und wieder aufwärts bis Silhet, wo der Südfuß der Khassia-Berge erreicht war. Die ruhige Bootfahrt war der Ausführung großer Zeichnungen und Aquarellgemälde günstig und gehören diese zu den farbenreichsten Stimmungsbildern, welche die Brüder zurückbrachten. Leider zog sich Hermann durch den 44tägigen Aufenthalt auf dem Wasser während der Regenzeit ein schleichendes Fieber zu, wozu sich ein bösartiger Karbunkel auf dem Rücken gesellte. Einem Eingeborenen mußte der nothwendige Schnitt überlassen werden und von dem Kräfteverlust, den Hermann durch diese Erkrankung erlitt, erholte er sich zeitlebens nicht mehr, wenn auch der Aufenthalt im Khassia-Gebirge vom 29. September bis 16. November 1855 in Höhen nicht unter 1200 Meter in der kalten und günstigsten Jahreszeit augenblickliche Stärkung brachte. Aufenthalt und Durchquerung der Khassia-Berge gestalteten sich für Hermann zu einem der erinnerungsreichsten Abschnitte der ganzen Reise; zu naturhistorischen Arbeiten aller Art und Anfertigung von Zeichnungen trat zum erstenmal in größerem Umfang die Beschäftigung mit anthropologischen Fragen (Menschenmessungen, Abgypsen des Vordergesichtes, Sammeln gut beglaubigter Menschenschädel und ganzer Skelette), sowie die Anlage ethnographischer und zoologischer Sammlungen.

Ins Thal des Brahmaputra hinabgestiegen, verweilte Hermann 2 Monate in Assam und dehnte seine Reisen nördlich bis in den Himalaya, östlich bis zum Austritt des Brahmaputra aus dem Gebirge aus. Gestützt auf Bestimmungen der Wassermenge der bei Sadiya sich vereinigenden Gebirgsflüsse hielt sich Hermann für berechtigt, nach den Angaben der Eingeborenen den Lohit als Quellfluß des Brahmaputra zu betrachten; neuere Reisen anglo-indischer Kundschafter erweisen für den Lohit zu geringe Längenausdehnung, um ihm diese Ehre zuzuerkennen und jetzt gilt als Oberlauf des Stromes der Dihang, in Tibet Tsang-po genannt.

Die Feststellung des Einflusses der Gesteinsarten und größeren Gebirgsmassen auf die Magnetnadel gehörte zur besonderen Aufgabe der Reisenden und konnte nur durch Eindringen in das größte Gebirgssystem der Erde, des Himalaya mit dem ihn nördlich abschließenden Künlün gelöst werden; eine Erforschung dieses Gebirges entsprach auch in hohem Grade den Neigungen der Brüder und waren sie zu einer solchen Aufgabe durch ihre Vorstudien in besonderer Weise befähigt. Demgemäß sehen wir die Reisenden mit der größten Ausdauer sich in diesem Gebirge bewegen.

Zwischen 16. November 1855 und 30. Januar 1856 gelang Hermann ein Vorstoß von Gauhati, Assam, über Mangaldai und Udalguri in das Gebiet des Lamas oder Klosteroberen über Tawang. Die Erwartung, bis zur Wasserscheide des südlichen Hauptkammes des Gebirges vorzudringen, erfüllte sich nicht, die Lamas weigerten Träger und Führer. Hermann mußte in Narigun in 1110 Meter Höhe Halt machen, konnte aber von Aussichtspunkten einen Ueberblick über die Hochgipfel erhalten, deren nächstgelegene bereits den Montblanc überragen

und kehrte mit einer reichen Ausbeute an Kartenskizzen und Zeichnungen nach Tezpur in Assam zurück.

Von Mai bis August 1855 führte Hermann einen äußerst lohnenden Besuch von Britisch Sikkim aus und verband damit die Erforschung der Ketten westlich davon: der Sandakphu-, Phallut- und Singalilaberge. Hermann entfaltete hierbei eine ganz staunenswerthe Thätigkeit. Lange Beobachtungsreihen, große Panoramen, 32 kleinere Zeichnungen und eine stattliche Sammlung der seltensten Gegenstände des buddhistischen Cultus aus den Klöstern Pemiongtschi, Saimonbong und den Vorräthen des gelehrten Tschibu Lama, der damals in Dardschiling seinen Landesherrn, den Fürsten von Sikkim, vertrat, sind die Frucht dieser Reise.

Während Bhutan und das unabhängige Sikkim zu den verschlossenen Gebieten gehörten, so erfreute sich Hermann bei seinem Besuche von Kathmandu, der Hauptstadt des Königreiches Nepal, das den mittleren Theil des Himalayagebietes einnimmt, eines Parwâna-Geleitsbriefes des Herrschers. Einen vollen Monat (14. Februar bis 13. März 1856) konnte Hermann in Nepal zubringen; zu den Feststellungen, die er dort mit Erfolg vornahm, gehört die Ermittelung von Gaurisankar, „der Siva und seine Gattin Gaurî einschließende Berg“, als den Eingeborennamen für den höchsten Berg der Erde von 8840 Meter Höhe. Die Engländer hatten den Berg Everest genannt nach dem verdienten Vorstande des indischen trigonometrischen Amtes und wollten Hermann zuletzt 1886 den Ruhm streitig machen, den Eingeborennamen bestimmt zu haben; die Sache ist aber inzwischen zu Gunsten des deutschen Forschers klargestellt (vgl. E. S. in Petermann's Mittheil. 1888, S. 338 u. 1890; Survey of India Department, Dehra Dun 1890).

Während Hermann im Osten des britisch-indischen Reiches Beobachtungen anstellte, nahmen Adolf und Robert das mittlere Indien, Hindustan und die Gebirge nördlich davon in Angriff. Die Reise von Calcutta über Patna, Benares, Allahabad, Fatehgarh und Bareli bis Bhabar am Fuße des Gebirges unterhalb Nainital beanspruchte damals mit der Eilpost — nur von Calcutta bis Bardwan waren 110 Kilometer Eisenbahnen eröffnet — volle vier Wochen; heute ist Bhabar Endpunkt der Bahn und die Eilzüge verkehren in 40 Stunden. In Nainital erforderten die magnetischen Beobachtungen und die Vorbereitungen zur Reise ins Hochgebirg einen Aufenthalt von fünf Wochen. Am 17. Mai 1855 brachen die Brüder auf nach Munschyari (Schimpti), dem Winterquartier der tibetischen Bevölkerung. Robert warb hier die erforderlichen Träger an und erwartete seinen Bruder in Milam, in 3439 Meter Sommeraufenthalt der Bewohner. Adolf führte inzwischen in der großartigen Gletscherwelt südwestlich von Milam seine erste Hochgebirgsfahrt aus. Auf dem Pindar wurde zum erstenmal Gletschereis betreten, in Höhen von 5000 Meter der Einfluß der verdünnten Luft empfunden; die Wirkung schrieben die Begleiter der Ungunst der Götter zu und hatte Adolf dagegen Schafe opfern zu lassen. Der Junimonat wurde von Milam aus mit unermüdlichem Fleiß zu Bergbesteigungen und Beobachtungen auf Hochjochen zugebracht, wobei die stattliche Höhe von 5675 Meter erklommen wurde. Nicht weniger als 63 Gletscher erster Ordnung waren auf den Karten einzutragen, darunter solche von 18 Kilometer Ausdehnung. Mit den von und nach Tibet verkehrenden Karawanen fand eifriger Verkehr statt; werthet doch der Handelsumsatz während der Sommermonate in diesem sonst einsamen Hochthale eine halbe Million Mark, weil die tibetische Regierung den dortigen Bhutias die Vergünstigung zugesteht, die den Hindus der Ebene noch heute verweigert wird, die Märkte in Tibet zu befahren. Die hier angestellten Menschenmessungen und gewonnenen Sammlungen tibetischer Handschriften wie Handelsgegenstände gehören zu den werthvollsten der ganzen Reise. Ebenso umfassend gestalteten sich die zoologischen

und botanischen Sammlungen. Am 4. Juli brachen die Reisenden zu einem Abstecher nach dem chinesischen Tibet auf. Zuerst wurde während drei Tagen Nachtlager in der gewaltigen Höhe von 5646 Meter genommen; dann sollte in die Ebene des Satledsch-Flusses hinabgestiegen werden. Eine chinesische Grenzwache nöthigte die Forscher anfangs zu einem beschwerlichen Marsche längs der Grenze in westlicher Richtung; nach zwei Tagen entzogen sie sich unter Verkleidung der Ueberwachung durch einen zwanzigstündigen eiligen Ritt, ihre Verfolger holten sie aber ein und erst nach längeren Verhandlungen mit dem chinesischen Mandarin in Daba, einer hochinteressanten Höhlenstadt, deren sämmtliche Häuser in den weichen Lößboden eingeschnitten sind, erwirkte ihr Reisevorstand, ein angesehener Bhutia aus Milam, die Weiterreise bis zum 5351 Meter hohen Tsako (Tschoko-)La, einem Passe in der Wasserscheide zwischen Satledsch- und Industhal. Die Reisenden suchten gegen die Vereinbarung Gartok zu erreichen, fanden sich aber unerwartet einer Abtheilung von mehr als hundert tibetischen Soldaten gegenüber und gingen nun in südwestlicher Richtung zurück, bestiegen noch mit Meß- und Zeichentisch den 5702 Meter hohen Gunschankargipfel in der Trans-Satledsch-Kette, folgten im Thale dem Satledsch-Flusse bis zum großen buddhistischen Kloster Mangnang und kehrten dann nach Britisch Garhwal zurück. Der Aufenthalt in Tibet umfaßt die Zeit vom 4. Juli bis 12. August; zahlreiche astronomische und Höhenbestimmungen, reiche naturhistorische und ethnographische Sammlungen wie 20 Zeichnungen sind das Ergebniß dieser an Entbehrungen wie Anstrengungen denkwürdigen Ausbiegung nach Norden. Eine neue Leistung ersten Ranges knüpft sich an den Rückweg. Von Mangnang aus wurde das Gepäck auf dem 5606 Meter hohen Manapasse nach dem Pilgerort Badrinath vorausgeschickt, wo im Sommer an 50,000 Hindus zum Schrein des Gottes Wischnu wallfahren; die Forscher selbst stiegen östlich davon den Ibi-Gamin-Gletscher empor, der vom 7752 Meter hohen gleichnamigen, auch Kamot genannten Gipfel sich herabsenkt. In der gewaltigen Höhe von 5888 Meter wurde auf der Gletschermoräne das letzte Nachtlager genommen; am nächsten Morgen begünstigte festgefrorener Schnee den Anstieg und erst bei 6766 Meter machte die eigenthümliche Erschöpfung, welche unter dem verringerten Drucke der Luft eintritt, dem weiteren Anstiege ein Ende. Diese Höhe von 6766 Meter ist die größte Erhebung, zu der sich je eines Menschen Fuß zu wissenschaftlichen Zwecken erhob. Ueber einen Paß von 6234 Meter erfolgte der Abstieg nach Badrinath in 3169 Meter Höhe.

Die großartige Natur ließ die Reisenden nicht zur Ruhe kommen. Mit dem ihm auszeichnenden Drang nach Klarheit kehrt Adolf verkleidet über den Nanapaß nach Tibet zurück, gewinnt am Bogo-La (südwestlich von Tsako-La) mit 5856 Meter Höhe wieder einen Ausblick auf die Trans-Satledsch-Kette, vervollständigt seine Karten und steigt voll befriedigt über den 5560 Meter hohen Nilangpaß in das Thal des Ganges-Quellflusses Bhagirati ab. Nach Uebertritt in das Tonsthal wird ein längerer Halt auf dem Kidarkanta gemacht, ein Gipfel von nur 3811 Meter, aber ein Aussichtspunkt ersten Ranges, von welchem aus eine umfassende Zeichnung der großartigen Rundsicht aufgenommen wurde. Durch die stete Uebung hatte sich Adolf eine solche Sicherheit in Wiedergabe der Gebirgslinien angeeignet, daß dieses Panorama wie die Mehrzahl der späteren Ansichten mit Feder und Tinte zu Papier gebracht ist. Ohne Aufenthalt ging es thalabwärts nach Masuri, wo zum erstenmal nach monatlangen ununterbrochenen Gebirgsreisen wieder Verkehr mit Europäern möglich wurde. Robert ging von Badrinath über Dschosimath thalabwärts bis Gopeswar (Tschamoli gegenüber), stieg dann über Ukimath nach Kedarnath auf und berührte auf dieser Reise die trotz ihrer abgeschiedenen Lage aus ganz Indien besuchten Wallfahrts-

orte im Quellgebiete des Ganges. Die Jahreszeit war indessen weit vorgerückt; auf beschneiten Hochjochen wurde der Uebergang nach Kharsali im oberen Dschamnathale erzwungen und den merkwürdigen heißen Quellen von Dschamnotri ein Besuch abgestattet. Am 21. October sind beide Brüder in Masuri vereint und eilen nun mit einem großen Troß von Beobachtungsmanuscripten und Sammlungen aller Art der hindustanischen Tiefebene zu, um die kühle Jahreszeit, die Hermann im Brahmaputrathale zugebracht hatte, zu den bereits beschriebenen Reisen hinab bis nach Madras in die Nilgiris auszunutzen. Erst im Monat April 1856 wird den drei Brüdern die Freude, in Simla vereinigt zu sein; die Instrumente werden verglichen und die Erforschung des westlichen Gebirges in Angriff genommen.

Am 3. Mai 1856 brachen die drei Brüder nach Kulu auf, trennten sich aber schon nach dem zweiten Nachtlager. Hermann nahm die östlichste Route, folgte dem Satledschthale bis Vangtu, ging dann genau nördlich, durchschritt Spiti und betrat Westtibet, auch Ladakh genannt, über den 5637 Meter hohen Parangpaß. Mit den Ursachen und Wirkungen, welche abflußlose Seebecken in Tibet zu Salzseen gestalten, wurde Hermann bekannt am Tsomoriri, der bei 25 Kilom. Länge und 5—8 Kilom. Breite dem Starnbergersee an Form wie Wasserfläche gleichkommt, an Tiefe aber nur 75 Meter erreicht. Die hier gemachten Beobachtungen fanden 8 Tage später ihre Ergänzung am Pangkong- oder Tsomognalarisee, dem größten Wasserbecken im britischen Indien, das eine Ausdehnung von 150 Kilometer bei 8 Kilometer Breite hat. Hermann stieg von hier zum Industhal hinab, lernte in Himis zum erstenmal das buddhistische Klosterleben im großen Stil kennen und stieß am 23. Juli in Le, der Hauptstadt von Ladakh, mit Robert zusammen, der über den Baralatschapaß Tibet erreicht hatte und schon drei Wochen vorher in Le eingetroffen war. Adolf suchte Material für sein Lieblingsfach, hielt sich westlich, besuchte die Gletscher in Zanskar und überschritt dann unaufhaltsam einen Kamm nach dem andern, um möglichst bald die Hochthäler von Balti zu erreichen, oder die rauhe Provinz nördlich des Schayokflusses nach seinem Zusammenflusse mit dem Indus. Bereits am 15. Juli trifft Adolf dort ein und bleibt dort ein volles Vierteljahr, einen Gletscher nach dem andern vermessend und zeichnend. Das dortige Gebirge bildet den Südrand der als Dach der Welt bezeichneten Pamir-Hochsteppen und ist mehr vergletschert, als alle anderen Theile der Grenzgebirge der centralasiatischen Tiefebenen; der Boltorogletscher hat eine Länge von 65 Kilometer oder fünfmal mehr als die größten Gletscher der Schweiz. Am Tschorkondagletscher hielt sich Adolf eine ganze Woche in der unwirthlichen Höhe von 5900 Meter im Freien auf; von der Großartigkeit der dortigen Gletscherwelt gibt ein farbenreiches Blatt im 1. Band des Reisewerkes einen Begriff. Beim Ueberschreiten des Mustagpasses, in dessen nächster Nähe der zweithöchste Berg der Erde sich zur gewaltigen Höhe von 8619 Meter erhebt, kam Adolf als der erste Europäer mit den räuberischen Kundschut, einer tibetischen Colonie, in Berührung; er bedurfte hundert Mann, um auf dem Mustagpasse (5480 Meter) vor einem Ueberfalle sicher zu sein.

Während Adolf hier mit Bienenfleiß wichtige Bausteine zur Lösung orographischer Fragen ersten Ranges zusammentrug, führten seine Brüder Hermann und Robert eine Reise nach Turkistan über Hochsteppen aus, die noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Die Brüder brachen hierzu am 24. Juli 1856 von Le auf und erreichten ohne Zwischenfall die Höhe des Karakorumpasses bei 5568 Meter. Schon hier ließ sich durch Beobachtungen und Bergbesteigungen, die bis zu 6083 Meter Höhe ausgedehnt wurden, erkennen, daß die wasserscheidende Kette erreicht war und nicht erst der fernere Künlün die Wasser Central-

asiens von Indien abschließe. Hermann wollte diesen Punkt durch eine Ueberschreitung des Künlüns selbst über alle Zweifel erheben, und unter Verkleidung ritten die beiden Brüder am 10. August von nur wenigen Getreuen gefolgt in die „Steppen der großen Wildniß“ hinein, wie die Eingeborenen die Hochthäler bezeichnen, die Tagereisen weit den Raum zwischen den beiden Kämmen ausfüllen. Einen eigentlichen Pfad gab es nirgends, einige mitgetriebene Schafe lieferten die Nahrung. Bei empfindlicher Kälte, der manche Thiere erlagen, überstiegen die Reisenden den Künlün, erst am 15. Tage stießen sie wieder auf Menschen. Glücklich wurde die Rückkehr bewerkstelligt, in Le das zurückgebrachte hochwichtige Beobachtungsmaterial geordnet und nach Hause geschickt und der Abstieg nach dem viel besungenen Thal von Kaschmir angetreten. Hieher wandte sich auch Adolf; die letzten zwei Monate des Jahres 1856 brachten den Brüdern den Genuß gemeinschaftlicher Rückkehr nach der Pandschabebene, wo in Rawalpindi noch Standquartier genommen wurde. Am 17. December trennten sich die Brüder. Robert trat direct den Rückweg an, stieg längs des Dschehlam, Tschenab und Satledsch zum Indus hinab und folgte diesem bis zu seiner Mündung bei Karatschi; auch von hier ging es zu Land weiter. Die Insel Katsch, die Halbinsel Kathiawar wurden gequert und erst in Surat nach einem zu Pferd und auf Kameelen ausgeführten Marsch von 2400 Kilometer Länge, der 4½ Monate erforderte und in strenger Kälte begonnen, bei drückender Hitze vollendet wurde, ging es nach Bombay zu Schiff. Nach Ordnung der Angelegenheiten machte Robert einen Abstecher nach Ceylon und schiffte sich hier am 14. Mai 1857 nach Europa ein. Ebendahin gelangte Hermann einen Monat später von Calcutta aus, wohin er von Rawalpindi über Lahor, Agra und Patna mit einem Abstecher nach Nepal gegangen war. Am 30. Mai trafen sich die beiden Brüder in Kairo, schifften sich am 2. Juni in Alexandrien ein und landeten am 7. Juni in Triest.

Adolf hatte bei der Trennung in Rawalpindi den Plan, nach einem Besuche von Peschawar die Grenzgebirge gegen Afghanistan zu untersuchen. Durch die liebenswürdige Vermittelung von Sir John Lawrence wurde Adolf am 26. Januar 1857 nach Unterzeichnung des neuen Vertrages mit Afghanistan dem damals allmächtigen Emir von Kabul, Dost Mohammed, vorgestellt und er durfte vom Khaiberpaß jenseits der Grenze nach Kalabagh am Indus absteigen. In Dera Ismael Khan unterbricht Adolf den Weg nach Süden, wendet sich östlich und während ihn die Brüder auf einem Abstecher in das Biasthal (Kangra) vermutheten, hatte er sich bereits wieder dem Hochgebirge zugewandt. Ein Zusammentreffen in Peschawar mit Karawanenführern nach Turkistan hatte den Plan reifen lassen, den Künlün östlicher zu übersteigen, als es im Vorjahre seinen Brüdern gelungen war. In Lahor wurden die letzten Einkäufe an Tauschwaaren gemacht, Anfangs Mai sind in Sultanpur (nördlich von Simla) die Thiere und Lebensmittel beschafft und auf einsamen Wegen, um unbeachtet zu bleiben, ging es östlich des Karakorums zu den damals noch unbekannten Lingtsi-Thang-Hochebenen empor. Der Karakorum wurde am Kisilpasse, der Künlün in den Kilianbergen überstiegen. Mit dem Uebertritt nach Turkistan beginnen die Widerwärtigkeiten. Pferde wurden gestohlen, verdächtiges Gesindel stellte sich ein; an Stelle rastlosen Vorwärtsdringens folgt Aufenthalt in versteckten Seitenthälern am Südabhang des Künlüns. Ende Juli entsendet Adolf Diener nach Yarkand, um verlässige Nachrichten über die Gerüchte von einer politischen Umwälzung in Kaschgar zu erhalten. Herr des Landes war Wali Khan geworden, Mitglied einer Khokandifamilie, die seit Jahrhunderten nach dem Besitz des inzwischen zur chinesischen Provinz gewordenen östlichen Turkistans strebte; den Sieg, der dem Abenteurer fast ohne Schwertstreich zufiel, feierte er nach alttatarischer Sitte

durch eine Pyramide aus den Schädeln der hingerichteten Gegner, die außerhalb der Hauptstadt Kaschgar zusammengetragen wurde. Seit 1. August sah sich Adolf unter Aufsicht gestellt; es gelang ihm aber noch, Yarkand unter den Wirren zu verlassen, die ein Sturm der Chinesen mit sich brachte, der eine Stunde nach seiner Ankunft begann. Mit der Ueberlegenheit, die Europäer auszeichnet, meldet sich Adolf, in Kaschgar angelangt, bei Wali Khan zur Audienz. Die Antwort war jedoch der Befehl zu seiner Enthauptung, die sofort am 27. Aug. 1857 vollzogen wurde; sein Kopf wurde zur Spitze der Schädelpyramide verwendet. So endete die letzte Reise der Brüder, auf welcher sie theilweise Wegen gefolgt waren, die seit Marco Polo kein Europäer mehr betreten hatte.

Nach Europa zurückgekehrt, werden Hermann und Robert von regierenden Fürsten wie wissenschaftlichen Gesellschaften hohe Ehren zu Theil; am höchsten steht darunter ihre unterm 24. November 1859 vollzogene Erhebung in den erblichen Adelstand des Königreichs Baiern, dann die unterm 4. August 1864 ertheilte Genehmigung an Hermann, den Beinamen Sakünlünski (d. h. Uebersteiger des Künlün) führen zu dürfen, wozu eine Auszeichnung aus Rußland den Anstoß gab; ebenso treffend ist der Beiname Plinius Indicus III., mit welchem die altehrwürdige Leopoldino-Carolina-Akademie den Reisenden unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder aufnahm. 13 Orden zierten die Brust Hermann's, 17 Orden und Medaillen Robert.

Zur Ausarbeitung wurde das Beobachtungsmaterial einer genauen Sichtung unterworfen und in 106 Foliobände gebracht, davon enthalten 46 die eigenhändig geschriebenen Aufzeichnungen der Brüder, 38 vereinigen die magnetischen und meteorologischen Ablesungen, 22 die Pausen mit Erläuterungen von den Zeichnungen. An landschaftlichen Ansichten und Skizzen zur Festhaltung wissenschaftlich merkwürdiger Formationen wurden 749 mitgebracht; darunter befinden sich Panoramaaufnahmen von 4 Meter Länge; 484 sind als Aquarelle, als Kohlenzeichnung und selbst in Oelfarben ausgeführt. Ebenso umfassend waren die Sammlungen. Nach der endgültigen Bestimmung zählten die einzelnen Gruppen 14777 Nummern; davon entfallen 9577 auf geologische Handstücke und Erdarten, 1800 Arten auf das Herbarium, 650 auf Baumdurchschnitte und Sämereien, 750 auf zoologische Präparate, 400 auf Menschenskelette und Schädel, wie Gesichtsmasken über Lebende, diese erläutert durch 202 Messungen an Kopf und Körper; 1400 Stück zählen die ethnographischen Gegenstände, an 200 die tibetischen und indischen Handschriften wie Drucke. — Die beiden Brüder gingen rüstig an die Herausgabe ihrer Beobachtungen; zur Ermöglichung der Arbeit unter steter Benützung der Sammlungen wurde das einst fürstbischöfliche Sommerschloß Jägersburg bei Bamberg erworben. Das Hauptwerk ist englisch verfaßt, hat Großquartformat und den Titel: „Results of a scientific Mission to India and High-Asia; with an Atlas of Panoramas, Views & Maps.“ Das ganze Werk war auf 9 Bände berechnet; davon erschienen 1861—63 in rascher Folge Bd. I: Astronomical Determinations and Magnetic Observations (494 S.); Vol. II: Hypsometry (549 S.); Vol. III: Glossary and Route-Book (292 S.). Erst 1876 folgte der IV. Bd.: Meteorology (497 S.). Zahlreiche Fachrecensionen besprachen das Werk sehr günstig; das Urtheil über die farbenreichen Atlasblätter ist dahin zusammengefaßt, „daß die Natur mit den Augen des Gelehrten betrachtet und mit der Fertigkeit des Künstlers mit Stift und Pinsel festgehalten ist“. In deutscher Sprache schrieb Hermann sodann „Reisen in Indien und Hochasien“ (4 Bde. 1869—80). Für die Fortführung der „Results“ wurde der Verlust von Adolf empfindlich störend; für die einzelnen Fächer mußten aus der Reihe der deutschen wie englischen Gelehrten Mitarbeiter gewonnen werden; Abhandlungen über verschiedene Theile der Sammlungen erschienen. Je länger sich die Herausgabe jedoch verzögerte, um so mehr wurden die eigenen Beobach-

tungen durch die neuen Untersuchungen in Indien beeinflußt, zu denen Beamte und Gelehrte fortgesetzt ebenso umfassende wie bedeutende Beiträge liefern. Hermann fühlte sich bei dem zusehenden Schwinden seiner Gesundheit der Arbeit nicht gewachsen und die Aufgabe der Zusammenfassung der Einzelarbeiten zu einem harmonischen Ganzen blieb ungelöst.

Robert hatte sich inzwischen ein anderes Gebiet der Thätigkeit gesucht. Mit Decret vom 23. Februar 1864 zum außerordentlichen Professor für Geographie an der großherzogl. hessischen Universität Gießen ernannt, wurden für ihn Einladungen seitens Gesellschaften in den größeren Städten Mitteldeutschlands und der Schweiz der Anstoß, Vorträgen vor dem erweiterten Kreis erwachsener Hörer den Vorlesungen vor wenigen wißbegierigen Universitätsstudenten den Vorzug zu geben. Bis zum 7. April 1868 hatte Robert die Ergebnisse seiner indischen Reise im Deutschen Reich, in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und den russischen Ostseeprovinzen in 74 Städten vorgetragen. Im August 1868 erhielt Robert von den Vorständen des Lovell Institutes in Boston, das 1836 mit dem Legat von 1/4 Million Dollars zu dem Zweck gegründet wurde, durch wissenschaftlich gehaltene, öffentliche Vorträge Bildung zu verbreiten, die Einladung zu zwölf Vorlesungen. Robert verblieb 9 Monate in den Vereinigten Staaten, dehnte seine Reisen bis nach dem Stillen Ocean aus und hielt in 20 Städten 76 Vorträge (davon 21 in englischer Sprache, die er meisterhaft beherrschte) mit beispiellosem Erfolge.

Als Beiträge zur Kenntniß von Amerika erschienen: „Die Pacifische Eisenbahn“ (1870), „Californien“ (1871), „Mormonen“ (1874), „Prairien“ (1876). Im Sommer 1878 erschien ein eigenartiges Buch: „Robert von Schlagintweit's 1000 Vorträge“; zu dieser Leistung an öffentlichen Vorträgen in zwei Welttheilen an 400 Orten hatte es der Verfasser damals gebracht! Zur Vervollständigung seiner Kenntniß des amerikanischen Westens hielt sich Robert vom 4. März bis 6. September 1880 zum zweiten Mal in Amerika auf und schrieb: „Eisenbahneinrichtungen“ (1882), „Santa Fe und Südpacificbahn“ (1884), „Pacifische Eisenbahnen“ (nach seinem Tode 1886 veröffentlicht).

Hermann's Gesundheit war durch die Reisen in Indien untergraben; am 19. Januar 1882 unterlag er in München einem langwierigen Leiden. Aus seiner letztwilligen Verfügung ist bemerkenswerth, daß er seinen Schädel und sein Gehirn der eigenartigen Sammlung dieser Ueberreste berühmter Männer in der königl. Anatomie dortselbst bestimmte. Robert hatte sich 1880 in San Francisco eine Rippenfellentzündung zugezogen, die sich später wiederholte und am 6. Juni 1885 zu Gießen nach schwerem Siechthum Ursache seines frühzeitigen Todes wurde. Beide Forscher starben unvermählt. Nach ihrem Tode ehrte ihre Vaterstadt München das Andenken der drei Brüder durch eine Gedenktafel an ihrem Vaterhause, die im October 1886 zur Aufstellung gelangte. Zu einer großen internationalen Feier gestaltete sich am 30. November 1888 die Einweihung des Denkmals, das auf Betreiben des kaiserlich russischen Consuls Nicolai Feodorowitsch Petrowsky seitens der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft unter Mitwirkung der kaiserlich chinesischen Regierung und Unterstützung der deutschen Gesandtschaft zu Peking in Kaschgar gesetzt wurde; der Feier wohnte auch ein Deutscher bei, der österreichische Forscher Dr. Josef Troll aus Wien.

Aus den zahlreichen Nekrologen über die drei Brüder seien erwähnt: Prof. Dr. Lauth, Allg. Zeitung vom 25. Januar 1882. — Köln. Zeitung vom 9. Juni 1885. — Deutscher Jugendfreund. 1883. — R. v. S. von Dr. Zierndorf (Cincinnati 1885). — Die Sitzungsberichte der k. b. Akad. der Wissenschaften enthalten zwei Aufsätze über Adolf: 1869: Todestag von A. S.; 1890: Denkmal für A. S. in Kaschgar mit 1 Tafel und 1 Karte.

Emil Schlagintweit.

Eduard S., geboren am 23. März 1831, nahm als bairischer Oberlieutenant im 6. Chevauxlegersregiment theil an der Expedition der Spanier in Marokko, ging später nach England und Frankreich und schrieb: „Der spanisch-marokkanische Krieg 1859—60“ (Leipzig 1863); „Militärische Skizzen über England und Frankreich“ (Allg. Milit. Ztg. 1861). Er fiel als Hauptmann im bairischen Generalstab am 10. Juli 1866 im Gefecht zu Kissingen.

Emil S., geboren am 7. Juli 1835, hatte während der Reisen der Brüder in Indien die Correspondenz mit König Friedrich Wilhelm IV. und A. v. Humboldt zu vermitteln und siedelte hierzu an die Universität Berlin über, wo er Rechtswissenschaft studirte und einen überaus anregenden Verkehr mit den ersten Gelehrten der Hauptstadt pflog. Seine Arbeit, mit welcher er den Doctorgrad erwarb: „Die Erwerbung auf den Todesfall (mortis causa capio) nach römischem Recht“ erschien 1863 erweitert in den Jahrbüchern für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts von Gerber und Ihering, Jena 1863. Fast gleichzeitig brachten die Sitzungsberichte der bair. Akademie der Wissenschaften seine erste Uebersetzung eines buddhistischen Tractates (Ueber das Beichtbuddhagebet) aus dem Tibetischen, dessen Sprache er sich im Verkehr mit dem Buriäten-Lama Galsang Gombojew (vgl. über diesen gelehrten Mongolen, der Ende 1863 zu St. Petersburg verstarb: A. Schiefner in Mélanges Asiatiques 1856, p. 650) angeeignet hatte. Noch in demselben Jahre erschien in englischer Sprache: „Buddhism in Tibet illustrated by literary documents and objects of worship“ (Groß 8°, 403 Seiten). In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Bd. 18) veranstaltete Prof. Brockhaus einen deutschen Auszug; eine vollständige Uebersetzung ins Französische lieferte die Musée Guimet in Lyon 1881. Die bair. Akademie der Wissenschaften ernannte den jugendlichen Mitarbeiter auf dem Ehrenfelde seiner Brüder zu ihrem Mitgliede und veröffentlichte von ihm: „Die Könige von Tibet“ (1865), „Die Gottesurtheile der Inder“ (1866). In die praktische Berufsthätigkeit als Verwaltungsbeamter berufen, ist Emil z. Z. Bezirksamtmann in Zweibrücken. Durch den ununterbrochenen Verkehr mit seinen Brüdern und die Beschäftigung mit ihren Sammlungen befähigte er sich zur Verarbeitung eines umfassenden, durch Zusendungen der indischen Regierung fortgesetzt ergänzten, seltenen Quellenmateriales. In dem Prachtwerk „Indien in Wort und Bild“, 2 Bände in 4°, 477 Seiten mit 416 Holzschnitten (Leipzig 1880—82; die zweite „bis auf die Gegenwart fortgeführte“ Ausgabe erscheint seit 1890) ist eine „anschauliche und verläßige Schilderung von Indien geliefert, wie sie selbst England über die größte seiner Kolonien kaum besitzt“ (Petermann's Monatsber. Februar 1882; A. Weber, Deutsche Litteraturztg. 1882, S. 287; v. Scherzer, Allg. Zeitg. 1880). Emil fiel auch die Aufgabe zu, die großen Sammlungen seiner Brüder durch Kataloge und Uebergabe an öffentliche Museen dauernd benutzbar zu machen. Die verschiedenen Gruppen gingen nach Berlin in das Völkermuseum und andere öffentliche Anstalten über, die Manuscripte und Anderes blieben in München, in's Ausland kam nur wenig.

Die Briefschaften, Tagesaufzeichnungen, Urkunden und Drucksachen der Mitglieder der Familie sind jetzt in 53 Foliobänden gesammelt und befinden sich im Besitze von Emil Schlagintweit.

(Nach Mittheilungen des Verf.)

Schlayer: Johannes (v.) S. ist als Sohn des Bäckerobermeisters und Universitätskastenverwalters am 11. März 1792 in Tübingen geboren. Seine ungewöhnlichen Gaben veranlaßten den Vater, ihn im 14. Jahre das Schreibereifach erlernen und bald darauf als Studenten der Philosophie und der Cameralwissenschaft einschreiben zu lassen. 1810 ging er zum Studium der Rechtswissenschaft über. Von besonderer Bedeutung für ihn war, daß er nach

Abschluß seiner Studien in persönlichem Verkehr mit seinem früheren Lehrer Malblanc durch häufiges Zwiegespräch seine Anschauungen klar gestaltete und große Schlagfertigkeit im Reden gewann. 1816 bekam er eine Anstellung als Verwalter und Cassierer von Universitätsinstituten; in demselben Jahre wurde er durch den Freiherrn v. Wangenheim, der ihn schätzen gelernt hatte, als Secretär in das Cultusministerium berufen. Schon 1817 wurde er Kanzleidirector in den vereinigten Ministerien des Innern und des Kirchen- und Schulwesens, 1822 Regierungs-, 1824 Oberregierungsrath; den Antrag, eine Professur für Staatswissenschaft in Tübingen zu übernehmen, lehnte er ab. 1826 wählte ihn seine Vaterstadt zum Landtagsabgeordneten und er fand Gelegenheit, durch Bearbeitung der Motive zum Israelitengesetz, durch den Commissionsbericht zum Bürgerrechtsgesetz seine außerordentliche Arbeitskraft und seinen praktischen Scharfsinn zu bethätigen. Daß er auch sich nicht scheute, herrschenden Anschauungen entgegen zu treten, bewies sein 1830 gestellter Antrag, der evangelischen Kirche statt der verlangten Ausscheidung des Kirchenvermögens eine ihr vortheilhaftere Grundrente zu gewähren. Nachdem S. 1831 ein den Bedürfnissen der Universität entgegenkommendes revidirtes Statut durchgeführt hatte, wurde ihm 1832 zunächst vorläufig das Ministerium des Innern und des Cultus mit dem Titel eines Staatsraths übertragen; 1834 wurde er zum Geheimrath ernannt, 1839 endgültig zum Minister. Seine Thätigkeit wird namentlich durch das revidirte Bürgerrechtsgesetz von 1833, die Gewerbeordnung und das Volksschulgesetz von 1836, die freilich erst später zum Vollzug gelangten Ablösungsgesetze aus demselben Jahre, das Polizeistrafgesetz von 1839 gekennzeichnet. Er war es aber auch, welcher durchsetzte, daß die einst wegen Hochverraths zur Festung verurtheilten, jedoch begnadigten Abgeordneten Wagner, Kübel, Rödinger, Tafel 1833 aus der Kammer ausgeschlossen wurden; er war es, der die letztere wegen der Weigerung, den Pfizerischen Antrag gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 (s. A. D. B. XXV, 673) mit verdientem Unwillen zu verwerfen, auflöste. Die strenge Aufsicht, die er über seine Beamten führte, aber auch seine rücksichtslose Gerechtigkeit, sein Bestreben, tüchtige Kräfte ohne Ansehung des Parteistandpunktes für sein Ministerium zu gewinnen, bewirkte, daß er vielfach unbeliebt, aber allgemein geachtet war. Eine seiner bedeutendsten Leistungen in der Kammer war 1842 sein Kampf gegen den Antrag des Landesbischofs, der unter der Form einer Beförderung des kirchlichen Friedens die äußersten Ansprüche der Kirche gegenüber der Staatsgewalt erhob; einen, wenn auch Niemand ganz befriedigenden Ausweg ergriff er in der Sache des Aesthetikers Vischer, der 1844 wegen seiner Tübinger Antrittsrede heftig angefeindet worden war: S. rieth ihm, im Dienste der Wahrheit und im eigenen Interesse seine Rede drucken zu lassen, und suchte, durch vorläufige Untersagung der Lehrthätigkeit Vischer's die Gemüther zu beruhigen. Als die Bewegung des Jahres 1848 herankam, zog sich S., der streng constitutionelle, aber büreaukratische Minister zurück, übernahm jedoch im October 1849 nach Rücktritt des Märzministeriums noch einmal die Leitung, um eine Verständigung zwischen Regierung und Landesversammlung über die Verfassungsdurchsicht herbeizuführen. Das Scheitern derselben führte am 22. December zur Auflösung der Versammlung, und als S. die neuberufene nicht ohne weiteres wieder heimschicken wollte, erhielt er am 2. Juli 1850 seine Entlassung. An seine Stelle trat das Ministerium Linden. 1855 wurde er wieder in den Landtag gewählt und trat jetzt den reactionären Bestrebungen der Regierung entgegen; namentlich in der Frage des Concordats wahrte er entschieden die Rechte der Volksvertretung. Seit 1857 leidend, starb er am 3. Januar 1860, ein ausgezeichneter Jurist, ein geschäftskundiger, be-

redter, aber heftiger Mann, dessen Einfluß auf die innere Entwicklung Württembergs ein großer gewesen ist.

Schwäbische Chronik von 1860, Nr. 34 u. 35. — Unsere Zeit, 1860, S. 144. — Reyscher, Erinnerungen. — Bacherer, Salon deutscher Zeitgenossen, 1838. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte IV, 288 ff.

Eugen Schneider.

Schlayß: Joseph S., Dramatiker des 16. Jahrhunderts, wirkte zu Dettingen im Württembergischen als Diakonus. Wir besitzen von ihm ein einziges Stück: „Joseph. Die gantze Historia von dem frommen und keuschen Joseph“ ꝛc. gedruckt zu Tübingen 1593. Ganz eigenthümlich ist die Vorrede. Statt des Autors ergreift nämlich der Veranlasser dieser Bearbeitung, „Hans Pfister der jünger“ das Wort für sich und seine Spielgesellschaft, für die S. das lateinische Joseph-Drama des Hunnius, welches von Tübinger Studenten mit großem Beifall aufgeführt worden, unter Hinzuziehung des deutschen Spiels von Christian Zyrl, Schulmeister zu Weißenburg am Rhein, eingerichtet hatte. Ein deutlicher Beweis, wie stark die Schulbühne zu Ende des 16. Jahrhnnderts auf das Volksdrama zu wirken begann. Daß eine organisirte deutsche „Bande“, wie Pfister versichert, bereits mehrere Dramen mit Unterstützung der Universität und Stadtrathes von Tübingen zur Aufführung gebracht, findet in dieser Zeit nur in Frankfurt seine Entsprechung, wo eine Nürnberger Truppe 1585 und 1591 auftritt. Das Drama selbst besteht zu zwei Dritteln aus dem durch Verwerthung einer apokryphen Quelle merkwürdigen Zyrl'schen Stücke, aus Hunnius stammen die effectvollen derbkomischen Auftritte, die durch eine Gasthausscene der aus Aegypten heimkehrenden Brüder (vgl. Heinrich Julius von Braunschweig: Von einem Wirthe oder Gastgeber III, 5) erweitert sind. Widersprüche, die sich dabei nothwendig herausstellen mußten, werden in dieser handwerksmäßigen Arbeit ruhig stehen gelassen. Die Einleitung, Verlesung eines Briefes Lucifers an die Zuschauer, sie ironisch zur Ruhestörung auffordernd, stammt wörtlich aus Wickram's Tobias (1551). Sehr verdienstlich ist die individuelle deutsche Wiedergabe der lateinischen Verse, die sich oft zu wirklicher Nachdichtung erhebt. Nach S. scheint Johannes Walther sein Speculum Josephi (1603) und indirect Josephus Goezius die Tragico-Comoedia von dem heiligen Patriarchen Joseph (1612) gearbeitet zu haben.

Goedeke, Grundriß II², 387. — Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts. Wien 1887, S. 144 ff., 158 ff. — Bolte, Deutsche Litteraturzeitung 1887, Sp. 1515.

A. v. Weilen.

Schlebusch: Johann S., Bürgermeister in Hamburg, wurde zu Hamburg am 12. October 1607 als Sohn des Weinhändlers Jacob S. (geb. 1565, † 1624) geboren. Er erhielt den Unterricht auf dem Johanneum in Hamburg, das er 1625 mit einer hernach auch gedruckten Rede „Pro iustitiae eminentia“ verließ. Seine juristischen Studien begann er in Rostock, setzte sie darauf in Oxford und Orleans fort und promovirte sodann zum Licentiaten beider Rechte am 19. August 1631 in Basel. Nachdem er sodann zu seiner weiteren Ausbildung sich noch in Straßburg und Speyer aufgehalten, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er schon im J. 1639 zum Senator erwählt ward. Als solcher wurde er mehrfach zu wichtigen Verhandlungen als Gesandter an auswärtige Höfe geschickt, wie nach Wien, nach Gottorf, nach Glückstadt. Im J. 1653 wurde er Bürgermeister, starb dann aber schon am 25. Juli 1659. Er war verheirathet mit einer Tochter des Domherrn Hermann Wetken; von den beiden Söhnen, die ihn überlebten, war Friedrich Hermann (geb. 1643, † 1696) praktischer Jurist in Hamburg.

Lexikon der Hamb. Schriftsteller VI, 545. — Molleri Cimbria literata I, 593. — Fabricius, Memoriae Hamburgenses I, 242 f. — Buek, Hamburgische Bürgermeister, S. 91 f.

l. u.

Schlechtendal: Diederich Franz Leonhard v. S., Botaniker, geboren zu Xanten a. Rh. am 27. November 1794, † zu Halle a. S. am 12. October 1866. Als vierjähriger Knabe kam S. nach Berlin, wo sein Vater eine Anstellung als Stadtgerichtsdirector gefunden, nachdem ihn die Besitzergreifung des linken Rheinufers durch die Heere der französischen Republik zur Aufgabe seiner richterlichen Stellung in der rheinischen Heimath bewogen hatte. Hier in Berlin empfing S. seine wissenschaftliche Ausbildung. Als Primaner verließ er 1813 das Gymnasium zum grauen Kloster und stellte sich in Breslau, dem Rufe des Königs folgend, zum freiwilligen Kriegsdienst. Wegen körperlicher Unbrauchbarkeit nach kurzer Dienstzeit entlassen, kehrte er nach Berlin zurück und begann daselbst Medicin zu studiren, mit besonderem Eifer auch deren Hülfswissenschaften, vorzüglich der Botanik sich zuwendend. Auf Grund seiner Dissertation: „Animadversiones botanicae in Ranunculeas Candollii“ 1819 zum Dr. med. promovirt, fand er noch in demselben Jahre eine Anstellung als Custos am königl. Herbarium, zu welchem durch Ankauf der Willdenow'schen Pflanzensammlung unter Link's Directorat soeben der Grundstock gebildet worden war. In dieser Stellung verblieb S. bis 1833. Inzwischen habilitirte er sich 1826 als Privatdocent bei der Berliner philosophischen Facultät, nachdem ihm schon vorher von Bonn aus die Würde eines Ehrendoctors verliehen worden war. 1827 erfolgte seine Beförderung zum außerordentlichen Professor und als 1833 Kurt Sprengel in Halle starb, übernahm er als dessen Nachfolger die ordentliche Professur der Botanik und das Directorat des botanischen Gartens. Beide Aemter bekleidete er bis zu seinem Tode. Nach einem äußerlich wenig bewegten Leben, das nur seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und seiner Familie gewidmet war, erreichte er, bis in seine letzten Tage hinein körperlich und geistig frisch, ein Alter von 72 Jahren. Er erlag nach wenigen Tagen ernster Erkrankung einer Lungenentzündung. Schlechtendal's wissenschaftliche Verdienste wurden durch die Verleihung der Mitglied- und Ehrenmitgliedschaft seitens zahlreicher gelehrter Körperschaften, darunter der Berliner Akademie und der Londoner Linnéischen Gesellschaft, anerkannt; auch eine brasilianische Compositengattung wurde mit seinem Namen belegt. In persönlicher Hinsicht schätzten ihn seine Genossen als einen zuverlässigen Charakter von großer Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit.

Schlechtendal's litterarische Thätigkeit in der Botanik blieb auf die Systematik beschränkt. Dazu vermochte ihn theils die ihm durch seinen Vater gegebene Anregung, der, ein Freund des Systematikers Willdenow, selbst große Pflanzensammlungen besaß, theils die ihm im Anfange seiner Laufbahn gewordene Beschäftigung der Anordnung des Willdenow'schen Herbars. Nur einige kleinere Aufsätze berühren physiologische Fragen. Gegenstände der Morphologie behandelte er meist nur gelegentlich, so z. B. in seinen an Joh. Röper gerichteten Briefen über die Gräser (Bot. Zeitung 1847 u. 48). Auch seine zahlreichen Mittheilungen über Pflanzenmißbildungen sind nur Sammlungen sorgfältig beschriebener Einzelfälle. Dagegen sind seine Arbeiten über angewandte descriptive Botanik und Pharmacognosie recht umfangreich. Ein größeres Werk dieser Art ist die Herausgabe des Textes zu Fried. Guimpel's „Abbildungen der Pflanzen der preußischen Pharmacopoe“, das 2 Bände mit je 100 colorirten Tafeln umfaßt. Die überwiegende Mehrzahl seiner Arbeiten veröffentlichte S. in der Form kleinerer Dissertationen und meist periodisch fortgesetzter Journalartikel, vorzugs-

weise in den von ihm mitbegründeten Zeitschriften „Linnäa“ und „Botanische Zeitung“ (vgl. darüber Catalogue of scientif. papers, Vol. V, 1871, p. 476—81 und Vol. VIII, 1879, p. 862). Zu seinen größeren selbständig erschienenen Werken gehören die zweibändige „Flora Berolinensis“, ein seiner Zeit ganz vorzügliches Werk, das im ersten Bande (1823) die Phanerogamen, im zweiten (1824) die Kryptogamen enthält, ferner der „Hortus Halensis“, von dem fünf Einzelhefte von 1841—53 herauskamen, welche Abbildungen und Beschreibungen neuer, seltener oder kritisch zu beleuchtender Pflanzen aus dem im Titel bezeichneten Institute bringen, und endlich das freilich auch nicht vollendete, ebenfalls in fünf Fascikeln erschienene Kupferwerk: „Adumbrationes plantarum“ (1825 bis 1832), welches die Farne des Caplandes behandelt. Von der Betheiligung an der durch Chr. E. Langethal und Ernst Schenk 1841—64 in 20 Bänden veröffentlichten Iconographie der deutschen Flora zog sich S. bald zurück, wiewohl in der Litteratur sein Name bei Angabe dieses Werkes stets in Verbindung mit den genannten Autoren angeführt wird. Kleinere, gesondert erschienene Veröffentlichungen Schlechtendal's sind: „Erineum Pers.“ 1821 (aus den Regensburger Denkschriften, Bd. II); „Ueber die wilde Kartoffel (Papa cimarron) von Mexiko“ 1833 gemeinsam mit P. C. Bouché verfaßt; „De Aseroës genere“ 1847, eine anläßlich des 50jährigen Doctorjubiläums seines Schwiegervaters, des Entomologen J. Chr. Fr. Klug herausgegebene Gratulationsschrift; „Bemerkungen über die Gattung Hemerocallis und deren Arten“ 1854; „Betrachtungen über die Zwergmandeln und die Gattung Amygdalus überhaupt“ 1854; „Bemerkungen über Pontederia azurea Sw. und die Familien-Verwandten“ 1861 (aus d. Abhandl. d. Naturf. Gesellschaft zu Halle, Bd. 6). Einen großen Raum in Schlechtendal's litterarischer Thätigkeit nehmen seine Bearbeitungen der von Reisenden eingeschickten Pflanzensammlungen ein. Dahin gehören die von Fr. Sellow in Brasilien gesammelten Pflanzen, die reichen Sendungen, die Schiede und Deppe aus Mexiko einschickten, an deren Herausgabe anfänglich auch Chamisso betheiligt war, ferner Karl Ehrenberg's Sammlungen auf St. Thomas, die Pflanzen von Labrador und endlich die auf Chamisso's Reise um die Erde gesammelten Pflanzen, die zuletzt von Chamisso allein bearbeitet wurden. Die Publicationen darüber erfolgten sämmtlich in der Zeitschrift Linnäa Ausgangs der zwanziger bis Mitte der dreißiger Jahre. Die Fülle neuer Formen, welche durch diese Arbeiten bekannt wurden, sowie die Gründlichkeit ihrer Beschreibungen haben wohl vorzugsweise Schlechtendal's Ruf als Systematiker begründet. Weit mehr aber noch, als durch eigne schöpferische Leistungen wirkte S. fördernd auf die Botanik durch die Begründung und langjährige Leitung zweier wissenschaftlicher Zeitschriften. Außer der Zeitschrift „Flora“ existirte zu Anfang der zwanziger Jahre kein größeres Journal rein botanischen Inhalts. Durch seinen Vater und durch Chamisso angeregt, entschloß sich S. zur Begründung der Linnäa, „eines Journals für die Botanik in ihrem ganzen Umfang“, welches in zweimonatlichen Heften von 1826 an zu erscheinen begann. 40 Jahre lang, bis zu seinem Tode, leitete er das Unternehmen, das ihm große Opfer an Zeit und Geld auferlegte, da er zeitweilig aus eigenen Mitteln die Druckkosten bestreiten mußte. In ihren 16 ersten Bänden brachte die Zeitschrift neben Originalarbeiten aus allen Zweigen der Botanik kurze Litteraturberichte, die mit dem 17. Bande (1843) wegfielen. Nach Schlechtendal's Tode übernahm vom 35. Bande an die Redaction Aug. Garcke, in dessen sachkundiger Hand sie noch gegenwärtig liegt. Die in der Linnäa publicirten Arbeiten sind hauptsächlich descriptiven Inhalts. Ein umfassenderes Arbeitsfeld wählte sich die zweite Zeitschrift, mit deren Entstehung Schlechtendal's Name eng verknüpft ist. Es ist dies die „Botanische Zeitung“, gegründet 1843 von dem Buchhändler und spä=

teren akademischen Professor in Gießen, Dr. Phil. Phöbus aus Nordhausen, der die Redaction in die Hände der Professoren H. v. Mohl und v. Schlechtendal legte. Durch Reichthum und Gediegenheit des Inhalts, der neben Morphologie und Systematik auch die zur Zeit des Erscheinens besonders lebhaft behandelten physiologischen Fragen berücksichtigt, hat die Bot. Zeitung, wie kaum ein anderes Journal, das Studium der Botanik angeregt und gefördert. Sie ist noch gegenwärtig wol die gelesenste Zeitung ihres Faches. Fortschreitend mit der fortschreitenden Wissenschaft, hat sie, unter der Hand tüchtiger Redacteure, sich stets auf der Höhe ihrer Aufgabe gehalten. Nach Schlechtendal's Tode trat A. de Bary als Mitredacteur ein, der sie, nachdem auch Mohl gestorben, 1878 zusammen mit Gregor Kraus, 1879 und 1880 allein, 1881—86 in Gemeinschaft mit L. Just und 1887 wiederum selbständig redigirte, bis auch ihn der Tod abberief und von 1888 an die Leitung in die Hände des Grafen Solms-Laubach und des Dr. J. Wortmann in Straßburg überging. Einige Zeit lang besorgte S. noch für eine dritte Zeitung die Redactionsgeschäfte, nämlich für die „Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle", ein Sammelwerk, das allerdings nicht rein botanischen Inhalts war. Endlich sei noch erwähnt, daß S. auch in seiner Eigenschaft als Gartendirector sich äußerst thätig erwies und den Hallischen Garten zu heben wußte, wenn er auch von der Vollendung dessen, was er erstrebte, selbst nur wenig erlebte. Seine Bücher und Sammlungen erwarb der Staat und überwies sie der Universität Halle.

de Bary, Nekrolog in Bot. Zeitg. 1867 und in Verhandl. des Botan. Vereins der Prov. Brandenburg 1867. — Pritzel, Thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schlee: Christian S. heißt, ebenso wie sein Vater Oswald S., bei dem gleichzeitigen Rostocker Chronisten Scheiterer durchweg Schlee; der ursprüngliche Name aber war Slede (Schlitten), und danach latinisirten sich beide in Sledanus. Der Vater, geboren in Rostock, wurde 1579 Magister, war 1577—89 Diakonus an St. Petri daselbst, 1589—1609 Archidiakonus und 1609—13 Pastor zu St. Marien, seit 1610 zugleich Stadtsuperintendent und starb am 5. (nicht 4.) Januar 1613. Er hat eine große Anzahl Parentationen, unter andern für Lucas Bacmeister, gehalten und zum Theil drucken lassen. Für ihn selbst hielt Archidiakonus Constantin Fiedler die Leichenrede am 8. Jan. 1613. Sein Sohn Christian war geboren 1579, studirte in Rostock und Wittenberg, promovirte 1602 zum Magister, 1605 führte er in großer Versammlung in der Johanniskirche zu Rostock die Komödie von Susanna auf und eröffnete dadurch von neuem eine Reihe ähnlicher theatralischer Aufführungen, die sich fast durch ein halbes Jahrhundert verfolgen lassen und zu großen theologischen Streitigkeiten führten. Ein Verlesen in der Scheiterer'schen Chronik oder ein Druckfehler (in Vict. Aimé Huber's) Meckl. Bll. 1. (einzig.) Jahrg. Nr. 19, S. 285 hat in Bärensprung's Mater. zu einer Gesch. des Theaters in Meckl.-Schwerin S. 6 (Lisch, Jahrb. I, 86 Anm.) als diesen Aufführer einen Christianus Schlot entstehen lassen. Uebrigens war schon am Vastelabend 1558 eine Susanna in Rostock neben einer Tragoedia Agamemnonis (des Seneca?) aufgeführt. 1605 wurde S. außerordentlicher und 1609 ordentlicher Professor der Theologie; vorher schon war er am 15. Juni 1608 zum Predigtamte ordinirt, um Herzog Johann Albrecht II. zur Hochzeitreise nach Schweden als Hofprediger zu begleiten. Am 26. August 1610 promovirte er zugleich mit Johannes Affelmann zum Doctor der Theologie. 1614 wurde er als Pastor an den Dom in Schleswig berufen, wo er 1646 als Propst starb. Sein Bildniß aus der letzten Lebenszeit brachte Westphalen, Mon. ined. III, zu S. 1255; sein Testament ist im „Etwas" 1738, S. 149 abgedruckt.

Die Schriften beider s. im Etwas von Gelehrten Rostockschen Sachen 1737, 1739, 1741 und 1742 und bei J. Moller, Cimbria litt. II. — Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten VII, 20. — Scheiterer's Chronik (unvollständig und nicht genau): Neue wöchentl. Rostock'sche Nachr. und Anz. 1841, S. 281—306. — Ueber Scheiterer vgl. Krause in Hans. Geschichtsbl. Jahrg. 1885, S. 185 f. — Zeitschr. f. Schl.-Holst.-L. Geschichte XIX (1889) S. 40. Krause.

Schlegel: August Wilhelm S. wurde am 8. September 1767 als vierter Sohn Johann Adolf Schlegel's in Hannover geboren. Sein Talent für Sprache und Verskunst, vom Vater und Oheim (Johann Elias S.) ererbt, kündigte sich schon an, während er das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte. Er bekannte nachmals selbst, er sei ein leidenschaftlicher Versemacher von Kindesbeinen an gewesen. Unter anderm trug er 1785 bei einem Schulactus die Geschichte der deutschen Dichtung in Hexametern vor, seine Neigung zu Philologie und Litteraturgeschichte dadurch schon jetzt bekundend. 1786 bezog er die Universität Göttingen, wo er das Studium der Theologie sehr bald mit dem der Philologie vertauschte. Schon im Juni des nächsten Jahres verdiente er sich mit einer lateinischen Abhandlung über die Homerische Geographie (1788 gedruckt) einen akademischen Preis. Seine hauptsächlichen Lehrer waren Heyne und Bürger. Für den ersteren verfertigte er 1788 das Register zum vierten Bande seines „Virgils“; mit dem letzteren wetteiferte er bald in poetischen Versuchen. In dem von Bürger redigirten Göttinger Musenalmanach und in Bürger's Zeitschrift „Akademie der schönen Redekünste“ erschienen Schlegel's erste Gedichte gedruckt, in der Form ungemein glatt und gewandt; ihre äußere Technik war im allgemeinen die Bürger's, der denn auch seinen „poetischen Sohn“ und „Lieblingsjünger“ in prophetischen Versen volltönend pries. Seit 1789 verfaßte S. mehrere Recensionen von Werken der neuesten schönen Litteratur für die Göttinger gelehrten Anzeigen; auch sie bekundeten meistens einen reinen künstlerischen Geschmack, einen achtungswerthen kritischen Verstand, besondere Strenge und Feinheit in allem, was die äußere Form betraf, aber weder geniale Kühnheit noch ungewöhnliche Tiefe und Größe der Auffassung: der junge Kritiker war vielfach noch von den älteren Theorien und Musterbüchern einer correcten Poesie abhängig. Bedeutender erwiesen sich gleich seine frühesten ästhetischen und litterargeschichtlichen Charakteristiken, so die kritisch-philologische Abhandlung über Schiller's „Künstler“ von 1791 und namentlich der Aufsatz „Ueber des Dante Alighieri Göttliche Komödie“ (1791) mit einer vortrefflichen Schilderung des Menschen und Dichters Dante, die, überall Herder'schen Anregungen folgend, in das künstlerische Wesen des großen Italieners, in seine Zeit und Welt sich liebevoll versenkte, und mit einer möglichst getreuen Uebersetzung ausgewählter Abschnitte aus der „Divina Commedia“ im Versmaß des Originals, doch mit freier behandelten Reimen. In den folgenden Jahren setzte S. diese Uebertragungsversuche fleißig fort, und bis 1797 erschienen in mehreren Zeitschriften, besonders auch in Schiller's „Horen“, zahlreiche Proben aus Dante's „Hölle“, „Büßungswelt“ und „Himmelreich“ verdeutscht. Neben und schon vor Dante lockte namentlich Shakespeare den jungen Dichter zur Uebersetzung. Gemeinsam mit Bürger begann er 1789 den „Sommernachtstraum“ zu übertragen, ließ die Arbeit aber vorerst ungedruckt, obgleich sie die ähnlichen Versuche Wieland's und Eschenburg's schon jetzt mannigfach übertraf. Aber die Thätigkeit an Shakespeare's Dramen begleitete ihn, als er 1791 nach abgeschlossenen Universitätsstudien, vermuthlich durch Eschenburg's Vermittlung, eine sorgenfreie Hofmeisterstellung in dem reichen Muilman'schen Handelshause zu Amsterdam fand. Er wandte sich zur Uebersetzung „Romeo's“ und „Hamlet's“. Daneben dachte er an ein Trauerspiel „Ugolino“, ein Trauer-

spiel „Kleopatra“, eine Geschichte der griechischen Dichtkunst und andere Pläne, die vorläufig noch keine feste Gestalt gewinnen konnten. Dabei wurde Bürger's Einfluß immer mehr und mehr durch den Schiller's und Goethe's verdrängt, zumal seitdem S. 1794 als Mitarbeiter an den „Horen“ in brieflichen Verkehr mit Schiller gekommen war. Hatte er schon früher den Dichter der „Götter Griechenlands“ mehrfach im einzelnen nachgeahmt, so suchte er jetzt in Balladen und Romanzen, in episch-mythischen, allegorischen und sonstigen Gedichten Schiller's Stil und Geist im ganzen sich anzueignen. In Schlegel's hellenisirenden Gedichten konnte Schiller sich selbst, seine Gedanken und Gesinnungen, seine Sprache und seinen Ton wiederfinden; in der nach dem Spanischen frei bearbeiteten mohrischen Erzählung „Morayzela, Sultanin von Granada“ (1796 in G. W. Becker's „Erholungen“ gedruckt) durfte er die Schreibart seiner historischen Prosaaufsätze sorgfältig nachgebildet sehen. Noch deutlicher ließ sich Schiller's Einfluß in Schlegel's ästhetisch-theoretischen Arbeiten wahrnehmen. Obwohl S. sich selbst weniger geschickt zur philosophischen Speculation als zur Beobachtung glaubte, strebte er doch, gleich Schiller, in den „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache“ (1795 und 1796 in den „Horen“ gedruckt) das Wesen des Rhythmischen philosophisch zu erklären, ohne aber über die Anfänge dieser Untersuchung, die Ableitung des Metrischen aus der Natur des Menschen überhaupt, hinauszukommen. Anspruchsloser und fruchtbarer an anregenden Winken waren die (damals nicht veröffentlichten) Betrachtungen über Metrik, welche S. kurz vor jenen „Briefen“ für seinen Bruder Friedrich niederschrieb, durchweg hier auf die eigene Erfahrung gestützt und besonnen gegen Klopstock's metrische Schrullen polemisirend. Wie zu Schiller, so sah S. jetzt aber auch bewundernd zu Goethe auf; dessen jüngste Werke, die aus der Anschauung des griechischen Schönheitsideales geborenen Dichtungen und der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, wurden ihm nunmehr Studium und Vorbild. Dadurch geläutert, nahm er 1795 die Uebersetzung Shakespeare's auf's neue vor und schmolz die früheren Versuche, die allzu sehr an Bürger's Schule mahnten, vollständig um zu Schöpfungen, die, selbst Kunstwerke von reinster Formenschönheit, mit dem bedeutenden Inhalt auch die eigenthümliche künstlerische Form der englischen Originale getreu wiedergaben und überall den dichterischen Geist und das dichterische Wort Shakespeare's erfolgreich wahrten. Der an Goethe's Zergliederung des „Hamlet“ anknüpfende Aufsatz „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters“ (in den „Horen“ 1796) kündigte die Grundsätze dieser neuen Uebersetzungskunst an, als deren erste Proben gleichzeitig im März 1796 Scenen aus dem zweiten Aufzuge des „Romeo“ in Schiller's „Horen“ erschienen. Daran schloß sich im folgenden Jahrgang derselben Zeitschrift der Aufsatz über „Romeo und Julia“, die erste von unbedingter Bewunderung erfüllte Analyse eines Shakespeare'schen Stückes, die wirklich objectiv in den Geist und die ganze Schaffensart des fremden Künstlers eindrang. Zugleich legte S. nun aber auch den „Romeo“ vollständig verdeutscht vor und eröffnete mit ihm die Uebersetzung Shakespeare'scher Dramen, die 1797—1801 in 8 Bänden zu Berlin bei Joh. Friedr. Unger herauskam; 1810 folgte nach langjähriger Unterbrechung noch ein weiterer Halbband. Siebzehn Dramen Shakespeare's hatte S. hier übertragen: „Romeo“, den „Sommernachtstraum“, „Julius Cäsar“, „Was ihr wollt“, den „Sturm“, „Hamlet“, den „Kaufmann von Venedig“, „Wie es euch gefällt“ und sämmtliche Königsdramen von „König Johann“ bis „Richard III.“

Als er 1795 mit neuem Eifer zu dieser Uebersetzung zurückkehrte, änderte sich auch in seinen äußern Lebensverhältnissen manches bedeutsam. Im Sommer 1795 gab er seine Amsterdamer Stellung auf und ging zunächst zu seiner Mutter nach Hannover, dann nach Braunschweig. Hier traf er wieder mit Caroline geb.

Michaelis, verwittweten Böhmer (1763—1809) zusammen, der er schon einst in Göttingen seine Huldigungen dargebracht und seitdem stets, auch in schweren Schicksalen und bedenklichen, nicht ganz unverschuldeten Lebenslagen, eine treue, opferwillige Freundschaft bewahrt hatte. Mit ihr verlobte er sich, sobald er die Einwände seiner Mutter und seiner Geschwister gegen eine solche Verbindung widerlegt hatte. Auf Schiller's Einladung kam er im Mai 1796 über Dresden, wo er seine Schwester und seinen jüngsten Bruder besuchte, nach Jena, und als er hier die Verhältnisse für seine dauernde Niederlassung daselbst günstig fand, feierte er am 1. Juli 1796 seine Hochzeit mit Caroline und begründete mit ihr sein neues Heim in Jena. Von ihr wesentlich unterstützt, suchte er zumeist durch kritische Arbeiten sich sein Brod zu verdienen. Etwa dreihundert, mitunter höchst umfangreiche Recensionen schönwissenschaftlicher Schriften verfaßte er in den nächsten drei bis vier Jahren, großentheils für die Jenaer „Allgemeine Litteraturzeitung", darunter namentlich die große, tief eindringende Besprechung des Vossischen Homer (1796), die der Schiller'schen „Horen" (1796), der Werke von Chamfort (1796), der Vossischen Musenalmanache für 1796 und 1797 (1797), der Herder'schen „Terpsichore" (1797), des Goethe'schen Gedichts „Hermann und Dorothea" (1797), der Tieck'schen Uebersetzung des „Don Quixote" (1799) u. a. Ausgezeichnet durch eine reiche Kenntniß der einheimischen und fremden Litteratur, durch sorgfältige Beobachtung und scharfes Urtheil im einzelnen, stets vortrefflich in der Form und im sprachlichen Ausdruck, suchte S. als Schüler sowohl Schiller's als Herder's in diesen Recensionen philosophische und historische Kritik zu vereinigen und lieber die ihm vorliegenden Werke verständnißvoll zu zergliedern als kunstrichterlich über sie abzusprechen; vom ästhetischen Standpunkte des classischen Idealismus aus, den Goethe und Schiller vertraten, verlangte er harmonische Durchbildung von Form und Inhalt und kämpfte gegen den Modegeschmack, der sich an Iffland, Kotzebue und Lafontaine, an Räuberromanen und Ritterstücken und dergl. ergötzte. Aus seiner eigenen künstlerischen Praxis schöpfte er die Regeln, die er für die Uebersetzung dichterischer Meisterwerke ins Deutsche aussprach, hierin in der That maßgebend für immer.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Jena verschönte ihm Goethe's und Schiller's theilnahmsvolle Freundschaft manche Stunde; aber schon im Frühling 1797 wurde das letztere Verhältniß durch die kritische Frechheit Friedrich Schlegel's empfindlich gelockert, während Goethe dem jüngeren Schriftsteller stets das alte Wohlwollen ungetrübt erhielt. 1798 wurde S. auf Grund seiner Uebersetzung Shakespeare's zum außerordentlichen Professor in Jena ernannt; erstaunlich fleißig und vielseitig las er über Aesthetik, griechische, römische und deutsche Litteraturgeschichte, Methode des Alterthumsstudiums, hielt deutsche Stilübungen und interpretirte Horaz: alles jedoch ohne besonderen äußeren Erfolg. Im nämlichen Jahre 1798 lernte er während eines zweimonatlichen Aufenthaltes im Mai und Juni zu Berlin Ludwig Tieck persönlich kennen, und hier schlossen die beiden und Friedrich Schlegel den Freundschaftsbund, dem alsbald Schleiermacher, Bernhardi, Novalis und später Schelling und andere beitraten und der zur Gründung einer neuen litterarischen, der sogenannten älteren romantischen Schule führte. Das journalistische Organ derselben wurde zunächst das „Athenäum", von August Wilhelm und Friedrich Schlegel gemeinsam herausgegeben, dessen erstes Stück bald nach Ostern 1798 in Berlin erschien (im ganzen 3 Bände zu je 2 Stücken, 1798—1800). Der ältere Bruder veröffentlichte hier 1798 sein „Gespräch über Klopstock's grammatische Gespräche", später „Der Wettstreit der Sprachen" betitelt, in der Form eine harmlose Parodie jener Klopstock'schen „Gespräche", gegen die S. den früher in den „Bemerkungen über Metrik" begonnenen Kampf hier auf einer höheren Stufe fortsetzte, ferner Uebertragungen aus griechischen und latei-

nischen Lyrikern, mehrere Kritiken über Zeitschriften, Moderomane, Tieck's Volksmärchen, Uebersetzungen und anderes, eine Anzahl von „Fragmenten" über Litteratur und Kunst, 1799 das in Gemeinschaft mit Caroline unter dem Eindruck der Wackenroder'schen „Herzensergießungen eines Klosterbruders" verfaßte Gespräch „Die Gemälde", das, von Bildern der Dresdener Gallerie ausgehend, die christliche Malerei in Prosa und in mehreren eingeschobenen Sonetten äußerlich verherrlichte, die wichtigste Frucht eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Dresden im Sommer 1798, ferner den Aufsatz „Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxman's Umrisse" und die bissigen Notizen des „Litterarischen Reichsanzeigers", 1800 namentlich die boshaft verurtheilende Besprechung Matthisson's, Vossens und F. W. A. Schmidt's v. Werneuchen, die mit dem parodischen Wettgesang der drei verspotteten Poeten endigte.

Daneben war S. aber auch als Originaldichter fleißig thätig. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1800 bei Cotta und bewies die höchste Gewandtheit und Correctheit des Verfassers in der Form: die schwierigsten Vers- und Reimkunststücke schienen ihm spielend zu gelingen, der mannigfachsten antiken und modernen Versformen zeigte er sich Herr, namentlich hatte er durch eine Reihe Beispiele, die von da an allen gleichzeitigen und folgenden Dichtern als Muster galten, das deutsche Sonett auf seine reinste Form zurückgeführt. Aber die Rücksicht auf die künstliche Form herrschte so vor, daß darunter die ohnedies nicht sehr große Wärme des Empfindens litt: selbst wo Schlegel's Gefühl wirklich echt und tief war, so beim Tode seiner Stieftochter Auguste Böhmer (12. August 1800), vermochte er es poetisch nicht einfach und überzeugend wahr und warm auszusprechen. Weitaus die Mehrzahl seiner Gedichte sind kühl, glatt und marmorkalt, künstlich gemacht, durchaus ein Werk der Reflexion. Viel frischer und unmittelbarer erwies sich sein Talent in der Satire. Scharfsinnig und witzig, aber ohne persönlich verletzende Bitterkeit verspottete S. die nüchtern moralisirende, nur dem prosaischen Nützlichkeitsprincip huldigende Aufklärung in dem „schönen, kurzweiligen Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert, tragirt am ersten Januarii im Jahr 1801", halb im Stil der Goethe'schen Fastnachtsspiele, halb in dem der Tieck'schen Märchenkomödien verfaßt, im Musenalmanach für 1802 gedruckt. Zur gleichen Zeit schrieb er aber (im Herbst 1800) die ausgesucht höhnische, vernichtend grobe Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland; mit Musik; gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts". Mit burlesker Virtuosität geißelte S. hier, indem er bald die ausgelassensten Derbheiten des Aristophanes, bald die phantastische Laune Tieck's sich anzueignen suchte, Kotzebue, der soeben in seinem „Hyperboräischen Esel" (1799) die Romantiker plump verspottet hatte. In stets neuen Weisen und überkünstlichen Formen sang er immer dasselbe, das ironische Lob Kotzebue's und seiner Werke. Den Mittel- und Höhepunkt der Satire bildete das empfindsam-romantische Schauspiel in zwei Aufzügen „Kotzebue's Rettung oder der tugendhafte Verbannte", voll boshaft-witziger Anspielungen auf die meisten Werke des Angegriffenen und auf seine neuesten Schicksale in Rußland und Sibirien. Einen höheren Flug versuchte S. 1801 mit seinem Schauspiel „Jon", das am 2. Januar 1802, von Goethe vortrefflich einstudirt, in Jena, einige Monate darauf auch in Berlin von Iffland und in Frankfurt a. M. gegeben wurde und 1803 zu Hamburg im Druck erschien. S. dachte hier die Euripideische Tragödie gleichen Namens in ähnlicher Weise modern neuzugestalten, wie Goethe dies in seiner „Iphigenie" gethan hatte. Die Charaktere und die sittlichen Tendenzen des griechischen Dramas wurden veredelt, die Wahrheit ähnlich wie in der „Iphigenie" als sittlich klärende und befreiende Macht verherrlicht, die Handlung des Stücks mehr in das Innere der Hauptper-

sonen verlegt, im allgemeinen sorgfältiger motivirt und hie und da bühnenwirksamer umgebildet. Trotz der Vereinfachung der Personen, der Beseitigung des antiken Prologs und des Chores gelang das letztere jedoch nicht immer, und gerade die Abschnitte des Schauspiels, in denen S. sich am weitesten von seiner sonst bis ins Einzelne genau benutzten Vorlage entfernte, konnten dramatisch und dichterisch am wenigsten befriedigen. Sprachlich und metrisch, überhaupt formal war das ganze Werk wieder tadellos, an poetischer Schönheit überhaupt und besonders in der Rolle der Kreusa, der nunmehrigen Hauptrolle, reich; aber schon die Wahl des Stoffes, der durchaus das nationale, ja locale Interesse der athenischen Zuschauer und die griechisch-heidnische Götteranschauung voraussetzte, war verfehlt. Das Schauspiel erfuhr daher von Herder, Böttiger, Kotzebue, Merkel heftigen Widerspruch, in den vorsichtiger auch Wieland einstimmte; aber die Romantiker wetteiferten in der Anpreisung des neuen „Jon", Goethe schlug den schlimmsten der drohenden Angriffe mit rascher Gewalt nieder und verfaßte zum Schutz des Schlegel'schen Werkes am 15. Februar 1802 den Aufsatz „Weimarisches Theater", und selbst der strenge und für S. keineswegs voreingenommene Schiller urtheilte nicht ungünstig über das Schauspiel. Dem „Jon" sollten nach der anfänglichen Absicht des Verfassers noch mehr ähnliche Dramen folgen, ein „Philoponos", ein Stück „Die Amazonen"; aber S. ließ sich von diesem Gedanken leicht durch seinen Bruder abbringen. Er schrieb an einem Rittergedicht „Tristan" in Stanzen nach Ariost's Muster, indem er die mittelhochdeutschen Werke Gottfried's von Straßburg und Heinrich's von Freiberg zu Grunde legte, aber auch verschiedene Abenteuer der Lancelotsage in seine Bearbeitung des Tristanstoffes verwob. Doch gedieh der Versuch nicht über den ersten Gesang hinaus (1811 veröffentlicht). Mit Tieck zusammen gab er, doch so, daß ihm weitaus der größte Theil der Arbeit zufiel, einen „Musenalmanach für 1802" heraus, der nach langen Mühen und Vorbereitungen endlich im November 1801 erschien, großentheils von S. und seinem Bruder verfaßt, inhaltlich wenig bedeutend. Aber wenigstens zeigte er litterarisch die verschiedenen Romantiker noch innig mit einander verbunden, während sich ihr menschlich-persönliches Verhältniß schon bedenklich zu lockern begann. S. selbst fühlte sich seiner Gattin Caroline immer fremder, während Schelling das Band innigster Freundschaft mit ihr fester und fester knüpfte. Im Frühling 1802 beschlossen die beiden Gatten, ihre Ehe zu lösen; doch erst, nachdem mehrfache äußere Hindernisse überwunden waren, wurden sie am 17. Mai 1803 gerichtlich geschieden.

Seit dem Sommer 1800 hatte S. seine Jenaer Vorlesungen aufgegeben. Den folgenden Winter hatte er in Braunschweig, vom Februar 1801 an in Berlin zugebracht. Nur noch einmal, im Herbst 1801, kam er von hier aus auf mehrere Wochen nach Jena, um für immer von dort Abschied zu nehmen. Von den Banden, die ihn früher an diesen Ort knüpften, waren die meisten gelöst. Auch seine Beziehungen zur Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung" hatte er schon im October 1799 auf die schroffste Weise abgebrochen und dadurch einen heftigen Kampf hervorgerufen, der bald in pöbelhafte persönliche Skandalsucht ausartete. Der Plan, durch die Begründung kritischer Jahrbücher sich an Stelle des eingehenden „Athenäum" 1800 ein neues, großartig angelegtes Organ zu verschaffen, scheiterte noch im letzten Augenblicke, und S. mußte sich bequemen, einzelnes, was er für diese Zeitschrift bereits ausgearbeitet hatte, so einen Aufsatz über Bürger's Werke, in der Sammlung älterer kritischer und litterargeschichtlicher Essays abdrucken zu lassen, die er 1801 mit seinem Bruder unter dem Titel „Charakteristiken und Kritiken" in zwei Bänden veröffentlichte. Der Drang, unmittelbar durch seine Kritik auf die Zeitgenossen einzuwirken, ließ ihn aber damit sich nicht begnügen. So entschloß er sich zu regelmäßigen Vorlesungen

im Mittelpunkte der litterarischen Feinde, der Aufklärer, in Berlin. Vom December 1801 an veranstaltete er hier in drei Wintersemestern hintereinander öffentliche Vorlesungen, zuerst über die Kunstlehre, dann über die Geschichte der classischen und der romantischen Litteratur. Im Sommer 1803 hielt er ferner Privatvorlesungen über die Encyclopädie aller Wissenschaften. Von Anregungen ausgehend, die er zum großen Theile von seinem Bruder Friedrich und von Schelling empfangen hatte, versuchte S. in diesen vier Vorlesungscyklen zum ersten Male mit größtem formalen Geschick, einen systematischen Inbegriff aller romantischen Bestrebungen zu geben. Nur das religiös-mystische Element, das Schleiermacher in die litterarische Bewegung eingeführt hatte, kam dabei nicht zu seinem Rechte. Dagegen ließ S. der Polemik einen weiten Spielraum, und hier machte er sich am ersten noch mannigfacher kritischer Einseitigkeiten schuldig, wenn er Männer wie Aristoteles, Kant, Lessing, Wieland, Schiller, aber auch Luther's Bibelübersetzung, das protestantische Kirchenlied, die Sinngedichte Logau's u. a. lange nicht nach Gebühr schätzte oder gar unverdient befehdete. Aber reichlich wurden diese Irrthümer aufgewogen durch die zahlreichen positiven Vorzüge der Vorlesungen. Im Sinne Herder's und Winckelmann's forderte und versuchte S. hier eine Verbindung von philosophischer Theorie und von Geschichte der Kunst; das vermittelnde Bindeglied zwischen beidem sah er in der Kritik. In seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Natur und Kunst, in seiner Gliederung der einzelnen Künste, in seiner Erklärung der Sprache, der Mythologie, in seinen Bemerkungen über das Silbenmaß, in seinen Betrachtungen über den Geist der modernen Zeit und über die neueste Litteratur, über den prahlerischen Teutonismus und über die kosmopolitische Aufgabe der Deutschen und sonst allerorten gab er geistreiche und zum Theil weit hinaus wirkende Anregungen. Seine Aeußerungen über das Nibelungenlied, dessen Entstehung S. damals noch ganz so wie Friedr. Aug. Wolf die Entstehung der „Ilias" erklärte, verfehlten nicht ihren Eindruck auf seinen Zuhörer Friedrich Heinrich von der Hagen. S. schon forderte eine Sammlung altdeutscher Volkslieder, wie sie nach Jahrzehnten uns Uhland lieferte. Seine Skizze der provençalischen und der älteren italienischen Poesie war auch, wo er verhältnißmäßig nur wenig Material zu Gebote hatte, vortrefflich; nicht minder sein Ueberblick über die deutsche Litteratur, die er schon in eine mönchische, ritterliche, bürgerliche und gelehrte Periode gliederte. Als den eigentlichen Gewinn der romantischen Schule bezeichnete er Philosophie und Geschichte; auf beide wollte er die künftige Poesie begründet und überhaupt durch die Wissenschaft und durch Aneignung der Schätze aller anderen, auch der morgenländischen Litteraturen bereichert und neu belebt wissen. Nur kleine Bruchstücke dieser Vorlesungen ließ S. zunächst drucken; die Vorträge über das antike Drama nahm er später (1808) mit einigen Veränderungen vollständig in seine Wiener Vorlesungen herüber.

Um seine Zuhörer mit den Litteraturwerken, über die er sprach, durch Proben aus denselben bekannter zu machen, verband S. mit seinen Vorlesungen eine ausgedehnte Uebersetzungsthätigkeit. Das dichterische Uebertragen, an das er jetzt die höchsten Ansprüche machte, wurde ihm mehr und mehr zur Leidenschaft. Er verdeutschte verschiedene Abschnitte aus den attischen Tragikern; auch plante er eine gesammte Uebersetzung derselben, führte seine Absicht aber nicht aus, da er hier der Strenge seiner Forderungen selbst nicht völlig genügen konnte. Dagegen veröffentlichte er 1804 „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" mit mustergültigen Uebertragungen aus Dante, Petrarca, an dem er sich seit seinen Universitätsjahren wiederholt versucht hatte, Boccaccio, Tasso, Guarini, Montemayor, Cervantes und Camoens; auch Gries steuerte einiges, besonders aus Ariost, dazu bei. Durch Tieck, den er bei seiner Uebersetzung des „Don Quixote" gelegentlich unterstützte, war S. auf Calderon hingeleitet worden.

Die beiden Freunde planten die gemeinsame Herausgabe eines „Spanischen Theaters", für welches sie Dramen von Cervantes, Lope, Calderon, Moreto und anderen verdeutschen wollten. 1803 ließ S. einen ersten Band desselben erscheinen, dem erst 1809 ein zweiter folgte, beide von ihm allein ausgearbeitet. Den Inhalt bildeten fünf Stücke Calderon's, die auf die gleichzeitige und folgende Generation in der deutschen Litteratur den bedeutsamsten Einfluß ausübten: „Schärpe und Blume", „Die Andacht zum Kreuze", „Ueber allen Zauber Liebe", „Der standhafte Prinz", „Die Brücke von Mantible". Gleichzeitig veröffentlichte S. in der „Europa" seines Bruders zur Ankündigung dieser Uebersetzung den Aufsatz „Ueber das spanische Theater", eine überschwängliche Lobrede auf Calderon, aus dessen fruchtbarer Feder auch nicht eine verwahrloste Zeile geflossen sei und dessen Werke den reinsten und potenzirtesten Stil des Romantisch-Theatralischen aufwiesen. Sonst brachte die „Europa" außer Gedichten und dichterischen Uebersetzungen von S. namentlich einzelne Ausschnitte aus seinen Berliner Vorlesungen.

Neben Fichte, dessen vernichtende Schrift gegen Nicolai er 1801 mit einer maliciösen Vorrede herausgegeben hatte, war S. bald der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin geworden, und doch zog es ihn seit Jahren schon fort von hier: sein Sehnen ging auf eine große Reise in's Ausland, besonders nach Italien. Nun lernte er 1803 durch Goethe's Vermittlung Frau v. Staël kennen, die, durch Napoleon's Polizei aus Paris ausgewiesen, sich zunächst nach Deutschland begeben hatte. Sie warb ihn als Hauslehrer ihrer Kinder mit einem Jahresgehalte von 12 000 Francs an und verschaffte ihm so auf viele Jahre hinaus eine sorgenfreie, ja bei dem eigenthümlichen Charakter ihres gegenseitigen Verhältnisses glänzende Stellung. Als ihr Freund und Cavalier begleitete er seine „Protectrice" zunächst im April 1804 auf ihr Schloß Coppet am Genfersee und von hier aus auf zahlreichen Reisen, die ihn mit den verschiedensten Ländern Europa's und mit vielen politisch oder litterarisch bedeutenden Personen daselbst unmittelbar bekannt machten. So kam er gegen Ende des Jahres 1804 nach Italien. In Rom widmete er der Freundin, der „Mittheilerin großer Gedanken", der er sich überhaupt von nun an auch als Schriftsteller gefällig erwies, die schöne, erst nach der Rückkehr aus Italien vollendete, dann aber sogleich einzeln zu Berlin 1805 gedruckte, später von Sainte-Beuve in's Französische übersetzte Elegie „Rom", eine wirklich poetische Darstellung der Hauptmomente der Geschichte und Culturgeschichte des alten Roms bis zu seinem Untergang durch die Germanen, mit vielen Anklängen an antik-römische Dichter. Von Rom aus sandte er ferner 1805 ein „Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler", das sogleich in der neuen Jenaer allgemeinen Litteraturzeitung abgedruckt wurde; dieser Aufsatz, der wieder von Schlegel's feinem Geschmack und nicht geringen Kenntnissen in den bildenden Künsten zeugte, sollte als eine Art von Zusatz zu der Uebersicht über die Kunstgeschichte der letzten Epoche, die Goethe soeben den Briefen Winckelmann's beigegeben hatte, über die Persönlichkeiten und Werke neuerer Bildhauer und Maler in Rom berichten und verweilte am ausführlichsten bei Canova, dann bei Thorwaldsen, Angelica Kaufmann, Schick, Reinhard, Koch und den anderen Künstlern, mit denen S. in Rom freundschaftlich verkehrte. Ende Juni 1805 war er mit Frau v. Staël wieder nach Coppet zurückgekehrt. Mit ihr verbrachte er den folgenden Winter großentheils in Genf und reiste im Frühling 1806 nach Frankreich, zuerst nach Auxerre, dann nach Rouen, 1807 nach Schloß Acosta in Auberge-en-ville (Seine-et-Oise), im Mai 1807 zurück nach Coppet. Der beständige Verkehr mit der geistreichen, im Mittelpunkt des französischen Geisteslebens stehenden Dame und vollends der Aufenthalt mit ihr in Frankreich weckten in S. die Begierde, selbst

als französischer Schriftsteller sich zu versuchen. So schrieb er 1805 die „Considérations sur la civilisation en général et sur l'origine et la décadence des réligions", durchweg gegen die rationalistische und materialistische Philosophie ankämpfend, gelegentlich an Gedanken aus den Berliner Vorlesungen anknüpfend, aber nur die erste Hälfte des Themas einigermaßen erschöpfend, und ließ namentlich 1807 zu Paris die „Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide" erscheinen (von H. J. v. Collin in's Deutsche übersetzt). Nachdem 1730 und 1776 schon der Jesuitenpater Brumoy und Batteux eine Vergleichung zwischen der „Phädra" Racine's und der des Euripides angestellt hatten, wiederholte S. diese Arbeit in einer weitaus gründlicheren und ausführlicheren Weise. Aber im schroffen Gegensatze zu der in Frankreich allgemein geläufigen Anschauung, wie sie besonders Laharpe ausgesprochen hatte, daß Racine die größten Fehler des Griechen durch die größten Schönheiten ersetzt habe, deckte S., der sich trotz seiner Meisterschaft im französischen Stil äußerst vorsichtig als Fremder mit augenscheinlichster Bescheidenheit seiner Aufgabe näherte, bald rücksichtslos und stellenweise selbst ungerecht gegen wahre Vorzüge Racine's den gewaltigen Abstand auf zwischen dem antiken Tragiker, der überall einfach=groß sei, der wahren Natur stets folge, mit weiser Kunst auf überflüssige Zuthaten verzichte und so die höchste tragische Wirkung erziele, und zwischen Racine, dessen Muse S. übertreibend die Galanterie nannte, den er einer mehrfachen Entstellung der antiken Charaktere und einer das tragische Interesse abschwächenden Umbildung und Erweiterung der ursprünglichen Fabel beschuldigte. Aber auch hier blieb S. nicht bei der Betrachtung dieses einzelnen Stoffes stehen, sondern verallgemeinerte gelegentlich seine Untersuchung, indem er den Unterschied zwischen der antiken und modernen Auffassung der Liebe, zwischen der griechisch=heidnischen und der modern=christlichen Weltanschauung überhaupt, die in der Tragödie zum Ausdruck kommt, erörterte und lehrreiche Ausblicke in die gesammte antike und neufranzösische, aber auch in die englische, italienische und spanische Dramatik that. Die französische Kritik nahm sich des zu heftig angegriffenen Nationaldichters gegen S. alsbald in der leidenschaftlichsten Weise an.

In ähnlicher, oft einseitig übertreibender Weise kämpfte S. gegen den französischen Geist und französische Kunst in dem Werke der folgenden Jahre, das sein populärstes und einflußreichstes geworden ist. Im December 1807 hatte er als Begleiter der Frau v. Staël Coppet verlassen und über München, wo er Schelling und Caroline wiedersah, sich nach Wien begeben. Hier hielt er im Frühling 1808 vor einem stattlichen Kreise von Zuhörern, die meistens zur höchsten Adelsgesellschaft zählten, seine alsbald (zu Heidelberg 1809—1811, dann wieder 1817 in drei Theilen) gedruckten, rasch ins Französische, Holländische, Englische und Italienische übersetzten Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Vielfach ging er dabei von denselben Grundsätzen wie bei seinen Berliner Vorlesungen aus und legte das Berliner Concept zu Grunde, ersetzte jedoch bei der genaueren, detaillirenden Ueberarbeitung desselben das frühere Streben nach strenger philosophischer Begründung durch eine entschiedene Rücksicht auf populäre Verständlichkeit. Ohne irgendwie eine bibliographisch oder antiquarisch erschöpfende Geschichte der dramatischen Litteratur geben zu wollen, begnügte er sich mit einem allgemeinen Ueberblick über das Drama der Griechen und Römer, der Italiener, Franzosen, Engländer, Spanier und Deutschen. Der Mangel an gleichmäßiger Einzelforschung in allen Theilen dieses immerhin sehr ausgedehnten Gebietes verschuldete überdies noch mannigfache Lücken; so wußte S. z. B. von den kirchlichen Anfängen des neueren Dramas im Mittelalter so viel wie nichts zu sagen. In der Absicht, Lessing's Kampf gegen die Herrschaft des Franzosenthums im modernen Geistesleben fortzusetzen, schoß er öfters über

das Ziel hinaus: mit der französischen Tragödie verurtheilte er auch die meisten französischen Comödien, Molière's Werke nicht ausgenommen; nur etwa Racine's „Plaideurs“ und die Stücke Legrand's ließ er gelten. Aber glänzend waren seine Untersuchungen über das Aeußere des antiken Theaters, seine geistvolle Erklärung des Chores im griechischen Drama, seine vergleichende Charakteristik der drei attischen Tragiker und die Gegenüberstellung ihrer drei Bearbeitungen der Elektrafabel, seine rechtfertigende Erörterung des Wesens der Aristophanischen Comödie, seine sorgfältige und begeisterte Darstellung Shakespeare's und Calderon's. Namentlich die Abschnitte über Shakespeare und die Geschichte des englischen Dramas arbeitete S. mit liebevollem Fleiße und niemals ermattendem Enthusiasmus für die gedruckte Ausgabe der Wiener Vorlesungen vollständig neu und umfänglicher aus. Wie er in diesen Vorlesungen die dramatischen Verirrungen einzelner Romantiker bedauerte, so sprach er sich jetzt auch in Recensionen und Privatbriefen gelegentlich gegen die eigensinnigen Spiele der Phantasie und gegen die gesuchte Künstlichkeit der Form bei den Romantikern aus und verlangte dafür (im Einklang mit seinem Bruder) nationalen Gehalt und Ernst in der Poesie.

Mit Frau v. Staël ging S. im Mai 1808 nach Dresden und Weimar, machte jedoch, während die Freundin hier fast drei Wochen verweilte, einen Abstecher nach Hannover, Göttingen und Cassel, um seine Verwandten, Lehrer und Freunde daselbst zu besuchen. Dann folgte er seiner Gönnerin wieder nach Coppet. Theils hier, theils in Genf verbrachte er die nächsten anderthalb Jahre, während allerlei Gäste, unter anderen Zacharias Werner und der Däne Oehlenschläger, bei Frau v. Staël einkehrten. Auch unternahm er einzelne Ausflüge in die Schweiz, die er hierauf nach Aufzeichnungen in seinem Tagebuch fragmentarisch darstellte. Goethe's Natur- und Volksschilderungen schwebten ihm dabei als nachahmenswürdiges Muster vor. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich aber in diesen (seit 1808 in Zeitschriften und Almanachen herausgegebenen) Aufsätzen mit der Mundart und den alten, halb geschichtlichen, halb sagenhaften Ueberlieferungen des schweizer Volkes. Im März 1810 begleitete er Frau v. Staël, die wegen des Druckes ihres Buches über Deutschland mit einem Pariser Verleger zu verhandeln hatte, nach dem Schlosse Chaumont-sur-Loire bei Paris, von da nach dem nahen Schlosse Fossé. In ihrem Auftrage begab er sich, als ihr Ende September der Aufenthalt in Frankreich gänzlich verwehrt und ihr Buch polizeilich unterdrückt wurde, nach Paris, um für sie zu retten, was etwa noch zu retten war; dann folgte er ihr in die Verbannung nach Coppet. Hier verfaßte er für die „Heidelberger Jahrbücher“ eine umfangreiche Anzeige der von den Weimarer Kunstfreunden besorgten Ausgabe der Werke Winckelmann's mit mannigfachen Angriffen auf Winckelmann's ästhetische Anschauungen und Urtheile über neuere Kunst. Ferner gab er sich dem eifrigen Studium der altdeutschen Litteratur hin und verkündigte besonders die nationale Bedeutung des Nibelungenliedes aufs neue in einem für das „Deutsche Museum“ Friedrich Schlegel's bestimmten Aufsatze. 1811 schloß er mit der zweibändigen Sammlung seiner „Poetischen Werke“ seine dichterische Thätigkeit im großen und ganzen ab.

Im Frühling 1811 wurde er auf eine Denunciation des Präfecten von Genf, Capelle, als Feind Napoleon's, Frankreichs und der französischen Litteratur aus dem ganzen französischen Reiche, ja selbst aus Coppet ausgewiesen. Er zog sich zuerst nach Wien, dann nach der Schweiz zurück, schloß sich aber im Mai 1812 in der Nähe von Bern wieder an Frau v. Staël an, als diese sich der Machtbefugniß des Genfer Präfecten, der ihre Freiheit täglich mehr einschränkte, durch die Flucht entzog. Mit ihr entkam er über Wien, Kiew, Moskau und Petersburg nach Stockholm. Bernadotte, Kronprinz von Schweden, ernannte

ihn 1813 zum Regierungsrath und Secretär in seinem persönlichen Dienste. Im Februar 1813 veröffentlichte S. seine Schrift „Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède“, die sogleich in Deutschland und England wieder abgedruckt und viel gelesen wurde. In der Absicht, die öffentliche Meinung in Schweden, die bei den verhältnißmäßig glücklichen Zuständen dieses Landes vielfach Napoleon günstig war, gegen ihn umzustimmen, schilderte er, natürlich durchweg von seinem einseitigen Parteistandpunkte aus, die Geschichte der letzten Jahre, seitdem Napoleon seine Macht über Frankreich und bald über ganz Europa auszubreiten begann, die unersättliche Kriegslust des Corsen, die Unterdrückung und Verarmung, die Umkehr aller geordneten und durch Sitte und Alter geheiligten Verhältnisse, die Zerstörung alles nationalen Geistes in den Ländern, die sich dem fremden Despoten beugten. Das französische Kaiserreich betrachtete er als die permanent gewordene Revolution. Eine Anzahl ähnlicher politischer Schriften, Aufrufe, Berichte, die theils allgemein patriotischer Art waren und den Sturz der Napoleonischen Macht befördern sollten, theils dem besonderen Interesse Schwedens dienten, verfaßte S., nachdem er im Frühling 1813 Bernadotte ins Hauptquartier der Nordarmee nach Stralsund und von da durch ganz Norddeutschland gefolgt war. Darunter waren die für die Vereinigung Norwegens mit Schweden wirkenden „Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung“ (1813), darunter das Napoleon's Despotismus, mißtrauisches Ueberwachungssystem und Polizeiregiment schroff skizzirende „Tableau de l'empire français en 1813“, als Einleitung zu verschiedenen von der Nordarmee aufgefangenen Napoleonischen Briefen und Depeschen im November 1813 zu Hannover und London gedruckt. S. hatte auch zu einer künftigen deutschen Verfassung allerlei Pläne entworfen, befand sich aber mit diesen Gedanken vielfach im Gegensatze zu dem Freiherrn v. Stein und zu Arndt; sein Ziel war ein deutscher Bundesstaat unter der Führung eines habsburgischen Kaisers. Seit dieser Zeit etwa nannte er sich v. Schlegel; er glaubte sich dazu berechtigt durch ein Diplom, durch welches Kaiser Ferdinand III. einst seinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und ungarischen Adel verliehen hatte.

Nach der Absetzung Napoleon's zu Fontainebleau (April 1814) begab sich S. durch die Niederlande nach England, um von hier aus Frau v. Staël über Dover und Calais nach Paris zurückzuführen. Bei ihr verbrachte er auch den folgenden Winter in Paris, bis sie Napoleon's Rückkehr von Elba im März 1815 wieder nach Coppet zurücktrieb. Im October 1815 sah sie sich durch den Gesundheitszustand ihres zweiten Gemahls Jean de Rocca genöthigt, Italien aufzusuchen; S. begleitete sie. Durch Piemont und Toscana reisten sie nach Pisa, wo man bis zum Februar blieb; dann brachte man den Frühling bis Ende Mai in Florenz zu. Eine junge Wienerin, Nina, die spätere Gattin des Malers Overbeck, machte hier auf S. einen so tiefen Eindruck, daß er, um sie heirathen zu können, sich ernstlich nach einer von Frau v. Staël unabhängigen Stellung in Oesterreich umsah; aber seit seiner Rückkehr nach Coppet im Sommer 1816 erkaltete seine Liebe zu der Fernen rasch. In Florenz beschäftigten ihn namentlich etymologische, antiquarische und kunstgeschichtliche Studien. Von den letzteren zeugte eine 1816 in nur 100 Exemplaren französisch gedruckte „Lettre sur les chevaux de bronce de la basilique de St. Marc à Venise“, die bald von Acerbi ins Italienische übersetzt und so in der „Biblioteca Italiana“ zu Mailand veröffentlicht wurde. S. suchte darin die Behauptung des Grafen Cicognara, diese Broncepferde seien in Rom zur Zeit Nero's ausgeführt worden, mit Gründen zu bekämpfen, die die neueste kunstgeschichtliche Forschung sich nicht angeeignet hat; ein wenige Wochen nach seiner Schrift gedruckter Brief eines

Griechen Andreas Mustoxidi über denselben Gegenstand veranlaßte ihn später, in einem Anhang seine Untersuchung durch manche Zusätze und Berichtigungen im einzelnen zu verbessern. Größeren Beifall, ja selbst Anerkennung bei Visconti und Quatremère de Quincy fand ein 1816 in der Genfer „Bibliothèque universelle“ abgedruckter Aufsatz Schlegel's: Niobé et ses enfants; sur la composition originale de ces statues“, der die mit hohem Lobe ausgezeichnete Erklärung der berühmten Gruppe durch den englischen Architekten Cockerell ergänzen und berichtigen sollte. Die Ergebnisse seiner Studien über Etymologie und etruskische Alterthümer wollte S. in einem besonderen Werke veröffentlichen. Es blieb beim Wollen; nur einige dieser Arbeiten verwerthete er sogleich 1816 in den „Heidelberger Jahrbüchern“ für eine überaus ausführliche Recension von Niebuhr's „Römischer Geschichte“. Bei aller Anerkennung dieses grundlegenden Werkes im ganzen bestritt S. doch viel einzelnes darin, namentlich Niebuhr's Ausdehnung des Begriffs der Sage, in ähnlicher Weise wie ein Jahr vorher verwandte Ansichten und schriftstellerische Eigenthümlichkeiten in den von den Brüdern Grimm herausgegebenen „Altdeutschen Wäldern“.

Aber diese Studien traten in den Hintergrund, seitdem S. im Winter 1816/17 wieder in Paris sich unter Chézy's Anleitung der schon früher von ihm gepflegten indischen Sprachkunde mit allem Eifer hingab. Nach wenigen Monaten fühlte er sich schon so weit vorgeschritten, daß er nunmehr der fremden Führung entrathen konnte. Doch räumte er zunächst, bevor er sich litterarisch auf dem neuen Gebiete versuchte, mit anderen, von früheren Zeiten her aufgehäuften Arbeitsmaterialien auf. Er hatte seit 1814 in Paris sich viel mit provençalischen Handschriften abgegeben und allerlei zu einem „Essai historique sur la formation de la langue française“ gesammelt. Nun erschien 1816 der erste Band von Raynouard's „Choix des poésies originales des troubadours“. S. besprach ihn ausführlich 1818 in der selbständig veröffentlichten Schrift „Observations sur la langue et la littérature provençales“ und verwerthete dabei den für jenen „Essai“ bestimmten grammatischen, lexicalischen und litterargeschichtlichen Stoff, um die Arbeit seines romanistischen Rivalen mehrfach fortzusetzen, öfters auch mit all' der Achtung und Rücksicht, die Raynouard's unbestreitbar große Verdienste erheischten, wissenschaftlich zu bekämpfen. Ebenfalls zu Paris 1817 erschien zuerst deutsch, dann von ungeschickter Hand ins Französische übersetzt, Schlegel's Aufsatz „Johann v. Fiesole; Nachricht von seinem Leben und Beschreibung seines Gemäldes Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus“. Der kenntnißreiche Verfasser knüpfte hier wieder an jene religiöse Betrachtungsweise der bildenden Kunst an, wie sie Wackenroder dereinst gelehrt hatte, und suchte am Schluß seiner sorgfältigen Beschreibung des damals zu Paris befindlichen Gemäldes im Gegensatze zu Winckelmann den Grundunterschied der antiken Kunst und der neueren italienischen Malerei aus der entgegengesetzten Weltanschauung und Religion der Griechen und des in die Renaissance ausmündenden Mittelalters zu erklären.

Am 14. Juli 1817 starb Frau v. Staël in Paris. Mit Recht empfand S. ihren Tod als einen unersetzlichen Verlust. Er hatte sie 1816 noch durch eine kurze Biographie ihres Vaters Jakob Necker in den Brockhausischen „Zeitgenossen“ erfreut; jetzt gab er, ohne sich zu nennen, ihr letztes Werk, die „Betrachtungen über die französische Revolution“, heraus und plante eine ausführliche Biographie der geschiedenen Freundin. Statt dessen übersetzte er 1820 die Schrift der Frau Necker de Saussüre über den Charakter und die Werke der Frau v. Staël und fügte von seinem eigenen nur eine kurze Vorrede bei, in der er sich zwar nur einfacher und maßvoller Worte bediente, nichtsdestoweniger aber dem Charakter „dieser einzigen Frau“ volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

In Paris blieb er noch während des Winters 1817/18. Als er aber im Januar einen Ruf in preußische Dienste erhielt, eilte er bereitwillig ins Vaterland zurück, zuerst im Sommer 1818 nach Heidelberg. Hier verlobte er sich mit Sophie, der achtundzwanzigjährigen, klugen, vielfach gebildeten, aber auch coquetten Tochter des Professors Paulus; schon am 30. August fand die Hochzeit statt. Dann reiste er nach Frankfurt, Coblenz und Bonn, um seine Berufung an die neuerrichtete rheinische Universität statt nach Berlin zu erwirken. Nachdem er dies erlangt, holte er seine Frau, die inzwischen mit ihren Eltern nach Stuttgart gegangen war, von hier nach Heidelberg zurück. Aber schon jetzt stellten sich die unverträglichen Gegensätze in beiden Naturen so deutlich heraus, daß S., als er im November 1818 als Professor der Litteratur und Kunstgeschichte nach Bonn übersiedelte, Sophie nicht bewegen konnte, ihm dahin zu folgen.

In das Universitätswesen fand er sich anfangs schwer; den Erwartungen, die man in seine akademische Lehrthätigkeit gesetzt hatte, entsprach er nur zum Theil. So benutzten seine Collegen ihn besonders bei feierlichen Gelegenheiten als akademischen Festredner in deutscher oder lateinischer Sprache, hatten aber vor seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wenig Achtung. 1825 wurde ihm das Rectorat der Hochschule übertragen; später aber forderte S. selbst durch bissige satirische Verse über seine Collegen und durch seine maßlose, geckenhafte Eitelkeit die Abneigung und den Spott seiner Mitbürger und der Universitätsangehörigen nur zu oft heraus. Verdiente Anerkennung ward ihm jetzt fast nur bei seinen indischen Studien im vollen Maße zu Teil; auch die preußische Regierung richtete sich bei ihren Bemühungen, diese Wissenschaft besonders zu fördern, ganz nach seinen Vorschlägen. Seine indischen Studien führten ihn 1820 noch einmal auf längere Zeit nach Paris, 1823 nach London. Um allgemeine Teilnahme der Gebildeten an ihnen zu erwecken, gab er, zuerst auch als alleiniger Verfasser, 1820—1830 die „Indische Bibliothek“ heraus (9 Stücke) mit theils fachmännisch gelehrten, theils populärwissenschaftlichen Darstellungen aus der indischen Mythologie und freien Nachbildung altindischer Gedichte, aber auch mit allgemeinen, der Sprachvergleichung dienenden Untersuchungen. Daran schlossen sich kritische Ausgaben des „Bhagavad-Gita“ (1823), des „Ramayana“ (1829) und des „Hitopadesa“ (1829) mit umfangreichen Vorreden, Anmerkungen und lateinischer Interpretation, die „Réflexions sur l'étude des langues asiatiques adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à M. Horace Hayman Wilson“ (1832) und mehrere in französischen Zeitschriften gedruckte Aufsätze über Indien, den Ursprung der Hindus, die Märchen von „Tausend und eine Nacht“, soweit sie indischen Ursprunges sind, die ägyptische Mythologie und ähnliches — alles überaus kenntnißreich und nach verschiedenen Seiten hin anregend und bei aller fachmännischen Gelehrsamkeit möglichst anmuthig und populär in der Darstellung. Neben dem Indischen beschäftigten S. am meisten die Alterthümer — er war auch Vorstand des Alterthumsmuseums zu Bonn — und die bildende Kunst. Hier ergänzte die Gemäldesammlung und das Kunsturtheil seines Freundes d'Alton, was er selbst auf Reisen und bei früheren Studien von Kunstwerken kennen gelernt und darüber gedacht hatte. So verwerthete er unter anderem das früher gesammelte Material über etruskische Alterthümer 1822 zu Vorlesungen an der Bonner Hochschule, die erst aus seinem Nachlasse bruchstückweise in lateinischer Sprache veröffentlicht wurden, und hielt im Sommer 1827 zu Berlin, aber ohne den früheren Erfolg, Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste, von denen das von Förster und Alexis herausgegebene „Berliner Conversationsblatt“ bald Auszüge brachte, die sogar ins Französische übersetzt wurden. Für die Erforschung der mittelalterlichen Littera-

tur leistete er nichts bemerkenswerthes Neues mehr, wenn er auch Tieck's Schwester Sophie Knorring 1822 eine Vorrede zu ihrer Umdichtung von „Flore und Blanscheflur" schrieb und 1833 im „Journal des débats" den umfang- und kenntnißreichen Aufsatz „De l'origine des romans de chevalerie" als Anzeige von Fauriel's „De l'origine de l'epopée chevaleresque du moyenâge" (1832) veröffentlichte, worin er, zwar im einzelnen nicht frei von allen Mißgriffen, doch im ganzen richtig gegen Fauriel die Bedeutung des französischen Nordens für die Entstehung der ritterlichen Epen betonte. Auf ein Thema, das er vor mehreren Jahrzehnten glänzend beleuchtet hatte, griff er 1836 zurück in der von ihm selbst sehr hochgeschätzten, französisch geschriebenen Rechtfertigung Dante's, Petrarca's und Boccaccio's gegen die Behauptung eines nach London vertriebenen Neapolitaners Rossetti (1832), diese drei Dichter seien Mitglieder eines geheimen Bundes zum Sturze des päpstlichen Stuhles gewesen.

Aber während er der geschichtlichen Wahrheit gemäß den Katholicismus der altitalienischen Dichter vertheidigte, hatte er längst sich selbst für seine Person von allen katholisirenden Neigungen entschieden befreit. Schon 1825 pries er in dem „Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Litteratur" (als Vorrede zu J. H. Bohte's „Handbibliothek der deutschen Litteratur" gedruckt) das glückliche Verhältniß der Wissenschaft zu Staat und Kirche, die politische Gleichheit der verschiedenen Religionsparteien, die Toleranz und Denk- und Lehrfreiheit in Deutschland mit deutlichen Anspielungen auf die Gefährdung dieser Freiheit und Duldung durch die katholische Kirche in anderen Ländern. Als er nichts desto weniger in der Monatsschrift des zu Paris lebenden Wiener Barons Eckstein „Le Catholique" im Juni 1827 „à moitié catholique" genannt wurde, wehrte er sich gegen diese Verkennung seines religiösen Charakters mit einer stellenweise übertriebenen Energie in der „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (1828), indem er auf sein Protestantenthum, das er zwei Jahrzehnte zuvor doch nur Frau v. Staël zu Liebe nicht völlig verleugnet hatte, pathetisch pochte, aber seine einstige litterarische Verehrung katholischer Ceremonien und Legenden mit der Freiheit des Künstlers, das Schöne überall zu nehmen, überzeugend rechtfertigte. Er benutzte diese Gelegenheit, um zugleich die völlig ungegründeten Vorwürfe entschieden abzuweisen, durch die Johann Heinrich Voß 1824 im ersten Theile der „Antisymbolik" seinen Protestantismus verdächtigt hatte. Schlegel's schroffe Abwehr derselben war berechtigt; weniger war es die prunkvoll-eitle Art, mit der er sein politisch-nationales Wirken während der Freiheitskriege hervorhob und auch auf das vorausgehende Jahrzehnt seines Verkehrs mit Frau v. Staël auszudehnen versuchte. Hatte er schon in der „Berichtigung" selbst gelegentlich (wenn auch nothgedrungen, wie er zu verstehen gab) wenig brüderlich auf den Religionswechsel Friedrich Schlegel's angespielt, so that er dies noch viel bitterer in der Nachschrift zu der „Berichtigung", während er in äußerlich würdiger Weise und scheinbar echt-protestantischem Sinne unbedingte Duldung des Religionswechsels, d. h. des Uebertritts zum Katholicismus forderte, aus welchen Gründen derselbe auch immer geschehe. Mehr aber als diese Veröffentlichung kränkten Friedrich die verschrobenen Briefe, in denen sein Bruder ihm den Krieg ankündigte. Auch in der Vorrede zu seinen „Kritischen Schriften", die er gleichzeitig 1828 in zwei Bänden sammelte, unterschied sich S. wiederholt von den übrigen Romantikern, d. h. hauptsächlich wieder von Friedrich und wollte an dem Aergerniß, das einst die junge Schule erregt habe, durch seine kritischen Arbeiten keinen Antheil genommen haben. Er schloß eben auch die boshaftesten seiner früheren Aeußerungen von der neuen Sammlung aus, gab aber dafür einigen der darin aufgenommenen Kritiken Zusätze, die namentlich gegen Voß gerichtet waren. Schön zeichnete er in der Vorrede die Aufgabe der

philologisch-historischen Kunstkritik; die Geschichte der bildenden Künste, die er hier als einen lang schon gehegten Lieblingsplan nannte, schrieb er ebensowenig wie die ebenda versprochene Abhandlung über den deutschen Versbau und die Kunst der dichterischen Nachbildungen; die Andeutungen, welche er gelegentlich über seine metrischen Grundsätze gab, zeigten, wie er, hierin im vollen Einklang mit Friedrich August Wolf, Kannegießer und anderen, nunmehr die Versfüße, besonders im Hexameter, mit pedantischer Strenge abgemessen wissen wollte.

Dichterisch thätig war S. in dieser Zeit namentlich als Satiriker und Epigrammatist. Eine Anzahl bissiger Sinngedichte, reich an Namensspielen und Wortwitzen, an schlagender Kraft den ähnlichen Versuchen aus früheren Jahren nicht vergleichbar, aber noch immer treffend, wo es galt, einen litterarischen Gegner durch Parodie seiner Manier zu verspotten, brachte vornehmlich der Wendt'sche Musenalmanach auf 1832; andere Epigramme wurden in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1830, im Berliner Musenalmanach auf 1830 und sonst mitgetheilt, die allerboshaftesten aber erst nach Schlegel's Tod aus seinem Nachlasse bekannt. Heftig wurde in ihnen Schiller angegriffen, gegen den bei der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Goethe der alte Groll lebhaft aufflammte, nach ihm jetzt aber auch Goethe, von dessen nachgelassenen Schriften S. wenig wissen wollte, Zelter, Heinrich Meyer; Friedrich Schlegel, Fichte, Schleiermacher und die übrigen ehemaligen Genossen der romantischen Schule wurden nicht geschont; die neueren Dichter Uhland, Rückert, Arndt, Grillparzer, Raupach, Müllner und andere bis auf Freiligrath, die Gelehrten Bopp, Niebuhr und David Friedrich Strauß wurden neben Schlegel's Bonner Collegen bisweilen sehr derb mitgenommen. Am besten verstand sich der spottlustige Autor noch mit seinem alten Freunde Tieck; doch vergab er es auch diesem nicht, daß er die Schlegel'sche Uebersetzung Shakespeare'scher Dramen mehrfach berichtigen zu können glaubte, ja seines besseren Verständnisses Shakespeare's sich sogar in der Vorrede seiner Ausgabe (1825) laut rühmte. Als 1839 dieselbe in neuer Auflage erschien, verlangte S. offen und erfolgreich in einem Schreiben an den Verleger Reimer in Berlin, daß die von ihm übertragenen Stücke von allen fremden Correcturen und Anmerkungen gereinigt und die bedenkliche Vorrede beseitigt werde; an mehreren Proben wies er Irrthümer Tieck's nach. Sein eigenes Verdienst um die Erkenntniß Shakespeare's und seinen darauf gegründeten europäischen Ruhm hielt er mit berechtigtem Stolze aufrecht; auf die vielen Uebersetzer Shakespeare's nach ihm sah er mit Verachtung herab.

Als Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg, wurde neben Tieck und anderen auch S. 1841 nach Berlin berufen. Aber wegen verschiedener Mißhelligkeiten kehrte er schon im Herbst 1841 nach Bonn zurück. Namentlich war er auch durch ein Gutachten, das man von ihm über die Grundsätze für eine neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen gefordert hatte, in Conflict mit den Akademikern, die man mit dieser Arbeit betraut hatte, besonders mit Preuß, dem Biographen Friedrich's, gekommen. Als diese seine Vorschläge gar nicht zu beachten schienen, verfaßte er 1844, wohl für das preußische Ministerium, einen „Vorläufigen Entwurf" einer kritischen Ausgabe jener Werke; die Grundsätze, die er hier entwickelte, die Forderungen, die er an den kritischen Herausgeber stellte, sind in den meisten Fällen auch heute noch unbedingt zu billigen. Kurz vorher hatte S. 1842 seine wichtigeren französischen Schriften als „Essais littéraires et historiques" mit einer größtentheils sachlichen, litterargeschichtlich berichtenden Vorrede herausgegeben. Es war die letzte größere Veröffentlichung, die er veranstaltete. Von dem jüngeren Geschlecht vielfach bespöttelt, noch öfter nur dem Namen nach gekannt, starb er zu Bonn am 12. Mai 1845.

Seine sämmtlichen deutschen Werke gab, von ihm selbst noch mit dieser Aufgabe betraut, Eduard Böcking, in einer für jene Zeit mustergültigen Weise heraus (12 Bände, Leipzig 1846—47). Daran reihten sich, von demselben Gelehrten herausgegeben, drei Bände „Oeuvres écrites en français“ (Leipzig 1846) und ein Band „Opuscula Latina“ (Leipzig 1848). Ein Verzeichniß der von S. nachgelassenen Briefsammlung (mit einzelnen Proben daraus) lieferte Anton Klette (Bonn 1868). Aus Schlegel's Nachlaß (jetzt in der königlichen Bibliothek zu Dresden befindlich) theilte Jacob Minor die Handschrift der Berliner „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst“ mit lehrreichen Einleitungen mit (Bd. 17—19 von Bernhard Seuffert's Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken, Heilbronn 1884). Die Briefe Schiller's und Goethe's an S. erschienen schon 1846 zu Leipzig; die Briefe Friedrich Schlegel's an seinen Bruder mit einigen wenigen Antwortschreiben des letzteren gab Dr. Oscar F. Walzel (Berlin 1890) heraus.

Ueber S. vergl. die Skizze in den „Zeitgenossen“, Bd. 1, Abtheilung 4, S. 179—182, Leipzig und Altenburg 1816. — Ch. Galusky, Guillaume de Schlegel in der „Revue des deux mondes“ vom 1. Februar 1846, S. 159 bis 190. — J. W. Loebell, Fragmente zur Charakteristik Wilhelms v. Schlegel. 1846. — David Friedrich Strauß, A. W. Schlegel, in den „Kleinen Schriften“ 1862, S. 122 ff., wiederholt in den „Gesammelten Schriften“, Bonn 1876, Bd. 2, S. 119—158. — Parisot in der „Biographie universelle“, Bd. 38, S. 339—346, Paris und Leipzig 1863. — Golbéry in der Revue germanique. — Nouvelle biographie générale, Bd. 43, S. 532—539 von G. R., Paris 1864. — Rudolf Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870. — Wilhelm Dilthey, Leben Schleiermachers, Bd. 1, Berlin 1870. — Michael Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare, Leipzig 1872. — Rudolf Genée, Studien zu Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung, im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. 10, S. 236—262, Leipzig 1881. — Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884, S. 160—175, 241—250. — Jacob Minor, Aug. Wilh. v. Schlegel in den Jahren 1805—1845, in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Jahrgang 38 (Wien 1887), S. 590—613, 733—753. — Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden, Frau v. Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur, Bd. 3, Berlin 1889.

Franz Muncker.

Schlegel: Joh. Bernhard S., ein in Basel gebildeter, von der norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen auf die Sklavenküste Afrika's ausgesandter Missionar, stammt aus Württemberg, dem Lande, aus welchem so manche bedeutende Missionare hervorgegangen sind. Er wurde am 2. März 1827 in Belsen von wohlgesinnten Eltern geboren. Schon in der Volksschule zeigte er reiche Begabung. Auch zeigte sich in seinem Herzen besonders durch den Einfluß seiner frommen Mutter Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit. Freilich theilt er uns in seinem Lebenslaufe mit, daß schlimme Kameraden ihn zu allerlei Sünden verführt hätten. Als er die Schule verließ, rieth sein Schullehrer den Eltern, ihn das Schulfach lernen zu lassen; aber der junge Mensch sprach sich entschieden dagegen aus. Für diesen Ungehorsam thaten ihn seine Eltern zu einem Schneider, die Schneiderei zu erlernen. In seinem nun beginnendeu Jünglingsalter entwickelte sich der von ihm beschriebene Kampf zwischen Geist und Fleisch. „Das heiße Gebet meiner Mutter“, schreibt er, „wurde erhört, die Gnade Christi bekam das Uebergewicht“. Die Trennung von seinen bisherigen bösen Kameraden trug ihm, wie nicht anders zu erwarten war, Spott und Hohn ein. Nach Schluß seiner Lehrzeit reiste er in seinem 16. Jahre mit einer Em-

pfehlung an den Candidaten Staudt, den bekannten späteren Pfarrer von Kornthal, nach Basel. Er fand in der Nähe von Basel und nachher in Basel selber Arbeit in seiner Profession. Hier wurde er mit den Missionswegen bekannt und das Verlangen, selber Missionar zu werden, stieg in ihm auf. Auf seine Eingabe an das Baseler Missionscomité wurde er einberufen. Im J. 1847 trat er in das Missionshaus ein. Er machte hier den vollständigen Kurs von 6 Jahren durch. Seine ausgezeichneten Gaben und großer Fleiß machten ihn rasch zu einem der besten Zöglinge. Durch sein freundliches, offenes Wesen gewann er bald bei den Lehrern und den übrigen Zöglingen volles Zutrauen. In seinen Studien war Hebräisch und Griechisch seine Lieblingsarbeit, schon Morgens um 4 Uhr saß er an seinem Pult. In seinen Predigten drang er auf eine erbauliche Weise in die Herzen der Zuhörer. Im J. 1853 wurde er an die norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen abgetreten, welche im Sinne hatte, Missionare nach der Sklavenküste in Westafrika zu schicken. Seine freie Zeit in Bremen benützte er zur Vervollkommnung in der englischen Sprache. Schon im December 1853 reiste er ab und landete Mitte Januar 1854 in Christiansburg. Der Missionar Zimmermann schreibt von ihm: „Ich habe keinen gesehen, der vom ersten Augenblicke an so ganz mitten in die eigentliche Missionsarbeit hineinsprang und von nun an ihr lebte.“ Es wurde ihm als Missionsposten Keta (Quitta) angewiesen. Der muthige Streiter griff gleich in die Arbeit ein. Mit Ausdauer warf er sich in seine Aufgabe, sprachliche Arbeiten zu übernehmen. Mit großen Schwierigkeiten war es verbunden, die uncultivirte Sprache grammatisch zu lernen, ihre Gesetze aufzufinden und sie in Schriftsprache umzuwandeln. Mit einem Bleistift und einem Blatt Papier in der Hand lauschte er den Gesprächen der Neger, um Wörter herauszufinden und niederzuschreiben. Bald gelang es ihm auch, aus der Zahl der Knaben den begabtesten zu erhalten, welcher ihm beistehen konnte. Weil derselbe aber so wenig englisch verstand, so gab es manche Irrthümer. Aber S. ließ sich nicht abschrecken. Durch seine Geduld wurde auch seine Arbeit belohnt. Die Hauptsache aber, die Predigt an die Heiden, vergaß er nicht. Auch hier waren es besonders die Kinder in der Schule, welchen er alles klar beibrachte, so daß sie an dem Unterrichte Freude hatten. Es ist bekannt, daß schon Dutzende von Missionaren in Westafrika dem Klima erlegen waren. Schon lange vorher hatte der Graf Zinzendorf die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß seine dahin gesandten Missionare vom Klimafieber dahingerafft wurden. Er hat den bekannten Vers gedichtet:

„Es wurden viele ausgesät,
Als wären sie verloren,
Auf ihren Beeten aber steht:
Das ist die Saat der Mohren.“

Auch Basel und Bremen hatten dieselbe Erfahrung gemacht. Schon im November 1855 war die Gesundheit Schlegel's tief erschüttert. Ein schweres anhaltendes Kopfleiden machte ihn arbeitsunfähig. Er zog sich zur Ruhe nach Akropong zurück, erholte sich daselbst wieder und kehrte gestärkt im April 1856 nach Keta zurück. Rüstig arbeitete er fort, konnte an seine Gesellschaft ein kleines Buchstabirbuch schicken und erlebte die Freude, daß er vier der älteren Knaben aus der Schule als die Erstlinge taufen konnte. Daneben arbeitete er eifrig an seinen sprachlichen Arbeiten fort. Schon im August 1856 vollendete er sein Werk: „Schlüssel zur Ewe-Sprache mit Wörtersammlung und einer Sammlung von Sprichwörtern und Fabeln.“ Das Buch hat in den Göttinger gelehrten Anzeigen und in der zweiten Ausgabe des „Standard-Alphabets“ von Lepsius

Anerkennung gefunden, umsomehr zu bewundern, als der Verfasser kaum 2½ Jahre im Lande war. In seiner Bescheidenheit nannte er das Werk einen „Wisch Grammatik“. Ein erfreuliches Erlebniß für ihn war, daß Missionar Knecht, welcher bekanntlich das Leben Schlegel's geschrieben hat, ihm zur Mitarbeit beigegeben wurde. Während ein und der andere der Brüder versetzt wurde, namentlich auf den neuen Missionsposten in Waya, wohin auch S. der Sprache wegen gern gegangen wäre, mußte er in Keta bleiben. Die beiden Brüder verlebten glückliche Tage mit einander. S. hatte die richtige Ueberzeugung, daß, wenn die Missionsarbeit festen Fuß gewinnen sollte, die Missionare sich unter dem Volk ansiedeln müßten. Dazu reichte die Reisepredigt nicht aus, die Missionare sollten auch durch ihr Leben und Wirken den Heiden predigen. Als geeigneten Punkt fanden sie die Stadt Anyako heraus. Dieser Ort war einer der volkreichsten in dem ganzen Gebiete, und sie fanden auch einen geeigneten Platz daselbst, den man durch Kauf erlangte. Schon Ende April 1857 reiste er nach Waya, wo er bis in den Januar des nächsten Jahres blieb. Hier setzte er seine Uebersetzungsarbeiten fort, machte Predigtausflüge und arbeitete in der Schule. Noch in diesem Jahre vollendete er die Uebersetzung der Calwer biblischen Geschichten und sandte sie zum Druck nach Haus. Auch die Leidensgeschichte und die Briefe des Johannes vertraute er der Ewe-Sprache an. Doch mußte er die Erfahrung machen, daß er sich in Beziehung auf Vervollkommnung der Sprache in Waya getäuscht hatte. Auch verließ ihn sein Knabe Christian, welcher ihm bei seinen Uebersetzungsarbeiten unentbehrlich war. Er erlaubte nämlich demselben, seine kranke Mutter zu besuchen; der Knabe kehrte aber nicht mehr zurück. Diese Undankbarkeit that ihm sehr wehe und veranlaßte seine Versetzung nach Anyako, wo er seine sprachlichen Arbeiten fortsetzen konnte. Hier vollendete er die vier Evangelien in Ewe. Noch immer sammelte er Fabeln und Sprichwörter von den Eingeborenen. Oft bis in die Mitternachtszeit arbeitete er, ja sogar während der heißen Mittagszeit ruhte er selten. Wie gut war es, daß er einst die Schneiderei gelernt hatte. Als sein Freund Knecht einmal klagte, er komme wegen seiner Kleider in Verlegenheit und müsse Rock und Hosen haben, war S. bald bereit zu helfen. Man kaufte Tuch in Keta; die beiden Brüder nähten drauf los, bis sie die nöthigen Kleidungsstücke hatten. Sein Wunsch, den er auch aussprach, ging dahin, er möchte nur 10 Jahre in Afrika sein, ehe er zurückkehren müsse. Damals war er ziemlich wohl, sodaß er sein Comité bat, ihm zu erlauben, in den Stand der Ehe zu treten. Im September 1858 reiste er nach Christiansburg, um seine Braut, Lydia Stöcklin von Basel, abzuholen. Am 3. December war sein freundlicher Hochzeitstag. Aber seine Frau sollte bald die Erfahrung machen, daß sie in Afrika war. Sie hatte viele und ernste Fieberkrankheiten durchzumachen. Mit großer Treue saß ihr Mann Tag und Nacht an ihrem Bette. Sie erlangte wieder ihre Gesundheit, um nur zu bald an seinem Kranken- und Sterbebett wachen zu müssen. Sein altes Kopfleiden hatte sich nämlich wieder eingestellt. Als man ihn ersuchte, eine Erholungsreise zu machen, lehnte er diesen Vorschlag ab. Knecht hatte mit einem andern Missionar eine Reise in das Innere gemacht und überraschte ihn auf der Rückreise; da fand er ihn sehr herabgekommen. Als ihm dieser den Vorschlag machte, zu Pferd in das Innere zu reisen, erwachte in ihm sein glühender Missionseifer. Er reiste mit einem Begleiter zu Pferde ab. Die Reise bekam ihm sehr übel; zweimal fiel er vom Pferd; mehrmals sank er in Ohnmacht. Er kam sehr krank zurück; das Traurige war, daß es keinen Arzt an seinem Aufenthaltsort gab, und er hatte noch immer im Sinne, eine Erholungsreise nach Akropong auszuführen. Missionar Plessing überredete ihn, nach Keta zu kommen, weil es von da aus leichter sei, mit Schiffsgelegenheit

Akropong zu erreichen. Sehr schwach und angegriffen kam er an und verfiel täglich mehr. Mit großer Geduld und herzlicher Dankbarkeit für jeden Dienst ging er rasch seinem Ende entgegen. Mehrere Missionare und seine tiefbetrübte Gattin standen am Sterbelager; am 1. Mai 1859 entschlief er.

Erinnerungen an Bernhard Schlegel von Heinrich Knecht. Bremen 1859. — Zahn, Vier Freistätten im Sklavenland. Bremen 1870.

Ledderhose.

Schlegel: Christian S., Numismatiker und Biograph, der Sohn eines Geistlichen, geboren am 30. Januar 1667 in Saalfeld, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Koburg, wohin sein Vater infolge einer Berufung übergesiedelt war, und widmete sich seit 1688 in Jena anfangs der Theologie, nachher aber unter dem Einflusse des Professors Kaspar Sagittarius, in dessen Hause er fünf Jahre lang wohnte, der Kirchengeschichte und der heimathlichen Münzkunde. Durch seine „Historia vitae Georgii Spalatini“, die er unter dem Vorsitze des genannten Gelehrten vertheidigte, erwarb er sich 1693 den Magistertitel und lebte später einige Jahre in Dresden, wo ihm drei weitere Schriften: „De numis Altenburgensibus cruce manuque signatis“ (1696); „De numis antiquis Salfeldensibus, Arnstadiensibus et Jenensibus“ (1697) und „Kurze Lebensbeschreibungen der Superintendenten in Dresden“ (1697 und 1698) die Aussicht auf eine archivalische Anstellung zu eröffnen schienen. Zwar erfüllte sich diese Hoffnung nicht, dagegen berief ihn Fürst Anton Günther von Schwarzburg auf Anregung des bekannten Berners Andreas Morel, der bei ihm als Hofrath und Antiquar in Diensten stand und bei seiner damaligen körperlichen Schwäche eines Gehülfen bedurfte, 1700 als Bibliothekar und Antiquar zu sich nach Arnstadt. Hier bildete ihn die Beschäftigung mit dem reichhaltigen, von dem Fürsten gesammelten Münzcabinete und der stete Umgang und die gemeinsame Arbeit mit jenem hervorragenden Gelehrten zu einem bewährten Kenner seines Faches, so daß ihm der Fürst nach Morel's Tode (16. April 1703) dessen Amt zu selbständiger Führung übertrug. Er verwaltete dasselbe bis 1712, wo Anton Günther, in vorgerückterem Alter seines bisherigen Lieblingswerkes müde, seine numismatischen Schätze für 100 000 Thaler an Friedrich II. von Sachsen-Gotha verkaufte. Nach dem Friedensteine übergeführt, wurden diese nun mit dem von Ernst dem Frommen und Friedrich I. herrührenden Münzbestande vereinigt und fanden ihren Platz in geschmackvoll eingerichteten Räumen auf der östlichen Galerie des Schlosses. Schon am 16. October des gleichen Jahres erklärte sie dann der Herzog als nichtzutheilenden Besitz seiner Nachfolger, den diese zwar vermehren, nicht aber verringern, auseinander bringen oder veräußern dürften. Mit dem Cabinete zog auch S. nach Gotha und übernahm in der Eigenschaft eines Secretärs und Antiquars dessen Verwaltung. Seine Aufgabe bestand nicht bloß darin, den sich mehrenden Besuchern die Münzen vorzuweisen und zu erklären, sondern auch einen ausführlichen, zum Druck bestimmten Commentar auszuarbeiten, damit die gelehrte Welt den ungewöhnlichen Reichthum dieser numismatischen Erwerbung kennen lerne. Um seinen Antiquar für die Lösung der letzteren Aufgabe noch tauglicher zu machen, sandte ihn der Herzog auf seine Kosten wiederholt nach Holland, wo er wichtigere Sammlungen besuchte und mit bedeutenden Männern seines Faches verkehrte. 1715 erhielt er von Friedrich I. und den übrigen regierenden Ernestinern den Titel eines herzoglich sächsischen Historiographen, feierte zwei Jahre später nach dem Beispiele seines Gönners und Freundes, des Kirchenrathes E. S. Cyprian, in mehreren Schriften, darunter die „Initia reformationis Coburgensis in vita Jo. Langeri, primi Superintendentis ac Pastoris hujus urbis evangelici“, das Andenken der Lutherischen Kirchenverbesserung, erlebte noch 1719 infolge der

italienischen Reise der beiden ältesten Prinzen Friedrich (III.) und Wilhelm die Bereicherung des Cabinetes durch zahlreiche antike Münzen, starb aber schon am 17. October 1722, erst 55 Jahre alt, ohne die ihm aufgetragene Beschreibung vollendet zu haben. Die von ihm hinterlassenen Materialien benutzte dann sein Amtsnachfolger Chrn. Sigismund Liebe bei der Ausarbeitung des unter dem Titel „Gotha Numaria“ 1730 erschienenen Commentars. — Ein Verzeichniß von Schlegel's Schriften gibt Schlichtegroll a. u. a. O. Außer den bereits genannten seien hier noch hervorgehoben: „De numis antiquis Isenacensibus, Mulhusinis, Nordhusinis et Weissenseensibus“ (1702); „De numis antiquis Gothanis, Cygneis, Coburgensibus, Vinariensibus et Merseburgensibus“ (1717); „De numis Abbatum Hersfeldensium“ (1723), der erst nach seinem Tode mit einer Vorrede Cyprian's und einer Biographie Schlegel's von dem Ruhlaer Pfarrer Johann Zeitzschel veröffentlichte „Bericht von dem Leben und Tode Casparis Aquila“ (1737) und endlich die Beiträge, welche er zu dem von S. Haverkamp 1752 herausgegebenen „Thesaurus Morellianus, continens XII priorum Imperatorum Romanorum numismata“ geliefert hatte (in Liebe's „Gotha Numaria“ mit Verbesserungen wiederholt).

Jöcher. — Chrph. Sax, Onomasticon literarium V (1785), S. 428 f. — Fr. Schlichtegroll, Historia Numothecae Gothanae, Gotha 1799, S. 23—25, 30—35. — S. Baur, Neues Histor.-B.-L. Handw. IV. Bd. (1809), S. 901a. — Chrn. Ferd. Schulze, Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II., Gotha 1851, S. 197.

A. Schumann.

Schlegel: Christiane Karoline S. s. **Lucius**, Christiane Karoline, Bd. XIX, 352. Nachträglich sei hier bemerkt, daß sie am 21. August 1833 in Dresden gestorben ist. Br.

Schlegel: Dorothea Friederike S., die älteste reichbegabte Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, ursprünglich Brendel (= Veronica) geheißen, wurde in Berlin am 24. October 1763 geboren und im Hause ihres Vaters sorgfältig erzogen, auch im Sinne ihres Vaters, der für sie und ihren Bruder Joseph zunächst seine „Morgenstunden“ (1785) schrieb, philosophisch gebildet. Fünfzehn Jahre alt, heirathete sie nach dem Willen ihres Vaters ohne eigene Neigung den weder schönen noch ihr geistig ebenbürtigen Banquier Simon Veit († im November 1819), dem sie in einträchtiger, äußerlich ungetrübter Ehe vier Söhne gebar. Obwol innerlich unbefriedigt, hielt sie zunächst, zumal so lange Mendelssohn lebte, jeden Gedanken an Ehescheidung fern. Mit ihren Freundinnen Rahel Levin und Henriette Herz stand die männlich-kluge Frau im Mittelpunkt der geistig angeregten Gesellschaft Berlins, am ersten empfänglich für die neuen Ideen, als deren Verkündiger in den neunziger Jahren die beiden Brüder Schlegel auftraten. Im Juli 1797 kam der jüngere der beiden, Friedrich S., nach Berlin; im Hause von Henriette Herz lernte er bald darauf Dorothea kennen und fühlte sich weniger durch ihre Schönheit als durch ihren Verstand und Witz, ihr Verlangen nach höherer Geistesbildung, ihre herzliche Liebenswürdigkeit gefesselt. Er pries sie in Briefen an seinen Bruder als eine wackere Frau, von gediegenem Werthe, die sehr einfach sei und für nichts in und außer der Welt Sinn habe als für Liebe, Musik, Witz und Philosophie, in deren Armen er seine Jugend wiedergefunden habe, die er gar nicht mehr aus seinem Leben wegdenken könne. An sie richtete er im Sommer 1798 den Aufsatz „Ueber die Philosophie“ (im zweiten Bande des „Athenäums“ 1799 gedruckt); sie schwebte ihm während des folgenden Winters als sein weibliches Ideal bei der Abfassung des Romans „Lucinde“ (1799) vor. Sich dauernd mit der um sieben Jahre älteren Frau zu verbinden, lag vorerst nicht in seinem Plane.

Gleichwohl bestimmte die Innigkeit ihres Verhältnisses zu S. Dorothea, nunmehr die Lösung ihrer Ehe mit Veit zu erstreben. Henriette Herz übernahm die Vermittlung; gegen Ende des Jahres 1798 wurde die Scheidung vollzogen. Dorothea lebte von da an zu Berlin in enger Gemeinschaft mit S., wie es die „Lucinde“ nur allzu verrätherisch schilderte; sie folgte dann auch, als dieser im September 1799 nach Jena übersiedelte, dem geliebten Freunde schon zu Anfang des nächsten Monats und fand mit ihm zunächst im Hause August Wilhelm Schlegel's Aufnahme. Bescheiden und anspruchslos, hingebungsvoll, duldend und dabei stets heiter, mit einem klaren Blick für das praktische Leben begabt, trat sie nun ganz in den Kreis romantischer Ideen und Bestrebungen ein, die ihrem innersten Wesen doch oft überfein oder doch praktisch-werthlos erscheinen mußten. Aber in begeisterter Bewunderung sah sie zu Friedrich empor; seine Ziele, seine Freunde und Feinde wurden die ihrigen. Wie sie schon in Berlin gleich ihm warme Freundschaft mit Schleiermacher und Fichte gepflegt hatte, so fühlte sie sich jetzt mit August Wilhelm und dessen Gattin Karoline innig verbunden, und als dieses Verhältniß bald (und nicht bloß durch ihre und Friedrich's Schuld) sich ganz und gar löste, als überhaupt Friedrich immer einsamer unter den litterarischen Genossen wurde, da war noch im Sommer 1800 der jenaische Physiker Johann Wilhelm Ritter ein Freund, mit dem man fast täglich verkehrte und im August sogar mehrere Tage auf einem gemeinsamen Ausfluge nach Dornburg zubrachte. Durch Friedrich wurde Dorothea auch in die wissenschaftliche Laufbahn getrieben. Schon in Berlin hatte sie sich an einer umarbeitenden Uebersetzung des „Faublas“ von Louvet de Couvray versucht. Jetzt in Jena begann sie, namentlich auch, um für sich und den geliebten Freund, der nach der „Lucinde“ keine rechte dichterische Stimmung wiederfand, etwas zu verdienen, einen Originalroman zu schreiben, den sie zuerst „Arthur“ betiteln wollte und dessen erster Band im Herbst 1800 fertig wurde. Nachdem Schleiermacher und Friedrich ihr die falschen Dative und Accusative herausgestrichen hatten, erschien das Werk ohne ihren Namen, von Friedrich herausgegeben und mit zwei Sonetten eingeleitet, unter dem Titel „Florentin“ zu Lübeck und Leipzig 1801. Kränklichkeit Dorotheens verhinderte die Fortsetzung, die sie noch 1805 plante. Eigne Berliner Erfahrungen und Charaktere, die sie selbst kennen gelernt hatte (darunter besonders der Kupferstecher Eduard d'Alton, August Wilhelm's späterer künstlerischer Freund, s. A. D. B. I, 372), verwerthete sie stellenweise in ihrer Erzählung; noch mehr aber war dieselbe abhängig von litterarischen Vorbildern, unter denen Goethe's „Wilhelm Meister“ und Tieck's „Franz Sternbald“ die erste Stelle einnahmen. Genauer als die übrigen gleichzeitigen Nachahmer des „Wilhelm Meister“ zeichnete Dorothea Goethe's Charaktere nach, führte sie ein Thema, das dem seinigen verwandt war, durch, bildete sie selbst seinen Stil ab. Der äußere Gang der Geschichte und verschiedene Stimmungen, die darin erklingen, auch die Grundmotive des zwecklosen Umherwanderns in der Welt, das doch nie zum wirklichen praktischen Handeln des Helden führt, und der räthselhaften Herkunft dieses Helden erinnern besonders an Tieck's Geschichte. Aber auch die übrigen Anschauungen des romantischen Kreises und mehrere Tendenzen, welche die „Fragmente“ im „Athenäum“, Friedrich's „Lucinde“ und Schleiermacher's Briefe über die „Lucinde“ deutlich geoffenbart hatten, spiegelten sich unverkennbar im „Florentin“ wieder ab. Die mitunter dilettantische, immerhin aber fleißige und ein hübsches Talent bekundende Arbeit nöthigte selbst dem gegen alles, was von dieser Seite kam, voreingenommenen Schiller eine bessere Vorstellung von der Verfasserin ab. Auch zu den kritischen Unternehmungen der Freunde mußte diese gelegentlich ihre Beisteuer geben, so namentlich eine boshafte Notiz über Ramdohr's moralische Erzählungen (im dritten Bande des

„Athenäum" 1800). Sonst dachte sie an verschiedene Uebersetzungen; aber ihre vielfache Kränklichkeit ließ sie vorläufig zu nichts Größerem kommen. Im April und Mai 1801 weilte sie einige Wochen in Leipzig; als dann Friedrich Ende Novembers Jena verließ und nach Berlin reiste, blieb auch sie nicht mehr lange in der vereinsamten, durch das Zerwürfniß mit Karoline ungastlich gewordenen Stadt, sondern begab sich Ende Januars 1802 zu Charlotte Ernst, Friedrich's Schwester, nach Dresden. Daselbst traf Friedrich bald wieder mit ihr zusammen, um im Frühling mit ihr nach Paris zu gehen. Hier ward es ihnen anfangs recht sauer; treulich arbeitete und litt Dorothea mit dem Geliebten. Auch für seine Zeitschrift „Europa" verfaßte sie einiges, unter anderm ein „Gespräch über die neuesten Romane der Französinnen", das sich vornehmlich mit Frau v. Staël's „Delphine" beschäftigte, und einzelne wenig bedeutende Gedichte. Auf Grund der besten Pariser Handschriften bearbeitete sie 1803 und 1804 in einfacher, hie und da etwas alterthümlich gefärbter Prosa die Geschichte des Zauberers Merlin in 35 Capiteln, unter gelegentlicher Beihülfe ihrer Freundin Helmine v. Chézy, die gleichzeitig die Geschichte der Euryanthe ausführte. Beide Arbeiten gab Friedrich S., der den „Merlin" wohl auf Grammatik und Stil hin zuletzt noch prüfte, zu Leipzig 1804 in zwei Bänden heraus als „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters, aus gedruckten und handschriftlichen Quellen". Als ein Gegengift gegen die Verlockungen der großen Stadt Paris las Dorothea viel in Luther's Bibel. Dabei fühlte sie sich im Herzen immer mehr als Protestantin; während der Katholicismus ihr mit dem alten Judenthum, das sie verabscheute, zu viel Aehnlichkeit zu haben schien, sah sie im Protestantismus ganz die Religion Jesu und (im Sinne Schleiermacher's) die Religion der Bildung. Den ostentativen öffentlichen Uebertritt hielt sie zuerst gar nicht für nöthig, ließ sich dann aber doch am 6. April 1804 von dem protestantischen Geistlichen Gambs an der schwedischen Capelle taufen und unmittelbar darauf mit Friedrich trauen. Seit dem vorausgehenden Herbst hatte sich ihre Lage in Paris etwas verbessert, da einige junge Kölner, unter ihnen die beiden Brüder Boisserée nebst noch ein paar Freunden sich bei ihr auf Kost und Logis eingemiethet hatten, alle entzückt von ihrer vorsorglichen Treue und Emsigkeit, die ihre Häuslichkeit so traulich zu gestalten wußte. Der Einladung der Brüder Boisserée folgte sie mit Friedrich im Spätfrühling 1804 nach Köln. Während Friedrich hier Vorlesungen hielt, öfters aber auch mehrere Monate zum Besuche von Paris oder als Gast der Frau v. Staël abwesend war, blieb sie in dürftigen Verhältnissen ruhig bei ihren Arbeiten im Hause. 1804 und 1805 bearbeitete sie wieder eine Rittergeschichte „Lother und Maller", diesmal aus einer ungedruckten deutschen Handschrift, die ihr ein Kölner Freund, Kanonikus Wallraff, mitgetheilt hatte. Um das darin aufgestellte Bild ritterlicher Freundschaft, das sie am meisten anzog, stärker hervortreten zu lassen, ließ sie verschiedene störende oder abschwächende Episoden, manche die Aufmerksamkeit ermüdende Fehden und Abenteuer, einige sittlich anstößige Züge weg. Friedrich gab darnach die Geschichte 1805 zu Frankfurt a. M. heraus und nahm sie mit dem „Merlin" sogar 1823 in den siebenten Band seiner sämmtlichen Werke auf. Dann übertrug Dorothea unter den Augen ihres Mannes, der sich denn auch auf dem Titelblatt allein als Uebersetzer nannte und ein Vorwort dazu verfaßte, die „Corinna" der Frau v. Staël, die 1807—1808 in vier Bänden deutsch zu Berlin erschien und noch 1852 eine neue (dreibändige) Auflage erlebte. Auch die Bearbeitung des italienischen Ritterromans „Primaleone" (1559) begann sie, aber ohne Lust und Liebe, da sie zu viel von dem Ihrigen hinzuthun mußte; das Werk wurde nie vollendet. Wie Friedrich sich während der Kölner Jahre immer offener zur katholischen Kirche bekannte, so neigte auch sie sich jetzt dieser

Confession mit aller Entschiedenheit zu, ja bestärkte, während sie selbst sich schon äußerlich zur katholischen Gemeinde hielt, ihren zuerst noch zögernden Gatten in dem Entschlusse, öffentlich zum Katholicismus überzutreten. Endlich thaten sie zu Köln am 16. April 1808 diesen Schritt; am 18. April wurde ihre Ehe durch die Kirche revalidirt. Bald darauf reiste Friedrich über Dresden nach Wien. Als sich hier für ihn Aussicht zu einer Staatsanstellung zeigte, folgte ihm Dorothea im August 1808, traf in Dresden mit ihren beiden Söhnen aus erster Ehe zusammen und kam am 31. October in Wien an. Hier war endlich die Stätte ihres Bleibens gefunden: im März 1809 wurde Friedrich Secretär bei der kaiserlichen Hof- und Staaskanzlei. Von ihm war sie freilich während des größten Theiles des Jahres, so lang er sich im Hauptquartier des österreichischen Heeres befand, getrennt, und das geplante Wiedersehen ihrer Söhne mußte sie immer wieder verschieben, bis dieselben endlich im Frühling 1810 sie in Wien aufsuchten. Dorotheens höchster Wunsch war erfüllt, als beide hier, Philipp am 9. Juni, Jonas (nun Johannes genannt) am 26. Juli zur katholischen Kirche übertraten. Philipp kehrte schon im Herbst nach Dresden zu seinem Studium, der Malerei, zurück; sein Bruder wanderte im Februar 1811 zum gleichen Studium nach Rom. Aber schon im Juni 1811 siedelte Philipp nach Wien über; die Mutter begleitete hier seine künstlerische Arbeit mit der liebevollsten Theilnahme. Aber in erhöhtem Grade folgte ihm ihre mütterliche Liebe und ihre ängstliche Sorge, als er 1813 der Lützow'schen Freischaar sich anschloß und 1814 mit dem siegreichen Heere nach Paris zog. Voll stolzer Freude empfing sie ihn, als er nach Beendigung des Krieges im Januar 1815 in Wien eintraf, um von hier zu seinem Bruder nach Italien zu gehen. Die Bewegung der 100 Tage kam dazwischen; erst im August konnte er die Reise antreten. Wenige Monate darauf wurde Friedrich zum Legationsrath ernannt und reiste zum Bundestag nach Frankfurt a. M. ab. Dorothea folgte ihm erst im April 1816 über München. Ein Gichtleiden, das sie während des nächsten Winters viel quälte, zwang sie im Juli 1817 zum Gebrauch der Bäder in Wiesbaden. Als aber Friedrich 1818 nach Wien zurückberufen wurde, hielt sie die Sehnsucht nach ihren Söhnen nicht länger zurück. Im April 1818 trat sie die Reise nach Rom an, wo sie nahezu die nächsten zwei Jahre bei ihren Söhnen und im Kreise der Frau v. Humboldt verlebte. Friedrich besuchte sie hier 1819, als er im Gefolge des Fürsten Metternich in aller Eile durch Italien reiste. Erst im Juli 1820 kehrte sie wieder nach Wien zurück. An Friedrich's Seite verlebte sie ziemlich ruhig das folgende Jahrzehnt, nur öfters von Kränklichkeit heimgesucht, die einigemale einen längeren Aufenthalt in Baden bei Wien nöthig machte. Am 11. Januar 1829 starb Friedrich plötzlich in Dresden. Dorothea siedelte anderthalb Jahre darnach, im September 1830, nach Frankfurt a. M. über, wohin ihr Sohn Philipp Veit ziemlich gleichzeitig als Director des Städel'schen Kunstinstituts berufen wurde. Mit ihm lebte sie hier von ihrer kleinen, erst in ihren letzten Jahren etwas erhöhten Pension ruhig und heiter, wenn auch zuletzt lebensmüde und voll Sehnsucht nach dem Jenseits. Am 3. August 1839 starb sie zu Frankfurt, im Leben viel geprüft, viel verleumdet und nur selten nach ihrem persönlichen Werthe gebührend geschätzt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 17. Jahrgang (1839), S. 1089—1092. — J. Fürst, Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen, Berlin 1850, S. 106—116. — R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870. — Wilhelm Dilthey, Leben Schleiermachers, Berlin 1870, S. 469 ff., 486 ff. — Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel hrsg. von Dr. J. M. Raich, 2 Bände, Mainz

1881. — Friedrich Schlegel's Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Dr. Oskar F. Walzel, Berlin 1890.

Franz Muncker.

Schlegel: Friedrich Justus August v. S., Arzt, geboren am 30. Mai 1769, † am 10. April 1828 als kaiserl. russischer Staatsrath zu St. Petersburg, war der Sohn des Stadtschullehrers Johann Christoph S. zu Jena, von welchem er bis zu seinem 17. Lebensjahre die Vorbildung, u. a. auch entomologischen und technologischen Unterricht erhielt. Dann, nach dem unerwartet erfolgten Tode seines Vaters verweilte S. noch ein Jahr in Jena, vollendete seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Weimar unter Musäus und bezog hierauf 1788 zum Studium der Heilkunde und Naturwissenschaften die Universität Jena. Am 23. Mai 1792 erlangte er daselbst nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation unter Gruner „De statu sano et morboso mammarum in gravidis et puerperis“ die med. und chir. Doctorwürde und begab sich noch im Juni desselben Jahres nach Rußland, wo er im August in St. Petersburg anlangte und nach glänzend bestandenem Examen vor dem dortigen Collegium medicum die Erlaubniß zur Praxis und bald darauf eine Anstellung in Sklow am Dniepr (Gouv. Mohilew) erhielt. Hier bekleidete er zugleich die Stellung als Arzt des Generals Soritsch und eines unter dessen Direction stehenden Cadettencorps, auch war er ärztlicher Inspector des dortigen Lazareths. Im J. 1800 siedelte er nach Moskau über, erlangte dort einen sehr bedeutenden Ruf, wurde 1804 zum kaiserlich russischen Hofrath ernannt und 1809 mit der ersten Arztstelle an dem mit einer Entbindungsanstalt und einem Hebammeninstitut verbundenen Findelhause betraut. Doch legte er, da eine Reihe der von ihm gemachten Reformvorschläge nicht genehmigt wurde, nach dreijähriger Thätigkeit seine Stelle freiwillig nieder, erhielt den Titel eines Collegienraths und widmete sich ausschließlich der freien Praxis und nebenher, soweit es seine Zeit erlaubte, schriftstellerischer Thätigkeit. Beim Einzuge Napoleons 1812 verlor er sein ganzes Vermögen, siedelte dann nach Wladimir im Gouv. Rjäsan über, kehrte später wiederum nach Moskau zurück und ließ sich zuletzt, nachdem er kurze Zeit in Twer eine Kronstelle bekleidet hatte, in Petersburg nieder, wo er bis zu seinem im 59. Lebensjahre erfolgten Tode verblieb. Er war ein mit gründlicher und umfassender Ausbildung in Wissenschaft und Kunst ausgestatteter, sehr gewandter, eifriger und ausgezeichneter Arzt. Unter seinen zahlreichen Schriften hat besonderes Aufsehen seine classische Monographie über den Weichselzopf erregt, betitelt: „Ueber die Ursache des Weichselzopfes bei Menschen und Thieren, die Mittel denselben zu heilen, in kurzer Zeit auszurotten u. s. w.“ (Schlegel's Materialien für die Staatsarzneiwissenschaft 1804 mit vier Kupfern), eine erweiterte Bearbeitung eines bereits 1793 in Gruner's Almanach für Aerzte und Nichtärzte erschienenen Aufsatzes des Verfassers. Von anderen Aufsätzen nennen wir noch: „Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf“ (Schlegel's Materialien ꝛc. 1800); „Glücklicher Versuch mit dem Dreisamkraut als antisyphilitischem Mittel“ (ebd. 1803); „Geschichte einer Menschenblatter und eines Lippenkrebses“ (ebd.); „Erinnerung an den äußeren Gebrauch der Cochlearia armoracia“ (ebd. 4. Sammlung 1804); „Rüge grober Fehler der Hebammen“ (ebd.); „Kurze med.-chirurg. Beobachtungen“ (ebd.)

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc. herausgegeben von A. Hirsch V, 230.

Pagel.

Schlegel: Friedrich S. s. die Nachträge.

Schlegel: Gottlieb S., Theolog und praktischer Geistlicher, geboren am 16. Februar 1739 in Königsberg i. Ostpr., † am 27. Mai 1810, wurde von

Riga, woselbst er ein Pastorat bekleidete, im J. 1790, da er wegen seiner Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Kritik dem Statthalter Fürsten von Hessenstein empfohlen war, von Gustav III. als erster Professor der Theologie und Generalsuperintendent nach Greifswald berufen, wo er sein Lehramt mit einer Rede: „De vi et efficientia, quam lux aetatis in studiis theologicis et cognoscenda religione habet et de eo quod circa eam theologorum est“ antrat. Im Geist der damals aus der Wolf'schen Philosophie hervorgehenden Aufklärung hielt er Vorlesungen über Dogmatik, Moral und Symbolik, an welchen auch E. M. Arndt theilnahm, und verfaßte in gleichem Sinne 1792 den schwedisch-pommerschen Landeskatechismus, sowie seine „Grundlage der Dogmatik“ (1806). Als er auch das in ähnlicher Weise veränderte Landesgesangbuch 1796 einführte, erregte dies die Opposition mehrerer Geistlichen, namentlich des Propstes Theobul Kosegarten zu Altenkirchen (s. A. D. B. XVI, 751), infolge dessen noch mehrere andere Landgemeinden das alte von Jak. Heinr. Balthasar 1750 herausgegebene Gesangbuch beibehielten.

Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, 310. — Overkamp, Memoria Theophili Schlegel 1811. — Kosegarten, Das alte und neue Gesangbuch, in seinen Reden und kleinen prosaischen Schriften, herausgegeben von Mohnike I, 226—254. — Rühs, pommersche Denkwürdigkeiten, S. 225, 328.

Häckermann.

Schlegel: Hermann S., geb. am 19. Jan. 1804 zu Altenburg, † am 17. Jan. 1884 zu Leiden, Director des Niederländischen Reichsmuseums in Leiden. Großvater und Vater waren Gelbgießer gewesen und auch S. wurde dazu bestimmt. Sein Vater, Joh. David S., war jedoch nicht ohne Sinn für Naturwissenschaften und ließ der Neigung seines Sohnes für das Sammeln von Naturgegenständen freien Lauf. Diese Neigung wurde gefördert durch die Bekanntschaft mit dem Pfarrer Brehm in Renthendorf, welcher mit Naumann damals der größte Kenner der Vögel Deutschlands war. In der Winkler'schen Erziehungsanstalt waren der spätere Kirchenrath Karl Hase und der Kunstgelehrte Ernst Förster seine Mitschüler. Als es galt, einen Beruf zu wählen, stellte der Vater ihm jedes akademische Studium frei mit Ausnahme der Naturwissenschaften, worauf Hermann sich dem väterlichen Beruf widmete, der ihm Zeit genug ließ, seinen Liebhabereien und außerdem der Musik sich zu widmen. Indessen war ihm die Heimath allmählich verleidet und noch nicht 18 Jahre alt verließ S. Altenburg und wanderte nach Dresden, wo er zwei Jahre in seinem Geschäft arbeitete. Ostern 1824 verließ er mit seinen Ersparnissen Dresden und wanderte über Prag nach Wien, um dort das kaiserliche Naturaliencabinet kennen zu lernen. Mit guten Empfehlungen von Pfarrer Brehm versehen, wurde er von Joseph Natterer freundlich aufgenommen und erhielt bald eine kleine Stelle am Hofmuseum. Die dortigen Gelehrten Heckel, Fitzinger, Bremser trugen zu seiner weiteren Ausbildung bei, besonders interessirte sich der ungarische Graf Pethényi für S., der den unbemittelten Naturforscher ganz in sein Haus aufnahm. Sehr freundliche Aufnahme fand S. auch im Hause des damaligen Museumsdirectors v. Schreibers, dessen Frau eine Tochter des berühmten Botanikers Jacquin war. Nachdem S. etwa ein Jahr in Wien verlebt, traf ein Brief von Temminck in Leiden, dem damaligen Director des Niederländischen Reichsmuseums, bei Schreibers ein, worin, da seine beiden Assistenten eine wissenschaftliche Reise nach Indien anzutreten im Begriff standen, angefragt wurde, ob in Wien ein zum Ersatz derselben geeigneter junger Mann vorhanden sei. Schreibers schlug S. vor und Temminck nahm ihn an. S. verließ Wien und traf nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt am 25. Mai 1825 in Leiden ein; bereits am 1. Juni erhielt er eine vorläufige An-

stellung als Präparator. In Leiden herrschte reges wissenschaftliches Leben. Um Temminck waren eine Anzahl junger Gelehrten, meist deutscher Herkunft, versammelt, von denen Boie, Macklot (s. A. D. B. XX, 17) und Salomon Müller (geb. 1804 in Heidelberg) am 21. Decbr. 1825 zu Forschungsreisen nach Indien absegelten. Nachdem S. schon lange am Museum thätig gewesen war, wurde er am 29. November 1828 zum Conservator an demselben ernannt. Am 16. October 1830 ließ er sich an der Leidener Universität immatriculiren, um Naturwissenschaften, Anatomie, Physiologie und Sprachen zu studiren. Die Heimkehr wissenschaftlicher Reisenden verschaffte S. Betheiligung an litterarischen Unternehmen, zunächst die Heimkehr von Philipp Franz v. Siebold zur Theilnahme an der Fauna Japonica seit 1833, sodann die von Salomon Müller (Boie und Macklot waren auf der Reise gestorben) zur Mitarbeit an dem von der niederländischen Regierung in holländischer Sprache herausgegebenen Werke über die Naturgeschichte der überseeischen Besitzungen, seit 1840. Sehr anregend wirkte auf S. der Umgang mit Lucian Bonaparte Prinz v. Canino, welcher im Interesse der Bearbeitung seines Conspectus avium ganz nach Leiden übergesiedelt war; auch die Gründung des zoologischen Gartens in Amsterdam durch Westermann gab viele zoologische Anregung (1842). 1837 hatte sich S. mit einer Holländerin verheirathet, welche ihm fünf Kinder schenkte; sie starb 1864, und S. verheirathete sich 1869 zum zweiten Male. Nach dem Tode Temminck's († am 30. Januar 1858) hatte sich S. die Hoffnung gemacht, dessen Stelle als Oberdirector des Museums, welche er schon während Temminck's Krankheit verwaltet hatte, zu erhalten, es wurde aber der Professor Jan van der Hoeven am 14. Juni 1858 dazu ernannt und S. erhielt nur die Stelle als Director mit dem Titel Professor. In dieser Stellung ist er geblieben, bis Krankheit ihm weitere Thätigkeit unmöglich machte. S. war ein Mann von großer Vielseitigkeit und unermüdlicher Arbeitskraft. Er schrieb in fünf Sprachen. Das Verzeichniß seiner Schriften (Bücher und Beiträge zu Zeitschriften) weist 163 Nummern auf. Außer den schon erwähnten sind daraus hervorzuheben: 1) Preisfrage über die Zugvögel, gekrönt von der holländ. Ges. der Wissenschaften zu Harlem 1828. 2) Preisfrage über den Kuckuck, gekrönt von derselben 1830. 3) Abbildungen neuer Amphibien, 50 Tafeln. Düsseldorf 1837—44. 4) Essai sur la physionomie des serpents, mit Atlas, 1838, auch englisch. 5) Abbildungen der Vögel Europa's, 1839—45. 6) Traité de Fauconnerie. Leiden 1844—53. 7) Mit Luc. Bonaparte: Monographie des Loxiens. Leiden und Düsseldorf 1850, mit Tafeln. 8) De Zoogdieren geschetst (Naturgeschichte der Säugethiere). Amsterdam 1854. 9) De Vogels van Nederland. Leiden 1854—58. 10) In der 1860—62 in holländischer Sprache erschienenen „Naturgeschichte von Niederland" hat S. die Wirbelthiere bearbeitet. 11) Beschreibung des zoologischen Gartens (Dierentuin) in Amsterdam, 1863—73. 12) De vogels van Nederlandsch Indie. Harlem 1863—66.

Selbstbiographie, fortgesetzt von seinem Sohn, Prof. Gustav Schlegel in Leiden, mit Bild, in: Mittheilungen aus dem Osterlande. Neue Folge III. Altenburg 1886.

W. Stricker.

Schlegel: Johann Elias S. wurde als zweitältester von dreizehn Geschwistern am 17. Januar 1719 zu Meißen geboren. Er entstammte einer geachteten sächsischen Familie vornehmlich von Predigern, Juristen und Hofbeamten, die 1651 in der Person des Großvaters, des zeitweise in Leutschau angestellten Oberpredigers Christoph S. von Ferdinand III. geadelt wurde, ohne jedoch Titel oder Beinamen („v. Gottleben") zu tragen (erst August Wilhelm hat beide wieder aufgenommen). Der Vater Johann Friedrich, ein hochbegabter, seine

große Vorliebe für Poesie auch durch eigene Versuche bethätigender Mann von freierer Denk- und Lebensweise, vermochte nicht die eigenen geistigen Interessen und die edle Sorgfalt für die moralische, bürgerliche, besonders aber für die litterarische Erziehung und Ausbildung seiner Söhne mit den (vielleicht nicht übermäßigen) Forderungen eines trockenen Meißener Stiftssyndikats in Einklang zu bringen. Da er durch Lässigkeit und Vertrauensseligkeit gegen seine Untergebenen eine arge Mißwirthschaft im Amte mitverschuldet hatte, wurde er 1741 desselben endgültig enthoben; Gram und Sorgen brachten ihn schon 1748 ins Grab; die Mutter, geb. Wilke, war bereits 1736 gestorben. Johann Elias kam mit den gründlichsten classischen Kenntnissen ausgerüstet 1733 auf die Landesschule zu Pforta. Hier ward das classische Alterthum, auf dem ja das Schwergewicht des etwas einseitigen Lehrplanes ruhte, zur Grundlage und zum Ausgangspunkte für die beiden Hauptrichtungen seines Geistes, für das Drama und die theoretisch-kritische Aesthetik. In letzterer Hinsicht zeugt dafür der 1739 verfaßte (erst 1764 in den Werken abgedruckte) „Auszug eines Briefs über die Trauerspiele der Alten und Neuern", in ersterer die prosaische Electraübersetzung von 1739 (die poetische Umschmelzung ist von 1741) und die beiden, stofflich im engsten Anschlusse an die antiken Vorbilder entstandenen Dramen „Hekuba" (später „die Trojanerinnen") von 1736 und „die Geschwister in Taurien" (später „Orest und Pylades") von 1737. Während ersteres Drama, aus dem gleichnamigen des Euripides und aus dessen und Seneca's „Trojanerinnen" zusammengeschweißt, uns entgegen dem Urtheile seiner Zeitgenossen hauptsächlich nur als ein Erzeugniß poetischer Legirungskunst interessirt, wären die „Geschwister" falls rechtzeitig erschienen ein hervorragendes Ereigniß in der Entwicklung des nationalen Dramas geworden. In der Absicht, nicht etwa ein Buchdrama, sondern ein Bühnenstück zu schreiben, (wie es denn auch schon 1739 in noch sehr unfertigem Zustande auf die Bretter der Neuber'schen Bühne kam), versuchte und brachte es der junge Dichter zuwege, die heterogenen Elemente des griechischen und französischen Dramas in ein drittes, ein für seine Zeit lebensfähiges Ganzes zu verbinden, das uns gewissermaßen als Typus des classicistischen Dramas in Deutschland gelten kann. Zwar war er noch unfähig, eine selbständige Conception und einen über die Vorlage hinausgehenden tragischen Conflict zu schaffen, aber er hat es verstanden, nach beiden Seiten hin vermittelnd, einerseits durch Ausscheidung des Chores und der Monologe, und durch Modernisirung der Charactere im französischen Sinne, andererseits durch Vermeidung jeglicher überflüssiger Liebesintrigue, (wie sie z. B. hier zwischen dem Freunde und der Suivante Eutrophe kein Franzose verschmäht hätte), beiden Richtungen durch ein wenigstens poetisch gedachtes Ganze gerecht zu werden. Trotzdem dürfen wir in diesen Jugenddramen kein vollgültiges Document für das künstlerische und geistige Können des jungen Pfortaners erblicken, denn in Anbetracht der zahlreichen Verbesserungen und Umschmelzungen, denen beide Dramen (die Trojanerinnen 1742 u. 1745, Orest 1739, 1742 u. ö.) unterzogen wurden, läßt sich die ursprüngliche Gestalt eher errathen als feststellen; sicherlich ist z. B. der schöne, im echt humanen Sinne gedachte Schluß des Iphigeniedramas die Frucht einer späteren Umarbeitung. Auch so haftet beiden noch manches Unbeholfene an und besonders tadelnswerth erscheint mir die Einführung überflüssiger Nebenmotive, welche die ohnehin spitzfindige Anagnorisis der Euripideischen Vorlage nur noch mehr verwirren. Einen klareren Einblick in die kleinen und zahlreichen, im Style und Geiste seiner Zeit begründeten Mängel und in die beachtenswerthen, schon damals oft die Leistungen seiner Zeitgenossen überragenden Vorzüge gewährt uns ein drittes Drama „Dido", das er 1739 kurz vor seinem Abgange aus Schulpforta in enger Anlehnung an die französische „Didon" von Lefranc de Pompignan (1734) und vielleicht unter

Mitbenutzung von Metastasio's „Didone abbandonata" (1724) in Angriff genommen und abgeschlossen hat und mit unerheblicheren Verbesserungen 1744 im V. Band der Gottsched'schen Schaubühne drucken ließ. Eine freiere selbständige Entwicklung der Handlung dürfen wir hier weder suchen noch verlangen, die Vorzüge des Dramas bestehen in der Ausnutzung und Ausarbeitung der psychologischen Motive und besonders glückte ihm die Gestalt der erhaben leidenden Heldin, denn er besaß im hohen Grade das, was seinen Collegen so ganz abging, ein poetisches Temperament. Weniger erfreulich und ganz im Style jener zopfigen Deckenfresken, die den Thronsaal jeder kleinen Residenz schmücken mußten, ist das Huldigungsgedicht „Bemühungen Irenens und der Liebe" zur Hochzeitsfeier der Prinzessin Amalie mit dem Könige Karl von Sicilien. Unsere Kenntniß des Menschen und der edlen Vorzüge seines Charakters wird durch die anmuthigen Schilderungen seines Bruders Adolf und des polnischen Bibliographen Daniel Janocki (Jänisch) aufs günstigste erweitert.

Mit einem historischen Thema verabschiedete er sich am 30. März 1739 von Schulpforta und begab sich nach Leipzig, um dort bis zum Herbst 1742 als „beyder Rechte Beflissener" seine Studien zu absolviren; doch hospitirte er auch bei Christ und Gottsched. Behutsam auftretend und schon durch seinen guten Geschmack, die tiefere Bildung und Einsicht vor jeder extremen Parteigängerei bewahrt, trat er, besonders seit 1740, zu Letzterem in ein näheres Verhältniß, wurde Mitglied seiner „Rednergesellschaft" und Mitarbeiter an den Zeitschriften Gottsched's und seines Parteigängers Professor Schwabe. Litterarischen Ausdruck fand dieses Verhältniß in dem poetischen „Schreiben an den Prof. Gotrsched", in dem er ihn gegen die Keckheiten der Mauvillon'schen „Lettres françoises et germaniques" 1740 in Schutz nahm, aber eigentlich Haller, dessen Einfluß auf Schlegel's Lyrik unzweifelhaft ist, als die Hauptzierde der deutschen Litteratur hinstellte.

Er fühlte sich Gottsched gegenüber zu manchem Dank verpflichtet, ohne ihm jemals Heeresfolge geleistet, oder sich zu seinen Grundsätzen bekannt zu haben. Gleichzeitig begann er die Veröffentlichung der von großer Belesenheit und durchdringender Gedankenarbeit zeugenden theoretischen Untersuchungen, die zu einem großangelegten, auf dem Grundsatze der poetischen Nachahmung gegründeten ästhetischen System führen sollten. Gottsched's Theorie bleibt unberücksichtigt; auch die Schweizer, deren freieren theoretischen Ansichten und poetischen Erzeugnissen er sich zwar nicht verschloß, werden jedoch nur nebenher benutzt, denn zwischen den schwankenden und im Grunde grob realistischen Anschauungen derselben und seinen im vornhinein feststehenden, idealisirenden, unter dem Einflusse der feinsinnigen Untersuchungen der französischen Akademiker Fraguier und Batry stehenden ästhetischen Ueberzeugungen, die auch gelegentlich in seinen kunsttheoretischen Dichtungen zum Ausdruck kommen, gab es nur sehr spärliche Berührungspunkte. Aber seine Theorie konnte mit ihren idealen Zwecken eine unmittelbare Nutzanwendung, eine Vorschrift für das Erreichbare nicht beabsichtigen; daher auch der scheinbare Widerspruch und die große Kluft zwischen Vorsätzen und Thaten, zwischen ästhetischen Forderungen und poetischen Erzeugnissen. Durch die in den polemisch sich gegen Straube wendenden Ausführungen seines geistreichen „Schreibens an den Herrn N. N. über die Comödie in Versen" (1740) geforderte versificirte Form wollte er das Lustspiel dem gemeinen Leben entrücken, eine Forderung, die er im Grundsatze noch 1745 in der Vorrede zu der (wahrscheinlich nur bis zum dritten Act) von ihm ausgeführten Uebersetzung des „Ruhmredigen" des Destouches noch aufrecht erhielt; aber seine sämmtlichen größeren Lustspiele sind bis auf den Einacter „die stumme Schönheit" in Prosa. Er schlägt fürs Drama freiere Versformen, den jambischen

Trimeter u. s. w. vor, hat aber fast durchgehends in den ausgeführten Originalen den Alexandriner beibehalten und erst 1749 in der fragmentarischen aber vortrefflichen Uebersetzung von Congreve's „Braut in Trauer“ den fünffüßigen Jambus in kunstvoller Weise eingeführt; der reimlose jambische Trimeter, eine Uebergangsform vom Alexandriner zum fünffüßigen Jambus findet sich nur in dem fragmentarisch erhaltenen Leipziger Nachspiel „die entführte Dose“ und in dem Entwurfe des „Gärtnerkönigs“ vor. Er ist muthig in der „Vergleichung Shakespears und Andreas Gryphs“ mit der brennenden Fackel in den dunklen Raum, wo die Shakespeare'schen Schätze aufgespeichert lagen, vorangeschritten, aber es weisen der gleichzeitige „Herrmann“ sowohl, als die 1742 vorgenommene Ueberarbeitung der „Dido“ (wo die Geistererscheinung des Sichäus nicht auf Hamlet, sondern auf die französische Vorlage zurückgeht) nicht die leiseste Spur eines unmittelbaren Einflusses auf. Er ist schon seit der witzigen Kritik des Klaj'schen Heroldes (1741) öfters für die freie Behandlung der Zeit- und Ortseinheit eingetreten, ohne in Drama oder Lustspiel haarbreit von der strengen Observanz abgewichen zn sein. Er hat sich im „Todtengespräche Demokritus“ weidlich über den Anachronismus des Regnard'schen Lustspiels lustig gemacht, übersah aber die tiefer liegende, den Hauptgestalten seines „Herrmann“ (1741) anhaftende Zeitwidrigkeit, die sie uns ebensowenig altdeutsch und ebensosehr modern französisch erscheinen läßt, wie es die Staatskleider waren, in denen sie auf der Bühne erscheinen mußten. Eine bedeutsame Leistung war aber dieses, nebenbei bemerkt stark überschätzte Drama schon deswegen, als sich hier der junge Dichter zum erstenmale vor die Aufgabe gestellt sah, selbständig, da ihm der Lohenstein'sche Roman nur wenige Anhaltspunkte bot, einen historischen Stoff zu einer dramatischen Fabel zu gestalten, psychologische Motive zu erfinden und tragische Conflicte zu schaffen; dieser Aufgabe war er nicht ganz gewachsen. Die Vorzüge des Dramas, ebenso wie die des 1742 in Dresden in Angriff genommenen und bis zum dritten Buche ausgearbeiteten nationalen Epos „Heinrich der Löwe“ liegen mehr in der Wahl des Stoffes als in dessen Ausarbeitung und sind entschieden mehr ethische als ästhetische. Der neue Stoff fand keine neue Form, die Charaktere sind schematisch, erinnern in ihrer Gruppirung sehr an Corneille's Horace und das schöne Pathos, in dem sie über sich und ihre Verhältnisse verhandeln, kann uns in keiner Weise für die mangelnde Handlung, die sich hauptsächlich hinter den Coulissen abspielt, entschädigen. Bei manchen Vorzügen in Vortrag und Empfindung bleibt dieses Drama doch nur ein Versuch, während S. auf theoretischem Gebiete entschiedene Erfolge zu verzeichnen hatte.

Noch klarer tritt dieser Widerspruch in den gleichzeitigen Lustspielen zu Tage. Es lagen in ihm die Keime jener kunstidealistischen Richtung, die zu Winckelmann und Schiller führt, aber es steckt damals noch in ihm etwas von dem kleinen deutschen Spießbürger, den kleinliche Interessen und ein unbeholfenes Gesellschaftsleben schwer zu Boden drücken. Seine ersten Versuche „Der geschäftige Müssiggänger“ (1741), ferner der erst 1746 vollendete „Geheimnißvolle“, beide von Moliere'schen Typen angeregt, schließlich „Die Pracht zu Landheim“ unvollkommen erhalten, gehören doch, von kleineren Vorzügen abgesehen, noch im ganzen und großen jener plattrealistischen, von Frau Gottsched eingeschlagenen Richtung an, die selbst Lessing's Beispiel auf keiner höheren Sphäre zu erhalten vermochte und der es beschieden war, in den erbärmlichen Plattheiten der Jünger, Bretzner und Stephanie unterzugehen. —

Schlegel's scharfe auf die heimischen Zustände gerichtete Beobachtungsgabe und sein feineres Verständniß des weiblichen Gemüths und der menschlichen Verhältnisse überhaupt hätten jedoch zur Schaffung dieser Erzeugnisse ohne das

form- und anstoßgebende Element der litterarischen Vorbilder nicht ausgereicht. Seine Muster waren Molière und seine Schule mit ihrer „allgemein menschlichen“ alles in feststehende Typen zusammenfassenden Komik und in zweiter Linie Holberg mit seiner scharf im Detail arbeitenden, zeitweilig bestehende Verhältnisse geißelnden Satyre. Auch stilistisch wird die Verschiedenartigkeit beider Richtungen bemerkbar und für eine fein witzige und elegante Wendung aus der Schule Marivaux's und Saintfoix's müssen wir oft einen derben Holberg'schen Witz mit in den Kauf nehmen. Größere Beachtung verdient die leider Entwurf gebliebene, sichtlich durch Regnard's Democrite angeregte Idee zu einem versificirten Lustspiele „Die drei Philosophen“ 1742.

Im Herbst 1742 ging er mit dem späteren sächsischen Gesandten am dänischen Hofe, v. Spener, als dessen Privatsecretär nach Dresden und bald darauf 1743 über Berlin und Hamburg, wo er Hagedorn näher trat, nach Kopenhagen. Jetzt erst begann (1742—45) seine systematisch ausgearbeitete „Abhandlung von der Nachahmung“ zu erscheinen; in dieser Untersuchung, die sich mit allem, was die deutsche Aesthetik vor Lessing geleistet, kühn messen kann, versuchte er seine in früheren Aufsätzen zerstreuten Kunsturtheile auf die Höhe einer allgemein gültigen Theorie zu bringen; unwillkürlich merkt man ihm hier den Dramatiker an, während er die Lyrik nur mit Mühe in den Rahmen seiner Theorie hineinzwängt. Praktische Erläuterungen und Einschränkungen bietet unter Beibehaltung des idealistischen Ausgangspunktes die „Abhandlung, daß die Nachahmung der Sache, der man nachahmet, zuweilen unähnlich werden müsse“, die, schon 1741 als Rede entworfen, erst 1744 gedruckt wurde. 1745 bis 1746 gab er „den Fremden“ heraus und regte in dieser Wochenschrift in freimüthiger Weise culturelle, historische und litterarische Fragen an. Für dieselbe schrieb er auch den Einacter „Der gute Rath“ und betheiligte sich gleichzeitig mit lyrischen Erzeugnissen an dem 1746 von seinem Bruder Adolph herausgegebenen, bis jetzt noch nicht wieder aufgefundenen „Buch ohne Titel“.

Das Lustspielfragment „Der Gärtnerkönig“, das er seit 1746 öfters in Angriff nahm, bietet eine Fülle der originellsten Motive, die antike, der Phantasie freien Spielraum lassende Welt, die in den Regionen des Wintermärchens sich bewegende Handlung, die Wiedereinsetzung des verschollenen Königsohns, seine romantische Verbindung mit der Gärtnerstochter, das komische Element im Gärtner, das burlesk-satyrische in der Gärtnersfrau und im Petit-maître, alles dies sind Motive wie aus einem Shakespeare'schen Lustspiele. Sicher erscheint mir eine tiefere Kenntniß Shakespeare's aus Schlegel's hervorragendstem Drama „Canut“ zu sprechen. Sie offenbart sich hier (so wie im Fragment „Gothrika“ 1748) in der Wahl eines dem frühen Mittelalter (der Chronik des Saxo Grammaticus) entlehnten nationalen Stoffes, in der kraftvollen bilderreichen Sprache, vor allem aber in dem gigantischen und dämonischen Wesen des sichtlich Richard III. nachgebildeten Helden Ulfo, dessen Charakter vom Dichter hier gerade so wie er es schon 1747 an Shakespeare's Dramen bemerkt haben wollte, „gliedweise vorgetragen wird“. Diese großen Vorzüge müssen umsomehr betont werden, als ja bereits die zeitgenössische Kritik die unleugbaren Schattenseiten des Stückes: die unmännliche Schwäche Canut's, das allzu passive Wesen Estrithens genügend hervorgekehrt hat. Er hinterließ auch Bruchstücke einer Shakespeare-Uebersetzung, die aber sein Bruder leider in die Werke nicht aufnahm.

Die „Theatralischen Werke“ 1747, den (bereits 1746 separat erschienenen) Canut, die Trojanerinnen, den Geheimnißvollen und die Electraübersetzung umfassend, hat S. mit einer längeren unter dem Titel „Ueber Würde und Majestät des Ausdrucks im Trauerspiele“ in die Werke aufgenommenen Vorrede eingeleitet;

es ist dies eine theils kritische, theils theoretische, auf Longin und Fenelon gestützte, nicht besonders tiefgehende aber allgemein verständliche und zeitgemäße Erörterung über den tragischen Stil, der es an satyrischen Seitenhieben auf die Gottschedische Schule nicht mangelt. An dem in Kopenhagen damals für Drama und Theater neu erwachenden Leben nahm er regsten Antheil. In dem „Schreiben von Errichtung eines Theaters in Kopenhagen“ 1746 (?) plaidirt er für die Einsetzung von Aufsehern (Intendanten) und für die Honorirung der Dichter. Weit hervorragender als diese in technischen und finanziellen Fragen noch recht naiven Ausführungen, und durch die ihnen von Lessing zutheil gewordene Anerkennung auch weiterhin bekannt, sind die leider ebenfalls erst 1764 gedruckten „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters“. Nachdrücklich betont hier S. die Nothwendigkeit und den poetischen Vortheil nationaler Stoffe und bekundet in der theoretisch nicht ganz geglückten Neueintheilung der dramatischen Gattungen nach Ständen und Leidenschaften und in der das Theater als eine Einrichtung für das Bürgerthum bezeichnenden Bemerkung eine gesunde, bürgerlich demokratische Gesinnung. Ganz als Lessing's Vorläufer auftretend, hat er hier die ästhetische Berechtigung des bürgerlichen Trauerspiels motivirt, geistreich und treffend den Unterschied zwischen englischem und französischem Wesen und Drama erwogen, antigottschedianisch dem Charakter im Drama vor der Fabel den Vorzug gegeben und für die Behandlung der Orts- und Zeiteinheit weitgehende Freiheit gefordert.

Doch mitten unter diesen reformatorischen Ideen entsteht 1747 das Lustspiel „Der Triumph der guten Frauen“, ein feingedachtes und zierlich ausgeführtes, in den Sitten schon undeutsches, in Technik und Durchführung ganz französisches Stück, aber nach Mendelssohn's Urtheil voll „Lebens in den Charakteren, Feuers in der Handlung und echten Witzes in den Gesprächen“. Doch wird es noch bei weitem übertroffen von dem gleichzeitigen Nachspiel „die stumme Schönheit“, das uns in seiner reizvollen Anmuth und durch die heiter und sorglos in den geschmeidigsten Alexandrinern dahinfließende Handlung als das vollendetste, am meisten abgerundete seiner poetischen Erzeugnisse erscheint. Beide Lustspiele sind zusammen mit dem Vorspiele „Die Langeweile“, womit am 18. December 1747 das neue Theater eröffnet wurde, als „Beyträge zum dänischen Theater“ 1748 erschienen.

1748 heirathete er seine geliebte Chloris, Johanna Sophia Niordt, die er in lyrischen Ergüssen voll innerster Liebesglut besungen hatte. Eine ihm in diesem Jahre verliehene Professur an der Ritterakademie zu Soröe lenkte seinen Geist auf historische Untersuchungen, deren mehrere er zum Abschluß brachte. Angestrengt arbeitete er an einem großen nationalhistorischen Werke über Heinrich den Löwen. Doch kam er über die ersten Bücher nicht hinaus, denn schon am 13. August 1749 ereilte ihn im rastlosen Schaffensdrange mitten unter großartigen Entwürfen zu Soröe der Tod.

Außer den schon erwähnten Einzelausgaben und Sammlungen: (Mit Giseke) Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmackes 1746—1747. Lustspiele des Saintfoix 1750, 2 Bde. Werke (unter Mitwirkung Joh. Adolph's) herausgegeben von Joh. Heinrich, 5 Theile, 1761—1770 (Theil I öfters aufgelegt). Aesthetische und dramaturgische Schriften, herausgegeben von Johann v. Antoniewiecz 1887 (in Seuffert's D. Litt.-Denkm. des 18. und 19. Jahrhunderts, Band 29).

Briefe: an Hagedorn in der Eschenburg'schen Ausgabe 5, 284 ff.; an Gottsched bei Seeliger, Joh. Elias Schlegel. Mittheilungen des Vereins f. Gesch. der Stadt Meißen, 1888, Bd. 2, 145—188; an Bodmer, herausgegeben von Crueger im Archiv f. Lit.-Gesch., 14, 49 ff. Lit. Pamphlete. Aus der Schweiz.

Nebst Briefen an Bodmern. 1781. Stäudlin: Briefe ber. und edler Deutschen an Bodmer 1794. Die Originale auf der Züricher Stadtbibliothek; andere Briefe besitzen die Herren Prof. Litzmann in Jena und N. F. Schlegel in Kopenhagen; ungedruckte Gedichte Herr Dr. E. Wolff und der Verfasser.

Biographisches und Litterarhistorisches: J. D. Janozki, kritische Briefe 1745. — Gellert (Klee's Ausgabe 1839, 6, 343 ff.) — J. Adolf Schlegel, Batteux-Uebersetzung 1³, 50. — J. Heinrich Schlegel's Werke 5, I—LII 1770.

Jördens IV, 497, 1809 (mit den Nachweisen der Urtheile Lessing's, Mendelssohn's und Nicolai's, Herder's Urtheil über J. E. Schlegel findet sich A. D. Bibl. 5, 1, 165 ff. Suphan's Ausgabe 4, 232 ff., Schiller's in der Abhandlung über naive und sent. Dichtung). — Danzel, Gottsched und seine Zeit. 1848. — Thaarup, Biographiske Efterretningar om familjen Schlegel (Geneal. og Biogr. Archiv I, 257). — F. Mayer, Ein Vorläufer Lessing's. Progr. Oberhollabrunn, 1869. — W. Söderhjelm, Om J. E. Schlegel särskildt som lustspeldiktare, Helsingfors 1884. — v. Antoniewicz, s. o. S. I—CLXXX. — Minor, Zeitschr. f. österr. Gymn., 1888, 39, 533 ff. — Braitmaier, Gesch. der poet. Theorie und Kritik, 1888, I, 249—295. — O. Walzel, Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. I, 212. — Seeliger s. o. — E. Wolff, J. E. Schlegel 1889 und Anzeiger 1890, XVI, 140. — M. Koch, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. 2, 3 f. — Creizenach, Zeitschr. f. d. Phil., 1889, 22, 230. — Rentsch, Anzeiger, 1888, XV, 347. — F. Muncker, Bremer Beiträger II, 103 ff. (in Kürschner's D. Nat. Litt., Bd. 43, 2). — J. Rentsch, Joh. Elias Schlegel als Trauerspieldichter, mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Erlangen 1890. (Dissertation).

Joh. v. Antoniewicz.

Schlegel: Johann Rudolf S., Schulmann des 18. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn eines Bäckers am 15. October 1729 in der Reichsstadt Heilbronn geboren, erhielt seine Bildung auf dem dortigen Gymnasium und wurde auch, da er die Eltern früh verlor, dem trefflichen Rector Bernhold zur häuslichen Erziehung übergeben. 1748 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren, blieb hier auch drei Jahre, ging aber 1751 noch nach Göttingen, wo er namentlich durch Mosheim sich angezogen und gefördert fühlte. Insbesondere wurde hier sein lebhaftes Interesse für geschichtliche Forschungen geweckt und gebildet. Nach der Rückkehr in die Heimat war er nur kurze Zeit daselbst Candidat; schon 1754 ernannte ihn der Heilbronner Rath zum Prediger in Beckingen, einem der Reichsstadt gehörigen Dorfe; 1756 wurde er Prediger in Heilbronn selbst. Als der Rector Bernhold im Januar 1760 starb, wählte der Rath S. zu dessen Nachfolger. Dieses Amt hat er unter allgemeiner Anerkennung als tüchtiger Lehrer und Leiter bis an seinen Tod — 22. Febr. 1790 — geführt, auch zugleich die öffentliche Bibliothek in Heilbronn verwaltet und daneben noch als Prediger gewirkt. Von seinen nicht sehr zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten sind die Abhandlungen „De situ Alisi“ (1761), „De Fortuna respiciente“ (in Clemm's Amoenitates litterariae), „De statuis Principum“ (1764), „De Pietate veterum in defunctos Principes“ (1765) zu nennen. Ueber die seltenen Werke der Heilbronner Bibliothek hat er verschiedene Berichte veröffentlicht. Eine fünfbändige Geschichte von Frankreich erschien 1762—1767; auch gab S. die J. L. v. Mosheim'sche Kirchengeschichte in 6 Bänden von 1770—1788 neu heraus und ist der Verfasser des 1774 erschienenen neuen Heilbronner Gesangbuches. Unter den Pädagogen seiner Zeit hat er sich durch eine Reihe von Schulschriften über Basedow's „chimärische“ Bestrebungen einen Namen gemacht.

Schlichtegroll, Nekrolog f. 1790 S. 188—199. — Saxii Onomasticon, VIII, 253 ff. — Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller, XII, 197—199, wo auch ein vollständiges Schriftenverzeichniß sich findet.

R. Hoche.

Schlegel: Johann Adolf S., der Vater von August Wilhelm und Friedrich S., wurde als Sohn des Appellationsrathes und Stiftssyndicus Joh. Friedrich S. am 18. September 1721 zu Meißen geboren oder getauft. Er war ein Bruder des Johann Elias (s. S. 378) und Johann Heinrich (geb. 1724), der, nachdem er in Leipzig die Rechte studirt hatte, durch seinen Bruder Johann Elias als Sekretär der dänischen Kanzlei nach Kopenhagen kam, hier später Professor der Geschichte und Geographie an der Universität, Bibliothekar und königlich dänischer Historiograph ward und am 18. October 1780 starb. (Joh. Heinrich's geschichtliches Hauptwerk ist die „Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenburger Stamm", T. 1, 1769, T. 2, 1777; er übersetzte auch Trauerspiele von Thomson u. a. aus dem Englischen). Außer diesen beiden stand unserm Johann Adolf von seinen vielen Geschwistern zeitweilig sein jüngster Bruder Johann August (geb. etwa 1734 und † 1776 als Pastor in Rehburg) besonders nahe. S. war in seiner Jugend so schwächlich, daß man glaubte, er werde sicher jung sterben; dennoch ward er 72 Jahre alt. Bis zu seinem vierzehnten Jahre ward er zu Hause unterrichtet; dann kam er im J. 1735 auf die Pforta, wo sein älterer Bruder Elias schon seit einigen Jahren war. Die strenge, fast militärische Disciplin des damaligen Rectors Friedrich Gotthilf Freytag († 1761 vgl. A. D. B. VII, 350) hinderte die Schüler nicht, privatim ihren Liebhabereien nachzugehen; Elias, der sich schon auf der Pforta mit der Verfertigung deutscher Dramen nach griechischem Muster beschäftigte, weckte auch in seinem Bruder dichterische Neigungen und dieser ließ seine Gedichte sich gern von dem älteren Bruder kritisiren. Als die Hekuba von Elias heimlich auf der Stube eines Schülers aufgeführt werden sollte, half Adolf als geschickter Pappkünstler die erforderlichen Heldenrüstungen herstellen. Im J. 1741 bezog er zum Studium der Theologie die Universität Leipzig, wo er wieder die ersten beiden Jahre mit seinem Bruder Elias zusammen war. Dieser führte ihn bei Gellert, Rabener u. a. ein. Gellert fand anfänglich kein Wohlgefallen an ihm, später wurde ihre Freundschaft besonders herzlich. Als Student hatte S. manchmal mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Nach einem glücklich überstandenen Blatternanfall, während dessen sein Bruder sein treuester Pfleger war, hoben sich seine körperlichen Kräfte. Seine Beschäftigung mit der Theologie ließ ihm Zeit, an den Bestrebungen eines Kreises jüngerer Dichter, die sich der Gottsched'schen Bevormundung entziehen wollten, lebhaften Antheil zu nehmen. Gärtner (vgl. A. D. B. VIII, 382) gewann ihn für die „Bremischen Beiträge" (seit 1744), und seine Betheiligung an der Redaction derselben trug ihm vor allem Cramer's Freundschaft ein. Als er im J. 1745 Leipzig verließ, blieb er mit diesem Freundeskreise in naher Beziehung. Er lieferte auch weiter Arbeiten für die „Bremischen Beiträge", und nachdem diese vom fünften Bande (1748) an unter Dreyer's Leitung andere Ziele verfolgten, für die „Sammlung akademischer Schriften" (1748—57). Schlegel's dichterische Leistungen aus dieser Zeit sind wohl sämmtlich vergessen, obschon er in Oden mit Cramer wetteiferte; bei den Freunden hatte er sich zumeist als guter Declamator und durch sein Urtheil über die Gedichte anderer Geltung verschafft. Als satyrischer Kritiker trat er denn auch bald in der gegen Gottsched gerichteten Schrift: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" auf, die er unter dem Pseudonym „Nisus" schrieb und

unter dem zweiten Pseudonym „Hanns Görge“ herausgab, Zürich 1746. Während seiner fast sechsjährigen Candidatenzeit war er zuerst zwei und ein halbes Jahr Hauslehrer beim Oberaufseher Pflugk in Strehla, lebte dann wieder längere Zeit in Leipzig, wo er unter anderen am Index zur Gottsched'schen Uebersetzung des Bayle arbeitete, und darauf etwa anderthalb Jahre bei seinem Freunde Cramer, der damals Pastor in Crellwitz war. Er half diesem bei der Uebersetzung des Chrysostomus und der Herausgabe seiner Zeitschrift: „Der Jüngling“. Ferner übersetzte S. auch Batteux' Schrift: „Les beaux arts reduits à un même principe“ (Paris 1746) und fügte der Uebersetzung eigene ästhetische Abhandlungen, in denen er theilweise abweichende Ansichten vertrat, hinzu; die Uebersetzung erschien zuerst Leipzig 1751; in zweiter und dritter, jedesmal durch neue polemische Zuthaten Schlegel's erweiterter Auflage 1759 und 1770. Im J. 1751 erhielt er auch seine erste Anstellung, er ward Collega extraordinarius, Diaconus und Nachmittagsprediger in Pforta; hier fand er in der Tochter des Mathematikers Hübsch seine Lebensgefährtin. In seinen Mußestunden begann er Banier's Sittenlehre zu übersetzen; vor allem aber setzte er seine ästhetischen Studien fort, wie er denn auch privatim einigen auserwählten Schülern Unterricht in der Theorie der Dichtkunst ertheilte. Im J. 1754 kam er als Pastor und Professor der Theologie und Metaphysik am Gymnasium nach Zerbst. S. ward jetzt ein berühmter Prediger: er fing nun auch an, eine Sammlung seiner Predigten drucken zu lassen (von 1754 an bis 1764). Der Ruf seiner Beredsamkeit war es denn auch, der Münchhausen auf den Gedanken brachte, ihn als Professor der Theologie nach Göttingen zu berufen und, als S. diesen Ruf ablehnte, ihn als Pastor an der Marktkirche nach Hannover zu ziehen. Hier lebte er vom Ende des Jahres 1759 an bis zu seinem Tode. Im J. 1775 ward er Consistorialrath und Pastor an der Neustädter Hof- und Stadtkirche, 1782 Generalsuperintendent für Hoya, 1787 Generalsuperintendent für Calenberg und in demselben Jahre beim Göttinger Jubiläum Doctor der Theologie. Obwohl er in Hannover sehr stark von amtlichen Arbeiten in Anspruch genommen wurde und mehrfach auch von Krankheiten heimgesucht war, so behielt er doch für allerlei litterarische Beschäftigungen und für seine dichterischen Arbeiten noch Zeit. Namentlich wandte er sich jetzt dem geistlichen Liede zu. In den Jahren 1766, 1769 und 1772 erschienen drei „Sammlungen geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung“ von ihm (die erste Sammlung im J. 1772 in zweiter Auflage), in welchen sich 49 eigene und 87 überarbeitete Kirchenlieder finden. Sie fanden zu ihrer Zeit Beifall; Heerwagen ist der Ansicht, daß in ihnen der wahre Ton eines Kirchenliedes vorzüglich getroffen sei. Aber bei allem Bestreben Schlegel's, die specifisch christlichen Lehren in einer Zeit, die für sie kein Verständniß hatte, festzuhalten, zeigen gerade seine Lieder trotz ihrer gläubigen Frömmigkeit, daß er doch auch selbst im Rationalismus stand; dabei können sie bei allem Fleiß, der auf Sprache und Versbau gewandt ist, sich doch auch hierin nicht mit den Gellert'schen messen, in denen wir doch wohl vor allem Schlegel's Vorbild zu suchen haben. Zu unserer Zeit werden nur wenige noch in Gemeindegesangbücher aufgenommen; eines seiner besten Lieder ist das noch ziemlich bekannte „Schweiget, bange Zweifel, schweiget“. An der Redaction des von seinem Freunde Justus Christoph Krafft in Frankfurt a. M. im J. 1772 herausgegebenen Gesangbuches, „Sammlung verbesserter und neuer Gesänge“, war auch S. betheiligt; vorzüglich aber muß als sein Werk angesehen werden der Anhang zum hannövrischen Gesangbuch von 1740, der von ihm und Johann Benjamin Koppe bearbeitet ist und am ersten Advent des Jahres 1792 eingeführt wurde. Dieser Anhang ist ein kleines Gesangbuch für sich und ward bald vielfach in Kirche und Schule allein gebraucht; er war durchaus dem damaligen Zeitgeschmack ent-

sprechend. — Im J. 1769 gab sein Freund Gärtner Schlegel's Fabeln und Erzählungen aus den „Bremischen Beiträgen“ und den „Vermischten Schriften“ besonders heraus; S. selbst unterzog sie zu diesem Zwecke theilweise einer Ueberarbeitung. Er selbst gab außer einer Anzahl von Predigten, Lehrbüchern und Uebersetzungen noch nach Gellert's Tode dessen Vorlesungen über Moral zusammen mit Gottlieb Leberecht Heyer (Leipzig 1770), sowie Briefe von Gellert heraus. Gegen das Ende seines Lebens ließ er noch eine Sammlung seiner vermischten Gedichte, Hannover 1787 und 1789, in zwei Bänden erscheinen, von welchen die meisten bisher nicht erschienen waren; der zweite Band ist fast ganz eingenommen von seinem epischen Lehrgedicht „Der Unzufriedene“, einer Jugendarbeit, die schon 1745 in den Bremer Beiträgen erschienen war, und die er jetzt in seinem Alter sorgsam verbesserte, ohne sie doch dadurch lebensfähiger zu machen. In den letzten Jahren seines Lebens erfreute er sich einer noch verhältnißmäßig großen Arbeitskraft und Frische; er starb an einem Gallenfieber am 16. September 1793. Vier Söhne waren vor ihm gestorben; ihn überlebten vier Söhne Karl August Moritz (S. 389), Johann Karl Fürchtegott (S. 388), August Wilhelm und Karl Wilhelm Friedrich (S. 354 und 376) und zwei verheirathete Töchter.

Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1793, 1. Band, Gotha 1794, S. 71—121. Diese Biographie liegt allen späteren zu Grunde und ist in die beiden folgenden oft wörtlich aufgenommen. — Hirsching, historisch-litterarisches Handbuch, 11. Band, 1. Abth., Leipzig 1808, S. 132 ff. — Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 4. Bd., S. 521—534. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. 6. Bd., S. 217 ff. — Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder u. s. f., 1. Theil, S. 214 ff. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. IV, S. 33. — Ueber „Nisus“ und „Hanns Görge“, vgl. Redlich in Lessing's Werken, Ausgabe Hempel, 9. Theil, S. 78, Anm. 2. — Ueber Schlegel's Bearbeitung des Batteux schrieb Herder eine sehr abfällige Kritik: Allgem. Deutsche Bibliothek, 16. Band, 1. Stück, S. 17 ff. — Ueber den Anhang zum hannövrischen Gesangbuch: Bode, Quellennachweis, S. 21 f. — Geistliche Lieder von ihm: Rambach, Anthologie, Band 5, S. 193 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, Seite 471 a.

Bertheau.

Schlegel: Johann Christian Traugott S., Arzt, ist am 28. November 1746 als Sohn eines Predigers in Langeneichstädt bei Querfurt in Sachsen geboren. Seine Vorbildung erhielt er theils von seinem Vater, theils seit 1762 auf der höheren Schule zu Roßleben. 1768 bezog er zum Studium der Heilkunde, zu der er sich gegen den Wunsch seiner Eltern schon früh hingezogen fühlte, die Universität Jena, wo er sich besonders der Protection Baldinger's erfreute. Seine übrigen Lehrer waren: Riedel, Succow, Walch, Kaltschmied, Nicolai, Neubauer, Rickmann und Mayer. Am 20. Juli 1771 erlangte er daselbst nach Vertheidigung seiner sehr gelehrten Dissertation „De metastasi in morbis“ die Doctorwürde. Hierauf ließ er sich in Langensalza nieder, wo er bald ein großes Ansehen erlangte. 1788 folgte er einer Berufung als fürstlich Schönburgischer Leibarzt und Physikus nach Waldenburg, wo er bis zu seinem am 18. Januar 1824 erfolgten Tode in segensreicher Weise wirkte. 1791 erhielt er den Titel als Hofrath, 1821 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, aus welchem Anlaß ihm viele Ehrenbezeugungen zu Theil wurden. S. war ein sehr gelehrter Arzt, stand mit vielen Koryphäen seiner Wissenschaft in lebhaftem Briefwechsel und war Mitglied der kaiserlichen Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher, der Societät der Medicin, Chirurgie und Pharmacie zu

Brüssel und der Societät der Wissenschaften und Künste zu Nancy. Sein hauptsächlichstes Werk ist ein mit vielem Beifall aufgenommenes und mehrfach aufgelegtes „Deutsches Apothekerbuch. Nach der Pharmacopoea Danica ausgearbeitet“ (Gotha 1776; die zweite und dritte Auflage gemeinsam mit Wiegleb in Langensalza besorgt, die 4. wiederum selbständig bearbeitet). Ferner schrieb er „Medicinische Litteratur für praktische Aerzte“, (12 Theile, Leipzig 1780—86); „Neue medicinische Litteratur“ (Bd. 1—4. Ebendas. 1787—94) u. v. a. Auch besorgte er neue Ausgaben von „Tronchin, de colica pictorum“ (Jena und Leipzig 1771), „Kloeckhof, opuscula medica omnia“ (ebenda 1772), „D. Ludwig Rouppe, Abhandlung vom Scorbut“ (Gotha 1775), ferner von „D. H. van Doevern, primae lineae de cognoscendis mulierum morbis“ (Leipzig 1786), von „Jos. Lieutaud, hist. anatom.-med., recensuit quondam Ant. Portal“ (Vol. I bis III, Langensalza und Gotha 1786—1802). Von ihm rühren noch her: „Sylloge selectiorum opusculorum de mirabili sympathia, quae partes inter diversas corporis humani intercedit“ (Leipzig 1787), „Thesaurus pathologico-therapeuticus“ (Vol. I, ebd. 1789), „Thesaurus medicae“ (F. I—III, ebd. 1793 cum tab. aen.), „Sylloge operum minorum praestantiorum ad artem obstetriciam spectantium“ (Vol. I und II, ebenda 1795—96, cum tabb. aen.) Auch war er Mitarbeiter an der „Deutschen Bibliothek“.

Vergl. noch Allg. med. Annalen 1824, Heft 3. — Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch V, S. 230.

Pagel.

Schlegel: Johann Karl Fürchtegott S., Consistorialsecretär und Rath in Hannover, geboren zu Zerbst am 2. Januar 1758, † am 13. November 1831 in Hannover. — Sein Vater war der damalige Prediger und Gymnasiallehrer in Zerbst Johann Adolf S. (s. o. S. 385), der als Consistorialrath und Generalsuperintendent in Hannover gestorben ist, sein ältester Bruder Karl August Moritz S., geboren 1756, † 1826 als Generalsuperintendent in Harburg (s. u.), seine jüngeren Brüder die beiden Romantiker August Wilhelm und Friedrich S. (s. diese Artikel). Sein Taufpathe, von welchem er den Namen Fürchtegott erhielt, war der mit seinem Vater eng befreundete Gellert. Als einjähriges Kind mit seinen Eltern nach Hannover übergesiedelt, besuchte er die dortigen Schulen und wuchs auf in einem zahlreichen und anregenden Familien- und Freundeskreise. 1779—82 studirte er in Göttingen Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz. Bald nach seinem Abgang von der Universität wurde er 1782 beim Consistorium in Hannover als Auditor angestellt, später zum Consistorialsecretär und Rath befördert und wirkte in diesen verschiedenen Stellungen bei einem und demselben Collegium nahezu 50 Jahre lang mit unermüdlichem Fleiß, großer Gewissenhaftigkeit und ausgezeichneter Geschäftskenntniß bis zu seinem nach kurzer Krankheit im 74. Lebensjahre erfolgten Tode. Mit seiner Gattin, einer Tochter des Göttinger Professors J. Chr. P. Erxleben, führte er ein glückliches Familienleben; sein froher, heiterer Sinn ließ ihn in der Stille des Hauses wie in anregender Geselligkeit volle Befriedigung finden; Herzensgüte und Wohlwollen gegen alle seine Mitmenschen zierten ihn. Diese Eigenschaften bethätigte er auch als Mitglied der hannoverschen Ständeversammlung durch den von ihm 1831 gestellten, von beiden Kammern angenommenen Antrag auf Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Hannover. Als Schriftsteller hat er besonders durch zwei Werke sich bekannt und verdient gemacht: 1) durch sein „Kurhannover'sches Kirchenrecht“ in 5 Bänden. Hannover 1801—6; und 2) durch seine dreibändige „Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland u. Hannover.“ Hannover 1828—32 (eine dankenswerthe Materialiensammlung, wenn auch ohne höheren wissenschaftlichen Werth). Außerdem schrieb er ein religionsgeschichtliches Werk:

„Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker“. Hannover 1819, 2 Bände; zwei kleinere Arbeiten über Ehescheidung. Hannover 1809 und über Schulpflichtigkeit und Schulzwang. Hannover 1824, sowie Beiträge zum Hannoverschen Magazin und zur Jenaischen Litteraturzeitung.

Wagenmann.

Schlegel: Julius Heinrich Gottlieb S., Arzt, ist als siebenter Sohn des Musikdirectors Johann Christian S. am 15. März 1772 zu Jena geboren. Nachdem er daselbst seine Vorbildung erlangt hatte, bezog er im März 1788 die Universität seiner Vaterstadt zum Studium der Heilkunde, erlangte hier am 6. Mai 1795 mit seiner „Diss. inaug. sistens historiam litis de identitate miasmatis venerei ac gonorrhoici“ die Würde als Doctor der Medicin und Chirurgie, ließ sich 1796 als Arzt in Jena nieder, folgte aber bereits im October desselben Jahres einem Rufe als Physicus nach Ilmenau, zuerst als Amts-, später als Stadtphysicus, wurde 1810 zum Sachsen-Weimarischen und Meiningischen Hofmedicus und 1811 zum fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Hofrath ernannt. Während der Kriegsjahre von 1813—14 fungirte er als Arzt in russischen und österreichischen Lazarethen in und bei Ilmenau, wurde 1817 Sanitäts-Polizeidirector des Herzogthums Sachsen-Meiningen und bekleidete seit 1824 die Stellung als Badearzt in Liebenstein. S., der auch erstes ärztliches Mitglied der Medicinaldeputation des herzogl. Landesregierungs-Verwaltungssenats und Mitglied der k. k. med.-chir. Josephs-Akademie in Wien war, starb am 19. Januar 1839 an Entkräftung. Er war nicht bloß ein sehr tüchtiger Praktiker, sondern hat sich auch durch eine ganz außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, besonders auf den Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege, gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde um die Förderung dieser Disciplinen eminente Verdienste erworben. Das vollständige Verzeichniß der betreffenden Schriften bringt das med. Schriftstellerlexikon von Callisen (XVII, 158—166 und XXXII, 151—153). Die größere Zahl derselben bilden Aufsätze, Gutachten 2c. in den verschiedensten Journalen. Erwähnenswerth sind außerdem als selbständig erschienene Schriften: „Sammlung aller Sanitäts-Verordnungen für das Fürstenthum Weimar bis zu Ende des Jahres 1802“ (Jena 1803); „Fieberlehre oder theoretisch-praktisches Handbuch zur Erkenntniß und Behandlung der Fieber“ (Erfurt 1824); „Die Mineralquelle zu Liebenstein“ (Meiningen 1827); „Das Heimweh und der Selbstmord“ (Hildburghausen 1835) u. v. a. Auch ist S. Verfasser von Uebersetzungen vieler ausländischer Schriften, so von „Ph. Patissier, Die Krankheiten der Künstler und Handwerker nach Ramazzini bearbeitet“ (aus dem Französischen mit Zusätzen, Ilmenau 1823); „J. F. A. Troussel, Hülfsleistungen in plötzlich lebensgefährlichen Krankheiten und Zufällen“ (aus dem Französischen mit Zusätzen, ebenda 1826) u. s. w.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte 2c. V, 231.

Pagel.

Schlegel: Karl August Moritz S. wurde als Sohn von Johann Adolph S. (vgl. S. 385) am 26. September 1756 in Hannover geboren. Er studirte in Göttingen Theologie und wurde darauf Hauslehrer in Mecklenburg. Im J. 1785 wurde er Pastor zu Bothfeld bei Hannover, 1790 zweiter Prediger in Harburg, 1796 Superintendent in Göttingen und 1816 Generalsuperintendent und erster Prediger in Harburg, wo er am 29. Januar 1826 nach nur achttägiger Krankheit starb. In seinen früheren Jahren, namentlich während seines ersten Aufenthalts in Harburg, galt er als ausgezeichneter Prediger; später hat er weniger von der Kanzel aus als in seinen kirchenregimentlichen Stellungen eine umfassende und geachtete Thätigkeit entfaltet. Außer Predigten und populären Betrachtungen über die Religion ließ er eine „Darstellung der verbotenen

Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft, nebst einem Versuche zu einer neuen Begründung der Eheverbote nach reinen Principien der Sittenlehre und des Naturrechts", Hannover 1802, drucken, ein Werk, durch das er auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. — Sein einziger Sohn, Johann August Adolph S., geboren 1790 in Harburg, war Philologe; nachdem er als Gymnasiallehrer in Ilefeld und Hamburg angestellt gewesen, ging er im J. 1829 zu seinem Onkel August Wilhelm S. nach Bonn, kam dann 1831 an das Domgymnasium in Verden, wo er 1838 Subconrector wurde und starb am 9. März 1840 in der Irrenanstalt zu Hildesheim. Er hat einige philologische Arbeiten herausgegeben.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 4. Jahrgang 1826, 1. Theil, S. 33—40. — Ueber den Sohn: Lexikon hamb. Schriftsteller VI, 546; und Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg, 1878, S. 71. l. u.

Schlegel: Karl Wilhelm Ferdinand S., Arzt, wurde am 5. Januar 1793 als Sohn eines königl. Oberförsters in Egeln (Regierungsbezirk Magdeburg) geboren. Von 1804 ab besuchte er die Domschule in Halberstadt, gerieth aber bald in bedrängte Verhältnisse, da sein Vater schon 1806 starb. 1809 begann er seine Studien beim Obercollegium medicum in Berlin, setzte sie später an der dortigen Universität fort und erfreute sich hier besonderer Protection des Professors und Staatsraths Hufeland, dessen Famulus er war. Die Feldzüge von 1812—14 machte er mit, 1812 als Militärarzt beim York'schen Corps, wo er in Wilna am Nervenfieber erkrankte, 1813 und 1814 als Stabsarzt beim Belagerungscorps vor Danzig. Nach Berlin zurückgekehrt, absolvirte er daselbst die Staatsprüfung, erlangte am 15. October 1814 die Approbation als Arzt und wurde schon im folgenden Jahre, erst 22 Jahre alt, zum Kreisphysicus in Breslau und 1821 zum Regierungs- und Medicinalrath bei der Regierung in Oppeln ernannt. Diese Stellung vertauschte er 1825 mit der gleichen in Liegnitz, in welcher er etwa bis zum Jahre 1867 thätig war. Während dieser Zeit wurde er mehrere Male mit Commissorien in den benachbarten Regierungsbezirken Breslau und Oppeln betraut und zweimal, 1828 und 1849 für längere Zeit nach Berlin berufen, um dort an wichtigen Arbeiten und Berathungen in Bezug auf die Medicinal- und Sanitätsverwaltung theilzunehmen. 1849 wurde er zum Geheimen Medicinalrath ernannt. Er starb im Alter von 93 Jahren am 11. Februar 1886 als Veteran aller preußischen Aerzte. S. war ein außerordentlich tüchtiger und beliebter Arzt und besonders verdienstvoller Medicinalbeamter. Eine ganze Reihe litterarischer Arbeiten, besonders über die Verbreitung der Cholera im Regierungsbezirk Liegnitz in verschiedenen Journalen legen von seinem hervorragenden Wirken als Sanitätsbeamter das deutlichste Zeugniß ab. Die betreffenden Aufsätze sind zusammengefaßt unter dem Titel: „Anleitung zur sanitätspolizeilichen Behandlung der Cholera nach Maßgabe der im Regierungsbezirk Liegnitz gemachten Erfahrungen u. s. w." (1856). Noch bis zu seinem Tode war S. geistig frisch und körperlich rüstig geblieben.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte etc. V, 231. — Graetzer, Lebensbilder hervorragender schlesischer Aerzte (Breslau 1889), S. 176. Pagel.

Schlegel: Karoline S. s. Schelling, Karoline, o. S. 3.

Schlegel: Katharina Amalia Dorothea v. S., geboren am 22. October 1697, lebte in Cöthen in dem von Gisela Agnes, der Gemahlin des Fürsten Immanuel Leberecht von Anhalt-Cöthen, einem geborenen Fräulein v. Roth, errichteten lutherischen Stifte für adelige Fräulein, wo sie im J. 1768 vermuthlich noch am Leben war. In den verschiedenen Sammlungen der sog. „Cöthen'schen Lieder", die zuletzt vollständig in drei Theilen Halle 1768 er-

schienen, und in der Wernigerodischen „Neuen Sammlung geistlicher Lieder“ befinden sich geistliche Lieder von ihr, von welchen die beiden „Glauben, Glaubensflügel her“ und „Süßes Lamm, gieb meiner Seelen“ weitere Verbreitung gefunden haben. Nähere Angaben über sie waren bisher nicht zu erreichen.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, 442 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 471 a.

l. u.

Schlegel: Paul Marquard S., Physicus in Hamburg, berühmter Anatom. Geboren in Hamburg am 23. August 1605, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, gegen dessen Wunsch er das Studium der Natur- und Arzneiwissenschaften wählte, statt der ihm nicht zusagenden Jurisprudenz. Nachdem er 1626 in Altorf seine Studien begonnen hatte, ging er nach Wittenberg, wo er seinem später berühmt gewordenen Landsmann, Werner Rolfinck, sich anschloß, und 1629, als dieser die Professur der Anatomie und Botanik in Jena erhielt, ihm dahin folgte. 1631 unternahm er eine mehrjährige wissenschaftliche Reise, zunächst nach Holland und England, dann nach Frankreich. Nach längerem Aufenthalte in Paris, Lyon und Montpellier ging er nach Italien, promovirte 1636 in Padua, und kehrte, nachdem er Rom und Neapel besucht hatte, nach Deutschland heim. Als Frucht seines Strebens nach vielseitiger Ausbildung in seinem Beruf erhielt er sofort die Auszeichnung, an die Universität Jena als Professor der Botanik, Anatomie und Chirurgie berufen zu werden. Hier ließ er nun seinen bereits in Altorf und Wittenberg verfaßten Schriften eine Reihe fernerer folgen; auch legte er einen neuen (zweiten) botanischen Garten an und docirte fleißig. Seine Verdienste fanden allgemeine Anerkennung; der Herzog von Weimar ernannte S. zum Rath und Leibarzt; dennoch, so erfolgreich auch seine akademische Thätigkeit in Jena sich gestaltet hatte, die Liebe zur Vaterstadt überwog doch alle Gunst, die ihm zu Theil wurde, weshalb er die im J. 1642 an ihn gelangte Berufung zum Subphysicus der Stadt mit Freuden annahm und befolgte. Für die Kärglichkeit seiner Amtseinnahme entschädigte ihn die sehr bald erworbene bedeutende ärztliche Praxis in den reichsten vornehmsten Kreisen. Besondere Verdienste erwarb er sich durch Verbesserung des Apotheken- und des Hebammenwesens, für welche Zweige er Prüfungen einführte. Sein Hauptverdienst aber war die trotz vielfacher Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm die Vorurtheile der Zeitgenossen bereiteten, durchgesetzte Gründung einer anatomischen Lehranstalt zunächst für Chirurgen und angehende Jünger der Heilkunst. Sein in einem Saale des alten Marien-Magdalenen-Klosters eröffnetes anatomisches Theater sah bald neben vielen Fachgenossen und Lernbegierigen auch manche Neugierigen, die das Entréegeld nicht scheuten. Seine instructiven Vorträge erläuterte er durch die Sectionen der Leichen hingerichteter Verbrecher, Selbstmörder und todtgefundener unbekannter Personen. Da zu jener Zeit die heil. Justiz noch gern Todesstrafen erkannte, so hatte der Anatom stets genügendes Material und nur von Geräderten wollte er nichts wissen. Indessen behielt die gute Sache doch viele Widersacher, die das Unternehmen als gottlos und frevelhaft verketzerten; da aber die höchste Behörde der Sache günstig gesinnt war, so behielt sie ihren Fortgang, bis Schlegel's unerwarteter Tod die Wirksamkeit der Anstalt unterbrach und die besondere Art des Todes im Publicum für die gerechte Bestrafung seiner anatomischen Frevel angesehen wurde. Er soll nämlich am Abend des 31. Januar 1653 die Section der Leiche eines Gehängten beabsichtigt haben, welche in der Winterkälte am Galgen steifgefroren war. Als nun in dem erwärmten Saal die Stricke der vorn auf dem Leibe verschnürten Arme zerschnitten waren, fuhren sie in die Höhe und dem den Körper betrachtenden Physicus so heftigen Schlages an den Kopf und in's Gesicht, daß er zu Boden stürzte, in

höchster Alteration nach Hause gebracht wurde, dort in ein hitziges Nervenfieber verfiel und am 20. Februar dieses Jahres verstarb! Freilich wurde damals behauptet, die Geschichte von den Ohrfeigen des gehängten Gaudiebes sei lästerliche Anecdote, der Physicus sei schon vorher krank gewesen u. s. w. Indessen behielt die Sage ihren Glauben, so daß ernsthafte Geschichtschreiber sie durch den Druck verbreiteten und verewigten. — Testamentarisch hatte S. seine Bibliothek, Manuscripte, Instrumente und Sammlungen der Hamburger Stadtbibliothek vermacht, in deren Gebäude sein Porträt, ein ausdrucksvolles Brustbild, noch jetzt zu sehen ist. — Seine lateinisch geschriebenen Schriften sind im Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 547—550 verzeichnet.

Vgl. Wilkens' Hamb. Ehrentempel, S. 532. — Gernet, Die ältere Medicinalgeschichte Hamburgs, S. 189—192.

O. Beneke.

Schleich: August S., Radirer und Thiermaler, geboren 1814 zu München, genoß gleich seinen zahlreichen Brüdern die erste artistische Anleitung von seinem Vater, dem Kupferstecher und Inspector am k. topographischen Bureau Johann Karl S. (1759—1842), besuchte zur weiteren Ausbildung die Akademie und gab schon damals Beweise eines bedeutenden Kunsttalentes. Mit besonderer Vorliebe aber warf er sich auf die Darstellung lebender und todter Thiere, deren eigenthümlichen Charakter in Form und Ausdruck er trefflich aufzufassen und wiederzugeben wußte. Zu diesem Zwecke streifte er oft wochen- und monatelang durch Berg und Thal, durch Flur, Moor und Wald, aber nicht als leidenschaftlicher Nimrod und Jagdfreund, sondern als harmloser Naturbummler; bei solchen Wandergängen bediente er sich ebensowenig der Büchse wie des Zeichenstifts; er suchte und sammelte nur Eindrücke und Wahrnehmungen, welche sein helles Auge und seine treue Erinnerung festhielt und nachgehends erst auf das Papier oder die Leinwand brachte. Dabei erreichte er eine Vollkommenheit und Wahrheit, die ihm eine der ersten Stellen unter den Jagdthierzeichnern seiner Zeit anweist, während er für die Ausführung in Oel nicht die nöthige Geduld besaß, um sich darin auf die gleiche Stufe der Vollendung emporzuschwingen. Deshalb waren nächst seinen Zeichnungen auch seine Radirungen beliebt, seine Hundeköpfe, Gemsen, Füchse, Hasen, lebendes und todtes Geflügel, also dasselbe Repertoire, welches ihm später in seinen „Rauchbildern" so leicht und wohlgefällig aus der Hand ging. Auch lithographirte S. viele Folgen von „Jagdthieren", obwol in dieser Technik oftmals leichte Brot- oder Bierarbeiten (z. B. für das lithographische Kunstinstitut von Thomas Driendl) mit unterliefen. Für den Holzschnitt zeichnete er eine Reihe von Jagdthierköpfen, welche H. Rühling xylographirte. Ebenso lieferte S. Bilder („Hunde" und einen „Alpenjäger") zu den ersten Platten der von Professor Dr. Franz v. Kobell erfundenen Galvanographie (1842). Den besten Klang jedoch gewann Schleich's Name durch seine ganz vorzüglichen „Rauchbilder". Ein zufällig über das qualmende Talglicht gehaltener Teller, in dessen angesammelten Ruß der Maler mit einem Fidibus kritzelte, gab unserem S. erwünschte Gelegenheit, seiner Genialität ein neues Terrain zu eröffnen. Der leicht darüber gegossene Firniß versprach Haltbarkeit und Dauer. Nun construirte S. eine eigene Lampe, welche nicht nur das Anschwärzen der Teller, sondern auch des Zeichnungspapiers in beliebiger Abtonung ermöglichte. „Er übte sich, die Zeichnungsfläche mit Ruß abzustimmen und durch alle Nuancen virtuos ausklingen zu lassen; ein verbessertes Bindemittel von transparenten Harzen ermöglichte die Nichtbeschädigung des fertigen Bildes gegen äußere Einflüsse. Holzgriffel, Nadel, Wischer und Lampenruß waren seine Werkzeuge, welche sich höchst raffinirt, gleichsam wie Zauberdinge in seiner Hand bewegten. Trotz der Schnelligkeit, ja man darf wohl sagen Flüchtigkeit Schleich's wurden

die kleinsten Nüancen, die anscheinend unbedeutendsten Farbentöne nicht übersehen und durch mehrmaliges Nachschwärzen der Rauchflächen über der Flamme erhielten viele seiner Schöpfungen erst den rechten Stempel ausgezeichneter Künstlerschaft." Schleich's Rauchbilder waren keine „Skizzen", sondern trugen neben einer festen Contour das Gepräge der Durchführung bis zur feinsten Abtönung und zugleich die gelungenste Charakteristik des jeweiligen Thieres. (In neuerer Zeit hat der Schlachtenmaler Heinrich Lang mit seinen, in gleicher Technik hergestellten Pferdeporträts denselben durchschlagenden Erfolg erreicht.) Der Photograph Franz Neumeyer in München etablirte einen ganzen Rauchbildersalon mit mehr als hundert der größten und prächtigsten Exemplare; doch war S. nicht zu bewegen, für eine photographische Reproduction seine Zustimmung zu ertheilen. Andere Liebhaber bestellten einen Cyclus von lebensgroßen Thierbildern, welche abwechselnd durch Anwendung von Aquarell- und Oelfarben von dem Künstler in Effect gesetzt wurden, die Ausführung blieb aber hinter der Erwartung zurück. Die Theilnahme des Publicums erkaltete und war bei dem am 26. December 1865 erfolgten Tode Schleich's schon ziemlich erloschen. Wie ehedem beim Beginne seines Ruhmes, lieferte S. zuletzt seine Erzeugnisse auch wieder auf der Bierbank, welche zeitweise Atelier und Heimath für den Künstler bildete, dessen Originalität wol alle die Märchen und Legenden von Adrian Brouwer, Jan Steen und anderen dieses Schlages wieder in Fluß brachte. — Hübsche Handzeichnungen finden sich in der sog. „Maillinger-Sammlung" und ein „Hirschlager" (lithographirt von C. Straub) im „König-Ludwig-Album".

Vgl. Nagler, 1845. XV, 269. — Kunstvereins-Bericht für 1865, S. 56. — Gartenlaube 1867, S. 311 ff.

Hyac. Holland.

Schleich: Eduard S., Landschaftsmaler, geboren am 12. October 1812 im Schlosse Haarbach bei Landshut (Baiern), kam nach der üblichen Vorbereitung in das kgl. Erziehungsinstitut nach Amberg in der Oberpfalz und dann auf das Gymnasium nach München, wohin nach dem Tode des Vaters die Mutter ziemlich verlassen und mittellos gezogen war. Die früh hervorstechende Lust zum Zeichnen brachte den Jungen auf die Akademie, wo indessen seine künstlerische Begabung wenige Hoffnungen bei den Lehrern erweckte. S. ging als echter Autodidakt seine eigenen Wege und bildete sich erst an der Natur und dann, so weit es seine fröhliche Jugend erlaubte, durch das Studium der alten Meister in den Galerien zu Schleißheim und München; durchzog dann das bairische Gebirge und Tirol und verwerthete seine Skizzen zu wohlcomponirten Landschaftsbildern, welche in Ausführung und Farbe mit den übrigen Zeitgenossen so ziemlich gleichen Schritt gingen, ohne sich durch irgend eine Neuheit oder Originalität der Auffassung hervorzudrängen. Anfänglich mit Vorliebe dem Hochgebirge zugethan, wie seine seit 1830 im Kunstverein ausgestellten Bilder bewiesen, erschloß sich ihm doch bald die ganze künstlerische Bedeutung der Ebene mit ihren großen Luftperspectiven („Flache Gegend" mit einem Dorf im Mittelgrunde, 1831; „Aussicht von einer Hochalpe", 1832; „Flache Gegend" mit verdorrten Eichen, 1833), in deren Behandlung er später eine so außerordentliche Meisterschaft erreichen sollte. Dabei hegte S. eine Vorliebe für Abendstimmungen, Nebelmorgen, Regenwetter und Morgendämmerungen. Doch verschmähte er niemals das volle, schwere Mittagslicht. Seine Landschaften wurden beliebt, fanden bereitwillige Käufer und verschafften ihrem Urheber einen guten, volltönigen Namen. Neue Eindrücke sammelte er auf weiteren Reisen nach Oberitalien, Belgien, Frankreich und Holland. Den größten Einfluß übte auf ihn jedoch die zufällige Bekanntschaft mit einigen Stimmungsbildern von Alexandre Gabriel Decamps und des frühe vollendeten Prospere Marilhat. Dazu kam als weiteres Agens die persön-

liche Bekanntschaft mit dem wortgewaltigen, pinselkundigen Karl Rahl, welcher 1848 bis 1850 auf politischen und artistischen Gastrollen zu München weilte und allerlei congeniale Schicksalsgenossen um sich sammelte. Da Rahl als einziges Rettungsmittel zum Studium der alten venetianischen und niederländischen Coloristen drängte, copirte S. noch einmal Rubens'sche Landschaften in der Pinakothek und ging dann im Geleit des von gleichen Interessen beseelten humoristischen Karl Spitzweg nach Pommersfelden, wo die dortige Galerie neue lehrreiche Anregung und Förderung bot. Die Magie der Farbe und die Geheimnisse ihres Zaubers packten unseren Landschafter, welcher für Schönheit und Wohlklang der Linien schon längst ein wohlgeübtes Auge bewährt hatte. Im vollen Bewußtsein aller dieser Vorzüge bahnte S. eine neue Aera, wetteifernd mit den ebenmäßig von ihm inspirirten Christian Morgenstern und Bernhard Stange. Ihre im fein-abgetönten Clair-obscur spielenden Marinen reflectirten insoweit auf S., der nun auch hinwieder eine eigenthümlich braune Stimmung beliebte, dann aber zum vollstimmigen Orchester der Farbentöne zurückgriff. Was er in diesen Phasen seiner coloristischen Bestrebungen schuf, trägt die Signatur eines höchst dramatisch wirkenden, echten Poeten. Er suchte sein Repertoire nicht allein in weitschweifenden Fernen und in der unnahbaren Bergriesenwelt, sondern nahm das Schöne und Malerische gleich den alten Niederländern, wo er es fand, „an frisch geackerten Feldern und schnurgerade über eine weite Ebene sich hinziehenden Alleen, an irgend einem Tümpel, Altwasser oder Moor, einem zerfahrenen Kiesfelde, wie sie in der oberbairischen Hochebene und den durch die Wasserläufe in ihr eingerissenen Rinnen, besonders an den wilden Isarufern von München aufwärts, auf Schritt und Tritt zu finden sind. Ein unermüdlicher Fußwanderer und Spaziergänger, lauschte er jetzt der Natur hauptsächlich jene Geheimnisse ab, die man ihr nur im Flug entreißen kann und trug sie im getreuesten Gedächtniß nach Hause, wo er sie gewöhnlich erst auf den Deckel irgendeines Cigarrenkistchens als geistvolle Skizze fixirte.“ So wurde S., trotz seines principiellen Kampfes dagegen, doch „insofern wieder ganz Idealist, als er von da an niemals mehr anders als vollkommen frei schuf; er gab den großen Totaleindruck der heimischen Natur mit einer packenden Wahrheit wieder, die durch die breite und großartige Art des Vortrags, die vollendete Herrschaft über die Mittel der Darstellung allemal zur Schönheit geadelt ward". Immerfort coloristisch experimentirend mit den Erscheinungen in Luft und Wasser, ein wahrer Proteus in Stimmungen, schuf er aus den einfachsten Motiven des Starnberger Sees reizvolle Bilder, ebenso aus den Isarufern und der großen Münchener Ebene. Sie bildeten für S. eine unerschöpfliche Domäne, die er immer mehr auf's geistreichste zu wiederholen verstand. Stets neue Seiten entdeckend, bald mit der zitternden Mittagsgluth eines heißlastenden Sommertages, bald im jugendlichsten Frühlinge, bei herbstlich gelben Blättern, im Frühnebel, bei Regenschauern oder im träumerischen Mondenglast. Bald folgten auch Strandscenen, nachdem S. den malerischen Dünen von Ostende, Scheveningen und den Elbeufern, später (1871) auch dem ewigen Rom und der Campagna seinen Besuch abgestattet hatte. Ueberall, wo Luft, Wasser und ferne Bergzüge („Fernsicht von Dachau“) ihr reizendes Farbenspiel entfalten konnten, fühlte er sich heimisch angeweht. Dagegen ging er den eigentlichen Hochlandbildern, in welchen z. B. Heinlein so wunderbar excellirte, sorgfältig aus dem Wege, ebenso den Baumlandschaften, welche er willig Anderen überließ. Daß es an Widerspruch Schleich's bahnbrechender Richtung nicht fehlte, versteht sich von selbst, ebenso daß Auserlesene und Unberufene sich um ihn schaarten und seine Tugenden zu weiteren Consequenzen carikirten oder das Räuspern und Spucken des Meisters nach ihrem Ingenium imitirten. Merkwürdigerweise hielt er seinen einzigen, gleichnamigen Sohn von der Kunst ferne,

der erst nach dem Tode des Vaters die gleiche Bahn betrat und mit heutigen Mitteln gleichfalls nach den höchsten Problemen ringend, eine immerhin wieder selbständige, gleich imponirende Stellung erwarb. Eine Aufzählung seiner Werke ist ebenso unmöglich wie eine beschreibende Schilderung derselben. Wir beschränken uns auf eine kurze Charakteristik einiger seiner Schöpfungen. So versetzt uns der Maler inmitten eines weitgestreckten Moores; der Himmel ist stark bewölkt, das Schilf schwankt im Winde; im Wasser zwischen den schlanken Rohren glitzert das bleiche Mondlicht; ein roher Knüppeldamm führt in diese lautlose Stille, welche unwillkürlich an Lenau's „Schilflieder" erinnert. — Wieder glänzt der Mondschein, aber dieses Mal auf den blanken Kuppeln von S. Maria della Salute und spielt wie flüssiges Silber über den Wellen der Lagune und die Marmorstufen; dunkle Gondeln schaukeln träumerisch hin und her, lichte Wölkchen ziehen am Himmel und lassen phantastische Formen der Paläste an der Piazetta und am Canale grande noch plastischer hervortreten. — Von da bringt uns der Künstler an die Ufer der langsam dem Meere zuschleichenden Schelde. Es ist, als ob selbst die Lüfte etwas von dem holländischen Phlegma angenommen; die Wolken, hinter welchen der Mond schläfrig hervorschaut, bewegen sich nur schwerfällig dahin, die Segel der Boote hängen schlaff an den Raaen und der Fluß liegt still wie ein See. Und nun führt er den Beschauer in den Hofgarten zu Dachau und zeigt uns die weite, viel verleumdete Hochebene Münchens. Noch breitet über einen Teil derselben das Sonnenlicht seine Zauber, während vom Westen mit imposanter Ruhe ein Heer dichtgeballter Gewitterwolken seine dunklen Schatten voraussendet. Unser Standpunkt ist ein hoher; mit geringen Mitteln erregt der Maler die Empfindung, als ob das Terrain, über welches unser Auge bis zu der fernen Alpenkette wegfliegt, einen Schritt vor uns jäh und unvermittelt abfalle. Unser Herz klopft dem in wenigen Minuten beginnenden großartigen Schauspiel entgegen. Das Bild ist der würdigste Rivale zu Rottmann's „Schlachtfeld von Marathon". — An die Stelle der Münchener Ebene tritt die vom nähergerückten Hochgebirge begrenzte, reichbebaute, mit freundlichen Ortschaften belebte Umgebung des Chiemsee, in welcher Fruchtfelder und Waldpartien lieblich wechseln. Ein an den Bergen hinziehendes, mächtiges Gewitter gibt die prächtigsten Lichteffecte: ein versöhnender Regenbogen spannt sich leuchtend über das Land. Aehnlichen Reiz wie weite Ebenen üben große Wasserflächen auf unseren malenden Dichter, welcher jedoch im gewöhnlichen Leben von der nüchternsten Prosa beherrscht werden konnte. — Schleich's ganze Meisterschaft in der Behandlung der Luft concentrirt sich im Kampfe der Sonne mit dem über einem See liegenden Nebel; er weiß ihn so täuschend und zugleich so künstlerisch schön darzustellen, daß man jeden Augenblick das Durchbrechen der Sonne erwartet, wovon jetzt schon die auf dem Spiegel des Sees leuchtenden Reflexe das Wogen und Wallen der feuchten, unter ihren erwärmenden Strahlen in Bewegung kommenden Dünste zeigen. Aber nicht immer siegt die Sonne: In eintöniger Fläche stürzt unendlicher Regen herab und legt einen grauen Schleier zwischen den Beschauer und die einsamen, in den Wiesen aufsteigenden Baumgruppen. Der Anblick ist ein völlig trostloser und doch vermögen wir unser Auge nicht abzuwenden von so viel Wahrheit und Poesie, denn diese ist auch im strömenden Regen; aber es bedarf des dichterischen Gemüthes eines S., um das in so überzeugender Weise zum Ausdrucke zu bringen. Mit humoristischen Regenbildern excellirten bekanntlich Heinrich Bürkel und Karl v. Enhuber, während S., wie überhaupt in den meisten seiner Motive, gerne einen schwermüthigen Ton vorherrschen ließ. Auch leichte, warme, erquickende Sommerregen wußte er hinzuzaubern; Bäume und Sträucher werfen schon wieder leichte Schatten, die Ebene glitzert und flimmert in den Strahlen der Sonne, die eben

durch dünne Wolken bricht, die vor unseren Augen wegzufliegen scheinen. — Und wieder war es eine stürmische Nacht, Regenschauer zogen über das Land und mit bleichem Lichte windet sich die Sonne über den Horizont herauf, um den gestern unentschieden gebliebenen Kampf heute wieder aufzunehmen. — Wie jede neue Erscheinung, so vollzog sich Schleich's Anerkennung anfangs nur langsam und widerstrebend, das Publicum mußte sich erst an seine Sprache gewöhnen; dann aber faßte er mit intensiver Sicherheit festen, bleibenden Fuß und errang einen wahren Enthusiasmus, welcher den Maler vielleicht zu virtuosen Leistungen noch verführt hätte. Amateurs und Kunsthändler stritten sich jetzt förmlich um seine Bilder und oftmals hat S., wie Fr. Pecht bezeugt, in einem Vormittag ein Bild angefangen und fertig gemacht mit der stupenden Meisterschaft, die er zuletzt erlangte. Andrerseits übte er selbst die strengste Kritik an seinen Producten und übermalte rücksichtslos die herrlichsten Theile, wenn sie ihm nicht zum Ganzen paßten, zur Verzweiflung seiner Freunde, welchen er bisweilen auch die gleiche Theilnahme angedeihen ließ. Kunstvereine und Galerieen wetteiferten um Bilder von seiner Hand. Die Neue Pinakothek verwahrt fünf Werke aus den verschiedensten Phasen seiner Kunst und acht lehrreiche Skizzen aus dem letzten Lebensjahre des Künstlers, welcher mitten aus dem besten Schaffen, am 8. Januar 1874, durch die Cholera dahingerafft wurde. Wenige seiner Collegen genossen so allgemeines Vertrauen durch die männliche Geradheit, stille Wahrhaftigkeit und Biederkeit seines Charakters, so daß er mit allen Ehrenämtern und Vertrauensposten, aber auch mit verdienten Auszeichnungen sattsam bedacht ward.

Vgl. Fr. Pecht in Beil. 16 Allgemeine Zeitung, 1874, dessen Deutsche Künstler, 1885. IV, 212 ff., und Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert, 1888. S. 165. — Nagler, Lexikon. 1845. XV, 269. — Raczynski, 1840. II, 383. — Vincenz Müller, Handbuch von München, 1845. S. 169. — Regnet in den Münchener Propyläen, 1869. S. 662 ff. und in dessen Münchener Künstlerbildern, 1871. II, 181 ff. — Bericht des Münchener Kunstvereins für 1874. S. 68 ff. — Bruno Meyer in s. Deutschen Warte, 1874. VII, 637. — Sein Porträt findet sich in der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 28. März 1874 und in Lützow's Zeitschrift, 1874. IX, 161 (gezeichnet von A. Ramsthal). — Im September 1888 wurden drei Bilder aus der Salm-Reifferscheid'schen Sammlung zu München versteigert und zwar eine „Norddeutsche Flachlandschaft“ um 2060 Mark, eine „Isarlandschaft bei bewölktem Himmel“ um 2500 Mark und die „Isar-Auen bei München“ (auf der Weltausstellung 1873 prämiirt) um 5200 Mark.

Hyac. Holland.

Schleich: Johann Karl S., Kupferstecher, geb. 1759 zu Augsburg, lernte bei F. X. Jungwirth in München. Sodann ließ er sich in Augsburg nieder und verdankte hier besonders dem Maler und Radirer Jakob Mettenleiter, der sich 1778 in Augsburg ansässig gemacht hatte, seine weitere Ausbildung. Er erhielt den Titel eines fürstlich Regensburgischen Hofkupferstechers. Im J. 1805 wurde er als Kupferstecher an das topographische Bureau nach München berufen, wo er später den Titel Inspector erhielt und 1842 starb. S., der ein recht wackerer Stecher im alten Stile war, stach u. a. das Selbstbildniß des Franz van Mieris (1785), die sog. Mutter des Rubens in der alten Pinakothek zu München, Cimon und Pero nach G. Honthorst ebendaselbst, die betrachtende Unschuld nach J. Mettenleiter, ferner die Bildnisse von Max Prokop, Fürstbischof von Regensburg, L. C. Graf Lehrbach, A. v. Riedl, Paul v. Stetten, J. A. v. Imhoff, J. F. Weiler, Jakob v. Dalberg, Bischof von Worms. Außerdem topographische Arbeiten für Riedl's Stromatlas 2c. Hervorzuheben ist besonders

der von J. Consoni 1806 aufgenommene und von T. Green gezeichnete Plan der Stadt München.

Wilh. Schmidt.

Schleich: Martin S., Meistersinger aus dem Anfang des 16., vielleicht dem Ende des 15. Jahrhunderts. Ueber seine Lebensverhältnisse ist mir nichts bekannt; doch weisen seine groben Reime ihn mit Sicherheit nach Schwaben oder dem Elsaß, und es stimmt dazu, daß nur Cyr. Spangenberg, der den Meistergesang zumeist in Straßburg kennen gelernt hatte, ihm in dem Buch „von der edlen und hochberümten Kunst der Musika“ einen Platz unter den namhaften Meistersängern einräumt. S. verfaßte in dem traditionell Frauenlob beigelegten späten Tone ein 15strophiges Lied von einer Königin, die neun Buhlen nach einander umbringt, bis der zehnte, der zauberkundige Albertus Magnus, ihr entkommt, durch Vögel ihre Schuld in der Welt bekannt macht, ein altes Märchenmotiv, und sie zur Buße zwingt. Die bei manchen technischen Rohheiten belebte und fließende Erzählung, deren im 15. und 16. Jahrh. beliebtes Thema auch durch Murner, Eyering und Joh. Secundus poetisch behandelt wurde, ist mehrfach gedruckt worden, zuerst um 1520 in Nürnberg bei Jobst Gutknecht, und wurde in theilweise sehr willkürlicher Umarbeitung auch in des Knaben Wunderhorn aufgenommen.

Schleich's Gedicht ist am besten abgedruckt im „Ambraser Liederbuch“ (hsg. von Jos. Bergmann, Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart, Nr. XII) Nr. 226. Die alten Einzeldrucke verzeichnet Weller, Annalen der poet. Nationalliteratur der Deutschen I, 207. Vgl. ferner W. Wackernagel, Kleinere Schriften III, 249; Leyser in der Zeitschrift für deutsches Alterthum II, 368 fg.

Roethe.

Schleich: Martin S., Dramatiker und humoristischer Schriftsteller, geb. am 12. Februar 1827 zu München, stammte aus einer freiherrlichen Familie, welche zuletzt auf ihren Adelstitel verzichtete. Da der Vater unseres Dichters, ein kgl. baier. Forstmeister, früh starb, so mochte der Sohn unter allerlei herben Erfahrungen aufgewachsen sein. Deßungeachtet lachte der Schalk schon aus den Zügen des kleinen Lateiners, welcher am Wilhelmsgymnasium bald den Mittelpunkt eines erlesenen Kreises bildete; er sprühte damals schon von tollen, muthwilligen Einfällen und Witzen, welche er ungesucht und mit der trockensten Miene losließ. Dabei nahm er das Studium sehr ernst, blieb immer unter den Besten und den steten Preiseträgern, die wie eine untrennbare Phalanx zusammenhielten, hart auf den Fersen. S. las alles Mögliche durcheinander: Bibel, Koran, Talmud, überall Material für seinen Witz suchend, dazu Romane, Theaterstücke, die Schriften von Saphir und Heine, die alten classischen Satyriker und die neueren französischen und englischen Humoristen. Natürlich platzte dann aus dem kunterbunten Hexenbrei bisweilen auch den Lehrern etwas an den Kopf. Im Herbste 1846 betrat S. die Universität und besuchte selbe in seiner Manier, d. h. sporadisch; er kam in jedes Colleg, meist aber nur einmal und birschte sich bisweilen noch während des Vortrags mit ostensibler Stille hinaus. Nach den sog. philosophischen Studien inscribirte S. auf die Jurisprudenz, trieb sich aber überall herum ohne an einer Gesellschaft bleibend theil zu nehmen, besuchte fleißig das Theater, hielt humoristische Vorträge z. B. in der Museumgesellschaft, welche damals einzig das fashionable München repräsentirte, trollte wohl auch einmal sporenklirrend in „Burschenwichs“ zu einem Commers oder Fackelzug. Um seinem nimmermüden Witz Abfluß zu verschaffen und seine Finanzen zu verbessern, griff er instinctiv zur Feder. Der journalistische Boden lag noch ziemlich brach. Unter dem Pseudonym „M. E. Bertram“, welches er sich der

halb Mephistophelischen Rolle wegen aus Meyerbeer's „Robert der Teufel" beilegte und dann längere Zeit mit Vorliebe beibehielt — junge Genies, welche noch keinen Namen haben, scheuen sich immer die eigene Haut zu Markte zu tragen — erschien im December 1846 in dem von Vanoni redigirten „Münchener Tagblatt" der erste Artikel, womit unser Humorist antichambirte, nachdem er vielleicht schon längere Zeit bei der in diesem Blatte stehenden Rubrik von „Tageslügen" mitgewirkt hatte. Dann folgten beinahe täglich unter dem Titel „Glockenspiel" allerlei drollige Antithesen, in welchen S. zeitlebens zu glänzen wußte. Diese erste litterarische Thätigkeit zieht sich durch den ganzen folgenden Jahrgang mit wahrer Faschingslaune, in Prosa und Versen, mit dramatischen „Seelengemälden" und Theater-Recensionen, alles im tollsten Humor: eine Turnschule des Witzes als Vorspiel zum nachfolgenden „Punsch". S. hatte gelegentlich auch die Frage aufgeworfen „wie viel ein deutscher Schriftsteller Quellen der Phantasie, Quellen des Humors und Thränenquellen zusammenthun müsse, bis eine Erwerbsquelle daraus werde?" Der „Punsch" gab bald darauf eine sehr befriedigende Antwort. Die erste Nummer erschien am 30. Januar 1848. Anfänglich sollte es nur ein Carnevalblatt sein, bloß aus sechs Nummern bestehen und, wie jedes richtige Glas Punsch, achtzehn Kreuzer kosten, jede Nummer aber beliebig auch einzeln um einen Groschen zu haben sein. Der Erfolg in dieser bleischweren, gewitterschwülen Zeit schlug, alle Erwartung übertreffend, glücklich ein; die nachfolgenden Februar- und Märzereignisse halfen nach. Die ersten Nummern wurden mehrfach in immer zahlreicheren Auflagen nachgedruckt; schon in der fünften Nummer (am 27. Februar) wird „das fernere Fortbestehen Münchens ohne Punsch für absolute Unmöglichkeit erklärt und also — noch ein Abonnement für sechs weitere Nummern eröffnet", nach deren Ablauf die Quartal-, halb- und ganzjährigen Bestellungen sich also drängten, daß der „Punsch" schon bei der zwanzigsten Nummer eine neidenswerte Zahl von Abonnenten hatte, abgesehen von dem Detailverkaufe der Colportage. In Nummer 13 verkündete der „Punsch" sein Programm: „Er will Wohlstand — seiner Abonnenten, damit sie pünktlich zahlen; Sicherheit — vor einem Preßgesetz der jetzigen Kammer; Bildung — der Polizeibehörde, damit sie ihn nicht confiscirt. Nehmt der Redaction ein feierliches Handgelübde ab, daß sie nie aufhören wird, auf der betretenen Bahn der Originalität und des Humors fortzufahren; dann, nur dann erreicht ihr das Ziel, weßhalb ihr euch abonnirt habt." S. schrieb alles selbst, allein, ohne Mitarbeiter. Anfangs kam es öfter vor, daß der Redactor am Abend vor der Ausgabe der neuen Nummer ohne Manuscript in der Druckerei erschien, Papier und Feder verlangte und nun dem in seinem Haupte angestauten Strome die Schleußen öffnend und die nassen Blätter bruchstückweise dem Setzer übergebend, sein Werk auf einen Sitz abmachte. Bald fügte er auch selbstgezeichnete Holzschnitte hinzu, auch hier eine unnachahmbare Urkomik offenbarend. S. hatte während seiner Gymnasialzeit auch beim Zeichnungsunterricht, aber in seiner Manier, hospitirt und, bei erstaunlicher Begabung, zur Verzweiflung des wohlwollenden Lehrers durch fleißige Abwesenheit geglänzt, da sein eminentes Talent zur Caricatur hier keinen erwünschten Boden fand. — Später beliebte er seine formlosen Einfälle doch von Künstlerhand umzeichnen zu lassen, wobei etwa von 1856—1865 Eduard Ille, dann Jos. Resch und von 1869 an, meist Karl Baumeister artistische Gevatterdienste leisteten. Zu jeder Illustration zeichnete S. selbst seine Idee, meist ziemlich groß, immer hudelig, aber mit so drastischer Komik hingeworfen, daß der mit der Formgebung betraute Künstler mit Lust folgen konnte. Auch war charakteristisch dabei, daß S. nie früher kam, als bis die Zeit schon aufs höchste drängte; er pochte den nahe wohnenden Maler Resch noch spät am Abend oder in der Nacht aus seiner Ruhe, immer mit dem stricten

Beisatz, den Holzstock ja gleich am frühesten Morgen dem Xylographen zu überliefern. Dabei beobachtete er streng die Sitte, dem Künstler nie ein Wort der Anerkennung, aber auch keine Silbe des Tadels zu spenden. — Der „Punsch" hatte eine vielbewegte Geschichte. Er spielte durch mancherlei Farben und Schattirungen, wurde vielfach confiscirt, ohne je zu einem Preßproceß zu gelangen, welcher für Richter und Geschworene, für Autor und Publicum zu einem wahren Lustspiel gedient hätte. Die bis 1871 reichenden vierundzwanzig Bände repräsentiren ein gut Stück deutscher Geschichte mit allen ihren Phasen. S. schlug mit der Pritsche seines Witzes nach allen Dimensionen, nach oben und unten, rechts und links; er schrieb nicht allein mit dem Kopf und Verstand, auch das Herz hatte sein Recht dabei: Zorn, Wuth, Laune und Uebermuth führten ihm die leidenschaftlich gallige Feder. Meist aber war es doch nur der harmlose, echt süddeutsche Mutterwitz, der mit gemüthlicher Derbheit etwas ungeschlacht herauspolterte, wie denn auch die Liebe nicht immer mit zuckerner Süßigkeit ihre Gefühle manifestirt. Sein Kern war immer grunddeutsch, bisweilen zog er auch ein blauweißes Fähnlein auf, welches er mit der jedem Stamm angeborenen Heimathliebe eifersüchtig bewachte und vertheidigte. Nach dreijähriger Pause erschien 1875 noch einmal der „Punsch" und zwar unter dem besonderen Titel als „Glossirte Wochenchronik der Gegenwart", machte aber im vergrößerten Gewande und ohne die gewohnten Bilder so wenig Glück, daß er beinahe unbemerkt am Schlusse des Jahres mit der 52. Nummer wieder verschwand. — Wahrscheinlich war S. auch bei den von Alexander Ringler 1848—1850 redigirten „Leuchtkugeln" betheiligt; der „Nürnberger Trichter" (herausgegeben von Franz Trautmann) enthält mehrfach den Namen „M. E. Bertram". Es lag sehr nahe, daß von dem ununterbrochenen Raketen- und Feuerwerk-Sprühregen seines Geistes manch' Schwärmer in andere, verwandte Organe hinüberblitzte, zumal da S. damals mit allerlei ähnlichen Genies, darunter auch so proteus-artigen Naturen wie Herbert König, C. L. Kaulbach und Anderen intim verkehrte. Auch für die „Fliegenden Blätter" lieferte S. interimistische Beiträge (z. B. noch in Nr. 1893 die jocose Verballhornung der modernen Plastik). Vom Mai 1849 bis October 1852 gab der Unermüdliche die „Volksbötin" heraus, ein loses politisches Tagblatt als äußersten Gegensatz zu Ernst Zander's Zeitung „der Volksbote", worin S. den großen Bullenbeißer mit unablässigem Gekläff ironisirte, äffte, ärgerte und verhöhnte. Schließlich ließ er diese nutzlose Polemik fahren, um freiere Hand für eigene dramatische Schöpfungen zu gewinnen. Den ersten dramatischen Versuch hatte S. als M. E. Bertram in Compagnie mit Leopold Feldmann gewagt; allein das Lustspiel verschwand spurlos ohne Erfolg. Allerlei dramatischer Schnickschnack war vorher schon im obgenannten „Münchener Tagblatt" und im „Punsch" abgelagert. Dann nahm er eine schon am Gymnasium geplante Tragödie „Nero" vor, welche 1852 „als Manuscript" erschien (München 1852 bei Dr. Wild 74 S. 8°). Ob dieselbe je irgendwo über die Bretter ging? Es wäre wenigstens heute noch einer Probe werth. Die fünf Acte sind, was junge Poeten sonst hartnäckig vermeiden, in origineller Prosa und mit einer Wucht geschrieben, welche das nicht anziehende Thema vergessen läßt und, wie man glauben sollte, doch das Publicum ergreifen und mitreißen müßte. Die achte Scene des 2. Acts, wo der Dichter die neue Kaiserin Poppäa mit Nero's Mutter Agrippina einander gegenüber stellt, erinnert etwas an den Streit der Königinnen in Schiller's „Maria Stuart"; sonst ist das Ganze eingenartig und die Charaktere sind mit sicherer Hand herausgemeißelt. Als lustige Person ist ein Narr als Nero's Historiograph beigegeben. Doch macht sich der Fehler bemerkbar, daß außer der Schauspielerin Epicharis und deren treugeliebtem Julius Piso keine weitere Person das Interesse bleibend er-

wärmt. — In der am Faschingsdienstag üblichen Vormittagsvorstellung ging Schleich's „Bürger und Junker" 1855 zum ersten Mal und zwar mit so glücklichem Erfolg über die Bretter, daß sich dieses „altbürgerliche Charakterbild" nicht allein in der Gunst der Münchener bleibend festsetzte, sondern auch auswärts ähnliche Aufnahme fand und den Namen seines Verfassers im dramatischen Fach begründete. Der zweite Act entschied; er ist ein Meisterstück, so rund und sicher im Wurf, dabei voll echten, tiefen Gemüths, wie S. später nimmer erreichte. Der vierte Act fällt indessen schon etwas ab und ist sichtlich mit geringer Kunst, zur befriedigenden Lösung nur angeschweißt. Anfangs 1856 brachte S. „das Heirathsversprechen", ein am sächsischen Hofe zur Zeit der Gräfin Cosel agirendes Lustspiel, sehr geschickt und diplomatisch gebaut und jedenfalls eines besseren Schicksals werth, als jetzt schon den vergessenen beigezählt zu werden. Rasch folgte darauf, wieder am Faschingsdienstag „Die letzte Hexe" und noch im October desselben Jahres „Die Bayern in Italien", ein „Volksschauspiel" in vier Aufzügen. Letzteres hatte so wenig Erfolg, daß es S. nicht in die Reihe seiner gesammelten Schaustücke aufnahm. Desto glänzender bewährte sich die „letzte Hexe", welche trotz allerlei Gebrechen, z. B. einer possenhaften Carikirung einzelner Charaktere und der offenbaren Unglaublichkeit mancher Scenen, dennoch jahrelang ein beliebtes Zugstück blieb und auch auswärts (z. B. in Weimar, durch A. Rost umgearbeitet) gute Aufnahme erzielte. Nachdem 1861 auch noch das Lustspiel „Ansässig" verdienten Beifall und Aufnahme gefunden, veröffentlichte S. eine Sammlung seiner „Lustspiele und Volksstücke" (München 1862 bis 1863 bei G. Beck) in zwei Bänden, welche 1874 in neuer (Titel-) Ausgabe erschienen und auch einige mindere Arbeiten enthielten. Für Frhrn. v. Perfall dichtete S. den Text zu der romantisch-komischen Oper „Das Conterfei" (1863). Ganz spurlos ging das Lustspiel „Eine falsche Münchnerin" (1864) vorüber; ihr Schicksal verleidete dem Autor eine Zeitlang die Bühne, deßungeachtet ermüdete S. nicht neue Stoffe und Projecte zu erwägen, welche jedoch, trotz der gewandten Dialogisirung und den fortdauernden Aggregaten von Witz und Humor, an einem bedenklichen Mangel von Handlung oder an offenbarer Unbedeutendheit des Stoffes leiden. Während S. auf dem Gebiete der dramatischen Kunst seine Kräfte zersplitterte, versuchte er sich auch im Gebiete der Politik, wo es ihm gleichfalls, obwohl nur vorübergehend gelang, eine Rolle zu spielen. Daß dabei an eine so vielseitig begabte Natur die strenge Anforderung einer stereotypen Festigkeit des Charakters nicht gestellt werden dürfe, ist selbstverständlich. Wer mit einem Clown über die größten Principien des Lebens rechten wollte, würde die Wette verlieren. Die Frage bleibt nur, ob derselbe in der Zeit der Noth und Gefahr die übliche Schellenkappe herabzunehmen und die Situation würdig und richtig zu erfassen vermöge. Und das hat S. gethan. Nachdem er lange im Irrgarten der jeweiligen Tagesmeinung gefackelt und verschiedenen Parteien gedient hatte, trat er mannhaft und fest für Deutschlands Ehre in die Schranken, sowohl mit seiner im Künstlerhause gehaltenen Rede bei der nach langer Vergessenheit 1860 wieder aufgenommenen Feier der Leipziger Befreiungsschlacht (vgl. Nr. 908 Illustr. Ztg. 24. November 1860 mit einer Portraitzeichnung von C. E. Döpler), wie auch am 19. Juli 1870 in der baierischen Kammer, als er für die Bewilligung der Kriegscredite sprach und mit zornbebender Stimme und mit Thränen im Auge erklärte, wie man es von Paris her den baierischen und großdeutschen Patrioten zuzumuthen wage, mit Frankreich gegen die nationale Sache zu gehen. — Nachdem S. kurz vorher im ultramontanen Lager einen Gastrollencyklus abgespielt hatte, sprang er mit dem anonymen „Büchlein von der Unfehlbarkeit" (1872) in sein altes Fahrwasser zurück und bekannte sich mit derselben Leichtigkeit, wie ehedem zum Deutsch- so

jetzt zum Altkatholicismus, nachdem er inzwischen seinen blauweißen Wählern, im klerikalen Costüm eines römisch-katholischen Patrioten, Sand in die Augen gestreut und durch sie einen Sitz in der baierischen Kammer der Abgeordneten von 1869—1875 errungen hatte. Im November 1873 bildete S. die aus — sieben Mitgliedern bestehende „Freie Vereinigung“, aus welcher bald darauf eine „Gemäßigte Partei“ hervorging, als deren publicistischer Herold er dann am 1. Juli 1881 „Den Gemäßigten“ in's Leben rief, eine Zeitung, welche er gleichsam zu seinem Vergnügen, ganz légèrement, einfädelte und mit ironisch-moquanter Bonhommie also „redigirte“, daß er, alsbald selbst davon gelangweilt, den Stand verließ und seinen Nachfolgern das Problem stellte, das zerschnittene Zeug bestmöglichst wieder zusammenzuflicken und in genießbare Gestalt zu bringen. Zuletzt excellirte S. durch seine Essays in der „Allgemeinen Zeitung“, indem er bald mit der ernsthaften Miene eines Theologen oder dem wissenschaftlichen Feuer eines Juristen, im gelehrten Tone des Culturhistorikers oder als leichter Tourist (wir erinnern nur an die „Römischen Apriltage“, welche bald darauf unter dem gleichen Titel auch in Buchform München und Leipzig 1880 bei Hirth erschienen) alle Leser erheiterte, ärgerte oder entzückte. Er hatte ein schönes Stück Erde gesehen und frühzeitig schon allerlei Fahrten nach drei Himmelsgegenden unternommen, den Süden aber fast nur allzulange sich vorenthalten. Hier wurde der in ihm versteckte Poet wieder lebendig; doch nur stoßweise und vorsichtig gönnte er ihm bisweilen freie Luft zu schöpfen. Ihm war von dieser prächtigen Himmelsgabe eine tüchtige Portion als Erbtheil zugefallen. Aber er wucherte nicht damit, sondern vergrub lieber sein Pfund oft lang und hartnäckig. Es gibt problematische Naturen, welche sich tieferer Empfindungen schämen und, obgleich sehr weichherzig angelegt, ihre Gemüthstiefe doch lieber mit Brutalität maskiren. So affectirte S. einen lächerlichen Abscheu gegen alles Ideale; in seiner Angst davor schlug er mit kaustischer Drastik um sich und rettete sich hinter eine cynische Derbheit. Im „Verein für deutsche Dichtkunst“ und im „Lustigen Krokodil“ ging er, wie überhaupt in allen Gesellschaften, nur als dilettirender Hospitant ab und zu. Zu den Perlen seiner Lyrik gehört „Ein Spaziergang auf dem Gasteig bei München“, woraus die tiefgefühlte Klage über das unerwartete Abscheiden König Maximilian II. erklingt. Wahre Meisterwerke sind auch seine Nachdichtungen Jacob Balde's. Von 1869—74 bethätigte er sich an den von Johannes Schrott ins Leben gerufenen Balde-Festen und -Ausflügen; seiner Natur gemäß zog ihn die humoristische Seite dieses Dichters besonders an. Zu der mit Johannes Schrott unter dem Titel „Renaissance“ herausgegebenen Auswahl von Balde's Dichtungen (1870 bei Lindauer) lieferte S. 25 Uebertragungen, welche von einem tiefen, eingehenden Studium des Originales zeugen. Aus dieser Zeit stammte auch die Vorliebe für den Kurfürsten Maximilian I., dessen Bildniß er in Thalerform an seiner Uhrkette trug. Die Erträgnisse seiner fleißigen Feder gaben ihm die Mittel zum Ankauf eines stattlichen Hauses, welchem auch eine Villa in Starnberg folgte. Ersteres vertauschte er wieder und wechselte noch öfter seinen Besitz in mancherlei Form; er hatte überhaupt etwas Unstätes und das Bedürfniß oftmaliger Veränderung. Eine feine Renaissancestube, ein „unterirdisches Kaffeehaus mit Billard“ und eine langjährig aufgestapelte Bibliothek wurden bei guter Gelegenheit wieder losgeschlagen und alsbald durch neue noble Passionen ersetzt. Seine gute „Hausmannskost“ soll auch den Beifall hochwürdiger Kenner erhalten haben. S. schlug bei Tisch immer eine wackere Klinge, deßhalb pflegte er auch eine gute Köchin weitaus über die größte Clavierkünstlerin zu setzen. Seit 1858 glücklich verheirathet, genoß er ein schönes Familienleben und noch die Freude, einer

Tochter den Myrthenkranz für einen braven Mann aufzusetzen. Sein einziger Sohn, welcher das Talent der Mutter erbte und deßhalb einen Beleg zu Levin Schücking's Geneanomischen Studien bietet, widmete sich dem Ballet, wozu der etwas schwerfällige Herr Papa, außer einer persönlichen Inclination in früheren Jahren, nicht das geringste Ingenium besaß. Seine Erscheinung hatte nie etwas Graciöses, wenn er, die mit einem schweren Stock bewaffneten Hände meist auf den Rücken gelegt, sich breitspurig dahin schob. Auch sein Antlitz mit dem sinnlichen, einem Bonvivant oder einem Volksredner passenden Munde, aus welchem nie eine wohltönige Rede, sondern ein gehackter mühevoller Auswurf mit einer verrosteten, schartigen Stimme, kam, schien meist völlig affectlos, bei einer Anrede oder Begrüßung erstaunt und mit einem Ausruf der Ueberraschung aufschauend. Dann wetterleuchtete aber gleich der Witz über das ganze Gesicht und zeigte den Meister des blitzenden Aperçu. Den philosophischen Doctorhut erhielt S. als besondere Auszeichnung und honoris causa; seine charitativen Bestrebungen während des französischen Krieges wurden durch den Verdienstorden von 1870/71 gelohnt. S. starb nach kurzer Krankheit am 13. October 1881. Kurz vorher hatte er sich eine Grabstätte gekauft, und dafür folgende Inschrift bestimmt: „Hic Dr. Martinus Schleich jacet, tacet, placet". Ein nachgelassener Roman „Der Jude von Caesarea" erschien in M. G. Conrad's Zeitschrift „Die Gesellschaft" 1885, uud dann, bearbeitet und abgeschlossen als „Der Einsiedler" von M. G. Conrad, München 1886.

Vgl. Nekrolog in Beilage Nr. 330 Allgemeine Zeitung vom 26. November 1881. Hyac. Holland.

Schleicher: August S., hervorragender Sprachforscher, wurde als Sohn des Arztes Johann Gottlieb S. und dessen erster Gattin Henriette geb. Heym am 19. Februar 1821 zu Meiningen geboren. Im folgenden Jahre siedelte der Vater als Kreisphysicus nach Sonneberg bei Coburg über. Diesen Ort hat S. daher stets als seine Heimath angesehen. Frühzeitig zeigte der begabte Knabe große Anlagen für Musik und die vom Vater angeregte Beobachtung der Natur. In seiner Heimath vorgebildet besuchte er von Ostern 1835 bis zum Herbste 1840 das Gymnasium zu Coburg, unter dessen Lehrern der Director Forberg und Professor Trompheller nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübten. Forberg nährte seine Sprachneigungen durch Privatunterricht im Arabischen, und Trompheller blieb auch während der Studienzeit sein Berather. Christoph Gottlieb Voigtmann aber, der Lehrer des Englischen und Französischen, prophezeite: „aus Ihnen wird im Leben nichts, eine fremde Sprache erlernen Sie nie". Durch einen Blick auf des Genannten Schrift „Dr. Max Müller's Bau-wau-theorie und der Ursprung der Sprache" (Leipzig 1865, angezeigt in der Zeitschr. f. vrgl. Sprachf. XV, 235) wird sein Ausspruch begreiflich. Die Abgangsprüfung bestand S., da sie an einem der beiden „inländischen" Gymnasien abgelegt werden mußte, in Hildburghausen. Bald nachdem er das elterliche Haus verlassen, hatte er seine Mutter, deren einziges Kind er war, verloren. Einige Jahre später führte der Vater eine Nürnbergerin Christiane Gruber heim, welche dem Stiefsohne im vollen Sinne eine zweite Mutter wurde. Doch das Glück währte nicht lange. Sie starb, als sie ihrer dritten Tochter das Leben gab, am 12. September 1840. Schmerzerfüllt ging S. einige Wochen später nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Der hier unter den Studenten herrschende Ton mißfiel ihm, eine Carcerstrafe wegen Mensur trug auch nicht zur Verbesserung der Stimmung bei. So zog er Ostern 1841 nach Tübingen, wo er sich vier Semester sehr behagte, da er angestrengte Arbeit mit dem Genusse der Freiheit zu vereinigen wußte. Der Theologie aber entfremdete er sich mehr und mehr. An ihre Stelle traten Hegelsche Philosophie und das Studium der semitischen Sprachen, des Sanskrit und

des Persischen unter Ewald's Leitung, daneben zur Erholung eifrige Musikübungen. Im Frühjahre 1843 hielt er seine erste und einzige Predigt. Dann kehrte er Tübingen und mit ihm der Theologie den Rücken, da er den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen nicht länger zu ertragen vermochte. Mit dem Vorsatze, sich allein der Philologie zu widmen, ging er nach Bonn. Zwar schrieb ihm der Vater noch am 1. Juni 1843: „Ein Philolog ist ein elender Lump, zumal wenn er wirklich einer ist. An dieses Studium Geld zu wenden, verlohnt es nicht. Um ein lateinischer Schulmeister zu werden, möcht ich mich nicht plagen, da plagt man sich wol bloß deshalb, um sein Leben lang sich plagen zu dürfen, denn bei einem so geringen Lohn Schule halten, sich mit den bösen großen Jungen herum balgen, das ist dieser Herren glänzendes Loos. Oft muß ein so armes gelehrtes Thier sich auch begnügen, in einem Dachstübchen zu darben und von der Gnade der tyrannischen Buchhändler abzuhängen. Ganz anders steht es doch um einen Dorfpfarrer, wenn er seine Gemeinde erbaut und ihre Herzen erweicht". Schließlich gab er doch seine Zustimmung, da er viel zu stolz auf seinen talentvollen Sohn war, um ihm etwas abschlagen zu können. Mit Feuereifer griff dieser jetzt die classischen Studien an, ward bald Mitglied des Seminars und trat in persönliche Beziehungen zu Welcker und Friedr. Ritschl, welche sich von Jahr zu Jahr inniger gestalteten. Er bekannte stets dankbar, von Ritschl eine strenge und klare Methode erlernt zu haben. Ueber der classischen Philologie wurden aber die orientalischen Sprachen bei Lassen und Gildemeister nicht im mindesten vernachlässigt. Auch diesen beiden Gelehrten trat er persönlich nahe. Bei Diez hörte er Vorlesungen über altdeutsche Dialekte. Neben allem dem bewahrte er der Burschenschaft, welcher er in Leipzig und Tübingen angehört hatte, sein Interesse und arbeitete in ihrem Sinne mit an Gustav v. Struve's Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen, Heidelberg 1844—45. [Nach einer in Schleicher's Nachlaß vorhandenen Notiz stammen aus seiner Feder die Correspondenzen aus Bonn S. 21, 52, 160, „ein Wort an die den Corps opponirenden Vereine" S. 61 f (die Burschenschaft soll, um die nur von ihr ausführbare Reform des Studentenlebens in Angriff zu nehmen, die Heimlichkeit aufgeben, alles veraltete Formenwesen abstreifen und sich als öffentliche Gesellschaft, an welcher alle Studenten Theil haben, constituiren), „das Lateinische auf den deutschen Hochschulen" S. 119 f. (für dessen Abschaffung).]

Der Sommer 1844 führte den Erbprinzen Georg von Meiningen mit seinem Gouverneur Seebeck nach Bonn. Beide fanden Gefallen an dem vielseitig begabten, eifrig studirenden Landeskinde. So knüpften sich Beziehungen, welche Schleicher's ganze Zukunft bestimmen sollten. Um diese Zeit äußert sich auch bereits das Bedürfniß nach einem wissenschaftlichen Sporte neben den mit aller Kraft betriebenen Fachstudien, welches S. sein ganzes ferneres Leben in gleicher Kraft aber wechselnden Richtungen bewegt hat. Im November 1844 hielt G. v. Struve einen Cyclus von zwanzig Vorträgen über Phrenologie in Bonn. S. fing sofort Feuer und gründete mit achtzehn Gesinnungsgenossen eine phrenologische Gesellschaft, „die zweite in Deutschland", wie er mit Stolz in der Zeitschr. f. Deutschlands Hochschulen (S. 160) berichtet. Seinem Vater schrieb er nun lange Abhandlungen über Phrenologie. Bald aber mußte sie der Musik, welche er auf verschiedenen Instrumenten ausübte, wieder weichen. Da er außerdem sehr gesellig in den Kreisen der Professoren und der durch den Erbprinzen ihm erschlossenen Aristokratie verkehrte, mußten oft die Nächte die Arbeitszeit hergeben, wenn Tag und Abend in angeregtem Umgange oder Concerten verbracht waren. Er hatte aber körperlich nicht viel zuzusetzen. Erst in Tübingen hatte er 1841 einen schweren exanthematischen Typhus überstanden, bei der Genesung, wie er selbst in seiner Promotionsvita sagt, modo non paterno von Ewald gepflegt. In-

folge des aufreibenden Bonner Lebens stellten sich bald wieder Krankheitsanfälle ein, welche ihn im Herbste 1845 eine Cur in Kreuznach zu brauchen nöthigten. Zurückgekehrt stürzte er sich mit ganzer Kraft in die Arbeit, bestand die Doctorprüfung magna cum laude, was in Bonn nicht nur ein „epitheton ornans“ war, wurde am 10. Januar 1846 mit der Dissertation Meletematon Varronianorum specimen I. promovirt, erwarb am 14. Februar von der wissenschaftlichen Prüfungscommission die Berechtigung, „den Unterricht in den classischen Sprachen durch alle Classen eines Gymnasiums zu ertheilen“, im März die venia legendi „für indische Sprache und Litteratur und für vergleichende Grammatik“. Oft kam er während dieser Zeit die ganze Nacht nicht zu Bette. Das rächte sich. Am Ende des Sommersemesters brach der Ueberarbeitete tief zerrüttet, selbst das Schlimmste befürchtend, zusammen. Als er wieder hergestellt war, schickte ihn der Arzt nach Ostende, wo er bis in den December blieb, in seiner Einsamkeit durch die herzlichsten Briefe von Friedr. Ritschl und dessen Frau getröstet, von Albrecht Ritschl, dem Theologen, über die Bonner Tagesereignisse unterrichtet. Zu weiterer Erholung ging er für den noch übrigen Theil des Semesters in seine Heimath. Inzwischen hatte der Erbprinz von seiner Tante, der Königin Wittwe Adelheid von England, einer Meiningischen Prinzessin, für S. ohne dessen Wissen eine Unterstützung von 400 Pfund Sterling erwirkt, welche ihm die akademische Laufbahn ohne gleichzeitige Anstellung am Gymnasium ermöglichte, und überraschte ihn damit am 2. April, dem Geburtstage des Prinzen. Diesen Tag feierte S. bis an sein Ende als die Begründung seines Lebensglückes.

Vorlesungen hat S. in Bonn nicht oft gehalten, dafür desto eifriger gearbeitet, um seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Seine Antrittsvorlesung vom 27. Juni 1846 „über den Werth der Sprachvergleichung“ (gedruckt in Lassen's Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes VII, 25 f.) eröffnet bereits weite Ausblicke, indem sie auf eine vergleichende Metrik, Litteraturgeschichte und Mythologie als Wissenschaften der Zukunft deutet. „Die Sprachvergleichung führt zur Erkenntniß organischer Gesetze, oder was dasselbe sagt, der immanenten Vernunft in dem anscheinend wirren Sprachgemenge“. Sie erscheint unter einem Gesichtspunkte als Geschichte, „in gewisser Beziehung“ aber als Naturwissenschaft. Den nächsten Plan, über die Conjugation der classischen Sprachen zu schreiben, kreuzte das Erscheinen der „Tempora und Modi“ von Georg Curtius, so daß S. seine im Manuscripte fast vollendete Arbeit nur zu einer Anzeige dieses Buches benutzen konnte (Rhein. Museum V, 266 f.). Im Frühjahr 1848 erschien der erste Theil der „sprachvergleichenden Untersuchungen“ mit dem Sondertitel „zur vergleichenden Sprachengeschichte“, eine Monographie über den „Zetacismus“, d. h. die Wirkungen von j auf vorhergehende Consonanten, welche durch die indogermanischen und eine Reihe anderer Sprachen verfolgt werden. Die Schrift brachte viele neue Ergebnisse, welche alsbald Gemeingut der Wissenschaft wurden. Als zweiter Theil folgten 1850 „die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht“. Beide zeigen den Dualismus, welcher den Verfasser bis an das Ende seines Wirkens beherrschte. Neben einer nüchternen, möglichst sorgfältigen Einzelforschung gehen rein apriorische Dogmen über das Sprachleben, welche in den Einleitungen beider Theile, deren zweite bis auf einen Punkt nur die erste wiederholt, entwickelt sind und in den Einleitungen zur „deutschen Sprache“ (1860), zum „Compendium“ (1861) und in der „Darwinschen Theorie und Sprachwissenschaft“ (1863) ziemlich unverändert wiederkehren. Später suchte er sie naturwissenschaftlich zu begründen, erwachsen sind sie aber nicht auf dem Boden der Naturwissenschaften, sondern auf dem rein speculativen der Hegelschen Philosophie und in diesen sprachvergleichenden Untersuchungen auch nach „dialektischer Methode“ mit deren Schlagworten begründet. Merkwürdig und verhängnißvoll aber ist, daß während

Schleicher's Methode der Einzelforschung sich in jeder folgenden Schrift verfeinert und verschärft, jene Dogmen keine wesentliche Veränderung erleiden und so immer störender diese Methode kreuzen. Folgende Ansichten stehen ihm ein für alle Male fest (II, S. 1—4): „Die Philologie gehört wesentlich der Geschichte an. Ihr gegenüber steht die Linguistik, diese hat die Sprache als solche zum Object, und sie hat direct mit dem geschichtlichen Leben der die Sprachen redenden Völker nichts zu schaffen, sie bildet einen Theil der Naturgeschichte des Menschen". „Die Beschaffenheit der Sprache liegt außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen, ist unabänderlichen natürlichen Gesetzen unterworfen, gehört also nicht in das Gebiet des freien Geistes [welchem sie noch I, 1 wenigstens theilweis zugewiesen wurde], sondern in jenes der Natur. Demzufolge ist auch die Methode der Linguistik von der aller Geschichtswissenschaften total verschieden und schließt sich wesentlich der Methode der übrigen Naturwissenschaften an". „Die schon mehr vom Denken und Wollen des Einzelnen abhängige Syntax neigt mehr auf die Seite der Philologie. Letzterer gehört ganz an der Stil, die von der freien Willensbestimmung des Einzelnen abhängige Schreibweise". S. nimmt W. v. Humboldt's Eintheilung der Sprachen in drei Classen an: isolirende, agglutinirende, flectirende, welche er „dialektisch" zu begründen sucht (I, 6). In historischer Zeit ist keine Sprache aus einer dieser Classen in eine andere übergetreten (I, 13), wol aber in vorhistorischer, das indogermanische z. B. ist vorhistorisch von der isolirenden zur agglutinirenden und von dieser zur flectirenden Stufe vorgeschritten (S. 22 f.). S. versteht — worin ihm Niemand gefolgt ist — einzig dies Vorschreiten unter „Sprachbildung" und gelangt so zu den Sätzen, welche er bis an sein Lebensende festhielt: „Geschichte und Sprachbildung sind demnach sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes". „Die Bildung der Sprache, die aufsteigende Geschichte ihrer Entwicklung fällt in die vorhistorische Periode der Völker". „In der historischen Periode ist die Sprachengeschichte die Geschichte des Verfalls der Sprachen als solcher infolge ihrer Knechtung durch den Geist" (I, 16 f.). Diese scharfe Scheidung zweier ihrem ganzen Wesen nach verschiedener Perioden der Sprachgeschichte, auch eine Erbschaft der Hegelschen Geschichtsphilosophie, hat später in Schleicher's Gebäude der indogermanischen Sprachwissenschaft einen gefährlichen Riß gebracht. Wäre er streng inductiv, nicht geblendet von der Philosophie vorgeschritten, dann hätte er schwerlich verkannt, daß in historischer Zeit Sprachbildung und Sprachverfall stets Hand in Hand gehen, daß beide nur verschiedene Seiten eines und desselben Vorganges sind. Ital. amerò z. B., vom Standpunkte der Formenlehre betrachtet, ist eine Neubildung, vom Standpunkte der Lautlehre aber ein verfallenes lat. amare habeo. Aehnlich wird wenigstens ein Theil auch der vorhistorischen Formenbildung erst auf lautlichem Verfalle vollerer Formen beruhen.

Das Jahr 1848 rüttelte S. aus seinen Studien auf. Im Anfange desselben verlobte er sich mit einer Bonner Dame, löste das Band aber bald wieder. Dies Verhältniß, die allgemeine Unruhe der Zeit, welche ihn, den politischen Freund Kinkel's, stark ergriff, und die an der englischen Unterstützung haftende Bedingung, daß dieselbe wenigstens theilweise zu wissenschaftlichen Reisen verwandt werden sollte, wirkten zusammen, ihn in die Weite zu treiben. Im Sommer ging er nach Paris und Brüssel, im Herbste nach Wien. Von dort folgte er dem Reichstage im November nach Kremsier. Als dieser am 7. März 1849 aufgelöst war, zog er nach Prag. Seinen Unterhalt bestritt er während dieser ganzen Zeit durch politische Correspondenzen an die Kölnische und die Augsburger Allgem. Zeitung. Dem Anerbieten einer rein journalistischen Stellung mit dem in seiner Lage sehr verlockenden Gehalte von 1000 Thalern widerstand er jedoch. In Prag zwang ihn die Polizei zur Rückkehr, indem sie der Post verbot, ihm die für ihn ein-

treffenden Geldsendungen auszuhändigen. Anfangs Mai 1849 mußte er diesem Aushungerungssysteme weichen, vielleicht zu seinem Glücke, denn am Tage nach seiner Abreise ward der Belagerungszustand verkündet. Während des Aufenthaltes in Kremsier und Prag hatte er sich mit der ihm eigenen Leichtigkeit das Čechische schon so gut angeeignet, daß er in demselben Jahre zwei kleine Abhandlungen in dieser Sprache zu schreiben vermochte: o českéj spisovnině (Bonn, Marcus in Comm.) und o infinitivě a supinum w jazyku slowanském (Časopis českého Museum 1849, Bd. 23, Heft 3, S. 153 f.). Von lebenden slavischen Sprachen war ihm vorher nur das Polnische bekannt, welches er als Student von einem Commilitonen dieser Nation in Bonn erlernt hatte. Nach Bonn zurückgekehrt setzte er die slavischen Studien fort und zog dadurch die Augen des österreichischen Unterrichtsministers, des Grafen Leo Thun auf sich. Am 14. November 1849 fragte Bonitz in dessen Namen bei S. an, ob er eine Professur an der Prager Universität anzunehmen geneigt sei. „Die eigenthümliche Richtung, welche Sie in Ihren sprachvergleichenden Studien genommen, indem Sie mehr, als es bisher geschehen ist, die slavischen Sprachen in das Bereich Ihrer Untersuchungen gezogen, läßt erwarten, daß die Prager Universität eine angemessene und Ihnen selbst erwünschte Stätte Ihrer Thätigkeit sein würde“. Am 8. März 1850 ward S. zum außerordentlichen Professor „der classischen Philologie und Litteratur“ ernannt mit dem Lehrauftrage zu Vorlesungen „über Grammatik und Litteratur der beiden alten classischen Sprachen, wobei es Ihnen unbenommen bleibt, zugleich philologische Wissenschaften wie Metrik und dergl. vorzutragen“. Ein neckischer Zufall fügte es, daß die classische Philologie, welche damals noch sehr scheel auf die Sprachwissenschaft blickte, in Prag nun ausschließlich durch Männer dieser Richtung vertreten ward, da die andere Professur ein Semester früher durch G. Curtius besetzt war. Im Sommersemester trat S. sein neues Amt an, suchte aber gleich im folgenden Winter dahin zu wirken, daß ihm statt der Philologie die Sprachwissenschaft als Lehrgebiet angewiesen würde. Am 28. Mai 1851 wurde ihm dann das neu errichtete Extraordinariat „für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit“ übertragen, dazu nach K. A. Hahn's Abgange im Winter 1851 auch die Vertretung des Deutschen. Am 10. Juni 1853 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor „der deutschen und vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit“.

Seine schaffende Thätigkeit wandte er nun, wie er es in den „Sprachen Europas“ (S. 191 Anm.) verheißen, ganz dem Slavischen und Litauischen zu. Diese Sprachen waren nächst den keltischen von der vergleichenden Forschung noch am wenigsten berührt. Im Frühjahr 1852 erschien „die Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“, die erste vergleichende Lautlehre und Erklärung der ganzen Formenlehre einer slavischen Sprache. Konnte er sich hierbei auf die thatsächlichen Ermittelungen und Materialsammlungen von Miklosich stützen, so mußte er für das Litauische beide erst selbst beschaffen. Da die sehr schwankende, vielfach ungenaue Orthographie kein zuverlässiges Bild dieser Sprache gab, war hierzu eine Reise nach Litauen erforderlich, welche er, auf Verwendung des Unterrichtsministers von der Wiener Akademie unterstützt, im Sommer 1852 ausführte. Er leistete außerordentliches. Sein großes Geschick, mit dem Volke zu verkehren, und sein Sprachtalent gaben ihm binnen weniger Monate eine Herrschaft über die Sprache, wie sie selbst von Eingeborenen nicht viele besaßen. Reich beladen kehrte er heim und war die nächsten vier Jahre vollauf mit der Verarbeitung des Gesammelten beschäftigt. Als Vorarbeiten veröffentlichte er „Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen“ (Sitzungsber. d. Wien. Akad. Bd. IX, 1852, 524 ff.), „Lituanica“ (ebenda XI, 1853, 76 ff.) und o jazyku litevském zvláště ohledem na slovanský (Časopis českého Museum 1853, Bd. 27, S. 320 ff.).

Dann erschien sein „Handbuch der litauischen Sprache“, I. Litauische Grammatik, Prag 1856, II. Litauisches Lesebuch und Glossar, Prag 1857, und die Uebersetzung des letzteren, „Lit. Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder“, Weimar 1857. Zwischen Ausarbeitung und Druck ließ er sich, um die lebende Sprache sicher vor Ohren zu haben, den litauischen Lehrer Kumutatis aus der Gegend von Ragnit auf einige Zeit nach Prag kommen und nahm mit ihm das Ganze durch. Dieses Buch ist ein unvergänglicher Ruhmestitel. Mit feinem Ohre hatte S. die Laute der Volkssprache genau festgehalten, sprachgeschichtlich wichtige Unterschiede gefunden, welche die bisherige Orthographie theils gar nicht berücksichtigte (ė, ë) theils ohne Consequenz bezeichnete (Erweichung u. a.), kurz ein wirklich naturgetreues Bild der Sprache entworfen, der Wissenschaft völlig zuverlässiges Material beschafft. Die vergleichende Erklärung desselben behielt er sich für spätere Zeit vor. Als er, noch in Bonn, den Plan einer litauischen Grammatik faßte, fragte er zuvor Nesselmann, ob dieser nicht vielleicht dieselbe Absicht hegte. Nesselmann verneinte (26. October 1849), erklärte auch noch später seine Gleichgiltigkeit gegen grammatische Untersuchungen (19. October 1852), als aber Schleicher's Grammatik erschienen war, bat er um die Erlaubniß, einen kurzen Auszug aus ihr zu machen, welche ihm Verfasser und Verleger natürlich verweigerten. Seit jener Zeit war Nesselmann bestrebt, Schleicher's Verdienste um das Litauische in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Ende 1855 vereinigte sich S. mit Adalbert Kuhn auf dessen Vorschlag zur Herausgabe der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slavischen Sprachen“, in welchen er von nun an neben selbständigen eigenen Arbeiten über alle wesentlichen Erscheinungen der Slavistik berichtete. Das erste Heft erschien im Herbste 1856.

Je mehr die wissenschaftlichen Ergebnisse der Prager Wirksamkeit reiften, um so unerquicklicher wurden die persönlichen Verhältnisse. [Vaníček hat einiges aus seinem persönlichen Verkehr mit S. in Prag 1849 und 1850—53 veröffentlicht in den „Erinnerungen an Prof. Dr. Aug. S. in Prag“, Bohemia 1869, No. 16 f., Feuilleton.] Anfangs hatte S. das Phäakenleben der čechischen Hauptstadt mit Behagen genossen, machte aber bald sehr bittere Erfahrungen. Die persönlichen Reibungen, welche an keiner kleinen Universität fehlen, hier durch die nationalen, politischen und kirchlichen Gegensätze ohnehin verschärft, wurden durch die im Schatten der Kanonen erwachsene Angeberei geradezu vergiftet. Außer der allgemeinen politischen Reaction lastete auf der Universität noch besonders die Hand der Kirche. Protector studiorum und Curator der Universität war der Erzbischof. Wahlen und Uebergabe des Rectorats und Decanats vollzogen sich, eingeleitet durch Meßopfer, in der Kirche. Protestanten waren zu diesen Ehrenämtern überhaupt nicht wählbar. Gegen jeden „aus dem Reiche“ Berufenen brandeten überdies die Wogen der eben hoch aufwallenden nationalen Leidenschaft der Čechen. War ein solcher gar noch wie S. durch seine Kenntniß der Sprache befähigt, die nationalen Größen in ihrer wahren Gestalt zu würdigen, dann mochte er sich besonders vorsehen. Um schnell eine wissenschaftliche Nationallitteratur zu beschaffen, verfaßten die Čechen dutzendweise Grammatiken ihrer Sprache, übersetzten classische Schriftsteller und deutsche Handbücher, oft ohne selbst ein correctes Čechisch frei von Germanismen schreiben zu können, aber getragen von der Bewunderung ihrer Volksgenossen. Im Auftrage des Unterrichtsministers beleuchtete S., dessen Uebersetzung Nal a Damajantí (Prag 1852, vorher im Časopis českého Museam 1851, Bd. 25 erschienen) und Abhandlungen in der Zeitschrift des čechischen Museums an Sprachrichtigkeit manche Schriften jener „Säulen“ übertrafen, dies Treiben in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Da man dem lästigen Eindringlinge wissenschaftlich nichts anhaben

konnte, denuncirte man ihn — es herrschte noch Belagerungszustand — beim Kriegsgerichte und bei der Stadthauptmannschaft als Verfasser Oesterreich feindlicher Berichte deutscher Zeitungen und als Rädelsführer einer über Europa verbreiteten republikanischen Verschwörung. Allerdings hatte er aus seinen stark freisinnigen Ansichten weniger Hehl gemacht, als die Vorsicht gebot, sich aber jeder politischen Thätigkeit oder Schriftstellerei streng enthalten. Polizeispitzel beobachteten ihn bald auf Schritt und Tritt. Dadurch gewarnt entledigte er sich aller irgendwie Verdacht erregenden Papiere. [Daher findet sich in seinem Nachlasse keinerlei Anhalt für die Zeit seiner Reisen 1848—49 und sehr geringer für die drei folgenden Jahre.] Im Morgengrauen des 2. October 1851 veranstaltete man bei ihm eine Haussuchung und nahm, um doch nicht mit ganz leeren Händen abzuziehen, vier Briefe von Zeitungsredactionen aus den Jahren 1848—50 in Beschlag. S. bat noch an dem selben Tage den Unterrichtsminister Grafen Leo Thun „um Schutz gegen solches Verfahren, welches mit der Würde eines k. k. Professors nicht im Einklange zu stehen scheint“. „Allerdings habe ich im Jahre 1848—49 für politische Zeitungen geschrieben, um mir mein Brot auf Reisen zu verdienen, bei denen ich wissenschaftliche Zwecke verfolgte, seit Frühjahr 1849 aber mich so ganz von aller publicistischen Thätigkeit zurück gezogen, daß ich nicht nur nichts schreibe, sondern höchstens gelegentlich ein Zeitungsblatt auch nur einmal lese“. In seiner Antwort vom 1. December suchte der Minister S. Lügen zu strafen, indem er ihm die Abschrift eines der ergriffenen Briefe schickte, einer am 19. Januar 1850 von der Redaction der Kölnischen Zeitung an ihn gerichteten Bitte um einen populär wissenschaftlichen Nekrolog für seinen Studiengenossen, den Historiker und Geographen Eugen Alexis Schwanbeck, welche S. nicht einmal erfüllt hatte. „Die mitfolgende Abschrift eines von der Redaction der Kölnischen Zeitung unterm 19. Januar 1850 an Sie gerichteten Schreibens, welches bei jener Gelegenheit bei Ihnen vorgefunden wurde, stimmt jedoch mit dieser (oben wörtlich mitgetheilten) Versicherung nicht überein und stellt jedenfalls den Beweis her, daß Sie noch zu jener Zeit mit einem Blatte in Verbindung standen, dessen Richtung eine schlechte und eine gegen Oesterreich höchst feindselige ist“. Der Minister hatte im Eifer übersehen, daß er Schleicher’s Anstellungsdecret erst am 8. März 1850 unterzeichnet und dieser seinen Diensteid am 11. April geleistet hatte, jener Brief also nicht an den k. k. Professor, sondern an den noch preußischen Privatdocenten gerichtet war. Nachdem S. dies in Erinnerung gebracht, gab ihm der Minister eine befriedigende persönliche Erklärung und schützte ihn auch später, soviel er konnte, gegen Anfechtungen. S. hat auch stets dankbar anerkannt, daß er dem Grafen „überhaupt alles zu danken habe, was ihm Förderndes und Anregendes in Oesterreich zu Theil ward“ (Eingabe an das Meininger Ministerium vom 4. October 1856). Eine amtliche Genugthuung von Seiten der Polizei oder eine Bestrafung der Angeber erfolgte nicht.

Als Mitglied der Gymnasialprüfungscommission hatte S. seit dem Winter 1851 „die Beurtheilung der allgemeinen sprachlichen Vorbildung der Candidaten aller Lehrzweige, welche die deutsche Sprache als Unterrichtssprache wählen“, d. h. jeden Candidaten zu prüfen. Beide Augen mußte er zudrücken, um nicht alle durchfallen zu lassen. Da aber bei den meisten die Herrschaft über deutsche Grammatik und Orthographie im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer kirchlichen Devotion und ihren Verdiensten um die čechische Nation standen und S. die Zumuthung falscher Zeugnisse mit einer dort auffallenden Entrüstung zurückwies, so suchte die Mehrheit der Commission, deren Vorsitz der Generalgroßmeister des ritterlichen Kreuzherrnordens führte, den Ketzer und Deutschen aus seiner sehr unbequemen Stellung hinauszuintriguiren, da dieser aber vom Ministerium ge-

halten wurde, ihm wenigstens sein Amt nach Möglichkeit zu verleiden. Die Professoren der Geschichte stellten mit Vorliebe Aufgaben aus der Reformationszeit und ließen die Candidaten über Luther und den Protestantismus Ansichten aussprechen, welche jeden Protestanten auf das tiefste verletzen mußten, in Arbeiten, die S. auf Stil und Orthographie zu prüfen hatte. Zu jener Zeit kündigte der Bischof von Leitmeritz unter großen Ablaßverheißungen für die Theilnehmer „Gebete um Ausrottung der Ketzerei in den k. k. Landen" an und pries ein Wiener Professor in der litterarischen Beilage zur officiellen Wiener Zeitung Ferdinand II. wegen seiner „Säuberung Wiens von den protestantischen Elementen". Verekelt und verbittert zog sich S. auf sich selbst zurück und führte ein Einsiedlerleben, dem ihn auch sein Freund Georg Curtius, mit welchem er den regsten wissenschaftlichen Verkehr pflog, nur selten zu entreißen vermochte.

Erst die Verlobung mit Fanny Strasburger, einer Tochter der geliebten Heimath Sonneberg, im Herbste 1853, welcher am 8. Januar 1854 die Hochzeit folgte, erschloß ihm das Leben wieder von der menschlichen Seite. „Vom Jahre 1853", schrieb Fr. Ritschl zur Verlobung, „wird sich also nun pars secunda Ihres bewegten Lebenslaufes datiren, idyllisch über grüne weiche Matten führend, nachdem pars prima Felszacken und Gletschergründe überwunden. So geben es die geneigten Götter, die in der Brust und die auswendigen!" Die in der Brust haben es gegeben, die auswendigen nicht. Es war eine unter meist drückenden Verhältnissen ungetrübt glückliche Ehe. Im März 1855 brachte Ritschl seinen Glückwunsch zur Geburt eines Sohnes: „Sie werden jetzt fühlen, was Sie in Ihrer Bönnischen Kleinmüthigkeit oft genug nicht glauben wollten, daß es für einen ordentlichen Menschen nie zu spät ist zum — Glück". Das Kind starb schon im August. Auch die Eltern litten unter dem ungesunden Prager Klima. S. hatte wiederholt schwere Lungenentzündungen und noch häufiger leichtere Lungenbeschwerden zu überstehen. Dazu die entmuthigende Erfahrung, unter seinen Zuhörern, welche zwar zahlreich (bis zu 56, im Sanskrit bis zu 25) aber ungenügend vorbereitet und meist jeder wissenschaftlichen Anregung unzugänglich waren, überdies alle mit des Lebens Noth bitter zu kämpfen hatten, fast keine wirklichen Schüler zu finden. Er war völlig niedergedrückt. „Das Gefühl frohen freudigen Muthes kenne ich seit meinem Hiersein nicht mehr", schrieb dieser von Natur ungewöhnlich thatkräftige Mann im Juni 1855. „Anfangs glaubte ich, mit der Zeit werde sich dieses Mißbehagen verlieren, ich bin aber bereits länger als fünf Jahre hier und es wächst mit den Jahren immer mehr". „Ich erkenne immer mehr, daß mein Wirken hier verloren geht und meine besten Mannesjahre nutzlos verfließen". Er hatte nur den einen Gedanken, um jeden Preis aus Prag fort zu kommen.

Da erhielt er zufällig einen Brief seines Gönners aus der Bonner Studienzeit Seebeck, damaligen Curators von Jena, der um Auskunft bat, ob ein Kepler'scher Kalender in Prag aufzutreiben sei. In dem Antwortschreiben vom 20. Juni 1855 schüttete S. sein Herz aus und fragte dann geradezu: „Können Sie mich nicht daheim an der Landesuniversität Jena brauchen?" Seebeck griff mit Freuden zu. Zwar war keine Stelle offen, er konnte höchstens eine ordentliche Honorarprofessur anbieten und wußte noch nicht, woher eine Besoldung zu nehmen. S. aber war durch diesen Hoffnungsschimmer so beglückt, daß er sich zu kommen erbot, auch wenn er nur die Hälfte des Prager Gehaltes von 1300 Fl. C. M., ja im ersten Jahre selbst gar keins beziehen sollte. Den vereinten Bemühungen Seebeck's, des Bonner Freundes Frhrn. R. v. Liliencron, damaligen Meiningischen Cabinetsrathes, und des Erbprinzen von Meiningen gelang es, das Fehlende nothdürftig zu beschaffen. Schon mit ziemlich sicherer Aussicht auf Erlösung nahm S., um sich von einem Brustleiden zu erholen, für das

Wintersemester 1856 Urlaub, welchen er in der Heimath verbrachte. Den Dank für die hier wiederkehrende Gesundheit stattete er ab, indem er während dieses Winters aus Volkes Munde alles für Sprache, Sitte, Aberglauben u. s. w. des Ortes Charakteristische sammelte und eine wissenschaftliche Grammatik der Mundart schrieb. Diese Erholungsarbeit veröffentlichte er u. d. T. „Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande“ (Weimar 1858) und überwies den Ertrag seiner Vaterstadt als „Verschönerungsfond“ zur Erhaltung der Spaziergänge. Mit Ablauf des Urlaubs schlug auch die Befreiungsstunde. Am 29. März 1857 ward S. als ordentlicher Honorarprofessor für vergleichende Sprachkunde und deutsche Philologie mit 600 Thalern Gehalt nach Jena berufen. Jubelnd sandte er sein Entlassungsgesuch nach Wien. „Ich habe Manches in Oesterreich gelernt“, schreibt er um diese Zeit, „Gutes und Schlimmes, das Beste aber, was ich dort gelernt habe, ist die innige Werthschätzung meiner deutschen Heimath und des Glückes, evangelischer Eltern Kind zu sein“.

Im Mai trat er das neue Amt an und fand sofort eifrige Theilnahme bei den Studenten. Sein Vortrag war nicht schön, bisweilen stockend, aber durchweg klar und fesselnd, da jedes Wort volle Begeisterung für die Sache athmete und erweckte. „Wie mir's hier gefällt — nun darüber könnte am besten ein Vogel Auskunft geben, der aus einem Käfig und aus dumpfer Stube mit noch ungeschwächter Flugkraft in den grünen grünen Wald zu entwischen das Glück hatte. Das Gleichniß paßt: das Futter war dort besser, aber aber es fehlte nur sonst Alles, was zum Leben gehört. Und das Schönste ist, daß ich eben in der Heimath bin“ (26. Mai 1857). Die leidigen Sorgen um „das Futter“ ließen ihren Druck aber bald empfinden. Zunächst hoffte er sie durch Unterricht an den beiden Privaterziehungsanstalten Jenas zu beschwichtigen. Man bot ihm 10 Sgr. für die Stunde und dazu noch lästige Bedingungen. So war er allein auf litterarischen Erwerb angewiesen. „Ich muß schreiben, daß mir selbst ob der Polygraphie Angst wird, aber es muß sein“ (19. April 1860). „Es ist zu hart, jährlich mindestens 400 Thaler erschreiben zu müssen“ (2. Februar 1862). Von diesem Zwange ist er nicht wieder befreit. Unter dem Drucke der Noth hat er die Feder geführt, bis sie ihm der Tod aus der Hand nahm. Eine Anfrage von Würzburg im Februar 1859 brachte ihm eine Gehaltserhöhung von 200 Thalern und das Versprechen Seebeck's, daß er in die Facultät einrücken sollte, sobald eine der historisch-philologischen Stellen frei würde. Dies wurde aber durch die Abneigung der classischen Philologen gegen die Sprachwissenschaft, welche Seebeck nicht überwinden konnte oder wollte, vereitelt. Wie oft hat S. nachher beklagt, daß er sich durch diese Zusicherung hatte in Jena halten lassen. Im September 1862 kam ein Abgesandter der russischen Regierung mit dem Auftrage, ihn unter glänzenden Bedingungen, „à tout prix“, wie es in der Vollmacht hieß, für die in der Gründung begriffene Universität Warschau zu gewinnen. Obgleich ihm in Jena jede Verbesserung seiner Stelle und die Erfüllung des erwähnten Versprechens ausdrücklich verweigert wurde, konnte er sich nach den Prager Erfahrungen doch nicht entschließen, sein Glück noch einmal in der Fremde zu versuchen. Aus demselben Grunde lehnte er wenige Wochen später eine Berufung an die Petersburger Akademie und im August des folgenden Jahres eine nach Dorpat ab, ohne davon dem Jenaer Curatorium Anzeige zu machen. Daß er, der anerkannt erste und vielseitigste Vertreter der Sprachwissenschaft seiner Zeit, welchem das Ausland die glänzendsten Stellungen anbot, in Deutschland nicht einmal das Ordinariat an einer der kleinsten Universitäten zu erreichen vermochte, verbitterte ihn tief.

Mit dem Umzuge von Prag nach Jena verschob sich zum zweiten Male der Schwerpunkt seiner Thätigkeit. Slavisch und Litauisch traten nun in den Hinter-

grund, die germanischen Sprachen, schon durch die amtliche Verpflichtung, sie zu lehren, in den Mittelpunkt der Studien. Außerdem trieb er zunächst Keltisch und orientirte sich über alle nichtindogermanischen Sprachen, für welche er grammatische Hülfsmittel erlangen konnte. Nicht nur der Gegenstand seiner Studien hat gewechselt, auch die Art derselben. Nach Abschluß der rein empirischen litauischen Arbeiten bricht jetzt der tief in ihm wohnende theoretische Drang wieder hervor. „Die sprachliche Naturgeschichte und Urgeschichte" hatte er in einer Eingabe an das Meininger Ministerium vom 4. October 1856 als „das Feld, welchem er eigentlich sein Leben gewidmet habe", bezeichnet. In sie münden die Hauptwerke der nächsten Jahre aus. „Hier in Jena bin ich so aufgethaut, daß ich mich mit wahrhaft juveniler Frechheit an die schwierigsten Dinge mache und auch vor allem früher versäumtes nachzulernen mich bestrebe", schreibt er im März 1858. Rasch nach einander erschienen: „Zur Morphologie der Sprache" (Mém. de l'Acad. de St. Pétersb. VII. Série, Tome I, Nr. 7, 1859), ein Versuch, die Verschiedenheit des Sprachbaues in Formeln auszudrücken; „Die deutsche Sprache" (Stuttgart 1860, 5. Aufl. 1888), ein populär gehaltener Abriß der mittel- und neuhochdeutschen Grammatik mit allgemein sprachwissenschaftlicher Einleitung; „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" (Weimar I 1861, II 1862, 4. Aufl. 1876); „Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form" (Abh. der sächs. Ges. d. Wissensch. phil.-hist. Cl., Bd. IV, Nr. V, 1865), der Nachweis, daß keine außerindogermanische Sprache beide Redetheile mit gleicher Schärfe scheidet, wie die indogermanische Ursprache; „Indogermanische Chrestomathie, Schriftproben und Lesestücke mit erklärenden Glossaren zu A. Schleicher's Compendium, bearbeitet von H. Ebel, A. Leskien, Johannes Schmidt und A. Schleicher" (Weimar 1869). Sein bedeutendstes Werk ist das mit unübertroffener Klarheit und Schärfe geschriebene Compendium, nicht sowol durch die vielen neuen Ergebnisse, welche es im einzelnen, namentlich für das Litauische und Slavische, brachte, als durch die ganze Art der Behandlung auch da, wo es sachlich Bekanntes gab. „Ich denke, wir brauchen ein solches Buch", schreibt S. am 28. Januar 1860. „Verwilderung bricht so von allen Enden herein, Zucht und Methode werfen die Jüngeren wieder ab, die Philologen höhnen und spotten noch immer — es ist nöthig, daß wir einmal Bilanz machen und in systematisch-kurzer Uebersicht mit zwingender Anschaulichkeit die Resultate und Ergebnisse reinlich darlegen. Ob ich freilich der Kerl dazu bin, fragt sich sehr, indeß will ich's wagen". Und das Wagniß gelang völlig. Von diesem Buche datirt eine neue Epoche der vergleichenden Sprachforschung, die streng geschichtliche. Bisher hatte man sich meist begnügt, die in verschiedenen Sprachen einander entsprechenden Worte und grammatischen Formen zusammen zu stellen und etymologisch zu deuten. Die Thatsache der Entsprechung und die Möglichkeit der Deutung waren die Hauptsache, hinter welcher die Entstehung der Verschiedenheit zurücktrat. S. setzte, indem er letztere mehr ins Auge faßte, die Entsprechungen in historischen Proceß um, reconstruirte als erster die Ursprache und leitete aus ihr durch mehrere ebenfalls erschlossene Mittelstufen die Einzelsprachen her. Daß diese Reconstructionen später vielfache Berichtigungen erfahren haben, liegt in der Natur der Sache und vermindert ihren Werth nicht. Das Entscheidende war eben ihr erster Versuch. Sein Compendium setzte zum ersten Male die historische Sprachforschung in vorhistorische Zeit bis zur Ursprache fort. Es entwarf ferner die erste vergleichende Lautlehre der indogermanischen Sprachen, für deren streng ermittelte Gesetze S. ausnahmslose Geltung beanspruchte. So scharf und zwingend war diese Forderung noch von Niemand ausgesprochen (s. Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung XXVIII, 303 ff.). Daneben erkannte er als starke, die Lautgesetze von jeher

störende Kraft des Sprachlebens die gegenseitige Einwirkung der Formen, die falsche Analogie, an (dtsche Spr.[1] 60). Von ihm persönlich angeregt erschien die erste ausschließlich auf Wirkungen der Analogie gerichtete Untersuchung, die von Baudouin de Courtenay (Kuhn u. Schl. Beitr. VI, 19—88). Jede einzelne Sprache ward streng nach ihren eigenthümlichen Gesetzen erklärt, kein Lautgesetz mehr unbesehens aus einer in die andere übertragen. Mit glänzendem Organisationstalente brachte er, überall das Wesentliche scharf und klar hervorhebend, den kritisch gesichteten Besitzstand der Wissenschaft in ein System, entwarf zum ersten Male eine alte Geschichte der indogermanischen Sprachen. Und wie zahllose Berichtigungen im einzelnen dies System auch seitdem erfahren hat, sind doch seine Grundsätze und Methode bis auf den heutigen Tag wesentlich unverändert in Geltung. Den Nachfolgenden ohne Ausnahme hat seine Forschungsweise, deren Genauigkeit nur wenige Zeitgenossen erreichten, als Vorbild gedient. Nur bei der Reconstruction der Ursprache zahlte auch er seinen Tribut als Enkel, indem ihm die aus jungen Jahren beibehaltene Hegelsche Theorie und das von Bopp ererbte, alle Zeitgenossen beseelende Streben, jede grammatische Form etymologisch zu deuten, den sonst so klaren Blick trübten und ihn mit seiner eigenen fort und fort verschärften Methode in Zwiespalt brachten. Z. B. aus skr. bháratē, φέρεται, got. bairada ergab sich als methodisch zu construirende ursprachliche Grundlage nur bháratai. Sich hierbei zu beruhigen, hinderte ihn aber sein seit 1848 oft wiederholter Satz, Sprachbildung und Geschichte seien sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes. Ursprache in dessen Sinne war eine vom Lautverfalle noch gar nicht berührte Sprache, wie sie § 3 und § 115 des Compendiums proclamiren, indem sie der Ursprache jedes Lautgesetz absprechen. In dieser sollte wie in den agglutinirenden Sprachen jede „Beziehung" der Wurzel durch ein eigenes Element ausgedrückt sein. Bei bháratai ist dies aber nicht der Fall, -tai enthält zugleich die Beziehungen des Mediums und der dritten Person. Nimmt man aber mit A. Kuhn ein älteres bhara-ta-ti an, so sind in diesem beide gesondert und beide deutbar: tragen sich (Acc. oder Dat.) er = er trägt sich oder für sich. So kam S. dahin, vor dem allein methodisch erschlossenen urspr. bháratai noch ein älteres lediglich der ererbten Theorie der Sprachbildung entwachsenes, direct nicht erweisliches urspr. bharatati anzusetzen und ähnlich in sehr vielen anderen Fällen über das methodisch erreichbare hinauszugreifen. Der augenfällige Widerspruch zwischen der Verneinung ursprachlicher Lautgesetze, d. h. Lautveränderungen, und der Annahme eines solche voraussetzenden Wandels von urspr. bharatati in jüngeres ursprachliches bháratai mußte sehr bald dahin führen, Schleicher's Methode bis ans Ende der Reconstruction unentwegt zu handhaben, d. h. bei bháratai als letzterreichbarer Form stehen zu bleiben, gleichgiltig, ob diese für's erste deutbar war oder nicht. Und mit dieser durch sie selbst gegebenen Verschärfung gilt Schleicher's Methode noch heute allgemein. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so würde er, der sich ein immer strengerer Richter wurde, die Besserung gewiß selbst vollzogen haben.

Vielfachen Widerspruch erregten seine Ansichten vom Wesen und Leben der Sprachen, wie sie am ausführlichsten in der Einleitung zur „deutschen Sprache" sowie den beiden Schriftchen „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft" (Weimar 1863) und „Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen" (Weimar 1865) dargelegt sind. Weil er auf sie den höchsten Werth legte, wie die oftmalige Wiederholung zeigt, und weil der dagegen erhobene Widerspruch meist auf Mißverständniß beruht, müssen sie hier mit seinen eigenen Worten aufgeführt werden. „Sprache ist lautes Denken, Denken lautloses Sprechen" (dtsche. Spr. 5). „Die Sprache ist das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des

Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln u. s. w." (Bed. d. Spr. 8). „Was bei der Sonne das Licht ist, das ist bei der Sprache der hörbare Laut; wie dort die Beschaffenheit des Lichtes von einer materiellen Grundlage desselben zeugt, so hier die Beschaffenheit des Lautes. Die der Sprache zu Grunde liegenden materiellen Verhältnisse und die hörbare Wirkung dieser Verhältnisse verhalten sich zu einander wie Ursache und Wirkung, wie Wesen und Erscheinung überhaupt; der Philosoph [d. h. Hegel] würde sagen: sie sind identisch. Wir halten uns daher für berechtigt, die Sprachen geradezu als etwas materiell Existierendes zu betrachten, wenn wir dies auch nicht mit Händen greifen und nicht mit dem Auge sehen, sondern fast nur durch das Ohr wahrnehmen können. Den mir mehrfach gemachten Einwurf, daß ich irrthümlicher Weise die Sprachorganismen als wirkliche Existenzen behandle, während sie ja nur die Folge von Thätigkeiten der Organe, keineswegs aber materielle Wirklichkeiten seien, glaube ich durch die eben angestellte Betrachtung widerlegt zu haben" (Bed. d. Spr. 10). Nach dieser authentischen Interpretation sollte man meinen, wäre kein Mißverständniß des folgenden mehr möglich. „Die Sprachen sind Naturorganismen, die ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstunden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben. Auch ihnen ist jene Reihe von Erscheinungen eigen, welche man unter dem Namen „Leben" zu verstehen pflegt" (Darw. Theor. 6). Wie wenig S. daran dachte, die Sprache vom Menschen zu trennen, sie anders denn als eine Function desselben aufzufassen, lehrt weiter seine mehrmals ausgesprochene Meinung, daß die Sprache das einzig charakteristische Merkmal sei, welches den Menschen vom Thiere und die verschiedenen Species des Menschen von einander scheide. „Nach unserer Ansicht ist also für den Menschen die äußerlich wahrnehmbare Bildung des Hirn- und Gesichtsschädels und des Körpers überhaupt weniger wesentlich, als jene nicht minder materielle aber unendlich feinere körperliche Beschaffenheit, deren Symptom die Sprache ist. Das natürliche System der Sprachen ist nach meinem Dafürhalten zugleich das natürliche System der Menschheit. Mit der Sprache hängt aber auf's Genaueste zusammen die ganze höhere Lebensthätigkeit des Menschen, so daß diese zugleich in und mit der Sprache die ihr gebührende Berücksichtigung erfährt" (Bed. d. Spr. 17 f., vgl. Darw. Theor. 5). So kommt S. zu der Consequenz, daß die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften gehört. Sie ist, wenn man überhaupt alle Wissenschaften in zwei Gruppen scheidet, ebenso berechtigt wie die Einreihung der Sprachwissenschaft unter die historischen Wissenschaften. Allerdings wird der Sprachwissenschaft das Beobachtungsmaterial nur zum allergeringsten Theile unmittelbar von der Natur gegeben. Die Veränderungen, welche Laut, Form, Bedeutung oder Anwendung der Worte erlitten haben, lassen sich allein durch Vergleichung mit älteren nur historisch überlieferten Sprachzuständen ermitteln. Sie arbeitet also fast ganz mit historisch überliefertem Materiale, welches durch die Philologie, eine rein historische Wissenschaft, gesichtet werden muß. Wer nun die höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft in die Sammlung kritisch gesicherten, historisch geordneten Materials setzt, der wird ihr natürlich den Charakter einer rein historischen Wissenschaft zusprechen. Wer dagegen diese Aufgabe erst dann für gelöst hält, wenn die Spracherscheinungen, welche, vom Stile des Einzelnen abgesehen, wie die Naturerscheinungen ohne Bewußtsein der Sprechenden hervortreten und der Einwirkung des menschlichen Willens völlig unzugänglich sind, auf die physiologischen und psychologischen Gesetze, deren Wirkung sie sind, zurückgeführt werden, wie es S. that, indem er „die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte von der Physiologie der Sprachorgane erwartete" (dtsche. Spr.[1] 49), der muß sie auch als eine Naturwissenschaft anerkennen. Sie ist eine mit historischem Materiale ar-

beitende Naturwissenschaft. Wer ihren höchsten Anforderungen genügen will, muß also zugleich Philolog und Anthropolog sein. Gerade die Sprachwissenschaft zeigt, daß sich Natur- und Geisteswissenschaften oder historische Wissenschaften gar nicht scharf scheiden lassen. Und wenn S. ihr nur naturwissenschaftliche Methode zuschreibt, so hätte man sich darüber nicht unnöthig ereifern sollen, denn er definirt diese als „bestehend in genauer Beobachtung des Objectes und in Schlüssen, welche auf die Beobachtung gebaut sind“ (Comp.[2] 1, Darw. Th. 6), was für jede strenge Wissenschaft gilt. Daß er den naturwissenschaftlichen Charakter der Sprachwissenschaft und ihren Unterschied von der Philologie so stark betonte, während er doch praktisch auch ihrer philologischen Seite streng gerecht zu werden strebte, geschah im bewußten Gegensatze zu einseitig philologischen Willkürlichkeiten, welche er so a limine abweisen wollte.

Den litauischen und slavischen Studien wurde er durch die Petersburger Akademie, deren correspondirendes Mitglied er seit 1858 war, wieder zugeführt. Seine dortigen Freunde, Böhtlingk, Kunik, Schiefner, hatten, da er die Berufung nach Petersburg ablehnte, einen anderen Weg gefunden, ihn materiell zu unterstützen. Wesentlich auf ihre Veranlassung verlieh ihm die Akademie ein Jahrgehalt von 400 Rubeln Silber auf fünf Jahre mit der Verpflichtung, dafür zu schreiben 1) eine vergleichende Grammatik der hauptsächlichsten slavischen Dialekte mit Reconstruction der slavischen Ursprache, 2) eine vergleichende Grammatik des Litauischen, Preußischen, Lettischen mit Reconstruction der baltischen Ursprache, 3) eine Grammatik der slavolettischen Grundsprache. Ehe er an die Lösung der Hauptaufgaben ging, gab er im Einverständnisse mit der Akademie die einzigen litauischen Kunstdichtungen heraus: „Christian Donaleitis litauische Dichtungen, erste vollständige Ausgabe mit Glossar“ (St. Petersburg 1865). Dann stürzte er sich ganz ins Slavische, und wie er mit Recht den höchsten Werth darauf legte, eine Sprache, deren frühere Gestalt man erklären wollte, in ihren hauptsächlichen lebenden Erscheinungsformen praktisch zu beherrschen, so eignete er sich nun zum Čechischen und Litauischen auch noch das Russische durch Verkehr mit russischen Studenten bis zu dem Grade an, daß er es schriftlich und mündlich handhaben konnte. Um der Akademie zu zeigen, daß er am Werke sei, veröffentlichte er in deren russischen Denkschriften den kurzen Abriß des vorhistorischen Lebens des nordöstlichen Zweiges der indogermanischen Sprachen (Beilage 2 zum 8. Bde. der Zapiski 1865), die Themen der Zahlwörter im Litu-slavischen und Deutschen (Beilage 2 zum 10. Bde. der Zapiski 1866), die Declination der u-Stämme in den slavischen Sprachen (Beilage zum 11. Bde. der Zapiski 1867), alle russisch geschrieben. Ehe das Hauptwerk unternommen werden konnte, erheischte noch das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgestorbene Polabische, die Sprache der Elbslaven im Lüneburger Wendlande, wegen gewisser Lauteigenthümlichkeiten eine sorgfältige Darstellung. Dies war eine Arbeit, wie sie Schleicher's Spürsinne so recht zusagte und der Wenige außer ihm gewachsen waren. Es galt den Worten und Sätzen, welche deutsche, der Sprache nicht mächtige Aufzeichner nach mangelhaftem Gehöre aus Volkesmunde niedergeschrieben haben, ihre wahre Gestalt zurückzugeben. S. hat wiederholt die polabische Grammatik sein bestes Werk genannt. Tag und Nacht saß er über ihr, um möglichst bald die Hände für das Hauptwerk frei zu bekommen. Als die Reinschrift des Manuscriptes bis auf wenige Seiten vollendet war, brach er zusammen. Eine Lungenentzündung, wie er sie schon früher gehabt, befiel ihn. Diesmal war sein Körper durch übermäßige Arbeit so geschwächt, daß er ihr nach wenigen Tagen am 6. December 1868 erlag. Das Hauptwerk, die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen, seit 18 Jahren geplant (Sprachen Europas, 191 Anm.), das Dichten und Trachten seiner letzten Lebenszeit, blieb unvollendet, nur ein Theil davon war als

Collegienheft aufgezeichnet. Ein herbes Schicksal ließ ihn hier so wenig wie in seiner äußeren Stellung das ersehnte Ziel erreichen. Die postume Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache (St. Petersburg 1871) blieb sein letztes Werk.

Nächst Bopp, dem Begründer, hat Niemand der Sprachwissenschaft die Spuren seiner Persönlichkeit so tief eingedrückt, wie S. Seine große zwei Jahrzehnte rastlos mit erstaunlicher Fruchtbarkeit schaffende Kraft entsprang „einer Natur von Leder und Schmiedeeisen", wie er sich selbst bezeichnete, und einem unbeugsamen Willen. Wenige Stunden Schlafes, oft nur drei, genügten ihm, und einige Uebungen an Barren oder Reck, welche neben seinem Arbeitszimmer angebracht waren, stellten die nachlassende Spannkraft wieder her. Zur Erholung betrieb er andere weit abliegende Dinge mit demselben Eifer und derselben Anstrengung, wie seine Berufswissenschaft: in Bonn Phrenologie und Musik, in Prag Medicin, in Jena Gärtnerei und mikroskopische Botanik. Seit er im Mai 1858 ein Häuschen, dasselbe, in welchem einst Johann Heinrich Voß gewohnt, mit Garten erworben hatte, warf er, von jeher ein Blumenfreund und Kenner der Botanik, sich auf wissenschaftliche Gärtnerei. Die erste Honorarrate für das Compendium ward zur Erbauung eines Gewächshauses verwendet. Und wie oft ist er dann in tiefer eisiger Winternacht von der Arbeit dorthin geeilt, um nachzuheizen oder die Fenster zu decken. Von großer Vollständigkeit waren namentlich seine Helleborus-, Cactus- und Farnsammlungen. Er stand in Austausch mit den botanischen Gärten von Berlin, Leipzig, Würzburg, Innsbruck und mehreren angesehenen Gärtnern. Die nicht unbedeutenden Kosten dieser Liebhaberei deckte er durch die Zucht von Riesenastern auf auswärts gepachtetem Lande, welche er zu solcher Vollkommenheit brachte, daß eine Erfurter Samenhandlung ihm jährlich seine ganze Ernte abnahm. Diese wissenschaftliche Gärtnerei führte ihn endlich ans Mikroskop. Durch Pringsheim und dessen Assistenten angeleitet, verbrachte er in seinen letzten Jahren oft die ganzen Tage mit pflanzenphysiologischen Untersuchungen und kam erst mit Sonnenuntergang an die slavischen Studien, welche dann bis gegen Sonnenaufgang fortgesetzt wurden. Wären ihm noch einige Lebensjahre beschieden gewesen, so würde er sich zweifellos auch auf botanischem Gebiete als Schriftsteller versucht haben, wie er es seit 1862 auf dem des Gartenbaues that. [In Stöckhardt's Zeitschr. f. dtsche. Landwirthe XIII, 1862 (Ziehkarst, Yams und Anzeigen, unterzeichnet 1. 18, ebenso in den folgenden Jahren), XV, 1 (die Darwinsche Theorie und die Thier- und Pflanzenzucht). In der deutschen Gartenzeitung 1863 sind die Berichte über den Jenaischen Gartenbauverein von ihm verfaßt, ferner „über Kittfalzthüren bei Kanalheizung", 1864 Nr. 5 und 7.]

In Bonn hatte er sich dem großen Strome der Geselligkeit willig hingegeben, durch sprudelnden Geist und Liebenswürdigkeit alle Welt bezaubernd. In Jena lebte er, verbittert durch die fortwährende Zurücksetzung, ganz eingezogen. Fast nur die von ihm geleiteten Uebungen des Männerturnvereins und Sitzungen des Gartenbauvereins brachten ihn unter Menschen. Das innige Zusammenleben mit seiner Frau und den Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, füllte sein Gemüth völlig aus. Für seine Schüler ließ er sich keine Mühe verdrießen, opferte ganze Nachmittage und Abende einem einzigen, wenn er nachhaltigen Eifer bei ihm erkannt hatte. Wem der schlichte, schwer zugängliche, nach außen bisweilen rauh und schroff auftretende, im Freundeskreise aber joviale Mann sich einmal erschlossen hatte, an dem hielt er fest, für den war ihm kein Opfer zu groß. Er war der treueste Freund, der pflichteifrigste Lehrer, seinen Schülern ein väterlicher Berather und Helfer in der Noth, lauter und selbstlos vom Wirbel bis zur Zehe.

Nekrologe: Augsburger Allg. Zeitung, Beilage 349, 14. December 1868, S. 5323 f. (G. Curtius); Weser-Zeitung, 23. und 24. Decbr. 1868 (Const. Bulle); Revue de l'instruction publique, Paris 31. Decbr. 1868, p. 651 (M. Bréal); Světozor, Prag 11. Januar 1869, S. 31 (mit Bildniß); Zeitschrift f. vgl. Sprachf. XVIII, 315 = Beitr. z. vgl. Sprachf. VI, 251 (J. Schmidt); Unsere Zeit 1869, S. 388; Rad jugoslavenske akademije VI, Agram 1869 (V. Jagić); Revue de linguistique III, 261 (mit Bildniß; A. Hovelacque); Illustrirte Zeitung 1869, Nr. 1337; Sonntagsblatt von Fr. Duncker 1869, Nr. 23. — Hermann Schäffer, Erinnerungsblätter der mathemat. Gesellschaft zu Jena, 4. Sammlung, S. 36, Jena 1870. — Biographie: Sal. Lefmann, Aug. Schleicher, Leipzig 1870 (nicht überall zuverlässig; angezeigt von Spiegel, Heidelberger Jahrb. der Litteratur 1871, Nr. 8). Johannes Schmidt.

Schleicher: Franz Karl S. wurde als Sohn eines Forstschreibers in Rinteln am 5. Februar 1756 geboren. Der Vater starb, als S. erst 6 Jahre alt war. Einen regelmäßigen Schulunterricht genoß S. nicht, sondern erwarb sich durch private Unterweisung die nothwendigsten Kenntnisse, welche ihn befähigen sollten, an der damals noch zu Rinteln bestehenden Universität zu studiren. Die Fächer, zu deren Studium ihn die Rathschläge seiner Mutter und von Freunden veranlaßten, erst die Theologie, dann die Jurisprudenz, sagten ihm so wenig zu, daß ihm bereits nach einem Jahre gestattet werden mußte, sich nach Cassel zu begeben, um sich dort unter der Leitung von Matsko mit den ihn besonders anziehenden mathematischen Wissenschaften zu beschäftigen. Seine beschränkten Mittel zwangen S., nach einem Jahre in seine Vaterstadt zurückzukehren. Hier begann er sogleich eine schriftstellerische Thätigkeit, schrieb eine Einleitung in die Hydrostatik (Lemgo 1777) und lieferte Beiträge zu der in Lemgo herauskommenden auserlesenen Bibliothek der deutschen Litteratur. 1776 wurde er in Preußen als Feldmesser, 1777 als Lehrer der mathematischen Kriegswissenschaften beim preußischen Füsilierregiment in Minden angestellt. In dieser Stellung schrieb er eine Arithmetik und Geometrie für Officiere. 1780 wurde er Lehrer der Kriegswissenschaften am Kadettencorps in Cassel, 1788 mit dem Charakter eines Hauptmannes, Lehrer der Kriegswissenschaften in Marburg und bald darauf Mitglied des daselbst errichteten staatswirthschaftlichen Institutes. S. verfaßte eine größere Anzahl von Schriften über Gegenstände der reinen und angewandten Mathematik und der Kriegswissenschaften. Die bedeutendsten sind: ein „Handbuch der Artillerie", Marburg 1799; „Bearbeitung von Kratzenstein's praktischer Anweisung, alle in der praktischen Geometrie, Artillerie, Kriegs- und bürgerlichen Baukunst vorkommenden Risse richtig und schön zu entwerfen u. s. w.", Nürnberg 1799; Umarbeitung von Belidor's Handwörterbuch der Kriegswissenschaften, Nürnberg 1801—4. S. starb am 23. Januar 1815 in Cassel.

Poggendorff, biogr.-litter. Handwörterbuch II, 803, woselbst die Schriften von S. nicht vollständig angegeben sind, was aber ergänzt wird durch eine kurze Selbstbiographie Schleicher's in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte XIII, 6.

K.

Schleiden: Karl Heinrich S., theologischer Schriftsteller und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Hamburg am 8. October 1809 als der zweite Sohn des 1853 verstorbenen Arztes und Physicus Dr. Andreas Benedictus S. geboren: sein älterer Bruder war der Botaniker Mathias Jacob S. (s. Art.) Nachdem er das Johanneum und das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, studirte er in Jena, Göttingen und Berlin Theologie und Philosophie; von nachhaltigem Einflusse auf ihn wurden Schleiermacher, Hase und vor-

nehmlich Fries. Nachdem er in Jena zum Dr. phil. promovirt war, kehrte er 1834 nach Hamburg zurück, legte hier am 21. November desselben Jahres die Candidatenprüfung ab und verbrachte die nächsten Jahre nach Art Hamburgischer Candidaten mit Unterrichten und gelegentlichem Predigen. Im J. 1839 wurde er in einen lebhaften theologischen Streit dadurch verwickelt, daß er zwei pseudonym erschienene Schriften von „Philalethes“ „Schreiben eines Laien an einen jungen Theologie Studirenden“ und „Die Schlange im Hause des Herrn“ von seinem rationalistischen Standpunkte aus mit großer Schärfe kritisirte und dadurch lebhafte Angriffe gegen sich selbst hervorrief. Die Einmischung des bekannten Fr. v. Florencourt durch die Flugschrift „Philalethes“ verschärfte die Tonart; S. antwortete: „Zur Erwiderung auf die Beschuldigungen des Herrn Fr. v. Florencourt“ 1839; eine Reihe von polemischen Schriften von den verschiedensten Seiten folgte. Das Erscheinen einer weitern Schrift Schleiden's „Die protestantische Kirche und die symbolischen Bücher, zunächst in Beziehung auf Hamburg“ 1840 veranlaßte einen Antrag an das geistliche Ministerium auf Ausschließung Schleiden's von den Hamburgischen Kanzeln. Zwar lehnte das Ministerium diesen Antrag ab, doch wurde S. und seinem Gesinnungsgenossen Grapengiesser die Verpflichtung auferlegt, nur „der Bibel und dem Hamburgischen Katechismus gemäß“ zu lehren. S. hat seitdem die Kanzel nicht mehr betreten, wenn er sich auch bis 1851 als Candidat des Ministeriums in den Listen führen ließ; er wandte sich vielmehr ganz dem Schulfache zu und gründete Ostern 1842 eine Privatschule für Knaben höherer Stände, welche bald zu Blüthe und Ansehen gedieh. Von lebhaftem Interesse für die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens seiner Vaterstadt erfüllt, ist er litterarisch und politisch thätig gewesen, ohne jedoch bei seiner „leicht bestimmbaren“ Natur einen maßgebenden Einfluß nach irgend einer Seite zu gewinnen. Von seinen Schriften ist die werthvollste der 1843 erschienene „Versuch einer Geschichte des großen Brandes in Hamburg“. Im J. 1872 gab er die Leitung seiner Schule auf; er betheiligte sich fortdauernd lebhaft namentlich an den Bestrebungen des Protestanten-Vereins („Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches“ 1873) und war, nachdem er zur reformirten Kirche übergetreten war, in den letzten Jahren seines Lebens u. a. im Vorstande der reformirten Realschule eifrig thätig. Er starb in Hamburg am 4. Januar 1890.

Nekrologe in den Hamb. Tagesblättern, bes. Hamb. Nachrichten Nr. 6 und Hamb. Correspondent Nr. 14 von 1890. — Spörri und Cropp, Zur Erinnerung an H. Schleiden. 1890. — Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 551 bis 553. — Ueber den Streit der Jahre 1839 und 1840 belehrt am besten der vom Rauhen Hause damals herausgegebene „Bergedorfer Bote“ dieser Jahre.

R. Hoche.

Schleiden: Matthias Jacob S., Botaniker, geboren in Hamburg am 5. April 1804, † zu Frankfurt a. M. am 23. Juni 1881, ein Sohn des aus Schleswig-Holstein gebürtigen angesehenen hamburgischen Arztes und Physicus Dr. Andr. Benedict S. Auf dem Johanneum und akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte er die Rechtswissenschaft in Heidelberg und erwarb daselbst 1826 den juristischen Doctorgrad. Im folgenden Jahre nach Hamburg heimgekehrt und hier Bürger und Advocat geworden, war vielleicht der geringe Erfolg seiner Praxis einer der Gründe seiner wachsenden Gemüthsverstimmung, welche sich zu entschiedener Abneigung gegen seinen Beruf steigerte und in der Katastrophe gipfelte, die als Wendepunkt seines Lebens und seiner bürgerlichen Existenz betrachtet werden kann. Dies — nach seiner Eigenart nie-

mals von ihm verheimlichte Ereigniß — war ein Selbstmordversuch, den er im J. 1831 mittelst eines Schusses in den Kopf unternahm, von welcher schweren Verwundung er indessen geheilt wurde, worauf er die juristische Carrière für immer aufgab, Hamburg verließ, um in Göttingen und Berlin Medicin, vorzüglich aber Botanik zu studiren. 1839 in Jena Dr. phil. geworden und bald darauf als außerordentlicher Professor der Botanik daselbst angestellt, auch 1843 von Seiten der Universität Tübingen zum Dr. med. promovirt, wurde er 1846 zum Honorar- und 1850 zum ordentl. Professor der Botanik an der Universität Jena, mit dem Titel eines großherzoglich weimarschen Hofraths, ernannt; indessen fand er sich im J. 1862 bewogen, aus dieser geachteten Stellung zu scheiden, Jena zu verlassen, um in Dresden als Privatgelehrter zu leben. Jedoch folgte er schon 1863 einer Berufung nach Dorpat als Professor der Botanik mit dem Titel eines kaiserlich russischen Staatsraths. Aber schon im nächsten Jahre verließ er auch dies Amt, Dorpat und Rußland, wie es scheint infolge von Differenzen mit kirchlichen Kreisen, veranlaßt durch seinen „naturwissenschaftlichen Standpunkt“ in religiöser Hinsicht. Nach Dresden zurückgekehrt, hat er seitdem in verschiedenen Städten privatisirt, z. B. in Frankfurt a. M., in Darmstadt (1872), und in Wiesbaden (1876). Hier feierte er im genannten Jahre sein 50jähriges Jubiläum als Doctor der Rechte (obschon er seit 45 Jahren der Jurisprudenz untreu geworden war), welches Fest die Universität Heidelberg durch Erneuerung seines juristischen Doctordiploms verherrlichte. 1881 zog er abermals nach Frankfurt a. M., wo er bald darauf (am 23. Juni) im 78. Jahre seines bewegten unstäten Lebens starb.

Begonnen hat S. seine schriftstellerische Thätigkeit 1837 mit einigen anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen, unter denen besonders die „Entwicklungsgeschichte der Samenknospe vor der Befruchtung“, veröffentlicht im dritten Bande von Wiegmann's Archiv für Naturgesch. durch Inhalt und Darstellung werthvoll war. Bald darauf erschienen im Archiv f. Anatomie von Joh. Müller (1838) „Beiträge zur Phytogenesis“, die eine eigne Zellbildungslehre enthielten und 1839 erschien eine Abhandlung über die Bildung des Eichens und Entstehung des Embryos bei den Phanerogamen im 19. Bande der Abhandlungen der Leopoldina. Als selbständige Schrift endlich kam 1842 ein vorher in den Annalen der Petersburger Akademie veröffentlichter Aufsatz heraus: „Beiträge zur Anatomie der Cacteen“, der sowohl wegen der speciellen Pflanzengruppe, die er behandelte, als auch wegen der allgemeinen Hinweisungen auf den Bau und die Entwicklung der dicotylen Gewächse von großem Interesse war und sich durch die Beigabe von zehn vom Verfasser vortrefflich gezeichneten Tafeln auszeichnete. Geradezu epochemachend aber für die Entwicklung der botanischen Wissenschaft wirkte das Erscheinen von Schleiden's Lehrbuch „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“. Die erste Auflage desselben erschien in zwei Theilen. Der erste 1842, umfassend eine methodologische Einleitung, die vegetabilische Stofflehre und die Lehre von der Pflanzenzelle; der zweite 1843, Morphologie und Organologie enthaltend. Trotz vieler in jene Zeit fallenden Arbeiten von hohem Werthe war der Zustand der botanischen Litteratur dennoch insofern ein wenig ersprießlicher, als es an einem Werke gebrach, das die damals bekannten wissenschaftlichen Thatsachen im Zusammenhange, kritisch beleuchtet, zur Darstellung brachte. Die existirenden Lehrbücher, angefüllt mit einer weitschweifigen Nomenclatur, aber leer an eignen Gedanken, boten den Studirenden keine belehrenden und anregenden Hilfsmittel, auch lag der botanische Unterricht meist in den Händen von Systematikern, die einseitig die von ihnen gepflegte Richtung der Jugend übermittelten. Diesem Zustande machte Schleiden's Buch ein Ende. Zum ersten Male wurde auf das Ziel der Botanik, als einer in-

ductiven Wissenschaft hingewiesen, die sich nicht bloß damit zu begnügen habe, die Pflanzenformen als fertige Gebilde hinzunehmen, zu beschreiben und zu ordnen, sondern ihren Inhalt vielmehr finde im Studium der Entwicklungsgesetze pflanzlichen Lebens, kurz die Pflanzenwelt in ähnlichem Sinne zu behandeln habe, wie Physik und Chemie die anorganische Materie. Damit war in der That die Botanik als Naturwissenschaft im modernen Sinne hingestellt worden. Im Zusammenhange mit dieser Anschauung stellte denn auch S. in seinem Lehrbuche die Entwicklungsgeschichte in den Vordergrund. Die umfangreiche methodologische Einleitung läßt sich eingehend über das Wesen der inductiven Forschung im Gegensatz zur dogmatischen Philosophie aus. Wenn eine solche Einleitung in einem botanischen Lehrbuche auch sonderbar anmuthet, so war sie zu damaliger Zeit doch an ihrem Platz, zumal sie auch manche treffende Bemerkungen über den Zustand des botanischen Wissens, Rügen über vielfache Mängel der Untersuchungsmethoden, Andeutungen über noch auszuführende Untersuchungen und ähnliches enthält. Unter den speciellen Aufgaben botanischer Forschung betonte er die Embryologie und verlangte auch für die Metamorphosenlehre und selbst für die Systematik rein morphologische und entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkte. Seine Theorie der Blüthe und Frucht ist für ihre Zeit eine ausgezeichnete Leistung (S. und Vogel: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte bei den Leguminosen“ in Nova Acta Acad. Leop. 1839). Endlich brachten die „Grundzüge“ auch wirklich gute, auf sorgfältige Untersuchungen begründete Abbildungen. Daneben freilich durchweht das Buch ein Ton der rücksichtslosesten, die Grenzen einer sachlichen Kritik nur zu oft überschreitenden Polemik, die nicht verfehlen konnte, dem Verfasser viele Feinde zuzuziehen. Dadurch konnte trotzdem der allgemeine Umschwung, den das Buch hervorrief, nicht mehr aufgehalten werden und es ist gewiß bezeichnend, daß die Tübinger medicinische Facultät, in welcher der entscheidende Botaniker Schleiden's Gegner in vielen wissenschaftlichen Specialfragen war, auf Grund dieser Arbeit S. zum Ehrendoctor promovirte. In sehr verbesserter Auflage kamen die „Grundzüge“ 1845 und 1846 heraus, auch in dem Zusatze zum Titel „Die Botanik als inductive Wissenschaft behandelt“, andeutend, worauf es dem Verfasser besonders ankam. Die dritte, ebenfalls wieder verbesserte Auflage erschien 1849 u. 1850 und die vierte, nur ein unveränderter Abdruck der letzteren, 1861. Neben dieser reformirenden Thätigkeit, welche S. durch die Veröffentlichung dieses Buches ausübte, treten die Erfolge seiner eigenen Untersuchungen, hinsichtlich ihres bleibenden Einflusses auf die botanische Wissenschaft, erheblich zurück, obwohl die Zahl seiner Arbeiten recht beträchtlich ist (vgl. deren Aufzählung im Catalogue of scient. pap. Vol. V. 1871, p. 484 u. 485). Am fruchtbarsten an neuen Anschauungen sind seine oben erwähnten entwicklungsgeschichtlichen Aufsätze. In seinen „Beiträgen zur Phytogenesis“ entwickelte S. eine neue Theorie der Zellbildung, die sogenannte „freie Zellbildung“, welche er als das allgemeinste Bildungsgesetz des vegetabilischen Zellgewebes, wenigstens bei den Phanerogamen hinstellte, wonach die neuen Zellen aus den Kernkörperchen des schleimigen Inhalts der alten Zelle entständen. Trotz der fast um die nämliche Zeit publicirten grundlegenden Arbeiten von Unger, Mohl und Nägeli, welche diese Theorie, mindestens in ihrer Allgemeinheit als falsch nachwiesen, hielt S. noch lange fest daran und gab auch eine nochmalige Darstellung derselben in seinen 1844 erschienenen „Beiträgen zur Botanik“. Nicht minder Aufsehen erregend, aber ebenfalls bald widerlegt, wurde Schleiden's Lehre von den sexuellen Vorgängen bei den Phanerogamen, die er in seiner ersten entwicklungsgeschichtlichen Arbeit 1837 veröffentlichte. Darnach sollte der Embryo der neuen Pflanze im unteren angeschwollenen Ende des in den Embryosack der Samenknospe ein=

gedrungenen Pollenschlauchs selbst entstehen, nicht in der Samenknospe, welcher letzteren mithin nur die Rolle einer geeigneten Brutstätte der neuen Pflanze, nicht die eines erzeugenden mütterlichen Organes zufiele. In dem heftigen Kampfe der Meinungen, den jene Lehre in den vierziger Jahren entfachte, an dem die berufensten Botaniker, wie Amici, Mohl, Hofmeister, Tulasne u. a. als Gegner, Schacht (s. A. D. B. XXX, 482) als Mitkämpfer Schleiden's sich betheiligten, blieb letzterer, nicht selten unter den derbsten persönlichen Ausfällen, ein hartnäckiger Streiter, bis auch über seine Theorie, durch die überzeugende Macht der Thatsachen gedrängt, die Wissenschaft zur Tagesordnung überging. An dem in die gleiche Zeit fallenden Umschwung in der Lehre von der Physiologie der Gewächse, welche durch J. v. Liebig's epochemachendes Werk: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (1840) eingeleitet wurde, nahm S. ebenfalls hervorragenden Antheil. Zunächst war es auch hier wieder eine polemische Schrift: „Herr Dr. J. Liebig in Gießen und die Pflanzenphysiologie" 1842, durch welche S. die gegen die Pflanzenphysiologen damaliger Zeit gerichteten Vorwürfe des berühmten Chemikers zu entkräften suchte; später aber erschien eine eigne Darstellung seiner physiologischen Ansichten in der Schrift: „Die Physiologie der Pflanzen und Thiere und Theorie der Pflanzencultur" (1851), als dritter Band der von S. und Schmid herausgegebenen Encyklopädie der Naturwissenschaften. In dieselbe Kategorie gehört ein aus der zweiten Auflage seiner „Grundzüge" veranstalteter besonderer Abdruck: „Ueber Ernährung der Pflanzen und Saftbewegung in denselben" (1846), worin die bezüglichen Fragen den Landwirthen und gebildeten Laien zugänglich gemacht werden sollten. Eine Reihe populärer Schriften hat Schleiden's Namen auch in weitere Kreise getragen. Am bekanntesten unter diesen ist das Buch: „Die Pflanze und ihr Leben", von welchem sechs Auflagen in deutscher Sprache, die erste 1847, die letzte 1864, außerdem zwei englische, eine französische und eine holländische erschienen sind. Den Inhalt bildet eine Sammlung von, zuletzt 14, Vorträgen, welche sich auf botanische, aber auch auf nur lose mit der Pflanzenwelt zusammenhängende Fragen beziehen und in geistreicher Darstellungsform, ausgestattet mit sauberen Kupfertafeln und Holzschnitten, dem Laien eine genußreiche Lectüre bereiten, den Fachbotaniker freilich nöthigen, über manche Unrichtigkeiten hinwegzusehen. Eine andere Sammlung populärer Vorträge, auch mit Abbildungen versehen, erschien 1855 und in zweiter Auflage 1857 unter dem Titel „Studien". Seine wissenschaftlichen Einzelarbeiten aus Wiegmann's und Müller's Archiv, Poggendorff's Annalen, aus der Flora, Linnaea und Allg. Gartenzeitung gab S. gesammelt, in unverändertem Abdruck und nur von gelegentlichen Anmerkungen begleitet, als „Beiträge zur Botanik" in einem Bande mit neun Tafeln 1844 heraus, auch verfaßte er zum Gebrauch für seine Vorlesungen einen „Grundriß der Botanik" 1846, neu aufgelegt 1850, in welchem seine Theorien der Zellbildung und Fortpflanzung mit Hartnäckigkeit festgehalten sind. Eine englische Uebersetzung des Buches erschien 1849. Endlich widmete sich S. auch praktischen Fragen aus der Pharmakognosie in einem Aufsatze über die Sassaparille, aus dem Archiv für Pharmazie (Bd. 52, Heft 1) 1847 besonders abgedruckt, und schrieb ein „Handbuch der medizinisch-pharmazeutischen Botanik", dessen zwei Theile 1852 und 1857 herauskamen. Mit Karl Nägeli zusammen hatte S. in den Jahren des wissenschaftlichen Aufschwungs der Botanik eine „Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik" gegründet, welche die drei Jahrgänge 1844—46, fast ganz mit Nägeli's Arbeiten gefüllt, erlebte. S. nutzte seine lange Muße nach Aufgabe seiner Lehrthätigkeit zu allerlei Studien theils naturwissenschaftlicher, theils philosophischer und culturhistorischer Richtung aus und hinterlegte deren Resultate in zahlreichen Publicationen, in

denen er sich als den geistreichen und vielseitig gebildeten Mann erwies, den Alle, welche ihm näher gestanden, stets in ihm geschätzt hatten. Auch eine Gedichtsammlung veröffentlichte er 1853 unter dem Namen Ernst.

de Bary, Nachruf in Bot. Ztg. 1881. — Sachs, Geschichte der Botanik. — Pritzel, Thes. lit. bot. — Hamb. Schriftstellerlexicon VI, 555 ff.

E. Wunschmann.

Schleiermacher: Andreas August Ernst S., zweiter Sohn des folgenden, Orientalist und hervorragender Bibliothekar, geboren zu Darmstadt am 6. Febr. 1787, † zu Auerbach an der Bergstraße am 13. August 1858. Er studirte von 1803—1805 zu Gießen, Göttingen und Paris Theologie und orientalische Sprachen, wurde seit 1808 bei der Hofbibliothek und bei dem Museum zu Darmstadt beschäftigt und 1811 zum Bibliothekar und zweiten Museumsdirector befördert. Seine Wirksamkeit bei der durch die Büchersammlungen aufgehobener Klöster, sowie durch die Einverleibung der werthvollen Cabinetsbibliothek stark vergrößerten Hofbibliothek war eine ebenso mühsame wie erfolgreiche. Mit großer Einsicht leitete er die zweckmäßige Aufstellung der zusammengebrachten Büchermassen in den dafür überwiesenen Räumen des Residenzschlosses nach einem von ihm ausgearbeiteten System, das später von ihm veröffentlicht wurde und noch gehandhabt wird. Im J. 1821 wurde er zugleich zum Oberfinanzrath, und 1830, unter Enthebung von seinen bisherigen Aemtern, zum geheimen Cabinetssecretär Großherzog Ludwig's II. ernannt; er erlangte also dieselbe Stellung, welche sein Vater bisher unter Ludwig I. inne gehabt hatte, und bekleidete dieselbe, 1834 zum geheimen Rath ernannt, bis zum Tode Ludwig's II. (1848). Im J. 1844 war ihm auch die Direction des Museums übertragen worden, aus welcher er 1854 in den Ruhestand trat.

Von seinen Schriften seien hier genannt: „De l'influence de l'écriture sur le langage; mémoire qui, en 1828, a partagé le prix fondé par M. le comte de Volney; suivi des Grammaires barmane et malaie", Darmst. 1835, 8°; „Alphabet harmonique pour transcrire les langues asiatiques en lettres européennes; mémoire que l'Institut royal de France a couronné en 1827. Prospectus", Darmst. 1835, 8°; „Bibliographisches System der gesammten Wissenschaftskunde", 2 Theile, Braunschweig 1847, 8°.

Quellen: Acten im Darmstädter Archiv. — Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großh. Hessen II, 640. — Walther, Beiträge zur näheren Kenntniß der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt, S. 33. — Darmstädter Zeitung 1858, Nr. 223 S. 1111 u. Nr. 226 S. 1127.

Arthur Wyß.

Schleiermacher: Ernst Christian Friedrich Adam S., geboren am 18. Jan. 1755 zu Alsfeld in Oberhessen, † am 20. April 1844 zu Darmstadt. Schon als Knabe kam er nach Darmstadt, wohin sein Vater als Leibarzt der Landgräfin Karoline berufen worden war, und besuchte hier bis zum Jahre 1774 das von dem trefflichen Wenck geleitete Gymnasium, worauf er die Universität Gießen bezog, um die Rechte zu studiren. Hier schloß er vertraute Freundschaft mit Klinger. Neben seinem Fachstudium betrieb er fleißig das Zeichnen und die Naturwissenschaften. Zu letzteren fand er nach seiner Uebersiedlung nach Göttingen weitere Anregung bei seinem Landsmann Lichtenberg, der sich seiner auf das freundlichste annahm. Auch den neueren Sprachen und ihren Litteraturen wandte er sich dort mit Eifer und Erfolg zu. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er 1779 zum Cabinetssecretär des hessen-darmstädtischen Erbprinzen Ludwig ernannt. Wichtig wurde seine Stellung, als Ludwig die Regierung antrat (1790). Die gesammten Geschäfte des Cabinets lagen in seinen Händen, und der Umfang derselben war ein recht erheblicher. Neben manchen

Zweigen der Hofhaltung und des Bauwesens betrafen sie namentlich das Theater, die Bibliothek und das Museum, Anstalten, die damals unter thätigster Mitwirkung Schleiermacher's aus unscheinbaren Anfängen rasch zu großer Blüthe und Bedeutung gebracht wurden. Er war der erste Director des Gesammtmuseums, und was er für dasselbe geleistet hat, entlockte keinem Geringeren als Goethe Worte lebhafter Anerkennung. So ausgedehnt sein Interessenkreis auch war, so blieben doch die Naturwissenschaften, besonders die Osteologie, sein Lieblingsstudium, und seine Thätigkeit auf diesem Gebiete erwarb ihm die Achtung Cuvier's. Seine Geschäftsgewandtheit, sein Fleiß und seine Zuverlässigkeit wurden von seinem Fürsten nicht minder geschätzt, wie sein rechtlicher Sinn und allzeit hülfsbereites Wohlwollen von denen, die mit ihm zu thun hatten. An äußerer Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt, so wenig er sie auch erstrebte. Von dem ihm im J. 1821 ertheilten Titel und Gehalte eines geheimen Staatsraths wollte er keinen Gebrauch machen. Nach dem Tode Großherzog Ludwig's I., mit welchem er 51 Jahre verbunden gewesen war, legte er (1830) das Cabinetssecretariat nieder und behielt, bei diesem Anlaß zum wirklichen geheimen Rath und Commandeur des Ludwigsordens ernannt, nur die Direction der Museen bei. Ein tiefer Schmerz traf ihn noch durch den am 13. Februar 1844 erfolgten Tod seines talentvollen älteren Sohnes Ludwig, des Verfassers der Analytischen Optik (Darmstadt 1842), den er nicht lange überlebte.

Acten im Darmstädter Archiv. — Nekrolog von Karl Wagner in der Darmstädter Zeitung 1844, Nr. 123 S. 627 f.; mit geringen Aenderungen wieder abgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 22 (1844), I, S. 378—382 und in Künzel's Geschichte von Hessen, S. 298—301. — Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode, S. 33—35.

Arthur Wyß.

Schleiermacher: Daniel s. Schleyermacher.

Schleiermacher: Friedrich Daniel Ernst S. Eigenart und Erziehung ordneten in S. eine seltene Denkkraft und das Vermögen künstlerischen Auffassens und Gestaltens dem Willen unter, das seelische Innere menschlich befriedigend und darum auch religiös zu gestalten. Hierdurch ist er innerhalb der großen transscendental-philosophischen Bewegung Deutschlands als Theolog, Philosoph und Alterthumsforscher ein bedeutsames ursprünglich wirkendes Element geworden, dessen Einfluß heute in England, dem europäischen Norden und Amerika so gut als bei uns wirkt. Indem er die seinem Zeitalter zugänglichen religiösen Erfahrungen unter dem kritischen Gesichtspunkt der Transscendentalphilosophie auffaßte, analysirte und dogmatisch, ethisch, kirchlich-praktisch darstellte, wurde er der Reformator der Theologie des Protestantismus. Die nachfolgenden Formationen dieser Theologie haben die religiösen Erfahrungen vielseitiger und massiver erfaßt, sie haben den von Kant und S. eingenommenen kritischen Standpunkt in der Theologie entschiedener durchgebildet: aber sie vermochten nicht, diese seine ganze Position zu erschüttern.

Jugendjahre und erste Bildung (1768—1796). Friedrich Daniel Ernst S. stammte aus einer seit mehreren Generationen von starken religiösen Impulsen bewegten Familie. Er ist am 21. November 1768 in Breslau geboren. Sein Vater war reformirter Feldprediger in Schlesien. Auch die Mutter kam aus einer geistlichen Familie; sie war die jüngste Tochter eines Hofpredigers Stubenrauch, ihr Bruder Professor der Theologie in Halle, die ganze Familie mit den Spaldings und Sacks, der Aristokratie der reformirten Prediger, eng befreundet. Da seine Eltern nach Pleß, dann nach Anhalt kamen und ihn dauernd aus dem Hause geben mußten, brachten sie ihn im Frühjahr 1783 zu

den Herrnhutern nach Gnadenfrei, wo seine ganze Phantasie vom herrnhutischen Leben erfüllt wurde, und darauf, nach Vollzug der Aufnahme, in das herrnhutische Pädagogium zu Niesky. Von da wurde der Jüngling 1785 mit seinem nächsten Freunde, dem späteren Brüderbischof Albertini, auf das Seminarium der Brüderunität versetzt: eine Art Universität nach dem Zuschnitt der Bedürfnisse und Lebensansichten der Brüdergemeinde, mit strenger anstaltlicher Disciplin. Auf die inneren Erfahrungen der Sünde, der Gnade, der Herzensgemeinschaft mit Christus und den Gläubigen untereinander waren die Lebenszustände und Lebensordnungen gegründet, in welche er hier eintrat. Sie waren ein wenn auch verkümmertes Residuum der großen reformatorischen Bewegungen, wie sie zumal in den deutschen Secten des 16. Jahrhunderts und in den reformirten Kirchen die inneren Erfahrungen zur ausschließenden Geltung gebracht und eine diesen Erfahrungen entsprechende ernstliche Formation des Lebens angestrebt hatten. Man kann sagen, daß S. später diese Gedanken der reformirten Kirchen und der Secten mit den neuen Mitteln der Transscendentalphilosophie, in denkwürdiger Uebereinstimmung mit Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, fortgeführt hat. Zunächst machte sich damals aber den Freunden in Barby, Beyer, Okely, Albertini, denen von außen die Jenaer Litteraturzeitung und die von ihr vertretene Transscendentalphilosophie, sowie die Producte der schönen Litteratur zukamen, der Gegensatz zwischen der Enge ihrer Existenz und den weiten Gedanken und menschlich freien Lebensformen der Zeit fühlbar. Beyer, Okely und dann S. geriethen mit der Gemeinde und ihrer Anstalt in Conflict und schieden aus ihr aus. Schon im Sommer 1786, damals sechzehnjährig, faßte S. den Entschluß, aus der herrnhutischen Anstalt und Lebensgemeinschaft zu treten. Am Geburtstag seines Vaters, 21. Januar 1787, theilte er ihm mit, daß er den Glauben an die Gottheit Christi und dessen stellvertretenden Tod nicht mehr theile; er bat, ihn, wenn auch in größter pecuniärer Enge, zu Halle studiren zu lassen. Der Vater zürnte, aber gestattete, was schon infolge des Conflictes des Jünglings mit den Leitern des Seminars nicht mehr zu hindern war. Im Mai 1787 verließ S. Barby.

Er studirte nun vom Sommersemester 1787 ab in dem Barby benachbarten Halle Theologie. Noch lebte damals in Halle Semler (geb. 1725, † 1791), der Begründer der deutschen Bibelkritik; aber S. fand dessen echte Fortsetzer Michaelis und Eichhorn nicht in Halle und blieb dort den orientalischen und urchristlichen Forschungen fern; so mußte er leider später für seine kritischen Arbeiten des Fundamentes der orientalischen Sprachen und alttestamentlichen Studien entbehren. Und wenn er durch die streitbare Wolffische Schule des damaligen Halle, besonders durch Eberhard, in die große philosophische Debatte der Zeit über Kant's transscendentalen Idealismus eingeführt wurde, so gereichte dem Jüngling die durch die Halleschen Einflüsse bedingte polemische Stellung Kant gegenüber durchaus nicht zum Segen. Dagegen hat Eberhard die Continuität der Philosophie seit Plato und Aristoteles ihm zum Bewußtsein gebracht (Eberhard's allgemeine Geschichte der Philosophie, 1788). Aus den Einwirkungen Eberhard's entstand ihm auf der Universität der Plan und Beginn einer Uebersetzung der Nikomachischen Ethik, von welcher im Nachlaß sich noch die Uebersetzung des 8. und 9. Buches mit Anmerkungen aus dieser Studentenzeit finden (Mein Leben Schleiermacher's, Denkmale S. 3 f.), und nachdem er eben Halle verlassen, sandte er am 22. Juli 1789 Eberhard einen Aufsatz „über das Verhältniß der aristotelischen Theorie von den Pflichten zu der unsrigen“. So begründete sich, auch durch die Vorlesungen des jugendlichen Fr. A. Wolf mitbelebt, sein Verhältniß zur platonisch-aristotelischen Philosophie. Die reli-

giösen und gemüthlichen Probleme von Barby wurden durch die Freundschaft mit dem dortigen Genossen, dem Schweden Gustav v. Brinkmann, der ihm im Herbst 1785 nach Halle vorausgegangen war und der ihn nun dort in die geselligen Verhältnisse einführte, rege erhalten. An diesen sandte er am 16. September 1787 eine (verlorene) Arbeit über die Religion; gleichzeitig mit den aristotelischen Studien entstanden Briefe über die Schwärmerei und den Skepticismus, die erhalten sind (a. a. O. S. 4). Und in Halle entstand die 50 Octavseiten umfassende abgeschlossene Abhandlung über das höchste Gut (a. a. O. S. 6 ff.). In dieser wird schon, wie später in der Kritik der Sittenlehre, das höchste Gut als der Inbegriff dessen, was durch die ethische Idee hervorgebracht werden kann, erkannt, das Glück in dieses sittliche Thun selbst verlegt und Kant's Schluß vermittelst des Glückseligkeitstriebes auf eine transscendente Weltordnung abgewiesen. Diese Schrift war für philosophische Rhapsodien bestimmt. Andere mehr populär-philosophische Entwürfe waren in Arbeit (S. 5 f.). So verließ S. im Frühjahr 1789 Halle in einer vollen schriftstellerischen Thätigkeit, welche die drei großen Themata seiner Lebensarbeit umfaßte.

Vom 26. Mai 1789 bis April 1790 war er nun bei seinem Oheim, dem trefflichen, aufgeklärten Prediger Stubenrauch in dem bei Frankfurt an der Oder gelegenen märkischen Landstädtchen Drossen. Dort arbeitete er Gespräche über die Freiheit aus, welche gegenüber Kant die in der Leibniz'schen Schule geltende innere Determination des Willens rechtfertigen sollten. Das dritte und letzte derselben ist vorhanden (a. a. O. S. 19). Dann machte er in Berlin während des Sommers 1790 sein theologisches Examen. Hierauf ist er drittehalb Jahre vom 22. October 1790 bis zum Juni 1793 in Schlobitten bei dem Grafen Dohna Hauslehrer der jüngeren drei Söhne gewesen; besonders unterrichtete er Ludwig Dohna, der später als einer der Begründer der preußischen Landwehr sich auszeichnete. Immer hat ihm in dem Gefühl des Lebens, den Erfahrungen, die es einschließt, der Thätigkeit, welche es ermöglicht, auch der Kern und das Material dessen gelegen, was wir metaphysisch und religiös wissen können. So wurde ihm damals der Eintritt in diesen ländlichen Kreis menschlich durchgebildeter Individualitäten ein unvergleichlicher Gewinn. „Im fremden Hause ging der Sinn mir auf für ein schönes gemeinschaftliches Dasein, ich sah, wie Freiheit erst veredelt und gestaltet die zarten Geheimnisse der Menschheit" (Monol.[1] 108). Auch verband ihn von dieser Zeit ab mit dem ältesten Sohne des Grafen, Alexander, dem nachmals für Preußens Befreiung einflußreich thätigen Minister, eine auf großes gegenseitiges Vertrauen begründete und für Schleiermacher's späteres politisches Wirken wichtige Freundschaft. In dieser schönen Epoche entstanden die aus dem Plan der Gespräche über die Freiheit erwachsenen Bruchstücke einer Rhapsodie über die Freiheit des Willens (a. a. O. S. 21—46). Die Kritik der Weltansicht Kant's ging in dieser Schrift von dem Problem der transscendenten Weltordnung einen Schritt rückwärts den Gründen dieser Weltansicht entgegen. Sie stellte die Frage, welche Voraussetzungen über die Freiheit des Willens den Forderungen unseres sittlichen Wesens genugthun (a. a. O. S. 24), und noch heute ist sie eine der gründlichsten Beantwortungen derselben im Sinne einer inneren Determination des Willens (a. a. O. S. 21). So erwuchs damals Schleiermacher's Lehre von der Nothwendigkeit in den Vorgängen des Willens und von der Unanwendbarkeit der Straf- und Gerechtigkeitsbegriffe auf die Weltordnung: sie entstand aus der damaligen Philosophie der inneren Erfahrungen, vielleicht von Shaftesbury beeinflußt, aber gar nicht von Spinoza oder der Romantik (Mein Leben Schleiermacher's, S. 139). Die Schrift blieb unvollendet; wahrscheinlich war sie im Sommer 1792 durch eine andere über den Werth des Lebens aus seinem Interesse verdrängt worden (über sie

näher Denkm. S. 46 f., Auszug S. 47—63). In dieser ist er nun zum tiefsten Grunde seiner Differenz mit Kant's Moralphilosophie durchgedrungen. Er stellt der Kant'schen Formel des Moralgesetzes in freien Betrachtungen seine Anschauung vom Werthe des menschlichen Daseins gegenüber. „Was das Bewußtsein Deines Wesens Dir zu werden und zu sein gebieten, das bleibt Dir geboten, was auch ein höheres Wesen außer Dir wollen mag." Und zwar sieht er in der Einheit unserer Erkenntniß mit den Kräften des Begehrens die Form der ethischen Thätigkeit, welche jeden Daseinsmoment erfüllen, mit Glück und Freude ausstatten und in sich alle menschlichen Impulse aufnehmen kann. Die unmittelbare Kundgebung dieser Einheit ist ihm das sittliche Gefühl. Das schöne Fragment ist der erste Entwurf der Monologen, vielfach denselben überraschend verwandt: es enthält zugleich den Keim seines Princips einer bildenden Ethik im Gegensatz zu den einschränkenden Moralprincipien.

Nach vorübergehender Thätigkeit als Mitglied des von Gedike geleiteten Seminars für gelehrte Schulen während des Winters 1793/4 ist dann S. vom April 1794 ab zwei Jahre hindurch in Landsberg an der Warthe, ein paar Meilen von Drossen, Adjunct des Schwagers von Stubenrauch, des Predigers Schumann, gewesen. Hier bildete sich, nach Versuchen in Schlobitten, die ihm eigene, durch die leidenden Augen ihm nahegelegte Methode von Kanzelberedsamkeit aus, innerlich bis auf den einzelnen Gedanken, ja das prägnante Wort seine Predigten durchzubilden, sie aber nur nachträglich für den Druck aufzuschreiben. Ebenso entstand deren Form: strenge Gliederung eines Ganzen, breiter Fluß der Perioden, gleichmäßig sich über alle Theile des Ganzen ergießende Wärme der Stimmung ohne überraschende Effecte, ohne rhetorische Figuren oder glänzende Bilder. Indem er die besten unter diesen Predigten nachträglich aufschrieb und sorgfältig für den Druck durcharbeitete, entstand in dieser Epoche auch eine Reihe von Predigten, welche ebenfalls damals nicht zum Druck gelangten (Predigten, Bd. VII, herausgeg. v. Sydow, vgl. Mein Leben Schleiermacher's, S. 142 ff.). Zugleich übersetzte er damals mit Sack Predigten von Blair, Professor der Beredsamkeit in Edinburg. Dies war seine erste gedruckte Arbeit, ihr folgte 1798 die Uebersetzung der Predigten von Fawcett und noch 1802 ein weiterer Band der Predigten von Blair. Zugleich fallen in die Zeit zwischen den bisher erwähnten Schriften und der 1796 beginnenden neuen Entwicklung Aufzeichnungen, welche Schleiermacher's erste Beschäftigung mit Spinoza bei Gelegenheit Jacobi's bezeugen. Dieselben heben hervor, daß die Metaphysik Spinoza's gerade so gut die Grenzen unserer Erkenntniß überschreitet, als die transscendente Weltordnung Kant's, und finden auch schon eine Lücke der Spinoza'schen Metaphysik darin, daß dieselbe für das principium individui keine Stelle hat. Diese stille Thätigkeit Schleiermacher's in Landsberg endigte, als im Sommer 1795 der Prediger Schumann starb und ihm der Oheim Stubenrauch im Amte nachfolgte.

Die Epoche der anschaulichen Darstellung seiner Weltansicht (1796—1802). S. wurde nun zum Prediger an der Charité in Berlin ernannt, und er ist vom Herbst 1796 ab sechs Jahre hindurch in der Stellung des reformirten Geistlichen dieser Anstalt verblieben. Den Reformirten gehörte in Berlin nur der Dom und die Parochialkirche, zehn andere Kirchen waren ihnen mit den Lutheranern gemeinsam. Unter diesen befand sich die der Charité, und so war der Kirchendienst an dieser zwischen dem lutherischen Anstaltsgeistlichen Prahmer und S. vertheilt. — Die Beziehungen der Familie Stubenrauch zu den Sack's und Spalding's wiesen ihn auf diesen Lebenskreis. Samuel Gottfried Sack, damals ein hoher Fünfziger, war der Leiter des reformirten Kirchenwesens; der Propst Spalding, bereits ein Achtziger, hatte nach dem Erscheinen des Wöllner'schen Religionsedicts seine Aemter niedergelegt, war aber noch der geistige Mittel-

punkt eines großen Familienkreises. Besonders nahe schloß sich S. an dessen Sohn, den Professor Spalding am Köllnischen Gymnasium, einen angesehenen Philologen, an. Andrerseits vermittelten Brinkmann und Alexander Dohna die Beziehungen zu Henriette Herz und Friedrich Schlegel. So kam S. in persönliche Berührung mit den damaligen Leitern der Bewegung, welche auf der Grundlage von Goethe und Kant eine neue Philosophie, Kunst und historische Wissenschaft anstrebten. Diese Personen und deren Lebenshaltung befanden sich im Gegensatz zu der maßvollen und von großen politischen Gesichtspunkten geleiteten Aufklärung der Fridericianischen Zeit, wie sie die Spalding und Sack mit sittlicher Würde vertraten. So sind nach wenigen Jahren für S. Schwierigkeiten entsprungen, die seine lange Entfernung aus Berlin zur Folge hatten.

Die neue Bewegung wird in der Regel als Romantik bezeichnet. Der Name grenzt allzuscharf die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Wackenroder, Schelling, Solger von den anderen Personen der jüngeren Generation ab, in denen dieselben Grundzüge in milderen Mischungen auftreten. Dieses neue Geschlecht wendet sich gegen die Metaphysik und Theologie der Transscendenz und gegen die Trennung des Sinnlichen vom Sittlichen. Hierin ist es dem französisch-englischen Naturalismus, Positivismus und Materialismus verwandt, aber in der Grundconception des Lebens steht es diesem mit deutschem Tiefsinn gegenüber. Es vertritt die Immanenz des Ideals oder der göttlichen Vernunft in der Weltwirklichkeit. Es verbindet aber, näher angesehen, einzelne sehr positive und eigene Züge miteinander: ein neues Ideal des Lebens, daneben in diesem Leben selber und in der Dichtung die Emancipation der Phantasie und der von ihr getragenen Stimmung, in der Philosophie einen idealen lebendigen Monismus, in den Geisteswissenschaften den Fortschritt von den natürlichen Systemen zu einem geschichtlichen Standpunkt. Gemischt mit anderen Ideenmassen treten solche Grundzüge auch bei Hegel, den Grimms, Savigny ꝛc. auf wie bei S.

Mit dem Ende des Jahres 1797 zog Friedrich Schlegel zu S. in dessen Zimmer in der Charité: so eng war nun ihre Verbindung. S. verhielt sich zuerst dem frühreifen, jüngeren Freunde gegenüber empfangend. Unter der warmen Sonne jener Tage und des neuen Lebenskreises reiften nun rasch von den Entwürfen und Gedankenmassen der vorigen Epoche die zwei einfachgrößten, langsamer ein dritter unter seinen älteren Plänen. Die Darstellung seines Lebensideals in den Monologen und seiner religiösen Ansicht in den Reden über Religion bildeten sich gleichzeitig, 1798—1800, und sich gegenseitig ergänzend aus, dagegen fand seine Streitschrift gegen das Moralsystem Kant's und seiner Schule etwas später als Kritik der Sittenlehre ihren Abschluß, 1803.

Als Friedrich Schlegel im Herbst 1797 die nähere Bekanntschaft Schleiermacher's machte, sah er bei diesem „Rhapsodieen“ (Name einer Schrift Shaftesbury's und Titel einer früher von S. geplanten): unmittelbare Ergüsse seines innersten sittlichen Lebens, in denen sich ihm damals ganz unwillkürlich, ohne sein Zuthun, sein Lebensideal aussprach. Ein Theil derselben erschien nun in den vielberufenen Fragmenten von Friedrich Schlegel im zweiten Hefte des Athenäum (1798, I, 2, S. 1—146. Der Antheil Schleiermacher's untersucht von Sigwart, Programm von Blaubeuren 1861, von mir in den Denkmalen S. 74—87). Von den neun Bogen der Fragmente gehörte etwa einer S. an, und es ist mir möglich gewesen, seinen Antheil im ganzen zu bestimmen. Während sich in diesen Fragmenten die Monologen vorbereiteten, macht sich im Sommer 1798 in seinen wissenschaftlichen Tagebüchern die Beschäftigung mit den Reden über Religion zuerst bemerkbar. Diesem Plane gab er

sich bald so gänzlich hin, daß vom 8. November 1798 bis zum folgenden 15. Februar sein ganzer Briefwechsel stockt. Als er Mitte des Februar einige Monate als Vertreter des Hofpredigers Bamberger nach Potsdam geschickt wurde, waren die beiden seine Grundanschauung enthaltenden ersten Reden (Apologie, über das Wesen der Religion) beinahe fertig; dann hat er in Potsdam vom 15. Februar bis zum 15. April die drei anderen geschrieben (über die Bildung zur Religion, über das Gesellige in der Religion oder über Kirche und Priesterthum und über Religionen). Die erste Ausgabe (1798) hat eine starke Ueberarbeitung in der zweiten (1806) erfahren; die dritte (1821) hat dann die Erläuterungen hinzugefügt (über die dauernde Bedeutung der ersten Ausgabe mein Leben Schleiermacher's I, 379, kritische Edition derselben dann von Pünjer 1879).

Die Reden über Religion sind neben der Glaubenslehre Schleiermacher's einflußreichstes Werk. „Als Mensch rede ich zu Euch von den heiligen Mysterien der Menschheit, von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte. Daß ich rede, ist die innere unwiderstehliche Nothwendigkeit meiner Natur, es ist ein göttlicher Beruf, es ist das, was meine Stelle im Universum bestimmt und mich zu dem Wesen macht, welches ich bin.“ 1. Die Religion ist nach den Reden weder Metaphysik noch Moral oder eine Mischung beider, sondern Anschauung und Gefühl des Universums. Indem die religiöse Anschauung in dem einzelnen, uns von außen bestimmenden Vorgang ein Handeln des Universums auf uns erfaßt, vollzieht sich eine Berührung des Gemüths mit dem Unendlichen. Diese ist zwar in sich ein einfacher Vorgang, derselbe kommt aber zum deutlicheren Bewußtsein nur durch eine Zerlegung in Anschauung und Gefühl. Der Kern der Religion ist aber nach Schleiermacher's Schilderung ihrer einzelnen Anschauungen und Gefühle überall das unmittelbare Bewußtsein von der Immanenz des Unendlichen in dem Endlichen (Shaftesbury, Hemsterhuys, Spinoza, Goethe und Herder). 2. Die Dogmen sind nicht Religion, sondern Abstraction aus ihr und Reflexion über sie. Sie sind also nicht die Religion, obwol sie aus ihr nothwendig und unvermeidlich entspringen. Wenn in der Regel der Glaube an Gott und eine persönliche Fortdauer als Kern der Religion angesehen wird, so ist er vielmehr nicht einmal ein nothwendiger Bestandtheil derselben. 3. S. setzt nun diese Auffassung der Religion mit dem kirchlichen Ideal der Brüdergemeinde in Beziehung. Die Religiösen leben in einer unsichtbaren Gemeinschaft, die vorhandenen Kirchen dagegen sind aus dem Bedürfniß entstanden, zur Religion zu erziehen. Das Bedürfniß mußte zur Gründung kleiner Gemeinschaften führen, und nur die Einmischung des Staates hat diese naturgemäße Form der Kirchenbildung verhindert. Jetzt muß aber die Trennung der Kirche vom Staat herbeigeführt werden. 5. Jede Einzelreligion ist ein Individuum. Sie entspringt, indem der Wille eine Einzelanschauung des Universums heraushebt und zum Mittelpunkte macht. Die Grundanschauung des Christenthums ist der Gegensatz des Unendlichen und des Endlichen und seine Vermittlung. Der wahre Christ kann dem nicht wehren wollen, daß neue Formen der Anschauung des Universums, also neue Religionen hervortreten.

Denselben Gegenstand als diese Reden behandelten gleichzeitig mit ihnen die Predigten (erste Sammlung 1801) und die Briefe bei Gelegenheit des Sendschreibens jüdischer Hausväter (1799). Während die Reden das Wesen der Religion so rein als möglich erfassen wollen, und darum abstract erfassen müssen: leben die Predigten unbefangen in jener Verbindung zwischen der religiösen Anschauung, dem sittlichen Leben und der Bildung der Ideen, wie sie in der christlichen Frömmigkeit besteht (Dogmatik I^1, S. 68 ff.: das Christenthum als ethische

oder teleologische Religion; vgl. über dies Verhältniß Otto Ritschl, Schleiermacher's Stellung zum Christenthum in seinen Reden, 1888; und meine Rec. im Archiv für Geschichte der Philosophie III, 1, 141 ff.).

Ende desselben Jahres schrieb S. in nicht ganz vier Wochen die Monologen (1800). In ihnen empfingen die alten Entwürfe „Ueber den Werth des Lebens", „Ethische Rhapsodien", „Selbstanschauungen" ihre abgeschlossene Form, und sein Plan eines Romans, in welchem er wie Jacobi seine „religiösen Anschauungen" über Liebe, Ehe und Freundschaft darlegen wollte, wurde in einer anderen künstlerischen Form verwirklicht. Die Monologen erschienen gleichzeitig mit Fichte's Bestimmung des Menschen. Beide Werke vertraten den transscendentalen Idealismus der Epoche. Das Werk Schleiermacher's hat das Fichte's überdauert: es spricht den transscendentalen Idealismus in einer besonderen und höchst wirksamen Gestalt aus. Das im Handeln als schöpferische Einheit des ganzen Lebens wirksame Selbst oder Ich, wie es die Transscendentalphilosophie lehrt, wird hier als über die Zeit und den Wechsel erhabener Individualwille bestimmt. — Nach Vollendung der Monologe schrieb S., da die Angriffe auf die Lucinde, den Roman seines Freundes Friedrich Schlegel, sich mehrten, die vielbesprochenen vertrauten Briefe über die Lucinde, anonym, 1800. Sie waren ein Freundschaftsdienst für den hartbedrängten Verfasser des wirklich schlechten Buches, enthielten indeß einige dauernd von S. vertretene Gedanken seiner bildenden Ethik. Zur selben Zeit arbeitete er an moralischen Dialogen, von welchen der über das Anständige im Nachlaß sich fand (Aus Schleiermacher's Leben Bd. IV, von Jonas und Dilthey, S. 503 ff.). Die Fragmente, die Lucindenbriefe und der Dialog streben eine Philosophie des Lebens, der Liebe und Ehe, der Freundschaft und Geselligkeit an, für welche aber der einseitig individualistische und hyperästhetische Kreis, in welchem damals S. lebte, weder normale Erfahrungen noch ein gesundes Empfinden darbot.

Entsprangen doch eben aus diesem ästhetisch kränklichen Individualismus Verwicklungen im Leben der Freunde Schleiermacher's, in deren Verlauf dieselben aus ihrer natürlichen Lage herausgedrängt wurden. Es wäre ihr Beruf gewesen, als Schriftsteller in Berlin das neue geistige Leben Deutschlands zu vertreten, ihm hier einen socialen Mittelpunkt in einer Großstadt zu schaffen. Insbesondere besaßen die Schlegel alle Eigenschaften echter Schriftsteller. Es war ihr aus selbstgeschaffenen Lebensschwierigkeiten entstandenes Verhängniß, daß sie nun zeitlebens der Heimathlosigkeit verfielen und ihre Schriftstellerei von ihrem natürlichen Boden sich löste. Auch S. wurde durch den Eindruck der Reden, der Lucindenbriefe, durch sein Verhältniß zu Friedrich Schlegel und durch andere persönlichste Lebensverwicklungen dazu bestimmt, im Frühling 1802 eine Stelle als Hofprediger zu Stolpe in Hinterpommern anzunehmen.

Schleiermacher in Stolpe; seine kritischen Arbeiten in ihrem Einfluß auf die höhere Philologie und auf die Vorbereitung seines Systems (1802—1804). Ende Mai 1802 kam S. in Stolpe an, wo er bis zu seiner Berufung nach Halle, im Herbst 1804, verblieb. Als er im April die Schwester in Gnadenfrei besuchte, fühlte er, „daß er nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden, nur von einer höheren Ordnung". Aus den Erfahrungen im Predigtamt erwuchsen ihm in Stolpe die zwei „unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat", 1804. Der erste von beiden Aufsätzen war schon früher einmal niedergeschrieben worden und wurde nur umgearbeitet (Brfw. 3, 361); er trat für die Union der reformirten und lutherischen Confession ein; sie sollte ohne Unificirung in dogmatischer oder ritualer Beziehung durch die Erklärung

herbeigeführt werden, „daß es überall weder in bürgerlicher noch in kirchlicher Hinsicht für eine Veränderung solle gehalten werden, wenn, wer bisher nach dem einen Ritus und bei einer Gemeinde der einen Confession communicirt habe, in Zukunft bei einer Gemeinde der anderen und nach anderem Ritus communicire" (S. W. I, 5, 73). Der andere neue, im Herbst 1803 geschriebene Aufsatz erstrebte eine Reform des gottesdienstlichen Lebens im herrnhutischen Sinne, Pflege von Kirchengesang und Kirchenmusik, Vermehrung der Feste, Kindergottesdienste, Standespredigten, und eine Steigerung der Thätigkeit des Geistlichen an, welche mit ihrem Predigtamt künftig andere Leistungen, z. B. in den Städten obrigkeitliche Amtsthätigkeit, verbinden sollten.

Ferner hatte er nach Stolpe die Arbeit an einer Uebersetzung des Plato mitgebracht. Die Platoübersetzung Schleiermacher's ist die Uebertragung der neuen Methode der ästhetischen Auslegung und Kritik auf die strenge Philologie. Die Kritik der früheren großen Philologen war vorzugsweise von grammatischen, metrischen, logischen und sachlichen Erwägungen geleitet. In Winckelmann und Herder entsteht nun die neue Richtung, die dann Friedrich Schlegel in der Litteraturgeschichte geltend macht. Jedes litterarische Werk ist ein Ganzes, dessen innere Form den Keimpunkt seiner Gestaltung und seines Nachverständnisses enthält. Jeder Schriftsteller ist ein Ganzes, in welchem ein innerer Zusammenhang die Abfolge der einzelnen Werke regiert und das Verständniß seines schriftstellerischen Charakters ermöglicht. Von da entsteht dann der umfassendere Zusammenhang einer Schule, endlich der Litteratur eines Volkes. Dieser ästhetischen Auslegung und Kritik kam nun S. in seiner Lehre von der Individualität fördernd entgegen. War diese Auslegung bisher von Friedrich Schlegel besonders in seinem von Winckelmann geleiteten Bruchstück der griechischen Litteraturgeschichte und in seinen Arbeiten über Lessing, Boccaccio, Goethe angewandt worden: so sollte sie nun von ihm und S. gemeinsam am platonischen Dialog, der am meisten räthselhaften und complicirten Form des Alterthums, und an der Aufgabe, Echtheit, Zeit und Zusammenhang dieser Dialoge zu finden, der schier verzweifeltsten Aufgabe der Kritik neben dem Homer, erprobt werden. Unter den älteren Bearbeitungen spricht zwar Tennemann (System der platon. Philosophie 1792. 5. I, 86) von dem „Gang, welchen die Entwicklung seines philosophischen Geistes nahm", aber weder ist er auf den inneren Zusammenhang der Dialoge untereinander gerichtet, noch weiß er die Composition der Dialoge und ihre Beziehungen aufeinander zu benutzen, um tiefere Aufschlüsse über Plato's Philosophie zu gewinnen. Nur die ersten Schritte zur Lösung der neuen Aufgabe thaten indeß Friedrich Schlegel und S. gemeinsam: die Lösung in strenger philologischer Arbeit fiel S. zu, den hierbei insbesondere sein Freund, der Philologe Heindorf, unterstützte.

Schon ein paar Tage nach Vollendung der Reden hatte Fr. Schlegel, der *ἐργοδιώκτης* Schleiermacher's, diesem zuerst den Vorschlag einer gemeinsamen Uebersetzung des Plato gemacht. S. hatte denselben mit Begeisterung (Brfw. I, 227) ergriffen. Er warf sich nach Beendigung der Monologen mit aller Anstrengung auf die Vorbereitungen und arbeitete damals viel mit Fr. Schlegel gemeinsam (Brfw. I, 279). Beiden erschien als die Aufgabe, Plato als philosophischen Künstler darzustellen; sahen sie doch in der Verbindung von Kunst und Erkenntniß das Wesen des Philosophen (Kritik der Sittenlehre, Vorr. S. V) und in Plato daher den Typus der Philosophie. Aber in der philologischen Technik konnten nicht leicht zwei Männer verschiedener voneinander sein. Nicht ohne Ironie spricht S. von Schlegel's Manier, den Plato nur so immer wieder von vorn bis hinten durchzulesen (Brfw. I, 364). Demselben blieben dann hiervon nur starke, aber unbestimmte allgemeine Eindrücke zurück (vgl. A. W. Schlegel an Windischmann G. W. V, 385,

über des Bruders Operationen mit „hypostatirten Begriffen“: ein solcher war ihm die platonische Form). Nun hatte Schlegel bereits im Frühling 1800 mit dem Verleger Frommann einen Contract geschlossen, nach welchem der erste Band schon Ostern 1801 erscheinen sollte. Er wollte aber durchaus, im Widerspruch mit S., die zeitliche Ordnung der Hauptdialoge zu Grunde legen. Die Hauptdialoge bilden nach ihm einen Zusammenhang, in welchem Stufengang oder Entwicklung des platonischen Denkens sichtbar wird (eine „instructive Suite“), Phädrus ist unter den großen Dialogen der früheste (Brfw. III, 255, Schleiermacher's Zweifel daran III, 252). Wie hätte Friedrich Schlegel in solcher Geschwindigkeit, unter ihm aufgenöthigtem litterarischen Gelderwerb, mit seiner genialischen, doch unsicheren Technik Plato's Entwicklungsgeschichte feststellen und Dialog auf Dialog übertragen sollen? Zuerst am 8. Dec. 1800 übersandte er S. den „ganzen Complexus seiner Hypothesen“, das „Schema der Chronologie der platonischen Werke“ (III, 274). „Meine Theorie der Anordnung ist der erste bedeutende und wichtige Schritt, um das Verstehen des Plato möglich zu machen, das erste, was kritisch hätte geschehen müssen und was seit seinem Tode immer vernachlässigt worden ist“ (Brfw. III, 295). Schlegel hat in der Anfangsstellung des Phädrus, die er damals schon als entscheidend für das Verständniß ansah und in der Zusammenordnung von Phädrus, Protagoras, Parmenides als den drei Hauptdialogen der ersten Epoche Schleiermacher's Ansicht anticipirt. Wie griff er aber fehl, wenn er den Parmenides vor den Protagoras stellte, den Theages als echt ansah, dagegen die Gesetze und die Apologie verwarf! Und bei erneuerter Lectüre gerieth er geradezu in's Bodenlose. Hauptdialoge I: Phädrus, Parmenides, Protagoras; II: Theätet, Gorgias, Sophistes, Politikus; III: Republik Philebus, Timäus und Kritias. Außer der Reihe zu Epoche I Phädon, zu Epoche II Kratylus, unbestimmt Symposion. Aber vom Parmenides die Hälfte verloren, der Philebus unvollendet oder ebenfalls verstümmelt, Gorgias und Kratylus unvollständig, der Timäus in der zweiten größeren Hälfte neuplatonisch, Meno und Euthydem unecht! Von dem außerordentlich fruchtbaren kritischen Mittel, das im aristotelischen Kanon der platonischen Dialoge liegt, hatte er noch keine Ahnung. Auch die innere Construction des platonischen Dialogs, wie sie S. entdeckt hat, kannte er noch nicht. Daher er die hierauf gegründete Eintheilung der platonischen Werke ebenfalls noch nicht besaß. Seine Kritik ist auf Sand gebaut und daher in beständiger Schiebung. S. dagegen ging nicht vom litterarhistorischen Interesse aus, sondern von der Intention, durch methodisches Studium der Werke Plato's sich der Philosophie desselben zu bemächtigen. Der Kern und Werth seiner Arbeit liegt in der Erkenntniß der Composition des platonischen Dialogs, der Beziehungen dieser Dialoge aufeinander und schließlich der innersten Natur des platonischen Philosophirens. So wollte er auch zunächst mit Verzicht auf eine chronologische Ordnung durch Uebersetzung und Erläuterungen ein strenges Verständniß der einzelnen Dialoge herbeiführen (Brfw. III, 226 u. a. O.). Er hatte die langsam gründliche Art zu lesen, die vielleicht dem wahren Philologen überhaupt eignet, die aber jedenfalls mit seiner Philologie eins war. Durch regelmäßige Platolectüre mit Heindorf und intimsten Verkehr über ihre beiderseitige Platoarbeit ward er in die platonische Textkritik neu eingeführt (Brfw. III, 258. 261). So gründlich vertiefte er sich, daß Sammlungen zu einem Wörterbuch der alten Philosophie entstanden (Brfw. III, 261). Indem er von Schlegel's Anordnung ausging, erkannte er bald, daß Protagoras vor Parmenides zu setzen sei (Brfw. III, 273). Allmählich entstand seine eigene Anordnung. Im Sommer 1803 übernahm er endlich, da Schlegel nicht zum Uebersetzen gelangte, in Reimer's Verlag die Uebersetzung des ganzen Plato allein, begann im November des Jahres die epochemachende allgemeine

Einleitung zu schreiben; Ostermesse 1804 erschien der erste Band. Das Werk ist nicht ganz zu Ende gelangt; es schloß mit dem Staate und insbesondere Timäus und Gesetze sind nicht mehr übertragen. Plato's Werke von S. I 1. 2. II 1. 2. 3. 1804—1809. 2. Aufl. 1817—1827. III 1. 1828.

S. hat die Composition des platonischen Dialogs enträthselt. Deren erster Grundzug entspringt daraus, daß die Philosophie hier noch Leben, Gespräch, Mittheilung ist, erst in zweiter Linie schriftliche Aufzeichnung; der Dialog will daher die Gedanken im Anderen erzeugen. Der zweite Grundzug der Composition entspringt aus der Art, wie in diesem System Alles mit Allem zusammenhängt; daher verknüpft der einzelne Dialog in sich scheinbar heterogene Untersuchungen und steht mit allen anderen Dialogen in Beziehungen. So entspringt eine Composition, in welcher Inhalt und Form gleichsam nur die Attribute derselben Substanz des Werkes sind. Die weiteren Eigenschaften dieser Composition schildert die Einleitung meisterhaft, I², 20. 41. — Ebenso bilden die einzelnen Werke vermittelst der in ihnen kunstvoll angedeuteten Beziehungen ein Ganzes. S. trennt Absicht und Kunst in diesem Zusammenhang durchschnittlich nicht von der inneren Entwicklung des Autors. Denn diesem unbewußt dichtet in ihm der künstlerische Geist ein schönes, tief durchdachtes Ganze von Werken. Dies ergiebt sich daraus, daß die Grundconception Plato's schon am Beginn seiner Schriftstellerei im Phädrus da ist und sonach die folgenden Schriften nur methodisch diese entwickeln. — Und zwar vollzieht sich diese Entwicklung in drei Stufen. 1. Elementaruntersuchungen über die Prinzipien, hier entwickeln sich die ersten Ahnungen von der Dialektik als der Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem Gegenstande, sonach von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens. Daher werden diese Dialoge in allen folgenden vorausgesetzt. Die Hauptwerke dieser Stufe sind Phädrus, Protagoras, Parmenides; an sie schließen sich Lysis, Laches, Charmides, Euthyphro an. 2. Zwischen diesen elementarischen und den constructiven Werken stehen diejenigen, welche nur von der Anwendbarkeit jener Principien in den realen Wissenschaften der Ethik und Physik handeln. Ihre besondere Form bezeichnet S. als die indirecte. Die Hauptwerke dieser Stufe sind Theätet, Sophistes, Politikos, Phädon, Philebos; an diese schließen sich als Nebenwerke Gorgias, Menon, Euthydemos, Kratylos und Symposion. 3. Die constructiven Dialoge bezeichnen die Reife des platonischen Geistes, sie geben zusammenhängende Darstellungen auf der Unterlage der Arbeiten der ersten und zweiten Stufe, in welchen Theoretisches und Praktisches durchaus eins ist. Die Hauptwerke dieser höchsten Stufe sind Politik, Timäos und Kritias; an sie schließen sich die Gesetze als Nebenwerk. Dieser methodischen Anordnung der Werke entspricht nun im Ganzen deren zeitliche Folge.

S. bemerkt selber über seine Arbeit mitten in ihr (14. December 1803, Brfw. IV, 89): „Das Einzige, worin ich es vielleicht zu etwas hätte bringen können, ist die Philologie im höheren Sinne, allein diese höhere Philologie hat keine andere Basis als die niedrige. Hier fehlt es mir nun noch sehr, und ich werde mich daher nie an etwas Großes wagen können, sondern nur an solche Einzelheiten wie den Platon; wiewohl auch hier der Zweifel bleiben wird, daß auf dem Gebiete der niedrigen Philologie noch Entdeckungen gemacht werden können, die das ganze Gebäude der höheren Kritik, das ich aufzuführen gedenke, untergraben." In der That hat die Ausbeutung politischer Anspielungen, litterarischer Beziehungen und stilistischer Unterschiede die Resultate Schleiermacher's vielfach in Frage gestellt; die Auffindung tiefgreifender inhaltlicher Differenzen zwischen den Dialogen hat seinen Grundgedanken modificirt; aber seiner Arbeit und ihr allein bleibt das Verdienst, das Wiederverständniß Plato's herbeigeführt zu haben, wie dies Boeckh so schön anerkannt hat.

Das Studium Plato's verknüpfte sich ihm damals mit der Kenntnißnahme der naturphilosophischen Schriften jener Tage, und so begannen aus der anschaulichen Darstellung seiner Weltansicht in Reden und Monologen sich leitende philosophische Begriffe zu bilden. Taine ((l'idéalisme anglais S. 72 ff.) hat mit Recht hervorgehoben, daß die deutsche philosophische Bewegung jener Tage durch die Fähigkeit wirkte, allgemeine Begriffe aufzufinden; was vorher ein Haufe von Thatsachen war, der Geist von Zeitaltern und ganzen Civilisationen, die Erscheinungen der Poesie oder Religion, wurde in ein System gesetzlicher Beziehungen umgewandelt; so wurde der Sinn von Dogmen, die Bedeutung von poetischen Werken, Speculationen, Lebensordnungen verständlich gemacht. S. versuchte nun mit der von ihm festgehaltenen kritischen Methode und Vorsicht Kant's diese weltumspannenden Gesichtspunkte zu verknüpfen. Er hat die Methode Kant's festgehalten: er analysirt die Thatsachen des Bewußtseins; insbesondere Wissen, sittliches Handeln, religiöses Gefühl führen auf Bedingungen als ihre Voraussetzungen zurück, welche deren begrifflich nicht erkennbare Unterlage bilden. So war ihm auch Plato's Dialektik Rückgang von den Thatsachen unseres höheren Bewußtseins zu deren objectiver Bedingung: den Ideen, als in welchen Sein und Erkennen eins sind. Plato löste nach ihm die sophistische Verknüpfung der Erkenntniß mit der Wahrnehmung, des Guten mit dem Angenehmen auf und schloß von der Erkenntniß und dem Guten zurück auf das Urbildliche als ihre Bedingung, in welchem Sein und Erkennen dasselbe ist (Schleiermacher's s. W. Abth. 3, Bd. 4, Th. 1, 1839; Geschichte der Philosophie S. 99 ff., bes. 104). Und an Schelling erkannte er in der Rec. der Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (April 1804, abgedr. von mir Briefw. IV, 579 ff.) an, wie aus der im Urwissen enthaltenen Identität des Idealen und Realen vier Gebiete der Wissenschaften des Wirklichen abgeleitet werden: reale und ideale Erscheinungen, aufgefaßt in historischem und in speculativem Verfahren. Fand er nun den schwachen Punkt Schelling's im Unvermögen seiner Principien, eine Ethik zu begründen (Kritik der Sittenl. S. 487 f.), im Gegensatz zu dem ethisch tiefsinnigen Plato (ebendas. S. 44 ff.), so entstand ihm hieraus seine Aufgabe, durch Anwendung der angegebenen Methode die Principien tiefer und religiöser zu bestimmen und von ihnen aus eine Ethik aufzustellen. So war ihm Ethik das Begreifen der geschichtlich socialen Welt unter dem Gesichtspunkte der Anlage und Entwicklung des Höheren in derselben. Der umfassendste und höchste Gesichtspunkt, unter welchem je Sittenlehre aufgefaßt worden ist. Und zwar gedachte er, aufbauend durch ethische Dialoge in Plato's Geiste zu wirken, polemisch griff er in die philosophische Bewegung ein mit der Kritik der Sittenlehre, welche neben dem ersten Bande des Plato in Stolpe geschrieben wurde und im Herbst 1803 erschien.

Der Plan einer Kritik der Sittenlehre tritt schon 1798 auf. Entsprechend der damaligen anschaulichen Erkenntniß seines Lebensideals wollte S. in ihr die volle ganze Menschheit zur Geltung bringen gegenüber der abstracten Moral Kant's und Fichte's, nach welcher die Triebe durch das Gesetz der Vernunft eingeschränkt, gezähmt, nicht gestaltet werden sollen. Die Schrift sollte durch Witz, Leidenschaft, Polemik wirken; in der Behandlung von Kant und Fichte haben sich im gedruckten Werke noch Spuren dieser ersten Manier erhalten. Doch wuchs der Plan schon 1800 zu dem eines größeren besonderen Werkes aus, und diese Schrift sollte nun nach einer Mittheilung Schleiermacher's vom 11. Juni 1801 die systematische Darstellung der Moral vorbereiten (Brfw. I, 279). Am 6. September 1802 entwarf er den ganzen Plan einer Kritik und begann mit der Eintragung der schon gesammelten Materialien in Hefte für die einzelnen Abschnitte. Er wollte der Kritik nicht seine

eigenen moralischen Grundsätze zu Grunde legen, sondern die Systeme nur einer Prüfung in Bezug auf ihre wissenschaftliche Form und Vollständigkeit unterwerfen; selbst ein so kritisches Genie wie Friedrich Schlegel sollte aus ihr die eigene Moral Schleiermacher's nicht errathen (Brfw. I, 326 ff.). Als bloße Auflösung wissenschaftlicher Formeln sollte sie auch im Stil zur Strenge und Einfachheit der mathematischen Analyse zurückgeführt werden (Kritik Vorr. 9. Vgl. Briefw. IV, 79: Synthesis von Aristoteles und Dionys von Halikarnaß). Diesen Plan hat er nun zu Stolpe in der schwersten Zeit seines Lebens bis zum 21. August 1803 ausgeführt, körperlich von dem Klima und der ungesunden Wohnung sehr angegriffen, dazu vereinsamt, auch mit Arbeit überhäuft durch die Uebersetzung des Plato. Diese Freudlosigkeit lastet auf dem Werk, und die formelhafte Strenge erschien schon den ersten Lesern als unerträgliche Abstrusität (Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, entworfen von S., 1803).

Eine bestimmte Idee der Ethik liegt indessen der Kritik der Sittenlehre zu Grunde. Sie ist oben im Zusammenhang der deutschen philosophischen Bewegung jener Tage bestimmt worden, wird aber in ihrem großartigen Sinne vielleicht einem heutigen Leser am besten durch ihre Verwandtschaft mit dem ethischen Grundgedanken Herbert Spencer's verständlich. Ist doch die deutsche Naturphilosophie, auf deren Stamme Schleiermacher's Ethik erwuchs, in der pantheistischen Entwicklungslehre Herbert Spencer's nur weit fruchtbarer an einem ungeheuren Material durchgebildet worden. Für beide Philosophen ist die Sittlichkeit nur Blüthe und schönste Entfaltung des Naturwirkens, welches in gesetzlicher Determination immer höhere und zweckmäßigere Gestalten des Lebens hervorbringt. Daher ist ihnen die Sittlichkeit gar nicht verschieden von der Lebensfreude und Lebenssteigerung, welche aus dem vollkommenen und zweckmäßigen Wirken der psychophysischen Functionen des Menschen, entsprechend seiner Structur, entspringt. Diese Verwandtschaft tritt besonders deutlich in der schönsten ethischen Abhandlung Schleiermacher's: „Ueber den Unterschied zwischen Natur- und Sittengesetz“, 1825, hervor. „Vegetation und Animalisation zeigen in jeder ihrer verschiedenen Formen ein abgeschlossenes Ganze, dessen Begriff das Gesetz ist für ein System von Functionen in ihrer zeitlichen Entwicklung.“ Jedes solche Gesetz bestimmt die Individuen einer Art oder Gattung: sie entstehen nach ihm und ihr Dasein verläuft demselben gemäß. Auch ist in diesem Naturgesetz ein Sollen ebensogut als im Sittengesetz enthalten; Mißgeburt, Krankheiten verhalten sich zu diesem Naturgesetz ganz wie das Unsittliche und Gesetzwidrige zum Sittengesetz (S. W. Abth. III. Bd. 2. S. 412 f.). Sonach umfaßt der sittliche Proceß das ganze Leben der Gesellschaft; aber darin steht nun S. sehr hinter Herbert Spencer zurück: die bildende Kraft des sittlichen Processes wird von ihm nicht empirisch nach ihren Causalverhältnissen studirt, sondern nach Plato's und Schelling's Art in einer Ordnung von Begriffen dargestellt, durch welche schematisch das Gebiet des sittlichen Lebens umschrieben wird. Die Kritik der Sittenlehre untersucht nun, ob die wissenschaftliche Form der Systeme widerspruchslos und vollständig die sittliche Wirklichkeit abbilde; denn jedes reale System kann im Denken nur durch ein System dargestellt werden (Grundlinien S. 349). So prüft sie im ersten Buch die höchsten Grundsätze der Sittenlehre nach ihrer Ableitung aus der ersten Philosophie, ihren Formeln und deren Tauglichkeit, im zweiten die sittlichen Begriffe, zunächst die formalen der Pflicht, der Tugend und des Gutes, dann die einzelnen realen, und im dritten die ethischen Systeme nach der Vollständigkeit ihres Inhaltes und nach der Vollkommenheit ihrer Form. Die freudige, das Sinnenleben adelnde und das ganze reiche Menschenleben gestaltende Sittlichkeit

triumphirt hier über die bloße Einschränkung der Triebe in einer ascetischen Moral, und Kant's und Fichte's Sittenlehre mit ihrer Unterdrückung des Trieblebens sind hier zwar nicht ohne Einseitigkeit, aber gründlich zerstört worden. Dagegen ist die Behandlung der englisch-französischen Moralisten unzureichend; die deutsche speculative Schule wußte mit so großen Moralschriftstellern als Turgot, Condorcet, Hume und Adam Smith nichts anzufangen. Die Bedeutung der zwei großen metaphysisch constructiven Moralisten Plato und Spinoza, denen sich S., als den beiden Repräsentanten einer aus den tiefsten Principien bildenden Ethik, besonders verwandt fühlte, wird an allen Theilen ihrer Systeme glänzend erwiesen. Aristoteles steht ihm im Schatten des Plato und Leibniz in dem des Spinoza. Der auffälligste Mangel in der Würdigung der moralischen Systeme tritt darin hervor, daß die Bedeutung der Stoiker gerade für die Ausbildung der praktisch wirksamen moralischen Begriffe und Sätze nicht anerkannt wird. Trotz solcher Mängel sind diese Grundlinien die bedeutendste kritische Leistung auf dem Gebiet der Sittenlehre. Und wenn Strauß über das Werk urtheilt, bei einer historischen Ordnung der Kritik würde diese „am Ende ebenso reich an ethischen Bestimmungen dagestanden, als die Schleiermacher's arm dasteht“: so weiß man im Gegentheil leider gut genug, daß eine Kritik, für welche die einzelnen Systeme Momente des geschichtlichen Processes sind, schließlich nichts in der Hand behält: „als den letzten schaalen Augenblick“, der ja dann auch bestimmt ist, sich als bloßes Moment eines künftigen zu erweisen. Wohl aber ist die sachliche Anordnung der Kritik bei S. darum unzureichend, weil die Systeme nur aus dem ästhetischen Gesichtspunkt ihrer systematischen Vollendung in den verschiedenen Abtheilungen geprüft werden. Im Gegensatz hierzu würde eine heutige Kritik die systematische Prüfung der Fortschritte in der Untersuchung der allgemeingültigen moralischen Thatsachen, Elemente und Normen von der geschichtlichen Würdigung der Epochen des moralischen Bewußtsein's und der an diese angeschlossenen Moralsysteme zu trennen haben.

Halle; Eintritt in die wissenschaftliche Theologie. Entwurf des ethischen Systems (1804—1807). S. war des Stolpeschen Exils müde, zumal auch seine Gesundheit litt. Durch Vermittlung des Theologen Paulus erhielt er Anfang 1804 vom Kurfürsten Maximilian Joseph II. von Baiern eine Anfrage, ob er als Professor der Theologie für die Fächer der theologischen Sittenlehre und praktischen Theologie nach Würzburg gehen wollte. Es galt damals, in dem katholischen Lande für die Aufklärung eine Stätte zu bereiten. Zwar hatte S. sehr gerechtfertigte Sorge in Bezug auf die dortige Collegialität, zumal auch Schelling berufen war. Auch entsagte er der Kanzel ungern. Aber seine Lage drang ihm die Zustimmung zu der Anfrage auf. Um so mehr erfreute ihn, als nach der am 24. April 1804 erfolgten Ernennung in Würzburg ihm nun die nachgesuchte Entlassung aus dem preußischen Dienste am 6. Mai 1804 vom König verweigert und er zu Michaelis 1804 nach Halle als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor berufen wurde. Am 31. August 1804 verließ er Stolpe und reiste über Landsberg und Berlin nach Halle, wo er am 12. October 1804 ankam. In der theologischen Facultät herrschten der moderantistische Rationalismus von Niemeyer und Nösselt und der verschämte Supranaturalismus von Knapp. Ward S. auch freundlich empfangen, so verhehlte doch weder Eberhard seine Bedenken gegen den „offenbaren Atheisten“, noch vermochten die Rationalisten sich in seine herrnhutische Mystik zu finden. So wurde denn auch die Herstellung des akademischen Gottesdienstes nur lau betrieben und noch Anfang 1806 waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. Als damals nach Bremen der Ruf in ein Predigtamt an S. gelangte, benutzte er diesen,

seine Lage zu klären; er knüpfte sein Verbleiben an den Eintritt in die theologische Facultät als Ordinarius derselben und die endliche Einrichtung des akademischen Gottesdienstes. Beides wurde bewilligt. Doch hat er in seiner akademischen Kirche nur vier oder fünfmal gepredigt; dann zerstörte der Krieg auch diese Einrichtung. Ebenso bot ihm seine häusliche Existenz keine Befriedigung. Es entschied sich, während er in Halle war, daß Eleonore Grunow die Gewissensbedenken nicht überwinden konnte, die sie gegen die Auflösung ihrer unwürdigen Ehe und die Vereinigung mit S. hegte. Für Alles mußte er in der ihm ganz neuen Freude an seinen Vorlesungen einen Ersatz finden. In diesen Vorlesungen erlangte nun sein System als Philosophie und Theologie eine feste Gestalt, und hierin lag die große Bedeutung der in Halle verlebten Jahre. Die Arbeit am Plato ging weiter, 1805 erschien schon der zweite Band desselben und noch in demselben Jahre der dritte. Schon im Sommer 1805 schuf er in seiner Vorlesung über Hermeneutik eine Theorie der Auslegung, wie sie der neuen, von ästhetischen Gesichtspunkten geleiteten Philologie entsprach und an Plato von ihm geübt worden war. In seines Schülers Böckh nunmehr gedruckter Vorlesung über Encyclopädie der Philologie hat später diese Hermeneutik und Kritik Schleiermacher's eine reife Durchführung und Fortbildung erfahren. Im Wintersemester 1805/6 begann er dann in seinen Vorlesungen die an Plato's Dialogen entwickelte Methode auf die Briefe des Paulus zu übertragen. Arbeitete er so unermüdlich auf dem Gebiete seiner höheren Philologie und schuf sich so auch für die Theologie eine historische Grundlage, so las er zugleich im Winter 1804/5 philosophische Ethik und theologische Encyclopädie, 1805/6 Dogmatik, im Sommer 1806 christliche Sittenlehre. Im Druck veröffentlichte er von Halle aus neben den Platobänden und gewichtigen Recensionen, insbesondere der über Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (Jen. Litteraturzeitung 1807, abgedruckt Briefw. IV, 624 ff.), die Weihnachtsfeier, dann die umgearbeitete zweite Ausgabe der Reden und eine neue Auflage der Predigten, zuletzt im Mai 1807 das kritische Sendschreiben an Gaß über den sogenannten ersten Brief des Paulus an Timotheus.

Nun entfaltete sich auf der Grundlage der Kritik der Sittenlehre in den Vorlesungen Schleiermacher's Ethik. Nach deren ältester Fassung leitet die Physik aus der Natur den Menschen ab, die Ethik beginnt umgekehrt im Geistigen und Freien und begreift hieraus die Welt; so liegt beider gemeinsame Voraussetzung in der Einheit der Gegensätze; in dieser ist das Thatsächliche, Dingliche eins mit den Ideen und der Vernunft. Und überall in allem Wirklichen finden wir nun Belebtsein des Körperlichen und Dinglichen von diesem Geistigen, sonach Gegenwart des Ewigen und Unendlichen in der endlichen Erscheinung. Alles Erkennen erfaßt diese Vernunft im Endlichen und alles sittliche Handeln verwirklicht sie darin. Und zwar verklärt der sittliche Proceß alle Regungen der menschlichen Brust von den sinnlichen Trieben aufwärts zur Schönheit und gestaltet sie zu Bestandtheilen des vollendet Menschlichen. — Mit der philosophischen Speculation ist aber in dieser Halleschen Zeit noch der christliche Glaubensgehalt auf's engste verbunden. In der ersten Predigtsammlung erscheint das christliche Leben als das erhöhte befreite menschliche Gefühls- und Gesinnungsleben überhaupt. Das Christenthum umfaßt alle Regungen der erhöhten und geheiligten Menschlichkeit. So erinnert die zweite Auflage der Reden Brinckmann, dem sie gewidmet ist „an jene Zeit, wo wir jene Harmonie mit der Welt in uns hervorzurufen anfingen, welche unser innerstes Gefühl uns weissagend zum Ziel setzte und welche das Leben nach allen Seiten immer vollkommener ausdrücken soll. Derselbe innere Gesang, Du weißt es, war es auch, der in diesen Reden, wie in manchem Anderen, was ich

öffentlich gesprochen, sich mittheilen wollte". Ein Denkmal dieser Epoche seiner Auffassung des Christenthums ist nun die „Weihnachtsfeier". Das Schriftchen entstand während der Weihnachtszeit 1805—1806 in kaum drei Wochen, durch eine plötzliche Inspiration. Sein Gegenstand ist Schönheit und Glück der christlichen Gefühlswelt, wie das Fest der heiligen Nacht sie ausspricht. Daher beginnt es mit dem Zustandsbilde der durch das Christenthum erhöhten und vollendeten Existenz; nun strebt die Reflexion, diesen erhöhten Zustand auf seinen Ursprung in Christus zurückzuführen, um dann wieder im Gefühl dieses erhöhten christlichen Lebens unterzugehen. „Der sprachlose Gegenstand erzeugt in mir eine sprachlose Freude, die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen." Die Rede von Leonhard vertritt die kritische Seite der theologischen Reflexion. Sie erklärt aus dem Mythos die Hauptbestandtheile der evangelischen Geschichte und erkennt den Herd dieses Mythos im christlichen Gemeindeleben; spricht doch S. noch in der Dogmatik von „dem Bilde Christi, welches als eine Gesammtthat und als ein Gesammtbesitz in der Gemeinde besteht". So anticipirt diese Rede David Strauß; nur daß hier schon Schleiermacher's tiefes Aperçu hervortritt, nach welchem er die Wirksamkeit des mythenbildenden Vermögens mit dem Cultus, den Festen, den Gesängen verbunden sieht. Die Rede von Ernst dagegen vertritt schon Schleiermacher's Glaubenslehre, deren Reflexion über die christlichen Erfahrungen und ihren Schluß aus denselben auf ihre geschichtliche Bedingung in Christus. Der Zwiespalt, in dem unser Leben beginnt, kann nur aufgehoben werden durch einen unsündlichen und vollkommenen Anfang des christlichen Gemeindelebens, in welchem ein solcher Zwiespalt niemals war. In der Rede Eduard's tritt dann noch ein drittes Moment der theologischen Reflexion uns entgegen, das damals von Schelling, Daub u. A. vertreten war, von S. später fallen gelassen wurde: die christliche Speculation. Wie diese geschichtlich mit dem Platonismus verwuchs, so ist sie auch in S. durch Plato bedingt, der sich hier mit dem neuen ästhetischen Humanismus berührt. Christenthum und Speculation haben in verschiedener Form denselben Gehalt, in verschiedener Schale denselben Kern: das Urbild des Menschen, das Ideal der Menschheit. Die in unserer Erde wirkende Vernunft verkörpert sich in der endlichen, beschränkten sinnlichen Natur als Mensch und jedes Individuum ist ein Gedanke dieser ewigen Vernunft. In der Kirche gelangt die Menschheit zum Selbstbewußtsein über diesen ihren höheren Charakter, wie er von Gott aus angesehen sich darstellt. Die Kirche aber ist selber geschichtlich nur aus einem Anfangspunkte verständlich, in welchem sich der Geist nach Weise unserer Erde ursprünglich zum Selbstbewußtsein gestaltete und von dem aus nun dies Selbstbewußtsein in der Kirche die Menschheit immer vollständiger durchdringt. Dieser Anfangspunkt ist der Mensch an sich, die vollendete Erscheinung der Menschheitsidee in einem Exemplar, und darum der Fleisch gewordene Logos des Johannes. Wir stehen hier an der Wiege der Schleiermacher'schen Lehre vom urbildlichen Christus und gewahren, wie sie schon im Ursprung den Widerspruch zwischen der transscendenten Natur der platonischen Idee sowie der Parusie dieser Idee an allen Punkten der Gattung und der Behauptung ihrer geschichtlichen Verwirklichung in Einem Exemplar an sich trägt.

Mit dem Sendschreiben an Gaß über den ersten Timotheusbrief, 1807, eroberte sich S. mit einem Schlage eine hervorragende Stellung in der wissenschaftlichen Theologie. Die Arbeit erwuchs aus seinen Vorlesungen über die paulinischen Briefe. Wie er im Plato von der inneren Form des platonischen Dialoges ausgegangen war, so war seine Exegese des Paulus auf die Erkenntniß der inneren Form des paulinischen Briefes gerichtet (Briefwechsel mit Gaß

S. 21). „Den Apostel Paulus hoffe ich nun bald so gut zu verstehen, als den Plato selbst" (vgl. S. 51). Gegenüber der Ansicht, „die neutestamentlichen Schriftsteller wären nun alle so, schlecht und unzusammenhängend, und von einem Styl könne gar nicht die Rede sein", macht er den festen Sprachkreis des Paulus, die lebendige, geniale Composition des paulinischen Briefs und dessen stylistischen Charakter zum ersten Male geltend (im Sendschreiben s. W. Abth. I, Bd. 2, S. 317 f.) Wie er die Stufen platonischer Composition unterschieden hatte, so entwirft er die charakteristischen Züge der Hauptclassen paulinischer Briefe (ebendas. S. 275 ff.) Und nun zeigt er, wie an diesen Maßstäben gemessen, der Sprachkreis des Briefes sich als abweichend vom paulinischen, seine Composition als äußerliche Zusammenstoppelung ohne das innere geniale Leben des paulinischen Briefes und die eingewebten historischen Data als entlehnt, entstellt, mit den wirklichen historischen Bedingungen in Widerstreit erweisen. So stellte er ein erstes Muster innerer Kritik einer neutestamentlichen Schrift auf. Das Unvermögen äußerer Zeugnisse, diese Schrift zu schützen, erweist er sonnenklar (ebendas. S. 227 ff.) Das Ziel seiner Untersuchung ist heute veraltet. Wir wissen jetzt, daß die drei Pastoralbriefe unächt sind. Wo er sich auf die zwei anderen Pastoralbriefe stützt, um von hier aus den ersten Timotheusbrief anzugreifen, ist sonach auch seine Beweisführung hinfällig (ebendas. bes. S. 254 ff.); aber Strauß überschätzt gar sehr die Bedeutung dieser von den anderen Pastoralbriefen ausgehenden Argumentation für Methode und Ergebniß der Schrift (Strauß's Charakteristiken 1839 S. 46 f.), deren heute noch fortwirkende Bedeutung in dem genialen Studium der Composition dieser ältesten christlichen Sendschreiben liegt.

Als S. dieses Sendschreiben im Winter 1806/7 schrieb, war schon die Universität Halle in Auflösung. Schon ehe die Katastrophe von Jena eintrat, war durch die großen politischen Vorgänge ein energisches Staatsbewußtsein in S. hervorgerufen, welches sich mit seiner im Herrenhuterthum und dem neuen Idealismus entwickelten Einsicht in die Realität und dem Selbstwerth der Gemeinschaften verband. Oesterreich war nun niedergeworfen. Der Rheinbund bereitete sich vor. „Glauben Sie mir", schrieb S. schon am 20. Juni 1806 prophetisch (Brfw. II, 64), „es steht bevor früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen werden". Der Gedanke des Vaterlandes fand nun in seinem Leben die feste Stelle neben Wissenschaft, Religion und Freundschaft. In seiner Predigt September 1806: wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, bekämpfte er die Ansicht vom bürgerlichen Verein als einer kunstreichen Maschine, die zum Besten des einzelnen da ist (Predigten I, 228). Auch außer diesem patriotischen Wirken auf der Kanzel der Ulrichskirche zu Halle hatte S. im September 1806, während Napoleon seine große Armee nordwärts schob, die Absicht, „ein politisches Wort laut zu reden" (Briefw. II, 67). Am Schlusse der damals ausgegebenen neuen Ausgabe der Reden weissagte er, Deutschland werde gegen den romanisch-katholischen Imperator „aufstehen mit Riesenkraft". Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, in den furchtbaren Octobertagen, zogen damals vier Tage hindurch französische Armeemassen plündernd durch Halle; S. verlor den Humor nicht, während er, Steffens und Gaß in seiner Wohnung Uhren, Oberhemden und ein paar übrige Thaler hergaben. Bei den jungen Professoren war wenig zu plündern. Die Universität wurde geschlossen, die Studentenschaft ausgewiesen. Mit der

Familie Steffens und seiner Schwester Nanny zusammen lebte er nun zu Halle in einer Dürftigkeit, die ihrem fröhlichen Jugendmuth nicht schwer zu tragen war, ohne Wein, fast ohne Fleisch und Holz. Er war bereit, wenn Napoleon den Protestantismus angreife, seinem Berufe gemäß auch das Märtyrerthum nicht zu scheuen (Briefw. II, 76). Einen neuen Ruf nach Bremen lehnte er ab; „ich bin entschlossen, so lange ich noch in Halle Brot und Salz auftreiben kann, zu bleiben“ (Briefw. IV, 128).

In dieser Lage und Geistesverfassung wurde er der erste große politische Prediger unseres Volkes seit dem Zeitalter Luther's. Die herrliche Predigt am Neujahrstage 1807, „was wir fürchten sollen und was nicht“ erhob später den Freiherrn v. Stein, als er in der Nacht vom 5. Januar 1807 proscribirt auf seinem einsamen Schlitten der Grenze zueilte (gesammelt in der zweiten Predigtsammlung 1808). Den Sommer 1807 hindurch war er mit Urlaub in Berlin, er hielt dort über die Geschichte der griechischen Philosophie Vorlesungen, und man weiß aus Niebuhr's Leben, welchen starken Eindruck dieselben machten. Während dieser Zeit ging im Tilsiter Frieden vom Juli 1807 Halle dem preußischen Staate verloren. Sein erstes Wort über diesen Frieden auf der Kanzel war der bittere „heilsame Rat, zu haben, als hätten wir nicht“. S. wollte nicht unter französischer Herrschaft leben. Auch wurde bereits die Verlegung der Universität Halle nach Berlin erwogen und S. für Berlin in Aussicht genommen. Er kam im Herbst 1807 noch einmal nach Halle zurück, dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Die dortige Kanzel war ihm durch die Verordnung des Kirchengebets für den König von Westfalen verschlossen.

Berlin und die Erfüllung seines Lebensideals im Wirken in Familie und Staat, Wissenschaft und Kirche, als den Hauptkreisen der moralischen Welt. 1808—1819. Im December 1807 siedelte S. auf immer nach Berlin über. Er lebte da zuerst als privatisirender Gelehrter und in keinem glänzenden Zustande der Finanzen. Wie immer in solchen Zeiten unerfreulicher Muße herrschte bei ihm wieder die Philologie. Im Sommer 1807 war der vierte Band des Plato fertig geworden. Wol empfand er selber, wie in seiner genauen, formstrengen Nachbildung die Süßigkeit und lässige Anmuth Plato's, besonders des Symposion nicht zum Ausdruck gekommen war, aber die Bedeutung seines großen Werkes gelangte unter den Philologen immer mehr zum Verständniß, besonders seit der glänzenden Recension seines Schülers Boeckh in den Heidelberger Jahrbüchern (I. 5, S. 81 ff.). Die Vorlesung über Geschichte der griechischen Philosophie im Sommer 1807 war als erste Verbindung philologischer Interpretation und Kritik mit philosophischer Construction enthusiastisch im vornehmen Kreise der Niebuhr, Buttmann, Spalding aufgenommen worden (Briefw. IV, 146). Seit Frühling 1808 arbeitete er für Wolf's Museum der Alterthumswissenschaft die dort im ersten Bande 1808 gedruckte meisterhafte Abhandlung aus: Herakleitos, der Dunkle von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten. Dann kam 1809 der fünfte Band des Plato; mit der 1828 nach langer Pause erschienenen Uebersetzung des Staats brach nunmehr das Werk ab. In der Linie des Heraklit lagen mehrere in der Akademie gelesene Abhandlungen, über Anaximandros 1811, Diogenes von Apollonia 1811, Hippon 1820, über den Werth des Sokrates als Philosophen 1815, über die ethischen Werke des Aristoteles 1817, und die Scholien zur nikomachischen Ethik 1816. Diese Arbeiten wirkten mit der Philologie Fr. A. Wolf's und der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise Hegel's zusammen, und so erwuchs einer der fruchtbarsten Zweige deutscher geschichtlicher Arbeit, das Studium der griechisch-römischen Philosophie und Wissenschaft. S.

regte in der Berliner Akademie der Wissenschaften bedeutende Arbeiten in dieser Richtung an, die noch heute fortgehen.

Für S. war immer Leben mehr als Forschen und Denken, und seine seltene menschliche Größe und Reinheit überragt alle seine thatsächlichen Leistungen. Jetzt begann in Berlin, noch unter französischer Fremdherrschaft, das Ideal seines Lebens sich zu verwirklichen. „Komme ich noch irgend, wenn auch nur vorübergehend, in eine Thätigkeit für den Staat hinein, dann weiß ich mir wirklich nichts mehr zu wünschen. Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen, — weiter giebt es nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die alles genossen hätten. Freilich ist es nur in dieser neuesten Zeit, wo die Menschen alles trennen und scheiden, daß eine solche Vereinigung selten ist; sonst war jeder tüchtige Mensch wacker in allem, und so muß es auch werden und unsere ganze Bemühung geht darauf, daß es so werde" (Briefw. II, S. 191). Diesem Ideal entsprechend gewann er in den verschiedenen Sphären der sittlichen Welt nach einander einen festen Wirkungskreis. Zuerst gründete er sich trotz der Unsicherheit der Zeiten sein H a u s. Schien ihm lange Zeit mit Eleonore Grunow die Hoffnung auf häusliches Glück geschwunden, so schuf er sich nun dieses auf einem Wege, welcher ganz seiner für andere wirkenden, ringsum Kraft, Thätigkeit und Liebe ausstrahlenden Natur entsprach. Unter den neuen Freunden, welche ihm nach dem Absterben der Beziehungen zu den Romantikern durch feste redliche Tüchtigkeit und warmes Herz das Bedürfniß der Freundschaft befriedigten, waren die ihm nächsten der Buchhändler Georg Reimer in Berlin, der Prediger und Professor Joachim Christian Gaß, der S. zuerst 1803 in Stettin begegnete, dann seit 1808 mit ihm in Berlin vereint war und von 1811 ab bei Regierung und Universität in Breslau wirkte, endlich der junge Geistliche Ehrenfried v. Willich auf Rügen. S. hatte ihn 1801 kennen gelernt, auch Willich's junge Frau Henriette (geb. v. Mühlenfels) hatte sich mit warmherzigem Enthusiasmus an ihn angeschlossen, und als nun im Frühling 1807 der jugendliche Gatte ihr entrissen wurde und sie mit der schweren, ja ihr kaum lösbaren Aufgabe der Erziehung ihrer Kinder zurückblieb, hatte sich S. im Sommer 1808 auf der Insel Rügen mit ihr verlobt, und sie dann im April des nächsten Jahres 1809 heimgeführt. Sie schenkte ihm mehrere Töchter, unter denen die edle Gemahlin des bekannten Ministers Grafen Schwerin auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, und einen hochbegabten Sohn, der als Knabe starb.

Als S. aus Rügen als Verlobter an einem Augustabend zurückkehrte und Berlin wieder vor ihm lag, da freute er sich, die Dreifaltigkeitskirche unter dem Ersten, was er deutlich unterscheiden konnte, zu gewahren und tröstlich lag sie ihm als schönes Ziel vor Augen. Sein k i r c h l i c h e r B e r u f war nun der zweite Lebenskreis, in welchem er zu freudig idealem Wirken gelangte. 1808 ernannte ihn der König durch ein Handbillet zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, wo lutherische und reformirte Prediger zusammen wirkten (Heinrici, Twesten S. 204), und am 11. Juni 1809 konnte er, nach abgelaufenem Gnadenjahr, sein Amt antreten. Durch ihn wurde die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche die erste des evangelischen Deutschland. Der Mittelpunkt seiner Predigt war das erhöhte, freudige Leben der christlichen Gemeinschaft, die ideale Gestaltung aller sittlichen Verhältnisse in Gottes Reiche und das persönliche Verhältniß des Christen zum Erlöser als dem menschlichen Urbild und Ideal. Wenn er die erhabene Schönheit des christlichen Lebens schilderte, brach er wohl zuweilen in Thränen aus. Auf dieser Kanzel hat er die Predigten über den christlichen Hausstand gehalten (1818, gedruckt 1820—1825), welche die sittlich-tiefsinnigste Darstellung unseres christlich-deutschen Familienlebens sind. Auf derselben Kanzel

hat er die politischen Ereignisse seiner Tage mit den höchsten sittlichen Betrachtungen begleitet und seine Predigten zum Gedächtniß der Königin Louise, die Neujahrspredigt von 1813, die Predigt vom 28. März desselben Jahres bei der Verkündigung des Aufrufs: An Mein Volk! haben sich lange im Gedächtniß der Menschen erhalten. In der Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenjagd hat dann die Dreifaltigkeitskirche unter ihren Andächtigen Polizeispione gesehen, die regelmäßig über Schleiermacher's Predigten zu berichten hatten (Siegfried Lommatzsch, Geschichte der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, 1889).

Als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche hatte S. auch einen festen Boden für sein Wirken in den großen kirchlichen Fragen, welche seit der Auflösung des älteren preußischen Verwaltungssystems auftraten. Durch das Publicandum vom 16. December 1808 wurden die Consistorien und kirchlichen Centralbehörden, wie sie bis dahin bestanden hatten, aufgehoben. Im Ministerium des Innern wurde eine Section für Cultus und öffentlichen Unterricht eingerichtet. Wie seitdem die Arbeit, ein neues System der preußischen Verwaltung zu gestalten, lange Jahre in Anspruch nahm, so hat es vieler Jahre bedurft, eine Kirchenordnung zu schaffen, welche den Bedürfnissen des Gemeindelebens besser genügte und sich doch zugleich in das staatliche Verwaltungssystem ohne Widerspruch einordnen ließ. Auch für diese Frage wurde zunächst das Zurückstellen der versprochenen staatlichen Repräsentativverfassung verhängnißvoll. Denn von hier aus mußte nach dem Zusammenhang menschlicher Dinge auch die kirchliche Repräsentation verdächtig werden. Zugleich aber sind vom König infolge seiner persönlichen religiösen und kirchlichen Stellung neben den heilsamsten Einwirkungen auch schädliche ausgegangen. Die Fragen, welche zu lösen standen, waren die einheitliche Verfassungs- und Verwaltungsordnung der Kirche und — untrennbar damit verbunden — ein Grad von Vereinigung der protestantischen Confessionen, der eine solche einheitliche Ordnung ermöglichte. Forderten beide Reformen einander, so konnten doch nur ordnungsmäßige Organe der Gemeinden, also deren Repräsentation in Synoden, diese der Union zuführen. Da nun aber die Abneigung gegen jede Art von Repräsentation dieses Verfahren hemmte, fiel dem landesherrlichen Kirchenregimente ein überwiegender Einfluß zu, die Bewegung in den Gemeinden selber erlosch, und Maßregeln wurden ergriffen, welche die Rechte der Gemeinden nicht genugsam achteten und sich daher rächen mußten. Zudem aber mischte nun der König in diesen Gang der Sache die Herstellung und Ausführung einer neuen liturgischen Ordnung, niedergelegt in einer Agende, durch welche eine uniforme Ordnung des Cultus und auch der Lehre den Gemeinden aufgedrungen wurde. Durch sie wurden Cultus und Lehrgehalt der herbeizuführenden Union von vornherein von oben geregelt. Durch die Art ihrer Einführung wurden die Rechte der Gemeinden verletzt. In den so entstehenden Wirren wäre Schleiermacher's Platz in der Kirchenleitung gewesen. Ihn in diese aufzunehmen, konnte sich der König zu keiner Zeit entschließen. Aber wie von selber trat der gewaltige Prediger der Dreifaltigkeitskirche an die Spitze der Berliner Geistlichen. Sein Programm war von den Reden und Gutachten her Selbständigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten, Aufbau ihrer Verfassung auf die Rechte der Gemeinden, auf Presbyterien, Provinzialsynoden und Generalsynode, andererseits ausschließliche Einordnung der theologischen Facultäten in den Universitätszusammenhang, sonach in die Gliederung des wissenschaftlichen Unterrichtswesens, und dadurch festgegründet: dieser Facultäten Lehrfreiheit. Aber mit der ihm eigenen kirchlichen Weisheit suchte er diese Forderungen mit der von oben die Kirche regierenden Consistorialordnung und mit dem Summepiskopat des Königs in Einklang zu setzen. So hat er viel Gutes erreicht, manches Schädliche gehindert, vor allem aber mit der über-

legenen Anschauungskraft des religiösen Genies dem weiteren Gang des Aufbaues unserer Kirchenordnung im Ganzen die Wege gewiesen.

Zunächst begann sein kirchliches Wirken mit dem auf Stein's Veranlassung ihm 1808 ertheilten Auftrag zu einem Entwurf für eine neue Kirchenordnung der preußischen Monarchie. Dieser Entwurf (mitgetheilt in Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht I, 326 ff.) verlangte gegenüber der bisherigen Behandlung der Kirche als Staatsinstitut eine völlige Erneuerung des ganzen kirchlichen Gemeinschaftslebens in Bezug auf: 1. die Bildung der Gemeinden, 2. die Zusammensetzung der Synoden, 3. die Einsetzung von Bischöfen und Capiteln, 4. das Verhältniß der Staatsgewalt zur Kirchenregierung. Er enthält dabei Elemente, in denen S. sich den Ideen der leitenden Personen accommodirte oder die er doch später wieder aufgab. Die Rechte eines Gemeindegliedes sind daran gebunden, daß „dasselbe zweimal jährlich in den Communicantenlisten der Gemeinde aufgezeichnet stehe“. Das provinziale Kirchenregiment soll nach diesem Entwurf durch einen Bischof mit seinem Capitel geübt werden und die oberste Kirchenleitung soll nach ihm in den Händen der Staatsregierung verbleiben. Andererseits tritt schon dieser Entwurf für eine der kirchlichen vorausgehende und die Gültigkeit der Ehe ausschließlich constituirende bürgerliche Eheschließung ein und erstrebt die Selbständigkeit der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten sowie die theologische Lehrfreiheit. Der Entwurf verfiel den Acten. Erst ein am 16. Januar 1812 von der Geistlichen- und Schuldeputation Schlesiens eingereichter Entwurf einer Synodalordnung, den Gaß verfaßt hatte, brachte die Sache wieder vorübergehend in Fluß. Zunächst circulirte derselbe bei den anderen Provinzialregierungen. Als deren Gutachten eingegangen waren, schlug Nicolovius als Rath der geistlichen Abtheilung am 29. Juli 1812 vor, die Sache nun in der Section des öffentlichen Unterrichts zur Sprache zu bringen und dem dieser Section angehörigen S. vorzulegen. Auf diesem Umweg kam die Sache in Schleiermacher's Hand, was auch schon Gaß erbeten hatte (dieser Verlauf aus den ungedruckten Acten). In diesem Zusammenhang entstand ein neues Gutachten Schleiermacher's über eine Synodalordnung für die protestantische Geistlichkeit in sämmtlichen Provinzen (handschriftlich erhalten von Schleiermacher's eigener Hand). In diesem Gutachten wird besonders entwickelt, was die herzustellenden Synoden für die Ausbildung der Candidaten, die theologische und sittliche Bildung der Geistlichen und ihr gemeinsames Wirken, sowie für die damals so dringende Aufgabe eines verbesserten Elementarunterrichts leisten könnten. Die Betonung der Bedeutung der Synoden in dieser Rücksicht entsprach dem Gesichtspunkt der Unterrichtsverwaltung, den S. geltend zu machen hatte. Schleiermacher's Gutachten fand zwar in der geistlichen Abtheilung durchweg Anerkennung, aber die großen Ereignisse von 1813 verschlangen auch diese Verhandlungen. Als dann nach dem Kriege 1814 eine Versammlung von 22 Superintendenten der Kurmark im Juni 1814 den König um eine kirchliche Verfassung zu bitten wagte, erfolgte nun ein erster Schritt. Doch in wie verhängnißvoller Richtung!

Eine aus angesehenen Geistlichen, Sack, Ribbeck, Hanstein, Hecker, Offelsmeyer und Eylert, bestehende liturgische Commission wurde eingesetzt, sie wurde aber, trotz ihrer Beziehung zu den Verfassungsbestrebungen jener Superintendentenversammlung, im Publicandum vom 17. September 1814 auf die Herstellung einer Liturgie als ihre Aufgabe verwiesen. Sofort erschien Schleiermacher's Glückwunschschreiben an die Mitglieder der zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission 1814. Dieses stellt das Verschobene zurecht. „Eine neue lebendige Verfassung der Kirche muß gegründet werden, aus welcher das Andere alles von selbst, wie und wann es recht ist, hervorgehen

wird"; diese anzuregen und einzuleiten, ist ihm die wirkliche Aufgabe der Commission. Dagegen scheint es ihm nicht gerathen, den fortschreitenden christlichen Geist an den uniformen Buchstaben einer alleinherrschenden Liturgie zu binden. (S. W. Abth. 1, Bd. 5, S. 158 ff. bes. 186 f.) Und als im Herbst 1816 die vom König mit seinem Hofbischof Eylert hergestellte Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde von Potsdam und die Garnisonkirche von Berlin erschien, unterwarf wiederum der wahrhaft kirchliche S. diese in der neuen Broschüre „über die Liturgie 1816" einer vernichtenden Kritik. Noch einmal hob er hervor, daß nur eine kirchliche Repräsentation die schwebende Frage zu lösen befugt und befähigt sei (ebendas. S. 191 ff. bes. 215).

Hand in Hand mit der neuen Liturgie ging die Wiederherstellung der Consistorien (10. April 1815) sowie die Anordnung vom 2. Januar 1817, nach welcher in einer Art von protestantischer Hierarchie auf der Unterlage von Presbyterien aus den Geistlichen jedes Kreises unter Vorsitz des Superintendenten Kreissynoden und aus den Superintendenten der Provinz unter dem Generalsuperintendenten eine Provinzialsynode gebildet werden sollte; nach fünf Jahren sollte eine neue Generalsynode zusammentreten. Auch diesen Ideen trat der unermüdliche Streiter von neuem gegenüber, in der Broschüre über die für die protestantische Kirche des preußischen Staates einzurichtende Synodalverfassung 1817 (ebendas. 219 ff.) Sein Endurtheil über diesen Verfassungsplan war: „Es bleibt dem Entwurf zufolge völlig beim Alten". Mit vorschauendem Blick strebte er selber eine Verbindung der in unser ganzes Staatswesen eingewurzelten Consistorialverfassung mit der Synodalverfassung an und verlangte die Unabhängigkeit der theologischen Facultäten vom Einfluß der Synoden. Als 1817 die evangelische Berliner Geistlichkeit eine gemeinsame vorbereitende Kreissynode bildete, wählte sie S. zu ihrem Präses. Und als 1819 die Superintendenten zu einer Provinzialsynode zusammentraten, luden sie S. ein, theilzunehmen. Die Synode schlug weltliche Mitglieder der Synoden in gleicher Zahl mit den geistlichen, Ersatz der Consistorien durch freigewählte Ausschüsse der Provinzialsynoden und der obersten Kirchenleitung durch einen Ausschuß der Generalsynode vor. Es ist nicht festgestellt, wie viel Antheil S. an der Aufstellung dieser weitgehenden Forderungen hatte; jedenfalls stimmte er ihnen zu. So sehr hatte der Verlauf der Dinge ihn und viele Geistliche dem kirchlichen Regimente gegenüber verbittert. Doch von diesem verhängnißvollen Jahr 1819 ab war die ganze Kirchenverfassung in den Acten begraben. Man begreift das, da S. selber wie sein Freund Gaß in einer Synodalverfassung auch eine wirkende Kraft für das staatliche Verfassungsleben sah. Aber für das religiöse und kirchliche Leben unseres Volkes in der nun folgenden Zeit so großer Erschütterungen der religiösen Vorstellungen war es ein großes Uebel.

Schleiermacher's Wirken für die Union war der Höhepunkt seiner ganzen kirchlichen Thätigkeit. Aus der edlen evangelischen Gesinnung des Königs war ihm seit den Tagen des Religionsunterrichts bei dem ehrwürdigen Sack die Sehnsucht entsprungen, die Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche herbeizuführen. Nun erklärte der König am 27. September 1817 den Consistorien, daß er am Reformationsfeste das Abendmahl gemeinsam mit den Lutheranern genießen werde, sprach die Hoffnung aus, daß das bei seinen Unterthanen Nachfolge finden werde und überließ der Weisheit der Geistlichen, Synoden und Consistorien, die Form dieser Vereinigung zu finden. S. war Präses der ersten vereinten Berliner Synode und Verfasser der Erklärung, in welcher diese sich den Gemeinden über die bevorstehende gemeinschaftliche Communion am Reformationsfeste aussprach. Nach derselben sollte diese Feier weder liturgische noch dogmatische Uniformität herbeiführen (s. W. Abth. I, Bd. 5, S. 295 ff.).

Am 31. October nahmen in der Nicolaikirche 63 Berliner Geistliche, alle theologischen Doctoren und Professoren der Universität und viele hohe Staatsbeamte gemeinsam das Abendmahl: vor dem Altar reichten sich die theologischen Collegen, der reformirte S. und der lutherische Marheineke die Hand. Und S. hat dann auch die litterarische Vertheidigung der Union geführt, als in Holstein der lutherische Prediger Claus Harms in den 95 Thesen die Union als „Verirrung“, die moderne Theologie als „Abfall vom alten Glauben“ anklagte und in Sachsen der Oberhofprediger v. Ammon, der „Dresdener Papst“, in seiner „bitteren Arznei für die Glaubensschwäche der Zeit“, Luther und seinen vollen Abendmahlsglauben gegen die mit der Union eindringende Verführung zum Indifferentismus vertheidigen zu müssen vorgab. Schleiermacher's Streitschrift „an Herrn Oberhofprediger Ammon über seine Prüfung der Harms'schen Sätze 1818“ ist neben der gegen Schmalz die am meisten persönliche. Sie hat Ammon als theologische Persönlichkeit vernichtet. Mit offener, ehrlicher Leidenschaft: denn tief hatte den alten Reformirten die unwahre und unwissende Verdächtigung seiner Confessionsgenossen verletzt. Eine Fluth von Streitschriften folgte, doch begnügte sich S., 1819 in der Abhandlung: „Ueber den eigenthümlichen Werth und das bindende Ansehen symbolischer Bücher“ zu zeigen, wie diese die freie Schriftforschung nicht binden dürften, sondern nur den Werth historischer Urkunden des altprotestantischen Glaubens besäßen (s. W. Abth. I, Bd. 5, 423 ff.). Bei der Dreifaltigkeitskirche selber ist nach Einverständniß von Marheineke und S. am 6. December 1820 von den Pastoren und dem Kirchencollegium die Vollziehung einer Union vorgeschlagen worden, und am Palmsonntag 1822 konnte zur besonderen Freude des Königs das Fest der Vereinigung gefeiert werden (Bericht der gottesdienstlichen Feier mit Schleiermacher's Predigt 1822). Nun konnte auch unter Schleiermacher's langwährender Mitwirkung in Berlin ein gutes gemeinsames Gesangbuch zum Abschluß gelangen. (Ueber das Berliner Gesangbuch 1830 ebendas. S. 629 ff.) Unter den Confirmanden, welche die Union S. in der Dreifaltigkeitskirche zuführte, befand sich 1830 auch Bismarck.

Das dritte Lebensgebiet, in dem S. nun zu wirken begann, war der Staat, und wie er ganz zum öffentlichen Leben geboren war, schien seine Brust sich im politischen Wirken zu erweitern. Für die Ueberwindung des Individualismus der gebildeten Classen durch den Gedanken, daß die staatliche und nationale Gemeinschaft etwas Reales und für sich Werthvolles sei, haben S., Fichte, Hegel und Niebuhr neben den großen Staatsmännern und Militärs das Meiste gethan. Neben die politischen Predigten, welche S. im Februar 1808 auch in einer Sammlung veröffentlichte, trat vom Sommer 1808 ab seine Mitwirkung in einer freien Verbindung preußischer Patrioten, welche ohne Organisation und feste Abgrenzung der Mitglieder gegen die französische Herrschaft zusammenwirkte. An ihrer Spitze stand Graf Chazot, die Seele der Verbindung war Eichhorn, der spätere Unterrichtsminister. Diese Verbindung war keineswegs eine geheime Gesellschaft, das Urtheil über sie ist von dem über einen preußischen Krieg 1808 oder 1809 abhängig: denn Stein, Scharnhorst, Gneisenau mußten für einen solchen Krieg auf den mitwirkenden Geist der Nation, ja auf vorbereitende Maßregeln rechnen, und sie haben darauf gerechnet (Stein, Darst. der Lage von Europa 11. August 1808). Im Auftrag dieser Verbindung unternahm S. im August und September des Jahres 1808 eine Reise nach Königsberg, um über die Vorbereitungen zum Krieg mit den in der Regierung befindlichen Befürwortern des Krieges dort persönlich zu verhandeln. Er conferirte mit Stein, Gneisenau, Scharnhorst und ward von der Königin und der Prinzeß Wilhelm empfangen. Unmittelbar danach finden wir ihn auf einer geheimen Zusammen-

kunft von Patrioten in Dessau. Im November wurde er vor den Marschall Davoust beschieden und verwarnt. Auch stand dann die Patriotenverbindung in Beziehung zu den norddeutschen Aufständen von 1809 (das Nähere in meinem Aufsatz über Schleiermacher's politische Gesinnung und Wirksamkeit, Preuß. Jahrbücher 1862, S. 234—277).

Zu derselben Zeit aber wurde nun auch S. eine bedeutende Wirksamkeit in der Staatsregierung selber zutheil. Er nahm unter Humboldt in der Unterrichtsabtheilung hervorragenden Antheil an der ersten Einrichtung der Berliner Universität, an der Gestaltung des modernen Gymnasiums, an der Reform der Volksschulen nach Pestalozzi's Methode. Als dann die Erhebung von 1813 herannahte, haben seine Predigten und seine patriotische Thätigkeit auch diese mit vorbereitet und begleitet. Damals theilte er wie Fichte die Uebungen des Landsturmes. Er unterstützte Niebuhr bei dem von diesem redigirten Preußischen Correspondenten, dem Organe der Patriotenpartei und übernahm selbst nach Niebuhr's Fortgang die Redaction. Ein von ihm verfaßter Artikel über den Waffenstillstand vom Juli 1813 brachte ärgerliche Händel mit der Censur (Briefw. 4, 413 ff.) und einen persönlichen Verweis von Schuckmann. Nach dem Kriege hat man die Abneigung des Königs gegen das nicht auf regulärem Verwaltungswege Geschehene benutzt. Die Broschüre von Schmalz über politische Vereine 1815 streute unbestimmte, unfaßbare Verdächtigungen aus, doch erwiesen die Antworten von Niebuhr und S. (An den Geheimerath Schmalz. Auch eine Recension. S. W. Abth. III, Bd. 1, S. 645 ff.) deren gänzliche Gegenstandslosigkeit. Mochte es zweifelhaft sein, ob 1808, 1809, 1811 die Patrioten wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst, S. mit ihrer Kriegspolitik oder der König mit seiner Politik des Abwartens Recht gehabt hatten, jedenfalls war diese Patriotenpartei nie ein geheimer Bund gewesen und hatte mit dem Tugendbund nichts zu schaffen. Dennoch benutzte nach der Schmalziade der Minister des Innern, Schuckmann, ein argwöhnischer Bureaukrat, jederzeit der entschiedenste Gegner Schleiermacher's, dessen Wahl zum Secretär der philosophischen Classe der Akademie (1814), ihn unter dem Vorwand seiner Ueberhäufung mit Geschäften aus dem Unterrichtsdepartement hinaus zu manövriren.

Der vierte Lebenskreis, in den sich Schleiermacher's Wirken erstreckte, war die Wissenschaft. Seit seiner schönen Schrift über die Universitäten (1808), welche das geflügelte Wort enthielt, der Staat brauche nicht einige Männer lediglich dazu zu besolden, damit sie sich des Privilegiums erfreuen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen, nahm er an der Gründung der Berliner Universität sowohl einen persönlichen und freien als einen amtlichen Antheil. Nachdem im Frühjahr 1809 Humboldt das Unterrichtsministerium übernommen hatte, durfte S. als Director der Berliner wissenschaftlichen Deputation, als Mitglied der Unterrichtssection, als Theilnehmer an der Commission für die Herstellung der Berliner Universität, nicht am wenigsten als persönlicher Berather Humboldt's in vielen Berufungsangelegenheiten eine eingreifende Einwirkung auf alle Unterrichtsangelegenheiten, besonders aber auf die Begründung der Berliner Universität (1810) üben. Er bereitete aber auch durch Vorlesungen vor der Eröffnung diese vor. So las er im Sommer 1807 über griechische Philosophie, dann im Winter 1808/9 Darstellung und speculative Kritik der christlichen Glaubenslehre, für ein über die Theologen hinausreichendes Publicum (Briefw. IV, 167), und Staatslehre. Diese letztere neue Vorlesung entsprang aus dem unwiderstehlichen Bedürfniß, das politische Wirken, in dem er stand und das ihn umgab, sich gegenständlich zu machen; schon seit October 1808 arbeitete das Nachdenken hierüber in ihm. Dann las er im folgenden Winter 1809/10 christliche Sittenlehre. Der Plan entstand, auf Grund der bisherigen Vorlesungen seine

theologischen Ansichten in Lehrbüchern niederzulegen. Eine Encyclopädie sollte den Anfang bilden und ist in demselben Jahre erschienen. (Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen. 1810. Zweite umgearbeitete Ausgabe 1830.) Dogmatik und christliche Ethik sollten folgen. Auch schrieb er schon im Winter 1812/13 neben den Vorlesungen an diesen beiden Compendien. Der damals entstandene Grundriß der Ethik ist von Schweizer richtig als für eine künftige Herausgabe bestimmt bezeichnet worden (Schweizer: Heft C, von Twesten vollständig veröffentlicht). Fertig gearbeitet wurde vom Compendium die Einleitung und ein Theil der Güterlehre, wol bis 1816 (Twesten S. 1—93). — Im Herbst 1810 wurde nun die Universität eröffnet, mit 256 Zuhörern, die dann im Sommer auf 198 sanken. S. und de Wette bildeten die theologische Facultät, denn der schon berufene Marheineke trat sein Amt erst 1811 an. Im ersten Semester las S. zwei theologische Vorlesungen (Briefw. mit Gaß, S. 88), eine derselben handelte über Lucas, und schon damals hoffte er, von der Kritik dieses Evangeliums werde ein großes Licht über den Kanon (a. a. O. S. 87) ausgehen. Philosophische Collegien gedachte er damals so lange nicht zu lesen, als Fichte, mit dem er sich nicht verstand, einziger Professor der Philosophie sei. Dann machte es jedoch in der Ausbildung seines philosophischen Systems Epoche, als er trotzdem im Sommer 1811 zum ersten Male seine Grundlegung der Philosophie: die Dialektik las (vor 60 Zuhörern). Lange hatte er sich damit getragen, von seiner Ethik auf deren philosophisches Fundament zurückzugehen. Nach dieser Zeit that er noch einmal einen Ruck in dem Entwurfe seines philosophischen Systems, als er im Sommer 1818 zum ersten Male Psychologie las (die am stärksten besetzte Vorlesung bis dahin, 130 Zuhörer). Schade, daß S. nicht früher zuerst diese Vorlesung in Angriff genommen hat, da sie dann mehr Einfluß auf sein System, auch auf das theologische, gewonnen hätte.

Zum Druck ist in dieser Epoche Weniges gelangt. Nach seiner Art suchte S. seine systematischen Werke in Verbindung mit den Vorlesungen allmählich auszubilden. Da hielt er denn im Schreiben mit diesen eine Zeit lang Schritt, bis ihm der Athem ausging. So versuchte er im Winter 1814/15 für das Compendium über die Dialektik nach jeder Vorlesung die entsprechenden Paragraphen niederzuschreiben. Das schon mehr gereifte ethische Compendium förderte er daneben schneller und hoffte es im selben Winter 1814/15 zu vollenden (Gaß 121), auch gelangte die Ausarbeitung im Sommer 1815 bis tief in die Güterlehre hinein (Briefw. IV, 208), kam aber dann ins Stocken, und blieb wol seit 1816 ganz liegen. Als S. Twesten 1816 besuchte, in leidendem Gesundheitszustande, fürchtete er, die Ethik nicht vollenden zu können; er sprach den Wunsch aus, Twesten möge sich dann des Werkes annehmen. Ferner entstanden aus der politischen Vorlesung 1814 die Abhandlungen „über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen“ sowie „über den Beruf des Staates zur Erziehung“. Und nachdem S. die theologische Encyclopädie mehrmals gelesen, wurde das Compendium derselben 1810 geschrieben („Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Gebrauche für Vorlesungen“. Berlin 1810).

Die wenigen Bogen der Encyclopädie enthalten in classischer Prägnanz eine neue Auffassung der Theologie; gleichsam das Programm der theologischen Thätigkeit Schleiermacher's in Berlin. Sie vertreten im Gegensatz gegen die natürliche Theologie den geschichtlichen Standpunkt, welcher in der christlichen Gemeinschaft eine zusammengesetzte oder moralische Persönlichkeit erblickt, die sich so wenig als die Eigenthümlichkeit eines einzelnen Menschen construiren läßt (a. a. O., § 32). Die Theologie ist keine rationale Wissenschaft, sondern der Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Kunstregeln, ohne deren Besitz und Gebrauch

eine zusammenstimmende Leitung dieser moralischen Persönlichkeit, d. h. der christlichen Kirche, also ein christliches Kirchenregiment nicht möglich ist (a. a. O. § 5). Sonach besteht die Theologie aus einem philosophischen, historischen und praktischen Theil, aber ihr eigentlicher Körper ist die historische Theologie, und dieser hängt durch die philosophische Theologie nach rückwärts mit der eigentlichen philosophischen Wissenschaft als der Grundlage zusammen, durch die praktische vorwärts mit dem christlichen thätigen Leben. Die philosophische Grundwissenschaft der Theologie ist die Ethik; aus dieser entspringt die Religionsphilosophie neben der Aesthetik, der Staatslehre. Aber das ist nun gleich von diesem ersten Entwurf ab der schwache Punkt der neuen Theologie Schleiermacher's, wie freilich jeder späteren, daß sie nicht wirklich auf ächte Religionswissenschaft d. h. Verknüpfung der vergleichenden geschichtlichen Erforschung der Religionen mit Psychologie und Anthropologie gegründet ist, sondern diese grundlegende Wissenschaft ersetzt wird durch die beiden Zweige der philosophischen Theologie: Apologetik und Polemik. So wurde schließlich in der Encyclopädie die ganze Theologie auf ein Aneinanderhalten der von der Ethik entwickelten Idee der Religion mit den geschichtlichen Arten und Stufen derselben, insbesondere aber mit dem Christenthum aufgebaut, und auch die ethischen, religionsphilosophischen und apologetischen Lehnsätze der späteren Glaubenslehre führen wenig hierüber hinaus. Aus der so entstehenden Insufficienz der philosophischen Theologie ergab sich dann die vielbesprochene Paradoxie, daß er Glaubens- und Sittenlehre gänzlich in die historische Theologie verwies und neben die kirchliche Statistik stellte.

Wie die Encyklopädie so erwuchs ihm in diesen Jahren auch der kritische Versuch über die Schriften des Lucas (I. Theil 1817, enthält das Evangelium, mehr ist nicht erschienen) allmählich aus seinen exegetischen Vorlesungen über die Evangelien, und im Winter 1816/17 arbeitete er das Buch im Zusammenhang mit der Vorlesung über Lucas aus. Es wurde von S. selber als sein Hauptwerk in der biblischen Kritik betrachtet; ein zweiter Theil desselben sollte die Apostelgeschichte behandeln, der dritte die Hypothese sprachlich begründen (Briefw. IV, 218, Gaß 128, 139 f.). Es steht noch unter der Voraussetzung der Schriftlichkeit der Evangelienproduction; denn erst ein Jahr darauf veröffentlichte Gieseler die epochemachende Hypothese von einem mündlichen Urevangelium (über Entstehung und Schicksale der schriftlichen Evangelien 1818). Mit genialer Kraft der Veranschaulichung von Hypothesen hat es die Annahme Eichhorn's von einem schriftlichen Urevangelium wie die Hugs von der Benutzung eines Evangelisten durch den anderen in ihrer Ungeschichtlichkeit aufgewiesen. Die neue Annahme selber kann am besten mit Lachmann's Zerlegung der Nibelungen in Lieder (1816) verglichen werden. Sie benutzt ästhetische Kriterien, wie stilistische Ungleichheiten oder Fugen oder auch solche Uebergänge vom Besonderen zum Allgemeinen, welche auf Abschlüsse deuten, um vier Massen und innerhalb derselben dann kleinere Schriftganze zu unterscheiden. Solche Einzelschriften entstanden nach dieser kritischen Theorie in der nachapostolischen Zeit aus dem Bedürfniß gläubiger Christen, Ausführlicheres über Christus zu erfahren. Wurde nun dieses Bedürfniß durch die mündliche Ueberlieferung hauptsächlich befriedigt, so entstanden doch auch Aufzeichnungen. Die einen von ihnen suchten die Lehrreden aufzubewahren, andere überlieferten Wundergeschichten oder die Kunde von Christi letzten Tagen, von seiner Auferstehung, manche mochten alles zusammenstellen, dessen sie habhaft werden konnten. S. nimmt nun von allen drei synoptischen Evangelien an und sucht es am Lucas eingehend zu erweisen, daß sie im nachapostolischen Zeitalter aus solchen Einzelschriften zusammengesetzt und geformt worden seien, und zwar das Lucasevangelium mit vieler Einsicht und

kritischem Takte. Ein solches Ganze geringen Umfangs hat er gleich im ersten Capitel überzeugend nachgewiesen und den Charakter dieses ursprünglich aramäisch verfaßten, judaisirenden kleinen Kunstwerkes mit genialem Blicke bestimmt. Und nun greift hier die höchst bedeutende Abhandlung über die Zeugnisse des Papias von unseren beiden ersten Evangelien 1832 ein, welche aus dem äußeren Zeugniß des Papias bei Eusebius als Kern des Matthäus ebenfalls eine besondere Sammlung, Lehrreden Christi, aufzeigt, wenn auch der Sinn des ἡρμήνευσε von ihm so wenig als einem späteren noch mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Es bleibt von seiner Ansicht die Würdigung der mündlichen Tradition, das Verständniß für das Naive, aus dem Gemeindeleben und dem Cultus religiös lebendig Erwachsene der Evangelienbildung, der Nachweis der Mannichfaltigkeit der litterarischen Formen. Dagegen kann seine Hypothese im einzelnen die besondere Art von Uebereinstimmung zwischen den Synoptikern nicht erklären. Dabei bleibt Manches in seinen feinsinnigen Beobachtungen über Lucas doch auch unter der Annahme haltbar, daß die einzelnen von ihm gesonderten Stücke durch Lucas aus dem Zusammenhang von Evangelien herausgenommen worden seien. Erkennt nun S. in den drei ersten Evangelien den Einfluß dichterischer Produktionen auf die Gestaltung der Kindheitsgeschichte, eine mündlich fortgepflanzte Urchristologie, „nämlich einen gemeinsamen Typus des Erweises der höheren Würde Jesu mit Bezug auf alttestamentliche Stellen", sowie den nachapostolischen Ursprung der Synoptiker an, so hat er dagegen, obwol Bretschneider's Probabilien vorlagen, an der Echtheit des Johannesevangeliums festgehalten.

Lange hatte S. bereits in seinen Vorlesungen seine Dogmatik fortgebildet. So begann er nun im Winter 1818/19 an dieser zu schreiben. Und gerade daß vom Jahre 1819 ab sein öffentliches Wirken sich überall gehemmt fand, ist dann diesem Werke zugute gekommen.

Die Reaction. Abschluß des Hauptwerkes. Ende. Das System in den Vorlesungen. 1819—1834. Das Jahr 1819 bezeichnet bekanntlich eine verhängnißvolle Wendung im preußischen Staatsleben. Die Erwartung der Repräsentativverfassung und die Sehnsucht, die nationale Zerrissenheit und Ohnmacht zu überwinden, hatten im Wartburgfest, auf den Turnplätzen, in den studentischen Verbindungen sich geäußert und das nach seiner Zusammensetzung zunächst von der Revolution bedrohte Oesterreich schürte listig den Verdacht. Nun wurde am 23. März Kotzebue von Sand, dem Mitglied der Jenaer Burschenschaft, ermordet; die bestürzten Regierungen antworteten in den Karlsbader Bundesbeschlüssen, der Mainzer Commission, den Demagogenuntersuchungen. Hierdurch wurde den schwebenden Fragen einer Repräsentativverfassung und einer freieren Organisation der Kirche, zumal aber dem fatalen Agendenstreit ein widriges Element gegenseitigen Mißtrauens beigemischt, das wie Gift wirkte. Dies alles aber geschah, während doch des Königs redlicher Wille und ein musterhaftes Beamtenthum erfolgreich an der Entwicklung unserer modernen Verwaltung, der Einordnung der neuen Provinzen in den Staat und der Vorbereitung unserer nationalen Einheit durch die Anbahnung einer Zollvereinigung thätig waren. S. trat nun damals als Führer einer besonnenen, die Verhältnisse im ganzen richtig abwägenden Opposition hervor. War die Monarchie in jenen Tagen durch die vor allem im Beamtenthum, der Justiz, der Universität sich äußernde, öffentliche Meinung begrenzt und geregelt, so hat S. auf die öffentliche Meinung in Berlin, besonders in den kirchlichen Angelegenheiten, wie kein anderer gewirkt. Treue Freunde, wie sein Schwager Ernst Moritz Arndt, Reimer, Gaß, Buttmann, Spalding, Nicolovius umgaben ihn.

Für das Urtheil über die Stellung der Opposition giebt das Wort des späteren Kaisers Wilhelm I. vom 31. März 1824 einen Maßstab: „Hätte die Nation gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben werde: wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?“ Ganz besonders hart traf nun die Demagogenverfolgung die Universitäten. De Wette's Trostbrief an Sand's Mutter, dessen Irrthum aus der subjectiven idealistischen Moral der Fries'schen Schule hervorgegangen war, wurde durch seine Absetzung allzu hart bestraft; S. stand fest zu dem eng befreundeten Collegen; er und andere Freunde sicherten ihm für das erste Jahr das Gehalt. Haussuchungen nach Briefschaften trafen den trefflichen Freund Reimer und den herrlichen, tapferen Ernst Moritz Arndt. Dann wurde am 18. Januar 1823 S. selber über einige seiner in Arndt's Papieren gefundenen Aeußerungen vernommen (Actenstücke im Briefw. IV, 430—443). Ein unbesonnenes Wort darin über den König schmerzte ihn selber, und er hat sich über dasselbe schön in einem damaligen Schriftstücke ausgesprochen (a. a. O. S. 439 ff.). Die Untersuchung blieb liegen; S. war aber auf entscheidende Maßregeln gegen ihn gerüstet.

Und nun erfolgte der Agendenstreit. Nachdem die vom König herbeigeführte neue Gestalt der Liturgie bei den Militärgemeinden und dann am Dom vorgeschrieben worden war, wurde jetzt die abschließende Agende 1822 den Consistorien zur Einführung empfohlen. Nur etwa der sechszehnte Theil der Geistlichkeit erklärte sich zur Annahme bereit. Augusti's Eintreten für das von Constantin und Karl dem Großen geübte liturgische Recht der Könige verletzte jedes gesunde Gefühl. Andrerseits that allmählich der politische Druck auf Geistliche und Candidaten seine Wirkung. So schmolz die Zahl der ablehnenden Geistlichen zusammen, S. aber, etwas verspätet, trat nun kraftvoll für das selbstständige Recht der Gemeinden in Cultus und Lehre ein. (Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten. Ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus. 1824.) Vor allem erwies er, daß das formale Recht des Landesherrn ihn nicht der sittlichen Pflicht enthebt, die Ueberzeugung der Geistlichen und Gemeinden bei liturgischen Maßregeln zu respectiren. Damals forderte Kamptz, der Chef der Polizei und Schleiermacher's alter Feind, dessen Bestrafung, und die Absetzung des größten Theologen seit Luther's Tagen wurde ernsthaft erwogen. Marheineke, Schleiermacher's College in der Facultät und an der Dreifaltigkeitskirche, vertheidigte die Uebertragung der oberbischöflichen Gewalt an den Landesherrn im Reformationszeitalter als das wunderbare Werk der Vorsehung, das Staat und Kirche unauflöslich verbinde. Der Oberhofprediger v. Ammon in Dresden trat für die harten staatskirchlichen Grundsätze des alten Sachsen ein. Am würdigsten und mildesten vertheidigte der König selber sein Werk in der Schrift: Luther in Beziehung auf die preußische Kirchenagende. S. unterwarf nunmehr in der Unerschrockenheit seiner Berufstreue die Schrift des Königs der Kritik (Gespräch zweier selbst überlegender evangelischer Christen über die Schrift: Luther in Bezug auf die neue preußische Agende. Ein letztes Wort oder ein erstes. 1827). Zugleich protestirte er zusammen mit 11 anderen namhaften Berliner Geistlichen bei dem Consistorium gegen die Einführung der Liturgie in ihren Kirchen. Ein lebhafter amtlicher Schriftenwechsel, dazwischen auch ein Versuch des Königs, durch einen seiner Vertrauten in mündlicher Verständigung sich mit S. zu benehmen, führte, obwohl ein Disciplinarverfahren gegen die „12 Apostel“ eingeleitet worden war, doch schließlich bei dem maßvollen einsichtigen König dahin, daß er in Bezug auf die Agende durch nachträgliche Be-

stimmungen freieren Spielraum gewährte: nun schloß S. auf dieser Grundlage seinen Frieden mit dem königlichen Kirchenregiment und die Agende wurde in allen Kirchen Berlins eingeführt (Briefw. IV, 443—488).

Die Kämpfe gingen so allmählich zu Ende. Der König bezeigte S. bei mehreren Gelegenheiten Wohlwollen und Vertrauen; als die Altlutheraner in Schlesien Schwierigkeiten bereiteten, bediente sich die Regierung seines Rathes und seiner Mitwirkung (Briefw. IV, 488—500). Seine große Stellung als Reformator der Theologie war durch das Erscheinen der christlichen Glaubenslehre unerschütterlich festgestellt (erste Aufl. 1821—22, zweite 1830). Seit 1818 war er mit der Abfassung derselben beschäftigt gewesen. Wie sie nun nach dem Vollzug der Union hervortrat, trug sie mit Recht ihren Titel: der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt; sie war die erste Glaubenslehre der unirten Kirche. Ihren Standpunkt bezeichnet das Anselm'sche Motto: „ich glaube, um zu erkennen, denn wer nicht im Glauben steht, macht keine Erfahrung, und wer nicht Erfahrung hat, erkennt nicht". Keiner seiner Zeitgenossen oder Nachfolger hat die Wissenschaft seiner Zeit so beherrscht, daß er den tiefen Punkt zu finden vermochte, an welchem sie mit dem Glauben übereinkommt, wie er. Er hatte die Glaubenslehre vorbereitet in der Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (1819), und er schloß an sie die Abhandlung über den Gegensatz zwischen der sabellianischen und athanasianischen Vorstellung von der Trinität (1822), vor allem die zwei weitblickenden Sendschreiben über seine Glaubenslehre an Lücke (1829). Er sieht hier voraus, daß die fortschreitende Naturwissenschaft und die historische Kritik die Aufgabe der Vertheidigung des Christenthums der nächsten Generation noch in ganz anderer Weise erschweren würde; freilich einerseits seine Ueberzeugung von der Echtheit des Johannesevangeliums, andererseits sein wissenschaftliches Einvernehmen mit der Naturphilosophie ließen ihn die Tragweite dieser Angriffe doch noch unterschätzen. Hatte sich lange um ihn eine Schule gebildet, so gelangte diese nun allmählich an allen Universitäten zur Herrschaft und hielt das Gegengewicht gegen die von Hengstenberg geleitete Orthodoxie. Der letzte größte Schmerz seines Lebens war es, als im Herbst 1829 sein einziger 9jähriger Sohn, Nathanael, dem Scharlachfieber erlag. Er vermochte selbst am Grabe zu reden. (Predigten Band IV gegen Ende). Aber dieser Verlust blieb ihm immer gegenwärtig. Man fand, sein Wesen sei seitdem milder, wie von einer höheren Weihe erfüllt. Er selber folgte dem Sohn nach kurzem Krankenlager am 12. Februar 1834.

Den vollständigen Zusammenhang des Systems von S. hatten bis dahin nur seine unzähligen Zuhörer besessen: anderen Kreisen wurde er erst durch die Veröffentlichung dieser Vorlesungen in den von seinen Schülern herausgegebenen Werken zugänglich. Das System der Philosophie wird in der theilweise sehr beachtenswerthen Geschichte der Philosophie (herausgegeben von Ritter 1839) vorbereitet und baut sich, wie Plato's Speculation, auf der Grundlage der Dialektik (herausgegeben von Jonas, 1838) als Physik (von ihm nicht bearbeitet) und Ethik (von S. einzelne Abhandlungen veröffentlicht, dann die Vorlesungen selber herausgegeben von Schweizer 1835, kürzer und kritisch genauer mit schöner Einleitung von Twesten 1841) auf. Der Ethik entspricht auf Seiten der Empirie die Kunde vom Menschen, nach seiner seelischen Seite angesehen (Psychologie, herausgeg. von George 1862) und die Geschichtskunde (nicht bearbeitet). Aus der Ethik entspringen die Staatslehre, die Pädagogik, die Aesthetik (alle drei aus Vorlesungen herausgeg.) neben anderen von ihm nicht bearbeiteten Theorien. Das System als Theologie ist im Grundriß

in seiner von ihm veröffentlichten Encyclopädie des theologischen Studiums enthalten. Den Mittelpunkt desselben bilden die von ihm veröffentlichte Glaubenslehre und die aus seinen Vorlesungen von Jonas herausgegebene Christliche Sittenlehre (1843). Historisch begründende wie praktisch anwendende Vorlesungen sind veröffentlicht, unter ihnen besonders bemerkenswerth seine Hermeneutik und Kritik (herausgegeben von Lücke 1838) und sein Leben Jesu (herausgegeben von Rütenik 1864).

Das philosophisch-theologische System Schleiermacher's gehört der deutschen Gruppe derjenigen Systeme an, welche im Gegensatz gegen die Aufklärung und deren natürliche Moral, ihr Naturrecht sowie ihre natürliche Theologie, die geschichtliche Natur des Menschen und der von ihm geschaffenen Culturformen und Verbände, die den Einzelnen beherrschende, einen Selbstwerth bildende Realität der großen social-geschichtlichen Schöpfungen, wie Religion, Wissenschaft, Poesie und Staat zur Erkenntniß brachten und so im Menschen des 19. Jahrhunderts ein stärkeres Gefühl socialer, nationaler und kirchlicher Zusammengehörigkeit, eine geschichtlich begründete Achtung vor den großen Gestalten des Glaubens und des Staatslebens entwickelten. Goethe, Schelling, Hegel, die Romantiker und die historische Schule, Coleridge und Carlyle, Maine de Biran und Guizot werden von demselben Zuge vorwärts getrieben. Die übersinnliche, wunderbar in die Sinnenwelt hineinwirkende Weltordnung des Mittelalters wie der Individualismus und das auf ihn gebaute natürliche System waren von Wissenschaft und Leben aufgelöst. Auf der Grundlage der modernen Wissenschaft suchte man nun einen umfassenden, den Sinn des Lebens aufschließenden Zusammenhang, welchem das Individuum eingeordnet sei. Der Art, wie ein Organismus entsteht, wie in der Gesellschaft die Theile eines Ganzen sich gegenseitig bestimmen und zusammen ein Sinnvolles hervorbringen, spürte man nach. In der Natur verfolgte man das Problem des Organischen; in die Geschichte suchte man einen tieferen Einblick aus dem Begriff der Entwicklung zu gewinnen; in der Gesellschaft forschte man nach dem Verständniß der socialen Einheit. In dieser großen Bewegung lagen für S. seine Voraussetzungen und seine Aufgabe.

Die Structur des philosophischen Systems von S. überwindet allein von den modernen transcendentalphilosophischen Darstellungen den Gegensatz der subjectiven Methode von Kant und Fichte und der aus dieser großen Bewegung entsprungenen objectiven Methode von Schelling und Hegel.

Den Ausgangspunkt der Dialektik Schleiermacher's bildet wie den der Vernunftkritik Kant's die Analysis der Thatsachen des Bewußtseins. Wie Kant trennt S. die Sinnlichkeit (organische Function), die in der Empfindung den chaotischen Stoff der Erkenntniß liefert, und den Verstand (intellectuelle Function), welcher dies Mannichfaltige zur Einheit verknüpft. In jedem Denken oder Wahrnehmen ist nach S., wie auch nach Kant, beides verbunden. Und wie bei Kant ist in der Sinnlichkeit uns das Reale und in der Vernunft das Ideale gegeben. Nun aber trennt sich S. von Kant und geht mit Plato, Aristoteles und Schelling. Die Idee des Wissens fordert die Uebereinstimmung nicht nur der Denkenden miteinander, sondern mit dem Sein. Diese Einheit von Denken und Sein ist im Selbstbewußtsein stets persönlich gegeben. Als Einheit des Realen, das die Sinne afficirt und des Idealen, das im Denken Einheit setzt und Gegensätze ordnet, ist sie die Voraussetzung alles Wissens, kann jedoch weder in Begriff noch in Urtheil wirklich gedacht werden. Wie das Wissen solchergestalt auf die absolute Identität als seine Voraussetzung führt, so enthält auch das Wollen die Sicherheit in sich, daß unser Thun außer uns hinausgeht und daß das äußere Sein das ideale Gepräge unsers Willens aufnimmt. S. führt

dies ebenfalls auf die transscendentale Identität des Realen und Idealen zurück. Auf dieser Sicherheit des Gewissens beruht nach ihm bei den meisten Menschen der Glaube viel mehr, als auf der Gewißheit des Verstandes. Auch in diesem Satze hat S. einen Gedanken von Kant aufgenommen und er hat denselben nur im Sinne der Alten durch die Voraussetzung der Einheit von Sein und Erkennen in Gott ergänzt. Bildet Gott so die nothwendige Voraussetzung des Denkens und Wollens, so ist er im Gefühl allein unmittelbar gegeben. Dieses steht im Uebergang vom Denken zum Wollen und ist deren relative Identität. Von der aufnehmenden Sinnesthätigkeit sowie der verarbeitenden Denkthätigkeit führt uns das Gefühl in seinen niederen und höheren Stufen hinüber in die ausströmende spontane Thätigkeit des Wollens. In diesem Gefühl oder subjectiven Bewußtsein ist uns nun zunächst das Selbst gegeben. Dieses findet sich aber in seinen Zuständen von seiner Umgebung bestimmt, sonach in einer Wechselwirkung seiner Freiheit (Freiheitsgefühl) mit den bewegenden Kräften der Welt; und darüber hinaus ist dann in uns „ein Bewußtsein schlechthiniger Abhängigkeit, es ist das Bewußtsein, daß auch unsere ganze Selbstthätigkeit von anderwärts her ist". Und nun zeigt sich: in diesem Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit „sind wir uns unser als in Beziehung mit Gott bewußt" und dies ist „das gemeinsame Wesen aller noch so verschiedenen Aeußerungen der Frömmigkeit". So ist uns Gott als der transcendentale Grund der Welt im Gefühl und zwar auf der höchsten Stufe des Selbstbewußtseins gegeben. (Dial. § 215 A. S. 151 ff., Psychol. S. 162 ff., Glaubenslehre § 3, I, 6 ff.) Diese berühmte Lehre Schleiermacher's hatte das unsterbliche Verdienst, das Recht der religiösen Erfahrung wissenschaftlich zur Geltung zu bringen. Jedoch hat sie das unmittelbare Gegebensein Gottes im Gefühle von den Willensthatsachen, die mitwirken und den Denkprocessen, die auf Gott als Voraussetzung zurückführen, in falscher Abstraction losgelöst. In Wirklichkeit entsteht aus den Erfahrungen des Gemüths das Bewußtsein Gottes nur vermittelst überall mitwirkender Denkprocesse. Indem die Religion auch mannichfache Willensvorgänge verwerthet, ist sie in ihrem tiefsten Kern historisch. Schleiermacher's individuelle Formen der Religion sind das nicht. Durch Schl.'s Dial. beeinflußt: Trendelenburg, Ueberweg, Sigwart.

Das in den dargestellten Bestimmungen Schleiermacher's umschriebene Gottesbewußtsein ist augenscheinlich nicht das der geschichtlichen Religionen, sondern der Religion sofern sie mit den Anforderungen der Wissenschaft, wie diese S. bestimmt, im Einvernehmen ist. Der Weltgrund, welcher für die Anforderungen der Idee des Wissens die zureichende Voraussetzung sein soll, muß mit allen Gliedern der Welt durch eine lückenlose Verkettung von Grund und Folge, Ursachen und Wirkungen verbunden sein. So mußte S. die Begriffe von einem göttlichen Willen, von Freiheit, Schöpfung und Wunder in strengem Verstande ersetzen durch einen göttlichen Weltgrund, in welchem alles Einzelne causal bedingt ist, der also das Gesetz dieses Einzelnen ist und es immanent in sich befaßt. Diesen Determinismus fanden wir schon in Schleiermacher's erster Epoche und Shaftesbury, Herder, Schelling, Spinoza haben ihn wol gefestigt, doch nicht verursacht. Derselbe entspringt vielmehr aus dem Streben des Naturerkennens, dem Satze vom Grunde die ganze Wirklichkeit bis in deren letzten Grund zu unterwerfen. So entstehen folgende Formeln. Dial. § 216 ff.: „wir wissen nur um das Sein Gottes in uns und in den Dingen, nicht außer der Welt oder an sich"; § 224 f. „nothwendiges Zusammensein von Gott und Welt". Schöpfung und Welterhaltung sind nur Formeln der schlechthinigen Abhängigkeit (Glaubenslehre § 36 ff. I² 182 ff.). Hier zeigt sich von neuem, wie Schleiermacher's Dialektik zu einem Ideal des Gottesbewußtseins in seinem

völligen Einklang mit den höchsten Forderungen des Naturerkennens führt, aber nicht zu Grundlagen eines geschichtlichen Verständnisses der Religion.

Das Erkennen der Welt zerfällt nun im Anschluß an Schelling, wie wir eben sahen, in Naturkunde und Naturwissenschaft, Geschichtskunde und Sittenlehre (Twesten, S. 18, § 59 ff.). S. sieht im Einverständniß mit der modernen Entwicklungslehre in der Natur und Geschichte Differenzirung und Steigerung, im Wirklichen überall Leib und Seele, Reales und Ideales, Natur und Vernunft untrennbar verbunden. Ein bildendes Princip, Vernunft, wirkt in der Natur in einer aufsteigenden Stufenfolge als Mechanismus und Chemismus, Vegetation, Animalisation, endlich als Form menschlichen Daseins. So ist auch das sittliche Handeln als Handeln der Vernunft auf die Natur, als fortschreitende Durchdringung der Natur mit der Vernunft, nur die Fortsetzung des Wirkens der Bildungskraft in den Formen der Natur, sonach nothwendig und alle Erscheinungen des Lebens umfassend wie diese. Die moderne Entwicklungslehre trennt sich erst darin von S., daß sie nur eine auf Causalerkenntniß gerichtete Wissenschaft kennt, während S. mit seinen deutschen Zeitgenossen Erfahrungserkenntniß und Speculation auseinander reißt und in seiner ethischen Speculation nur eine mit genialem, architektonischem Verstande entworfene, schematische Gliederung des menschlich geschichtlichen Lebens giebt. Die Gesichtspunkte in der Moral, welche er vorfand: Pflichtenlehre, Tugendlehre und Güterlehre, ordnet er so, daß jede derselben das ganze sittliche Gebiet umspannt. Die Güterlehre construirt die Totalität der vom Vernunfthandeln hervorgebrachten Einigung der Vernunft mit der Natur; die Tugendlehre construirt die Arten, wie die Vernunft als Kraft der menschlichen Natur einwohnt; die Pflichtenlehre construirt das sittliche Handeln in Bezug auf sein Gesetz. Und zwar gliedert sich das Handeln der Vernunft auf die Natur vermöge der von S. angewandten Methode der sich kreuzenden Gegensätze, als organisirendes und symbolisirendes, identisches oder individuelles in vier Gebiete: Verkehr, Eigenthum, Denken und Gefühl; ihnen entsprechen die ethischen Verhältnisse: Recht, Geselligkeit, Glaube und Offenbarung; so entstehen die ethischen Organismen: Staat, gesellige Gemeinschaft, Schule und Kirche. Der Gedanke einer bildenden Ethik im Gegensatz zur beschränkenden, die Erkenntniß der Bedeutung der Individualität, die Einsicht in die reale Existenz der großen Cultursysteme und ihren Selbstwerth, sowie in die Gemeinschaftlichkeit aller sittlich werthvollen Thätigkeiten, sonach der sociale Standpunkt in der Sittenlehre sind bleibende Ergebnisse dieser Sittenlehre. Aber die dem ästhetischen Auffassen entsprechende schematische Darstellung trennt die Formen der geistigen Welt abstract von einander. So erfaßt sie zwar richtig die relative Selbständigkeit der Religion und Kirche, läßt aber deren Zusammenhang mit dem geschichtlichen Proceß nicht erkennen.

Schleiermacher's System der Theologie ist durch die geniale Vereinigung des Standpunktes der kritischen Philosophie mit den Conceptionen der historischen Schule epochemachend. An die Stelle objectiv-gültiger Aussagen über Gott und die übersinnliche Welt tritt in diesem System der im Bewußtsein stattfindende Vorgang der Religion und geschichtliche Erkenntniß ihrer Formen. Das in der Dialektik entwickelte Ideal des religiösen Wissens gibt der Dogmatik die Kriterien des Gottesbewußtseins, die Ethik bestimmt dann näher das Wesen der Religion sowie der religiösen Gemeinschaft, und sie macht in diesem Wesen auch den Grund der geschichtlichen Formen sichtbar. So ist Schleiermacher's Philosophie das Fundament seiner Theologie, sowohl nach ihren großen Fortschritten, als nach ihren Mängeln.

Wie Kant das Gebäude der philosophischen Metaphysik zerstörte, so hat

S., dieser Kant der Theologie, die theologische Metaphysik mit ihren Gegensätzen von Rationalismus, Supranaturalismus ꝛc. aufgelöst. Die Dogmatik ist keiner objectiv gültigen Urtheile über die übersinnlichen Gegenstände fähig, sondern die Aussagen des christlichen Bewußtseins, deren Darstellung und Zergliederung bilden ihren ausschließlichen Gegenstand. Denn das schließende Denken führt von den Thatsachen des Wissens und sittlichen Wollens nur zur Voraussetzung des Weltgrundes, die in keinem Begriff oder Urtheil vollzogen werden kann, und das unmittelbare Bewußtsein besitzt die Gottheit nur in der subjectiven Form des Gefühls. Der Mittelpunkt seiner Theologie ist also Phänomenologie des religiösen Bewußtseins. Und zwar hat S. als Meister den ganzen Zusammenhang, welcher von der Bestimmung der Natur des religiösen Bewußtseins in Dialektik und Ethik hinführt zu den christlichen Aussagen und Handlungen, umfaßt und beherrscht; erstreckte sich doch seine Meisterschaft über Philosophie, Philologie und Theologie. (Für Philologie in ihrer Anwendung auf Theologie vergl. die geniale Hermeneutik und Kritik, herausgegeben von Lücke 1838.)

Die Wurzel dieser Theologie liegt in der großen Erkenntniß, welche die französisch-englische Schule nicht beseitigen wird: die R e l i g i o n ist eine n o t h w e n d i g e F u n c t i o n des M e n s c h e n. Nach den Bedingungen, unter welchen der Mensch lebt, ist der religiöse Proceß die unentbehrliche Vollendung des menschlichen Daseins. Denn wie er im Denken, Fühlen und Wollen allseitig abhängig, determinirt und bedingt ist, ist ihm nur in Gott und einer menschlichen Weltordnung der feste Grund und die Garantie eines höheren Lebens gegeben. Dies ist der Fundamentalsatz aller Theologie, und S. hat denselben allseitiger und besonnener als irgend ein früherer erwiesen. S. hat dann während seines ganzen Lebens immer neu das Wesen dieser r e l i g i ö s e n F u n c t i o n des Menschen zu bestimmen gesucht. R e l i g i o n i s t n i c h t D o g m a. S. ging neben Kant vom Dogma auf die Religion zurück. Er wies in den Reden über Religion der Dialektik und Dogmatik den Werth der unmittelbaren Erfahrungen für den religiösen Proceß in wissenschaftlicher Analyse nach. Doch hat er hierbei, wie wir sahen, die Mitwirkung der Denkvorgänge vernachlässigt. Besonders genau hat er in der Ethik aus dem Gefühl als der symbolisirenden Thätigkeit im Charakter der Individualität den religiösen Vorgang abgeleitet. Aber die falsche schematische Sonderung der psychischen Functionen sowie der ihnen entsprechenden Lebensgebiete zerreißt hier, wie wir auch schon sahen, den Zusammenhang des symbolisirenden mit dem organisirenden Thun, der Religion mit dem Willen und seinem Wirken für das Reich Gottes, während doch die Predigten und die Bestimmung des Christenthums als teleologischer Religion in der Glaubenslehre diese Verbindung besitzen. Und S. hat die im religiösen Proceß gelegene k i r c h e n b i l d e n d e M a c h t geltend gemacht. Hierdurch wirkte er mächtig. Sprach doch ein Satz der Ethik, der aus der herrenhutischen Lebenserfahrung erwuchs und den wir in seinem politischen Wirken sich entwickeln sahen, ganz allgemein aus: Alle sittlich werthvollen Thätigkeiten leben sich in Gemeinschaften aus. Und in derselben allgemeinen Fassung erklärte die Dogmatik: „das fromme Selbstbewußtsein wird, wie jedes wesentliche Element der menschlichen Natur, in seiner Entwicklung nothwendig Gemeinschaft“ (Glaubenslehre § 6).

Zwar ist nach Schleiermacher's philosophischen Principien Religion das Gefühl, daß all' unser Thun und unsere Schicksale in Gott gegründet sind, der Sieg der göttlichen Vernunft in der Welt sich unaufhaltsam verwirklicht, wir selber aber uns in unserem Handeln freudig als das Organ dieser göttlichen Vernunft ansehen dürfen. „Es giebt keine gesunde Empfindung, die nicht fromm wäre“. Diese Religion äußert sich in der Kunst, wie das Wissen in der

Sprache (Ethik, Schweiz. § II 155, S. 247). Aber S. weist nun als einer der Pfadfinder der historischen Schule zugleich das geschichtliche Wesen und die geschichtliche Begrenzung jeder wirklichen Religion nach. In der Tiefe der undurchdringlichen Individualität wurzelt das religiöse Gefühl. Es ist Vernunft, als sich aussprechend in Individuis, sich offenbarend in ihrem unübertragbaren und doch zusammengehörenden Gehalt (Ethik, Schweiz. § 183 ff.); daher trennt sich die Religion in wurzelhaft verschiedene kirchliche Gemeinschaften, in gesonderte Arten und Stufen (a. a. O. § 287 ff. Glaubenslehre § 6). Eine allgemeine oder Vernunftreligion ist unwirklich, Abstraction. Wir sahen freilich oben, wie S. sich nun der in der historischen Schule — durch Jacob Grimm, Bopp u. a. — gelösten Aufgabe entzieht, eine empirische vergleichende Wissenschaft seines Gebietes herbeizuführen. Wohl erkennt er an, daß sich auf die Ethik eine Religionsphilosophie als „wissenschaftliche Geschichtskunde" von der „Gesammtheit aller Kirchengemeinschaften nach Verwandschaften und Abstufungen" gründen muß. Doch entlehnt die Glaubenslehre einer solchen möglichen Wissenschaft nur die Unterscheidung der Stufen von Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus, innerhalb der letzteren Stufe der drei großen monotheistischen Gemeinschaften, vor allem aber die innere und tiefe Unterscheidung der ästhetischen Religionen, die das Sittliche dem Natürlichen unterordnen, von den teleologischen, in denen das Natürliche dem Sittlichen unterworfen ist. Hätte S. wenigstens diese Einsicht in die active teleologische Natur des Christenthums an der ursprünglichen Lehre Jesu vom Reiche Gottes durchgeführt, so hätte sich der Gehalt seiner willensstarken Person, seiner Predigten und seines ethischen Princips in die Glaubenslehre wirklich ergossen. Anstatt dessen bestimmt S. weiter unter den teleologisch-monotheistischen Religionen dem Christenthum seinen Ort durch das artbildende Merkmal, „daß alles in ihm bezogen wird auf die durch Jesum von Nazareth vollbrachte Erlösung". Diese ungeschichtliche Begriffsbestimmung des Christenthums ist durch die oben an der Weihnachtsfeier dargelegte Beziehung zwischen der Realität des Urbildes der Menschheit in Christus und dem Proceß der durch die lebendige Kraft dieser Person bewirkten sittlich-religiösen Vollendung in der Gemeinschaft bedingt. Der Stifter dieser Religion bildet unterschieden von Mose und Muhamed den idealen Inhalt derselben.

Der historische Theil der Theologie hat nach S. zunächst auf Grund der Auslegung der biblischen Schriften ein Leben Jesu hinzustellen, welches diese Vorbildlichkeit desselben sichtbar macht. Wenn Strauß Schleiermacher's Leben Jesu (herausg. von Rütenik) einer einschneidenden Kritik unterzog (Christus des Glaubens g. Schr. V, 1 ff.) und seine Bedingtheit von der Voraussetzung der Urbildlichkeit Jesu erwies, so hat dann das von ihm gegebene Leben Jesu die Unmöglichkeit eines voraussetzungslosen und rein geschichtlichen Lebensbildes gezeigt. Ferner hat die historische Theologie die Entfaltung der christlichen Gemeinschaft als Kirchengeschichte aufzuzeigen und auch das hat S. in einer Vorlesung gethan. Endlich bildete den Abschluß der historischen Theologie für eine gegebene Zeit der christlichen Gemeinschaft und für den gegebenen Lebenskreis der evangelischen Kirche die christliche Glaubens- und Sittenlehre, wie sie S. nebeneinander und in Beziehung aufeinander bearbeitet hat. Sie stellen zusammen dasselbe christliche Leben dar, betrachtet von zwei verschiedenen Seiten; daher auch S. sehr erwog, ob ihre Trennung berechtigt sei. Die Glaubenslehre, auf die wir uns hier einschränken (christl. Sitte, Vorles. herausg. von Jonas 1843, Darstellung bei Bender, Schleiermacher's Theologie II, 546 ff.), hat einen Maßstab der Gültigkeit für die einzelnen Lehren in deren nothwendigem Zusammenhang mit dem Wesen des Christenthums, aufgefaßt unter den Bedingungen

des wissenschaftlichen Denkens. Und mit den Anforderungen an das wissenschaftliche Denken verbindet sich in Schleiermacher's dogmatischem System eine zweite damit zusammenhängende, aber doch weitergehende Voraussetzung, nämlich das bildende Wirken des göttlichen Weltgrundes in allem Einzelnen und die in diesem Weltgrund bedingte nothwendige Verkettung aller Erscheinungen des Weltganzen. Schöpfung und menschliche Freiheit, Engel und Teufel, göttliche Strafgerechtigkeit, Dreieinigkeit, alle nicht auf die Macht des Geistigen über die Natur zurückführbaren Wunder rc. werden, unter vorsichtiger Schonung des kirchlichen Sprachgebrauchs, als im Widerspruch mit diesen Forderungen an wissenschaftliches Denken, aufgelöst. Dagegen hat S. die todte Alternative des im 18. Jahrh. herrschenden Deismus zwischen einzelnen Eingriffen eines der Weltmaschine nachhelfenden Gottes und der Leugnung göttlichen Wirkens in der Religionsgeschichte für die Theologie aufgehoben. Die tiefsinnige Lehre vom Wirken Gottes in allem Einzeldasein, welche ja bei der christlichen Dogmenbildung selber wirksam war, ermöglichte ihm, die Offenbarung, gewisse Wunder, das Auftreten des Urbildlichen und Vollkommenen in Christus, sowie die Prädestination zur Ueberraschung der damals im Gegensatz des Rationalismus und Supranaturalismus befangenen Theologie in ihrer Geltung zu vertheidigen. Insbesondere wurde ihm der Glaube an die Realisirung des Urbildes in Christus durch sein Princip der Steigerung der Vernunft innerhalb der Natur ermöglicht; wie ernsthaft er dies Princip auch in der Theologie durchführte, zeigt sich darin, daß er eine weitere Perfectibilität des Christenthums in den Zusammenhang seiner Glaubenslehre aufnahm. Zugleich ergab sich aus diesem Princip einer fortschreitenden Durchdringung der Welt mit dem Geiste Gottes, daß ihm, wie Schelling, Offenbarung ein über das Christenthum hinausreichender religiöser Vorgang ist. Das ist von den Reden ab sein weittragender, von Schelling, der diese verehrend studirt hatte, fortgebildeter Gedanke. In diesem allem liegt ein positiver Kern der modernen Theologie, der unvergänglich ist. Ebenso einschneidend wirkt nun aber seine vom Ideal des religiösen Wissens und von den Bestimmungen über das Wesen des Christenthums aus die Dogmen abgrenzende und das nicht Zugehörige ausschließende Methode der dogmatischen Kritik. Auch hier freilich wird die Willensseite der Religion nicht ausreichend zur Geltung gebracht, und der Satz: „Das im Christenthum so bedeutende, ja alles unter sich fassende Bild eines Reiches Gottes ist nur der allgemeine Ausdruck davon, daß im Christenthum aller Schmerz und alle Freude nur insofern fromm sind, als sie auf die Thätigkeit im Reiche Gottes bezogen sind“ (Glaubenslehre § 9) ist weder in Bezug auf die Sünde noch auf die Erlösung in seinen Folgen entwickelt. So faßt S. die Sünde nur als Hemmung oder Unvermögen auf. Jedoch überschreitet er, vermittelst seiner Einsicht in die Bedeutung der Gemeinschaft, in dem Satze, daß die Sünde „ein durchaus Gemeinschaftliches, in jedem das Werk aller und in allen das Werk eines jeden sei“, durchaus die von Augustin vorgezeichneten, allzu engen Linien der Kirchenlehre. Ebenso hat er der Lehre von der Erlösung und Versöhnung durch den Gesichtspunkt des Ideals, der anziehenden Kraft desselben und der Aufnahme des Gläubigen in die diesem Ideal eigenthümliche und von ihm ausstrahlende Seligkeit mit dem Geiste des Zeitalters in Beziehung gesetzt. Zwar hat er auch hier das Willenselement des Wirkens für das Reich Gottes und des Lebens unter dessen Gesetz nicht neben dem ästhetischen zureichend gewürdigt. Aber er hat doch die Dogmen von der Strafgerechtigkeit Gottes und von dem stellvertretenden Leiden von seinen Sätzen über die Erlösung her einer vernichtenden Kritik unterworfen. Hierbei ist sehr merkwürdig, wie in dieser Lehre vom Urbild der Menschheit in Christus Kant und S., wie auch sonst in der Religionslehre, in einem Ver-

wandtschafts- und Ergänzungsverhältniß stehen. Beide construiren die christliche Glaubenslehre aus dem Gegensatz der allgemeinen Sündhaftigkeit und der Heilswirkung durch Christus, in welchem das Urbild der Menschheit, das moralische Gesetz derselben beschlossen ist.

So hat Schleiermacher's Glaubenslehre epochemachend eben so sehr durch die Rechtfertigung der innigsten Frömmigkeit als durch die schärfste Kritik veralteter Dogmen gewirkt. Einseitige, große Begabungen machten sich nach und vor ihm in der Glaubenslehre geltend: in dem Gleichgewicht der Kräfte, in dem erwogenen Maß bei aller Energie der religiösen Lebenshaltung, wie diese nur einer Natur von seltener Reinheit möglich waren, liegt das Unvergleichliche seines Wesens und seiner Wirkungen.

Aus der sehr großen Litteratur hebe ich als besonders nützlich hervor: Aus Schleiermacher's Leben in Briefen Bd. I: Von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung in Halle, October 1804, Berlin 1858, 2. Aufl. 1860. Bd. II: Bis an sein Lebensende den 12. Februar 1834, ebd. 1858, 2. Aufl. 1860. Bd. III: Schleiermacher's Briefwechsel mit Freunden bis zu seiner Uebersiedelung nach Halle, namentlich Friedrich und August Wilhelm Schlegel, ebd. 1861. Bd. IV: Schleiermacher's Briefe an Brinckmann, Briefwechsel mit seinen Freunden von 1806—1834. — Denkschriften, Dialog über das Anständige, Recensionen ebd. 1863. — Die Briefe von und an J. Chr. Gaß hat dessen Sohn W. Gaß unter Beifügung einer biographischen Vorrede, Berlin 1852, herausgegeben. — W. Dilthey, Das Leben Schleiermacher's, Berlin 1870. — Dan. Schenkel, F. Schleiermacher, ein Charakterbild, Elberfeld 1868. — Wilh. Bender, Schleiermacher's Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen, Nördlingen 1876. — Zu Schleiermacher's Philosophie, zunächst die Darstellungen in den Geschichten der Philosophie, bei Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie, 1873, S. 753 ff. (Die beste Darstellung.) — Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie III, 340. — Erdmann in der ausführlichen Geschichte der neueren Philosophie und Grundriß II^3, 458 ff. — Windelband, neuere Philosophie, 1878, II, 282 ff. — Falckenberg, neuere Philosophie, 1886. — Von Einzelschriften: Schaller, Vorlesungen über S. 1844. — E. Zeller, S. in Vorträge u. Abhdlgn. I, 178—201. — Karl Schwarz, Vortrag über S., 1861. — Twesten, zur Erinnerung an S., 1869. — Sigwart, zum Gedächtniß Schleiermacher's, kleine Schriften I, 221—255. — Weißenborn, Vorlesungen über Schleiermacher's Dialektik und Dogmatik, 1847/49. — Sigwart, über die Bedeutung der Erkenntnißlehre und der psychol. Voraussetzungen Schleiermacher's für die Grundbegriffe seiner Glaubenslehre, in den Jahrb. für deutsche Theologie, herausgegeben von Liebner, Dorner, Ehrenfeuchter, Landerer, Palmer und Weizsäcker, Bd. II, 1857. S. 267—327 und 829—864 (womit Dorner's Entgegnung ebd. S. 499 zu vergleichen ist). — Lipsius, über Schleiermacher's Dialektik, Zeitschr. f. wissenschaftliche Theologie XII, 1869, 1—62, 113—154. — Bruno Weiß, Untersuchungen über Schleiermacher's Dialektik in Zeitschr. für Philosophie und philosoph. Kr., Bd. 73, 1878, S. 1—31, Bd. 74, 1879, S. 30—93, Bd. 75, 1879, S. 250 bis 280. — Vorländer, Schleiermacher's Sittenlehre, 1851. — Hartenstein, de ethices a S. propositae fundamento, Lips. 1837. — Braniß über Schleiermacher's Glaubenslehre, 1824. — Rosenkranz, Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre, 1834. — David Friedr. Strauß, S. und Daub, Halle'sche Jahrbücher, 1839; — Charakteristiken, 1839. — Albrecht Ritschl, Schleiermacher's Reden über Religion, 1875; — Derselbe, Christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, I^2. 484 ff., sowie die Darstellungen in der

Geschichte der Dogmatik von Gaß, der Geschichte der protestantischen Theologie von Dorner.

Wilhelm Dilthey.

Schleiermacher: Ludwig S., geboren am 28. Mai 1785 zu Darmstadt (Sohn des Geh. Cabinetssecretärs des Großherzogs von Hessen, späteren Wirkl. Geh. Rath Ernst Chr. Fr. Adam S.), erhielt eine sorgfältige Erziehung am Gymnasium zu Darmstadt und wurde bereits 1806 nach beendeten Studien als Lehrer der Mathematik und Physik an diesem Gymnasium angestellt. 1808 wurde ihm zugleich die Aufsicht über das zum großherzoglichen Museum gehörende physikalische Cabinet anvertraut, welches unter seiner Leitung durch viele ausgezeichnete Instrumente bereichert wurde. 1810 erhielt S. den Titel Hofkammerrath, 1811 wurde er Oberbaurath, 1821 Oberfinanzrath. 1823 legte er seine Stelle am Gymnasium nieder, da er zu vielen anderen amtlichen Verrichtungen hinzugezogen wurde, welche die gleichzeitige Erfüllung seiner Lehrpflichten erschwerten. 1832 erhielt S. den Charakter eines Geh. Oberfinanzrathes und wurde Mitglied der Collegial-Prüfungscommission der Candidaten des Finanz- und technischen Faches. Endlich bekleidete er von 1838 ab mit dem Amtstitel eines Oberbaudirectors die Stelle eines Vorsitzenden in der Oberbaudirection. S. starb am 13. Februar 1844 zu Darmstadt.

Als Gelehrter und Schriftsteller hat sich S. zunächst durch seine Arbeiten aus dem Gebiete der Optik bekannt gemacht. Aufsätze im IX. und X. Bde. von Baumgartner's und Ettingshausen's Zeitschrift (1831—32) erschienen zusammengefaßt in einer Schrift: „Analytische Optik“, Darmstadt 1842. In Poggendorff's Annalen Bd. XIV ist von ihm eine unvollendet gebliebene Arbeit: „Ueber den Gebrauch der analytischen Optik bei der Construction optischer Werkzeuge und über die Uebereinstimmung der dadurch erhaltenen Werkzeuge mit der Erfahrung“ veröffentlicht. Diese Schriften haben die Theorie des Aplanetismus und der Achromasie wesentlich gefördert. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. durch die Regulirung des Maaßsystems im Großherzogthum Hessen, welche er im Vereine mit Chr. Ludw. Phil. Eckhard im Auftrage seiner Regierung durchführte. Es war dies in Deutschland die erste Maßregulirung, durch welche eine einfache Beziehung zum metrischen Systeme herbeigeführt wurde; Baden folgte erst 8 Jahre später. S. und Eckhard sorgten dafür, daß auf die mindest drückende Weise die Austauschung der alten Maaße gegen die neuen vor sich ging, auch ließen sie, als ein noch heute nachahmungswerthes Beispiel, an den Rathhäusern aller bedeutenderen Orte Etalons der neuen Maaße befestigen. Die wissenschaftliche Feststellung der Normalmaaße wurde von beiden Gelehrten durchgeführt. Diese Arbeiten sind in einer Schrift geschildert, welche 1820 zu Darmstadt unter dem Titel erschien: „Gedrängte Uebersicht des früheren und jetzigen Zustandes des Maaß- und Gewichtswesens in dem Großherzogthum Hessen“. Bei dieser Gelegenheit hatten S. und Eckhard Veranlassung, eine genaue Untersuchung über die Capillardepression des Quecksilbers im Barometer anzustellen, deren Ergebniß noch jetzt als gültig anzusehen ist.

Scriba, biogr.-lit. Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen II, 641. — Augsb. Allgem. Zeitung 1844, Nr. 51. — Neuer Nekrolog der Deutschen XXII, 144. — Gehler, physik. Wörterb. VI, 1369.

K.

Schleifer: Mathias Leopold S., österr. Dichter, wurde am 9. März 1771 zu Wildendürnbach in Niederösterreich geboren. Da sein Vater, ein kleiner Gastwirth, der sich in dürftigen Vermögensumständen befand, genöthigt war, bald nach der Geburt des Sohnes nach Wien zu übersiedeln, erhielt letzterer daselbst die erste Ausbildung und später auf der lateinischen Schule der Wiener Uni-

versität, woselbst er insbesondere unter dem rühmlichst bekannten Professor der Poesie, Stein, die Dichtkunst studirte und sich frühzeitig schon mit eifriger Lectüre der Classiker beschäftigte. Im J. 1787 kam S. in die höheren Studien, aber die Mittel der Eltern reichten nicht aus, um den Strebsamen die Studien fortsetzen zu lassen, er mußte eine Schreiberstelle in der Canzlei der Dominicaner in Wien annehmen. Da veranlaßte eine Audienz beim Kaiser Joseph II., zu welcher sich der junge Mann verzweifelnd entschloß, daß ihm ein Stipendium bewilligt wurde, welches der Noth ein Ende machte und ihm seine Studien weiterzuführen gestattete. Von 1789—93 betrieb er an der Wiener Hochschule die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich dabei aber ebenso eifrig mit der schönen Litteratur und verkehrte mit deren hervorragenden Vertretern in Wien. 1794 wurde S. als Amtsschreiber zu Velm bei Wien angestellt, nachdem er einige Male seine Anstellungsorte gewechselt, kam er 1801 als Oberbeamter nach Wallsee, wo er sich vermählte. 1806 finden wir S., da die französischen Truppen aus Oesterreich abzogen, als leitenden Beamten des Etappenspitals in Amstetten und 1807 als Pfleger wieder in Wallsee. Im J. 1809, als die Franzosen wieder das Land überschwemmt hatten, war der pflichtgetreue österreichische Beamte mannigfaltigen Gefahren ausgesetzt, einmal entging er sogar mit genauer Noth dem Geschicke, von einer feindlichen Rotte erschossen zu werden. Nachdem 1815 seine erste Frau gestorben war, vermählte er sich 1816 wieder in Sirning, wo er 1814 als Pfleger und Districtscommissar angestellt worden war. Dort verlebte er 12 Jahre und lernte auch Karl Schurz und Lenau kennen, mit welchen er in der Folge viel verkehrte. S. stand auch mit den Dichtern Graf Mailath, Feuchtersleben und Kaltenbrunner in reger Verbindung. 1826 wurde S. zum landesfürstlichen Pfleger der Herrschaftenspitale am Pyhrn und Klaus, 1829 zum Pfleger der kaiserlichen Salinenherrschaft Ort bei Gmunden und 1837 zum Bergrathe beim Salinenoberamt zu Gmunden ernannt, wo er mit dem poetisch begabten und ebenfalls litterarisch thätigen Fürsten Friedrich von Schwarzenberg bekannt und bald befreundet wurde. S. starb zu Gmunden am 26. September 1842.

Von Schleifer's poetischen Arbeiten kommen namentlich die lyrischen Dichtungen in Betracht. Er hatte schon 1792 zusammen mit Gruber und Auffenberg eine kleine Sammlung: „Denkmal unserer Freundschaft“ herausgegeben und darin seine ersten Poesieen zum Abdrucke gebracht. 1830 und 1841 erschienen „Poetische Versuche“ und „Gedichte“; eine von seinem Schwiegersohne Kaltenbrunner herausgegebene Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zu Wien im J. 1847. S. ist eine bescheidene, edel angelegte Dichternatur, seine Poesieen ragen an Inhalt und Form unter den Dichtungen seiner österreichischen Zeitgenossen weit hervor, er hat auf dem Gebiete des patriotischen Liedes, der Ballade und poetischen Erzählung schönes geschaffen und die Vergessenheit nicht verdient, welcher er später anheim gefallen ist. Seine Gedichte: „Landwehrlied“, „die Schlacht bei Leipzig“, „das Lied vom Rhein“ zeugen von hoher patriotischer Begeisterung und Liebe zum deutschen und österreichischen Vaterlande. Auch hübsche Naturbilder finden sich in der Sammlung seiner Poesieen und manche heimische Sage hat er gelungen poetisch gestaltet, einige wohlgelungene Zechlieder weisen nach, daß er auch der heiteren Muse nicht abhold war. Eine dramatische Scene: „Hanibal und Scipio“ verdient hohe Beachtung. Nicht minder ragen manche Gedichte durch gedankentiefe Reflexion hervor, wie überhaupt S. sich von jeglicher Trivialität fernhält, er läßt sich nicht leicht mit einem anderen der österreichischen Poeten seiner Zeit vergleichen, an manchen seiner Dichtungen ist die Einwirkung Lenau's nicht zu verkennen. An Liebesliedern hat die Sammlung von Schleifer's Gedichten sehr wenig aufzuweisen. Die oben erwähnte Gesammtausgabe derselben, welche die Gedichte nach der Abfassungszeit zusammenstellt, ist

auch für die Kenntniß der Lebensmomente des Dichters von Werth. — Schleifer's Sohn Moritz hat als Poet ebenfalls einen bemerkenswerthen Namen errungen.

M. L. Schleifer's Leben von K. A. Kaltenbrunner in der oben erwähnten Gesammtausgabe der Gedichte, S. I—LII. Darnach bei Wurzbach, biogr. Lexikon XXX. — Vgl. auch Kehrein, biogr.-lit. Lexikon II, 98 und 99.

A. Schlossar.

Schleifer: Moritz Leopold S., österreichischer Dichter, der Sohn Math. Leop. Schleifer's, wurde am 27. Juni 1817 zu Sirning in Oberösterreich geboren, erhielt seine Ausbildung auf der vortrefflichen Anstalt zu Kremsmünster, wendete sich 1835 dem Rechtsstudium in Wien zu und trat 1839 in den österreichischen Staatsdienst als Justizbeamter zunächst in Steier, sodann wurde er nach Ort bei Gmunden, nach Monden und Braunau unter Beförderung versetzt. In Ort vermählte er sich im J. 1844. Später treffen wir ihn als k. k. Bezirksvorsteher in Werfen, in Zell am See, in Hallein und zuletzt als Bezirksrichter zu Haag in Oberösterreich. Dort trat er auch in den Ruhestand und zog nach Salzburg, wo er, der schon längere Zeit sehr leidend war, am 17. October 1877 starb.

S. hatte das poetische Talent seines Vaters ererbt, schon in Kremsmünster wandte er der Poesie sowie auch historischen Studien besondere Aufmerksamkeit zu; dort war es auch, wo er das von seinem Vater verfaßte Gedicht „Abschied von Kremsmünster“ (S. 203 der von Kaltenbrunner besorgten Gesammtausgabe der Gedichte Math. Leop. Schleifer's) zum öffentlichen Vortrage brachte. Ein Drama: „Die Herrin von Wallsee“ (Braunau 1862) verherrlicht die Heimath des Dichters und spielt in der Zeit der Kreuzzüge, aber sowol dieses Schauspiel als auch mehrere andere nicht gedruckte dramatische Werke weisen zwar poetische Schönheiten, aber auch Mängel in der Composition auf und eignen sich nicht zur Aufführung. Schleifer's „Dichtungen“, deren viele in Zeitschriften verstreut sind (Innsbruck 1879) hat Adolf Pichler nach des Dichters Tode in einer Auswahl herausgegeben. Wir finden darunter formschöne Sonette und eine Reihe erzählender Gedichte, welche von den classischen Studien Schleifer's und von seiner beachtenswerthen Begabung Zeugniß ablegen, wenn dieselbe auch nicht an das Talent des Vaters hinanreicht. Schöne lyrische Stellen enthält das einactige Drama „Flucht und Rückkehr“, das in wohlgeformten Jamben abgefaßt ist und die erwähnte Ausgabe der Dichtungen abschließt.

Adolf Pichler's Vorwort zur oben erwähnten Ausgabe der „Dichtungen“ S. III—VIII. — Wurzbach, biogr. Lexikon XXX.

A. Schlossar.

Schleinitz: Wilhelm (Johannes Heinrich Karl) Freiherr v. S. wurde als ältester Sohn am 4. Juni 1794 zu Blankenburg am Harz geboren, wo sein Vater Wilhelm Karl Ferdinand Freiherr v. S. als Rath und seit 15. Januar 1798 als Präsident der Regierung des selbständig verwalteten braunschweigischen Fürstenthums Blankenburg angestellt war. Seine Mutter war eine österreichische Katholikin, Barbara v. Hochstetter, die v. S. als braunschw. Ministerresident in Wien kennen gelernt und am 21. Mai 1789 geheirathet hatte. Der Sohn besuchte anfangs die Stadtschule zu Blankenburg, dann, als sein Vater in der westfälischen Zeit als Präsident des Criminaltribunals des Saaledepartements nach Halberstadt versetzt war, seit April 1808 das dortige Domgymnasium, das er Ostern 1812 nach „musterhaft“ bestandener Reifeprüfung verließ, um sich in Göttingen der Rechtswissenschaft zu widmen. Seine Studien erlitten hier eine längere Unterbrechung, da er im November 1813 als Freiwilliger in das braunschweigische Truppencorps trat. Schon am 15. Januar 1814 zum Fähnrich, am 8. April zum Lieutenant ernannt, machte er den Feldzug nach Brabant und im folgenden Jahre die Schlacht bei Waterloo mit. Am 6. Februar 1816

seinem Gesuche gemäß auf Wartegeld gesetzt, nahm er seine juristischen Studien in Göttingen wieder auf. Zu seinem Freundeskreise gehörte hier u. a. Ernst Schulze, der Dichter der „bezauberten Rose“, den er mit einem anderen Freunde, Namens Reck, in der schweren Krankheit, die seinem Tode (29. Juni 1817) vorherging, in aufopferungsvollster Weise monatelang verpflegte. Im Juni 1818 wurde ihm für die Lösung einer von der juristischen Facultät zu Göttingen gestellten Aufgabe der Preis ertheilt. In die Heimath zurückgekehrt wurde er am 18. August 1818 zum Assessor bei dem Landesgerichte zu Wolfenbüttel ernannt. Sein Vater war inzwischen Mitglied des Ministeriums in Braunschweig geworden, siedelte nach einer zeitweisen Pensionirung (1827) aber 1830 zunächst als Präsident des Consistoriums, dann (1831) auch des Oberappellationsgerichts nach Wolfenbüttel über, wo er am 12. Februar 1837 gestorben ist; die Mutter war schon am 2. October 1819 verschieden. Im September 1823 wurde v. S. auf die Wahl der ersten Section der Stände des Herzogthums zum Hofrathe, d. h. ordentlichem Mitgliede des Landesgerichts ernannt. Der Ruf, den er durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, seinen Fleiß und Pflichteifer in diesem Wirkungskreise sich erworben hatte, war so bedeutend, das Vertrauen, das man in seinen Charakter setzte, so allgemein, daß es mit allseitiger Freude begrüßt wurde, als nach der Vertreibung Herzog Karl's dessen Bruder, Herzog Wilhelm, ihn auf Vorschlag des Stadtdirectors Bode in seine Nähe zog. Nach den schweren, unruhigen Zeiten, die vorher gegangen waren, hielt man ihn für den richtigen Mann, die vielfach verworrenen Verhältnisse des Staates neu zu ordnen und alles in das richtige Gleis zu bringen. Er hat dieses Zutrauen nicht getäuscht. Denn ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß Ruhe und Ordnung schnell in das Staatsleben zurückkehrten, daß dieses in der Folge sich so frisch und frei entwickelte und das ganze Land einen so kräftigen Aufschwung nahm, wie man es früher kaum für möglich gehalten hätte. Von Anfang an war v. S. die Seele des herzoglichen Staatsministeriums. Am 11. September 1830 trat er in dasselbe als consultatives Mitglied ein, bald darauf (12. October) ward er Ministerialrath und erhielt die Verwaltung der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten. Letzteres Fach vertauschte er jedoch bald mit dem des Innern. Am 1. Juni 1831 erhielt er den Titel eines Geheimenraths, am 1. Januar 1843 den eines Staatsministers. Was v. Schleinitz's Staatsverwaltung vor allem charakterisirt, war ein besonnener, geregelter Fortschritt zum Besseren. Er erkannte klar die Gebrechen, die dem Staatswesen anhafteten und suchte zunächst hier den neuen Zeitverhältnissen gemäß Wandel zu schaffen. So hielt man die bisherige Verfassung allgemein für nicht mehr der Zeit entsprechend. Um eine Revision derselben vorzunehmen, wurde ständischerseits eine Commission gewählt, der die Hofräthe Bruns und Hettling und der Stadtdirector Bode angehörten. Man sah bald ein, daß mit Umänderungen nicht auszukommen war und daß z. B. das Grundgesetz ganz neu entworfen werden mußte. Dies geschah in gemeinsamer Berathung mit dem Ministerium, insbesondere unter v. Schleinitz's thätiger und einsichtsvoller Theilnahme. So ist die neue Landschaftsordnung vom 12. October 1832 entstanden, ein Landesgrundgesetz, das auch außerhalb des Herzogthums als eine That gesunden Fortschritts gerechten Beifall fand und, noch heute in Geltung, sich auf das beste bewährte. Um sodann Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, wurde das Verhältniß des Landesherrn zu den Domänen durch den Finanznebenvertrag vom 12. October 1832 fest geregelt, nach dem der Fürst eine bestimmte Civilliste erhielt, die übrigen Aufkünfte jener Güter aber zum Staatshaushalte verwandt wurden. Es würde zu weit führen, alle Gesetze hier einzeln anzugeben, welche den Grund zu den sicheren politischen Verhältnissen, dem Wohlstande und dem Wohlbefinden des Herzogthums legten.

An allem war v. S. betheiligt; nichts geschah ohne seine Zustimmung. Ganz besonders aber muß man als sein Werk, und zwar als ein solches von mustergiltiger Eigenart, alles das ansehen, was auf dem Gebiete der Justizorganisation geschah. Hierher gehört insbesondere das Criminalgesetzbuch vom 10. Juli 1840, an dessen Abfassung der damalige Hofrath Ferd. Breymann hervorragend betheiligt war und das von berufenen Fachleuten als eines der vorzüglichsten seiner Art bezeichnet worden ist. Dem schlossen sich später in würdiger Weise die Strafproceß-Ordnung vom 22. August 1849 und die bewährte Civilproceß-Ordnung vom 19. März 1850 an. v. Schleinitz's Thätigkeit als Justizminister fand allgemeine Anerkennung und schien über jeden Tadel erhaben. Wurde sein Wirken als Minister des Innern nicht ganz so günstig beurtheilt, gab man ihm hier Schuld, daß diese Geschäfte ihn weit weniger ansprächen als jene, daß er hier Männern zu freie Hand ließe, die man, wie v. Koch und Pini, nicht ganz ohne Mißtrauen in seiner Nähe sah: so waren doch auch hier die grundlegenden Gesetze wohl bedacht und von wohlthätigster Wirkung. Er hatte vor allem sein Augenmerk darauf gerichtet, die wirthschaftlichen Kräfte zumal der ländlichen Bevölkerung zu entwickeln und zu dem Ende die noch vorhandenen störenden Reste der Feudalherrschaft zu beseitigen. Dahin zielten die Ablösungs- und die Gemeinheitstheilungs-Ordnung, deren Entwurf von v. Thielau herrührte, das Gesetz über die Allodification der Lehen u. s. w. v. S. zog sich durch diese Maßregel den Haß des feudal gesinnten Adels zu, der ihn gern aus seiner einflußreichen Stellung entfernt hätte. Man suchte durch Denkschriften, durch Mittelsleute in Berlin auf den Herzog zu wirken. Doch vergeblich; der Fürst lehnte die im Standesinteresse gestellten Anliegen der Ritterschaft ab. Ueberhaupt hatte v. S. an dem Herzoge Wilhelm, der streng gerecht war, stets die Landesinteressen in den Vordergrund stellte und niemals den Hofkreisen irgend welchen Einfluß auf die Staatsleitung gestattete, einen festen Rückhalt, dem er im Bewußtsein seiner guten Sache fest vertrauen konnte. Mochte die Politik v. Schleinitz's dem Fürsten auch mitunter unbequem sein: er hat den Werth seiner Rathschläge stets erkannt und voll gewürdigt. Unter v. Schleinitz's Leitung sind ferner die Städteordnung und später die Landgemeinde-Ordnung entstanden, die den einzelnen Gemeinwesen ein so großes Maaß von eigener Verwaltung gaben, wie es in den meisten anderen Staaten damals fast unerhört erschien. Nehmen wir nun noch hinzu, daß Handel und Wandel durch Anlage von vorzüglichen Straßen und von Eisenbahnen, die zu den ersten in Deutschland gehören, kräftige Förderung erfuhr, daß die Glaubensfreiheit hier eine gesicherte Stätte besaß, daß das Streben der deutschen Staaten nach Einigung zu einem kräftigen Ganzen nur Unterstützung fand, so dürfen wir wohl sagen, daß kaum in einem anderen deutschen Staate den Forderungen der Neuzeit in höherem Grade entsprochen worden sei, als in Braunschweig. So nimmt es denn auch nicht Wunder, daß es v. S. verstand, das Land durch die Wirren der Revolutionszeit sicher und ohne tiefgehende Erschütterungen hindurchzuführen, daß er der einzige Minister in Deutschland war, der im J. 1848 seine Stellung behauptete. Mochte ihm auch mancher aristokratisch-bureaukratischen Sinn vorwerfen, mochte seine Energie sich auch gelegentlich zur Herrschsucht steigern, die keinen Widerspruch vertrug, wie bei der Strafversetzung v. Geyso's und v. Thielau's sich zeigte: seine gute Absicht, seine Geschäftskenntniß und staatsmännischen Fähigkeiten mußten auch die Gegner anerkennen, die niemand besaßen, den sie an seine Stelle hätten setzen können. Dabei verstand es v. S. vorzüglich, unzeitige Conflicte zu vermeiden. Niemals gefährdete er seine amtliche Autorität in unwesentlichen Dingen; mit um so größerem Ernste trat er aber in wichtigen Angelegenheiten für seine Ansicht ein. Als 1848 der Minister Graf v. Veltheim, dessen ehrlich aristokratischer Sinn sich in die neue

Zeit und ihre Forderungen nicht mehr finden konnte, zurücktrat, übernahm v. S. wieder das Ministerium des Aeußeren, neben dem er seit 1851 das Departement der Militärangelegenheiten besorgte, und gab das Ministerium des Innern an Langerfeldt (s. A. D. B. XVII, 680) ab, der ganz in seinem Geiste die Geschäfte führte und die schon erwähnte Landgemeinde-Ordnung vollendete. Die gleiche Selbständigkeit und ruhige Mäßigung, die v. S. stets auszeichneten, bewahrte er auch in der Zeit der Reaction. Auch hier verließ er die sicheren Bahnen nicht, die er von jeher eingeschlagen hatte und ersparte dem Lande zahlreiche Kämpfe, die anderwärts nutzlos die Geister erregten und die Kräfte wichtigeren Aufgaben entzogen. Was man in der Gesetzgebung dieser Zeit als Rückschritt bezeichnen kann, waren Zugeständnisse, die der Minister des kleinen Landes den großen Nachbarstaaten, insbesondere Preußen, nach Lage der Sache machen mußte, wie er denn überhaupt in den Beziehungen zu den fremden Regierungen durch vorsichtige Klugheit, die aber stets würdig und frei von Schwäche war, alle Conflicte meist mit Glück zu vermeiden wußte. Allgemeine Theilnahme fand am 1. Juni 1856 die Feier seiner 25jährigen ununterbrochenen Ministerthätigkeit, ein damals in Deutschland einziges Ereigniß, und ebenso allgemein war die Trauer, als bald nachher, am 3. November 1856, ein Nervenschlag seinem thatenreichen Leben ein Ende machte. Neben seinen staatsmännischen Verdiensten pries man seine humane Gesinnung, die in gründlicher Bildung wurzelte, seine Liebe für die Kunst, die er selbst auf der Violine bis in das Alter ausübte und durch Förderung aller ihr gewidmeten Bestrebungen kräftig unterstützte. Verheirathet war v. S. seit dem 12. März 1824 mit Charlotte v. Schrader, einer Tochter des Oberappellationsraths v. Schrader in Wolfenbüttel, die am 7. October 1802 geboren, in hohem Alter am 20. November 1884 gestorben ist. Ihn überlebten vier Söhne und drei Töchter, von denen eine, Helene, an den preußischen Geh. Legationsrath v. Kamptz, eine andere, Charlotte, seit dem 12. März 1856 an den braunschweigischen Geheimrath August v. Geyso verheirathet war, der am 27. November 1861 gestorben ist. Jüngere Brüder v. Schleinitz's waren Julius Freiherr v. S., der am 24. December 1865 als Regierungspräsident zu Trier, und Alexander Freiherr v. S., der am 19. Februar 1885 als preußischer Hausminister gestorben ist.

P. Zimmermann.

Schlemm: Friedrich S., Professor der Anatomie zu Berlin, ein Hannoveraner, geboren am 11. December 1795 zu Gitter am Berge (bei Salzgitter), war ein self made man im wahren Sinn des Wortes. Als ganz unbemittelter 17jähriger Junge wendete sich S. nach Braunschweig, trat bei einem Barbier in Condition und erwarb sich so die Mittel zu seinem Unterhalt und Studium an der anatomisch-chirurgischen Lehranstalt. Schon im darauffolgenden Jahre wurde S. vom Prosector Berger als Amanuensis aufgenommen, mußte aber bald Braunschweig verlassen, weil er für Prosector Berger einer Leiche den Kehlkopf herausnahm, ohne von den Angehörigen die Erlaubniß zur Section erhalten zu haben. Dieses Vorgehen mußte S. mit Gefängnißstrafe büßen und aus derselben entlassen, wanderte er, weil mittellos, zu Fuß nach Berlin, um seine Studien dort fortsetzen zu können. Die vollständige Mittellosigkeit Schlemm's nöthigte ihn, als „Compagnie-Chirurgus" bei den Gardeschützen mit einem Gehalt von 10 Thalern monatlich einzutreten. In dieser Stellung erhielt S. die Erlaubniß, an der Universität Vorlesungen zu hören und fand dort einen liebevollen, vorurtheilsfreien Gönner an dem vortrefflichen Physiologen Rudolphi, welcher Schlemm's specifische Begabung kennen lernte und dessen seltene Geschicklichkeit in der Anfertigung anatomischer Präparate zu würdigen verstand. Rudolphi unterstützte ihn denn auch bei dem Bestreben, Gehülfe am anatomischen

Institut in Berlin zu werden. Für die weitere Ausbildung Schlemm's war eines der größten Hindernisse der Mangel an humanistischen Studien. Die Begeisterung für seine Disciplin half S. auch über diese Schwierigkeit hinweg, indem er mit unermüdlichem Fleiße und seltener Ausdauer auch diese Lücke ausfüllte. Er bereitete sich für das Maturitätsexamen vor und bestand dasselbe mit gutem Erfolg, so daß er im Jahre 1821 in die Lage versetzt war, mit der Dissertation: De arteriarum faciei anastomosibus als Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe zu promoviren. Wie groß muß die Liebe zur Wissenschaft, der Ehrgeiz für Erreichung eines höheren wissenschaftlichen Zieles und eine geachtetere Stellung in S. gewesen sein, um Aufgaben in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewältigen, die bei vieljähriger Arbeit von Knaben auf der Schulbank regelrecht und vielfach ohne besondere Mühe vollbracht werden. — Heute noch wird das werthvolle Kopfarterien-Präparat pietätvoll in dem Berliner anatomischen Museum aufbewahrt, welches die Grundlage für die Dissertation Schlemm's bildete. Zum ersten Male wurden von S. an demselben die vielen makroskopischen Anastomosen der Arterieen des Gesichts, deren Existenz und Kenntniß für die plastischen Operationen an den Lippen, der Nase und den Augenlidern so bedeutungsvoll sind, für die Demonstration herausgearbeitet. Nachdem alle vorgeschriebenen Bedingungen für die Universitätscarriere von S. erfüllt waren, habilitirte er sich im J. 1823 als Privatdocent für Anatomie, wendete sich vorwiegend der vergleichenden descriptiven und angewandten Anatomie mit sehr gutem Lehrerfolge zu, der ihm sehr erleichtert wurde in seiner Stellung als Prosector. Eine Reihe von anatomischen und vergleichend-anatomischen Abhandlungen, wie jene über das Blutgefäßsystem der Schlangen („Anatomische Beschreibung des Blutgefäßsystems der Schlangen“ in Tiedemann's Zeitschrift für Physiologie 1826) und „Das Nervensystem der Fische“, letztere gemeinsam bearbeitet mit d'Alton, wurde mit dem Cuvier'schen Preis der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönt. Schon vor der Vollendung dieser Arbeit wurde S. 1829 zum Professor extraordinarius und 1833 zum Professor ordinarius für Anatomie befördert. Auch nach der Berufung des genialen Joh. Müller nach Berlin hat S. eine fruchtbare Lehrthätigkeit entfaltet, mehrere angiologische und neurologische Abhandlungen verfaßt, Aufsätze für das Berliner encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften und Rust's Handbuch der Chirurgie geliefert. Neben dem nobel denkenden Joh. Müller, mit welchem S. in sehr guten Beziehungen lebte, galt S. in Berlin als vorzüglicher akademischer Lehrer, und Referent erinnert sich noch an die auf den deutschen Universitäten bei den Medicinern vorhandene Tradition, welche dahin lautete, daß man in Berlin bei Professor S. sich vorzüglich, sogar zur Ferienzeit, in chirurgischen Operationen ausbilden könne. Die Operationscurse sollen in dem vierten und fünften Decennium unseres Jahrhundert die einzigen in Berlin gewesen sein. Fr. Ravoth gab im J. 1845 Schlemm's „Operationsübungen am Cadaver“, als Leitfaden für dieselben bearbeitet, heraus, eine Schrift, die Referent während seiner Studienzeit sehr genau kennen lernte und die viele Auflagen erlebt hat. Nachdem S. in seinem höheren Alter mit dem Titel eines Geh. Medicinalrathes ausgezeichnet worden war, starb er in Berlin am 27. Mai 1859 im 63. Lebensjahre. S. war bewunderungswürdig durch den geheimnißvollen Zug individueller Selbständigkeit, die Mittel und Wege ohne äußere Beeinflussung sucht und findet, um höhere Ziele und wissenschaftliche Befriedigung zu gewinnen. Gehörte auch S. nicht zu den ersten wissenschaftlichen Größen auf dem Gebiete der Morphologie, ist er auch nicht zu vergleichen mit jenen Forschern, die wie Schwann und Henle, Schüler von Joh. Müller, gleichzeitig neben ihm epochemachende Leistungen vollbrachten, so muß derselbe doch als eine hochachtbare, selbständige Individualität von hohem Ansehen in der Geschichte seiner Disciplin

verzeichnet bleiben. An der am Ende des zweiten und Anfang des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts gewonnenen neuen Richtung in der Histologie und Entwickelungsgeschichte, die von Joh. Müller die intensivsten Anstöße empfing, hatte S. minder Antheil als Henle und Schwann, welche für die neuere histologische Forschung die richtigen Wege gebahnt haben. Rüdinger.

Schlenkert: Friedrich Christian S., belletristischer Schriftsteller, wurde am 8. Februar 1757 zu Dresden als der Sohn eines Lohnkutschers geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der dortigen Kreuzschule und später, da er hervorragende Anlagen zeigte und deshalb zum Studium bestimmt ward, Privatunterricht in den alten Sprachen, worauf er 1771 in die Landesschule zu Pforta eintrat. Nach fünf Jahren bezog er, ausgerüstet mit einer Fülle gediegener Kenntnisse, die Universität Leipzig, wo er zwar die Theologie als Fachstudium erwählte, daneben aber den schönen Wissenschaften und dem Studium der Geschichte seine Theilnahme in so hohem Grade zuwandte, daß er beschloß, die Theologie an den Nagel zu hängen und ganz für die Wissenschaften zu leben und zu wirken. Indessen waren seine Eltern mit diesem Plane nicht einverstanden und so riefen sie ihn, der sich bereits mit einem Bändchen „Elegien“ (1780) und einem Drama mit Gesang „Agathon und Psyche“ (1780) in die Litteratur einzuführen versucht hatte, 1782 nach Dresden zurück, wo er sich auf ihr Drängen eine amtliche Lebensstellung suchen mußte. Er wurde auch bald als Accessist bei der damaligen Generalaccis-Rechnungsexpedition und ein Jahr später als expedirender Secretär bei dem neu errichteten Geh. Finanzcollegium angestellt (1784); Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit ließ ihm sein Amt immer noch genug. Dem Zuge der Zeit folgend, bewegte er sich im Ritterschauspiel und im Roman; aber wie wenig er den Charakter des letzteren verstand, geht schon daraus hervor, daß er seine ersten Romane dialogisirte („Friedrich mit der gebissenen Wange“ IV, 1785 bis 1788, — „Kaiser Heinrich der Vierte“ V, 1788—95), wodurch seine trockene Darstellung nicht an Lebhaftigkeit gewann. Mit dem Wachsen seiner litterarischen Betriebsamkeit ließ aber leider seine Treue in amtlicher Pflichterfüllung nach, und da er ohnehin schon wegen des freien Tones in seinen Romanen in mancherlei Verdrießlichkeiten mit seinen Vorgesetzten verwickelt worden war, so erhielt er 1791 seine Entlassung. Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als seinen Erwerb in der Schriftstellerei zu suchen, und da seine Schriften dem Geschmacke der damaligen Zeit zusagten, so fehlte es ihm nicht an Mitteln zu einer erträglichen Subsistenz. So schrieb er während seines Aufenthaltes in Dresden noch „Graf Wieprecht von Groitzsch“ (III, 1789—95); „Altdeutsche Geschichten romantischen Inhalts“ (1790); „Adelheid von Burgund“ (1790); „Rudolf von Habsburg“ (IV, 1792—94). Nach einigen Jahren siedelte er nach Tharand über, um dessen Verschönerung er sich wesentliche Verdienste erwarb. Eine Beschreibung dieses Ortes („Tharand; ein histor.-romant. Gemälde, nach der Natur, Urkunden und Sagen bearbeitet“ 1797) verwickelte ihn in eine litterarische Fehde, weil er sich in derselben mancherlei persönliche Ausfälle erlaubt hatte, welche von den Betheiligten in öffentlichen Blättern zurückgewiesen wurden. Als im J. 1812 im Königreich Sachsen eine neue Regulirung der Realabgaben vorgenommen werden sollte, erhielt S. eine Anstellung als Localexpedient in Dippoldiswalde; doch schon nach wenigen Monaten machten die kriegerischen Ereignisse seiner amtlichen Thätigkeit ein Ende. Dagegen wurde S. 1815 bei Errichtung der königlichen Forstakademie in Tharand zum Lehrer der deutschen Sprache an dieser Anstalt berufen, und diesem Amte, dem er völlig gewachsen war, hat er mit großer Liebe und Treue bis zu seinem Tode vorgestanden. Er starb am 16. Juni 1826.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 4. Jahrg. 1826, S. 1098, wo auch seine sämmtlichen Schriften verzeichnet sind. Franz Brümmer.

Schletter: Adolf Heinrich S. wurde geboren zu Leipzig am 8. Januar 1793. Nach dem im J. 1807 erfolgten Tode seines Vaters, des Kaufmanns Salomon Gotthold S., trat er in die Handlung der Gebrüder Hollberg in die Lehre; nach beendigter Lehrzeit schloß er sich im J. 1813 dem Corps der freiwilligen Sachsen an, mit dem er an dem Feldzuge des genannten Jahres theilnahm. Das Jahr darauf übernahm er die Leitung des von seinem Vater im J. 1780 begründeten Geschäftes, einer französischen Seidenhandlung, deren Inhaber er bis zum Jahre 1849 blieb, wo er sich ins Privatleben zurückzog. Auf einer Reise nach Frankreich im J. 1853 erkrankte er plötzlich und starb am 19. December in Paris. Seine Leiche wurde nach seiner Vaterstadt gebracht und hier am 1. Januar des folgenden Jahres unter zahlreicher Betheiligung der Einwohnerschaft zur Erde bestattet. — Schletter's Bedeutung liegt in den Verdiensten, die er sich um die Stadt Leipzig, besonders um die Hebung und Förderung der künstlerischen Interessen erworben hat. Aber durch das, was er hier geschaffen und gesammelt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, ist sein Name auch über die Grenzen Leipzigs weit hinaus zur Berühmtheit gelangt. Schon in der Jugend wandte er kunst- und wissenschaftlichen Studien seine lebhafte Theilnahme zu. Ein großer Sammeleifer zeigte sich bereits bei seinem Vater, der neben der Vermehrung allgemeiner Kenntnisse besonders auf das Studium der Mineralogie bedacht war, sich ein Mineraliencabinet gründete, aber auch eine Kupferstich- und Münzsammlung anlegte. Sein Streben ging aber weiter und war, da sein Geschäft ihm reichen Gewinn einbrachte, auf die Erwerbung einer Gemäldesammlung gerichtet, die er unter beschränkten räumlichen Verhältnissen in seinem Hause errichtete und seinen Mitbürgern, die sich für seine Schätze interessirten, zugänglich machte. Sein gediegener Geschmack, sowie sein feines und ungemein sicheres Urtheil zeigten sich bei der vorzugsweise auf moderne Meister gerichteten Erwerbung von Kunstwerken in glänzendstem Lichte. Die infolge vieler geschäftlicher Reisen erlangte Kenntniß der französischen Verhältnisse und eine stark ausgeprägte Hinneigung zu dem zeitgenössischen französischen Kunstleben brachten es mit sich, daß er für seine Gallerie mit besonderer Vorliebe Gemälde französischer Meister erwarb. Die hervorragendste Bereicherung erfuhr sie durch den Ankauf der berühmten, großartigen Landschaftsbilder Alexander Calame's („Eichen im Sturm", „Monte Rosa-Kette bei Sonnenaufgang", „Ruinen von Pästum", „Felsensturz im Haßlithale"), durch Delaroche's „Napoleon zu Fontainebleau" u. a. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er dem vom Leipziger Kunstverein ins Leben gerufenen, aber anfangs nur langsam sich entwickelnden städtischen Museum seiner Vaterstadt manches werthvolle Bild als Geschenk überwiesen. Sein hoher Bürgersinn und sein warmes Interesse für das aufstrebende junge Kunstinstitut äußerten sich aber so recht erst nach seinem Tode. Laut letztwilligen Vermächtnisses vermachte er seine ganze reichhaltige Sammlung von Oelgemälden älterer und neuerer Meister, von Sculpturen u. s. w. der Stadt Leipzig, zugleich mit einem auf 40—50 000 Thaler Reinwerth veranschlagten Hausgrundstücke, und zwar unter der Bedingung, daß längstens binnen fünf Jahren, von seinem Tode an gerechnet, ein geeignetes Local für das mit seiner Sammlung vereinigte städtische Museum beschafft und eingerichtet werde, widrigenfalls seine Kunstschätze der königlichen Gemäldegallerie in Dresden, das Grundstück aber seinen Erben zufallen solle. Die Stadtvertretung nahm das reiche Vermächtniß an und schrieb bereits im Winter 1854 eine öffentliche Bewerbung für den Bau eines Museums aus. Nachdem hierfür aus dem Stadtvermögen noch eine Summe von 160 000 Thalern bewilligt worden war, wurde der Museumsbau nach den Plänen des Münchener Professors Ludwig Lange in Angriff genommen und binnen wenigen

Jahren soweit gefördert, daß er am 18. December 1858 eingeweiht werden konnte. Schletter's beinahe 90 Gemälde umfassende Stiftung bildet den Grundstock und für alle Zeit werthvollsten Bestandtheil der Sammlung des Leipziger Museums, ein Denkmal edlen Bürgersinnes, ein Vermächtniß, das dem hochherzigen Stifter einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt Leipzig immerdar zusichert.

Julius Vogel.

Schletter: Theodor Hermann S., Rechtsgelehrter, wurde am 23. April 1816 zu Dresden, als Sohn des späteren Cultusministerial-Cassirers daselbst, Johann Gottfried S., geboren, auf der Kreuzschule, ebendort, vor- und als Jurist auf der Leipziger Universität ausgebildet. Hier erlangte er die juristische Doctorwürde und habilitirte er sich. Als Docent leistete er der Universitätsbibliothek eine Zeit lang Hülfsdienste, wurde 1848 außerordentlicher und 1865 ordentlicher Honorar-Professor, ohne später in den engsten Kreis der Juristenfacultät zu gelangen, 1854 (vorübergehend) außerordentlicher Beisitzer des königl. Appellationsgerichts Leipzig und 1860 Mitglied der Prüfungscommission für Juristen. Zweimal (1840—60 u. 1861 ff.) war er verheirathet, nur seine noch lebende Wittwe, Franzisca, geb. Wucherer, gebar ihm eine, als Kind verstorbene Tochter. Sein Leben selbst schloß am 19. August 1873 ab. In der Stadt seines Wirkens traf ihn der Schlag. Sein König hatte ihn mit dem Hofrathstitel geehrt. Ueberaus groß ist der Niederschlag der Schletter'schen Geistesarbeit, rühmlich war sein Fleiß, trefflich sein Charakter, mild seine Prüfungsweise, die der Verfasser selbst noch kurz vor des Lehrers Tode erfuhr. Es erschienen von ihm: 1836 „Andeutungen zur Beurtheilung des neuesten Entwurfs eines Criminalgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (anonym); 1837 „Handbuch der wichtigsten sächsischen Gesetze"; 1839 „De subsidiis interpretationis legum ex iis, quae in comitiis acta sunt petendis, imprimis habita cod. crim. Sax. ratione" (Habilitationsschrift) und „Symbolae ad dogmatum juris historiam e saec. XVI. allatae"; 1843 „Handbuch der juristischen und staatswissenschaftlichen Litteratur", I. Jurispr. — auch unter dem Titel: „Handbuch der juristischen Litteratur, sowie des öffentlichen mündlichen Strafprocesses in Deutschland", mit 13 Beilagen —; ferner „Beiträge zur deutschen, insbesondere sächsischen Rechtsgeschichte, I. Zur Geschichte der sächsischen Justizpflege und Proceßgesetzgebung im 17. Jahrhundert" (II. s. m. unter 1869); 1846 „Der Leipziger Schöppenstuhl und d. stat. publ. (in den Ber. d. deutsch. Gesellsch. zu Leipzig), sowie „Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung" und endlich „Der mündliche Strafproceß in Deutschland" (auch als Extraheft zu Hitzigs Annalen 1857); 1853 „Ueber den neuen Entwurf einer Strafproceßordnung für das Königreich Sachsen" (in den Annalen der Criminalrechtspflege); 1854 „Zur Textkritik der Carolina 2c."; 1856 „Lehrbuch des königlich sächsischen Strafproceßrechts nach der Strafproceßordnung vom 11. August 1855", dazu Zusätze (für seine Hörer) bis Ende September 1856 (o. J.), die 2. Aufl. s. m. unter 1862; 1857 „Die Constitutionen Kurfürst Augusts von Sachsen vom 21. April 1572 2c." (mit Nachtrag von F. A. Biener); 1862 „Lehrbuch 2c.", 2. Aufl. (s. unter 1856); 1863 „Repertorium zu der Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung" (1—3 und N. F. 1—23) und zu dem Wochenblatt für merkw. Rechtsfälle (1841—62) — anonym —; 1869 „Revisio differentiarum juris civilis et Sax. 1571—72" (als Heft II, cf. oben 1843) — zu v. Wächters 50jährigem Professorenjubiläum. — Außerdem leitete S. (1845—55) die Fortsetzung von Hitzigs Annalen — Heft 1 (1846): „Rechtsfälle der Leipziger Augustereignisse" (erschien auch separat) und gab die „Jahrbücher der deutschen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung" (1855—70) heraus. Heinroth fand in ihm den Sammler und Herausgeber seiner einzelnen Gutachten (gerichts- und privatärztl.),

zu Schier's „Handbuch des königlich sächsischen Civilproceßrechts" (1842) schrieb er eine rechtsgeschichtliche Einleitung, 1844 hatte er einen publicistischen Streit mit dem preußischen Justizminister v. Mühler und veröffentlichte darin eine Broschüre „In Sachen der Mainzer Advocatenversammlung ꝛc.". Als Juristen gebührt S. vornehmlich auch das Verdienst, daß er bei seinen sächsisch-rechtsgeschichtlichen Arbeiten das Hauptstaatsarchiv zu Dresden ergiebig als Erster ausbeutete. S. war Freimaurer und als solcher gab er (als Entgegnung auf die Schrift Der Freimaurerorden ꝛc.) anonym heraus (1848) „Der Freimaurerbund ꝛc.", mit Zille arbeitete er Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei" vollständig um und edirte sie als „Allgemeines Handbuch der Freimaurerei" (3 Bde., 1861—66), 1863 erschienen seine „Maurerischen Lebensanschauungen". Auch dem Leipziger Schriftstellerverein gehörte S. in der vormärzlichen Zeit an und lieferte in das von demselben (1847) zum Besten der Nothleidenden des sächsischen Erzgebirges herausgegebene Album einen Aufsatz: „Die Theuerung im Erzgebirge und die Noth im Reiche 1713". Bei dem Zustandekommen der öffentlichen Volksbibliothek in Leipzig hat S. der dortigen Arbeiterbevölkerung ebenfalls seine Dienste in uneigennützigster Weise gewidmet. Endlich sei noch erwähnt, daß S. (1848—53) Mitherausgeber der „Deutschen Universitätszeitung" (auch unter dem Titel „Akademische Monatsschrift"), Redacteur des Leipz. Tageblatts (1845—51), mit Lang Herausgeber der „Deutschen Monatsschrift" (1848—1854), Redacteur der constitutionellen „Staatsbürgerzeitung" und des „Sächsischen Wochenblatts" (1861 ff.) war.

Die Quellen über S. fließen sehr spärlich. Einiges entnahm ich Marbachs Bericht über litterar. Leistungen im Königr. Sachsen lebend. Schriftsteller 1847—67 (1867), den k. s. Staatskalendern, den Nummern 232 und 235 des Leipziger Tageblatts v. J. 1873, dem Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels XIII (1890), 115, das meiste habe ich jedoch vielseitigen Privatmittheilungen zu verdanken.

Theodor Distel.

Schlettwein: Johann August S., einer der eifrigsten Vertreter der physiokratischen Lehre in Deutschland, wurde im J. 1731 zu Weimar geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann zu Jena Rechts- und Cameralwissenschaften und erwarb da den Titel eines Magisters. Seine Studien waren jedoch nicht auf ein Fach beschränkt, wie aus seinen ersten Schriften klar genug hervorgeht. Wir besitzen von ihm aus seiner Jenaer Zeit u. a. eine Abhandlung: „Ob die Lehre von drei Personen in der Gottheit aus der ihr selbst gelassenen Vernunft vollständig bewiesen werden könne", Jena 1753, ferner „Bemühungen in der Naturkunde und anderen nützlichen Wissenschaften", Jena 1756, einen Leitfaden der Logik unter dem Titel „Der Weg zur Wahrheit", Jena 1759, eine „Metaphysik zum Gebrauche in den höheren Wissenschaften", Jena 1759, eine „Dissertatio de augendo civium in republica numero", endlich „Schriften zum Vortheil nützlicher Wissenschaften", Jena 1759—60. Diese Arbeiten beweisen eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses und große Leichtigkeit der Production, Eigenschaften, die S. auch in seiner weiteren Laufbahn immer wieder bekundete.

Entscheidend für die Bevorzugung nationalökonomischer Studien seitens Schlettwein's, die aus seinen folgenden Schriften hervortritt, scheint dessen Berufung in den badischen Dienst gewesen zu sein, die am 6. Juni 1763 erfolgte. Er erhielt den Titel eines Kammer- und Polizeirathes (im J. 1765 den Titel und Rang eines Hofrathes), sollte die einem Rathe der fürstlichen Rentkammer

zukommenden Obliegenheiten erfüllen, und zugleich in den Cameral- und Polizeiwissenschaften denen, die solche erlernen wollten, wöchentlich etliche Stunden öffentliche Vorlesungen halten. Der damalige Markgraf von Baden, Karl Friedrich, ist bekannt als überzeugter Anhänger der physiokratischen Lehre; wie weit er S. oder umgekehrt dieser seinen Herrn beeinflußt habe, ist nicht festzustellen. Jedenfalls brachte Schlettwein's Stellung für ihn die Nothwendigkeit mit sich, der Staatswirthschaftslehre erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Im badischen Dienste entfaltete er eine umfassende Thätigkeit und behauptete als Vertrauensmann des Souveräns eine vielbeneidete und vielbekämpfte Stellung. Bereits im J. 1765 gründete der Markgraf eine ökonomische Gesellschaft in Karlsruhe, deren Mitglied S. war, und zu Ende der sechziger Jahre faßte er den Plan, die Einführung des physiokratischen Systems in Baden zu versuchen. Der Antheil, den S. dabei nahm, war sehr bedeutend. Die „natürliche Ordnung“ wurde zunächst in drei Ortschaften: Diettlingen, Thendingen und Bahlingen verwirklicht, indem an die Stelle der bestehenden Auflagen eine einzige, den reinen Ertrag der Grundstücke treffende Steuer treten, und dem Handel und Wandel eine angemessene Freiheit gewährt werden sollte. Die Verwirklichung der natürlichen Ordnung zunächst in diesem engen Rahmen war Aufgabe Schlettwein's. Beiläufig so viel, als jede der Ortschaften an Auflagen bis dahin überhaupt gezahlt hatte, wurde nunmehr als Steuer von den Grundstücken eingehoben, deren Reinertrag so bemessen worden war, daß etwa 20 Procente desselben der bisherigen Steuerleistung entsprachen. Aus Anlaß dieser Action mußte sich S. naturgemäß das Bedürfniß nahelegen, das physiokratische System, dessen Verwirklichung ernstlich versucht wurde, der Bevölkerung gleichsam von Amtswegen genau darzulegen und seine Vortrefflichkeit zu erweisen. Zum mindesten war er als hervorragender Rathgeber des Fürsten in dieser Sache dazu berufen. Er that dies in seiner Schrift „Les moyens d'arrêter la misère publique“ etc., Karlsruhe 1772 (in deutscher Uebersetzung Basel 1773), noch ausführlicher in der Schrift „Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publicum“ u. s. w., Karlsruhe 1772, welche als eines seiner nationalökonomischen Hauptwerke gelten kann, endlich in der Abhandlung „Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung in der Politik“ u. s. w., Karlsruhe 1772. Man könnte diese Arbeiten mit einem modernen Ausdrucke als officiöse bezeichnen.

Das neue System, bei dem es späterhin, wie bekannt, nicht verbleiben konnte, war kaum eingeführt, da fiel S. in Ungnade und schied aus seiner hervorragenden Stellung. Die Ursachen seines Sturzes sind nicht genau bekannt; es scheint, daß er sich durch sein jähes Emporsteigen in der Gunst des Landesfürsten, durch rücksichtsloses Vorgehen und selbstbewußtes Auftreten viele Beamte und Hofleute zu Feinden gemacht habe und deren vereinten Bemühungen erlegen sei. Ende 1773 verließ er Karlsruhe und begab sich zunächst nach Wien, wo er mehr als Geschäftsführer ohne Auftrag für den Markgrafen zu wirken suchte, wohl immer in der Hoffnung, daß eine Wiederanstellung nicht ausgeschlossen sein werde. Er berichtete über seine Thätigkeit an den Markgrafen, verfaßte für denselben Denkschriften, zumeist über in Wien und in Baden anhängige wichtige Angelegenheiten, deren einige später in sein „Archiv“ Aufnahme gefunden haben dürften, allein es gelang ihm nicht, wieder in den badischen Dienst einzutreten. Aus seiner Wiener Zeit datirt die Schrift: „Die Freiheit der Rheinschiffahrt, aus der wesentlichen Gerechtigkeit, den deutschen Reichsgrundgesetzen und dem wahren Interesse der Länder vertheidigt“, Wien 1774. Zu Ende dieses Jahres ist er wieder in Karlsruhe, sich um seine Anstellung erfolglos bemühend. Im J. 1775 verheirathet er sich mit einem Fräulein v. Geusau.

Aus diesem Jahre stammen seine „Schriften für alle Staaten zur Aufklärung der Ordnung der Natur im Staats-, Regierungs- und Finanzwesen“. Vorübergehend nimmt er in Freiburg i. Br. Aufenthalt, bis er endlich im J. 1776 in Basel Unterkommen findet. Da lebte Iselin, der Herausgeber der „Ephemeriden der Menschheit“, ein schwärmerischer, überschwänglicher Freund der natürlichen Ordnung. Seinem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß dem Gesinnungsgenossen S. gestattet wurde, an der Universität Vorlesungen zu halten. Die Ankündigung der Vorlesungen liegt vor unter dem Titel „Vorstellung von den Wirkungen einer blühenden Universität auf den Nahrungsstand des Volkes“ u. s. w.“; die Vorträge sollten sich demnach erstrecken auf das Recht der Natur, die gesammten Staats-, Regierungs- und Cameralwissenschaften, die Handlungs- und Münzwissenschaft, die Landwirthschaft, die Statistik und das deutsche Staatsrecht nach Pütter. Die Landwirthschaftslehre sollte unter anderen auch physikalische und chemische „Observationen“ bringen, den gesammten Feldbau, die Viehzucht und das Forstwesen umschließen. Für die Zukunft waren Vorträge über europäisches Völkerrecht, allgemeine physische und ökonomische Chemie, endlich die Errichtung eines Staatsseminariums in Aussicht genommen, in welchem diejenigen, „die sich dereinst in Staatsgeschäften brauchen lassen wollen“, in allen Arten von politischen Arbeiten geübt werden sollten. Die Antrittsvorlesung fand am 20. November 1776 statt und handelte „von dem unauflöslichen Bande zwischen der echten Naturweisheit und der Glückseligkeit der Staaten“. Zunächst war es jedoch S. erspart geblieben, als Lehrer in solcher Vielseitigkeit zu glänzen, da bloß ein Theil der angekündigten Collegien zu Stande kam. Die „Ephemeriden“ berichten über seinen Erfolg wie folgt: „Er liest in zween verschiedenen Hörsälen zwo verschiedenen Gesellschaften die Grundsätze der Staatswissenschaft und insbesondere der Staatswirthschaft vor. Wenn man in seine Hörsäle kommt, sollte man meynen, man befinde sich in dem alten Griechenlande oder in dem alten Rom. Man findet da Männer von siebenzig Jahren und Jünglinge von zwanzig, welche mit großer Aufmerksamkeit den Vortrag eines Philosophen anhören. Herr S. ertheilet über dieses in einer besonderen Stunde Jünglingen, die sich der Handelschaft widmen, Unterricht in der historischen Geographie, vermischt mit Unterrichte über die Moral, die Politik und die Handlungswissenschaft. . . .“ Aeußerungen Iselin's in Privatbriefen bestätigen diese Darstellung.

In Basel verblieb S. nur kurze Zeit. Im J. 1777 stiftete Ludwig, Landgraf von Hessen, eine fünfte, ökonomische Facultät an der Universität Gießen und berief S., der gleichzeitig zum Regierungsrathe ernannt wurde, als Lehrer der Politik wie der Cameral- und Finanzwissenschaft an dieselbe. Das Programm, mit welchem er den Antritt seines Lehramtes ankündigt, führt den bezeichnenden Titel: „Evidente und unverletzliche, aber zum Unglücke der Welt verkannte oder nicht geachtete Grundwahrheiten der gesellschaftlichen Ordnung“ u. s. w.; es werden darin einige physiokratische Lehrsätze, „sonnenklare Grundwahrheiten“, wie der Autor sagt, entwickelt. Das Lehramt trat er mit einer Rede „Ueber Europens bevorstehenden gänzlichen Verfall, wenn die Geistesthätigkeit, die Sitte und die Politik ihren bisherigen Gang fortsetzen“ u. s. w. am 25. October 1777 an. Im folgenden Jahre veröffentlichte er den Grundriß seiner Vorlesungen unter dem Titel „Grundveste der Staaten oder die politische Oekonomie“, Gießen 1778; dieses ist sein zweites nationalökonomisches Hauptwerk. Im J. 1780 begann er mit der Herausgabe der periodischen Schrift „Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen“, von dem bis 1784 acht Bände erschienen; an dasselbe schloß sich ein „Neues Archiv“, das von 1785 bis 1788 in fünf Bänden erschien. S. hatte schon früher viel für Zeitschriften

geschrieben; nunmehr versorgte er diese beiden Archive allein mit Material. Sie enthalten nationalökonomische, politische, juristische, landwirthschaftliche und statistische Artikel, Mittheilungen über wichtige neue Gesetze u. dgl. m., manche ältere Arbeit Schlettwein's wurde darin zum Abdrucke gebracht. Seine Stelle als Professor der Gießener Universität legte er im J. 1785 nieder und lebte fürderhin theils auf dem Gute seiner Frau, Beseritz in Mecklenburg-Strelitz, theils in Greifswalde. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er unvermindert fort, doch wandte sich sein Interesse mehr dem öffentlichen Rechte und der Politik zu, wie seine zahlreichen Schriften aus jener Zeit zeigen, unter denen sich auch ein „Naturrecht“ befindet. Er starb am 24. April 1802 zu Dahlen in Mecklenburg. Seine Tochter war die Mutter des berühmten Nationalökonomen Rodbertus.

S. ist, trotzdem er auf mehreren Wissensgebieten als Schriftsteller thätig war, doch nur als Nationalökonom von Bedeutung. Er war der eifrigste unter den deutschen Physiokraten, hat für die Verbreitung der Physiokratie viel gethan, und wird von Zeitgenossen nicht mit Unrecht als der deutsche „Haupt-Physiokrat“ bezeichnet. Seine beiden volkswirthschaftlichen Hauptwerke sind noch heute nicht ohne Interesse als gute Darstellungen der physiokratischen Lehre. An dieser hielt er unausgesetzt fest, wenn er auch in einzelnen Fragen seine eigenen Wege ging. So ist besonders hervorzuheben, daß er in seinen späteren Schriften zum Unterschiede von seinen früheren Werken die Volksvermehrung als Hauptzweck und wichtigstes Princip der Staatswirthschaft in den Vordergrund stellt. Bereits in seiner Gießener Antrittsvorlesung wird der herrschenden Politik vorgeworfen, daß sie die Masse der unentbehrlichen Lebensmittel vermindere und die verminderte Menge vertheure. Es wird daran die Frage geknüpft: „Was wird aus Dir werden Europa, wenn Du so fortgehst?“ In der „Grundveste der Staaten“ heißt es ausdrücklich, es sei Ziel der Staatswirthschaft, die Erde immer mehr mit Menschen zu bevölkern, zu diesem Behufe sei die Masse der Nahrungsmittel, der Kleidungs- und Wohnungsmaterialien allenthalben zu vergrößern, und könne man nebenbei daran denken, „ohne Abbruch derselben“ Quellen der Freude für die menschlichen Sinne zu eröffnen. Er eifert demnach gegen die Pferdezucht, gegen den Tabak-, ja sogar gegen den Bergbau, weil durch dieselben die Menge der nothwendigen Nahrungsmittel vermindert werden. Umsoweniger ist es verständlich, daß er es für gleichgiltig erklärt, ob die Manufacturen sich im Inlande oder im Auslande befinden. In Fragen, wo physiokratische Glaubenssätze ihn nicht binden, entwickelt er die seltsamsten Ansichten, so in einzelnen Details der Lehre vom Geld. Im Sinne seiner Zeit leitet er die Lehren wie mathematische Sätze aus einzelnen Axiomen ab; sie sollen für alle Zeiten und Völker gelten; auch er war von der optimistischen Ueberschätzung der menschlichen Einsicht in wirthschaftlichen Dingen erfüllt. Die physiokratischen Grundlehren hielt er für „Evidenzen“, für „Simplicitäten“, an deren Richtigkeit nicht gezweifelt werden konnte. Seine Schreibweise läßt ihn als Kind seiner Zeit erkennen; jeder Autor mußte damals Zeugniß für die eigene schöne Seele ablegen, es galt, sich an überschwänglicher Empfindsamkeit, Nächstenliebe und brüderlicher Gesinnung von Niemandem übertreffen zu lassen; eine lyrische Stimmung war über alle Welt gekommen. Die Darlegung der „natürlichen Ordnung“ bot vielfach Anlaß zu geziertem Ausdruck edler Gefühle; immerhin ist S. darin noch verhältnißmäßig sparsam, so daß Iselin seinen Stil trocken nennt. Auch liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß es ihm mit seinen beglückenden Ideen nicht Ernst war. Er sagt von sich selbst: „Mein Herz ist von Gott mit großer Empfindsamkeit und mit einem unwiderstehlichen Hange zur Wohlthätigkeit begabt worden . . . Ich fühle, voll von unaussprechlicher Begeisterung,

Trieb und Muth in Planen zu arbeiten, welche die Menschheit an allen Orten und unter allen Verhältnissen interessiren". Seine umfassende schriftstellerische Thätigkeit hat S. übrigens nicht davor bewahrt, fast ganz in Vergessenheit zu gerathen. Dies ist begreiflich, da A. Smith die Physiokratie alsbald verdrängte, und wenn schon auf dieselbe zurückgegangen werden muß, naturgemäß das Studium der französischen Quellen näher liegt, als das der deutschen Bearbeitungen. Die wissenschaftliche Befähigung ist indessen nicht nach der Dauer des Namens und der Werke zu schätzen: Es erforderte damals keine geringe geistige Kraft, sich mit den Ideen der „natürlichen Ordnung" zu befreunden, die den Umsturz der herrschenden Staatswirthschaftspolitik bedingten, und für alle, die es in jener Zeit vermochten, ist dies allein ein Beweis nicht gewöhnlicher geistiger Begabung. — Ein vollständiges Verzeichniß aller Schriften Schlettwein's habe ich nicht finden können. „Das gelehrte Deutschland" von Hamberger-Meusel, Lemgo 1798, 7. Bd., bringt die beste Aufzählung der selbständig erschienenen Arbeiten; sie ist im Vorstehenden, so viel als möglich, ergänzt.

Biographische Litteratur: A. Emminghaus, Ein deutscher Physiokrat. Im neuen Reich 1873, S. 801. — Derselbe, Carl Friedrichs von Baden physiokratische Verbindungen 2c. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 19. Bd. — Hamberger-Meusel, Das gelehrte Deutschland, 7. Bd., S. 153; 10. Bd. S. 582. R. Zuckerkandl.

Schleupner: Christoph S., evangelischer Theologe, ein Enkel Dominicus Schleupner's (s. u.), wurde 1566 in Trumsdorf bei Bayreuth geboren. In den Schulen zu Goldkronach und Hof vorgebildet, bezog er 1583 die Universität Wittenberg. 1587 zwang ihn eine Krankheit zur Rückkehr in die Heimath. Noch in demselben Jahre wurde er Diakonus zu Gesees, 1589 zu Bayreuth. 1598 erhielt er eine Berufung als Pfarrer und Inspector zu Graz, konnte aber wegen der mächtigen gegenreformatorischen Strömung sein Amt nicht antreten. Doch erwarb er sich auf Kosten der Landstände von Steiermark in Wittenberg die Würde eines Doctors der Theologie mit der Dissertation „Abominationis pontificiae in articulo de Ecclesia". 1600 wurde er als Superintendent nach Hildesheim berufen, 1607 siedelte er in gleicher Stellung nach Eisleben über, wo er u. a. gegen die im Lande übliche Selbstcommunion der Geistlichen auftrat. 1612 kehrte er als Generalsuperintendent und Hofprediger in seine Heimath zurück. Zunächst war sein Amtssitz Bayreuth, aber infolge einer Feuersbrunst zog er mit dem Hofe und dem Consistorium nach Kulmbach. Nach weiterer siebenjähriger Wirksamkeit in Hof wurde er 1632 von den Schweden zum Generalsuperintendenten nach Würzburg berufen, aber bereits zwei Jahre später mußte er infolge des Einrückens der kaiserlichen Armee seine Stellung aufgeben. Er starb in Erfurt am 10. August 1635. Schleupner's Schriften gehören größtentheils dem Gebiete der praktischen Theologie an. Zu nennen ist besonders der „Tractatus de quadruplici methodo concionandi", 3. Aufl. Leipzig 1613; „Harmonia evangeliorum et epistolarum dominicalium", erst lateinisch, dann deutsch von Andreas Heidemann, in verschiedenen Ausgaben; „Postilla", Nürnberg 1635, Folio, mit einer Widmung an Markgraf Christian, die mancherlei Nachrichten über seine Person enthält; „Vier Predigten vom Steigen und Fallen des Papstthums zu Rom" (zu Bayreuth aus Anlaß des Jubelfestes der Reformation 1617 gehalten), Leipzig 1618, 4°, mit einer längeren Vorrede über die Familie u. s. w. Die heimathliche Geschichte behandelt die „Topographia seu Sciagraphia Burggrafiatus Norici, quae Chronici nomine allegata est", zuerst in seiner Harmonia 1613 erschienen, dann z. B. von J. Chr. Laurus wieder abgedruckt (Bayreuth 1617).

Jöcher IV, 278 f., wo auch Schleupner's zahlreiche Schriften einzeln aufgeführt werden. Zu letzteren ist u. a. noch hinzuzufügen: Leichpredigt . . . Ernsten Grafen vnd Herren zu Manßfeld gehalten 1609. Eisleben, Jacob Gaubisch. — Unterschiedliche Predigten, bey beyderley Einweyhung der herrlichen newen Kirchen vnd des schönen Altars zu Bayreuth in Christiani, Marggrafen zu Brandenburg Hoflager. Leipzig 1616. 4°. — Die Correspondenz bezüglich seiner Stellung zur Selbstcommunion der Geistlichen befindet sich im k. s. Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Loc. 9736. — Des Dekan Luthers in Leimbach und des Superintendenten Schleupner's in Eisleben Briefwechsel über die Kommunion der Geistlichen. 1611, 1612.

Georg Müller.

Schleupner: Dominicus S. (Sleupner, Schlaupner), evangelischer Theolog des 16. Jahrhunderts. Geboren zu Neisse in Schlesien als Sohn eines Goldschmieds, erscheint er in Breslau seit 1506 als Notarius der bischöflichen Kanzlei, seit 1513 als Kanonikus der Kreuzkirche daselbst und erlangte nach D. Hieronymus Swoffheim's Tode († 1516) ein Kanonikat an der Kathedralkirche. Am 7. April 1519 wurde er in Wittenberg immatriculirt und studirte hier bis Anfang August 1520. Mit Briefen von Luther und Melanchthon an den Bischof, den Domherrn Wittiger und Johann Heß kehrte er nach Breslau zurück. Aber kaum ein halbes Jahr später finden wir ihn in Leipzig, wo er als Verfechter der neuen Lehre auftrat und in der Capelle der Benedictinerinnen zu St. Georg mehrere Predigten hielt. Zwei derselben befinden sich handschriftlich auf der Königsberger Stadtbibliothek. S. erfreute sich hier großen Beifalls und auf ein Gesuch einer Reihe junger, evangelisch und humanistisch gesinnter Magister wurde die theologische Facultät von den Herzögen Johann und Friedrich angewiesen, ihm bei der akademischen und Predigtthätigkeit keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Trotzdem blieb er hier nicht lange. Ob er mit dem S. identisch ist, der im Sommer 1522 als bischöflicher Kanzler bei den Verhandlungen des Breslauer Domcapitels betheiligt war (Kastner, Archiv I, 9), scheint fraglich zu sein. Denn bereits 1522 wurde er auf Luther's Empfehlung als Prediger an die Sebalduskirche nach Nürnberg berufen, von der er 1533 an die Katharinenkirche überging. Wie er sich hier als Prediger schnell großer Beliebtheit erfreute, so war er bei der Einrichtung des Nürnberger evangelischen Kirchenwesens schriftstellerisch und organisatorisch thätig. So schrieb er auf Veranlassung des Rathes mit Andreas Osiander und Thomas Venatorius 1524 das Gutachten „Ein gutter Vnterricht vnnd getreuer ratschlag vß heiliger gottlicher schrift“ (s. A. D. B. XXIV, 475) und im Namen des Zwölferausschusses des vom Markgrafen nach Ansbach berufenen Landtages im J. 1525 die Schrift: „Eyn Ratschlag, Den etliche Christenliche Pfarrherrn, Prediger . . . Einem Fürsten, (d. i. dem Markgrafen), welcher yetzigen strittigen leer halb, auff den abschied, jüngst gehaltens Reichstags zu Nürnberg, Christlicher warhait vnderricht begert, gemacht haben.“ Bei dem Religionsgespräch im März 1525, mit welchem sich die Stadt Nürnberg öffentlich und feierlich der Reformation zuwandte, hielt er die Eröffnungsrede und übergab 1527 dem Rathe ein Gutachten über die Abendmahlsfeier, welches Luther's Billigung fand. Er war 1528 an der Abfassung der sogen. Schwabacher Visitationsartikel (s. A. D. B. XXIV, 476) und 1530 an der Ausarbeitung der Kirchenordnung betheiligt. Einen Ruf als Superintendent nach Leipzig bei Einführung der Reformation 1539 lehnte er ab. 1525 hatte er sich mit Dorothea Schmidmann, nach ihrem Tode mit Margaretha Apel, der Tochter eines Nürnberger Tuchmachers und Schwester Dr. Johann Apel's, verheirathet. Die letztere Verbindung, welche er am 11. December 1527 einging, hatte einen jedenfalls von

Wilibald Pirkheimer veranlaßten, von Luther, Osiander und Link fortgesetzten Thesenstreit im Gefolge, in welchem es sich um die Zulässigkeit der zweiten Ehe bei Geistlichen handelte. S. starb am 3. Februar 1547. Seiner hinterlassenen Familie erwies sich Dr. Bernhard Ziegler in Leipzig als Gönner.

Dr. Martin Luthers Briefe von de Wette-Seidemann I, 420, 472, 474; IV, 6, 199; VI, 693; von Burkhardt 30, 348—351; von Enders II, 332, 447, 449, 451. — Corpus Reformatorum I, 146, 208 ff., 284; IV, 951. — Förstemann, Album S. 79. — Cod. dipl. Sax. reg. II, 11, 438—440. — Spalatini Chronicon bei Jo. B. Mencke, Scriptores II, 634, 640. — Chr. Schleupner in der Vorrede zu seinen „4 Predigten vom Steigen und Fallen des Papsttums zu Rom". Leipzig 1618, 4°. — G. A. Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon, Bd. 3 s. v. — Nopitsch, Will's Nürnberger Gelehrten-Lexikon ergänzt und fortgesetzt, 8. Theil (4. Suppl.), S. 81. — G. Th. Strobel, Nachricht von dem Leben und den Schriften Veit Dietrichs. Altdorf und Nürnberg 1772, S. 79, 75 (Beziehung zu Schwenkfeld). — Friedr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg 1885, S. 109 f., 134, 145, 166, 195, 210 f., 229, 270. — J. Köstlin, Martin Luther I, 330, 333, 646. — J. Köstlin, Johann Heß, der Breslauer Reformator, in der Zeitschr. d. V. f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens. Breslau 1864, S. 114, 116. — C. J. Cosack, Paulus Speratus. Braunschweig 1861, S. 58. — G. Kawerau, De Digamia Episcoporum. Kiel 1889, S. 11 f., 24. — P. Tschackert, Unbekannte handschriftliche Predigten und Scholien Martin Luthers. Berlin 1888, S. 2. — Dibelius u. Lechler, Beitr. zur Sächs. Kirchengeschichte I, 148 (Leipzig 1882). — Joh. Soffner, Sebastian Schleupner, Domherr und Prediger zu Breslau. Breslau 1888, S. 1. — Joh. Soffner, Der Minorit Fr. Michael Hillebrant aus Schweidnitz. Breslau 1885, S. 65. — Aug. Kastner, Archiv f. d. Gesch. d. Bisthums Breslau. Neiße 1858, I, 9, 287. — Car. Otto, De Johanne V. Turzone Episcopo Wratislaviensi. Vratislaviae 1865, p. 20, 46, 57, 60. — J. H. S(chülin), Fränckische Reformationsgeschichte. Nürnberg 1731, S. 24, 29. In dieser Schrift ist als Anhang „Ein guter Unterricht" und „Eyn Ratschlag" abgedruckt. — Ein Brief Georg Silvanus' an S. befindet sich in der Breslauer Stadtbibliothek. Georg Müller.

Schleupner: Sebastian S., römisch-katholischer Theolog des 16. Jahrhunderts, war geboren zu Breslau als Sohn des Goldschmieds Erasmus S. und Großneffe des dortigen Kanonikus Matthäus Lamprecht. In seiner Vaterstadt vorgebildet, besuchte er 1544 die Universität Krakau und 1547 die Hochschule zu Wien, wo er auf Empfehlung seines Großoheims zu dem Bischofe Friedrich Nausea in Beziehung trat. Auf der ersteren Universität hatte er sich die Magisterwürde erworben, später erscheint er auch als Doctor der Theologie. Bereits 1544 erlangte er ein Kanonikat im Breslauer Domcapitel, 1549 trat er in das letztere ein, wurde darauf Prediger am Dom und 1554 Archidiakonus. Nachdem er von 1555—57 das Pfarramt zu Neisse bekleidet hatte, auch 1556 zum Administrator des Bisthums Breslau ernannt worden war, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, übernahm wieder das Dompredigeramt, wurde Procurator der Propstei Aegidii, Propst an dem Kreuzstifte, 1564 Official und 1569 Cantor; auch finden wir ihn seitens des Capitels mehrfach zu Sendungen nach auswärts verwendet. Seine Schriften: „De oblatione corporis et sanguinis Domini Jesu Christi, aliquot sanctorum Patrum veteris Ecclesiae testimonia" (Nissae 1557); „Ein kurzer und wahrhaftiger Bericht von dem hochwürdigsten Sacrament, aus dem christlichen Catechismo vornemlich gezogen . . ." (Neisse 1560); „Ein Sermon und treuliche Vormanung zu christlicher Einigkeit in Ent-

pfahung des heil. Sacraments . . ." (s. l. 1564) galten der Vertheidigung der römisch-katholischen Lehre vom Abendmahle und von der Messe. In der 1563 gehaltenen Synodalrede: „Oratio habita ad catholicum Clerum, in Synodo“ (Nissae 1563) beklagte er den Verfall der kirchlichen Lehre und Zucht, mahnte die Geistlichen zu frommer Lebensführung und treuer Amtsverwaltung und trat für die Gründung eines Priesterseminars ein. Wie er hier als Anhang die „Epistola Sancti Hieronymi ad Nepotianum, qua docet, quomodo Clerici adeoque omnes ecclesiastici sese gerere debeant“ beifügte, so brachte er Johann Cochläus' Schrift „De catholico usu communicationis eucharistiae“ (Neisse 1557) und Herzog Georg's von Sachsen „Christliche Vormanung, und ganz treue Warnung" (Neisse 1565) zum Abdruck. Seine „Leichpredigt, In Exequiis des Allerdurchlauchtigsten, Großmechtigsten Keysers Ferdinandi" (Neiße 1565) enthält eine eingehende Vertheidigung der Fürbitte für die Verstorbenen. S. starb am 30. Juni 1572. Der testamentarischen Bestimmung gemäß kam seine Bibliothek an das Breslauer Priesterseminar, bei Verlegung desselben nach Neiße und befindet sich jetzt in der dortigen Pfarrbibliothek.

Joh. Soffner, Sebastian Schleupner, Domherr und Domprediger zu Breslau. Breslau 1888, wo S. 25 ff. seine Schriften besprochen werden. — Joh. Soffner, Der Minorit Fr. Michael Hillebrant aus Schweidnitz. Breslau 1885, S. 78, 79. — Aug. Kastner, Archiv für die Geschichte des Bisthums Breslau. Neisse 1858, I, 287. — J. Heyne, Dokumentierte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau. Breslau 1868. III, 283. 751, wonach S. 1294 zu verbessern ist. Georg Müller.

Schleusner: Johann Friedrich S. (Schleußner bei Meusel VIII, 139, Winer, Handbuch der theol. Lit. I, 10 u. a. ist incorrect; in des Verfassers eignen Büchern steht stets Schleusner), geboren zu Leipzig am 16. Januar 1759, bezog 1775 die Universität seiner Vaterstadt, erwarb daselbst 1779 die Magisterwürde und habilitirte sich 1781 in der theologischen Facultät (Titel der Dissertation s. Winer I, 110); 1783 ward er Vormittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig. Ostern 1785 ward er als professor theol. extraordinarius nach Göttingen berufen, woselbst er über Exegese des Alten und Neuen Testaments und über Dogmatik las, aber auch homiletische Uebungen abhielt. Im J. 1790 ward er zum ordentlichen Professor ernannt. 1795 ward er als Propst an die Schloßkirche und zugleich als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Wittenberg berufen, woselbst er am 21. Februar 1831 als zweiter Director des königlichen Predigerseminars gestorben ist (Pütter, Gelehrten-Gesch. der Universität Göttingen II, 183. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung V, 126. Winer a. a. O. II, 756, wo aber ein falsches Geburtsjahr, 1756, steht, denn Pütter, der aus den Göttinger Universitätsacten arbeitete, hat 1759).

Die Zahl der wissenschaftlichen Publicationen von S. ist eine sehr große. Man findet genaue Titelangaben derselben bei Pütter a. a. O., wo die Schriften von 1779—87 verzeichnet stehen, bei Meusel VIII, 139 f., wo die Schriften von 1810—22 und überhaupt bei Winer a. a. O. I, 10, 50, 110, 128, 219; II, 92. — Schleusner's Hauptverdienste liegen in der lexikalischen Bearbeitung des hellenistischen Griechisch. — Den ersten Entwurf einer Sammlung des Wortschatzes der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments durch die sogen. LXX hatte die Concordanz von Tromm (1718) [s. d. Art.] geboten. Auf Grund dieser Materialien hatte J. Chr. Biel versucht, ein eigentliches Lexikon zu den LXX auszuarbeiten, welches nach seinem Tode durch E. H. Mutzenbecher 1779 bis 1781 veröffentlicht wurde. — Indessen so anerkennenswerth diese ersten Arbeiten waren, hatten sie doch noch mancherlei Mängel. Erstens fehlten viele Wörter, dann aber hatte der Verfasser die behandelten Artikel ganz atomistisch

gehalten, Verbindungen der Worte in Redewendungen (Phrasen) waren ganz unbeachtet geblieben, außerdem war die Textkritik ganz vernachlässigt, so daß ganz verderbte Wörter mit aufgeführt waren und endlich hatte er in der Uebersetzung derselben sich ganz auf seinen Vorgänger Tromm verlassen und alle Mißverständnisse und Fehler desselben getreulich weiter fortgepflanzt. Es war daher sehr dankenswerth, daß S. sich entschloß, zunächst zum Biel'schen Werke eine Nachlese zu halten. 1784 und 1786 erschienen zwei „Spicilegia lexici in interpretes graecos V. T.“, in welchen, was eine sehr wichtige Verbesserung war, auch die Apokryphen des Alten Testaments mit berücksichtigt waren. Es wurde hier eine ganze Anzahl von Biel vergessener Wörter hinzugefügt, besonders auch aus Daniel und den hexaplarischen Fragmenten, welche bei Biel ganz fehlten. Außerdem geschah auch viel für Verbesserung der Bedeutungsbestimmungen. Hieran schlossen sich die „Curae hexaplares in Psalmorum libros ex patribus Graecis“ 1785 und die „Neuen Beiträge zur Kritik über die alten griechischen Uebersetzungen der Psalmen aus einigen Kirchenvätern“ (Göttingische Bibliothek Bd. I, 1794, S. 1—25, 77—98, 155—175). — Hier sind mancherlei noch jetzt nutzbare Bemerkungen über den hellenistischen Sprachgebrauch niedergelegt, wie z. B. daß *ἅγιοι* in Marc. 1, 48 die Leviten und Tempeldiener bedeute; die Notiz über die Wiedergabe des aram. sufa, Daniel 7, 27, durch *καταστροφή* bei den LXX u. a. m.; Beseitigung sinnloser Wörter wie *ἀδικασία* ist durch Emendation gegeben. Zur Ergänzung bei Biel fehlender Wörter vgl. die Art. *ἐκτενής*, *ἐκτόν*, *ἔμπονος* im zweiten Spicileg. S. 57 f., 61 u. a. Fleißig sind auch bei den Erörterungen über die Wortbedeutungen die griechischen Classiker, ebenso auch alte Lexikographen wie Suidas, Hesychius oder kirchliche wie Suizer herangezogen. In den zuletzt genannten Beiträgen hat S. wichtige Varianten zu den Psalmen aus den Kirchenvätern gesammelt und aus ihnen oft Ergänzungen oder Verbesserungen zu Montfaucon's Ausgabe der Hexapla des Origenes geliefert. Man vgl. z. B. S. 166 die Ergänzungen der Lücke in Ps. 119, 170 bei Montfaucon durch eine Stelle bei Origenes, die richtige Lesart der Uebersetzung des Aquila in Ps. 54, 6 für palasût durch *δείνησις* statt *εἰλίνδησις* S. 4 f. u. a. m. In ähnlicher Weise brachte er auch Verbesserungen aus den Uebersetzungen, insbesondere der Hexapla zu den Proverbien in einem „Specimen collationis proverbiorum Salomonis cum bibliis Polyglottis Londinensibus et Hexaplis Origenianis“ 1782 und in seinen „Commentarii novi critici in Versiones veteres proverbiorum Salomonis“ 1790—94, welche sich über Spr. 1—8 erstrecken (vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. d. bibl. Lit. III, 178; V, 1015). In diesen Abhandlungen über die Sprüche konnte S. sich auch auf die guten Vorarbeiten von G. J. L. Vogel und J. G. Jäger stützen (vgl. Lagarde, Anmerkungen zu den Proverbien 1863, S. 4). — Derselben Art waren die 1788 erschienenen „Observationes criticae in versiones graecas oraculorum Jesaiae“ (s. darüber Eichhorn, Allg. Bibl. d. bibl. Lit. II, 748—750). Zusammengefaßt wurden diese zum Theil als Programme, zum Theil in Zeitschriften erschienenen Arbeiten in seinen „Opuscula critica ad versiones graecas veteris Testamenti pertinentia“ 1812. Ueber die gleichzeitigen Beiträge anderer zu dieser Frage (s. Rosenmüller, Handbuch f. d. Lit. d. bibl. Kritik Bd. II, 1798, S. 454 f., 465—468. Meyer a. a. O. V, 126 f., 299, 402, 723. Diestel, Gesch. des Alten Testaments, S. 667). — Den Abschluß dieser umfangreichen Studien bildete der „Novus thesaurus philologico-criticus sive lexicon in LXX et reliquos interpretes graecos ac scriptores apocryphos V. Ti.“ 1820, 1821, 5 Bde., über welches Werk mit Unrecht in Bleek-Kamphausen, Einleitung in das Alte Testament 1870, S. 791 f. ein durchaus ungünstiges Urtheil gefällt wird. Natürlich kann unsere Zeit sich weder mit der lexikalischen Leistung noch

mit der textkritischen Methode dieser Arbeit einverstanden erklären, aber daß diese Sammlung eine Fundgrube auch für die neuesten Arbeiter auf diesem Gebiete gewesen ist, gesteht einer der tüchtigsten derselben, Karl Vollers, in seinem Dodekapropheton 1880, S. III offen ein und bei andern kann man auch uneingestandenermaßen die Spuren Schleusner's entdecken. — Der lexikalischen Arbeit hat die textkritische vorauszugehen, für welche die Leistungen von Tischendorf, Nestle und insbesondere die großartigen Schöpfungen de Lagarde's auf diesem Gebiete uns eine neue Basis zu schaffen im Begriffe sind. — Durch die beschriebenen Studien ward S. von selbst auch zum neuen Testament geführt. Sein „Novum lexicon graeco-latinum in Novum Testamentum“ erschien 1792, in verbesserter Ausgabe 1801 in 2 Bdn., 3. Aufl. 1808, 4. Aufl. 1819. Auch hier sind aus einer umfassenden Belesenheit reiche Materialien aus classischen und hellenistischen Schriftstellern, den Lexikographen des hellenistischen Griechisch den Kirchenvätern u. s. w. zusammengetragen, so daß dies Werk nicht nur in seiner Zeit mit warmem Lobe begrüßt wurde (Eichhorn a. a. O. IV, 751—764. Meyer a. a. O. V, 151—155), sondern auch neuerdings von dem berufensten Beurtheiler, W. Grimm, in dessen kritisch-geschichtlicher Uebersicht der neutestamentlichen Verballexika seit der Reformation (Theol. Studien und Kritiken, 1875, auf S. 498—500) die Anerkennung erhält, daß dasselbe „als reiche Materialiensammlung für monographische Zwecke bleibenden Werth behaupten wird“. Allerdings wird alsdann hervorgehoben, daß die eigne Verarbeitung und Anordnung des Stoffes durchaus ungenügend sei; es trägt eben diese Arbeit die Mängel ihrer Zeit: philologisch charakterisirt sie der rohe Empirismus, theologisch die rationalistische Verflachung der religiösen Begriffe. — Demselben Gebiete gehörte die 1791 erschienene „Commentatio de vocabuli πνεῦμα in libris N. T. raro usu“ an (s. Eichhorn a. a. O. IX, 611). — Dem hebräischen Texte des Alten Testaments suchte S. zu nützen durch seine „Curae criticae et exegeticae in Threnos Jeremiae“ (in Eichhorn's Repertorium für bibl. und morgenländ. Litteratur XII, 1—57). Auch hier ist meist durch Herbeiziehung der Uebersetzungen dem Texte aufzuhelfen versucht, nur fehlt es an festen textkritischen Principien, so daß aus den fleißigen Zusammentragungen der Varianten nicht der rechte Nutzen gezogen wird. Aehnliches gilt von den nach dem Tode von J. D. Michaelis von ihm mit Zusätzen herausgegebenen „Observationes philologicae et criticae in Jeremiae vaticinia et threnos“ des Letztgenannten 1793. — Die „Göttingische Bibliothek der neuesten theologischen Literatur“ gab er zusammen mit C. F. Stäudlin von Bd. I—III 1794—97 heraus. Von Bd. IV ab war Stäudlin der alleinige Herausgeber. Schleusner's eigene Beiträge zu dieser Zeitschrift sind oben erwähnt worden.

C. Siegfried.

Schley: Ludolf Gottfried S. entstammte einer schleswigschen Familie und wurde in Lübeck, wo sich sein Vater niedergelassen hatte, am 5. Januar 1798 geboren. Er genoß den ersten Unterricht im Katharineum dieser Stadt, kam aber bald, da er seine Eltern frühe verlor, nach Schweden zu Verwandten. In Stockholm wurde er für den kaufmännischen Beruf vorbereitet, und er blieb auch bei demselben, ohne die von Jugend auf gewohnte Beschäftigung mit poetischen und historischen Arbeiten aufzugeben, die besonders in seinen Jünglingsjahren durch vielfache Reisen, auf denen er Schweden nach allen Richtungen durchkreuzte, reiche Nahrung fand. Die erste Frucht dieser Beschäftigung waren seine „Schwedischen Dichtungen“ (1825), die in deutscher Uebersetzung einen Strauß ausgezeichneter schwedischer Poesieen von Tegnér, Atterbom, Gejer, Fahlkranz u. a. umfaßten. Mit den Dichtern hatte S. persönliche Beziehungen angeknüpft, die er auch noch im Mannesalter unterhielt. Im J. 1824 hatte er eine Anstellung

im schwedischen Consulate in Helsingör erhalten. Hier begann er die Uebersetzung des berühmten Gedichts „Frithiof. Eine Sage nordischer Vorzeit von E. Tegnér“, die er im Winter 1825—26 während eines Urlaubs in Upsala beendete und hier 1826 erscheinen ließ; sie war zu jener Zeit unstreitig die beste deutsche Uebersetzung des schwedischen Meistergedichts. Nach Helsingör im Sommer 1826 zurückgekehrt, traf ihn dort bald darauf das Anerbieten eines Engagements in einem Handelshause zu Libau in Kurland, das hauptsächlich Kenntniß der schwedischen Sprache erforderte. Er nahm es an und behielt auch in der Folge seinen Wohnsitz in Libau bei, wo er 1836 das Ehrenbürgerrecht erhielt, 1840 ein eigenes Handelshaus gründete und 1845 auch zum schwedisch-norwegischen Consul ernannt wurde. Die Berufsgeschäfte hinderten ihn auch während dieser Zeit nicht, in Mußestunden seinen poetischen Neigungen zu folgen, und so erschienen dann noch drei Bändchen „Dichtungen“ (1832—34), von denen das erste unter dem Separattitel „Die Schwedenbraut“ eine freie Bearbeitung von Tegnér's „Axel“, das zweite Gedichte vermischten Inhalts und das dritte Gelegenheitsgedichte enthält. Diese Poesieen überraschen besonders durch eine meisterhafte Handhabung der Form, die S. sicher durch seine vielfachen Uebersetzungen erworben hatte. In den letzten 20 Jahren seines Lebens litt er schwer an einem körperlichen Leiden, doch blieb sein Geist frisch und behauptete seine Herrschaft über die schwindenden Kräfte, bis er am 4. Juni 1859 aus dieser Welt schied.

Jegór v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland. Berlin 1855.

Franz Brümmer.

Schleyer: Peter Anton S., katholischer Theologe, geboren am 17. März 1810 zu Großeicholzheim in Baden, † am 25. Februar 1862 zu Ettenheim. Er studirte 1828—32 zu Freiburg, dann mit einem Reisestipendium der badischen Regierung bis 1835 zu Bonn und Tübingen, trat 1835 in das Freiburger Seminar und wurde am 27. August 1836 zum Priester geweiht. Er hatte schon 1835 eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht: „Würdigung der Einwürfe gegen die alttestamentlichen Weissagungen an dem Orakel des Jesaia über den Untergang Babels, C. 13—14, 23“ (mit einem Vorwort von J. S. v. Drey; in der Ausgabe Freiburg 1839 ist nur eine neue Vorrede beigefügt). Dazu kam 1836 eine ausführliche Abhandlung über die Genealogieen Christi bei Matthäus und Lucas in der Tübinger Quartalschrift. Mit Rücksicht darauf wurde er schon am 31. October 1836 zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor der Exegese und der biblisch-orientalischen Sprachen in Freiburg ernannt. 1845 übernahm er statt dieser Professur die der Kirchengeschichte. Mehrere größere Aufsätze von ihm stehen in der Freiburger Zeitschrift für katholische Theologie, namentlich „Neue Forschungen über den Brief des Jacobus und insbesondere über die Brüder Jesu“ (1840) und „Die Leser des Briefes des Jacobus, sein Lehrgehalt und dessen Verhältniß zu der Paulinischen Lehre von der Rechtfertigung“ (1843). Auch die Schriften „Ueber die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe, mit Rücksicht auf Prof. Werner in St. Pölten und Paulus in Heidelberg“, 1844, „Hirscher und sein Ankläger“, 1844, „Der Puseyismus nach seinem Ursprunge und als Lehrsystem dargestellt“, 1845, sind nur Separatabdrücke aus jener Zeitschrift. Die Vertheidigung Hirscher's schrieb S. 1843 als Decan seiner Facultät aus Anlaß der Angriffe gegen Hirscher von ultramontaner Seite, namentlich in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ und der „Sion“. In demselben Jahre ließ S. die Statuten eines damals projectirten katholischen (ultramontanen) Vereins für Baden mit seinen Bedenken dagegen in der Zeitschrift abdrucken. Im November 1852 wurde S. infolge einer Beschwerde des Senates wegen seines unverträglichen Verhaltens von dem Ministerium auf-

gefordert, sich binnen drei Monaten um eine Pfarrei zu bewerben, und da er dieses nicht that, im März 1853 mit Belassung seines Ranges und seiner Besoldung an das Lyceum in Rastatt versetzt. Da er gegen diese Versetzung remonstrirte und sein vermeintliches Recht auch in Zeitungen verfocht, wurde er am 23. März 1854 aus dem Staatsdienste entlassen, worauf der Erzbischof v. Vicari ihm sofort die Pfarrei Kappel am Rhein verlieh. Er veröffentlichte nun „Die Universität Freiburg. Actenmäßige Darstellung meiner Entfernung vom theologischen Lehramte an derselben nebst einem auf Befehl des hochw. Herrn Erzbischofs Hermann verfaßten Promemoria über ihren gegenwärtigen Zustand als katholisch-kirchliche Anstalt. Ein Beitrag zur kirchlichen Auffassung und Beurtheilung des Kirchenstreites in Baden". In dieser mehr als 300 Seiten starken Schrift sucht er zu erweisen, daß er hauptsächlich wegen seiner streng katholischen Richtung und wegen seiner Bemühungen für die Erhaltung des katholischen Charakters der Universität gemaßregelt worden sei. Die zahlreichen darin mitgetheilten Actenstücke bekunden aber eine krankhafte Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit und lassen die gegen ihn vorgebrachte Anklage als durchaus begründet erscheinen. Mit dem damaligen badischen Kirchenstreite hat das Verfahren gegen S. nichts zu thun. Wegen „Schmähung der Regierung" in dieser Schrift wurde S. von dem Hofgericht zu Bruchsal zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Dieses Urtheil wurde aber im November 1854 aus formellen Gründen von dem Oberhofgericht zu Mannheim cassirt und der Proceß nicht weiter verfolgt. In den letzten Jahren seines Lebens wohnte S. wegen Kränklichkeit nicht zu Kappel, sondern zu Ettenheim.

Weech, Bad. Biographieen III, 138. — Allg. Zeitung 1853, Nr. 83; 1854, Nr. 319.

Reusch.

Schleyermacher: Daniel S., Pastor zu Elberfeld und Ronsdorf, Mitstifter der Secte der Zioniten in Ronsdorf, Großvater des berühmten Theologen Friedrich Daniel Schleiermacher. Daniel S. wurde im J. 1697 zu Gemünd in Oberhessen geboren, sein Vater Heinrich S., wahrscheinlich Landwirth, war 1667 geboren. Er studirte in Hamburg, Bremen und Franeker, zog „wegen seiner Fähigkeiten, glatter Zunge und durchdringenden Verstand" die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, zu denen auch der ausgezeichnete Theologe Friedrich Adolf Lampe zu Bremen gehörte, der über seinen Schüler das weissagende Wort schrieb: „Was Schleyermacher betrifft, so scheint er mir etwas Fanatisches in sich zu tragen". Im J. 1721 wurde er Hofprediger bei dem Fürsten Victor Amadeus Adolf zu Schaumburg, zu Nassau a. d. Lahn, bei dem er aber, weil er ihm einmal die Wahrheit zu scharf gesagt, in Ungnade fiel, und nach zweijähriger Thätigkeit entlassen wurde. Durch besondere Empfehlung gelang es ihm aber, als Pastor an die kleine und dürftige Gemeinde zu Oberkassel bei Bonn (dem Geburtsorte des Dichters Gottfried Kinkel) gewählt zu werden. Infolge seines Rufes als Kanzelredner wurde er 1729 an die größte und angesehenste reformirte Gemeinde, im Herzogthum Berg, nach Elberfeld gewählt. Schon im Reformationszeitalter hatte diese Stadt trotz der katholischen Obrigkeit, unter der sie stand, das reformirte Bekenntniß angenommen, hatte, begünstigt durch landesherrliche Privilegien, alle Nachbarstädte, selbst die Residenzstadt Düsseldorf überflügelt. Auch der verheerende Brand, welcher 1687 die ganze Stadt in Asche legte, hatte nur neue Thatkraft geweckt, so daß die Stadt zu bedeutendem Wohlstand gekommen, wobei der Kaufmannsstand, nach Goethe's richtiger Charakterisirung Elberfelds, bei Erwerbung irdischer Güter die himmlischen nicht außer Acht ließ. Die geistigen Interessen bewegten sich damals beinahe ausschließlich um Kirche und Predigt und häuslichen Gottesdienst. Von Politik war die thatkräftige Bevölkerung der

Stadt ausgeschlossen, da der katholische Staat keine evangelischen Beamten anstellte. Eine weltliche deutsche Litteratur gab es noch nicht. Der gelehrte Stand war eigentlich blos durch Prediger und durch Lehrer der Lateinschule, welche Predigtamtscandidaten waren, repräsentirt. In dem Bürgerstande bestanden, als S. im J. 1730 sein Amt in Elberfeld antrat, in religiöser Hinsicht zwei verschiedene Richtungen. Die orthodox-reformirte (denn die lutherische Gemeinde war erst kurz zuvor aus Eingewanderten entstanden) bewegte sich in den Traditionen des 17. Jahrhunderts, ihr stand eine nicht unbedeutende Zahl von Bürgern gegenüber, welche von einer durch ganz Deutschland damals gehenden Erweckung ergriffen, außer der kirchlichen Erbauung eine innigere religiöse Gemeinschaft suchten. Eine fromme Engländerin Leade hatte über die Schranken der Confessionen hinaus eine religiöse Gemeinschaft unter dem Namen „Philadelphische Gesellschaft" gestiftet, und in Deutschland war man in höheren und niederen Ständen eifrig nachgefolgt. Die Zinzendorfisch-Herrnhutische Gemeinde nannte sich selbst ebenfalls eine philadelphische. In Elberfeld war diese Richtung durch außerordentliche Erweckungsprediger w. z. B. den gewaltigen Redner Hochmann v. Hochenau, gefördert worden, war aber bereits in schwärmerische und excentrische Bahnen geleitet worden, als S. sein Amt antrat. Anfangs scheint er sich von eigentlicher Schwärmerei frei gehalten zu haben; sein Ansehen stieg, so daß er auch von der Bergischen Synode zu ihrem Assessor und bald darauf zum Präses (1732 und 1733) gewählt wurde. Während ihm aber die Bergische reformirte Kirche den Ehren- und Vertrauensposten ihres Präsidiums übergab, war bei S. schon ein Verhältniß eingetreten, welches mit seiner Stellung im Widerspruche war und welches für seine Zukunft verhängnißvoll geworden ist. Er war nämlich einem „Philadelphischen Geheimbunde", dessen Geheimniß mit gegebener eidlicher Zusage bewahrt werden mußte, beigetreten und bereits am 11. September 1732 unter dem biblischen Namen Jedidja (des Herrn Geliebter nach 2. Sam. 12, 25) aufgenommen worden. Er hatte diesen Schritt erst nach längerem Bedenken und erst in einer Krankheit gethan, nachdem ihm von einem auswärtigen Prediger, der ebenfalls dem Bunde beigetreten, mit biblisch-prophetischen Drohungen zugesetzt war. Mit diesem schwärmerisch-apokalyptischen Bunde (der übrigens an anderen Orten Deutschlands Vorgänger gehabt hatte) hatte es folgende Bewandtniß: Ein aus Ronsdorf — eine Stunde von Elberfeld, damals aus einigen Bauernhöfen bestehender Ort — gebürtiger junger Mann, Elias Eller, war in Elberfeld Fabrikmeister in einer Floretfabrik einer Wittwe geworden, die ihn später zur Ehe nahm, obwohl sie viel älter war. Der arm nach Elberfeld gekommene aber begabte Jüngling war damit in die Stellung eines angesehenen Kaufherrn heraufgerückt, und andererseits gewann er durch seine phantasiereichen Auslegungen der Schrift in Erbauungsstunden eine geistliche Autorität unter seinen Gesinnungsgenossen. Diese Richtung stieg auf eine bedenklich schwärmerische Höhe, als eine Bäckerstochter von Elberfeld, Anna v. Büchel, hervorragend durch leibliche Schönheit und geistliche Gaben, in das Haus Eller's eintrat. Sie empfand gewisse körperliche Bewegungen, in welchen eine Verzückung erfolgte, mit visionären Einsprachen, die als göttliche Offenbarungen betrachtet wurden. S. hat später, als er von der Secte zurückgetreten war, diese prophetischen Aussprüche der Anna v. Büchel, welche die zweite Frau des Elias Eller geworden war, in der Weise geschildert, daß sie vorgegeben habe, aus der geheimnißvollen Ehe mit Eller solle das Knäblein geboren werden, welches nach der Offenbarung Johannes alle Heiden mit dem eisernen Scepter weiden werde, sie selbst sei das apocalyptische Weib mit der Sonne bekleidet u. s. w. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß S. jahrelang in dieses chiliastische, sectirerische Treiben, welches er später in seiner Apologie als Gotteslästerung bezeichnete, tief ver-

flochten gewesen ist. Die ganze Sache hätte nicht einen so bedeutenden Anhang und Umfang finden können, wenn S. nicht dem Elias Eller und seiner Gattin als Theologe zur Seite gestanden hätte. In seiner späteren Rechtfertigungsschrift hat S. sein intimes Verhältniß zu dem Eller'schen Ehepaare verschleiert. Die Theilnahme an der geheimen Gesellschaft nahm übrigens nicht bloß in Elberfeld, sondern auch an anderen Orten durch Beitritt angesehener Kaufleute und begabter Prediger dermaßen zu, daß bei Eller der Plan entstand, Elberfeld, wo doch immer mit Vorsicht und Zurückhalt aufgetreten werden mußte, zu verlassen und auf den Bauernhöfen seiner Heimath, eine Stunde von Elberfeld gelegen, eine eigene Stadt zu gründen, ein Plan, der auch die finanzielle Begabung des Sectenstifters zeigt, denn es war eine gewinnbringende Speculation, eine Anzahl begüterter Familien in die neu zu gründende Gottesstadt aufzunehmen. Sowohl die pfälzische Regierung wie auch Friedrich der Große wurden für den Plan gewonnen. Nachdem zunächst die Erlaubniß zu einer selbständigen neuen kirchlichen Gemeinde erlangt war, wurde S. im J. 1741 der Pastor derselben, nachdem er von seiner Gemeinde zu Elberfeld und von seinen kirchlichen Vorgesetzten mit ehrenden Zeugnissen entlassen war. Bei fortwährender Zunahme der Gemeinde erhielt dieselbe im J. 1745 die Stadtgerechtigkeit; Eller wurde selbstredend Bürgermeister mit richterlichen Befugnissen, sodaß er, ähnlich wie Zinzendorf zu Herrnhut, Inhaber der weltlichen und geistlichen Gewalt war. Es scheinen aber in den folgenden Jahren dem S. die Augen aufgegangen zu sein und fand es Eller für nöthig, ihm einen zweiten Prediger, den durch rednerische und dichterische Gaben hervorragenden Pastor Wülfing von Solingen an die Seite zu setzen. Da aber der größere Theil der Gemeinde an S. hing, so wurde er von Eller als Hexenmeister, Gotteslästerer und Majestätsverbrecher angeklagt und in eine Criminaluntersuchung verwickelt, in deren Verlauf am 24. April 1750 ein Commando von 160 Mann Soldaten nach Elberfeld, wohin sich S. hatte zurückziehen müssen, abgesandt wurde, um ihn zu arretiren. Bei der Schwere der Beschuldigungen, die man bei der pfälzischen Regierung gegen S. angebracht hatte, und bei dem Bestechungssystem, welches damals sowohl in Mannheim wie in Berlin möglich war, erschien die Lage Schleyermacher's als eine höchst gefährliche, weshalb er nach Arnheim in Holland zu seiner dort verheiratheten Schwester entfloh. In demselben Jahre gab er daselbst seine Vertheidigungsschrift heraus, worin er am Schlusse sagt: „Ich lebe als ein armer Flüchtling in der Welt, verstoßen aus meinem Amt, ich habe Haus und Hof müssen verlassen, mein Hab' und Gut ist meinen Feinden zum Raub geworden, und Fremde sättigen sich von meinem Vermögen, ich muß in meinen alten Tagen aus meinem Vaterland fliehen und mich mit Thränen scheiden von Freunden und Verwandten, von Weib und Kindern; ich bin voll von Schmerzen und finde kaum eine bleibende Stätte; täglich schmähen mich meine Feinde, sie stellen meinem Gang Netze und drücken meine Seele nieder". In tiefer Reue über seine Verirrungen soll S. sogar Kirchenbuße gethan haben; sein Gegner Eller starb übrigens schon im J. 1750 an der Wassersucht. Ein großer Theil der Ronsdorfer Gemeinde blieb ihrem ehemaligen Seelsorger auch in seinem Exile gewogen und wollte ihn sogar noch im J. 1765 wieder zu ihrem Prediger berufen, er scheint aber bald darauf gestorben zu sein. Ueber das Jahr seines Todes und überhaupt über seinen Ausgang fehlen uns die Nachrichten. Sein Sohn Gottlieb, der Vater des berühmten Theologen, kommt mehrfach in den Ronsdorfer Acten vor, wir finden ihn im J. 1741 als Theologiestudirenden in der Matrikel der Duisburger Universität, später kam er als reformirter Feldprediger nach Breslau, wo ihm im J. 1768 der Sohn Friedrich Daniel geboren wurde (der zweite Vorname sollte an seinen Großvater erinnern). Der Letztere hat bei einer Ferienreise an den Rhein im Hause

seines Schwagers E. M. Arndt die merkwürdige Aeußerung gethan: Ronsdorf spukt noch immer in mir. Es ist hier nicht der Ort, um aus den Schriften Schleiermacher's, namentlich aus der ersten Ausgabe der Reden über die Religion gewisse Anklänge an das Ronsdorfer Ideal des neuen Jerusalems hervorzuheben.

Aus der großen Zahl von gedruckten und handschriftlichen Nachrichten heben wir hervor: Apologie und kurzbündige Deduction von Dan. Schleyermacher, Ev. Ref. Prediger und Diener des göttl. Worts zuletzt in der Gemeinde zu Ronsdorf im Herzogth. Berg, dienende zu einer gründlichen vertheidigung Seiner Person u. s. w. gegen die schnöden Lästerungen einer Ertzketzerischen Rotte, die ihn bis auf's Blut verfolget. Arnheim 1750. 4°. — (Handschriftlich im Archiv zu Coblenz von Schleyermacher's Hand): Index obsignatorum (Verzeichniß der ältesten Glieder der Eller'schen Societät). — (Für Schleyermacher gegen Eller's Beschuldigungen) Responsum der theolog. Facultät zu Herborn vom 20. Nov. 1750, ob es mit der gesunden Vernunft und dem göttlichen Wort einstimmig sei, daß Menschen durch Mittel von Zauberei sich in der Gestalt von Ziegenböcken, Schlangen u. s. w. sehen lassen und Andern Schaden zufügen können (!!) — Krug, kritische Geschichte der protest. religiösen Schwärmerei im Herzogth. Berg. Elberfeld 1851. — Stosch, später Prof. in Duisburg und Frankfurt a. d. O., Reisebericht von 1740—42 in der Zeitschr. des Berg. Gesch.-Vereins, Bd. XV, 1879. — Göbel, Gesch. des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche, 3. Bd. 1860.

Krafft.

Schlez: Dr. Johann Friedrich Ferdinand S., großherzogl. hessischer Kirchenrath, verdienstvoller Jugend- und Volksschriftsteller, geboren am 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Baiern, † am 7. September 1839 zu Schlitz in Oberhessen. Der Vater war Pfarrer in Ippesheim und von ihm erhielt der Sohn den ersten Unterricht. 1773 fand der Knabe Aufnahme als Chorschüler an dem damaligen Gymnasium zu Windsheim; hier verblieb S. bis 1776, worauf ein zweijähriger Unterricht des Pfarrers Barchewitz in Herrenbergtheim ihn zum Uebertritt auf die Universität befähigte; in Jena widmete er sich von 1778—81 dem Studium der Theologie, wobei ihn besonders die Vorlesungen von Danov, Griesbach und Eichhorn anzogen. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien kehrte S. in das väterliche Haus zurück, wo er dann bei seinem Vater die Stelle eines Hülfsgeistlichen versah; indessen starb der Vater nicht lange nachher und der Sohn wurde dessen Amtsnachfolger. 1793 verehelichte sich S. mit Johanna Bauer, einer Tochter des Hofpredigers und Consistorialrathes Bauer in Castell. In dieser seiner pfarramtlichen Wirksamkeit fand er Zeit und auch Anlaß, seiner Neigung entsprechend seine Thätigkeit auch den Interessen der Schule und der Volksbildung überhaupt zuzuwenden und sich schriftstellerisch auf diesem Gebiete zu versuchen, wobei sofort seine bedeutende Begabung als Jugend- und Volksschriftsteller sowie als Schulmann hervortrat. Die Zustände der Schule seines Pfarrortes Ippesheim, die unter der ungeschickten Leitung eines alten derben Lehrers stand, gaben S. Stoff zu seiner 1795 herausgegebenen Schrift „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard oder die Dorfschule zu Langenhausen und Traubenheim, ein Erbauungsbuch für Landschullehrer". 3. Aufl. Nürnberg 1813. Dieses Buch fand den Beifall des damaligen kurfürstlich sächsischen Gesandten am Münchener Hofe, des Grafen Karl v. Görtz zu Schlitz und lenkte dessen Augenmerk auf den Verfasser, den er dann 1799 als Inspector und Consistorialrath nach Schlitz berief, welche Stelle S. im folgenden Jahre antrat. Die Verhältnisse des dortigen Kirchen- und Schulwesens erheischten eine durchgreifende verbessernde Umgestaltung. Dem

Wunsch des Grafen und dem Bedürfniß entsprechend arbeitete S. zunächst ein kirchliches Gesangbuch aus, das schon 1801 eingeführt wurde. Seine Hauptthätigkeit wandte er aber dann dem Schlitzer Schulwesen zu, und hier richtete sich vor allem sein Bestreben auf eine gediegenere Ausbildung der Lehrer als die Hauptbedingung eines erfolgreichen Unterrichts; dann sorgte er aber auch für das zweitnächste Erforderniß, die ökonomische und sociale Verbesserung des Lehrerstandes, durch eine auskömmliche Besoldung. Ein gleiches Interesse bethätigte er in der Förderung des Unterrichts selbst durch verschiedene Maßnahmen, durch Beschaffung ausreichender geeigneter Lehrmittel, sowie durch die Herstellung zweckmäßiger Lehrräume. Zu Unterrichtszwecken schrieb S. zugleich neben der Abfassung des genannten Gesangbuches eine verbesserte Fibel, die er unmittelbar nach dem Erscheinen des Gesangbuches drucken und in Gebrauch treten ließ; in Verbindung damit führte er zugleich zur Förderung des Leseunterrichts nach dem Vorgange Stephani's die Lautirmethode ein, deren Anwendung er schon zuvor in Ippesheim sein Interesse zugewendet und Versuche angestellt hatte. Neben seinem geistlichen und pädagogischen Wirken entfaltete S. ein fruchtbares, unmittelbar in dem praktischen Leben begründetes litterarisches Schaffen auf dem Gebiete der Pädagogik der Volksschule. Gleich seine erste Schrift „Gregorius Schlaghart“ ist den Beobachtungen in der Schule zu Ippesheim entnommen, wo der Unterricht in mechanischer geistloser und die Erziehung in meist roher Behandlung war. Diese Schrift behandelt eine Gegenüberstellung der hergebrachten, damals allenthalben üblichen, äußerlichen und rauhen Weise des Unterrichts sowie der Zucht und der zu jener Zeit gerade aufstrebenden neuen philanthropischen Schulpraxis. Auch sein weiteres, einst sehr verbreitetes, in vielfacher, zuerst 1811, zuletzt 1851 in 19., von Sackreuter bearbeiteter Auflage erschienenes Schulbuch „Der Denkfreund, ein Lehr- und Lesebuch für evangelische Volksschüler“ ist gleichfalls auf den Erfahrungen und den Bedürfnissen der Schule begründet und war ursprünglich für die oberste Knabenclasse der Schlitzer Stadtschule geschrieben. Behufs methodischer Behandlung des Leseunterrichtes, insbesondere zur Förderung der Lautirmethode, stellte S. mehrere nach ihr eingerichtete Lesefibeln zusammen. Nach Rochow's Principien schrieb er den „Kinderfreund, ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen“, das 1844 in 5. Auflage erschien. Für den Gebrauch des Lehrers bestimmte er das „Handbuch für Volksschullehrer“, 5 Bde. 2. Aufl. 1832; außer diesen und mehrerern anderen hier nicht aufgeführten, für die didaktischen Zwecke des Elementarunterrichts verfaßten Schriften schrieb S. auch zur Förderung des Religionsunterrichts einen „Leitfaden beim ersten Unterricht in der christlichen Religion“. 2. Aufl. 1795—96. Seine weiteren Schriften wie „Lorenz Richard's Unterhaltungen mit seiner Schuljugend über den Kinderfreund des Herrn v. Rochow“, die „Geschichte des Dörfleins Traubenheim“, ferner die „Sittenlehren in Beispielen“ (4. Aufl., 1807—24), seine Fabeln, Parabeln, sowie seine in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften veröffentlichten, oft recht launigen Gedichte, besonders sein „Mildheimer Liederbuch“ lassen uns S. als begabten Jugend- und Volksschriftsteller und Dichter erkennen. Seine vielfachen Verdienste vor allem hinsichtlich der Volksschule fanden Anerkennung und ehrenvolle Auszeichnung: anläßlich seines 50jährigen Amtsjubiläums am 27. November 1831 verlieh ihm der Großherzog von Hessen das Ritterkreuz des großherzogl. Ludwigsordens und die Gießener theol. Facultät die Doctorwürde. S. war ein Mann, der in seinem Fühlen und Denken gerne im öffentlichen Leben sich bewegend, dort die geistigen Bedürfnisse des Volkes erkannte und in Kirche wie Schule, in seinem amtlichen wie schriftstellerischen Wirken dem Fortschritte der Zeit gemäß denselben gerecht zu werden bestrebte. Was er schrieb, war aus der Erfahrung des praktischen Lebens genommen, insbesondere sind seine

pädagogischen Schriften die Frucht seines Umgangs und seiner Beschäftigung mit der Jugend; sie haben, weil auf unmittelbarer gesunder Erkenntniß beruhend, seinerzeit sehr viel in weitem Kreise zur Entwickelung der Volksschule beigetragen. S. war eine anspruchslose, gemüthsreiche Persönlichkeit und ein heiterer Gesellschafter, der Scherz und Laune mit dem Ernst des Lebens und seines Amtes wohl zu verbinden verstand; manche seiner Gedichte geben davon Zeugniß, eines oder das andere ist sogar Volkslied geworden. Es war ihm in hohem Maaße die Gabe eigen, in volksthümlicher klarer Weise zu schreiben und den Stoff mit Geschick für den gesetzten Zweck zu sichten und zu verwerthen. 1832 trat S. infolge seines hohen Alters in den Ruhestand.

Vgl. Nekrolog v. Dr. W. Diefenbach in der „Didaskalia", Jahrg. 1839, Nr. 260. — Nekrolog in der „Allgemeinen Schulzeitung", Jahrg. 1840, Nr. 200.

Binder.

Schlicht: Ludolf Ernst S., geboren am 4. November 1714 zu Brandenburg, starb zu Herrnhut am 4. März 1769. Sein Vater Levin Johann S. war Lehrer am Brandenburger Gymnasium und starb als Prediger an der St. Georgenkirche zu Berlin. (Von diesem findet sich im Brüdergesangbuch vom Jahre 1778 das Abendlied: „Ach mein Jesu sieh, ich trete" (Nr. 1581). Das Lied Nr. 739: „Entbinde mich mein Gott &c." wird ihm gleichfalls, jedoch fraglich, ob mit Recht, zugeschrieben.) Ludolf Ernst S. zeigte in seinen Schuljahren ungewöhnliche Fähigkeiten, die ihn in den Stand setzten, frühzeitig die Universität zu Jena zu besuchen und sich dem Studium der Theologie zu widmen. Selbst schon früher geistlich erweckt, fand er hier Gleichgesinnte, und nahm theil am Halten der Unterrichte, welche diese an Freischulen ertheilten. 1737 trat er in die sogenannte „Haushaltung" des jungen Grafen Christian Renatus v. Zinzendorf daselbst ein, in der er als einer der Lehrer desselben diente und der er auch in Berlin, später in Herrnhag, einer Brüdergemeine in der Wetterau, angehörte. Dazwischen war er eine Zeitlang in Herrnhut als Lehrer thätig, wurde auch aufgefordert, ein öffentliches Lehramt in seiner Heimath zu übernehmen. Er wies diesen Antrag ab und wurde im August 1739 Mitglied der Herrnhutischen Gemeine. Er machte sich nicht nur durch seine vorzügliche musikalische Begabung in derselben nützlich, sondern bereicherte das „Christliche Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinen" in seinen Anhängen durch 12, zum Theil gut gelungene geistliche Lieder, von denen 9, mehr oder weniger verkürzt und verändert, in das „Gesangbuch zum Gebrauch der evangelischen Brüdergemeinen vom Jahre 1778" aufgenommen worden sind. (Es sind folgende: Nr. 88, 370, 548, 549, 614, 636, 761, 1094, 1435. Außer diesen finden sich in demselben noch vier bis dahin ungedruckte Lieder Schlicht's, Nr. 1090, 1360, 1433 und 1633. Letzteres: „Seelen singet, singt ein neues Lied", die Krone der Schlicht'schen Lieder und eine Perle christlichen Kirchengesanges.) Die Originale seiner Lieder finden sich in dem oben angeführten „Christlichen Gesangbuch" unter den Nummern 1475, 1501, 1585, 1586, 1701, 1792, 1793, 1815, 1821, 1838, 2032, 2096. Das erste dieser Lieder enthält den inneren Gang seiner Bekehrung und ist ein vorzügliches Seelengemälde. Im J. 1741 reiste S. mit dem Bischof Spangenberg nach England, wo er die Landessprache so vollkommen lernte, daß er auch in ihr geistliche Lieder dichten konnte. 1742 wurde er in Herrnhag zu einem Ordinarius (Hauptprediger) der Brüderkirche ordinirt. Nachdem er sich mit Esther de la Motte verheirathet und der Synode zu Hirschberg im Vogtland beigewohnt hatte, kehrte er als Prediger der Londoner Brüdergemeine nach England zurück. 1747 trat er in das gleiche Amt in der Ortsgemeine Feelnek (Gracehill); jedoch finden wir ihn schon 1750 wieder in London thätig. In

den nächsten 10 Jahren arbeitete er in Bedford, Bristol und Dublin und erwarb sich durch sein liebevolles, zuvorkommendes Wesen allgemeine Liebe und Hochachtung. Mit vielem Eifer betheiligte er sich an der Uebersetzung des Brüdergesangbuchs und der Liturgieen und Litaneien dieser Kirche in die englische Sprache. Viel Arbeit und Kämpfe mit fast unübersteiglichen Schwierigkeiten in Dublin in einer Zeit von $4^1/_2$ Jahren hatten seine Gesundheit zerrüttet, sodaß er genöthigt war, zur Wiederherstellung derselben nach Herrnhut zurückzukehren. Wenn er auch diesen Zweck nicht erreichte, so erbaute er doch noch manchmal die Gemeine durch ansprechende Vorträge, ordnete auch mit großem Fleiß das dortige Gemeinarchiv. Er entschlief daselbst im 55. Jahre seines Alters.

Auszug aus einem im Unitätsarchiv zu Herrnhut vorhandenen handschriftlichen Lebenslauf, R. 22, Nr. 53, mit Benutzung von L. Ch. v. Schweinitz's Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen brüdergeschichtlich merkwürdiger Personen, II. Sammlung, S. 13—18. (Handschriftlich im Unitätsarchiv R. 24 B. 61.) — (Christian Gregor), Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch des Jahres 1778. Gnadau 1835. S. 213 und 174.

A. Glitsch.

Schlichtegroll: Adolf Heinrich Friedrich S. (seit 1808: von S.), bekannter biographischer Schriftsteller, Archäologe und Numismatiker, 1765—1822. Er wurde in dem Städtchen Waltershausen bei Gotha am 8. December 1765 geboren; sein Vater war herzoglich sächsischer Amtscommissar bei dem Justizamte Tenneberg, später Lehenssecretär und Rath bei der Landesregierung in Gotha. Den ersten Unterricht erhielt S. im elterlichen Hause, theils vom Vater selbst, theils von Privatlehrern; im 14. Jahre — 1779 — kam er auf das Gymnasium zu Gotha, welches damals unter dem Rector F. A. Stroth einen neuen Aufschwung nahm. Der Leitung dieses geistvollen und vielseitig gebildeten Mannes, welcher sich des fähigen Schülers mit besonderer Zuneigung annahm, verdankte S. die glücklichste Anregung zu wissenschaftlichen Studien, vornehmlich zu theologisch-philologischen. Dem Wunsche des Vaters nachgebend ließ er sich zwar, als er im Herbste 1783 das Gymnasium verließ, zunächst als Jurist in Jena einschreiben, vertauschte die Rechtswissenschaft aber bald mit der Theologie. Allerdings beschäftigte er sich eigentlich nur mit „Philologie auf dem Gebiete der Theologie“; Griesbach, Eichhorn und Schütz waren die Lehrer, an welche er sich vornehmlich anschloß. Mehr und mehr den rein philologischen Studien sich zuwendend, siedelte er nach einigen Semestern nach Göttingen über, um hier Heyne hören zu können, wurde von diesem in sein philologisches Seminar aufgenommen und auch durch persönlichen Verkehr freundlich gefördert. Nach dem Göttinger Universitätsjubiläum kehrte S. 1787 in die Heimath zurück und erhielt sogleich eine Stelle als Lehrer am Gothaischen Gymnasium und damit die Leitung des mit dieser Anstalt verbundenen Coenobiums. Während der 13 Jahre seines Lehramtes hatte er vorzugsweise den Unterricht in der Religionslehre, im Hebräischen und Deutschen zu ertheilen, daneben aber auch den Elementarunterricht im Lateinischen; sein anregendes Wesen und seine Pflichttreue erwarben ihm allseitige Anerkennung. Kurz nach dem Antritte seines Amtes veröffentlichte S. seine erste selbständige Arbeit „Ueber den Schild des Herkules“ 1788, und begann damit die Reihe seiner archaeologischen Publicationen, deren bedeutendste das großangelegte Werk über das Stoschische Cabinet von geschnittenen Steinen geworden ist: „Auswahl vorzüglicher Gemmen mit mythologischen und artistischen Erläuterungen“ 1797 in zwei Ausgaben und Formeln, französisch und deutsch; nachmals als „Dactyliotheca Stoschiana“ mit einem zweiten Theile nach erweitertem Plane 1805 herausgegeben. Zunächst aber wandte sich sein Interesse noch einem anderen Gebiete zu. Von Jugend auf hatte er biographische Dar-

stellungen mit besonderer Vorliebe verfolgt; er sah in diesem Zweige der Geschichtschreibung „eine Sitten- und Klugheitslehre in Beispielen, ein brauchbares Erziehungs- und Bildungsmittel des früheren und des späteren Alters“. Von dieser Anschauung aus entwarf er (1790) den Plan des „Nekrologes“, welcher „den Denkmälern des Kerameikos vergleichbar, das Andenken der Verstorbenen erhalten und der Nachwelt das Muster ihrer Tugenden zur Nachahmung oder ihre Verirrungen zur Warnung erhalten“ sollte. Der ursprüngliche Gedanke, die hervorragenden Männer aller Culturvölker berücksichtigen zu wollen, erwies sich bald als undurchführbar; S. beschränkte sich daher auf Deutschland und fand selbst bei dieser engeren Aufgabe noch unerwartete Schwierigkeiten genug. Schon die Beschaffung und Prüfung des Materials nahm große Opfer an Zeit und Kraft in Anspruch, mehr Mühe noch erforderte die Form, da nur in den seltensten Fällen die Beiträge ohne Umarbeitung aufgenommen werden konnten. Die Mehrzahl der Artikel, welche in den 16 Jahren, in denen S. den Nekrolog herausgab, in diesem erschienen sind, hat der Herausgeber selbst schreiben müssen.

Bereits durch seine Schrift „Ueber den Schild des Herkules“ hatte S. die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Ernst II. erregt; durch die Arbeiten für den Nekrolog war er dann öfter auf der herzoglichen Bibliothek in unmittelbare Berührung mit dem Fürsten gekommen und von diesem mehrfach zu Privatgeschäften gebraucht worden. Als nun im J. 1799 dem Director des herzoglichen Münzcabinets Rousseau, mit dessen zweiter Tochter S. seit 1792 verheirathet war, eine Hülfe gegeben werden sollte, ernannte der Herzog ihn zum Assistenten seines Schwiegervaters und erfüllte damit lebhaft gehegte Wünsche Schlichtegroll's. Freilich stellte sich bald heraus, daß das neue Amt seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nahm und nicht wohl neben dem Lehramte geführt werden konnte; S. entschloß sich daher, seine Professur am Gymnasium aufzugeben und schied mit Ablauf des Jahres 1800 ganz und für immer aus dem Schuldienste. Das erste wissenschaftliche Ergebniß der neuen Stellung war eine Darstellung der Geschichte der Sammlung, welche unter dem Titel „Historia Numothecae Gothanae“ dem Herzoge gewidmet wurde; das spätere großangelegte Unternehmen „Annalen der gesammten Numismatik“ ist nicht über den Anfang des zweiten Bandes hinausgekommen. Das Cabinet selbst erhielt durch seinen neuen Conservator, der die Gunst des Herzogs für die Sammlung lebendig zu erhalten wußte, namhafte Vergrößerungen und Umgestaltungen; so wurde u. a. 1803 die in Constantinopel zusammengebrachte Knobelsdorf'sche Sammlung erworben und das ganze Cabinet nach einheitlichem Plane neu geordnet. Auch nach dem im J. 1804 erfolgten Tode des Herzogs konnte S. zunächst noch erfolgreich für seine Sammlung thätig sein; eine wissenschaftliche Reise, welche er 1805 über Genf nach Paris machte, brachte ihn in persönliche Bekanntschaft mit den Autoritäten seines Faches und kam der Sammlung auch unmittelbar zu Gute. Das Herannahen des Krieges im folgenden Jahre erregte lebhafte Besorgniß; S. sah sich beauftragt, die werthvollsten Münzen und eine größere Menge anderer Kunstschätze nach Altona auf dänisches Gebiet in Sicherheit zu bringen, und erreichte dies Ziel noch glücklich unmittelbar vor der Erstürmung Lübecks. Erst im folgenden Jahre holte S. das Gerettete zurück; er hatte jetzt die Freude, in Hamburg und Holstein anregende Bekanntschaften machen oder erneuern zu dürfen.

Die Rückführung der Kunstsachen war einer der letzten Dienste, welche S. seinem Heimathlande leisten konnte. Friedrich Heinrich Jacobi hatte gelegentlich seiner Uebersiedelung von Eutin nach München 1805 S. in Gotha aufgesucht und war von da an in regem Verkehr mit ihm geblieben. Als nun zwei Jahre später Jacobi vom Könige von Baiern zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in München ernannt worden war, schlug er S. für die Stelle des Directors und General-

secretärs der Akademie vor. Die dringende Aufforderung der bairischen Regierung legte S. zunächst seiner Landesbehörde vor; da deren Berathungen aber nur „langsam und zögernd“ geführt wurden, so entschloß er sich zur Annahme und siedelte Ende Mai 1807 nach München über; am 27. Juli konnte die reorganisirte Akademie feierlich eröffnet werden. — Der Geschäftskreis, den S. zu übernehmen hatte, war ein sehr bedeutender. Nicht nur die gewöhnlichen Geschäfte eines ständigen Secretärs, wie Leitung der Sitzungen, Briefwechsel, Herausgabe der Akademieschriften und dergl., hatte er zu besorgen; es lag ihm auch die obere Leitung und Verwaltung der sämmtlichen an die Akademie angegliederten wissenschaftlichen Sammlungen und Institute ob, deren Aufgaben ihm wenigstens zum Theil bis dahin ganz fremd gewesen waren. Es waren dies die Bibliothek, die Naturaliensammlung, das mathematisch-physikalische Cabinet, das polytechnische Cabinet, das chemische Laboratorium, das Münzcabinet, das Antiquarium, das Observatorium und der botanische Garten. Fast alle diese Anstalten erforderten damals neue Ordnung, räumliche Erweiterungen und theilweise auch ganz wesentliche Umgestaltungen und Neueinrichtungen, alles Aufgaben, welche der Director der Akademie mit den zunächst Betheiligten zu lösen oder doch zur Lösung vorzubereiten hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß es bei dieser umfangreichen und tiefgreifenden Thätigkeit Schlichtegroll's auch an Reibungen mannigfaltiger Art nicht fehlte, zumal der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschen in München namentlich während des Krieges von 1809 mit besonderer Schärfe hervorgetreten war. Es gelang S. jedoch, Conflicte zu vermeiden und den ungestörten Fortgang der Geschäfte zu sichern, sich selbst aber die allgemeine Anerkennung als vorzüglicher Beamter und zuverlässiger Charakter zu erringen, der Gegensätze auszugleichen und Hemmungen bei Seite zu schieben, in besonderem Maaße verstand. Schon im J. 1808 hatte der König Max Joseph S. ein besonderes Zeichen seiner Anerkennung dadurch gegeben, daß er ihn bei der ersten Vertheilung des neugestifteten Ordens der bairischen Krone zum Ritter desselben ernannt und dadurch in den Adelstand erhoben hatte, von mehr wesentlicher Bedeutung war es aber, daß, als nach dem Kriege Jacobi das Präsidium der Akademie niederlegte, dieses Amt nicht wieder besetzt, vielmehr S. ausschließlich mit der Wahrnehmung der Geschäfte betraut wurde. Auch die Leitung der Bibliothek hatte er damals zu übernehmen und gerade hier neuordnend und vermittelnd vielfach einzugreifen. — Es ist staunenswerth, daß S. neben der Fülle der Geschäfte, zu denen doch auch noch die Zusammenstellung der Jahresberichte der Akademie, die Abfassung der Biographieen verstorbener Mitglieder und die Ausarbeitung eigener wissenschaftlicher Abhandlungen gehörte, doch noch im Stande war, die Herausgabe litterarischer Zeitschriften, wie der der Pflege der deutschen Sprache gewidmeten „Teutoburg“ und einer anderen, „welcher der heilige Bund ihre Entstehung gegeben hatte“, zu übernehmen, auch an den verschiedensten wissenschaftlichen und technischen Gesellschaften und Vereinen sich mit lebhafter Theilnahme fördernd und leitend zu betheiligen. Sein Haus war der Sammelpunkt, in welchem die wissenschaftlichen Interessen der in München wohnenden Gelehrten und der dorthin kommenden Fremden sich zusammenfanden; für die Entwickelung der Werkstätten von Utzschneider, Reichenbach, Fraunhofer war seine Theilnahme von besonderem Werthe; vornehmlich aber trat er für die Erfindung der Lithographie durch Aloys Senefelder unmittelbar thätig ein; in einer Reihe von Briefen, welche er 1816 und 1817 im „Anzeiger für Kunst- und Gewerbfleiß“ veröffentlichte, entwickelte er die Bedeutung der neuen Kunst, und das „Lehrbuch der Steindruckerei“, welches Senefelder auf Schlichtegroll's Antrieb herausgab, führte dieser durch eine Vorrede ein, wie er auch eine englische Uebersetzung von seinem ältesten Sohne verfassen ließ. Die letzte größere Arbeit Schlichtegroll's war ein

umfangreicher Plan für die Neuorganisation der Akademie, den er in Gemeinschaft mit dem Secretär der mathematischen Classe, Geh. Rath v. Moll und dem Secretär der philosophischen Classe, Director v. Schelling, dem Könige vorlegte. Mannigfacher Verdruß, der sich für ihn aus den namentlich auch von Seiten der katholischen Geistlichkeit gegen die Akademie gerichteten Angriffen ergab, und die Schwierigkeiten, auf welche die Genehmigung seines Organisationsentwurfes stieß, trugen namhaft dazu bei, seine früher gute Gesundheit zu erschüttern. Im Sommer 1822 besuchte er gelegentlich einer Badereise nach Kissingen noch einmal die Heimath, erkrankte aber in Weimar und hat sich danach nicht wieder erholt. Er starb in München in der Nacht vom 3. auf den 4. December 1822, fast 57 Jahre alt.

Cajetan v. Weiller, Zum Andenken an A. H. F. v. Schlichtegroll. 1823. — Fr. Jacobs, N. Nekrolog d. D. 1823. I, 1—31. — Fr. Jacobs, Personalien, S. 179, 526.

R. Hoche.

Schlichtegroll: Dr. Nathanael v. S., bairischer Archivrath, geb. zu Gotha am 30. October 1794, † zu München am 13. September 1859. Nathanael's Vater, Friedrich v. S. (s. oben S. 484), Conservator des Münzcabinets zu Gotha, folgte 1807 einem Rufe der bairischen Regierung als Director und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften nach München. Nathanael, welcher mit seinem Vater übersiedelte, besuchte das dortige Lyceum, dann (1813) als Hörer der Rechte die Universität Landshut. In diese Zeit fällt seine erste litterarische Arbeit „Mark Aurel's Größe als Mensch und Herrscher", welche er seinem scheidenden Lehrer E. Henke aus Dankbarkeit widmete. Die Universitätsstudien fanden alsbald eine längere Unterbrechung, da Nathanael zu den begeisterten Jünglingen zählte, welche behufs Befreiung des Vaterlandes vom drückenden Fremdenjoche unter Napoleon zu den Waffen griffen und gegen Frankreich ins Feld zogen. Als Lieutenant und Adjutant des Generals Schönfeld war er mit den Verbündeten in Paris und erhielt bei diesem Anlasse den russischen Sanct-Annen-Orden. Vom Feldzuge heimgekehrt, kehrte er auch zu den juristischen Studien zurück, welche er in Göttingen und Erlangen fortsetzte, in Landshut vollendete. Hier erwarb er auch 1817 durch eine seinem Vater gewidmete staatsrechtliche Inauguraldissertation die Doctorwürde. Nach rühmlich bestandenem Staatsconcurse finden wir ihn als Landgerichtsassessor in Dachau und Freising, als Polizeicommissär in München, von 1836—39 als Landrichter in Tegernsee; endlich seit Februar 1840 — in Erfüllung eines länger gehegten Wunsches — als Adjuncten beim Reichsarchive, womit für ihn eine neue wissenschaftliche Wirksamkeit begann. Von dieser Zeit an (1842—54) veröffentlichte S. eine Reihe von Druckschriften, theils Abhandlungen über das Archivwesen (namentlich in Friedmann's Zeitschrift für die Archive Deutschlands), theils genealogische Untersuchungen über das bairische Königshaus, theils Aphorismen verschiedenen Inhaltes. Am 3. November 1845 zum Hofrath ernannt, erhielt er am 19. April 1851 die Erlaubniß, „in der Eigenschaft als Ehrenprofessor der philosophischen Facultät an der Universität München Vorlesungen über Diplomatik und ihre Hilfswissenschaften zu halten". Er begann alsbald — im Sommersemester 1851 — seine Vorträge, welche regelmäßig nicht bloß von akademischen Bürgern, sondern auch von Männern reiferen Alters besucht wurden. In demselben Jahre überreichte unser Archivar dem Staatsministerium des Innern einen ausführlich begründeten Vorschlag zur Errichtung eines „diplomatisch-paläographischen Institutes" in München nach dem Vorbilde anderer Städte, ein Vorschlag, welcher indeß von höchster Stelle am 26. November 1851 abgelehnt wurde. Als König Ludwig I. 1852 in der baierischen Ruhmeshalle die von

Halbig gefertigte Porträtbüste des Grafen August von Platen (geb. 1794) aufstellen ließ, gab S., in frühester Jugend (1812—20) mit Letzterem befreundet, unter dem Titel „Erinnerungen an Aug. Grafen v. Platen in seiner Jugend" eine kleine Denkschrift heraus (München 1852, 137 S. in 12⁰). Sie enthält neben Reminiscenzen aus jenen Jahren auch mehrere Gedichte aus Platen's frühester Dichterperiode, welche Schöpfungen einen wertvollen Einblick in Platen's Entwicklungsgang gewähren. Gleichzeitig war der treuanhängliche Freund rastlos für Errichtung eines Platendenkmales in Ansbach, dem Geburtsorte des Dichters, thätig. — In der Nacht vom 12. auf 13. September 1859 erkrankte S. und starb nach wenigen Stunden an einem Herzschlage. Seit 1825 mit Angelica Maier vermählt, hinterließ er eine Wittwe, 2 Töchter und 1 Sohn.

Verzeichniß der namhafteren Schriften in Rockinger's „Erinnerung an Dr. Nath. v. S. ꝛc." im XXII. Jahresber. des histor. Vereins von Oberbaiern; auch als Separatabdruck erschienen (München 1860, 13 S.) — Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung vom 19. September 1859, Nr. 223 S. 889 u. 890.

Eisenhart.

Schlichthorst: Hermann S., † am 29. Februar 1820 als Pastor zu Visselhövede im Herzogthum Verden (Hannover), hat sich durch die Fortsetzung der Sammlungen seines Großvaters Joh. Hinr. Pratje (A. D. B. XXVI, 510 ff.) um die Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden verdient gemacht. Sie erschienen von 1796—1806 in Hannover unter dem Titel „Beyträge zur Erläuterung der älteren und neueren Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden" in 4 Bänden. Die Schlichthorst'schen Predigten dagegen stammen von seinem Vater Johann Gotthard S., der, am 6. November 1723 zu Kadenberge geboren, von der hannoverschen Regierung zu Stade 1765 zum Domprediger in Bremen und 1775 zum Consistorialrath und Superintendenten daselbst ernannt worden war. Er starb in diesem Amte am 16. December 1780. Hermann S. ist am 15. December 1766 in Bremen geboren, seine Mutter war die älteste Tochter des Generalsuperintendenten Pratje, Anna Ottilia. Während seines Studiums der Theologie und Philologie in Göttingen bewarb er sich zweimal um akademische Preise, erhielt auch beide Mal das Accessit für die nachher gedruckten: „Geographia Homeri" u. „Geographia Africae Herodotea". 1790 wurde er Subconrector am Gymnasium zu Stade; 1797 ernannte ihn die hannoversche Regierung zum Conrector am Athenäum und der Domschule zu Bremen, 1798 wurde er Subrector an derselben kurhannoverschen Schule, welche dann durch die französische Occupation 1803 in ein wenig angenehmes Schwanken gerieth. Seinem Wunsche, ins Predigtamt überzugehen, willfahrte das Consistorium zu Stade 1805 durch seine Ernennung zum Pastor in Visselhövede. Von seinen 11 Kindern überlebten ihn 5 Söhne und 4 Töchter. Seine größere wissenschaftliche Thätigkeit fällt in die Jahre 1787—1806 und wandte sich außer historisch-geographischen Arbeiten vornehmlich der Pädagogik zu. So gab er mit dem späteren Rector am Athenäum, Bredenkamp, das „Magazin für öffentliche Schulen und Schullehrer" in Bremen (1790. 1791), dann in Göttingen, nachher ebenfalls in Bremen in Verbindung mit dem späteren Generalsuperintendenten Ruperti (A. D. B. XXIX, 703 f.) ein „Neues Magazin für Schullehrer" (1792—1795) heraus und darauf mit demselben ein „Magazin für Philologen" (Bremen 1796 und 1797). Er war als Mitarbeiter für Ersch und Gruber's Encyklopädie gewonnen, der weiteren Teilnahme entriß ihn der Tod.

Spiel, Vaterländ. Archiv 1820, II. S. 336—42. — Rotermund, Lexikon der Brem. Gelehrten (wo Schrift No. 17 ihm irrig beigelegt ist). Die Nachrichten über Johann Gotth. S. entstammen der Gedächtnißpredigt von Herm.

Andr. Riesenstahl. Bremen 1780. S. 27—32. — Köster, Geschichte des Consistoriums zu Stade.

Krause.

Schlichting: Jonas S. von Bukowiec (Bauchwitz in der heutigen Provinz Posen) war einer der scharfsinnigsten und regsamsten socinianischen Theologen. Geboren 1592, bezog er, zu Rakow vorgebildet, 1616 die Universität Altorf und wurde dann Prediger zu Rakow, nachher zu Luclawice. Unermüdlich war er für die Sache der Socinianer thätig. So unternahm er 1638 eine Reise nach Klausenburg, um die dortigen Nonadoranten (Leugner der Anbetungswürdigkeit Christi) mit den übrigen Antitrinitariern auszusöhnen, freilich ohne Erfolg. Das von ihm 1642 unter dem Titel „Confessio fidei Christianae illarum Ecclesiarum, quae in Polonia unum Deum et Filium ejus unigenitum Jesum Christum et Spiritum Sanctum profitentur“ herausgegebene, übrigens im Laufe der Zeit in viele fremde Sprachen übersetzte Glaubensbekenntniß zog ihm den besonderen Haß der Katholiken zu. Er wurde 1647 auf dem Reichstag zu Warschau geächtet und konnte erst, als die Schweden ins Land eingerückt waren, es wieder wagen, aus der Verborgenheit hervorzutreten und in Krakau öffentlich thätig zu sein. 1658 mußte er indeß Polen für immer verlassen. Er begab sich zunächst nach Pommern und fand zuletzt auf dem Gute einer adeligen Dame in Selchow in der Mark Aufnahme, wo er 1661 gestorben ist. — Litterarisch war S. besonders als Exeget thätig. Seine Commentare zu neutestamentlichen Schriften bilden eine besondere Abtheilung der Bibliotheca fratrum Polonorum. Als Einleitung ist dort ein Brief abgedruckt, welcher über Schlichting's schriftstellerische Thätigkeit Auskunft giebt. — Außer der bereits oben erwähnten Confessio schrieb S. noch: „De S. S. Trinitate, de moralibus N. et V. Testamenti praeceptis itemque de Sacris Eucharistiae et Baptismi ritibus adversus Balth. Meisnerum (Professor in Wittenberg) Disputatio“ 1637. — Endlich sind einige von ihm herrührende Zusätze und Verbesserungen zum Rakauer Katechismus in einer zweiten lateinischen, 1665 zu Amsterdam erschienenen Ausgabe desselben aufgenommen.

Vgl. Otto Fock, der Socinianismus. Kiel 1847. S. 196 ff.

Adolf Link.

Schlichtkrull: Aline von S., talentvolle Schriftstellerin besonders im Roman, wurde zu Silenz a. Rügen am 20. November 1832 geboren und starb am 5. März 1863 zu Berlin. Früh trat ihre künstlerische Begabung in vielseitiger Richtung hervor und schon während ihrer Erziehung im Elternhause wandte sie sich mit zunehmendem Eifer der Malerei, Musik und Poesie zu; ihre Lernbegierde war unersättlich und wurde von einem ungewöhnlich starken Gedächtniß unterstützt, für Weltgeschichte insonderheit interessirte sie sich auf das lebhafteste. Im Frühjahr 1845 ward sie nach Berlin in eine Pension gebracht und seit 1847 privatim in Litteratur, Geschichte, Malerei und Musik unterrichtet. Durch häufigen Besuch des Theaters angeregt, schrieb sie heimlich eine Tragödie in Versen: „Königin Rosamunde“. Ihre ganze Kraft jedoch wandte sie zur Zeit noch der Musik zu, in welcher sie dereinst Großes leisten zu können hoffte, und wurde darin von dem jüngeren Kullack unterrichtet. Im October 1847 verließ sie Berlin und kehrte zu ihrer Familie nach Engelswacht bei Stralsund zurück. Doch behagte ihr die Stille des Landlebens nicht; sie sehnte sich nach Berlin und füllte die Zwischenzeit mit der Abfassung einer „Geschichte der deutschen Literatur“ aus, die Manuscript blieb. Ihrem unablässigen Andringen, sie nach Berlin zurückzuschicken, um sich ganz der Musik zu widmen, gab der Vater endlich nach, und im Herbst 1850 trat sie in das damals neu gegründete Marx-Kullack-Stern'sche Conservatorium ein. Inzwischen hatte sie auch in englischer

Sprache, für welche sie eine besondere Vorliebe besaß, einen Roman „the life of a statesman“ vollendet, der erst später in deutscher Umarbeitung unter dem Titel „Morton Varney“ im Feuilleton der Nationalzeitung erschien. Rastlos betrieb sie nun ihre musikalischen Studien und schätzte sich glücklich, im Frühjahr 1851 in das Haus des Prof. Kullack selbst übersiedeln zu dürfen, zumal sich ihr damit ein anregender Verkehr im Kreise namhafter Künstler eröffnete. Nebenher unterhielt sie selbständig litterarischen Umgang mit Heinrich Smidt, Luise Mühlbach und Max Ring. Gruppe's Musenalmanach für 1851 brachte einige lyrische Gedichte von ihr. Nach Ablauf der auf drei Jahre berechneten Studienzeit wünschte der Vater dringend die Heimkehr der Tochter; indeß beschloß die letztere ihrer geistigen Interessen wegen in der Landeshauptstadt zu bleiben und suchte dies durch eignen Erwerb in Privatstunden auf Kullack's Empfehlung zu ermöglichen. Nach und nach jedoch mochte sie sich der Ueberzeugung erschließen, daß ihre musikalische Begabung nicht so eminent sei, um den hochgespannten Wünschen und Hoffnungen zu entsprechen, und sie wandte sich fortan mehr der Schriftstellerei zu. Besondere Anregung mag der Verkehr mit dem Professor Mundt und dessen Gattin (Luise Mühlbach) gegeben haben. Den innigsten Seelenbund aber, welcher zu einem persönlichen Zusammenleben für alle Zukunft führte, schloß sie mit der Künstlerin Elise Schmidt, welche sich durch dramatische Vorträge antiker Dichtungen bekannt gemacht hat. Im Frühling 1853 verließ Aline S. die Pension bei Kullack und bezog gegen den Wunsch der Eltern mit der letzteren eine gemeinschaftliche Wohnung, bis sie, dem Willen des Vaters gehorsam, für kurze Zeit ins Elternhaus zurückkehrte. Mittlerweile hatte sie den Roman „Die verlorene Seele“ vollendet, welcher 1853 zu Görlitz in 4 Bänden erschien und ihr einen Namen in der litterarischen Welt erwarb. Mehr auf historischem Boden steht der 1855 gleichfalls in Görlitz erschienene Roman „Cardinal Richelieu“, zu welchem sie die nöthigen geschichtlichen Vorstudien während eines längeren Aufenthaltes in Paris selbst gemacht hatte. Inzwischen gestaltete sich das Verhältniß zu Elise Schmidt immer enger und hieraus entstand ihr neue Beschäftigung, indem sie mit der Freundin gemeinschaftlich zum Zweck declamatorisch-musikalischer Aufführungen wiederholt Reisen durchs In- und Ausland unternahm, auf denen sie die Recitation antiker Dichter durch musikalische Composition und Begleitung unterstützte. Bei den Erstlingsversuchen im Winter 1855 ernteten die Künstlerinnen vielfachen Beifall. Leider jedoch begann Aline S. schon damals zu kränkeln und es traten die ersten Spuren des unheilvollen Leidens hervor, dem sie so früh erliegen sollte. Angestrengte Thätigkeit sowie innere Kämpfe, hervorgerufen durch das damals beginnende Zerwürfniß mit der Familie, welche die Trennung von der Schmidt und Rückkehr nach der Heimath dringend wünschte, erschöpften sichtlich ihre Kräfte. Gleichwohl unternahm sie mit der Freundin im Frühjahr 1856 eine Studien- und Kunstreise nach London, welche sie mit den höchsten Kreisen der britischen Aristokratie in persönliche Berührung brachte. Nach der Rückkehr verlebte sie alljährlich den Sommer gewöhnlich zu Engelswacht, den Winter dagegen in Berlin. An den „Cardinal Richelieu“ anknüpfend vollendete sie 1857 den Roman „Cordelia“, zu dem sie historische Studien mit der ihr eigenen Gründlichkeit betrieben hatte. Auch in der dramatischen Poesie versuchte sie sich, doch blieben ein Trauerspiel „Beethoven“, ein Operntext „Rosamunde“, ein Schauspiel „Jacta est alea“ Manuscripte; eine Tragödie „Themistocles“ Fragment, und nur ein Lustspiel: „Koquetterie der Tugend“ wurde unter dem Titel „Liebe aus Laune“ für die Bühnen gedruckt. Neuen Kunstreisen nach Hamburg und Königsberg in den Jahren 1857 und 1858 folgten bei zunehmendem Siechthum 1858—62 wiederholte Badereisen. Während dieses Zeitraumes gingen aus ihrer nie rastenden

Feder hervor: „Der Agitator von Irland“ (1859), „Laterna magica“, eine Sammlung von Originalnovellen (1860), kleinere Aufsätze im Leipziger Literaturblatt, im Feuilleton der Nationalzeitung außer dem vorerwähnten „Morton Varney“ die Biographie von „John Hampden“ sowie eine Lebensskizze von Honoré Gabriel Mirabeau, endlich 1861 „Das Leben des Freiherrn von Stein“. Hieran sollte sich eine Lebensbeschreibung des Königs Leopold von Belgien schließen. Sie hatte die Absicht, die Biographien jener vier Vertreter des Constitutionalismus später in einem zusammenhängenden Werk herauszugeben unter dem Titel: Illustrationen zur Geschichte des Constitutionalismus. Trotz der Badekuren mehr und mehr kränkelnd, blieb sie geistig frisch und lebhaft bei der Arbeit und zog sogar die lateinische Sprache in den Kreis ihrer Studien. Von Reichenhall über München zurückgekehrt, wo die beiden Freundinnen die letzten melodramatischen Vorstellungen gaben, arbeitete sie zu Berlin an der vorerwähnten Biographie des Königs der Belgier, als sie vom Tode überrascht ward; ihre Bestattung erfolgte am 8. März 1863 auf dem Matthäikirchhofe.

Privatmittheilung der Familie.

Häckermann.

Schlick: Arnold S., ein im Anfange des 16. Jahrhunderts berühmter Organist und Componist für Orgel, der uns zugleich ein lehrhaftes Werk über die Orgel hinterlassen hat, das bisher älteste bekannte in deutscher Sprache abgefaßte. Nach Dlabacz soll er ein Böhme von Geburt gewesen sein und war in Heidelberg an der Hofcapelle des Pfalzgrafen Organist um 1511. Mit manchem anderen älteren Organisten teilte er das Schicksal, daß er blind war; er war verheirathet und genoß als Künstler einen weitverbreiteten Ruf. Der bekannte Theoretiker und Magister Ornitoparchus widmete ihm 1517 das 4. Buch seines Micrologus und Sebastian Virdung in Amberg unterzieht Schlick's Werk einer scharfen, sogar gehässigen Kritik, indem er ihm seine Blindheit vorwirft, wobei er sich jedoch inbetreff seines Angriffes im Irrthum befindet. Das oben erwähnte lehrhafte Werk trägt den Titel: „Spiegel der Orgelmacher und Organisten allen Stiften und Kirchen so Orgel halten oder machen lassen hochnützlich“ . . . Dem einzig bekannten Exemplare, welches vor etwa 30 Jahren ein sächsischer Dorfschullehrer hinter dem Schornsteine eines Bauernhauses fand, fehlt das letzte Blatt und demnach die Druckerfirma und die Jahreszahl, doch das Druckerprivilegium ist von 1511 und der Drucker aller Wahrscheinlichkeit Peter Schöffer in Mainz. In den Monatsheften für Musikgeschichte findet man im 1. Bande einen Neudruck des vollständigen Buches nebst facsimilirtem Titelblatt. Das Werk behandelt in 10 Capiteln den Bau der Orgel, das dazu am besten verwendbare Material, die Wahl der Register, die Mixturen, die Stimmung der Orgel, wobei er merkwürdiger Weise die erst 200 Jahre später angewendete Methode, die Quinten schwebend (temperirt) zu stimmen vorschlägt und weitläufig auseinandersetzt. Außerdem greift das Werk vielfach ins musiktheoretische Fach über und giebt manchen belehrenden Einblick in die damalige Musikausübung und werkthätige Geschäftigkeit. In den oben erwähnten Monatsheften sind mehrfache Abhandlungen über das Werk erschienen, die theils erklärend, theils verbessernd den Inhalt desselben erläutern (Bd. 1, 205.—2, 165.—3, 117.—8, 112). Außer diesem litterarischen Erzeugniß hat er aber noch ein praktisches Orgelbuch hinterlassen, welches ebenfalls in moderner Notenschrift im 1. Bande der Monatshefte zum Abdruck gelangt ist. Es sind dies die „Tabulaturen etlicher lobgesang und lidlein off die orgeln vnd lauten“. Gedruckt von Peter Schöffer in Mainz 1512. Diese Sammlung enthält 9 Orgelstücke und eine Anzahl deutsche Lieder für eine Stimme mit Begleitung der Laute — wie man heute zu sagen pflegt — eigentlich aber sind es mehrstimmige in damaliger

Weise gesetzte Lieder mit der Melodie im Tenor, zu dem die anderen Stimmen in freiem einfachen Contrapunkt gesetzt sind. Der Sänger wählte sich eine ihm passende Stimme und die anderen spielte er, oder, wie man damals sagte, zwickte er auf der Laute. Ueber den Werth der Orgelsätze spricht sich A. G. Ritter in seiner Geschichte des Orgelspiels (Leipzig 1884) Seite 97 sehr eingehend und sachgemäß aus und zollt S. die höchste Anerkennung. Auch hier sind es keine selbständig erfundenen Instrumentalsätze, sondern bearbeitete geistliche Chorgesänge, die nicht nur für Orgel eingerichtet, sondern ausgeschmückt wurden durch verbindende Noten und Verzierungen. Eine spätere Zeit überschritt das Maß der Verzierungen und versank in werthlose Spielerei, die wir „koloriren“ nennen. S. weiß das richtige Maß zu finden, bleibt stets edel und gesangreich und in seinem Stile einheitlich. Er schuf das Beste, was wir aus dieser Zeit besitzen und sein Andenken wird stets mit der Entwickelung der Orgelkunst verknüpft bleiben. — Noch sei seines Sohnes gedacht, von dem sich in der Tabulatur ein Brief an den Vater abgedruckt findet. Aus dem Briefe spricht ein kunstgebildeter Jünger, von dem wir aber sonst keine weitere Nachricht haben. Die auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindliche handschriftliche theoretische Abhandlung wird ihm nur fälschlich zugeschrieben. Beweise liegen keinerlei vor, die seine Autorschaft begründen.

Siehe Monatsh. f. Musikgesch., Bd. 21, S. 192.

Rob. Eitner.

Schlick: Franz Heinrich Graf S. zu Bassano und Weißkirchen, k. k. General der Cavallerie, wirklicher Geheimer Rath, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens und Ritter 1. Classe des österreichischen Eisernen Kron-Ordens &c., Oberst-Inhaber des Husaren-Regiments Nr. 4, stammte aus einer altadeligen Familie Böhmens, deren Wappenbrief vom 18. August 1416 datirt. Seine Ahnen wurden 1422 in den Freiherren-, 1433 in den Reichsgrafenstand, am 31. October 1437 zu Grafen von Bassano erhoben und 1643 in das schwäbische Reichsgrafen-Collegium eingeführt. Der berühmte 1650 als Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsident verstorbene Graf Heinrich IV. von S., Stifter der vierten noch lebenden Linie, ist unseres S. erster Ahnherr. — Franz Heinrich Graf S. wurde am 23. Mai 1789 zu Prag geboren, dessen Vater war Geheimer Rath und außerordentlicher Gesandter und bestimmte seinen Sohn für die diplomatische Laufbahn, welche aber der Neigung desselben nicht entsprach. Dennoch ehrte er den Willen des Vaters und beendete das Studium der Rechtswissenschaften. Erst nach dem am 13. December 1806 erfolgten Tode desselben konnte er seinem inneren Drange folgen und im J. 1808 als Oberlieutenant und Chef von drei auf seinen Gütern errichteten Landwehr-Compagnien in die Reihe der Combattanten treten. Diese Verwendung entsprach jedoch der Lebhaftigkeit seines Geistes viel zu wenig und so vertauschte er sie im J. 1809 mit einer Lieutenantsstelle im Kürassierregimente Herzog Albrecht von Sachsen. Als solcher noch in diesem Jahre Adjutant des Feldmarschallieutenants Grafen Bubna, erhielt er am 26. April bei Passau die Feuertaufe und focht später in der Schlacht bei Aspern mit. Nach derselben wurde er Oberlieutenant im Ulanenregimente Erzherzog Carl und bald darauf Rittmeister im Husarenregimente Graf Radetzky. Nach Ratificirung des Friedens stand er dem Feldmarschalllieutenant Grafen Bubna, welcher beauftragt war, das Littorale an die Franzosen zu übergeben, zur Seite. Im J. 1812 — bald nach seiner Rückkehr von Fiume — wurde S. zum Ulanenregimente Fürst Schwarzenberg transferirt, quittirte aber aus Franzosenhaß den Dienst und lebte bis 1813 auf seinen Gütern. In diesem Jahre kam er als Rittmeister zu Klenau-Chevauxlegers, wurde Ordonnanzofficier des Kaisers, machte als solcher die Schlacht bei

Dresden mit und wohnte dem Gefechte der russischen Garden bei Pirna und der Schlacht von Kulm bei. Nach dem Treffen bei Arbesau am 17. und 18. September 1813, als die Armee gegen Leipzig vorrückte, warf er an der Spitze der russischen Dragoner zweimal die französischen Reiter, wobei er eine Kopfwunde erhielt, welche ihn sein rechtes Auge kostete. Von seiner Verwundung hergestellt, ging er als Courier nach Paris und kehrte von da als Major bei Erzherzog-Ferdinand-Husaren wieder nach Wien zurück, wo er während des Congresses der alliirten Mächte dem Kaiser Alexander I. von Rußland als Dienstkämmerer zugetheilt war. Nach der Rückkehr Napoleon's I. von der Insel Elba übernahm S. die erste Velitendivision seines Regiments, ohne Gelegenheit für seinen Thatendrang zu finden. Im J. 1820 zum Husarenregiment König von Württemberg übersetzt, wurde S. 1823 Oberstlieutenant und 4 Jahre später Oberst daselbst. 1835 zum Generalmajor und Brigadier in Schlesien ernannt, wurde er 1837 nach Prag übersetzt, am 2. Juni 1844 zum Feldmarschall-lieutenant und Divisionär in Brünn befördert und 1847 Inhaber des Dragoner-regiments Prinz Eugen von Savoyen. Im J. 1848 erhielt er das Gouvernement von Krakau und bald darauf das Commando jenes Armeecorps, welches von Dukla zur Bekämpfung der Insurrection in Ungarn vorzurücken hatte. Wie sein hochverdienter Ahne, der 1723 als Feldmarschall verstorbene Graf Leopold Anton S. über Dukla nach Ungarn einfiel und Oberungarn vom Feinde reinigte, so war es unserem S. 145 Jahre später vorbehalten, eine ähnliche Aufgabe zu lösen. Ungarn scheint überhaupt zum Kampfplatz dieser Familie auserseben zu sein, denn 23 Schlick's schlugen sich auf diesen Gefilden mit Auszeichnung und vier derselben besiegelten ihre Treue und Tapferkeit mit dem Heldentode! — Vor Ueberschreitung der Grenze erließ S. einen Corpsbefehl mit dem Schlusse: „Wir lieben unseren Kaiser; — das Recht ist auf unserer Seite —, wir gehören zur braven österreichischen Armee und das Uebrige wird sich finden.“ Am 10. December 1848 war S. mit seinem Hauptquartier in Eperies und rückte noch in derselben Nacht gegen den auf den Höhen südlich von Budamer stehenden Gegner. Das am Morgen erfolgte Gefecht endigte mit der vollständigen Niederlage des daselbst commandirenden Generals Pulszky und mit der Einnahme von Kaschau. Nach diesem Siege wandte sich S. gegen die unter dem Kriegsminister Meszáros stehenden Truppen, welche eine sehr günstige Stellung am Szikszoer-Berge inne hatten. Meszáros, welcher das ihm am 26. December angebotene Gefecht annahm, mußte sich bald hinter den Sajo zurückziehen. Die hierauf erhaltene Nachricht, daß die Aufständischen des Zempliner und Zipser Comitats S. anzugreifen im Sinne hatten, bestimmte ihn am 30. December nach Kaschau zurückzugehen, gegen welches Meszáros am 4. Jänner 1849 mit 17000 Mann und 28 Geschützen vorrückte. S. erwartete den Angriff des überlegenen Gegners in einer Stellung außerhalb Kaschau und schlug denselben gänzlich. Die eingetretene Dunkelheit und der Mangel an Cavallerie waren einer energischen Verfolgung hinderlich, dennoch wurden 16 Geschütze und 8 Munitionskarren erbeutet und 600 Gefangene gemacht; der Feind hatte einen Verlust von 300 Todten und Verwundeten. Aus den eroberten Kanonen wurde die spätere sogenannte „Schlick-Batterie“ gebildet und der erfochtene Sieg mit der Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens belohnt. Am 17. Jänner ergriff S. abermals die Offensive, erstürmte am 22. Jänner die feindliche Stellung bei Tarczál und Keresztur, wodurch die Verbindung mit der ihm zur Verstärkung entsendeten Division Schulzig ermöglicht wurde. Nach der hierauf erfolgten vergeblichen Forcirung des Theißüberganges, wo am 31. Jänner Klapka in der starken Stellung bei Rakamaz am linken Flußufer gestanden, gerieth das Schlick'sche Corps — nunmehr III. Corps genannt — in eine sehr kritische Situation,

welcher sich S. mit großer Umsicht, namentlich durch das am 14. Februar bei Tornállya erfolgte siegreiche Gefecht zu entziehen wußte. Am 26. desselben Monats bewirkte er über Pétervására seine Vereinigung mit der Hauptarmee und machte sich in der an diesem und dem folgenden Tage erfolgten Schlacht bei Kápolna um den Sieg dadurch verdient, daß er das Defilé von Sirok forcierte und die Position Pöltenberg's und die Höhe von Kerecsend erstürmte. Die Verleihung des Militär-Verdienstkreuzes war der Lohn seiner Wirksamkeit an diesen Tagen. Am 2. April kämpfte S. in dem Nachhut-Gefechte bei Hátván gegen einen überlegenen Gegner und rettete am 6. April durch sein plötzliches Erscheinen bei Isaszeg den hart bedrängten Jellacic. Bei dem am 26. April erfolgten feindlichen Ausfall aus Komorn gegen Puszta Herkal und Acs warf S. in einer glänzenden Attake die feindliche Cavallerie und trug hierdurch wesentlich zu dem Erfolge des Tages bei. Hierauf übernahm S. das Commando des 1. Corps, welches sich bei Ungarisch-Altenburg concentrirte. Am 28. Juni rückte er mit seinem Corps an die Rabnitz, um bei dem Angriffe auf Raab mitzuwirken. Vom Feinde mit heftigem Feuer der Artillerie empfangen, ließ S. seine Truppen theils schwimmend, theils über die Trümmer der stellenweise zerstörten Brücke auf das andere Ufer übersetzen. Als die Brücke in Stand gesetzt war und die Generäle kamen, um Schlick's weitere Befehle einzuholen, erhielten sie bloß zur Antwort, daß Raab genommen werden müsse. Der ihm seitens der Generäle gemachten Bemerkung, daß der Feind furchtbare Redouten erbaut habe, begegnete er mit den Worten: „Wir haben eine bittere Arznei zu verschlucken, thun wir es daher lieber heute als morgen.“ Nachdem er hierauf die feindliche Stellung recognoscirt hatte, gab er den Befehl zum Angriff. Nach 15 Minuten schwieg das feindliche Feuer, der Gegner wich und die Verschanzungen wurden genommen. Der Kaiser, welcher das Hauptquartier Haynau's verlassen hatte, um zu sehen, was sich vor Raab zutrage, erhielt in dem Augenblicke, in welchem sich die Kolonnen in Bewegung setzten, von dem mittlerweile dem Kaiser nähergekommenen S. die Meldung, daß Raab in einer halben Stunde genommen sein werde. Der Kaiser erwiederte: „Brav Schlick! Ich bin hierüber um so mehr erfreut, als mehrere Personen der Meinung waren, daß dies unmöglich sei.“ Hierauf wollte der Monarch an der Spitze der ersten Colonne in die eroberte Stadt reiten, Graf S. aber erkühnte sich, ehrerbietigst zu bemerken: „Es ist das erste und sicher das letzte Mal, daß ich in der Lage bin, Euer Majestät etwas verbieten zu können, wenn Euer Majestät in die Stadt durchaus einziehen wollen, wage ich zu bitten, erst mit mir an der Spitze des dritten Bataillons einzudringen.“ Wenngleich die Einnahme von Raab nicht zu jener Gattung heißer Kämpfe zählte, welchen S. oftmals beizuwohnen Gelegenheit hatte, so nahm dieser kriegerische Act in seiner Erinnerung doch stets den hervorragendsten Platz ein. — Am 2. und 11. Juli nahm er mit seinem Corps rühmlichen Antheil an den Schlachten bei Acs und Komorn, wo er gegen überlegene feindliche Streitkräfte den Acser Wald auf das hartnäckigste vertheidigte. Zur Einschließung der Festung Arad entsendet, rückte er mit seinem durch Krankheit und Detachirung auf 9000 Mann herabgeminderten Corps gegen diese Festung, stieß auf den Höhen von Dreispitz auf das Corps Nagy Sandor's, bemächtigte sich nach kurzem Gefechte dieser sehr vortheilhaften Position und bewirkte bei einbrechender Dunkelheit die Cernirung der Festung auf dem linken Marosufer. — Dies war der Schluß seiner Thätigkeit in einem Feldzuge, in welchem er 25 Treffen und Gefechten beigewohnt hatte. Ein echter, kühner Reiterführer voll kaltblütiger Unerschrockenheit und feurigem Muth war er der Armee ein Vorbild persönlicher Tapferkeit. Rascher und sicherer Blick, welcher ihn stets die richtigen Mittel wählen ließ, war ihm in hohem Grade eigen.

Für ihn gab es keine Strapazen, im Felde war er in seinem Elemente. Je kritischer die Lage war, um so heimischer befand er sich. Getreu seinem Wahlspruche: „Wohl überdacht — rasch ausgeführt — das Uebrige wird sich finden“, wußte er sich mit Geschick in oft bedenklichen Situationen immer zurecht zu finden. Des Kaisers Anerkennung wurde ihm nach beendigtem Kriege durch Verleihung des Großkreuzes des Ordens der Eisernen Krone und durch die im September des Jahres 1849 erfolgte Ernennung zum General der Cavallerie und commandirenden General in Mähren und Schlesien zu Theil. Im J. 1850 erhielt er für seine Leistungen in Raab das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, 1854 wurde er Commandant der IV. Armee in Galizien. Im J. 1859 war er anfangs bei der Küstenvertheidigung Dalmatiens in gewohnter energischer Weise thätig, am 15. Juni nach Verona in das Allerhöchste Hauptquartier berufen, commandierte er am 24. Juni die II. Armee bei Solferino. Nach seiner hierauf erfolgten Versetzung in Disponibilität, starb er am 17. März 1862. Die Armee verlor in ihm einen der tüchtigsten Generäle und einen der besten Kameraden, dessen Hinscheiden auch von dem Volke aufrichtig betrauert wurde. Der Wiener Volkswitz: „Der alte General habe selbst dem Tode so mannhaft Widerstand geleistet, daß ihm derselbe nur ein Auge zudrücken konnte“, kennzeichnet so recht die Popularität Schlick's, welcher sich — wie Wurzbach sagt — im Felde zu den Kameraden lagerte, die echte Regalia verschenkte, seine Pfeife mit dem Commistabak der gemeinen Soldaten stopfte und den Korporal um einen Schluck Schnaps ansprach.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 30. Th. Wien 1875. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theres.-Orden 2c. Wien 1857. — Streffleur's Oest. milit. Ztschft. 2. Bd. Wien 1862. — Strack, Die österreich. Generäle. Wien 1850. — Weingärtner, Heldenbuch. Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreich's Helden und Heerführer. Wien 1854.

Sch.

Schlik: Heinrich Graf S., zu Bassano und Weißkirchen, kaiserlicher Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsident, geb. 1580 (?), † 1650.

Ueber Heinrich Schlik's Geburts- und erste Jünglingsjahre bestehen nur spärliche Ueberlieferungen. Als Sohn von Georg Ernst Grafen Schlik und der Sidonia Colonna, Baronin v. Fels und Schenkenburg soll er im J. 1580 geboren worden sein. Auf das sorgfältigste erzogen und nach dem Gebrauche damaliger Zeit in allen ritterlichen Künsten und in der vollständigen Beherrschung mehrerer Sprachen ausgebildet, machte er als junger Mann bei dem Heere des kaiserlichen Generals Giorgio Basta die Feldzüge in Ungarn als Volontär mit. Seine Theilnahme an dem Gefechte bei Osgyán (14. October 1604) wird erwähnt. Entweder diente er hier bei einer Truppenabtheilung, die ein Verwandter, Graf Hans Ludwig Schlik führte oder bei dem Regimente des kaiserlichen Feldobersten Heinrich Mathias Grafen Thurn. Nach der Abdankung seines Regiments (vermuthlich im J. 1604) trat S. in spanische Kriegsdienste. Hier wird er zuerst in den Niederlanden unter Friedrich Graf Berg, dann als Rittmeister im Regimente des Grafen v. Ostfriesland genannt. Während dieser Zeit gab er nicht gewöhnliche Beweise von Tapferkeit und Klugheit, wohnte der Einnahme des Castells von Wachtendonk bei, den Affairen von Rheinberg und Lingen und trug eine gefährliche Verwundung davon. Nach Auflösung seines Regiments wandte sich S. nach Frankreich, und nachdem er einen großen Theil dieses Königreichs bereist hatte, erhielt er Nachricht von dem Ausbruch des Jülich'schen Streites (1609/10). Er trat nun wieder in die Dienste Kaiser Rudolf's II. und errichtete eine Compagnie Kürassiere, mit denen er bis zur Verabschiedung der geworbenen Truppen im Jülich'schen und im Elsaß kämpfte. Nun eilte er

auf einige Wochen in die Heimath, kehrte jedoch bald wieder nach Frankreich zurück, begab sich von dort nach England und sodann nach Flandern. Hier widmete er sich mit besonderem Eifer und Fleiße mathematischen Studien. Als der Jülich'sche Krieg im J. 1614 von neuem begann, commandirte S. unter dem Erbprinzen Wolfgang Wilhelm v. Pfalz-Neuburg einige von ihm aufgeworbene Kürassiercompagnien. Aus dem pfalz-neuburgischen trat er dann wieder in spanischen Dienst. Später (1616) stand er mit 500 Pferden als Oberstlieutenant im braunschweigischen Kriegsdienste und zwar vermuthlich in jenem des Herzogs Friedrich Ulrich. Von dort begab er sich neuerdings nach Flandern und sodann nach Italien, wo er im Heere des Gouverneurs von Mailand, Don Pedro di Toledo, gegen den Herzog von Savoyen kämpfte. S. blieb in Italien im Winterquartier, kehrte dann zm Frühjahre nach Flandern zurück und trat als Oberst über 12 Compagnien zu Pferd abermals unter Johann Jakob Grafen v. Anhalt in spanische Dienste. Diese Truppenabtheilung, für das Herzogthum Mailand bestimmt und im Marsche dorthin, erhielt jedoch in der Schweiz die Nachricht von dem seitens des Herzogs von Feria, Namens Spanien, mit Savoyen abgeschlossenen Frieden (26. September 1617). Die Regimenter marschirten infolge dessen nach Flandern zurück, wo sie bald darauf entlassen wurden.

In die Heimath nach so vielen Kriegszügen zurückgekehrt, übernahm S. das Commando eines Infanterieregiments in Diensten der mährischen Stände. Obwohl im Juli 1618 Kaiser Ferdinand II. die 4 bis 5000 Mann ständischer Truppen gegen Böhmen verwenden wollte, verweigerten sie die Stände unter dem Vorwande, daß diese Streitkräfte zur nothwendigen Vertheidigung des Landes nicht entbehrt werden könnten. Zu Ende des Jahres 1620 ging jedoch eine mährische Amnestiedeputation an den kaiserlichen Hof nach Wien und im Januar 1621 kam ein Vergleich zu stande, wobei „die restirende ständische Armada zu Ihrer kais. Majst. Diensten offerirt wurde". Am 26. Februar 1621 erhielt infolge dessen auch S. die kaiserliche Bestallung über „ein Regiment Knecht von 1000 Mann". Im October desselben Jahres sollte er sein Regiment schon auf 10 Fähnlein, jedes zu 200 Mann, bringen. Mit der Errichtung dieses Regiments beginnt nun des berühmten Kriegsmanns glorreiche und fast ununterbrochene Laufbahn im kaiserlichen Dienste. Er diente in Ungarn unter Generallieutenant Graf Buquoy und befand sich bei den Gefechten vor Neuhäusel, wo der kaiserliche Oberbefehlshaber fiel (10. Juli 1621). Der Tod dieses Generals, dann Mangel an Lebensmitteln veranlaßten das kaiserliche Heer, das vorläufig Feldzeugmeister Graf Maximilian v. Liechtenstein führte, die Belagerung von Neuhäusel aufzuheben und sich über Komorn und Preßburg aus Ungarn nach Mähren zurückzuziehen. Dort bezog S. die Winterquartiere, diente im folgenden Jahre (1622) unter Liechtenstein's Commando in Schlesien und versah bei der Belagerung von Glatz die Dienste eines Generalfeldwachtmeisters. Er kehrte dann mit seinem Regimente nach Olmütz zurück und führte in Abwesenheit des zum Ersatz für Buquoy von König Philipp IV. gesendeten Feldmarschall Caraffa, Marques de Montenegro, in Mähren das Commando (April 1623). Dort blieb er auch im J. 1624 und zwar in Iglau, war aber noch immer Oberst, denn er meldet im Februar des genannten Jahres an den Hofkriegsrath: „daß er bei dem kaiserlichen Volk wenig Gehorsam zu erhalten weiß, daher es vonnöthen, Jemanden aus den Generals-Personen abzufertigen". Gelegentlich des Waldstein'schen ersten Generalats, im J. 1625, standen die Schlik'schen 10 Fußcompagnien in der Stärke von 2000 Mann in dessen Heere. S., noch Oberst, befehligte die Artillerie, wollte aber dies Commando nicht länger behalten. Auf Friedland's Wunsch beließ ihn jedoch der Hofkriegsrath in dieser Stellung. Von Böhmen,

wo die Armee Anfang des Jahres gelegen, waren die kaiserlichen Truppen theilweise nach Hessen verlegt worden; von dort rückte S., auf Waldstein's Befehl, mit einem starken Reitercorps zur Besetzung der Stifter Magdeburg und Halberstadt ab. Friedland selbst war inzwischen, ungefähr 25 000 Mann stark, Ende September 1625 in das Göttingen'sche eingerückt und hatte sich von da gegen Halberstadt gewendet. Halle und Dessau ließ er besetzen; Magdeburg mußte sich erklären, dem Kaiser unterworfen zu bleiben. Zwischen diesen Städten, also längs der Elbe in dem Raume von Magdeburg bis Dessau, rückwärts bis Halberstadt und Halle nahm Waldstein die Winterquartiere, die durch Postirungen an beiden Elbeufern gedeckt wurden. S. erhielt Befehl, mit einigen Reiterregimentern nach Dessau zu gehen, zur Verstärkung des dort commandirenden Obersten Aldringen, auch eventuell die Elbe zu überschreiten, um feindliche Werbungen in jenen Gegenden zu hindern. Waldstein folgte mit dem Fußvolke. An der Niederlage Mansfeld's bei Dessau (25. April 1626) hatte S. wesentlichen Antheil und erhielt für seine vortreffliche Haltung in dieser Schlacht neben Aldringen und anderen höheren Officieren ein kaiserliches Anerkennungsschreiben („Dankbriefel"). Am 15. Januar 1626 war er übrigens bereits zum kaiserlichen Feldzeugmeister über die Artillerie ernannt worden.

Waldstein war Mansfeld, der sich nach der Niederlage an der Dessauer Brücke zuerst nach Schlesien, dann nach Ungarn gewendet hatte, gefolgt. Im October leitete Feldzeugmeister Graf S. die Fortificationsbauten in Komorn und ward Anfangs November, wieder zur kaiserlichen Armee zurückgekehrt, gelegentlich einer Recognoscirung am Waagflusse, die er mit 80 Reitern unternommen hatte, nebst dem Generalfeldwachtmeister Lorenzo di Maestro von einer starken Reitertruppe des Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor überfallen, verfolgt, bei Neustadtl gefangen und nach Kaschau gebracht. S. mußte sich mit 20 000 Thalern, der mitgefangene di Maestro mit 8000 Thalern ranzioniren. Auf der Heimreise begriffen, erhielt er unterwegs seine Ernennung zum kaiserlichen Feldmarschall (vom 2. Juni 1627). Er zauderte in der Annahme dieser Charge, da er des Lebens in den Feldlagern müde gewesen zu sein scheint, mußte sich aber schließlich doch dem Wunsch und Willen seines kaiserlichen Herrn anbequemen. S. begab sich nun zum kaiserlichen Heere nach Schlesien und brach von dort, auf Befehl Waldstein's, mit 8000 Pferden gegen die Havel auf, um vereint mit den Truppen des Herzogs Georg v. Lüneburg bis zu des Generalissimus Ankunft unter Tilly's Befehlen zu stehen. Waldstein selbst setzte sich, nachdem Schlesien von den Dänen geräumt war, zur Vereinigung mit Tilly und zur gänzlichen Vertreibung des Dänenkönigs in Bewegung. Am 1. September trafen sich die beiden Feldherrn in Lauenburg. Die von Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp dorthin überbrachten Friedensanträge des Königs Christian IV. von Dänemark wurden abgelehnt. Vor dem übermächtigen Heere, das in Holstein eindrang, vermochten die Dänen nirgends Stand zu halten. Markgraf Georg Friedrich v. Baden-Durlach, der sich mit seinem Fußvolk in Wismar eingeschifft hatte, war in Heiligenhafen an der holsteinischen Küste gelandet und nach Oldenburg marschirt, um sich mit dem Dänenkönig zu vereinigen. Da sperrte ihm plötzlich der kaiserliche Feldmarschall Graf S. den Weg. Denn bereits war Rendsburg umzingelt und der König auf der Flucht nach Flensburg. Der Markgraf zog sich in eine gedeckte Stellung und ließ Schanzen aufwerfen. Als aber S. am 24. September den Angriff eröffnete, liefen ganze Compagnien des Markgrafen davon, die übrigen wurden gänzlich aufgerieben. Nur spärliche Reste entkamen zu Schiff mit dem Markgrafen, dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und einigen anderen hohen Officieren, um sich nach der Insel Fehmarn zu flüchten.

Von hier aus gelang es ihnen erst zu dem Heere des Königs bei Flensburg zu stoßen. Mit der Nachricht von diesem Siege hatte der Friedländer den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an den kaiserlichen Hof nach Wien abgesendet.

Rendsburg hatte am 4. October capitulirt; von Flensburg zog sich bei der Annäherung Waldstein's Christian IV. zurück und schiffte nach Fünen über. Nur 7000 Mann unter dem Rheingrafen Otto Ludwig zogen sich unter steten Plänkeleien, verfolgt von der kaiserlichen Avantgarde unter S. nach Kolding und Viborg. Von dort schlug sich der Rheingraf mit einigen seiner besten Truppen durch die kaiserlichen Vorposten nach Aarhuus durch, um zu Schiff nach Fünen zu flüchten. Der Rest der dänischen Reiterei wurde von S. bis nach Aalborg verfolgt; was davon nicht unter den Säbelhieben der leichten Reiter fiel, gab sich gefangen. Der dänische Feldzug war zu Ende. — Nach dem Frieden mit Dänemark wünschte Kaiser Ferdinand, daß S. an die Spitze der wegen des mantuanischen Erbfolgestreites in Italien stehenden Armee trete, doch dieser lehnte dankend ab, legte im J. 1630 seine Kriegsbestallung nieder und zog sich auf seine Besitzungen in Böhmen zurück. Doch nicht auf lange Zeit; denn Kaiser Ferdinand wollte den Rath des erprobten Kriegsmannes nicht entbehren. Waldstein war bekanntlich nach dem Regensburger Kurfürstentage im September 1630 des Commandos enthoben worden. Noch im selben Monate sendete der Kaiser den Feldzeugmeister Rudolf v. Tieffenbach nach Plan in Böhmen zu S., um ihn zur Annahme einer Generalfeldmarschallscharge unter Tilly zu bestimmen, welches S. bescheiden ablehnte, sich aber selbst nach Regensburg begab, wo der Kaiser noch weilte, und demselben die Gründe der Ablehnung vortrug, welche den Monarchen auch zufriedenstellten. Im nächstfolgenden Jahre schien es, als ob der Sohn des Kaisers, der König von Ungarn, als Generalissimus an die Spitze der kaiserlichen Heere treten würde. Im Juni ward nämlich auch S. nach Wien berufen und der Kaiser ließ ihn durch seinen Obersthofmeister Grafen zu Meggau sondiren, ob er geneigt sei, mit König Ferdinand als militärischer Beirath in's Feld zu ziehen und „das Directorium bei Ihrer königlichen Majestät im Krieg zu führen". Die betreffende Instruction für ihn war schon fertig. S. sagte willig zu, doch kam die Sache nicht zu stande. Nach der Breitenfelder Schlacht (17. September 1631), der Niederlage Tilly's, ward der Plan, König Ferdinand an die Spitze der Armeen zu stellen, wieder aufgenommen und S. im December abermals nach Wien berufen. Inzwischen hatten jedoch die mit Waldstein wegen der erneuerten Uebernahme des Armeecommando angebahnten Unterhandlungen zum Ziele geführt und dieser trat im April 1632 den Oberbefehl an. Dem Grafen S. ward nun das damals vacante Amt des Kriegsrathspräsidenten vom Kaiser übertragen, wobei er gleichzeitig zum geheimen Rath ernannt wurde. Am Hofe gehörte er zu den Gegnern des Friedländers und zu jener einflußreichen Partei, welche wie der König von Ungarn für einen möglichst energisch geführten Krieg, mit Ausschluß aller Zugeständnisse an Schweden, war. Die Unthätigkeit Waldstein's im Sommer 1633 wirkte dort äußerst verstimmend und am 12. August ging der Hofkriegsrathspräsident S. mit kaiserlicher Vollmacht und Instruction nach Schlesien ab, um mit dem Oberfeldherrn zu conferiren und ihn zu rascherer Thätigkeit zu bestimmen. Die Mission Schlik's in's friedländische Hauptquartier verlief jedoch ohne greifbares Resultat, „denn der Herzog hatte ihm wenig oder schier nichts von seinen consiliis und tractaten vertraut". Zu Ende des Jahres 1633 hatte sich die Situation vollkommen zu Ungunsten Waldstein's verändert. Die vielen Widersprüche, in denen er sich bewegte, ließen allmählich selbst seine thätigsten Freunde an ihm irre werden und brachten ihn zuletzt in schroffen Gegensatz zum Kaiser. Zu jener Zeit soll, nach

einem Berichte des Vicekanzlers Richel (vom 28. December 1633) an den Kurfürsten von Baiern, von dem Grafen S. und dem Marchese de Grana wiederholt im Rathe der Antrag gestellt worden sein: „per maiora ex praegnantissimis et multis causis, mit dem Generalat eine Veränderung vorzunehmen", und in den letzten Tagen des Jahres ward auch der Kaiser dafür gewonnen. — Nach der Katastrophe von Eger und später, als der König von Ungarn den Oberbefehl der Armee übernahm, blieb S. an der Spitze des Hofkriegsrathes. Im J. 1636 war er mit dem Kaiser nach Regensburg zum Kurfürstentage gereist, auf welchem die Wahl des Königs von Ungarn zum römischen König durchgeführt wurde. Anfang 1637 kehrte er nach Wien zurück und begleitete, nach dem Tode Ferdinand's II. (15. Februar 1637), im Mai dieses Jahres Kaiser Ferdinand III. zu den militärischen Conferenzen nach Prag, bei welchen die hervorragendsten Generale der Armee wie Gallas, Piccolomini, Colloredo, Marchese de Grana, auch Vertreter der verbündeten Reichsfürsten, so von Sachsen und Brandenburg, zugegen waren. Im J. 1643 hatte ihm König Philipp IV. von Spanien für die Dienste, die er seinem Hause geleistet, den Orden vom goldenen Vließ verliehen. Ein Commando übernahm S. nur noch einmal auf Wunsch des Kaisers, als am 26. Juli 1648 der schwedische General Königsmark die Kleinseite von Prag durch Verrath eingenommen hatte, die Altstadt belagert wurde und die Angelegenheiten des Königreiches durch die feindliche Besetzung eines Theiles der Hauptstadt in Verwirrung gerathen waren, bestimmte Ferdinand III. ihn zum Militär- und Civilgouverneur von Böhmen. S. begab sich nach Budweis, um die Gegenoperationen von dort zu leiten, die zum Entsatz von Prag führten, dessen Belagerung am 30. October aufgehoben ward. Er kehrte dann nach der Kunde vom Abschlusse des Friedens (24. October 1648) nach Wien zurück und blieb hier in allen seinen Aemtern und Würden bis zu seinem am 5. Januar 1650 erfolgten Tode.

S. war mit Anna Maria Elise Gräfin Salm-Neuburg verw. Lobkowitz vermählt, aus welcher Ehe nebst zwei Töchtern der Sohn Franz Ernst (Kämmerer und Reichshofrath, † am 16. August 1675) entsproß. Eine der begabtesten Persönlichkeiten seiner Zeit, war S. nicht weniger tapfer im Felde, als klug und vorsichtig im Rathe, geschätzt von den Reichsfürsten, hochangesehen bei seinen Monarchen, die ihm die wichtigsten und schwierigsten Missionen übertrugen. In den vielen noch vorhandenen, von ihm herrührenden eigenhändig geschriebenen Briefen zeigt er stets eine vollkommene und sachgemäße Durchdringung der Materie, über die er sich gerade verbreiten will; dabei ist er ein vollkommener, geistreicher und eleganter Stilist. Außerdem, und dies kam ihm in seiner Stellung als Chef der Kriegsverwaltung besonders zu statten, besaß S. ein ganz ungewöhnliches Gedächtniß, so daß er sich die Namen sämmtlicher Städte, Ortschaften, Flüsse, Gebirgsübergänge gemerkt hatte, die er auf seinen vielen Kriegszügen betreten oder gesehen; außerdem kannte er aber sämmtliche Officiere der kaiserlichen Armee nicht nur mit Namen, sondern er wußte genau Bescheid über ihre Dienstzeit, ihre Fähigkeiten und über ihr Verhalten vor dem Feinde.

Acten und Protokolle des k. u. k. Kriegsarchivs in Wien. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs, Jahrg. 1882, S. 175: Zur Geschichte Wallenstein's. — Khevenhüller, Annales Ferdinandei, II, S. 110. — Gualdo Priorato, Vite et azioni di personaggi militari e politici descritte dal conte —. — Die Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegsminister der k. k. österreichischen Armee. Wien 1874. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 30. Th., S. 105, worin auch Quellen zur Genealogie und Geschichte des gräfl. Hauses Schlik angegeben sind.

C. Duncker.

Schlick: Joachim Andreas S., Freiherr von Holejtsch, Graf v. Bassano und Elbogen, war eines der Häupter des böhmischen Aufstandes von 1618. Er ward 1569 aus der Ehe des Julius Grafen Schlick mit der Freiin Maria Anna Ungnad von Weißenwolf geboren. Sein Geschlecht, in dem an Böhmen verpfändeten Egerer Reichslande seßhaft, hatte sich bereits unter den luxemburgischen Herrschern einen der hervorragendsten Plätze unter dem böhmischen Adel erworben, so daß die Stände den Grafenstand der Familie in die Matrikel des Herrenstandes eintrugen, eine besondere Ausnahme, wenn man nimmt, daß die Böhmen vor der Schlacht am Weißenberge Abstufungen des Herren- und Ritterstandes nicht anerkannten. Diese hervorragende Stellung seiner Familie war es vor allem, welche S. rasch an die Spitze der Bewegung brachte, als er, selbst Lutheraner, seine Lehrjahre am protestantischen Hofe zu Dresden beendend, nach Böhmen zurückkehrte und sich ins politische Leben mischte. Bereits im J. 1603 begegnen wir S. mitten in der Gesellschaft der oppositionellen Köpfe eines Pětipersky, Trčka und Budowec Front machen gegen die kaiserliche Regierung. Der Landtag des Jahres 1608 sieht S. als Generalredner der oppositionellen Majorität desselben. Während Budowec der geistige, czechische Redacteur der geharnischten Bittschrift der Stände an den Kaiser ist, sehen wir in S. den Uebersetzer und Recitator derselben, als er nämlich diese am 27. Mai in deutscher Sprache dem Kaiser vortrug und dringend eine günstige Erledigung heischte. In den ersten Junitagen reist mit Genehmigung des Kaisers S. an der Spitze einer Deputation der Stände nach Dubetz zu Verhandlungen mit den Commissären König Mathias, und am 27. Juni kann er mit Befriedigung die Bewilligung sämmtlicher, vor einem Monate gestellter Forderungen, bis auf eine bezüglich der Religion, durch den Kaiser constatiren. Doch gerade dies war ja die Hauptforderung der Stände. Es ist daher nicht Wunder zu nehmen, wenn der im Januar 1609 neuerdings zusammentretende Landtag nur um so ungestümer mit seinem Verlangen nach Religionsfreiheit hervortrat. Die Verhandlungen mit dem Kaiser hatten bis zum 20. März zu keinerlei Resultat geführt; die Protestanten, unzufrieden mit dem concilianten Auftreten ihres bisherigen Vertreters, Stephan v. Sternberg, baten den heißblütigen, redegewandten Grafen S., ihre Führung zu übernehmen. Gleichzeitig beschlossen sie, sich auf keinerlei weitere Verhandlungen einzulassen. Am 24. März begab sich eine Deputation von 9 Mitgliedern auf den Hradschin, und S. trug in eindringlicher, scharfer Rede dem Kaiser die Forderungen der Protestanten vor; derselbe war aber so erbittert, daß er den Grafen zweimal barsch „zur Sache" rief, wodurch letzterer sich sehr einschüchtern ließ. Hiedurch hatte er sich bei den Radicalen entschieden geschadet; er erschien ihnen nicht als jener Ultra, dessen sie bedurften. Wol wurde er, als der Kaiser die Forderung der Stände nicht bewilligte und den Landtag auflöste, als Gesandter derselben nach Dresden geschickt, um die Freundschaft des Kurfürsten zu gewinnen; doch als die Stände im Mai in der kaiserlichen Kanzlei auf Bewilligung ihrer Zusammenkünfte drangen, war er bereits von der Führerschaft entfernt. Der Radicalismus hatte den Budowec auf den Schild erhoben. Bei den Verhandlungen über das Concept des Majestätsbriefes führt S. nicht die erste Stimme. Als ersterer aber am 13. Juni dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt werden soll, ist es neuerdings S., welcher von den anderen vorgeschoben wird, den Vorredner zu machen. Auch diesmal hatte er kein Glück mit seinem Vortrage. Der Kaiser verläßt plötzlich mitten während der Rede den Saal und die Stände sind gezwungen, ihr Schriftstück in der Kanzlei abzugeben. Die entschiedene Redegewandtheit des Grafen, wie die Kenntniß der deutschen Sprache, machten ihn besonders geeignet zum Unterhändler mit den verschiedenen Gesandten. So führte er die Verhandlungen mit den

Schlesiern, so die mit den sächsischen Abgesandten, welch' beide nicht blos ein einseitig befriedigendes Resultat ergaben, sondern schließlich durch die nachdrückliche Verwendung der Sachsen zur vollen Annahme des Majestätsbriefes durch den Kaiser führten. Daß S. zu einem der dreißig Defensoren gewählt wurde, ist eigentlich fast so selbstverständlich, wie, daß er bei den Schlußverhandlungen mit dem Oberstburggrafen zugegen war, wo freilich Budowec der Wortführer war. Die folgenden Jahre sehen S. stets zwischen einem Wchinsky und Ruppa auf den Bänken der Opposition auch dem neuen Könige Schwierigkeit über Schwierigkeit bereiten. Der Budweiser Landtag von 1614 bietet ihm hiefür ein weites Feld. Nur schwer erzwingt sich Mathias Steuer- und Truppenbewilligung. Kaum aber ist der Landtag geschlossen, so läßt das Triumvirat Thurn, S. und Wchinsky dem Kurfürsten von Sachsen melden, daß die böhmische Opposition zur Absetzung der Habsburger entschlossen sei und ihm den Thron anbieten wolle. — Von dem so heftig begehrten Generallandtage, welcher sich 1615 in Prag versammelte, hielt sich S. mit Wilhelm v. Lobkowitz und Stephan v. Sternberg fern; es scheinen zwischen der gemäßigten Opposition und den Radicalen Differenzen eingetreten zu sein, die jedoch wie mit einem Schlage entfernt erscheinen, als 1617 der Landtag zur Bestimmung der Nachfolge einberufen ward. Noch vor Eröffnung desselben versuchte die böhmische Kanzlei durch Bitten und Drohungen die Mitglieder der Opposition für Ferdinand zu gewinnen. S. glaubte man durch Einschüchterung gefügig machen zu können, hielt ihm vor, daß der Kaiser seine bisherige Handlung sehr verüble und ihm ein Festhalten an derselben böse Folgen bereiten könne. Man hatte sich jedoch diesmal in S. getäuscht. Er erklärte rundweg, daß er gemäß der Landesordnung seine Meinung frei äußern könne, wie er wolle, und heute ebensowenig damit zögern werde, als er es früher je gethan. Als nun im Landtage bei Erörterung der Frage, ob Böhmen ein Wahl- oder Erbreich sei, Zdeněk v. Lobkowitz in einer glänzenden Rede für letzteres eintrat, wäre es Schlick's Aufgabe gewesen, als Generalredner der Opposition, wozu ihn seine Parteigenossen gewählt hatten, nachdem Thurn als Landesbeamter wohl nicht hierzu erkürt werden konnte, diese Behauptung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Allein die Opposition hatte sich in der Standhaftigkeit des Grafen getäuscht. Sie übersah seinen wankelmüthigen Charakter, seinen Mangel an Ausdauer und die Inconsequenz seiner ganzen Handlungsweise, Fehler, welche der katholischen Partei nicht entgangen waren. Es zeugt daher nur von der politischen Klugheit dieser Partei, daß sie diese Schwächen des Feindes auszunützen verstand, indem sie den Erzherzog Ferdinand bewog, am Nachmittage vor dem Tage der Abstimmung den Grafen zu sich zu laden, um ihn persönlich zu einer versöhnlichen Haltung zu bewegen. Dem Zauber des directen Verkehrs mit dem Fürsten und der darin enthaltenen Auszeichnung konnte der Graf nicht widerstehen und als es am anderen Tage bei der namentlichen Abstimmung an ihm gewesen wäre, gegen die Erhebung des katholischen Ferdinand zu stimmen, hören wir ihn das Bekenntniß seiner vollen Bekehrung zur Ansicht der Regierungspartei ablegen. — Inconsequent, wie in allen seinen Handlungen, war für S. auch diese Wandlung nur eine momentane. Bald sehen wir ihn eifriger denn je an den Umtrieben seiner Partei sich betheiligen. Diese endlich auch im Klaren über den Charakter ihres Genossen bedient sich seiner, wo sie seiner hervorragenden Stellung und seiner verschiedenen Fähigkeiten bedarf, schiebt ihn überall vor, wo es heißt, sich exponiren, doch in ihre geheimsten Pläne wird er nicht oder erst in der letzten Minute eingeweiht. So hatte man es ihm überlassen, das Plenum des versammelten Protestantentages (März 1618) so lange mit einem historischen Excurse über das Staatsrecht Böhmens zu beschäftigen, bis der Ausschuß sich über die vorzubringenden An-

träge geeinigt hatte, ihn hatte man unter den Defensoren erwählt, an der Spitze einer Deputation die Beschwerden des Protestantentages den Statthaltern zu überreichen, ihm war es endlich vorbehalten, den beiden Statthaltern Martinitz und Slawata den Vorwurf des Landesverrathes ins Gesicht zu schleudern, indem man sie als Redacteure des abweisenden Bescheides des Kaisers auf die Beschwerdeschrift der Protestanten bezeichnete, was unrichtig, da vielmehr Khlesl der Verfasser desselben war. Während aber die Stände, durch die Nachricht beunruhigt, sie würden morgen alle gefangen gesetzt, am Vortage des Fenstersturzes, den S. mit einer Deputation aufs Schloß senden, den Statthalter hierüber zu interpelliren, vereinigen sich im Smiricky'schen Hause die Rädelsführer unter Vorsitz des Thurn und Ruppa und beschließen für den nächsten Tag den Fenstersturz. Es ist daher vollkommen richtig, wenn S. in seiner Vertheidigungsrede hervorhebt, daß er hievon erst am Morgen des 23. Mai durch Thurn, welcher ihn aufsuchte, in Kenntniß gesetzt wurde. Er mag sich ja auch im ersten Momente gegen diesen Gewaltact gewehrt haben, welcher seinem ganzen Wesen, das vor Endconsequenzen stets zurückscheute, widersprach; aber seine Unbeständigkeit eben war es, die ihn in der kürzesten Zeit so umwandelte, daß er in der böhmischen Kanzlei angelangt, den Statthalter mit Invectiven überschüttete und mit seiner Apostrophe an sie, die von Ausdrücken wie „nichtswürdiges, jesuitisches Gesindel" strotzte, gleichsam die Ouvertüre zum Drama des Fenstersturzes sprach. Der unansehnliche Fabricius hatte es wol in erster Linie dem Grafen zu danken, daß er des gleichen Schicksals wie seine hohen Herren für würdig erachtet wurde. Handgreiflich wirkte der Graf bei den Executionen nicht mit.

Als die Heere des Kaisers im August in Böhmen siegreich vordringen, suchen die Landesverwalter unter sich nach einem, der die Feder auch in Demuth tauchen kann, denn sie wollen dem Kaiser ein versöhnliches Rechtfertigungsschreiben senden. Wieder ist es S., dem auch diese Töne zu Gebote stehen. Als aber die unmittelbare Gefahr beseitigt, auf eine Aussöhnung mit dem Kaiser andererseits nunmehr nicht zu hoffen ist, und die Böhmen vor allem eine Generalconvention sämmtlicher Kronländer anstreben, um dann zur Neuwahl eines Herrschers zu schreiten, sehen wir S. als eifrigen Unterhändler hiebei thätig. Die Convention kommt auch, im voraus sei es bemerkt, wirklich am 31. Juli des nächsten Jahres zu stande, und Schlick's Unterschrift und Siegel erscheint daselbst an hervorragender Stelle. Im October reist er als Gesandter der Stände zum schlesischen Landtage und es gelingt ihm, die Schlesier für die Bewegung zu gewinnen. Während der nunmehrigen Verhandlungen in der ersten Hälfte des Jahres 1619 zeigt sich S. als ausgesprochener Anhänger des Kurfürsten von Sachsen. Darum wird eben er nach der Zabláter Schlacht (10. Juni) nach Dresden geschickt, um ein Darlehen aufzunehmen. Doch S. fühlt sich ermächtigt, dem Kurfürsten auch die Krone anzubieten. Obwol dieser ersteres rundweg ablehnt und über letzteres einfach schweigt, schwärmt S., nach Prag heimgekehrt, von der Begeisterung des Kurfürsten für Böhmen, bringt auf Banketten Toaste auf Johann Georg als den künftigen Herrscher von Böhmen aus und reißt so auch ernster denkende Leute und selbst den sächsischen Agenten Lebzelter mit sich fort. Am 15. Juli 1620 neuerdings in diplomatischer Mission nach Dresden gesandt, wird ihm ausdrücklich aufgetragen, über die Wahl dem Kürfürsten gegenüber zu schweigen. Dies hindert ihn jedoch nicht, von der Bewunderung der Böhmen für den sächsischen Fürsten zu sprechen, während daheim die Ereignisse in ganz anderer Richtung vorwärts eilen. Der sächsische Hof aber, oder vielleicht richtiger, der einflußreiche Hofprediger Hoe, ließ sich durch diese Haltung täuschen und hoffte selbst, als er von der sicheren Erwählung des Pfalzgrafen

hörte, durch ein eindringliches Schreiben an den Glaubensbruder S. es durchsetzen zu können, daß der verhaßte Calviner den Thron nicht besteige. Die Haltung Schlick's und die unvorsichtige Publicirung dieses Briefes hatte ihm aber den Haß des Predigers zugezogen und sollte ihm, als er 1½ Jahre später auf der Flucht in die Hände der Sachsen fiel, den Kopf kosten. — Nach der Wahl des Pfalzgrafen war S. ausersehen worden, an der Spitze einer Stände-Deputation den neuen König beim Betreten des Landes zu empfangen. In volltönenden, huldigenden Worten begrüßt derselbe Mann, der noch vor 2 Monaten Krone und Land dem Sachsen angetragen, am 24. October in Waldsassen den jungen Pfälzer, bittet denselben, er möge den Ständen den Revers unverzüglich übergeben und geleitet ihn auf seinem Zuge nach der neuen Residenz. Als nach der Krönung die Führer des Aufstandes ihren Lohn durch Zuweisung der obersten Landesämter erhielten, vergaß Friedrich der sächsischen Velleitäten des Grafen und ernannte ihn zum Oberstlandrichter und Landvogte der Oberlausitz. Fortan widmete S. seine Kräfte dem neuen Herrn und es soll ihm das Verdienst nicht geschmälert werden, daß er dies in ehrlicher Weise that, wie er z. B., wenn auch umsonst, Einwendungen erhob, als man den St. Veitsdom seines kirchlichen, an Katholicismus erinnernden Schmuckes zu berauben beschloß und als die junge Königin im fanatischen Uebermuthe das Crucifix auf der Moldaubrücke, den „nackten Bader“, wie sie ihn nannte, in den Fluß werfen ließ. S. war lebhaft beteiligt bei der Justification und Deduction des freien Rechts zur Königswahl seitens der Stände Böhmens und ließ sie drucken, am Generallandtage vom 25. April 1620 besiegelte er die Conföderation, er rieth zur Erneuerung der älteren Verträge mit den angrenzenden Ländern, wie zur Eingehung neuer z. B. mit den Niederlanden und unterstützte endlich eifrigst die Wahl des ältesten Sohnes Friedrich's, Heinrich, zum präsumtiven Könige von Böhmen. Doch die junge Herrschaft sollte nicht blühen. Sie fand in sich selbst nicht jene edle Begeisterung und Stärke, die in solchen Fällen nothwendig ist, um sich durch Kraft und Erfolg den Glauben der Legitimität zu erzwingen. Der Kaiser und Baiern senden ihre Heere nach Böhmen, die mit langsamem aber ehernem Schritte siegreich gegen die Hauptstadt marschiren; als nun aber auch der Kurfürst von Sachsen gegen die Lausitz zu ziehen beschließt, ruft S. die Pflicht von seinem Herrn weg nach der bedrohten Provinz, deren Statthalter er ist. Im Vereine mit dem Markgrafen von Jägerndorf, dem der Oberbefehl über die Truppen übertragen ist, suchte er von Zittau aus, wohin er seine Residenz von Bautzen verlegt hatte, den Widerstand zu organisiren; er eifert nicht nur das Land selbst, sondern auch die angrenzenden Landestheile Böhmens zu kräftiger Unterstützung an; allein Bautzen ergiebt sich, die ganze Niederlausitz kommt in die Hände des Kurfürsten.

Wiewol man die Wichtigkeit der Lausitz in Prag vollkommen erkannt und ein ansehnliches Truppencontingent dem Markgrafen zugeführt hatte, war mit der Katastrophe am Weißen Berge auch das Schicksal dieser Provinz besiegelt. Volle Muthlosigkeit bemächtigte sich des Grafen, nunmehr war er bloß auf die eigene Rettung bedacht; er beeilte sich in einem äußerst demüthigen Schreiben an den mittlerweile zum Vicestatthalter ernannten Fürsten Liechtenstein seine Reue über seine Sünden bekannt zu geben und erbot sich, um der Verzeihung würdig zu erscheinen, zur Pacification der Lausitz für den Kaiser. Liechtenstein, dem Grafen günstig gesinnt, versprach ihm seine Intervention beim Kaiser; gleichzeitig hatte er der Frau des Grafen S. einen Meierhof zum Unterhalte angewiesen, nachdem die Herrschaft Swijan von den kaiserlichen Commissären eingezogen worden war. S. erscheint auch nicht auf der ersten Liste der zu inhaftirenden Personen, welche Liechtenstein dem Kaiser vorgelegt hatte. Allein von Wien

kommt der Befehl, sich der Person des Grafen zu bemächtigen. Mittlerweile hatte sich die Oberlausitz dem Kurfürsten ergeben. S. fühlt sich daselbst natürlich nicht mehr sicher und begiebt sich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit zurück nach Böhmen zu seinem Verwandten, dem Freiherrn v. Rhedern nach Friedland und wird dort durch den Verrath eines gleichfalls compromittirten Freundes, des Rittmeisters Wolf v. Lüttichau, der hiedurch seine eigene Straflosigkeit zu erkaufen suchte, auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen am 18. März 1621 verhaftet und nach Dresden abgeführt. Hier dringen der eben anwesende Erzherzog Karl und der Reichshofrath Otto v. Nostitz auf seine Auslieferung, welche der Kurfürst nicht zugegeben hätte, hätte nicht Hoe, der sich der durch den Grafen erlittenen Verhöhnung sehr wol erinnerte, auf dieselbe gedrungen. So wird S. denn am 13. Mai an die österreichische Grenze gebracht und von hier nach dem weißen Thurme in Prag geführt. Der Proceß wird mit ihm neuerdings aufgenommen, nachdem das Urtheil über die anderen Rebellen bereits gefällt war. Trotz seiner kläglichen Bitten und der Belastung anderer Personen wird er am 31. Mai schuldig gesprochen und zum Verluste der Hand, des Kopfes und zur Viertheilung verurtheilt. Die Execution der übrigen Rebellen wurde aufgeschoben, bis das Urtheil über den vornehmsten unter ihnen gesprochen worden war. Dasselbe wurde vom Kaiser bestätigt und nur dahin gemildert, daß S. enthauptet und ihm erst dann die Hand abgehauen werde. Die Viertheilung unterblieb ganz. Auf Begnadigung hoffend, hatte S. ruhig die Trostworte der Jesuiten über sich ergehen lassen. Als ihm aber am 20. Juni der protestantische Magister Lippach mittheilte, daß für ihn keine Hoffnung mehr sei, wies er die Jesuiten zurück und nahm das Abendmahl aus den Händen des genannten Predigers. Ungefesselt betrat er als erster unter seinen Genossen Montag, den 21. Juni um 5 Uhr früh die Bühne und erlitt gefaßt den Henkerstod. Haupt und Hand wurden am altstädter Brückenthurm ausgesteckt und erst im nächsten Jahre über Bitten seiner Wittwe auf besonderen Befehl des Kaisers herabgenommen und zu den übrigen Gebeinen in das Grab unter der Kanzel der St. Salvatorkirche gelegt. Die Herrschaft Swijan mit dem Gute Kurowoditz (Bunzlauer Kreis) wurde um 76 021 Schock m an Albrecht v. Waldstein verkauft. Das Heirathsgut seiner Wittwe Ursula Sophie geb. v. Oppersdorf, früher verehel. Zerotin wurde im Betrage von 10 000 Schock m auf der Herrschaft versichert. So hatte den Grafen S. Wankelmuth, Unentschlossenheit und Vertrauensseligkeit auf's Schaffot gebracht, während die eigentlichen Urheber und Rädelsführer des Aufstandes Leben und teilweise auch Gut klug gerettet hatten.

v. Györy.

Schlick: Johann Konrad S., nebst Frau Regina S., geborene Strina-Sacchi. Johann Konrad war ein bedeutender Violoncellist und fleißiger Componist. Er soll um 1759 in Münster geboren sein und fand auch dort in der bischöflichen Capelle seine erste Anstellung als Violoncellist. Um 1776 begab er sich auf Kunstreisen, doch schon in Gotha wußte ihn der Herzog an seinen Hof zu fesseln und stellte ihn als Kammermusikus und Secretair (?) an, mit der Erlaubniß, alljährlich Kunstreisen unternehmen zu dürfen. Diese Erlaubniß scheint er auch in reichem Maße benutzt zu haben, denn die wenigen Nachrichten, die wir über ihn besitzen, beziehen sich stets nur auf seine Concerte in den verschiedenen Städten Europas.

Im J. 1784 trat in Deutschland die berühmte und ebenso schöne Violinspielerin Regina Strina-Sacchi auf, die 1764 in Mantua geboren, Tochter des Professor Sacchi, im Conservatorio della Pietà zu Venedig erzogen und als Violinistin ausgebildet, darauf nach Paris ging, eifrig studirte und nun ihr Vaterland als Violinvirtuosin durchzog, überall mit Beifall überschüttet (1780—1783). Bei

ihrem Triumphzuge durch Deutschland lernte sie auch S. kennen. Er wagte nicht, der von Verehrern Umschwärmten einen Antrag zu machen, reiste ihr aber nach und 1785 brachte er sie als sein Weib nach Gotha heim. Schon in Italien hatten sie gemeinsam concertirt und so machten sie auch ferner von Gotha aus gemeinsame Ausflüge, um Lorbeeren und goldene Schätze zu sammeln. Bei ihrem Aufenthalte in Wien componirte Mozart für sie die Sonate in B-dur für Klavier und Violine (Lpzg. Musikztg., 1, 290.) Ausführliches über ihre gemeinsamen Concerte erfahren wir aus dem vortrefflichen Quellenwerke von Alfred Dörffel: Geschichte der Gewandhausconcerte zu Leipzig, Seite 194 u. f. Hier traten sie in besonderen Concerten in den Jahren 1793 (30. August), 1795 (11. Januar und 22. Februar), 1796 (10. Januar und 28. Februar) u. s. w. bis zum Jahre 1800 auf. Beide trugen je ein Concert für ihr Instrument und dann ein Duo vor, auch scheint sie die Guitarre gespielt zu haben, ein damals noch concertfähiges Instrument, denn die Programme, die im übrigen sehr kurz gehalten sind, sagen: „beide zusammen eine Sonate auf der Guitarre mit obligatem Violoncello“. Das ist, außer einem Concerte 1809 in Rom gegeben, das letzte Lebenszeichen, welches Zeitschriften von ihnen geben. Seine Tochter wurde eine tüchtige Clavierspielerin, die sich später als dritte dem Bunde anschloß. Auch ein junger Violoncellist wird um 1835 erwähnt, der wahrscheinlich ein Sohn desselben war. Johann Konrad hat sich auch als Componist ausgezeichnet, nicht nur durch Concerte, die er für sich und seine Frau schrieb, sondern auch durch Kammermusik. 3 Quintette für Streichinstrumente erschienen 1787 in Paris, andere in Gotha, doch ist nur weniges bis auf uns gelangt. 3 Quartette op. 2 besitzt Professor Wagener in Marburg, 1 Sonate für 2 Violoncelli befindet sich in Pleyel's Sammelwerk, Königl. Bibliothek in Berlin und dieselbe Bibliothek besitzt ein Concert für Violoncello und Orchester im Autograph. In der letzten Zeit seines Lebens scheint er sehr zurückgezogen gelebt zu haben, denn sein Tod kann nur ungefähr mit dem Jahre 1825 bezeichnet werden.

Rob. Eitner.

Schlick: Kaspar S., geboren vor 1400; † 1449, 5. Juli in Wien, Staatsmann. Die Herkunft und älteste Geschlechtsfolge der Schlick's bleibt fraglich und lückenhaft. Den neuesten Untersuchungen zufolge dürften sie zunächst als „Slicher“ in der Gegend von Oelsnitz und Plauen (im heutigen Königreich Sachsen) heimathsässig gewesen sein. Die Urkunde von 1250 (Stiftbrief der Gebrüder Heinrich v. Plauen und Heinrich v. Gera für den deutschen Orden im deutschen Hause zu Plauen) verzeichnet als letzten der genannten Zeugen einen Godefried Slicher, der aber 1263 bereits als „Herr Godefried Slicheren“ auftaucht. Seit 1266 ist das Prädicat „von Lasan“ nachweisbar, das auf „Ober-Lasan“ zwischen Oelsnitz und Plauen, nicht aber, wie gemeinhin angenommen wurde, auf das egerländische Lasan (Lažan) zu beziehen wäre. Hiemit fiele ihre ursprüngliche Seßhaftigkeit im Egerlande. Die Schlick's scheinen dann nach Adorf im Plauen'schen Bezirke übersiedelt zu sein, und von hier wandten sie sich theils nach Eger, theils nach Wunsiedel. Von den zu Eger seßhaft gewordenen Schlicken erscheint seit 1394 Heinrich in den Stadtbüchern von Eger als der Namhafteste, da er, ohne daß wir über den Sachverhalt näher unterrichtet sind, Gatte einer hochadeligen Italienerin, Konstanze, Tochter des Grafen v. Collalto, vormals Markgrafen v. Treviso, wurde. Aus dieser Ehe gingen 5 Söhne: Niklas, Kaspar, Matthäus, Heinrich und Franz hervor. Die Zukunft des Geschlechts begründete der Zweitgeborene, dessen Geburtsjahr fraglich bleibt, der aber vor seiner Mündigkeit bereits von der Stadt Eger abwesend gedacht werden muß, da er in den Losungsbüchern der Stadt nicht vor-

kommt. Eberhard v. Windeck, sein Zeitgenosse, bezeichnet ihn ganz richtig als „Bürgerssohn von Eger“; niemand habe je gehört, daß eines Bürgers Sohn zu deutschen Landen so mächtig geworden. Ein zweiter, jüngerer Zeitgenosse, der Schützling und Vertraute des nachmals so mächtigen kaiserlichen Kanzlers, Enea Silvio, sagt von ihm in seiner Hist. Bohemiæ (Cap. 53), wo von den bei König Sigismund's Tode (1437, December) Anwesenden die Rede ist: „Unter diesen war der Vordermann Slick, Sohn einer italienischen Mutter, aus dem Geschlechte der Grafen v. Collalto im Gebiete von Treviso, und eines deutschen Vaters, Sprößling der Familie Lazan in Franken, von gewandtem Geiste, angenehmer Beredtsamkeit, ein Verehrer der Wissenschaft, zu allem, was immer er unternahm, geboren. Ihn hat Glück und Tüchtigkeit derart emporgehoben, daß er, was früher unerhört war, der Kanzlei dreier einander folgenden Cäsaren vorstand und einer von den Fürsten Schlesiens sich nicht weigerte, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben. Sigismund verlieh ihm (S.) Eger und Elbogen und andere Städte in Franken, Albrecht (II.) in Ungarn Holitsch und Weißkirchen (s. darüber w. u.), Friedrich (III.) Gräz in Oesterreich (fraglich). In der That war er ein erfinderischer Geist, von besonderer Güte des Wesens, wodurch er befähigt wurde, bei so vielen in ihren Gewohnheiten grundverschiedenen Kaisern in gleicher Gunst zu bleiben. Wir (Aeneas Sylvius) genossen am Hofe König Friedrich's seine Freundschaft, und was wir erreichten und was wir wissen, wie gering es auch ist, erlangten wir durch seinen Beistand. Die Zuwendung des Bisthums Triest, womit die übrigen Würden ihren Anfang nahmen, hat er zunächst veranlaßt. Er starb zu Wien am Schlagflusse und wurde neben seiner Gattin bei den Karmelitern bestattet“.

Ueber das Vorleben Schlick's sind wir äußerst mangelhaft unterrichtet. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er sich die wissenschaftliche Bildung, welche Enea Silvio betont, vor seinem Eintritt in die kaiserlichen Dienste (1416), zunächst vielleicht im Hause der Mutter und dann wahrscheinlich zu Bologna holte. Man setzt überdies die Studien Schlick's in Italien mit der Person des den Collalto's befreundeten, namhaften Kanonisten, Zabarella, eines der beiden Cardinallegaten Papst Johann's XXIII. am Constanzer Concil, in Verbindung, und diese Bekanntschaft konnte ganz gut dem jungen S. den Weg zum Könige als Protector der Kirchenversammlung ebnen. Den Zeitpunkt seines Eintrittes in die Dienste Kaiser Sigismund's, des Luxemburgers, verzeichnet Eberhard Windeck ziemlich genau; er schreibt: „Kaspar Slik war zu dem Kaiser (Sigismund) kommen, da man schrieb tausend vierhundert und XVI Jahr“ und erwähnt, daß er in den Kanzleidiensten von dem Agramer Bischofe (Eberhard, 1410—1419), „einem von Ellenbogen (in Böhmen) oder Sulzbach (Ostfranken)“ unterwiesen wurde. Die Angabe, daß er in der Constanzer Kirchenversammlung die Rolle eines Warners vor der Verurtheilung Hussens gespielt, entbehrt jeder Begründung, wol aber eroberte K. S., der schöne, gebildete, beredte und lebenslustige Jüngling, alsbald die Gunst Sigismund's, die von solchen Eigenschaften rasch gewonnen war, wie dies schon sein Wappenbrief vom 13. August 1416 für Heinrich und Kaspar, Vater und Sohn, beweist.

S. gab dem Könige das Geleite von Constanz nach Narbonne und Perpignan, woselbst die Unterhandlungen mit König Ferdinand von Arragon und dem einen der drei vom Concile abgesetzten Päpste (Benedict XIII. — de Luna) über die freiwillige Abdankung des Letzteren gepflogen wurden, zurück nach Narbonne, sodann nach Paris und London, Canterbury, zurück nach Calais und von hier über die Niederlande wieder an den Ort der Kirchenversammlung.

Die Hussitenkriege eröffneten eine bewegte, für das Emporkommen eines den Kanzleigeschäften und diplomatischen Aufgaben ganz gewachsenen Mannes, wie

ein solcher S. war, geeignete Zeit. Einen wesentlichen Antheil hatte dieser an der Heirath der einzigen Tochter und Erbin Sigismund's, Elisabeth, mit Herzog Albrecht V. von Oesterreich, Markgrafen von Mähren, welche am 19. April 1422 in Wien vor sich ging. Hier wurde auch, am 16. Juli 1422 die Erhebung Schlick's in den Reichsfreiherrnstand vollzogen. Seit 1427 begegnet uns in den Reichstagsacten der Name Schlick's als Kanzler immer häufiger. Er blieb dem König Sigismund zur Seite, als dieser im September 1427 zu Griechisch-Weissenburg (Belgrad) weilte, 1428 (März) nach Tornau in Oberungarn, im August d. J. nach „Temesburg" (Temesvár) reiste. 1429 im März und April finden wir ihn zu Preßburg, woselbst die wichtigen, aber erfolglosen Verhandlungen mit den Häuptern der Hussiten stattfanden. Von hier schrieb er (2. Juli) an den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg über diese Angelegenheit. Auch die Geschäfte des allda im December 1429 stattgehabten deutschen Reichstages, in welchem Kaiser Sigismund über einen Landfrieden handelte, um freie Hand wider die Hussiten zu haben, liefen durch seine Hände. 1430 im Herbste befand sich S. auf dem Nürnberger Tage mit seinem Gebieter. Damals widmeten die Nürnberger dem Kanzler 40 und abermals 150 Gulden als „Erung", und die Regensburger stellten sich auf dem neuen Convente zu Nürnberg (1431, Februar März) mit 20 Gulden rh. als Gabe an den Kanzler ein, der Geschenken nicht unzugänglich war. Im Spätjahre 1431 trat König Sigismund die lange aufgeschobene Romfahrt an; zunächst erschien er in Mailand, wo am 25. November die Krönung mit der Krone der Lombardei stattfand; hierauf bewegte sich der kaiserliche Hofstaat nach Mittelitalien und blieb in Siena volle neun Monate, zur Zeit als das unfruchtbare Bologneser Concil tagte. Sein Geleitsmann und Vertrauter, K. S., machte hier die Bekanntschaft einer schönen Frau, und dieses verbotene Liebesverhältniß bot nachmals seinem Schützling und Verehrer Enea Silvio Piccolomini (später Papst Pius II.) den Stoff zu dem bekannten erotischen Romane: „Amores Euryali et Lucretiae", der, bald auch verdeutscht, dem „Kaspar Schlick, Herrn v. Neuburg (Skalitz), Kaiserl. Kanzler ꝛc." (Wien, 5. Juli 1444) vom Verfasser gewidmet erscheint, und in der Person des Euryalus Kaspar Schlick als beglückten Liebhaber der senesischen Ehefrau vorführt, welcher das Herz brach, als ihr Cavalier Siena verlassen mußte.

Das Jahr 1433, welches noch bis zum Mai Kaiser Sigismund in Siena verlebte, führt uns S. bereits als obersten Kanzler der kaiserlichen Kanzlei vor. 1431, den 21. August hatte ihm sein fürstlicher Gönner als mütterliches Erbe die Burg und Stadt Bassano (Passaun) verliehen, wodurch das vornehmste Prädicat Kaspar Schlick's, Graf v. „Passaun", seine Erklärung findet. Den 4. April 1433 sandte König Sigismund seinen Oberst-Kanzler mit dem Dalmatiner Talowec (Thallóczy), einem der Günstlinge Kaiser Sigismund's unter den ungarischen Magnaten, an Papst Eugen IV., um mit diesem über die Angelegenheiten der Kaiserkrönung Rücksprache zu nehmen. Sie fand dann zu Rom den 31. Mai d. J. statt. Als Kaiser Sigismund nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte in Italien heimkehrte, ging die Hussitenfrage ihrer letzten Phase entgegen; den Verhandlungen mit der Basler Kirchenversammlung folgte 1434 die blutige Auseinandersetzung zwischen der mit den Katholiken sich verständigenden gemäßigten und der extremen Partei des hussitischen Böhmens, der Sieg der ersteren und die Wiederaufnahme des kirchlich-politischen Ausgleiches, der die Anerkennung des böhmischen Königthums Sigismund's und den kirchlichen Frieden durch die sogenannten Basler Compactaten betraf. In diesen Angelegenheiten spielte S. als Vertrauensmann Sigismund's eine wichtige Rolle. So gelang es seiner Geschicklichkeit, auf dem Prager Tage (21. September 1435) alle Schwierigkeiten zu ebnen. Die Stuhlweissenburger Verhandlungen liefen vorzugsweise

durch seine Hände. Bei dem Gelöbnisse Sigismund's zu Gunsten des mit den Böhmen abgeschlossenen Vergleiches war er neben Erzherzog Albrecht von Oesterreich, und dem Graner Primas anwesend. Als dann 1436 (Juni—August) Kaiser Sigismund zu Iglau verweilte, woselbst die böhmische Frage ihre endgültige Lösung fand, und es sich um die Herbeischaffung der von dem Luxemburger in Ungarn verwahrt gehaltenen Krone und Reichskleinodien handelte, wurde am 25. Juli S. dahin entsendet und kam den 10. August d. J. mit den ihm anvertrauten Abzeichen des böhmischen Königthums zurück. Als dann Kaiser Sigismund nach Prag zog, gab ihm S. dahin, sowie nach Kuttemberg und Eger das Geleite. Er blieb dem kränkelnden Herrscher zur Seite, als dieser den Weg nach Mähren einschlug, um noch Ungarn zu erreichen, und in Znaim von tödtlichem Siechthum befallen wurde. Sigismund ließ durch S. die Tochter und den Schwiegersohn zu sich entbieten; ihn und Hartung v. Kluks sandte er Ende November an die Stände Oesterreichs ab. Als der letzte Luxemburger starb (9. December 1437), war S. ein Zeuge des letzten Willens Sigismund's und traf die nothwendigen Anordnungen nach dem Ableben des Herrschers. Er und seine Brüder hatten in Kaiser Sigismund den freigebigsten Gönner und befreundeten Gebieter verloren, der es weder an Ehren noch Vergabungen in der Form gewinnreicher Pfandschaften fehlen ließ. 1433 (13. Juli) ertheilte ihm der genannte Herrscher eine Wappenverbesserung, bald darauf (8. August) das große Palatinat (desgleichen auch an Heinrich und Matthäus S.), 1434, 27. Januar erlangten sämmtliche Brüder gleich ihm die Erhebung in den Freiherrnstand und eine der letzten Handlungen des verstorbenen Kaisers war (1437, 30. October) die Erhebung seines Oberkanzlers zum „Reichsgrafen" von Passaun (Bassano). — Andrerseits hatte ihm Sigismund die Pflegschaft oder Burggrafschaft von Eger (1430, 1432, 1434) in Pfandbesitz verliehen, desgleichen Falkenau und (1434) insbesondere die Pfandherrschaften: Elbogen, Engelsberg, Schlackenwerth und Liechtenstadt im Egerlande, wodurch der Großgrundbesitz der Familie Schlick allhier begründet erscheint.

Damals war bereits S. verehelicht. Er heirathete 1437 Agnes, die Tochter des Herzogs Konrad „Kanthner" von Oels und Wohlau, die vor ihm, 1448 starb. Die angebliche zweite Ehe mit Therese „Gräfin" Collalto ist eine müßige Erfindung (vgl. Grotefend, Stammtafeln schles. Fürsten, Breslau 1875, III. Th. S. 6).

Auch sein neuer Gebieter Albrecht V., als deutscher König der II. dieses Namens, war ihm bestgewogen, da er die Dienste Schlick's hoch anschlug. Auf dem Prager Wahllandtage (26. December 1437) glänzte S. durch eine eindringliche und geschickt angelegte Rede; die Wahl des Habsburgers zum ungarischen (Januar) und zum deutschen Könige (Februar 1438) beschäftigte ihn vollauf. Zum Nürnberger Tage, 1. Juni, wurde er entboten, und im August, als es sich darum handelte, die Krone Böhmens wider die antihabsburgische Partei und den jagellonischen Nebenbuhler zu vertheidigen, fand sich S. mit den Elbogenern und Egerländern zu Prag ein. Ebenso war er bei der Friedenshandlung zu Breslau und Preßburg anwesend und an den Erklärungen der deutschen Krone, in Hinsicht der Neutralität dem Basler Concil und Papst Eugen IV. gegenüber wesentlich betheiligt. Die reichen Geldmittel des der Habsucht zuneigenden Kanzlers ermöglichten die pfandweise Erwerbung der großen Burgherrschaft „Weißkirchen" oder Neuschloß, d. i. Skalitz im oberen Waagthale Ungarns. Die erstere Bezeichnung „Weißkirchen" führte S. fortan in seinem Grafentitel neben dem Prädikate „Passaun" (Bassano). Für 20 000 Goldgulden, welche Kaiser Albrecht seinem Kanzler schuldete, war der Hubmeister Eiczinger eingestanden.

Die letzte Phase des staatsmännischen Lebens Kaspar Schlick's fällt in das erste Jahrzehent der Regierung des Habsburger, Kaisers Friedrich III. (1440 bis 1449). Für seine Geltung und den Umstand, wie durch Gegeneinflüsse dieselbe später untergraben wurde, bietet die wichtigsten Aufschlüsse die Briefsammlung seines jüngeren Amtsgenossen und Freundes, Enea Silvio de P., welcher 1. November 1442 als königl. Secretär in die Kanzlei Friedrich's eintrat. „Du weißt selbst am besten, wie viel beim Könige der ansehnliche Kaspar Schlick vermag; ist der mit Euch, so braucht Ihr Niemand Anderen zu fürchten", — schrieb Enea Silvio an den Eugenianer Peter v. Noxeto. Dem Kurfürsten von Trier, Jakob, war es eben nicht gelungen, durch sein Reichskanzleramt den königlichen Kanzler S. zu verdrängen (1440). Ja, dieser erhielt nach der Rückkehr Friedrich's aus Florenz (Spätjahr 1442) die Leitung der deutschen Geschäfte zugewiesen und lenkte sie immer mehr zu Gunsten der Sache des Papstthums. Auf dem Nürnberger Convente vom Jahre 1443 war S. der Stellvertreter Königs Friedrich, zu einer Zeit, da die Schwierigkeiten mit der Vormundschaft des Letztgenannten über Sigmund von Tirol und Ladislaus Posthumus von Oesterreich, Ungarn und Böhmen, und die Zwistigkeiten mit den Grafen von Cilli wuchsen. „Dich begehren die Sachen an der Etsch, die mit den Cilliern und die in Ungarn und Böhmen", heißt es in dem Briefe Enea Silvio's an den abwesenden Kanzler. S. war die Seele der Verhandlungen mit dem Wahlkönige der antihabsburgischen Partei in Ungarn, König Wladislaus II. von Polen. Im September 1445 begab er sich mit Ladislaus Gara und Ulrich Grafen v. Schaunburg nach Oedenburg, um den reichsten Magnaten Ungarns, Niklas Ujlaki, zur Reise nach Wien und zur Anerkennung des ungarischen Thronrechtes Ladislaus Posthumus' zu bewegen. „Niemands Worte vermochten diesen so zu bewegen, als die Kaspar's (Schlick's)" — heißt es in dem bezüglichen Schreiben Enea Silvio's — „denn Ujlaki kannte seinen Einfluß aus den Zeiten Sigismund's und Albrecht's und seine Stellung ersten Ranges". — S. war allerdings von dem Thron- und Bürgerkriege Ungarns selbst in Mitleidenschaft gezogen, da seine Herrschaft Skalitz (Weißkirchen) von dem räuberischen Gewaltherrn im Waagthale, Pongracz v. Berenth oder Sz. Miklós, hart mitgenommen wurde. Dies erhellt aus Schlick's Schreiben vom Jahre 1444 an den Bischof von Großwardein. — Bei den Wiener Unterhandlungen (vom Herbste 1445) mit den ungarischen Magnaten über die Aenderung des Thronrechtes Ladislaus Posthumus' tritt S. neben Graf Ulrich II. v. Cilli in den Vordergrund. Ebenso spielte er eine Hauptrolle bei dem Plane des Herzogs von Burgund, seinen Thronfolger, den Grafen von Charolais (Karl den Kühnen) mit Elisabeth, einer der beiden Schwestern Ladislaus Posthumus', zu vermählen. S. scheint in dieser Richtung dem burgundischen Hofe weitgehende Zusagen gemacht zu haben, doch behauptete die polnische Werbung das Feld. 1446 wurde S. mit Graf Ulrich v. Cilli, Eiczinger u. a. an den Gubernator Hunyadi abgesendet, um ihn zum Rückzuge von Wien zu bewegen; er stand 1447 an der Spitze der königlichen Botschaft, welche nach Mailand abging. Ebenso hatte er im Frühjahr 1447, als der Korneuburger Landtag stattfand, im Namen des Habsburgers Friedrich über die Verhandlungen mit den Ungarn berichtet und die Weigerung des Königs, sein Mündel Ladislaus Posthumus den Oesterreichern auszuliefern, begründet.

S. hatte sich seit 1442, wie bereits oben angedeutet, in der deutschen Kirchenfrage dem Papalismus zugewendet. Das interessante „Fünfgespräch", der Pentalogus Enea Silvio's vom Jahre 1443, worin König Friedrich, Bischof Nikodem von Freising, Bischof Sylvester von Chiemsee, Kaspar S. und Enea Silvio redend eingeführt werden, fällt in diese Zeit der entschiedeneren

Wendung der Kirchenpolitik des Habsburgers und bietet dem Verfasser Gelegenheit, die Vielerfahrenheit des Staatsmannes S. zu rühmen.

Das Vertrauen Friedrich's besaß S. nie in dem Grade wie das seiner beiden Vorgänger im Reiche. Immerhin behauptete er noch geraume Zeit seinen Einfluß. Seine Gegner, die „steiermärkische Weisheit", wie Enea Silvio ironisch die Vertrauten des Habsburgers: Ungnad, Zebinger und Neidberg nennt, untergruben immre mehr Schlick's Stellung. Enea Silvio erzählt in seinen Commentaren zu den „Aussprüchen und Thaten König Alfons" eine charakteristische Hofgeschichte. Als Briefe Schlick's aus Nürnberg, adressirt an einige ungarische Herren, in die Hände des Königs fielen, habe man diesem gerathen, sie zu öffnen, da man so auf die Spur verrätherischer Verbindungen kommen könne, Friedrich III. habe jedoch geantwortet: „Ich halte den Kaspar Schlick für einen braven Mann, der mir zugethan ist; irre ich mich, so ist's mir lieber, daß sich einst der Irrthum selbst offenbare, als daß er durch Neugierde aufgedeckt werde." Sehr viel hat sich S. durch das Streben, seine Stellung, namentlich für seine Brüder, auszubeuten, geschadet. So bot er alles auf, um seinen Bruder Heinrich, als Eindringling in das Bisthum Freising, gegen Recht und Fug, in dieser Pfründe zu halten. Darum fiel er denn auch 1448 in Ungnade, die er nicht lange überlebte. Er starb zu Wien an einem Schlagflusse und wurde an der Seite seiner Gattin bei den Karmelitern beigesetzt. Seine Brüder genossen die Früchte der erfolgreichen Bestrebungen Kaspar's, sein Haus emporzubringen. Ihn selbst überlebten ein Sohn, Sigismund, der — jeder persönlichen Bedeutung entbehrend — seit 1478 ohne Nachkommenschaft verschwindet, und eine Tochter, Konstanze, Gattin des böhmischen Adelsherrn Bohuslaw v. Schwanberg. Kaspar Schlick's Leben und Wirken ermangelt noch immer einer monographischen Darstellung, die seiner geschichtlichen Bedeutung gerecht würde.

Eberh. Windecke, Kaiser Sigismund's Buch (Mencken, scr. rer. germ. I). — Ebendorfer v. Haselbach, Chron. Austriae (Pez., scr. rer. a. II. Bd.) — Aeneas Sylvius Piccolomini, Epp. ad. familiares (vgl. Voigt im Archiv f. K. oe. Geschichtsquellen, XVI. Bd.) — Historia Friderici, Historia Bohemiae; de dictis et factis Alfonsi regis commentariorum libri IV und Pentalogus (abgedruckt in deutscher Uebersetzung bei Chmel, Geschichte Friedrich's IV. S. 768 f.) — Archiv Ceský, herausgeg. von Palacky, (II. Bd. S. 407 f. und VI. Bd. S. 548). — Urkundliche Beiträge zur Gesch. des Hussitenkrieges von 1419 ff. (Prag 1872, 1873.) — Deutsche Reichstagsacten IX. Band, König Sigismund (III. A.) — Chmel, Materialien zur österreich. Geschichte, 1., 2. Bd., Regesta chron. diplom. Friderici III. rom. imperat., Wien 1840. — Geschichte Kaiser Friedrich's IV., II. Bd. (1440—1452). — Aschbach, Gesch. Kaiser Sigismund's, 4 Bde. (1838—45). — Palacky, Gesch. Böhmens III., 1.—3. Abtheilung. — Voigt, Enea Silvio de Piccolomini, 3 Bände, (1856/63). — Bachmann, Die deutschen Könige und die kurfürstliche Neutralität (1438/47), Wien 1889 (Akad. d. Wissenschaften, Arch. f. oe. G., 75. Bd. und Sep.-Abdruck). — Wacek in der Zeitschr. des böhmischen Museums 1828. Vgl. Legis-Glückselig, Chronik von Böhmen II, 585 ff. („über die Schlicken"). — Pröckl, Eger und das Egerland I. (1845). — Gradl, Zeit und Herkunft der Schlicke (Mittheilungen des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, 1882, S. 347 f. und Die Chronik der Stadt Eger 1884). (Gradl's Untersuchungen für die Anfänge der Schlick wichtig.)

v. Krones.

Schlieben: Wilhelm Ernst August v. S., geboren zu Dresden am 24. Juli 1781 und † am 11. September 1839, hat sich als Begründer und erster Vorstand des sächsischen statistischen Vereins von 1831—1839, sowie auch

als Schriftsteller um die Statistik verdient gemacht. Er erhielt als Sohn des Appellationsraths v. S. zuerst durch Privatlehrer eine sorgfältige Erziehung, wurde dann 1793—1799 im adeligen Cadettencorps zu Dresden weiter ausgebildet und erhielt als junger Officier schon 1800 die Lehrerstelle der Militärwissenschaften. In der Zeit von 1800—1807 betheiligte er sich als Officier zugleich an einer Gradmessung in Thüringen, bewerkstelligte verschiedene geodätische Aufnahmen und wurde 1807 als Oberlandfeldmesser, hierauf 1815 als Director der Cameralvermessung und endlich mit dem Titel eines königl. Kammerraths als Oberaufseher der Civilplankammer angestellt. Wissenschaftliche Reisen in's Ausland machten ihn nicht nur mit den Vermessungsmethoden, sondern auch mit den allgemeinen volkswirthschaftlichen Zuständen anderer Staaten bekannt, ganz besonders lernte er aber durch verschiedene Vermessungen und Herstellung von Karten die geognostischen und Culturverhältnisse seiner sächsischen Heimath näher kennen. Als nun im J. 1830 mit den Verhandlungen über eine neue Verfassung ein regeres politisches Leben in Sachsen erwachte, trat auch das Verlangen nach statistischen Mittheilungen über Land und Leute, über landwirthschaftliche, gewerbliche und commercielle Verhältnisse und innere staatliche und communale Einrichtungen immer mehr in den Vordergrund. Am 6. Januar 1831 veröffentlichte S. mit drei anderen gemeinnützigen Männern in der Leipziger Zeitung einen Aufruf zur Beförderung vaterländischer Staatskunde und theilte darin zugleich mit, daß sie, einer dringenden Aufforderung der Zeit entsprechend, die Bildung eines freien Vereins für vaterländische Staatskunde unter höchster Genehmigung unternommen hätten. Der Aufruf fand Anklang und es wurden sehr bald aller Orten Zweigvereine gebildet, die sich mit dem Hauptvereine in Dresden verbanden und in ihrem engeren Kreise eigene Forschungen anstellten, während sie zugleich für die Zwecke der Landesstatistik wirkten. S., der von Anfang an die Seele des „statistischen Vereins für das Königreich Sachsen“ gewesen war, wurde auch zum Vorstand ernannt und hat, da dem Verein schon im J. 1832 die Prüfung und Bearbeitung der Volkszählung und anderer Ermittlungen übertragen wurde, thatsächlich bis 1839 an der Spitze der amtlichen und nichtamtlichen Statistik Sachsens gestanden. Von ihm stammen nicht nur die Aufrufe und Regulative für den Verein, sondern auch werthvolle Denkschriften, welche die hohen Aufgaben und Ziele, die er der Statistik stellte, näher darlegen und begründen. Die Hauptpunkte, mit deren Ermittlung sich der „statistische Verein für das Königreich Sachsen“ in den ersten Jahren beschäftigte, waren: 1) Bewohnerverhältnisse, 2) Oeffentlicher Unterricht, 3) Resultate der Civil- und Criminaljustiz in Verbindung mit den Corrections- und Strafanstalten; 4) Medicinische Statistik, 5) Unglücksfälle, 6) Marktpreise, 7) Meß- und Marktverkehr, 8) Mild- und Wohlthätigkeitsanstalten, 9) Nachrichten über Kirchen-, Schul-, Stadt-, Communal-Vermögen und -Schulden, 10) Viehbestand des Landes, 11) Landtagswahlstatistik, 12) Ergebnisse des Postreiseverkehrs, 13) Preise des verschiedenen Brennmaterials, 14) Collectaneen ausländischer Statistiker. Eine Denkschrift v. Schlieben's aus dem Jahre 1834 stellt als weitere Aufgaben des statistischen Vereins folgende Punkte hin, worüber damals nur unvollkommene Nachrichten zu Gebote standen: „Nachrichten über das höchst wichtige Manufactur-, Fabrik- und Gewerbewesen, über den Grund- und Boden, über Gebäudezahl, Grundsteuerwesen, Ernteverhältnisse, Polizeibetrieb, Militärwesen und über die der Militärpflicht unterworfenen Individuen, über die Ergebnisse der Ablösungen, der Gemeinheitstheilungen und der Dismembration der Grundstücke.“ Ferner stellte S. auch an die Medicinalstatistik sehr weitgehende Anforderungen, welche erst in der Gegenwart verwirklicht werden. Endlich betonte er: daß in dem Geheimen Archiv „Schätze zur geschichtlichen Statistik von Sachsen geboten würden,

die abzuweisen dem Vereine von der Gegenwart und Zukunft zum größten Verbrechen angerechnet werden könnte". — Die allgemeinen Zwecke des statistischen Vereins beruhten nach v. Schlieben's Denkschrift „im Aufsuchen, Sammeln, Zusammenstellen und Vergleichen statistischer Landesnachrichten zur Benutzung für den Staatshaushalt in allen seinen Zweigen und zur Begründung einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Nationalökonomie". Besondere Beachtung verdient, daß S. auch die wissenschaftliche Seite der Statistik, die vergleichende Methode und die Bedeutung der Statistik für die Geschichte gleich anfänglich richtig zu würdigen verstand. Unter der Leitung v. Schlieben's sind in den Jahren 1831—1839 im ganzen zwölf Hefte von „Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen" erschienen. Das 13. Heft, welches gegen Ende des Jahres 1839 erschien, enthält einen Nekrolog über den am 11. September 1839 verschiedenen würdigen Vorstand, worin es u. A. heißt: „Die Arbeiten, welche der statistische Verein in amtlicher Beziehung und im Dienste der Wissenschaft unternahm und ausführte, verdanken den Anregungen und Vorschlägen des verewigten von Schlieben theils ihr Entstehen, theils ihre Ausführung. Die durch den Druck veröffentlichten statistischen Mittheilungen, die so wesentlich zur genauen Kenntniß aller für die Verwaltung des Landes wichtigen Zahlenangaben beigetragen haben, werden stets ein ehrendes Denkmal seiner rastlosen Thätigkeit und seines gemeinnützigen Wirkens bleiben." — S. hat zahlreiche Schriften über Erd-, Land- und Feldmessung, Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft, Mathematik und Geographie veröffentlicht. Unter seinen Schriften statistischen Inhalts sind hervorzuheben: 1) „Ansichten über Zweck und Einrichtung statistischer Sammlungen oder Bureau's". Halle, bei Anton u. Helbet, 1830; 2) „Grundzüge einer allgemeinen Statistik aus dem Gesichtspunkt der Nationalökonomie". Wien, Verlag von Wallishauser, 1834 und 3) „Statistische Aphorismen in Beziehung auf Nationalökonomie und Staatenkunde". Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. In Commission bei Adolf Frohberger, 1837. — In seinen „Grundzügen" (von 1834) führt S. aus, daß es in der Statistik vorzüglich auf Ermittlung folgender Gegenstände ankäme: 1) Objecte des statistischen Forschens, 2) Art des Forschens, und 3) Benutzung der erlangten Materialien. Die Statistik wird von ihm definirt als „die wissenschaftliche Darstellung derjenigen wirklich vorhandenen Zustände, welche in jedem Staatenverbande die Nationalökonomie und also auch die Nationalwohlfahrt fördern oder behindern". In seiner späteren Schrift „Statistische Aphorismen ꝛc." (v. 1837) erklärt sich S. mit der 1834 von ihm gegebenen Definition „nicht ganz zufrieden, da sie alles Geschichtliche ausschließt, und nicht allein eine Statistik der Vergangenheit historischen Werth hat, sondern die Gegenwart oft nur aus der Vergangenheit erklärlich wird und diese aufhellt". Er spricht sich daher dahin aus: „daß die Statistik die Wissenschaft sei, die uns mit dem Zustande der Staaten nach ihren wesentlichsten Beziehungen und insofern sie sich als Ergebnisse darstellen, die theils der Gegenwart, theils der Vergangenheit angehören, bekannt macht". S. betont ausdrücklich: daß er der Statistik eine erhabenere Stelle anweise, als Say in seinem Handbuche der praktischen Nationalökonomie und daß er sich bei der Statistik stets als Zweck denke: „durch klare Verzeichnung der Zustände auf alles Vortheilhafte und Zweckmäßige, sowie auf alles Unvollkommene und Nachtheilige hinzuweisen und durch die Wohlfahrt des Ganzen das Glück des Einzelnen zu befördern". —

Böhmert.

Schlief: Hans S., 1435—1466 Bürgermeister von Colberg, aus dem reichen Patriciergeschlechte, welches noch jetzt unter dem Namen v. Schlieffen blüht. Seine Eltern waren Hans S. der ältere († 1438) und Jutteke Holk; er selbst war mit einer Tochter des hinterpommerschen Adelsgeschlechtes v. Varchmin

vermählt. Seit 1426 im Rath, war S. 1436 Bürgermeister und gewann in einem bald ausbrechenden Streit mit Bischof Sigfrid von Camin (1424—49) durch die zähe Kraft und rücksichtslose Entschlossenheit, mit der er die Rechte der Stadt vertheidigte, eine in der pommerschen Geschichte hervorragende Bedeutung. Der Bischof stand zum Basler Concil, S. aber verbot im guten Glauben an die höhere Macht des Papstes Eugen IV., der der Stadt manche Privilegien verliehen hatte, den Bürgern, Vorladungen vor das geistliche Gericht Gehorsam zu leisten. Infolge dessen kam es zu argen Thätlichkeiten, Domcapitel und Geistlichkeit verließen die Stadt, und der Bischof verhängte den Bann über S. und dessen Anhänger. Herzog Bogislav IX. von Pommern brach, durch den Bischof bewogen, bei einem Ausgleichsversuch S. das Geleit, nahm ihn gefangen und gab ihn nur gegen das Versprechen hohen Lösegeldes wieder frei. Dadurch aber war das trotzige Selbstgefühl der alten Hansastadt schwer verletzt; arm und reich schaarten sich die Bürger Colbergs um ihr Haupt, verweigerten die Zahlung des Lösegeldes und stießen die wenigen S. abgeneigten Rathmänner aus dem Rath. Als der Herzog am 25. Juli 1443 mit einem Heere vor der Stadt erschien, mußte er unverrichteter Sache abziehen, und als er bald darauf durch Verrath Eingang fand, erlitt er eine noch empfindlichere Niederlage. Es ist nicht unmöglich, daß während dieser Fehde Colberg seine Handelsbeziehungen zu dem skandinavischen Norden benutzte, um sich von dorther Hülfe zu beschaffen; jedenfalls war S. im Sommer 1444 bei König Christoph in Calmar und erhielt damals von demselben das Wappen — im silbernen Schilde einen rothen Mannesrumpf — verliehen, welches die v. Schlieffen noch heut führen. Zum Abschluß sind die Verhandlungen aber nicht gediehen, vielmehr boten die wendischen Städte der Hansa ihre Vermittlung an, wonach es am 21. Mai 1445 zum Frieden zwischen dem Herzog und der Stadt kam. Die Aussöhnung des Bischofs mit der Stadt war schwieriger; am 20. Januar 1449 mußte sich derselbe aber zu einem Frieden verstehen, der einer völligen Niederlage glich. Schlief's Ansehen stieg dadurch hoch bei den Bürgern, und er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen durch einsichtsvolle Leitung der städtischen Angelegenheiten auch in den Friedensjahren. Unter dem frischen Eindruck des Sieges führte er am 22. Februar 1450 eine neuen Salzkothenordnung ein, da die alte den ersten Anlaß zu Reibungen mit der bischöflichen Partei gegeben hatte; noch mehr aber ehrte es ihn, dessen Familie die einflußreichste in der Stadt war, daß er das Zusammensitzen naher Verwandter im Rath verbot. — Nach wenig Jahren entbrannte der Streit mit Bischof Sigfrid's Nachfolger Henning (1449—69) wilder und blutiger als zuvor. Sühneversuche der pommerschen Stände waren erfolglos, so daß S. sich genöthigt sah, mit Dänemark, dem Erbfeinde der Hansa, ein Bündniß zu schließen, dessen günstige Nachwirkung sich noch in viel späterer Zeit bemerkbar machte. Infolge dessen trat aber der Königherzog Erich I. (A. D. B. VI, 206), durch diese Verbindung mit seinen Feinden aufgebracht, jetzt ebenfalls feindlich gegen Colberg auf; der von ihm geplante, durch Dinnies von der Osten (A. D. B. XXIV, 501) am 21. December 1461 ausgeführte, nächtliche Ueberfall scheiterte jedoch an Schlief's rascher Entschlossenheit. Endlich traten, um die völlige Verwüstung des Landes durch beide Theile zu wehren, die pommerschen Städte vermittelnd zwischen die Gegner und brachten am 1. Januar 1466 zwischen dem Herzog und der Stadt einen Frieden zu stande, dem sich später auch der Bischof und das Capitel anschlossen. Letzteres hat S. nicht mehr erlebt; er starb um die Mitte des Jahres 1466, nachdem er sich einen Ruf weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus erworben hatte, denn in allen Hansastädten sprach man bewundernd von dem Colberger Bürgermeister, der mit Kraft und Umsicht die

Anschläge der Feinde vereitelt hatte. Er war der echte Ausdruck des trotzigen, mächtig aufstrebenden norddeutschen Bürgerthums, mit unbeugsamer Willenskraft seinen Zielen zustrebend, im Augenblick der Gefahr von kaltblütiger Entschlossenheit und staatsmännischer Klugheit, in dem leidenschaftlichen Auflodern seines Zorns, dem rücksichtslosen Vertreten der Interessen seiner Stadt ein echter Sohn seiner gewaltthätigen Zeit. Nichts zeugt mehr für seine kernige Tüchtigkeit als das unbegrenzte Vertrauen, welches seine Mitbürger, darunter selbst seine persönlichen Gegner, in der Zeit der Noth in ihn setzten. Bei aller Härte gegen die Geistlichkeit und trotz der Leichtigkeit, mit der er den über ihn verhängten Kirchenbann trug, war er doch kein Feind der Kirche, vielmehr hat er zahlreiche Messen gestiftet und wohlthätige Anstalten gegründet und befördert. Er hinterließ drei Söhne, welche sämmtlich hintereinander das Amt des Vaters bekleideten; andere Mitglieder des Hauses haben im Rath der Stadt gesessen und die Schlieffenstraße daselbst trägt noch heute den Namen des einst hochberühmten Bürgermeistergeschlechtes.

Riemann, Gesch. d. Stadt Colberg.

v. Bülow.

Schlieffen: Anton v. S. (Schlief), aus altem Colberger Patriciergeschlecht, schwedischer Kriegsrath, Oberst und Schloßhauptmann zu Stettin, auf Dreesow in Hinterpommern und Warensdorf in Böhmen, Pfandinhaber des Amtes Torgelow in Vorpommern, geboren am 11. Juli 1576 in Cöslin, verlor 1580 seinen Vater Lorenz S. (die Mutter Katharine geb. Sander war die Tochter eines Cösliner Rathsherrn), wurde zunächst zu Hause durch Joh. Micraelius unterrichtet und bezog in seinem 15. Jahre die Universität Königsberg, wo er drei Jahre studirte. Nach kurzem Pagendienst bei Herzog Philipp II. von Pommern (A. D. B. XXVI, 34) nahm er Kriegsdienste und kämpfte 1594 und 1595 unter Rittmeister Hans v. Zedlitz und Oberst v. Kottwitz in Ungarn gegen die Türken. Als sein Regiment 1597 abgedankt wurde, machte er eine Reise nach Livland, gerieth auf dem Wege nach Moskau aber in polnische Gefangenschaft, aus der ihn jedoch die Fürsprache seiner Lehnsherren, der Herzöge Barnim XII. und Casimir IX. von Pommern wieder löste. Nunmehr warb er auf eigene Hand Söldner, mit denen er im Regiment des Obersten v. Pentz als Capitän abermals gegen die Türken nach Ungarn zog. Das Unglück verfolgte ihn auch hier wieder, beinahe das ganze Regiment gerieth in Gefangenschaft, in der S. 22 Monate lang elend schmachten mußte. Erst nach dem Frieden kam er los und wurde bis 1606 zur Vertheidigung der Grenzfestung Komorn verwendet. Um in den Zwistigkeiten zwischen Kaiser Rudolf und dessen Bruder Matthias nicht Partei ergreifen zu müssen, nahm er seinen Abschied aus kaiserlichem Dienst, ging nach Prag und erhielt von den evangelischen Ständen Böhmens den Oberbefehl über die Stadt Pilsen. Die Verbindung mit der Heimath war aber trotz der langen Abwesenheit doch nicht gelöst, so bediente sich u. A. Philipp Hainhofer Schlieffen's, um für Herzog Philipp's II. berühmtes Stammbuch kaiserliche Bilder von Prag nach Stettin besorgen zu lassen. Für die nächste Zeit fehlt es an Nachrichten; nur daß sich S. am 13. Mai 1618 mit Anna, der Tochter des Oberkriegscommissarius Nicolaus Schwarzenberger von Hersemersitz vermählte. Die Besorgniß um seinen inzwischen in Böhmen erworbenen Güterbesitz führte ihn bei dem Wechsel der Lage doch wieder der kaiserlichen Partei zu; er trat als Oberstlieutenant in das Regiment Liechtenstein, gab aber bei der sich steigernden Verfolgung der Evangelischen 1627 die Bestallung wieder auf und mußte schließlich auch sein Gut Warensdorf und sein Haus in Prag verkaufen. Für jenes, das er mit 42 000 Rthlr. bezahlt hatte, bekam er nur 12 000 wieder, das auf 30 000 Rthlr. geschätzte Haus brachte jetzt kaum den dritten Theil. Das folgende

Jahr ist insofern als ein Wendepunkt in seinem Leben anzusehen, als er ganz unerwartet Gelegenheit bekam, seinem angestammten Landesherrn wichtige Dienste zu leisten. Der von Herzog Bogislav XIV. (A. D. B. III, 56) mit Aufbietung des Landsturms gewehrte Durchzug schwedischer Regimenter von Mecklenburg nach Polen war die Veranlassung zur Besetzung Pommerns durch kaiserliche Truppen unter Arnim (A. D. B. I, 568) geworden. Dieselbe wurde durch den Vertrag von Franzburg im November 1627 auf vier Monate ausbedungen, dauerte aber drei Jahre lang und wurde die Ursache völligen Ruins für das Land. Um dem Elend zu steuern, schickte Herzog Bogislav bereits 1628 eine Gesandtschaft nach Prag, die um Schutz gegen die angeblichen Freunde bitten sollte. Ob S. aus freien Stücken oder aufgefordert daran theilnahm, läßt sich schwer feststellen, jedenfalls erwies er sich durch seine Kenntniß der Verhältnisse, sowie durch einen Vorschuß von 10 000 Rthlr. dem Herzog sehr nützlich, begab sich auch selbst nach Pommern, um noch wirksamer die Interessen des Vaterlandes fördern zu können und erhielt für seine Leistungen unter dem 22. September 1628 das herzogliche Amt Torgelow verpfändet. Als später Gustav Adolf dem Herzog die Schließung eines Bündnisses aufzwang, confiscirte der König das Amt und gab es seinem Secretär und wichtigen Agenten Philipp Sattler. Bei Wallenstein scheinen trotz vielfacher Verhandlungen Schlieffen's Bemühungen vergeblich gewesen zu sein, obgleich derselbe ihm persönlich gewogen war und sich seiner als Unterhändler bediente, z. B. bei der Belagerung Stralsunds. Als Ursache dieser freundschaftlichen Gesinnung wird angeführt, daß S. dem beim Sturme auf S. Andrea in Ungarn an seiner Seite verwundeten Wallenstein das Leben gerettet haben soll. Bei diesen gegenseitigen Beziehungen mußte die Wallenstein'sche Katastrophe nothwendig auch für S. verhängnißvoll werden. Von 1630 an gleich anderen böhmischen Exulanten in Sachsen weilend, war er wiederholt zu geheimen Sendungen gebraucht worden; so noch in den ersten Tagen des Jahres 1634 mit Graf Kinsky von Dresden nach Pilsen und zurück in dem vergeblichen Bestreben, Arnim zu persönlichen Verhandlungen mit Wallenstein zu bewegen, wobei er zugleich dem Kurfürsten Johann Georg über des Friedländers jüngste Schritte einen zur Aufklärung der Pläne des letzteren höchst wichtigen Bericht abstattete. Im Februar war er wieder in Pilsen, um mit einem Schreiben Terczka's geheime Befehle Wallenstein's an den Grafen Schafgotsch nach Schlesien zu bringen. Auf der Reise dahin aber wurde er als der Theilnahme am Verrath des unterdeß ermordeten Feldherrn verdächtig, am 22. Februar in Prag verhaftet und nach Wien zur Untersuchung gebracht. Trotz der angedrohten Folter behauptete er standhaft seine Unkenntniß aller verrätherischen Pläne Wallenstein's. Seine wichtigste Aussage auf die ihm vorgelegten 69 Fragen legte dagegen Zeugniß ab für den Kurfürsten von Sachsen, der gern die Hand zum Frieden bieten wolle, damit nicht der Kaiser durch die Schweden zu Grunde gerichtet werde. Nach etwa Jahresfrist wurde S. der Haft entlassen und durfte nach Dresden zurückkehren, blieb aber im Verkehr mit der böhmischen Oppositionspartei, namentlich mit der Gräfin Thurn. Den ihm gegen fernere Wiener Requisitionen durch die Gunst des sächsischen Hofes gewährten Schutz verlor er durch unvorsichtige Aeußerungen über sächsisch-kaiserliche Verhältnisse, ja er mußte 1637 mit seiner Familie Sachsen verlassen und hat sich die nächsten Jahre in Breslau, Thorn und Danzig aufgehalten, bis er nach dem dort 1644 erfolgten Tode seiner Gattin nach Pommern zurückkehrte und in schwedische Dienste trat. Nachdem er wieder in den Besitz seines Pfandgutes Torgelow gelangt war, wurde er 1647 schwedischer Kriegsrath und Oberst und 1648 Schloßhauptmann von Stettin. Hier starb er am 7. September 1650 und wurde in der S. Marienkirche be-

graben. Es überlebte ihn ein Sohn und eine Tochter, doch erlosch bereits mit den Enkeln seine männliche Nachkommenschaft.

Staatsarchiv zu Stettin. Wichtige, bisher noch unbenutzte Briefe Schlieffen's befinden sich im Reichsarchive zu Stockholm und in Wien. — (v. Schlieffen) Nachrichten von einigen Häusern d. Geschl. v. Schlieffen. Cassel 1784. — Kirchner, Schloß Boitzenburg. Berlin 1860. — Helbig, Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland. Dresden 1852. — Helbig, Wallenstein und Arnim. Dresden 1850. — Elzow, Adelsspiegel (Mscr.). v. Bülow.

Schlieffen: Martin Ernst v. S. wurde am 30. October 1732 zu Pudenzig bei Gollnow in Pommern geboren. Seine Eltern waren Hans Michael v. S. und Anna Helena v. Petersdorff. Schon 1745 kam er in das v. Bredow'sche Garnisonregiment („Besatzungs-Schaarheit") in Berlin, das v. Münchow befehligte, das aber bald in kleine Garnisonen (Eberswalde, Bernau, Templin) verlegt wurde. Von eifrigem Streben nach Fortbildung durchdrungen, widmete sich S. in diesen Jahren einförmigen Garnisonlebens fleißig der Lectüre. Nach 4 Jahren wurde er zur Garde nach Potsdam versetzt und dem König Friedrich II. vorgestellt. Hier lernte er mit großem Eifer mehrere fremde Sprachen und zwar auf sich selbst angewiesen, da er nicht die Mittel hatte, um Lehrer zu bezahlen. 23 Jahre alt erkrankte er an Engbrüstigkeit und mit Fieber verbundenen Lungengeschwüren, so daß er zur Erholung zu Verwandten auf das Land ziehen mußte. Als aber der achtwöchentliche Urlaub verlängert werden sollte, erhielt er statt dessen völlig unerwartet den Abschied. Nach seiner Genesung im J. 1757 eilte er nach Loschwitz bei Dresden, um sich dem Könige wieder vorzustellen, dieser aber rief dem Hoffnungsfreudigen die Worte zu: „Herr, Er ist ja noch krank", und es blieb bei der Verabschiedung. S. fand nun eine Officierstelle im Regiment des Prinzen v. Isenburg und trat dann in hessische Dienste über, wo er 1757 noch Fähnrich, in den 6 Jahren bis 1763 bis zum General vorrückte und während dieser Kriegsjahre stets in höheren Adjutantenstellen, namentlich beim Herzog Ferdinand v. Braunschweig, verwendet (als „Feldhandbieter" oder „Schaardienstbesteller", wie er selbst sagt) sehr ersprießliche Dienste leistete. Im J. 1772 vom Landgrafen Friedrich II. zum Generallieutenant und Staatsminister ernannt, ward er der erste und einflußreichste Berather der Landgrafen Friedrich II. und Wilhelm IX., welche er auch auf zahlreichen Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz begleitete. Eine derselben, nach Mannheim, hatte den Zweck, den Pfalzgrafen dem Gedanken eines Fürstenbundes geneigt zu machen, den S. nach dem siebenjährigen Kriege zu schließen plante. Dieser schöpferische und staatsmännische Gedanke des hessischen Ministers kam zwar damals nicht zur Reife und der Fürstenbund nicht zum Abschluß, immerhin aber darf mit v. Schlieffen's Namen dauernd das rühmliche Andenken verbunden werden, daß er der erste gewesen, der den Gedanken zu einem Bunde der deutschen Fürsten gefaßt hat. 1776 während des Transportes hessischer Truppen nach Amerika war er als Gesandter in London thätig (als „Oberfeldherr-Geschäftführer"). Im J. 1789 sah sich S. zum Rücktritt aus hessischen Diensten veranlaßt und er trat im April in preußische Dienste über, da er das Wohlwollen König Friedrich Wilhelm's II., der ihn im J. 1788 in Berlin kennen gelernt hatte, besaß. Als preußischer Generallieutenant wurde er Gouverneur von Wesel und bald darauf erhielt er den Schwarzen Adlerorden. Noch in demselben Jahre wurde er zu einer diplomatischen Mission nach Holland und England verwendet, um mit beiden Höfen die Defension von Holland, wie auch die in Ansehung der brabantischen Unruhen von den drei alliirten Mächten zu nehmenden Maßregeln zu vereinbaren. Auch in den beiden folgenden Jahren erhielt er besondere Aufträge, 1790 militärisch-diplomatische gelegentlich der Vor-

fälle in Belgien und dem Bisthum Lüttich, in das er als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen einrückte, und 1791, als er die Bäder in Hofgeismar und sein Gut Windhausen besuchte, hatte er Aufträge an den Landgrafen von Hessen. Von allen diesen Missionen liegen viele ausführliche französisch geschriebene Correspondenzen vor. Als er dann im J. 1792 den Abschied nahm, zog er sich nach seinem hessischen Gute Windhausen zurück, lebte auch hie und da auf seinen mecklenburgischen Besitzungen. Von seinem bedeutenden Allodialvermögen und den Gütern Windhausen in Hessen, Schlieffenberg, Nieglew, Tolzin und Zierhagen im Schwerinschen stiftete er ein Majorat. In seiner Muße lebte er ganz den Wissenschaften, denen er auch früher schon einen großen Theil seines thätigen Lebens gewidmet hatte, wovon zahlreiche Schriften, die ihm auch die Ernennung zum Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin einbrachten, Kunde geben. Am bedeutendsten ist das 1784 in zweiter Ausgabe erschienene Buch „Nachricht von einigen Häusern der Geschlechter der v. Schlieffen oder Schlieben, vor Alters Sliwin oder Sliwingen“. Kassel 1784, Quart, 472 Seiten und 200 Seiten urkundl. Beilagen, eine vorzügliche Familiengeschichte, von der ein großer Abschnitt (S. 5—158) mit dem Titel „Von der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittleren Zeiten“ eine ausgezeichnete Abhandlung über die Geschichte des Adels enthält. In hohem Alter schloß er noch dasjenige Werk ab, welches uns über sein Leben die ausführlichste Kunde gibt; es ist nur für die Familie geschrieben und nicht im Handel, erst nach seinem Tode gedruckt und führt den Titel: „Einige Betreffnisse und Erlebungen M. E.'s v. Schlieffen“. Berlin 1830 (G. Reimer), 756 Seiten in Quart mit 334 Actenstücken zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit, ein höchst werthvolles Buch, welches aber durch die sonderbare Deutschthümelei im Stil, wovon wir oben einige Proben gaben, schwer lesbar ist. Es reicht übrigens nur bis 1793. Ein Verzeichniß seiner übrigen Schriften steht im Neuen Nekrolog der Deutschen 1825 und bei Zedlitz. Bis in sein höchstes Alter hinein erfreute er sich großer Rüstigkeit, trotz (oder wegen?) seiner sehr eigenthümlichen Lebensweise: er band sich nämlich nicht an Zeit und Stunde, sondern legte sich zu Bett, wenn er schläfrig war, spät oder früh; sobald er erwachte, einerlei wann, stand er sogleich auf und widmete sich mit jugendlicher Kraft seinen Arbeiten. Erst am 15. September 1825 endete der Tod das reiche Leben des einsamen 93jährigen Greises zu Windhausen, wo er in dem selbst erbauten Erbbegräbniß beigesetzt wurde.

Dohm, Denkwürdigkeiten III, 54 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1825, S. 1527 ff. — v. Zedlitz, Pantheon des Preuß. Heeres II, 7 ff. — (König) Biograph. Lexikon u. s. w. III, 382. — Akten des K. Geheimen Staats-Archives. Ernst Friedlaender.

Schlienz: Christoph Friedrich S., Basler Missionar, ist in Kirchheim unter Teck (Württemberg) am 26. October 1803 geboren, † am 26. April 1868 auf St. Chrischona bei Basel. Sein Vater war Küfer und erzog mit seiner Frau seine acht Kinder gut. Schon früh zeigte S. gute Gaben und war in der Schule immer der erste. Um sich auf die Kellnerei vorzubereiten, kam er schon zwei Jahre vor seiner Confirmation nach Lustnau bei Tübingen zu einem Verwandten, dem Adlerwirthe. In diesem Wirthshause versammelten sich Professoren von Tübingen zu einem Kränzchen, und der wißbegierige Knabe interessirte sich an den gelehrten Gesprächen. Auch besuchte er in Tübingen die Schule, in der er sich auf die französische Sprache warf. Auch fing er das Lateinische und Griechische an, wie er denn eine bedeutende Gabe für Sprachen hatte. Was ihn aber besonders förderte, war eine innerliche Wendung zu dem Evangelium. Den ersten Antrieb dazu hatte er einer frommen Magd zu verdanken, die oben im Hause wohnte. Sie versorgte ihn mit religiösen Schriften. Besonders wurde

ihm die Bibel über alles lieb, auch besuchte er heimlich die Privatversammlung. Dieser Umschwung in der Gesinnung des Knaben gefiel dem Vetter nicht. Dr. Bahnmaier, späterhin Decan in Kirchheim, nahm sich aber des jungen Menschen an und brachte ihn in die lateinische Schule daselbst. Nach und nach reifte in ihm der Gedanke, in das Missionsfeld zu treten. Von 1821 bis 1826 bereitete er sich im Missionshause von Basel auf seinen Beruf vor. Die Herzogin Henriette in Kirchheim kaufte ihn vom Militärdienste los; er trat alsdann in den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft von England. Im Missionshause zu Islington beschäftigte er sich anderthalb Jahre lang hauptsächlich mit den orientalischen Sprachen. Er war als Missionar nach Abessynien bestimmt, aber wegen der dortigen Unruhen mußte davon abgestanden werden. Er wurde dem Missionar Jowett in Malta, der eine große Missionsbuchdruckerei leitete, beigegeben. Im J. 1836 erhielt er den Auftrag, die Bibel in's Arabische zu übersetzen. Er reiste zu diesem Zwecke nach Aegypten. Der Vicekönig Mehemed Ali empfing den gelehrten Mann äußerst ehrenvoll. Aber bei einer Fahrt auf dem Nile hatte er das Unglück, von einer Segelstange auf dem Kopfe schwer verwundet zu werden, so daß er längere Zeit zwischen Leben und Tod schwebte. Nach Malta zurückgekehrt, arbeitete er eifrig an der Bibelübersetzung, aber es trat eine Störung seines Geistes ein. Zu seiner Erholung ging er nach Deutschland und konnte bald seine Thätigkeit wieder aufnehmen. Er trat jetzt in den Ehestand und kehrte nach Malta zurück, wo er von 1840 bis 1842 mit dem bekannten Missionar und späteren Bischof Gobat gemeinschaftlich arbeitete. Ueberanstrengung rief das alte Leiden hervor, so daß er sich genöthigt sah, sein Heimathsland aufzusuchen. Er fand auch wirklich Heilung unter der ärztlichen Behandlung des ausgezeichneten Dr. Zeller. Dennoch war sein Weg ein sehr trüber. Erst von 1846 an konnte er wieder etwas thätig sein. Als er im Sommer die Basler Missionsfeste besuchte, drang Spittler in ihn, für seine Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona als Lehrer einzutreten. Obwohl der treubesorgte Dr. Zeller wegen der Schwäche seines Patienten die Arbeit widerrieth, so finden wir doch S. im J. 1847 auf dem Hügel St. Chrischona mit seiner unvergleichlich-herrlichen Aussicht in voller Thätigkeit mit dem Unterrichte und der Pflege von etlichen Missionszöglingen. Er durfte die Freude erleben, daß sich die Zahl der Jünglinge vermehrte, die dazu bestimmt waren, hauptsächlich in der innern Mission zu dienen, so daß jetzt hunderte derselben in allen Welttheilen, besonders in Amerika als Pastoren und in anderen Aemtern dienen. S. hat manchmal gesagt, daß ihm in seiner schweren Leidenszeit die Pfauenfedern ausgerupft worden seien. Gerade diese Einschulung in den Demuthswegen machte ihn tüchtig, in dieser Anstalt, die mit Noth und Armuth zu kämpfen hatte, mit Erfolg zu wirken. Man konnte nicht leicht einen selbstloseren und liebevolleren Mann als ihn finden und darf dabei nicht vergessen, daß er ein geistvoller, gelehrter Mensch war, ein wahres Sprachgenie, der nun seine Begabung reichlich verwenden konnte. Den Titel Kaplan, den er aus England mitbrachte, ließ ihm Spittler, und unter diesem Namen ist er überall bekannt und steht in gesegnetem Andenken. Auch dem Erzähler dieses, der als Präsident mit der Anstalt in Verbindung stand, ist dieser gesalbte Mann zum Segen geworden. Schwer erkrankte S. im J. 1863. Die gute Pflege im Diakonissenhause des nahen schweizerischen Dorfes Stiehen half zu seiner Genesung, so daß er wieder auf's neue rüstig arbeitete. Der Tod des alten Spittler ging ihm sehr nahe, und obwohl leidend, setzte er seine Lectionen bis zum 24. April fort, wohnte noch einer Comitésitzung bei, mußte sich aber niederlegen und konnte zu seinem Schmerze der Einsegnung von fünf Zöglingen nicht mehr beiwohnen. Der Sterbende wiederholte öfters das Verslein des Reformators P. Eber: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck

und Ehrenkleid"; für die Anstalt flehte er viel: „Meister, laß Dein Werk nicht liegen!" Er verschied im Stüblein des Thurms, als man unten in der Kirche die Zöglinge einsegnete. An Auszeichnungen wegen seiner Gelehrsamkeit fehlte es ihm nicht. Er war Ehrenmitglied der asiatischen Gesellschaft in London und hatte anerkennende Diplome aus Amerika. Näheres über ihn in der Leichenrede, gedruckt auf Chrischona.

Ledderhose.

Schliephake: Theodor S., Philosoph und Geschichtsschreiber, am 28. April 1808 in dem hannöverschen Dorfe Dörnten bei Goslar als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, erhielt seine Gymnasialbildung zu Wolfenbüttel. Auf der Universität Göttingen widmete er sich von seinem 18. Lebensjahre ab vorzüglich philosophischen Studien. Der Verkehr mit dem damals dort lebenden Philosophen K. Chr. Fr. Krause übte eine mächtige Wirkung auf S. aus und es scheint ihn gerade dieser Umgang ganz für das Studium der Philosophie gewonnen zu haben. Zu seinen Studien- und Gesinnungsgenossen, namentlich als Anhänger Krause's, gehörten in Göttingen u. a. die späteren Professoren Herm. Freiherr v. Leonhardi, K. Röder und H. Ahrens. Nach erlangter Promotion — die Dissertation behandelte die Pythagoreische Philosophie — lag S. in Dresden Kunststudien ob, um alsdann eine Lehrerstelle an der Zipf'schen Erziehungsanstalt in Hanau zu übernehmen. Als Hauslehrer später öfters in Heidelberg verweilend, war es ihm so willkommen, daselbst reiche geistige Nahrung zu finden, daß er sich entschloß, sich ganz hier niederzulassen und als Lehrer in dem Kayser'schen Institute einzutreten. Im J. 1837 als außerordentlicher Professor der Geschichte der Philosophie nach Brüssel berufen, wirkte er dort zugleich mit seinem Studienfreunde Ahrens fünf Jahre lang und gab sich weiteren eifrigen Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Philosophie hin. Jedoch entsagte S. der akademischen Laufbahn im J. 1843, als die Aufforderung an ihn erging, Lehrer und Erzieher der Kinder zweiter Ehe des 1839 verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau zu werden. Er siedelte nach Wiesbaden über, um hier in treuer Ausübung seines Berufes, die ihm den Titel eines herzogl. geheimen Hofrathes eintrug, bis zum Jahre 1856 zu leben und dann eine Stellung als Director der nassauischen Staatsarchive am Sitze des Centralarchivs in Idstein anzutreten. Nicht ganz zwei Jahre blieb S. in Idstein; es ist wohl keine Frage, daß er sich aus engen Verhältnissen heraus nach einer Thätigkeit sehnte, die ihm gestatten würde, als Mensch auf Menschen zu wirken, wie er es früher als Lehrer der Philosophie gekonnt. An der Heidelberger Universität hoffte er den gewünschten Wirkungskreis zu finden. Eine außerordentliche Professur der Philosophie daselbst ward ihm 1857 angetragen; bald eine ordentliche zu erlangen hatte er, wie es scheint, begründete Hoffnung, die sich aber, wohl infolge lebhafter Gegenströmungen, nicht erfüllen sollte. Was an ihm war, that er indessen redlich, um seinen Zuhörerkreis mit den Lehren seiner Wissenschaft im weitesten Umfange vertraut zu machen; es ist bezeugt, daß seine Lehrgabe seinem gründlichen Wissen entsprach. In Heidelberg starb S. am 8. September 1871, aufrichtig betrauert von einer großen Schaar warmer Freunde und Verehrer.

Schliephake's eigentliches Arbeitsfeld war, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, die Philosophie. Außer Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften („Die Neue Zeit", „Heidelberger Jahrbücher der Literatur", Fichte bezw. Ulrici „Zeitschrift für Philosophie" 2c.) hat er zwei philosophische Schriften: „Die Grundlagen des sittlichen Lebens" (1855), und „Einleitung in das System der Philosophie" (1856) veröffentlicht, in welchen er sich vorzugsweise an seinen Lehrer Krause anschließt, ohne jedoch den selbständigen klaren Forscher zu verleugnen.

Während seines Aufenthalts in Wiesbaden und Idstein war S. auch dem Gebiete der nassauischen Geschichte nahe getreten. Die herzogliche Regierung beauftragte ihn, die Geschichte des Landes und der Landesherrn, insbesondere der Walramischen, später herzoglichen Hauptlinie des Hauses Nassau zu schreiben, und er unterzog sich dieser Aufgabe nicht nur mit größter Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit höchst anerkennenswerthem Geschick, wie es von allen denen gewürdigt worden ist, die sich einen Begriff von der Schwierigkeit des Unternehmens machen konnten. Der Geist, in welchem S. arbeitete, spricht sich am besten in seiner Vorrede zum ersten Bande seiner „Geschichte von Nassau“ (1866) aus: „Das Bekenntniß des Geschichtsschreibers ist ein ganz einfaches, es lautet auf aufrichtige vaterländische Gesinnung“. Daß er nicht in Nassau geboren und aufgewachsen war, verminderte nicht die treue Hingebung an seine Arbeit und die herzogliche Regierung vertraute ihm mit Recht, „er werde sich in seiner Geschichtsbehandlung einzig und allein an die Wahrheit der Thatsachen halten“. Leider sollte S. sein Geschichtswerk nicht zu Ende führen: noch ehe das Manuscript des vierten Bandes, bis zum Jahre 1355 reichend, gedruckt war, starb er. Professor Karl Menzel in Bonn übernahm jedoch die Herausgabe dieses Bandes und vollendete in vortrefflicher Weise das Werk, indem er in weiteren drei Bänden die Geschichte Nassaus bis zum Jahre 1816 fortführte.

Beilage der Augsb. Allgem. Zeitung Nr. 259 vom 16. Septbr. 1871. — Familiennachrichten.

E. Ausfeld.

Schlippe: Karl Friedrich v. S., geb. am 22. Novbr. 1799 zu Pegau (Sachsen), † im Aug. 1867 in Heidelberg. Wie die meisten Chemiker seiner Zeit begann er seine Studien als Pharmaceut. Sein Interesse für die Chemie wurde insbesondere durch die Vorträge von Mitscherlich in Berlin geweckt, welcher den Eifer des jungen Forschers dadurch anspornte, daß er ihn unter seine Amanuensen aufnahm. Schon in jene Zeit fällt die Arbeit, welche seinen Namen für immer mit der Geschichte der Wissenschaft verbindet, die Entdeckung des jedem Chemiker bekannten Schlippe'schen Salzes. Bei der Bereitung des sogen. Goldschwefels, einer Verbindung von Schwefel mit Antimon, hatte er die Entstehung eines merkwürdigen schön krystallisirenden Körpers beobachtet, welchen er in Schweigger's Journal 33, 1821, unter dem Namen Schwefelspießglanznatron beschreibt. Nach den damaligen Methoden war es nicht leicht, den Goldschwefel in reinem Zustande zu erhalten, die Präparate enthielten meistens noch freien Schwefel, was die schöne Farbe des Präparates unliebsam beeinträchtigte; aus dem neu entdeckten Salze, welches die heutigen Chemiker als Natriumsulfoantimoniat bezeichnen, gelang dies mit Leichtigkeit, eine Methode, welche zur Bereitung des Goldschwefels bis auf den heutigen Tag benutzt wird.

Im J. 1824 siedelte S. nach Rußland über, wo er zuerst in Warschau und zwei Jahre später in Moskau Anstellung in chemischen Fabriken fand. In der letzteren Stadt errichtete er nach einiger Zeit selbst eine solche, trat aber zu gleicher Zeit als Chemiker der kaiserl. agronomischen Gesellschaft und Mitglied des Manufacturrathes in den Staatsdienst ein; er erhielt den Titel Staatsrath und im J. 1840 den russischen Adel. Hier entfaltete er eine ersprießliche wissenschaftliche und praktische Thätigkeit; seine zahlreichen Arbeiten sind in dem Bull. de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou, sowie in dem Journal der agronomischen Gesellschaft daselbst veröffentlicht. Es mögen davon die folgenden erwähnt werden: „Blaues neutrales essigsaures Kupfer“, 1835; „Doppelsalz von essigsaurem Kupfer und essigsaurem Kalk“; „Ueber eine neue Säure im Holzessig“, 1837; „Ueber die Zusammensetzung einiger Schwefelsalze“; „Ueber die Dolomitlager des Moskowischen Gouvernements und ihre Benutzung in

technisch-chemischer Beziehung", 1838; „Ueber Kermet (Wurzel der Statice tartarica) und dessen Werth als Gerbmaterial", 1848; „Ueber zinnsaures Natron", 1851; „Untersuchungen einiger Bodenarten des südlichen Rußlands", 1853. Vor allem war es stets sein Bestreben, seine wissenschaftlichen Kenntnisse für das Gemeinwohl zu verwerthen. So gibt er Methoden an, die russischen Dolomitlager zur Bereitung von Bittersalz und von reinem Magnesiumcarbonat zu benutzen und nach Art des Bleichkalks eine Bleichmagnesia darzustellen, welcher er zur Reinigung von hochroth gefärbten Stoffen vor jenem den Vorzug gibt. Er führte in Moskau die Schnellessigfabrikation ein und brachte zuerst den sibirischen Chromeisenstein im Großen zur Verwendung.

Lepsius.

Schlippenbach: Christoph Karl Graf v. S., Sohn Christoph's v. S. zu Salingen in Kurland und der Anna Maria v. Manteuffel aus dem Hause Katzlangen, geb. am 1. Jan. 1624, trat in schwedische Kriegsdienste, war 1649 Hofmarschall des Pfalzgrafen, nachherigen Königs Karl X. und 1653 Kammerherr der Königin Christine. Durch ihn wurden zwischen der Königin und dem Pfalzgrafen Karl Gustav die Verhandlungen geführt, welche die Uebertragung der Regierung an den letzteren bezweckten. Karl X. erhob ihn bei seinem Regierungsantritt gleichzeitig in den Freiherrn- und Grafenstand mit dem Titel eines Grafen von Fahlköping und entsandte ihn als Legaten an die kurfürstlichen Höfe in Deutschland. 1656 zum Kriegspräsidenten und 1657 zum Reichsrath befördert, vertrat er, erst 36 Jahre alt, Schweden bei dem Friedensschlusse zu Oliva, dessen Urkunde er am 23. April 1660 unterzeichnete. Seinen Bestrebungen, zwischen Schweden und Polen ein engeres Bündniß herzustellen, die er als Gesandter in Warschau weiter verfolgen sollte, wurde durch den Tod, der ihn am 27. November 1660 in einem Schiffbruche an der pommerschen Küste ereilte, ein Ziel gesetzt. Seine Gebeine ruhen in der Marienkirche zu Stettin.

—x—

Schlippenbach: Karl Friedrich Graf v. S., preußischer General der Cavallerie, ward am 7. September 1658 zu Stettin geboren. Sein Vater, schwedischer Reichshofrath und Präsident des Tribunals zu Wismar, ertrank, als der Sohn ein Jahr alt war, auf einer Seefahrt von Deutschland nach Schweden. Letzerer kam in seinem 10. Lebensjahre nach Stockholm und wurde mit dem minderjährigen König Karl XI. erzogen; der spätere Minister Graf Piper, damals ein einfacher Candidat, war sein Lehrer. 1674 trat S. als Pikenier bei der königlichen Leibgarde in den Kriegsdienst. Um diese Zeit brach der Krieg mit Brandenburg aus. General Graf Wachtmeister nahm ihn aus diesem Anlaß mit nach Pommern; S. focht als Fähnrich bei Fehrbellin, nahm 1676 an der Vertheidigung von Stettin theil, ward bald nachher Rittmeister und machte als solcher den Krieg in Vorpommern und auf Rügen bis zur Uebergabe von Stralsund mit; 1679 diente er unter König Karl XI. in Schonen. Als dann aber die Krone Schweden, durch die Noth der Staatscasse gedrängt, das ihm von seinem Vater vererbte Amt Wollin einzog, vertauschte er, obgleich schon 1681 zum Oberstlieutenant ernannt, im J. 1686 den schwedischen Dienst mit dem brandenburgischen und machte sich, indem er das noch gegenwärtig im Besitze seiner Familie befindliche Gut Schönermark in der Uckermark kaufte, in seiner neuen Heimath ansässig; Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm ihn mit offenen Armen auf, ernannte ihn zum Kammerherrn, am 2. October 1686 zum Obersten von der Infanterie und gleich darauf von der Cavallerie und verlieh ihm die Amtshauptmannschaft Egeln. Kurfürst Friedrich III. bestellte ihn am 20. October 1688 zum Commandeur des Cavallerieregiments Anhalt-Dessau, mit welchem S. nach Westfalen rückte und 1689 den Feldzug am Rhein, 1692

bis 1693 die in den Niederlanden mitmachte, bis er in der Schlacht bei Neerwinden (29. Juli 1693) so schwer verwundet wurde, daß er lange unter den Todten lag und erst langsam, aber nie vollständig, geheilt wurde. Trotzdem ging er noch im J. 1694 auf den Kriegsschauplatz zurück und blieb dort, am 14. März 1696 zum General aufgestiegen, bis der Friede von Ryswyk den Feindseligkeiten ein Ende machte. Er führte nun sein Regiment nach Preußen heim, mußte aber bald wieder ausrücken, weil die Verwicklungen zwischen Schweden und Polen den Kurfürsten, bald darauf König Friedrich I., zur Aufstellung von Truppen an der Landesgrenze veranlaßten. Sehr bald ward er auch verwendet, um Unterhandlungen mit den Schweden zu führen, wozu ihn seine Kenntniß der persönlichen Verhältnisse und der Sprache besonders geeignet erscheinen ließen. Er erledigte die ihm ertheilten Aufträge zur Zufriedenheit seines Königs und gewann die Zuneigung Karl's XII., welchen er lange Zeit auf seinen Kriegszügen begleitete, in so hohem Grade, daß dieser ihm freiwillig den Besitz und die Nutzung von Wollin wieder einräumte. Nach der Rückkehr von einer Sendung in das zu Alt-Ranstädt befindliche schwedische Hauptquartier erhielt er die Erlaubniß, sich zu seiner Erholung auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, wo er 1709 sehr zweckmäßige Anordnungen gegen die Verwüstungen und die Verbreitung der Pest traf. Als aber 1713 der Gang des nordischen Krieges von neuem die preußischen Grenzen bedrohte, ward S. wiederum bei den zum Schutze der letzteren aufgestellten Truppen und zu Unterhandlungen gebraucht. Das Zustandekommen eines zwischen Schweden und Russen geschlossenen Sequestraltractates, welcher für Preußen den Grund zum späteren Erwerbe von Stettin und von Vorpommern bis zur Peene legte, war hauptsächlich S. zu danken. Zum Danke dafür ward er 1714 Gouverneur von Colberg. Bald darauf langte Karl XII. in Stralsund an. König Friedrich Wilhelm I. sandte S. im December 1714 dahin, um zwischen den kriegführenden und zum Kriegführen bereiten Staaten zu vermitteln. Seine Bemühungen scheiterten aber an des Königs Starrsinn; S. reiste unverrichteter Sache ab und Preußen trat in die Reihe der Gegner Schwedens. Während der nachfolgenden Feindseligkeiten blieb S., am 23. Mai 1715 zum General der Cavallerie ernannt, auf seinem Posten zu Colberg. Seine Verwundung, deren Folgen ihn immer wieder heimsuchten, machte ihn zu ferneren Kriesdiensten unfähig. Er starb am 9. Januar 1723 zu Colberg mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommenschaft.

Vanselow, Pommersches Heldenregister, Colberg 1745. — Pauli, Denkmäler berühmter Feldherren, Halle 1768.

B. Poten.

Schlippenbach: Ulrich v. S., Dichter und Schriftsteller, war am 18. Mai 1774 auf dem väterlichen Gute Groß-Wormsahten in Kurland geboren. Sein Vater war ein wackerer Landwirth ohne höhere geistige Interessen, seine Mutter, eine geborene v. Blomberg, zeichnete sich dagegen durch zartes Gemüth, tiefes Gefühl und hohe Bildung aus; sie hat auf die geistige Entwicklung des Sohnes großen Einfluß ausgeübt. Als Knabe war S. unbändig und ausgelassen, scheute jede Anstrengung und duldete keinen Zwang; seine schwächliche Gesundheit hielt strenge Zucht in der Jugend von ihm fern. Der Hauslehrer, dem seine geistige Bildung übertragen wurde, förderte ihn zwar in den Wissenschaften, übte aber sonst keinen günstigen Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters aus. Darauf besuchte er 1789 die Academia Petrina in Mitau, die dem Carolinum in Braunschweig sehr ähnlich, ein Mitteldring zwischen Gymnasium und Hochschule war. Von den Professoren dieser Anstalt übte vorzüglich Kütner (s. A. D. B. XVII, 442) anregende Einwirkung auf S. aus; er erkannte die

Anlagen des Jünglings und munterte ihn eifrig zu dichterischen Versuchen auf. Durch seine Neigung zur Satire, die sich nicht bloß gegen seine Cameraden, sondern auch gegen seine Lehrer wandte, zog sich S. viel Feindschaft zu. In dem heftigen Streit zwischen dem Adel und dem Herzog Peter, der damals Kurland erregte, nahm S. lebhaft für seine Standesgenossen Partei und ließ sich sogar durch seine Heftigkeit dazu hinreißen, das Bild des Herzogs in der Aula der Akademie mit dem Degen zu durchstoßen. Für dieses Vergehen relegirt, ging er 1790 nach Königsberg auf die Universität und studirte hier, da es ihm an den nothwendigen Vorkenntnissen sehr fehlte, ganz planlos, hörte Kant und andere Professoren, beschäftigte sich aber meist mit poetischen Versuchen, die ihn bald in weiteren Kreisen bekannt machten und seine Aufnahme in die deutsche Gesellschaft bewirkten. Mehr als durch alle seine Lehrer fühlte er sich durch den vertrauten Umgang mit Zacharias Werner gefördert, der an seinen dichterischen Bestrebungen lebhaften Antheil nahm; S. bewahrte ihm stets ein dankbares Gedächtniß. Mehrere Gedichte von ihm erschienen damals im preußischen Archiv; auch das erste von ihm selbständig veröffentlichte Poem: „Die Wunderquelle“, entstammt dieser Königsberger Zeit, wenn es auch erst 1792 ans Licht trat. Dieses Produkt des Achtzehnjährigen zeigt nicht geringe Formgewandtheit, sonst ist es natürlich werthlos und der Verfasser selbst hat später nichts von ihm wissen wollen. 1791 ging S. nach Leipzig, wo er ein eifriger Besucher der Vorlesungen von Platner und Heydenreich war; bei dem letzteren, der sehr anregend auf ihn wirkte, hörte er ein Privatissimum über Aesthetik, dem er noch später viel zu verdanken erklärte. Daneben studirte er, wenn auch ohne besondere Neigung, die Rechte. Als der russische Feldzug gegen Polen 1794 begann, trat er in russische Kriegsdienste, blieb darauf nach Beendigung des Krieges eine Zeitlang in der Garde zu Petersburg, nahm aber nach dem Tode Katharina II. 1796 seinen Abschied und kehrte nach Kurland zurück. Hier übernahm er die Verwaltung des väterlichen Gutes und vermählte sich mit Amalie v. Medem. 1799 wurde er Landnotarius des Piltenschen Kreises und war 1800 Mitglied der Commission, welche aus Deputirten der verschiedenen Ritterschaften zum Zwecke der Berathung über die Gründung einer Universität in den Ostseeprovinzen gebildet war. 1807 wurde er zum Landrath des Piltenschen Kreises erwählt. Der Piltensche Kreis oder das Stift Pilten gehörte damals politisch nicht zum Herzogthum Kurland, sondern war eine selbständige Adelsrepublik, die unmittelbar unter der Krone Polen stand; die Leitung des Kreises lag in den Händen eines Landrathscollegiums, das zugleich die oberste Justizbehörde war, und seinen Sitz in Hasenpoth hatte. S. lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen, genoß das schönste Familienglück und gab sich in den ihm reichlich vergönnten Mußestunden ganz dichterischer Beschäftigung hin. Einzelne Gedichte von ihm erschienen in einheimischen Blättern wie der Ruthenia, andere in auswärtigen, so in der Zeitung für die elegante Welt, im Morgenblatt, in der Dresdener Abendzeitung und in Becker's Erholungen. Dann aber unternahm er es, ein eigenes Organ für alle poetischen Kräfte der baltischen Heimath zu schaffen. Er gab zu diesem Zwecke die „Kuronia, eine Sammlung vaterländischer Gedichte“ heraus, von der drei Sammlungen 1806—1808 in Mitau erschienen, an die sich als vierte „Wega, ein poetisches Taschenbuch für den Norden“, Mitau 1809, schloß. Eine Sammlung seiner Gedichte gab S. 1812 in Mitau heraus, die jedoch bei weitem nicht alles enthält, was er vorher veröffentlicht hat. Nach seinem Tode ist dann eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Nachgelassene Gedichte“ 1828 dem Druck übergeben worden. S. war seiner Zeit der gefeiertste Dichter der baltischen Provinzen. Es gab keine

festliche Gelegenheit, sei es die Eröffnung eines Theaters, die Begrüßung hoher Gäste, die Jubiläumsfeier verdienter Männer, kein frohes Ereigniß im Kreise seiner Familie oder seiner Freunde, bei welchem S. nicht freiwillig oder aufgefordert in die Saiten seiner Leyer griff. Daß es ihm fast immer gelang, etwas Sinniges, Ansprechendes, häufig Schwungvolles und Gedankenreiches in dichterischer Form bei solchen Gelegenheiten zu sagen, beweist am besten, daß er eine wirklich poetische Natur war. Auch seine übrigen Gedichte verdanken fast alle bestimmten Anläßen äußerer oder innerer Art ihre Entstehung; er warf die Erzeugnisse seiner poetischen Stimmung rasch und ohne Mühe aufs Papier. Wie er meisterhaft auf der Guitarre, dem Lieblingsinstrumente jener Tage, improvisirte, so improvisirte er auch im frohen geselligen Kreise und beim Becher aufs glücklichste und leichteste in Versen und den Charakter des Improvisirten tragen mehr oder weniger alle seine Gedichte. Er vermochte es nicht, seinen Gedichten durch spätere Feile und Correctur, durch Kürzung und Umschmelzung eine größere Vollendung zu geben; daher entspricht der Schluß in ihnen nicht immer dem gelungenen Anfang und seine Phantasie schweift oft vom eigentlichen Thema ab. S. lebte und webte in den deutschen Dichterwerken vom Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts. Er war ein begeisterter Verehrer Jean Paul's und ein leidenschaftlicher Anhänger der Romantiker; nicht nur las er selbst alle neuen Erscheinungen dieser Richtung, er verbreitete sie auch eifrig im Kreise seiner Bekannten. Goethe übte auf ihn geringere Wirkung aus, dagegen hing er an Schiller mit begeisterter Bewunderung. Dieser und Matthisson haben am meisten auf seine Dichtung eingewirkt. Sie ist vorzugsweise Reflexionspoesie, das eigentlich lyrische Element tritt nur selten hervor und ein eigentliches Lied ist ihm kaum je gelungen. Die Einwirkung der Romantik auf S. zeigt sich fast nur in der Wahl des Stoffes und in der Färbung der Stimmung, nur höchst selten in der Form. Der aristokratische Bildungscharakter der Deutschen in den Ostseeprovinzen brachte und bringt es mit sich, daß das eigentlich Volksthümliche bei S., wie überhaupt in ihrer Dichtung, nicht zur Erscheinung kommt. Gewandte, oft vollendete Form und großer Wohllaut zeichnen Schlippenbach's Gedichte aus. Nicht wenig trug zu der großen, dem Dichter in der Heimath gezollten Anerkennung auch die angesehene gesellschaftliche Stellung bei, die er einnahm. Es war ein nicht geringes Verdienst Schlippenbach's, daß er durch seine eigene dichterische Thätigkeit der Beschäftigung mit Poesie und Litteratur unter seinen Standesgenossen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts meist sehr geringschätzig davon dachten, Anerkennung und Geltung verschaffte. Sein Roman in Briefen: „Lebensblüten aus Süden und Norden, Wahrheit und Traum“, zwei Bände 1816 und 1817, ist mißlungen; zum epischen Dichter fehlte es ihm an der erforderlichen Gestaltungskraft und der Kunst der Darstellung. Von seinen übrigen Schriften seien hier hervorgehoben: „Malerische Wanderungen durch Kurland“, Mitau 1809, worin er einen Theil Kurlands mit dichterischem Sinn beschreibt; das Buch ist auch heute noch von Werth. Ferner „Beiträge zur Geschichte des Krieges zwischen Rußland und Frankreich in den Jahren 1812 und 1813“, 4 Hefte, sie sind als lebendiges Spiegelbild der Stimmung jener Zeit sehr anziehend und für die Geschichte der zeitweiligen Besitznahme Kurlands durch die Franzosen auch jetzt noch von Bedeutung. S. war 1814 Mitglied der Commission zur Verbesserung des Zustandes der Bauern, welche die Vorbereitung zur Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen treffen sollte; S. nahm um so eifriger an ihren Arbeiten theil, als er schon längst ein Gegner der Leibeigenschaft war. 1815 wurde er mit einer Anzahl gleichgesinnter Männer Stifter der Gesellschaft für Litteratur

und Kunst in Mitau; er hatte die Idee zu dieser Vereinigung gefaßt, von der sein Enthusiasmus sich eine außerordentliche Wirkung für die Förderung der geistigen Cultur in seiner Heimath versprach. Hat auch diese Gesellschaft den anfänglichen hochfliegenden Erwartungen nicht entsprochen, so ist sie doch immerhin stets ein Vereinigungspunkt für Männer von regem geistigen und wissenschaftlichen Interesse gewesen und hat die Bestrebungen zur Kenntniß der heimischen Vergangenheit und die Naturkunde Kurlands mannichfach gefördert. Als 1818 das Piltensche Landrathscollegium aufgelöst und der Kreis mit Kurland vereinigt wurde, ging S. als Rath des kurländischen Oberhofgerichts nach Mitau, wo er seine letzten, durch häufige Kränklichkeit getrübten Tage verbrachte; im Sommer verweilte er meist auf seinen Gütern Ulmahlen und Jamaiken. In seinem Hause bildete er den Mittelpunkt heiterer, angeregter Geselligkeit. Sein lebhafter Enthusiasmus für Freundschaft war ganz im Geiste jener Tage und in der geistreichen, witzsprühenden Unterhaltung mit seinen Freunden fühlte er sich am glücklichsten. Mit den deutschen belletristischen Zeitschriften blieb er fortwährend in Verbindung und stand in lebhaftem Briefwechsel mit vielen deutschen Dichtern und Schriftstellern, namentlich mit Fr. Perthes pflegte er eifrigen Gedankenaustausch; manche Stellen aus seinen Briefen sind in Perthes' Leben abgedruckt. Als Jünger der Romantik zeigte er sich auch darin, daß er, sonst in christlicher Beziehung indifferent, gern die katholischen Kirchen besuchte und sich durch deren Cultus zu religiöser Stimmung angeregt fühlte. In seinem Charakter lag eine eigenthümliche Mischung, die ihn zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen als einen völlig andern Menschen erscheinen ließ. Er lebte bald ganz in der Welt des Ideals, sein Inneres war von den heiligsten und tiefsten Gefühlen himmelan getragen und dann war er wieder der genußliebende satirische Weltmann, der an alltäglicher Frivolität den größten Gefallen zu finden schien, kurz, ein beständiger Wechsel idealer Gefühle und irdischer Gewöhnlichkeit zeigte sich in seinem Wesen. Er liebte den Lebensgenuß in allen Formen, war ein Freund der Bequemlichkeit bis zum Egoismus und nicht frei von Eitelkeit, andererseits war er eine durchaus offene Natur, er verbarg seine wahre Meinung nie und war milde in seinem Urtheil, nur gegen Anmaßung richtete sich seine scharfe Satire. Er fühlte sich zwar als Edelmann, aber von Standeshochmuth andern Gebildeten gegenüber war er völlig frei. Sah man ihn in seiner amtlichen Geschäftsthätigkeit, so hätte Niemand den Dichter in ihm gesucht. Es erklärt sich aus dem Gesagten, daß über seinen persönlichen Charakter die verschiedensten Urtheile laut wurden. Er selbst hat die Disharmonie seines geistigen Wesens mehrmals sehr treffend dahin charakterisirt, daß der Baß und Diskant seines geistigen Instruments nicht zusammenstimmten. In der Incongruenz seiner Charaktereigenschaften, wie in der völligen Verschiedenheit des poetischen und des bürgerlich geschäftsthätigen Menschen erinnert er sehr an Hippel. Am 20. März (1. April) 1826 beschloß er zu Mitau im vollen Bewußtsein des nahenden Endes sein Leben. Ist sein Ruhm später in der Heimath auch verblaßt, hat Vieles, ja das Meiste, was er dichterisch geschaffen, nur noch litterarhistorischen Werth, nicht ganz weniges verdient auch heute noch fortzuleben. Und noch ein Umstand verleiht ihm dauernde Bedeutung. Die Dichtungen dieses kurländischen Edelmanns sind ein lebendiges Zeugniß dafür, daß die mächtige poetische Bewegung Deutschlands am Anfange dieses Jahrhunderts auch an der fernen Ostseeküste ein Echo gefunden hat.

G. S. Bilterling, Ulrich Freiherr von Schlippenbach in den Zeitgenossen, III. Reihe, Band II, Heft 7, 1830, S. 51—70. — Recke u. Napiersky, Schriftstellerlexikon IV, 82—86.

Diederichs.

Schlitte: Johann Gerhard S. (Schlittius), Rechtsgelehrter, geb. 1683 zu Halberstadt, wo sein Vater Wichmann S. als Großkämmerer lebte. Johann Gerhard besuchte nach häuslichem Unterrichte das damals in hohem Ansehen stehende Gymnasium zu Gotha, und bezog 1699 die Universität Halle. Unter den dortigen Professoren trat er namentlich mit den Juristen Samuel Stryk und Christian Thomasius in nähere Beziehung, und übten diese beiden Männer, welche die Zierde der Fridericiana bildeten, auf den Entwicklungsgang des strebsamen Jünglings wesentlichen Einfluß. Nach vollendeten Rechtsstudien widmete sich S. der Praxis, hielt jedoch nebenbei mit Erlaubniß der Facultät juridische Vorträge. Eine 1704 beabsichtigte wissenschaftliche Reise nach Holland unterblieb wegen anderer zuletzt gleichfalls unausgeführt gebliebener Pläne. Außerdem ging sein Vater um jene Zeit mit Tod ab, und wurde S. zur Bereinigung des väterlichen Nachlasses nach Hause gerufen. Wieder nach Halle zurückgekehrt, disputirte er 1714 unter Ludovici de Probabilitate, und erlangte bald darauf die Würde eines Doctors beider Rechte. 1717 verheirathete er sich mit der Tochter des Hofpredigers und Consistorialrathes Bleymüller in Barby, Anna Elisabeth, welche ihm zwei Töchter gebar. 1721 wurde S. in Halle zum außerordentlichen, 1726 unter Verleihung des Hofrath-Titels zum ordentlichen Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät ernannt, welches Amt er bis zu seinem, am 23. Januar 1748 erfolgten Tode bekleidete. S. hat auch einige civilistische Disputationen geschrieben; seine litterarische Hauptthätigkeit bestand in der commentirten Ausgabe der namhaftesten Werke von Jac. Frid. Ludovici. So erschien 1726 des Letzteren „Usus practicus distinct. jurid. juxta seriem Digest.“ (Halae) mit Anmerkungen von Schlitte versehen, ein damals vielverbreitetes Buch, welches 1746 die 6. Auflage erlebte; ferner veröffentlichte S. mit Anmerkungen Ludovici's „Einleitung zum Concursproceß“ (Halle 1729 und 1740), dann „zum Civil-, Criminal- und Wechsel-Prozeß“ (ebendas. 1732, 1742).

Hallesche Beyträge, Bd. II, 7. St. S. 473. — Großes Universallexikon aller Wissenschaften u. Künste. Thl. 35, S. 200 ff.

Eisenhart.

Schlönbach: Karl Arnold S., geboren am 31. August 1807 auf einem Hütten- und Bergwerke bei Missen an der Sieg, studirte theoretische Landwirthschaft und wurde 1841 Domänenamtssecretär zu Mühlheim am Rhein. Hier lernte er Gottfried Kinkel kennen, der ihn in den Dichterkreis des sogen. Maikäfervereins einführte. Seine freisinnigen Ansichten vermochten ihn, den Staatsdienst schon im J. 1842 zu verlassen, und begeistert von Rötscher's Werk über das Wesen und die Bedeutung der Schauspielkunst, beschloß er — obschon es ihm widerrathen wurde — Schauspieler zu werden. Doch hatte er dabei kein Glück. Er lebte anfangs in Königsberg, dann in Leipzig, 1845 in Oldenburg im Hause Mosen's, zuletzt in Hamburg, wo er als Schriftsteller auftrat. Im Sommer 1848 zog er nach Coburg und redigirte drittehalb Jahre eine freisinnige Zeitung, bis ihn die Reaction zum Rücktritt bewog. 1855 war er in Mannheim und verheirathete sich mit einer Tochter der berühmten Sophie Schröder, die er seit einer langen Reihe von Jahren kannte und die Hofschauspielerin am Coburger Theater war. In Mannheim gründete er die „Süddeutschen Blätter für Kunst und Wissenschaft“. Im J. 1857 zog er wieder nach Coburg und leitete drei Jahre lang die Erziehung mehrerer Knaben. Von längeren Brustleiden heimgesucht, starb er am 17. September 1866. Seine ersten Schriften „Geschichte, Gegenwart, Gemüth. Gedichte“ (Hamburg 1847) und „Aus der Blumenwelt, Ein Märchenepos“ (Dresden 1852) fanden wenig Anklang. Desto besser gefielen „Weltseele. Dichtungen“ (Leipzig 1855) und „Die

Hohenstaufen, ein Epos in 6 Gesängen" (Hildburghausen 1859). Dieses Werk, das unrichtiger Weise ein Epos genannt ist, enthält viele Schönheiten und eine seltene poetische Kraft. Ebenso ist sein „Ulrich von Hutten, ein vaterländisches Gedicht in 20 Liedern" (Berlin 1862) voll tief ergreifender Scenen und entwickelt seine vaterländischen Gesinnungen. Des Dichters Phantasie und Gestaltungsgabe, sowie dessen reicher Humor ist ausgeführt in dem Gedichte „Was sich der Wein erzählt" (Münch. 1862); es werden darin die romantisch-sentimentalen Dichtungen von Putlitz u. A. geschickt persiflirt. Schlönbach's drei „Garibaldi-Lieder" (Hamb. 1862) fanden, so schön sie auch sind, wenig Anklang, weil Garibaldi's Stern damals gerade im Sinken war. Endlich in „Der Redinger Freiheitskampf, ein vaterländisches Gedicht in 18 Gesängen" (Bremen 1864), schildert er vortrefflich den Heldenkampf der tapferen Redinger gegen die Grafen von Oldenburg und den Erzbischof von Bremen. S. schrieb auch Romane, wie „Menschen und Parteien" (Leipzig 1864, 4 Bde.); „Das deutsche Bauerbuch, oder so lebt das Volk, Dorfgeschichte" (Berlin 1848); „Die Originale, Genrebilder aus der Wirklichkeit" (Breslau 1853); „Novellen und Erzählungen" (1855); „Aus Vergangenheit und Gegenwart" (Hannover 1856); sie erreichen aber seine poetischen Werke nicht.

Heinr. Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart. Leipzig 1872.

A. Beck.

Schlönbach: Georg Justin Karl Urban S., ein im jugendlichen Alter verstorbener hoffnungsreicher Geologe, war am 10. März 1841 auf der Saline Liebenhall bei Salzgitter in Hannover als Sohn des verdienstvollen Salinisten und kenntnißreichen Geologen, Salineninspector Albert S. geboren, besuchte, gründlich vorgebildet, erst das Gymnasium in Goslar, dann jenes in Hildesheim und bezog schon mit 18 Jahren vorzüglich befähigt die Universität Göttingen, um sich neben naturwissenschaftlichen Studien der Chemie als Hauptfach zu widmen. Nach zwei Semestern siedelte S. nach Tübingen über und wurde hier durch v. Quenstedt's geistreiche Vorträge und lehrreiche geologische Ausflüge in die benachbarte schwäbische Alb so für das geologische Fach eingenommen, daß er, in seinem Vorsatze wankend, nach seiner Uebersiedelung nach München zu Ostern 1861 sich nunmehr definitiv für das geologisch-paläontologische Studium entschied. Viel trug hierzu der nähere Umgang mit Oppel bei, welcher mit der diesem ausgezeichneten Gelehrten eigenthümlichen fesselnden Lehrmethode S. für sein Fach begeisterte und praktisch in die paläontologische Wissenschaft einführte. Zunächst wendete S. den von seinem Lehrer mit besonderer Vorliebe gepflegten Studien der jurassischen Bildungen seine Aufmerksamkeit zu, besuchte die norddeutschen Juragebiete und 1862 in Gemeinschaft mit dem damals gleichfalls mit paläontologischen Untersuchungen jurassischer Ablagerungen sich beschäftigenden jungen Gelehrten Waagen unter der Führung von Mösch und Greßly den Jura der Schweiz. Im Herbste 1862 vertauschte S. die Universität München mit jener in Berlin, wo er unter Beyrich's und G. Rose's Einfluß seine Studien fortsetzte und 1863 in Halle mit einer Inauguraldissertation über den Eisenstein des mittleren Lias in Nordwestdeutschland (Zeitschr. d. d. geol. Gesellsch., Bd. 15) doctorirte. Eine vorausgegangene kleine Publication behandelte die Schichtenfolge des unteren und mittleren Lias in Nordwestdeutschland im Sinne Oppel's (N. Jahrb. f. Min. 2c. von Leonhard u. Geinitz 1863, S. 162), die er durch einen Nachtrag (briefl. Mitth. das. 1864) ergänzte und vervollständigte. Im J. 1864 bereiste S. verschiedene Theile Westdeutschlands und Frankreichs behufs Vornahme geologischer Untersuchungen in Juragebieten, über deren Ergebnisse er kurze Berichte (Zeitschr. d. d. geol. Gesellsch. 1865 und

N. Jahrb. für Min. ꝛc. 1866) lieferte. Inzwischen war eine größere paläontologische Arbeit: „Ueber einige wenige bekannte Ammoniten“ (Paläontographica 13. Bd.) gereift, in welcher S. bereits ein glänzendes Zeugniß seiner paläontologischen Untersuchungen und Darstellungen ablegte. Seine Reise in Frankreich hatte ihn näher auf das Studium cretacischer Bildungen hingelenkt, und schon 1866 erschien als Frucht dieser neueingeschlagenen Richtung eine darauf bezügliche Abhandlung: „Ueber die Brachiopoden aus dem unteren Gault von Ahaus in Westphalen“ (Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1866), „Kritische Studien über Kreidebrachiopoden“ (Paläontographica Bd. 13) und „Ueber Brachiopoden der Norddeutschen Cenomanbildungen“ (Benecke's geognostisch-paläontologische Beiträge, I. Bd., 1867) neben einigen kleineren Publicationen. Im Herbste 1867 erfolgte auf Grund seiner hervorragenden allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen seine Berufung an die k. k. geologische Reichsanstalt in Wien, nachdem er die Annahme einer Professur in Peru an einer dort neu zu errichtenden Bergakademie abgelehnt hatte. In seiner neuen Stellung in Wien, wo er durch seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange, seine tiefen und umfangreichen wissenschaftlichen Kenntnisse, unermüdlichen Fleiß und Eifer bald die Herzen aller, die ihm näher traten, eroberte, entwickelte S. sowohl als aufnehmender Geologe im Felde, wie als sorgfältiger Arbeiter auf paläontologischem Gebiete eine staunenswerthe Thätigkeit. Zahlreiche kleinere Aufsätze und Reiseberichte zieren das Tagebuch und die Sitzungsberichte der geologischen Reichsanstalt der Jahre 1867—69. Darunter verdient besonders die Abhandlung über „Die Brachiopoden der böhmischen Kreide“ (Jahrb. 18. Bd.) hervorgehoben zu werden, weil sie gleichsam die Vorläuferin einer umfassenden Publication über die cretacischen Ablagerungen Böhmens im Ganzen, zu welcher S. durch mehrfache Reisen und Untersuchungen aufs sorgfältigste sich vorbereitet hatte, die er aber leider nicht mehr vollenden konnte, bildet. Seine ganz außergewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen hatten ihm einen Ruf als Professor der Mineralogie, Geologie und Paläontologie an die Universität Prag 1870 verschafft und schon war er zu dieser ehrenvollen Stelle ernannt, als er, um einige früher begonnene Aufnahmsarbeiten, namentlich eine geologische Karte vom Banat, zum Abschluß zu bringen, vor Antritt seines neuen Amtes im August 1870 sich in das Gebiet der serbisch-banatischen Militärgrenze behufs geologischer Untersuchung begab. Um diese Arbeit rasch zu vollenden, strengte er seine Kräfte aufs äußerste an, wobei er, durch die Unwirthlichkeit der waldigen Gegend genöthigt, oft sein Nachtquartier im Freien aufschlagen mußte. Dadurch zog er sich einen heftigen Gelenkrheumatismus zu, dem er nach Hinzutreten eines Lungenödems am 13. August 1870 im Dorfe Bersaska erlag. Der berühmte französische Geologe Hébert widmete seinem Andenken in der Sitzung der geologischen Gesellschaft Frankreichs am 17. April 1873 den bezeichnenden Nachruf: „Das was S. während der wenigen Jahre seiner wissenschaftlichen Thätigkeit geleistet hat, sichert seinem Namen eine Unsterblichkeit in der geologischen Wissenschaft“.

Tietze, Zur Erinnerung an U. Schlönbach im Jahrb. der geol. Reichsanstalt 1872, S. 59. — Hébert, Necrolog im Bulletin de la Soc. géol. de France, III. Ser. I, 298.

v. Gümbel.

Schlöpke: Christian S., 1663 in Ratzeburg geboren, wurde 1691 als cand. theol. als Rector an die Stiftsschule in Bardewick berufen, trat dies Amt, mit dem auch gelegentliche Predigten verbunden waren, am 21. April an und verwaltete es 14 Jahre. 1709 wurde er von dem Kurfürsten-Herzoge, nach Versetzung des bisherigen Superintendenten und Pastors Johannes Ehlers nach Ratzeburg,

1705 als Pastor nach Lauenburg berufen, wo er am 9. Juni 1719 starb. Der Aufenthalt in dem sagenumwobenen Bardewick führte ihn auf das Studium der Geschichte dieses alten Domstiftes im Bardengau, und es wurde ihm dazu das Stiftsarchiv eröffnet, welches er mit einer damals seltenen Umsicht ausnutzte. So entstand sein vielgebrauchtes „Chronicon oder Beschreibung der Stadt und des Stiffts Bardewick“ ꝛc. Lübeck 1704, 529 S. 4⁰ und 44 S. eines vorzüglichen Registers. Er steht für die älteren Zeiten, namentlich für die heidnischen, allerdings auf dem Standpunkt der damaligen theologischen Geschichtschreiber, aber er verfährt klar und zuverlässig, sobald er auf urkundlicher Ueberlieferung fußen kann. Durch Abdruck hat er manche verlorene oder verschollene Documente erhalten, und er liefert sichere und erwünschte Nachweise über eine ungeheure Menge von Persönlichkeiten. Die angehängten Bischofsverse aus dem Dom zu Verden, auf die man früher Werth legte, sind freilich längst als Machwerke Eilart's v. d. Hude (s. A. D. B. XIII, 277, 795) erkannt. In Lauenburg legte er später eine ähnliche Sammlung an, aber hier fehlte ihm die archivalische Grundlage und die Arbeit war bei seinem Tode unfertig zurückgeblieben. Sein Sohn Johann Henrich S., welcher 1723 zum Diakonus in Lauenburg erwählt wurde und dort 1739 starb, überarbeitete das väterliche Manuscript und gab es 1724 in Lübeck unter dem Titel „Historische Nachricht von dem Heidenthumb, ersten Christenthum und Reformation des Fürstentums Lauenburg“ ꝛc. heraus. Es ist aber nicht zuverlässig. Vater und Sohn decliniren ihren Namen auf den Titeln und werden daher gelegentlich irrig als „Schlöpken“ angeführt.

S. das Chronicon S. 453. — Joh. Friedr. Burmester, Beiträge zur Kirchengeschichte des Herzogth. Lauenburg ꝛc. 2., bericht. und bis 1882 ergänzte Ausg. von Joh. Aug. Amann. Ratzeburg 1882.

Krause.

Schlör: Aloys S., katholischer Geistlicher, geboren zu Wien am 17. Juni 1805, † zu Graz am 2. November 1852. Er machte seine Studien zu Wien, wurde am 22. August 1828 Priester und Caplan in Altlerchenfeld, 1831 Studienpräfect im Priesterseminar zu Wien, 1832 Doctor der Theologie, 1834 Spiritual im Frintianeum und Hofcaplan, 1836 auch Beichtvater des Kaisers Ferdinand. 1837 legte er seine Aemter nieder und wirkte dann ein Jahr als Seelsorger der Deutschen in Verona. 1838 wurde er von dem Bischof Zängerle in die Diöcese Seckau aufgenommen und 1842 zum Spiritual im Seminar zu Graz ernannt. S. hat eine große Zahl von Gebet- und Erbauungsbüchern und Predigten, auch einige religiöse Lieder und viele Artikel für den „Katholischen Wahrheitsfreund“ geschrieben. Sein „Betrachtungsbuch für Priester“ (1849, 3 Bände) ist 1889 in dritter Auflage erschienen.

Wurzbach, Lexikon XXX, 132.

Reusch.

Schlör: Johann Georg S., Kanonist, geboren am 14. September 1732 zu Impfingen bei Bischofsheim an der Tauber (Baden seit 1806, bis 1803 mainzisch, dann leiningensch), † zu Mainz am 20. Novbr. 1783. Nach Zurücklegung der Gymnasialstudien bei den Franciscanern zu Bischofsheim studirte er Philosophie und Theologie in Mainz, erhielt hier die Priesterweihe und brachte darauf einige Zeit im Seminar zu Ingolstadt zu. Nach Mainz im J. 1746 zurückgekehrt, wurde er Aushülfsgeistlicher bei St. Emmeran daselbst, 1750 Pfarrer des Militärspitals St. Johann, 1753 Lic. theol., 1757 außerordentlicher Professor des geistlichen Rechts, 1762 wirklicher geistlicher Rath, 1768 Kanonikus zum h. Kreuz, 1776 zu St. Johann dem Täufer in Amöne-

burg (mainzisch, 1803 Hessen-Cassel), 1772 Dr. juris, 1777 als Nachfolger von Behlen ordentlicher Professor des kanonischen Rechts in Mainz, 1778 Beisitzer der Juristenfacultät, am 14. Januar 1780 Dechant zum h. Kreuz. Seine dem Beneficialrecht und den deutschen Concordaten gewidmeten Schriften, welche als wissenschaftlich und praktisch gute bezeichnet werden dürfen und mit den genannten Ausnahmen in Mainz erschienen, sind: „Diss. can. de ecclesiarum parochialium saecularitate earumque unione subiectiva monasteriis facta“, 1753 (auch in Schmidt, Thesaur. VI); „Disceptatio iur. publici ecclesiast. ad concordata Germ. de reservatione beneficiorum et dignitatum apud sedem apostolicam, s. in curia Romana, per obitum naturalem vacantium ad literam concord. et textum cap. licet 2. de praeb. in VI°“, 1762; „Diss. i. p. e. ad conc. Germ. de res. benef. et dignit. ex qualitate personae, obitu tamen contingente in curia“, 4°, 1765; „Diss. i. p. e. ad conc. Germ. de electione archi- et episcoporum in Germania, sive de reserv. apost. dignitatum archi- et episcopalium ex qualitate vacationis ad textum concordator. electione cassata, postulatione non admissa“, 1767; „Diss. i. p. e. ad conc. Germ. de natura et indole illorum, ut sunt pacta, s. ad textum bullae Nicolai V.“ cet. 1771 (Thesaur. I); „Diss. i. p. e. ad conc. Germ. de alternatione mensium, s. de reserv. beneficiorum ex qualitate temporis vacantium iuxta § de caeteris vero“. Francof. et Lips. 1776, 4°; „Diss. . . . ad conc. Germ. de reserv. benef. et dignit. ex qualitate per resignationem“ cet. 1777, 4°; „Diss. . . . de reserv. benef. et dignit. ex qualitate vacatione (Druckfehler auf dem Titel, vacationis) per promotionem vel translationem“ cet. Heidelb. 1779, 4°; „Diss. de praepposituris ab alternativa exceptis et s. sedi apostolicae non reservatis“, 1781, 4°; „Diss. . . . de studio biennali, parochiis, doctoribus et beneficiis iisdem ab alternativa exceptis“ cet. 1782; „Diss. vindiciae legitimorum natalium liberorum e matrimoniis S. R. I. principum Augustanae Confessioni addictorum solo mutuo consensu contractis natorum“, 1780. Diese vertheidigt die Legitimität der Kinder aus der sogen. Gewissensehe zu Gunsten der Grafen von Leiningen-Dachsburg.

Weidlich, Biogr. Nachr. II, 282; III, Nachtr. S. 251; IV, fortges. Nachr. S. 208 (Todestag 21. November). — Waldmann, Biogr. Nachr. S. 54 ff. v. Schulte.

Schlör: Simon (Semm, Semme) S. (Schleer, Schleher), Bildhauer, geboren zu „Lautebach“, vermuthlich dem fränkisch-württembergischen Dorfe Laudenbach, OA. Mergentheim, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., † Ende 1597 oder anfangs 1598, wahrscheinlich zu Schwäbisch-Hall, gehört zu den tüchtigsten Meistern der süddeutschen Renaissance. Wie sein Geburtsjahr und seine Eltern, so sind auch seine Lehr- und Wanderjahre gänzlich im Dunkeln. Wir wissen nur, daß er Bürger in Schw.-Hall wurde und dort dreimal verheirathet war. Von seinen Werken ist seit der ersten Zusammenstellung (bei Wintterlin, Die Grabdenkmale Herzog Christoph's u. s. w. in der Festschrift der königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart zur vierten Säcularfeier der Eberh. Karls-Universität zu Tübingen, 1877, S. 41, Anm. 3) noch eine weitere Anzahl entdeckt worden; sicher aber ist die Liste derselben noch weit nicht vollständig. Neben den Arbeiten, welche S. ungefähr von 1555 an für adelige Familien in verschiedenen Gegenden Württembergs fertigte, kommen vorzugsweise die Aufträge in Betracht, welche er von württembergischen Fürsten, ohne eigentlich in deren Dienst zu treten, übernahm und in der freien Reichsstadt Hall ausführte. Herzog Christoph übertrug ihm den Grabstein seiner Mutter, Sabina von Baiern († 1564), für den Chor der Stiftskirche zu Tübingen; für Herzog Ludwig's Mutter und Vormünderin, Anna Maria von

Brandenburg-Ansbach, machte er die Allianzwappentafel über dem Hauptportal des alten Schlosses in Stuttgart (1570) und den Altar in der Capelle desselben Schlosses mit 12 je auf einen Glaubensartikel hinweisenden Reliefstafeln in Stein (um 1573); für Ludwig selbst die 11 Wandstandbilder der württembergischen Grafen im Chor der Stiftskirche (1574 bis gegen 1586). Außerdem sind mehrere Arbeiten Schlör's für das von Herzog Ludwig erbaute Neue Lusthaus (1580—93) und dessen Umgebung aus den Acten ermittelt, aber nicht mehr erhalten oder wenigstens noch nicht aufgefunden. Zu seinen schönsten Werken gehört das in hohenlohischem Auftrag geschaffene Freigrabmal des bei der Hochzeit von Herzog Ludwig im Turnier verwundeten und am 16. Novbr. 1575 verstorbenen Grafen Albrecht von Hohenlohe in der Stiftskirche zu Stuttgart (1577). Schlör's Gestalten sind immer flott gestellt oder gut gelegt und manchmal recht keck ausgehauen; im Zierbeiwerk entwickelt er viel Phantasie und Geschmack; er repräsentirt für jene Zeit mit seinen Werken in Württemberg mehr den fränkischen Kunstcharakter neben seinen schwäbischen Genossen Jos. Schmid in Urach, Jak. Woller in Schw.-Gmünd und Leonhard Baumhauer in Tübingen.

Vgl. Klemm, Württemb. Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750 in den Württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, Jahrg. 1882 (auch bes. gedruckt).

Wintterlin.

Schloßberger: Julius Eugen S., Professor der Chemie in Tübingen, wurde am 31. Mai 1819 in Stuttgart geboren. Schon als Student veröffentlichte er die von der medicinischen Facultät in Tübingen gekrönte Preisschrift: „Vergleichende chemische Untersuchungen über das Fleisch verschiedener Thiere“; mit 21 Jahren wird er daselbst zum Dr. med. et chir. promovirt und bekleidet in den Jahren 1841—42 die Stelle eines Assistenzarztes am Katharinenhospital in Stuttgart. Dieser Zeit verdankt eine wichtige Arbeit über den Harngries in den Bellini'schen Röhren, ein Beitrag zur Lehre von den chemischen und physiologisch-pathologischen Vorgängen im Harnsystem der Neugeborenen, ihre Entstehung, die erste von zahlreichen Abhandlungen, welche in dem Archiv für physiologische Heilkunde, sowie in den Annalen der Chemie und Pharmacie in den Jahren 1842—59 von ihm veröffentlicht worden sind. Nachdem S. den Grafen Solm-Hoogstraaten auf einer Reise nach Südfrankreich als Leibarzt begleitet hatte, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, Paris und Gießen. Der Einfluß Liebig's bestimmte ihn, sich vorzugsweise der physiologischen Chemie zuzuwenden. Aus seiner Gießener Zeit stammt eine zusammenfassende Darstellung der damaligen Anschauungen „Ueber die Bildung und die Bedeutung des Fettes im thierischen Haushalte, eine historisch-kritische Skizze aus der neuesten chemischen Physiologie und Pathologie“ (Arch. 3), sowie eine kritische Darstellung der Kenntnisse des Rhabarbers, an welche sich eine eingehende analytische Untersuchung, die sämmtliche Bestandtheile desselben umfaßt, und eine Erörterung anschließt, über die Ursache der Heilkraft des Rhabarbers. Im J. 1845 geht S. als erster Assistent an das chemische Laboratorium von Gregory in Edinburg. Die Erkenntniß der Wichtigkeit des Stickstoffs in der pflanzlichen und thierischen Nahrung veranlaßt ihn hier auf Grund zahlreicher Analysen eine Nutritionsscala aufzustellen, in welcher er die wichtigsten Nahrungsmittel nach ihrem absoluten Gehalt an Nährstoff ordnet, berechnet aus dem Stickstoffgehalt der Trockensubstanzen, wobei er denjenigen der Frauenmilch gleich 100 setzt (Arch. 1846, V, 17). Noch verweilt er einige Zeit auf den Hochschulen von Utrecht und Berlin und kehrt dann in seine Heimath

zurück, um bis zu seinem Tode am 9. Juli 1860 als Professor der Chemie in Tübingen eine ersprießliche Lehrthätigkeit zu entfalten.

Von größeren Schriften, welche S. hier verfaßt, sind zu nennen: „Zur Orientirung in der Frage von den Ersatzmitteln des Getreidemehls besonders in der Brodbereitung“, Stuttgart 1847. Er übernimmt die zu jener Zeit schwierige Aufgabe, das erste „Lehrbuch der organischen Chemie“ zu schreiben (Stuttgart 1850), welches bis zu seinem Tode fünf Auflagen erlebte. In den Jahren 1855—57 gab er den „Ersten Versuch einer allgemeinen und vergleichenden Thierchemie“ heraus (1. Bd., Leipzig und Heidelberg, 8°). Auch liebte er es, wie er es bereits in Gießen gethan, einzelne Capitel der chemischen Physiologie zusammenzufassen und kritisch zu beleuchten, so: „Die Lehre von der Beziehung des Athmens zur Blutumwandlung, mit besonderer Rücksicht auf die jüngste mechanische Respirationstheorie“ (Arch. 1845, V, 261); „Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von den Giften, welche sich in den thierischen Nahrungsmitteln entwickeln können“ (Naturf. Vers. 1852, Wiesbaden) u. s. w. Die meisten seiner sonstigen zahlreichen Abhandlungen gehören ebenfalls der physiologischen Chemie an: „Analyse des Muskelfleischs eines Alligators“; „Ueber die Natur der Hefe“; „Analyse der Milch eines Bocks“; „Chemische Beiträge zur Kenntniß der Schwämme“ (Ann. 1844); „Ueber die düngende Kraft der Schwämme nach einem von der Natur gelieferten Experiment“; „Ueber einige aus dem Caseïn erhaltene Substanzen“; „Ueber die Zusammensetzung des Fibrins“ (Ann. 1846); „Ueber die Bildung von Vivianit im thierischen Organismus, hervorgerufen durch eiserne Nägel in einem Straußenmagen“ 1847; „Kreatin ein Bestandtheil des menschlichen Muskels“ 1848; „Unters. eines Venensteins“; „Chemische Unters. des erweichten Kinderschädels“ 1849; „Ueber die physiologische Wirkung analog constituirter Materien“ (des Methyl- und Amylalkohols, sowie der Baldrian- und Buttersäure im Vergleich zum Aethylalkohol bezw. zur Essigsäure) 1850; „Ueber krystallis. Kalkphosphat in Harnröhrensteinen“ 1851; „Ueber das Verhalten verschiedener Pflanzen speciell zu Salzlösungen“ 1852; „Gehirn der Neugeborenen“; „Ueber die Reaction der Milch“; „Unters. der sogen. Hexenmilch“ 1853; „Hippursäure in den Hautschuppen bei Ichthyose“; „Ueber die Beschaffenheit der Hirnsubstanz“ 1854; „Zur Kenntniß des Fötuslebens“ 1855 u. 1857; „Das Sauerwerden der Milch in den Milchdrüsen“ 1855; „Zur Kenntniß der Muschelschalen, des Byssus und der Chitinfrage“; „Ueber Krystalle in den Malpighi'schen Gefäßen der Raupen“; „Concremente in dem Bojanus'schen Organ“ 1856; „Das Blut der Cephalopoden“ 1857; „Analyse der Galle von Phython tigris“: „Ueber Fibroïn und die Substanz des Badeschwammes“; „Menschliche Milch von enormem Fettgehalt“; „Analyse der Galle des Welses“ 1858; „Die Galle des Känguruh“; „Das Fibroïn der Spinnfäden“ 1859. Aber auch auf rein chemischem Gebiete sind einige interessante Abhandlungen zu erwähnen: So ist er der Entdecker eines wichtigen Lösungsmittels für Seide; er zeigt, daß eine Lösung von Nickeloxydulammoniak in ähnlicher Weise im Stande ist, die Seide aufzulösen, wie man mit Hülfe des Schweizer'schen Reagens die Baumwolle auflösen kann; während aber das letztere Reagens beide Stoffe löst, so wirkt das erstere nur auf die Seide. Er stellt fest, daß die Cellulose zwar chemisch unverändert, aber völlig structurlos aus der Schweizer'schen Lösung abgeschieden wird (Ann. 1858). Er stellt die Kleesäure durch die Oxydation von Alkohol mittels Platinchlorids dar (1859) und beweist in Gemeinschaft mit R. Fresenius, daß die von Dupasquier vermuthete Verbindung von Eisen mit Wasserstoff ebensowenig existirt, wie der Wismuthwasserstoff und der Schwefelarsenwasserstoff Meurer's (Ann. 1844). Endlich ist noch eine Arbeit aus der theoretischen Chemie zu erwähnen,

über die Constitution der Imide (1853), in welcher er Anschauungen entwickelt, wie sie Kolbe in ähnlicher Weise aufgestellt hat.

Lepsius.

Schlosser: Friedrich Christoph S., Geschichtschreiber, geboren am 17. November 1776 zu Jever im heutigen Großherzogthum Oldenburg, † am 23. September 1861 in Heidelberg. Das Jeverländchen stand zu dieser Zeit unter dem Fürsten Friedrich August von Anhalt-Zerbst, an dessen Vorfahren es vor nahezu 100 Jahren (1663) nach dem Aussterben des alten oldenburgischen Hauses auf dem Wege der Vererbung übergegangen war. Nicht gerade unter den wohlthuendsten Verhältnissen ist der junge S., das jüngste unter zwölf Geschwistern, herangewachsen. Sein Vater, von Beruf Advocat, starb früh hinweg, nachdem er das beträchtliche Vermögen seiner Frau zum guten Theile vergeudet hatte. Die Mutter hatte, in stetem Kampfe mit dem leichtlebigen Mann, zu retten versucht, was zu retten war; im Grunde durchaus tüchtig und begabt, that sie, als nun die ganze Last der Erziehung der zahlreichen Familie auf sie fiel, in ihrer derben und harten Art des Guten etwas zu viel, so daß ihr berühmter Sohn noch viele Jahre nach ihrem Tode mit sehr gemischten Empfindungen von diesen Erfahrungen seiner Knabenzeit sprach. Den ersten Unterricht erhielt er indeß nicht in Jever, sondern in einer Dorfschule auf dem Lande, wohin ihn eine wohlbegüterte Tante zu sich genommen hatte. S. hat sich in späterer Zeit dieser paar Jahre seines ländlichen Aufenthaltes gerne erinnert und seine nachhaltige Liebe zur Natur und Einsamkeit darauf zurückgeführt. Nur zu bald für seine Neigung mußte er jedoch in seine Vaterstadt heimkehren, um dort die „lateinische Schule“, die sogen. „Provinzialschule“, zu besuchen, wo der Grund zu seiner höheren Ausbildung gelegt wurde, denn trotz der beschränkten Mittel machte es die Mutter möglich, ihren jüngsten Sohn dem „gelehrten Stande“ zu widmen, bezw. ihn darauf vorbereiten zu lassen. Eine ungemessene Neigung zu Jugendlectüre aller Art hatte sich bereits vordem in ihm entwickelt und nahm mit den Jahren und den entgegenkommenden Gelegenheiten zu, ohne seinen Lerneifer zu lähmen. Dazu gesellten sich noch andere Eindrücke. Sein Landesherr, der Fürst (Friedrich August) von Anhalt-Zerbst gehörte zu denjenigen deutschen Fürsten, die nicht bloß gern Soldaten spielten, sondern zugleich in größerem Umfange Truppen aus aller Herren Länder warben, um sie an die Engländer in ihrem Kampfe gegen die aufgestandenen Colonien in der neuen Welt zu vermiethen oder zu verkaufen. Der Sammelpunkt dieser recht gemischten Gesellschaft vor ihrer Abreise und oft auch nach ihrer Heimkehr war das Städtchen Jever. Der junge S. kam in vielfache und recht nahe Berührung mit den verschiedensten Elementen dieser Art, und es konnte nicht fehlen, daß er von diesem Verkehr die wunderbarsten Eindrücke und Anregungen empfing, und daß eine frühzeitige Erweiterung seines jugendlichen Gesichtskreises, die freilich ihre zwei Seiten hatte, sich damit verknüpfte. Seine Schulstudien hat er aber dabei nicht vernachlässigt, und als noch vor der Absolvirung des Gymnasiums seine Mutter starb und er mit einer mäßigen Erbschaft fast ganz auf sich allein angewiesen war, bot er alle Kräfte auf, um etwa Versäumtes nachzuholen und System in die große Masse seines Wissens zu bringen. Ostern 1794 beendigte er seine Gymnasialstudien und sollte er zum Besuche einer Universität übergehen. Daran knüpfte sich zugleich die Entscheidung eines zu wählenden Lebensberufes. Er entschied sich für das Studium der Theologie, nicht gerade aus überwältigender Begeisterung für diesen Stand, sondern weil er glaubte, daß auf diesem Wege seine bescheidenen Ansprüche an das Leben sich am sichersten befriedigen ließen. Höher, etwa zu einer gelehrten Laufbahn im wörtlichen Sinne, sind nach seiner Versicherung damals und auch noch später seine Wünsche nicht gegangen.

So kam er denn, kaum 17 Jahre alt, Ostern 1794 nach Göttingen, vollständig auf sich selbst angewiesen, von seiner Familie bereits zum größten Theil losgelöst, jedoch voll Eifer, seinen Durst nach höheren Kenntnissen zu befriedigen und von einem „ungeheueren" Begriff von der Wissenschaft beseelt. Seine Erwartungen von Göttingen haben sich freilich zum geringeren Theil erfüllt, auch wenn man seine späteren bez. Aeußerungen nicht allzu ernsthaft nimmt. Heyne namentlich verlor in seinen Augen ungemein, als er ihn auf dem Katheder wirksam sah, und im Grunde waren es nur Kästner, Planck, Eichhorn und Spittler, die vor ihm Gnade fanden. Der Theologie ist er treu geblieben und hat sich sogar, als er gegen Ende seiner Studienzeit zufälliger Weise einen längeren Besuch in Arolsen (Fürstenthum Waldeck) machte, dort auf Grund einer bestandenen Prüfung unter die Candidaten des Predigeramtes aufnehmen lassen. Obwohl er mit dem Geständniß zurückhält, ist offenbar sein Herz bei diesem Hergang vorübergehend betheiligt gewesen, bei näherer Ueberlegung jedoch hat er gleichwohl von der Festhaltung des Gedankens Abstand genommen.

So kehrt er denn im Herbste 1797, 21 Jahre alt, mit Kenntnissen aller Art bereichert, in seine Heimath zurück. Hier fand er aber nichts was ihn hätte fesseln können: „ohne Geld, ohne nahe Aussicht, ohne Verwandte", wie er war und wie er seine augenblickliche Lage schildert. So besann er sich nicht, eine sich ihm darbietende Stellung als Hauslehrer bei dem Grafen von Bentinck-Rhoon anzunehmen (Weihnachten 1797). Er kam hier in vornehme Gesellschaft, deren leitenden Mittelpunkt die Gemahlin des Grafen vorstellte. Wenn auch ganz ungewohnt, sich auf solchem Boden zu bewegen, wußte S. doch sich zu behaupten, und fand im übrigen Zeit genug, seine philosophischen und historischen Studien fortzusetzen. Im Juni 1798 gab er plötzlich diese Stellung auf, hat aber die Gründe dieses Schrittes auch später nie verrathen.

Nun ging er in seine Heimath zurück und versah einige Monate lang eine Pfarrei auf dem Lande; wie zu vermuthen, hat er sich jetzt unter die Candidaten seines Heimathlandes aufnehmen lassen. Dieses hatte in der Zwischenzeit den Herrn gewechselt; auf Friedrich August von Zerbst war dessen Schwester, die Kaiserin Katharina II. von Rußland, und nach ihrem Tode der Kaiser Paul gefolgt. In dieser Zeit hielt S. noch an dem schon früher gefaßten Plane, nach Rußland zu gehen, fest, und ein halber Zufall war es, der ihn zwang, den Gedanken endgültig fallen zu lassen: im anderen Falle würde sein Lebensgang, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, eine andere Gestalt angenommen haben. Nach Lage der Dinge sah er sich nun wieder auf die Bahn des Hauslehrerthums zurückgewiesen. Er fand in dieser Eigenschaft eine willkommene Unterkunft bei einem kleinen Kaufmann in Othmarschen bei Altona, und behielt zugleich Zeit genug übrig, an der Vervollkommnung „seiner Studien und seiner Bildung" weiter zu arbeiten. S. hat später diese Jahre, vom October 1798 bis Mai 1800, „die wichtigste Zeit seines Lebens" genannt. Als examinirter Jever'scher Candidat sah er seine Zukunft gesichert; in der Umgebung seines neuen Patrons ging es bewegt und lustig her, eine Menge der geriebensten Menschen gingen aus und ein, er konnte von ihnen lernen, ohne daß er seine Eigenart und Selbständigkeit zu opfern brauchte. Daneben gewann er den Zugang in ein angesehenes Hamburger Haus, wo er Gelegenheit fand, seinen Blick zu erweitern und wirklich interessante Bekanntschaften zu machen. Doch waren es gleichwohl nicht Thatsachen dieser Art, die S. bewogen haben, diesen Jahren die oben angeführte Bedeutung für seinen Lebensgang zuzuschreiben, sondern die Richtung, die eben jetzt seine Studien nahmen und die Entwicklung, in die sein Geist eintrat. Er vertiefte sich in das Studium des Thucydides, der Mathematik, der französischen Litteratur, Voltaire's u. A., der Philosophie Kant's und weiterhin Fichte's und

Schelling's. Man hat in neuerer Zeit mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß das Studium Voltaire's, so widerspruchsvoll das klingen mag, auf seine Art, Geschichte zu schreiben, und das Kant's auf seine gesammte Denkweise maßgebend eingewirkt hat. Dazu kam aber noch die Bekanntschaft mit den Schriften der Gebrüder Schlegel, welchen, wie er noch in späteren Jahren nachdrücklich aussprach, er „mehr als allen seinen anderen Lehrern" verdankt haben will. Mit anderen Worten, sein Geist erhielt jetzt, mitten unter einer zum Theil ganz entgegengesetzten Umgebung, die Richtung, die für ihn in den beiden folgenden Jahrzehnten die bestimmende geworden ist. Eine Ergänzung hat diese Stimmung, die ihn zur Annäherung an die sogen. romantische Schule lenkte, durch die noch im Jahre 1800 erfolgte Berufung nach Frankfurt — als Hauslehrer bei dem angesehenen und reichen Kaufmann Georg v. Meyer gefunden, die für seine Zukunft überhaupt und in jeder Beziehung entscheidend geworden ist. Der Unterricht, welchen S. den beiden Kindern seines neuen Patrons gab, trug, seinem eigensten Wesen entsprechend, einen ausgesprochen polyhistorischen Charakter: Naturwissenschaft wie Physik, Chemie und Botanik und vor allem auch Geschichte wechselten mit einander ab. Man darf wol sagen, der Unterricht, den S. seinen Zöglingen in letzterem Fache mit besonderem Eifer ertheilte, muß als die Wurzel seiner späteren, der Geschichte ausschließlich zugewandten Thätigkeit betrachtet werden, als die Wurzel, denn es hat noch längere Zeit gedauert, bis er mit sich darüber in das Reine kam, in der Hingabe an dieselbe seinen Lebensberuf zu erblicken. Am allerwenigsten hat er die längste Zeit an die Ergreifung der akademischen Laufbahn gedacht, und doch entsprach die Wirksamkeit des Lehrens mehr als alles Andere seinen innersten Neigungen. Als daher seine Stellung im Hause des Herrn v. Meyer ihm nicht mehr recht behagen wollte und ihm zugleich seine Aufgabe als Erzieher in dem gegebenen Falle beendigt erscheinen durfte, dachte er daran, irgend anderswo eine Unterkunft zu suchen. Es hatte sich ihm die Aussicht eröffnet, in seiner Vaterstadt eine Verwendung als Lehrer am Gymnasium zu finden, doch trug er zunächst gegründete Bedenken, ob er sich wol in den kleinen Verhältnissen daselbst gefallen würde, nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch in den großen Verhältnissen Frankfurts, und noch dazu in so weltumgestaltender Zeit, sich bewegt hatte. So legte sich ihm der Gedanke nahe, durch eine schriftstellerische Leistung die Aufmerksamkeit irgend einer Regierung auf sich zu ziehen, und auf diesem Wege ist S. Schriftsteller geworden. Zuerst ging er daran, die dem Aristoteles zugeschriebene Schrift de plantis in das Deutsche zu übersetzen und zu erklären, hatte er sich doch in der letzten Zeit viel mit Kirchenhistorie, Aristoteles und den Scholastikern beschäftigt. Doch ließ er die Absicht, diese seine Arbeit zu veröffentlichen, wieder fallen, hatte aber den Vortheil davon, daß ihm Gurlitt in Hamburg, dem er das bez. Manuscript zugeschickt hatte, eine Collaboratorstelle am Gymnasium daselbst anbot. S. lehnte dieses Anerbieten jedoch ab, weil er hoffte, in Frankfurt selbst eine ihm genügende Stellung zu erlangen. Diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht, und er griff auf das Mittel, das ihm eine ihm zusagende Wirksamkeit eröffnen sollte, mit erneutem Eifer zurück. Bereits Ostern 1807 hatte er die kleine Schrift „Abälard und Dulcin", seine „Probearbeit", erscheinen lassen, die ihm, ohne gerade bedeutend zu sein, das Lob eines Mannes wie Planck in Göttingen eintrug. Unmittelbar darauf schritt er zur Bearbeitung einer neuen Schrift, das „Leben des Theodor de Beza und des Peter Martyr Vermilli", die 1809 in Heidelberg herauskam. Sie ist von wesentlich höherem Werthe, als die ihr vorausgegangene, zum Theil schon aus dem Grunde, weil hier handschriftliches Material (Briefe Beza's, Calvin's u. s. w.) benutzt ist. Als ein im besonderen Charakteristisches hiebei erscheint die moralisirende Tendenz, zu der sich S. bei der Abfassung dieser Schrift bekennt. Er

will das lebende Geschlecht durch ideale Vorbilder aus der Geschichte zu einer edleren Lebensauffassung erheben. Er will die im Streben nach sinnlichem Genuß verfangenen Zeitgenossen an die Vergangenheit erinnern, wo „die süße Hoffnung künftiger Seligkeit kräftig und stark machte, gegenwärtige Leiden zu ertragen und ungeheuere Arbeit zu übernehmen“, u. dgl.

Bevor jedoch diese Arbeit an das Licht trat, hatte S. Frankfurt verlassen, um (Ostern 1808) in seiner Vaterstadt, die mit dem Jeverländchen in dem Frieden von Tilsit der Zar Alexander an das Königreich Holland abgetreten hatte, eine Lehrstelle am Gymnasium zu übernehmen. Bei Gelegenheit der Reise dahin besuchte S. in Kassel den „Thucydides der Deutschen“, Johannes v. Müller, wie er ihn in allem Ernste nannte, ohne an dessen Stellung im Dienste Jerome's einen Anstand zu nehmen. Später hat er seine gute Meinung über ihn sowohl in wissenschaftlicher als persönlicher Beziehung freilich gründlich geändert. In Jever selbst entwickelte S. zwar als Lehrer einen unermüdlichen Eifer, aber, wie er voraus befürchtet hatte, er konnte sich in den kleinen Verhältnissen, die ihn hier umgaben, doch nicht mehr zurecht finden. So folgte er denn gerne der Einladung seines edlen Freundes in Frankfurt, dessen Haus er vor anderthalb Jahren verlassen hatte, wieder zu ihm zurückzukehren, ohne daß er eine specielle Verbindlichkeit auf sich zu nehmen brauchte. Mitten im Winter 1810 trat er die Reise an, erwarb sich unterwegs in Gießen den Doctortitel, und sann bereits über eine neue Schrift nach, die mit der Kirchen- und politischen Geschichte zusammenhängen und „seine Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache und der historischen Quellen“ bezeugen sollte. Auch hiebei leitete ihn wiederum der Gedanke an seine Zukunft, d. h. sie sollte ihm zu „einer bescheidenen Anstellung im inneren Deutschland“ den Weg bahnen. So ist seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reiches“ entstanden. In Frankfurt angekommen, überraschte ihn das Anerbieten einer Stellung als Collaborator am Gymnasium daselbst, auf Grund dessen er wöchentlich zwölf Stunden geschichtlichen Unterricht an den oberen Classen übernehmen sollte, was ganz seinen Neigungen entsprach. Nebenher arbeitete er an seinen neu beschlossenen Werke, und fand zugleich Zeit, einige Recensionen für die Jenaer Litteratur-Zeitung und die Heidelberger Jahrbücher zu schreiben. Was S. in seiner Selbstbiographie von entscheidenden Erlebnissen für „seine ganze Bildung und seine völlige moralische Genesung“ in dieser Zeit andeutet, kann schon wegen der Unzulänglichkeit seiner bez. Geständnisse hier nicht des Näheren verfolgt werden. Auch sein im J. 1876 veröffentlichter Briefwechsel mit Frau Schmidt in Frankfurt reicht nicht aus, uns hierüber völlige Klarheit zu geben. Gewiß ist nur, daß er in den vorausgegangenen Jahren bittere Erfahrungen inbetreff seines inneren Lebens gemacht haben muß, die ihn „an allem wahrhaft Menschlichen“ zweifeln gemacht hatten. „Bin ich doch um Beides (d. h. um die Freude am Einrichten der häuslichen Behaglichkeit und am Genuß der theilnehmenden Liebe) in den schönen Jahren des Lebens schändlich, ja mehr als schändlich, unerhört betrogen worden, durch meine Schuld und ohne Schuld“, schreibt er. Ueber diesen immer noch verhüllten Hergang und die jetzt eingetretene Heilung soll nur das Eine bemerkt werden, daß S. jetzt hier in Frankfurt in den Kreis edler Frauen eintrat, mit welchen ihn zugleich ein tiefes religiöses Bedürfniß verknüpfte, das eine mystische Färbung trug und in das sich S. tief genug versenkte. Das Studium der Göttlichen Komödie, das er schon längst begonnen und mit gesteigertem Eifer fortsetzte, hängt mit dieser Richtung seines Seelenlebens eng zusammen.

Inzwischen, 1812, vollendete er seine Schrift über die bilderstürmenden Kaiser und lenkte durch sie die Augen der gelehrten Welt aufs neue auf sich. Er trat durch dieselbe mit Gibbon in Concurrenz, dem er, was die Form anlangt, freilich

nicht gewachsen war und nicht gewachsen sein wollte, neben dessen weltberühmtem Werke das seinige jedoch immerhin auf einen bestimmten Werth Anspruch erheben durfte.

Durch diese Schrift hatte S. auch die Aufmerksamkeit seines neuen Landesherrn, des Fürst-Primas K. Th. v. Dalberg auf sich gelenkt. Dalberg unternahm gerade jetzt eine förmliche Reorganisation des höheren Unterrichtswesens in seinem Großherzogthum auf eine, was das Universitätswesen anlangt, recht eigenthümliche Weise, indem er die drei fachwissenschaftlichen Facultäten an je drei verschiedene Orte verlegte, dagegen überall neben dem Gymnasium ein „Lyceum" gründete, das ungefähr der philosophischen Facultät gleichkam. Nach Frankfurt verlegte er die medicinische Facultät, und für das Lyceum daselbst ernannte er S. zum Professor der Geschichte und der Geschichte der Philosophie, ohne daß dieser darum seine Stellung am Gymnasium aufzugeben brauchte. S. hat zwar um dieselbe Zeit den Antrag erhalten, als Nachfolger Neander's als Professor der Kirchengeschichte nach Heidelberg zu gehen, er lehnte jedoch ab, weil ihn mehr als eine Rücksicht in Frankfurt festhielt. Sein Lehramt am Lyceum hatte u. A. die wichtige Folge, daß es die Veranlassung eines seiner Hauptwerke, nämlich der „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" geworden ist. Der betr. anfängliche bescheidene Entwurf wuchs ihm unter den Händen zu einer umfassenden bändereichen Darstellung aus, deren erster Theil bereits im J. 1815 gedruckt erschien und deren Ausführung ihn dann beinahe sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Mit dem Sturze Napoleon's fiel nun freilich auch das Großherzogthum Frankfurt und das Dalbergische Lyceum folgte ihm nach. Die nun eintretende Restauration entschädigte S. aber durch das Amt des Stadtbibliothekars und beließ ihn zugleich in seiner Stellung am Gymnasium als Lehrer der Geschichte. Die veränderte Lage der Dinge in Frankfurt, das jetzt Sitz des Bundestages wurde, bot S. noch immer genug des Anziehenden und Anregenden; gleichwohl dauerte es nicht lange, so gab er erneuten Anerbietungen von außen her nach. Es hatten sich ihm zunächst ernst gemeinte Aussichten nach Jena als Nachfolger Griesebach's und nach Marburg als Ersatzmann für Wachler, eröffnet; S. hatte aber auszuschlagen oder anzunehmen gezaudert; er hatte, wie er wiederholt und zum Uebermaße ausspricht, von dem Geiste und dem Leben auf Universitäten nicht eben die beste Vorstellung, und hat dieselbe im Grunde sein langes Leben hindurch, ohne daß er persönlich eben viel darunter zu leiden gehabt hätte, nicht um Vieles verbessert. Genug, dem Rufe nach Heidelberg (1817) als Nachfolger Wilken's hat er nicht zu widerstehen vermocht; er hatte mit Heidelberg schon seit mehreren Jahren in nahen Beziehungen gestanden, namentlich zu Creuzer und Daub, und diese, nebst Wilken's Empfehlung, haben vorzugsweise die Berufung durchgesetzt. Nebst der Professur wurde S. zugleich die Direction der Universitätsbibliothek übertragen, ein Amt, an welchem er aus verschiedenen Gründen kein besonderes Gefallen finden konnte und das er etwa zehn Jahre später wieder niedergelegt hat.

Die Uebersiedlung nach Heidelberg bildet selbstverständlich einen mächtigen Abschnitt in Schlosser's Leben. Er stand jetzt in seinem 41. Jahre, erfreute sich einer rüstigen Gesundheit und einer Arbeitskraft ohne gleichen. Nachdem die erste Hälfte seines Lebens eine bewegte und wechselvolle gewesen war, durfte er sich jetzt sagen, daß er, so weit sein Temperament dies gestattete, in den sicheren Hafen eingelaufen war. Er stand an der Stelle, für die er am Ende doch am berufensten gewesen ist. Sein unverkennbarer Trieb, zu lehren, konnte nun die vollste Befriedigung finden, und andererseits war er in der Lage, seinen wissenschaftlichen Neigungen ungestört nachzuleben. Aeußerlich genommen, ist diese zweite Hälfte seines Lebens ruhig und geräuschlos verlaufen. Störungen,

die an ihn herantraten oder ihn bedrohten, hat er entschlossen abzuwehren verstanden. Das erste Jahrzehnt über begnügte er sich mit dem nahezu ausschließlichen freundschaftlichen Verkehr mit Daub, Creuzer, Abegg, Hegel; erst im J. 1826, also bereits 50 Jahre alt, hat er sich zur Heirath entschlossen, wobei der Einfluß seiner Frankfurter Freundinnen mitgewirkt hat.

Schon vorher war er gewohnt, ihm irgendwie empfohlene oder sonst zusagende Studirende in sein Haus zu ziehen, sie regelmäßig gastlich zu bewirthen und zugleich geistiger Unterhaltung zu würdigen. Seine Vorlesungen an der Universität, die sich zunächst besonders auch um die neuere Geschichte bewegten, erfreuten sich großen Beifalls und einer gewählten Zuhörerschaft, wozu die originelle Persönlichkeit, sowie der Feuereifer des Vortragenden gleichviel beigetragen und welchem der ausgebildete ostfriesische Dialekt, den S. sein Leben lang beibehalten hat, keineswegs Eintrag gethan hat. Erst in den vierziger Jahren fing seine Freude an den Vorlesungen abzunehmen an, was zum Theil damit zusammenhing, daß er sich der Wahrnehmung nicht entziehen konnte, daß die Welt und ihr Lauf überhaupt sich umzuwandeln anfing. Neben der wachsenden Lehrthätigkeit setzte er die litterarischen Arbeiten unentwegt fort. Im J. 1819 erschien seine noch in Frankfurt begonnene und in Heidelberg vollendete Schrift über „Vincenz von Beauvais“ in zwei Theilen, wovon der eine das „Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen und ihre Lehrer“ übersetzt mittheilt, während der andere drei Abhandlungen Schlosser's enthält, die sich mit dem „Gange der Studien in Frankreich in Beziehung auf Sitte und Religion“ bis auf König Ludwig IX., mit dessen Zeit selbst in Rücksicht auf „bürgerliche Ordnung, religiöse und moralische Bildung, Unterricht und didaktische Poesie“ und endlich mit V. v. B. und dem Inhalt seiner größeren Werke des näheren beschäftigen. Diese Leistung Schlosser's wurde mit verdientem Beifall aufgenommen und er selbst war damit offenbar in besonderem Grade zufrieden. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Heidelberg war ein zweiter Band seiner Weltgeschichte erschienen, welchem bis 1824 noch mehrere Bände folgten, die dann nach längerer Unterbrechung erst 1839 wieder fortgesetzt wurden. Dagegen fällt so ziemlich noch in das erste Jahrzehnt der Heidelberger Zeit die Entstehung des bedeutsamsten oder doch folgenreichsten Werkes Schlosser's, nämlich seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“. Wie seine Weltgeschichte ist auch dieses aus seinen Lehrvorträgen hervorgegangen, doch hielt er es für angezeigt, zum Zwecke der Ausführung desselben sich gründlich vorzubereiten und archivalische Studien in Paris zu machen, zu gleicher Zeit aber in den Bibliotheken und handschriftlichen Schätzen der Weltstadt für die Fortsetzung seiner Weltgeschichte, bezw. des Mittelalters, Forschungen anzustellen. Dieser Gedanke wurde im J. 1822 auch ausgeführt und S. war mit den Ergebnissen seiner bez. Studien hoch befriedigt, wie er andrerseits die ihm gewordene Förderung seiner Wünsche von Seite der Beamten in den Archiven und Bibliotheken und die Aufnahme bei Männern wie Guizot u. a. nicht genug zu rühmen wußte. Nun hielt er sich im Stande, seine genannten Entwürfe auszuführen. Im J. 1823 bereits veröffentlichte er in zwei Bändchen die Geschichte des 18. Jahrhunderts. Diese erste Bearbeitung muß von den späteren wesentlich unterschieden werden, sie verhält sich zu ihnen wie ein Entwurf zur Ausführung. Und was die Hauptsache, was das Charakteristische der zweiten und folgenden Ausgaben ist, die umfassende Verbindung der Geschichte der Litteratur und Wissenschaft mit der politischen Geschichte, fehlt hier noch so gut wie ganz. Doch schon in den nächsten Jahren (1826—34) hat S. an einem großen Beispiele, nämlich der „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur“ (6 Bände), diese Verbindung in weitestem Sinne verwirklicht, und es fehlt bis auf den heutigen Tag nicht

an Stimmen, die theils dieses Werk zu den werthvollsten unter allen seinen Werken, theils die litterargeschichtlichen Abschnitte für die gediegeneren erklären. Im übrigen ist nicht zu übersehen, daß ein besonderer Zug seiner Art, Geschichte zu schreiben, schon jetzt sich deutlich wahrnehmen läßt, nämlich die subjective Behandlungsweise der Menschen und Thatsachen, die freilich zumal in der späteren Ausgabe der Geschichte des 18. Jahrhunderts erst recht ausgebildet erscheint. Gleichzeitig mit diesem Werke fällt (1830) die Gründung des „Archivs für Geschichte und Literatur", wozu er sich mit Brecht verbunden und in welchem er selbst einige nicht unbedeutende Abhandlungen, wie z. B. über „Dante", über die „Frau Roland" und über „Napoleon und seine neuesten Tadler und Lobredner" geliefert hat. Dazu kam eine Reihe von Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern, die ihn in manche litterarische Fehde verwickelten und in welchen er — wie auch in seinen Vorreden — seinen abweichenden Standpunkt über die neuere kritische historische Richtung nicht verhehlt. Es soll hier nur kurz angedeutet werden, daß S. in seiner wissenschaftlichen Art und Methode eben ein Sohn des 18. Jahrhunderts geblieben ist und in den Umschwung der historischen Forschung, sowohl was das Mittelalter als die neuere Zeit anlangt, sich nicht recht zu finden wußte.

Im J. 1826 hat er auch in den „Zeitgenossen" die bekannte, die erste Hälfte seines Lebens umfassende Autobiographie erscheinen lassen, die jeder aufmerksam lesen soll, der sich ein Urtheil über diesen Mann gestatten will. Noch im Verlauf der zwanziger Jahre scheint indeß eine Art Umschwung in seinen allgemeinen Anschauungen eingetreten zu sein. Hatte er in den ersten Jahren seines Heidelberger Aufenthalts wenig mit H. Voß, dagegen, wie angedeutet, sehr intim mit Creuzer und Daub, weiterhin mit den Gebrüdern Boisserée verkehrt, so näherte er sich zuletzt wieder Voß, wie das sein „Nachruf an Voß bei dessen Tode am 20. März 1826" (s. Georg Weber's Festschrift über S. den Historiker) unzweifelhaft bezeugt. Warum diese Grabrede aber nicht wirklich gehalten worden ist, darüber hat uns bisher Niemand aufgeklärt. Die officielle unverständige Politik der Restaurationszeit und andererseits die Rückwirkungen der Julirevolution scheinen indeß S. in seiner contemplativen Genügsamkeit in etwas gestört und die zur Herrschaft gelangte Orthodoxie ihn aus seiner religiösen Versenkung aufgeweckt zu haben. Im J. 1834 erschien der erste Band der umgearbeiteten Geschichte des 18. Jahrhunderts, die er im Jahre 1848 mit dem 7. Bande vollendet hat. Das Werk in dieser Gestalt verräth allerdings einen Urheber, der sich den Zeitgenossen als ein strenger Richter gegenüberstellt und zur Beschwichtigung der herrschenden Unzufriedenheit in Deutschland gewiß nichts beigetragen hat, so ausdrücklich er uns auch versichert, daß er nur für die Wissenschaft und nicht für das Leben schreiben wolle, eine Absicht, die spätere Lobredner indeß, trotz seiner Versicherung, in das Gegentheil verkehrt haben. Zugeben muß man unter allen Umständen, daß das Werk auf die öffentliche Meinung, namentlich des deutschen Mittelstandes, einen tiefen Einfluß ausgeübt hat und daß die Popularität, die in wachsendem Maße dem Urheber desselben zufiel, auf den politischen und sittenrichterlichen Charakter des Werkes zum guten Theile zurückgeführt werden muß. „Adel" und „Pfaffen" fanden in ihm den schärfsten Censor, und trotz der persönlichen vornehmen Haltung des Mannes, muß ihm ein entschieden demokratischer Grundzug seines Wesens und seines geschichtlichen Standpunktes zuerkannt werden. Dieser war in ihm so mächtig, daß er ihn zu der bekannten groben Aeußerung gegenüber dem Freiherrn v. Stein, der gewiß einige Dutzend demokratischer Anwälte aufwog, geführt hat. Das in Frage stehende umgearbeitete Hauptwerk hat dann noch mehrere Auflagen erlebt, die jedoch keineswegs bloße Widerholungen der früheren

waren und bis 1815 fortgeführt wurden. Den wissenschaftlichen Werth desselben anlangend, so scheint kein Zweifel zu bestehen, daß die litterargeschichtlichen Theile entschieden den Vorzug vor der Darstellung der politischen Geschichte verdienen und diese überdauern werden. Auch dem kann man zustimmen, wenn gesagt worden ist, daß S. für die sociale Seite der Geschichte ein wärmeres Interesse bezeugt, als für die politische. Was die „diplomatische“ Behandlung der Geschichte anlangt, wie sie Ranke so meisterhaft eingeführt hat, so bildet sie trotz seiner Pariser Forschungen in keiner Weise einen hervorragenden Charakterzug seines Werkes, und endlich die Form desselben betreffend, so hat S. selbst sich wiederholt so geringschätzig über eine solche Anforderung geäußert, daß Niemand weiter mit ihm ins Gericht darüber gehen wird; daß er aber den nachhaltigen Erfolg seiner Schriften durch diese grundsätzliche Gleichgültigkeit gegen die Form empfindlich beeinträchtigt hat, ist heutzutage für Niemanden mehr ein Geheimniß. In sachlicher Beziehung soll noch mit einem Worte der Art und Weise gedacht werden, mit welcher S. Napoleon behandelt hat. Dabei kommen die verschiedenen Theile des großen Werkes und aber auch die schon erwähnte ältere Abhandlung aus dem J. 1830 in Betracht. Man hat gegen ihn öfter den Vorwurf erhoben, daß er den Mann von Corsica gegen seine Gewohnheit zu milde beurtheile, und hat diesen Umstand auf die allerdings nahen Beziehungen zurückgeführt, in welche er von Heidelberg aus im Verlaufe der Jahre zur Königin Hortense, zur Großherzogin Stephanie und auch zu dem späteren Kaiser Napoleon III. getreten ist. Jener Vorwurf erscheint in der That nicht ganz unbegründet, was an dieser Stelle freilich nicht des näheren nachgewiesen werden kann. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens ist S. aber auch zugleich wieder zur Universalgeschichte zurückgekehrt. Er ließ in den Jahren 1839 und 1841 zwei weitere Bände seiner Weltgeschichte, welche das 16. Jahrhundert umfaßten, erscheinen und gestattete zugleich, daß sein Schüler, Dr. Kriegk aus Frankfurt, auf Grund seiner vorausgegangenen größeren Werke die bekannte „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ bearbeitete, bei welchem Unternehmen S. selbst die drei Jahrhunderte, die er in seiner Weltgeschichte noch nicht bearbeitet hatte, nämlich das 15., 16. und 17. Jahrhundert hinzugefügt hat. Das Unternehmen wurde im J. 1857 mit dem 19. Bande vollendet und erfreute sich einer ungewöhnlichen günstigen Aufnahme. Die schon bewährte Volksthümlichkeit Schlosser's sah sich durch diesen Erfolg glänzend bestätigt. Er ist ja überhaupt derjenige unter den deutschen Historikern von Fach, der, etwa H. Leo ausgenommen, als der letzte die Welt- oder Universalhistorie im großen Stile behandelt hat, wenn man ihn auch nicht als Schöpfer derselben betrachten darf. Der kosmopolitische Zug seiner Natur hat den Sohn des 18. Jahrhunderts gewiß auch am ehesten hierzu befähigt; das nationale Moment dagegen war in ihm niemals so mächtig und tonangebend, daß er das erste Wort hätte führen können; damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß er gegen die Ehre und die Zukunft seiner Nation unempfindlich gewesen sei. Wissenschaftlich gewogen, ist seine Darstellung der Weltgeschichte, wie sie seit 1815—41 in einer Reihe von Bänden erschienen ist, zur Zeit allerdings entwerthet, weil er der emporkeimenden Richtung in der Behandlung der alten wie der mittleren Geschichte allzuwenig gefolgt ist; als Mann der populären Weltgeschichte wird er so gut wie der Verfasser der Geschichte des 18. Jahrhunderts seine Stellung in bestimmten Kreisen noch lange behaupten. Im J. 1855 veröffentlichte S. eine Schrift über seinen Lieblingsdichter Dante, die aber nur eine Zusammenstellung einzelner früher entstandener Aufsätze über ihn bildet. Sein Leben dauerte indeß lange genug, so daß er noch eine 4. Auflage seines populärsten großen Werkes veranstalten und sie (1860) mit einer höchst charakteristischen Vorrede begleiten

konnte. Am 23. September 1861, in seinem 85. Lebensjahre, hat er seine Augen für immer geschlossen, die deutsche Nation hat ihn aufrichtig betrauert; das Geschlecht, das er politisch mit erweckt und erzogen, hatte seinen Lehrer nicht schon vergessen. Man hat auch lange Zeit von einer „Heidelberger Schule“ gesprochen, deren Meister S. gewesen sei. Streng genommen darf man aber nur Gervinus und Häusser dazu rechnen, deren einer, im Talent ihm bei weitem überlegen, ihm bis über das Grab hinaus getreu geblieben ist, der andere, ohne sich ihm zu entfremden, ist doch allmählich eine andere Bahn gewandelt, die ihn von seinem Lehrer abgeführt hat.

S. ist ohne Nachkommen zu hinterlassen geschieden; von seinem litterarischen Nachlasse hat niemals etwas verlautet, wenn wir seinen bereits erwähnten höchst lehrreichen Briefwechsel mit Frau Schmidt in Frankfurt davon abziehen. Seine Verehrer und Landsleute haben ihm erst vor wenig Jahren in seiner Vaterstadt ein Denkmal gesetzt.

S. die Festschrift von G. Weber zum Jahre 1876: Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker. Leipzig 1876. — Gervinus, F. Chr. Schlosser, ein Nekrolog (1861). — Briefe über diesen Nekrolog. Chemnitz 1862 (anonym, an Loebell). — B. Erdmannsdörffer, F. Chr. Schlosser, Gedächtnißrede u. s. w. Heidelberg 1876. — Haym und Dilthey in den Preußischen Jahrbüchern 1862 und 1874. — H. v. Sybel's historische Zeitschrift, 8. Bd. — Ottokar Lorenz, F. Chr. Schlosser. Wien 1878. — Franz Rühl in „Nord und Süd“ 1880, Juniheft. — „Im neuen Reich“ 1875, S. 376, 661.

Wegele.

Schlosser: Friedrich Philipp S., Philosoph und evangelischer Theologe, Sohn von Philipp Casimir S., wurde zu St. Goar am 16. September 1701 geboren. Nachdem er zu Marburg, Gießen, Jena und Wittenberg studirt, wurde er 1725 an letztgenannter Universität Adjunct bei der philosophischen Facultät und war der erste, der in Wittenberg die Wolff'sche Philosophie docirte. 1729 nahm er einen Ruf als Rector nach Clausthal an und wurde endlich 1731 Pastor an der neugegründeten lutherischen Gemeinde in Cassel, wo er am 17. November 1742 gestorben ist. — Seine Schriften dienen meist der Vertheidigung der Wolff'schen Philosophie. Die wichtigsten sind: „Commentatio de analysi contingentium infinita et quantum illa cum progressu in infinitum Atheistico differat“. Wittebergae 1727; „Meditatio subseciva de aestimatione heraldica notarum in insignibus conspicuarum“. Hannoverae 1729; „Sendschreiben . . . darin er von einigen Vorschlägen den Idealismum zu bestreiten, kürzlich redet“. Hannover 1730. Endlich übersetzte er mit J. Jac. Plitt zusammen Horneck's „Great Law of consideration“ (Abhandlung von der Ueberlegung, die zu einem gottseligen Wandel erfordert wird). Cassel 1753.

Nach Strieder XIII, 55 ff. Adolf Link.

Schlosser: Friedrich (Fritz) Johann Heinrich S., Sohn von Hieronymus Peter S., geboren am 30. December 1780 zu Frankfurt a. M., studirte die Rechte, lernte in Jena Goethe und Schiller kennen, wurde 1803 Dr. jur. und Advocat in Frankfurt, unter dem Fürsten Primas Dalberg Stadt- und Landgerichtsrath, 1812 Oberschul- und Studienrath und Director des großherzogl. Lyceums in Frankfurt. Auf dem Wiener Congreß war er einer der Vertreter seiner Vaterstadt; in diese zurückgekehrt vertheidigte er energisch die Rechte der Frankfurter katholischen Gemeinde, welcher er sich, 1814 zur römischen Kirche übergetreten, angeschlossen hatte, in deren Kampf um bürgerliche Gleichberechtigung mit dem protestantischen Senat. Er zog sich darauf aus dem öffentlichen Leben zurück und verbrachte die Winter in Frankfurt, die Sommer aber auf seinem schönen Landsitz Stift Neuburg bei Heidelberg, wo er und seine Gattin

(geb. du Fay, † 1865) in weitgehender Gastlichkeit und frei von jeder confessionellen Engherzigkeit („der Gläubigste ist auch der Duldsamste“ war Schlosser's Wort) mit fast allen Größen in Litteratur, Kunst und Wissenschaft verkehrten. Mit Goethe, dessen geschäftliche Angelegenheiten in Frankfurt er besorgte, blieb S. bis zu des Dichters Tode in engster Beziehung: er war ein eifriger Mitarbeiter bei der Abfassung von „Aus meinem Leben“, für welches Werk er Goethe das auf Frankfurt bezügliche Material sammelte oder zugänglich machte. Nach Goethe's Tode legte er aus Schriften über und Gegenständen der Erinnerung an den von ihm hochverehrten Dichter eine umfassende Goethesammlung an, welche nach Schlosser's am 22. Januar 1851 erfolgten Tode an das katholische Seminar zu Mainz überging. In einem höchst freundschaftlichen Verhältniß stand er auch zu dem Freiherrn v. Stein, mit dem er 1819 bei Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gemeinschaftlich wirkte; dem Zustandekommen des Unternehmens der Monum. Germ. hat er viele Zeit und Arbeit gewidmet. S. ist auch als Schriftsteller hervorgetreten; außer Uebersetzungen und kleineren Schriften meist religiösen Inhaltes ist ein größeres Werk zu erwähnen: „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte“ (1852 von der Wittwe herausgegeben, mit Vorwort von Beda Weber, zweite mit den Originaltexten versehene Ausgabe 1863); ebenfalls nach seinem Tode erschien „Aus dem Nachlasse“, herausgeg. von Sophie Schlosser, 4 Bde., 1856—59 (1. Wanderfrüchte; 2. Gedichte; 3. Legenden; 4. Prosaische Schriften).

Vgl. Zur Charakteristik des . . . Dr. jur. F. J. H. Schlosser (o. O. u. J.). — Böhmer's Lebensschilderung Schlosser's bei Janssen, Böhmer's Leben und kleine Schriften III, 478 f. — Pertz, Leben des Frh. vom Stein, Bd. V. — Heyden, Gallerie berühmter Frankfurter (Frankfurt 1861). — Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlosser's Nachlaß (Stuttgart 1877). — Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer, 2. Auflage (Stuttgart 1878). R. Jung.

Schlosser: Gustav S., lutherischer Theologe, † als Geistlicher des evangelischen Vereins für innere Mission zu Frankfurt a. M. am 1. Januar 1890, war geboren am 31. Januar 1826 zu Hungen im Großherzogthum Hessen, wo sein Vater Dr. Friedrich Gottlob S. die Stelle eines Solms-Braunfels'schen Kammerraths bekleidete. Mit 15 Jahren kam er in das Gymnasium zu Darmstadt, mit 18 Jahren zur Hochschule in Gießen, wo er 1843—47 dem Studium der Theologie oblag. Obwohl die Mehrzahl der theologischen Professoren der freisinnigen Richtung huldigte, zeigte S. schon frühe ein entschiedenes Interesse an dem lutherischen Bekenntnisse. Von 1847—48 besuchte er das Predigerseminar in Friedberg, von wo aus er lebhaften Antheil an den Bewegungen jenes stürmischen Jahres nahm, das er später in dem Buche: „Die Revolution von 1848“ (Gütersloh, Bertelsmann, 1883) an der Hand seiner eigenen Erlebnisse beschrieben hat. Im Herbst 1848 übernahm er die Leitung eines Knabeninstituts in Darmstadt. Schon damals trat er für die Sache der Inneren Mission ein, der er sich später völlig widmen sollte, indem er mit gleichgesinnten jüngern Freunden die von Wichern auf dem Wittenberger Kirchentage gegebenen Anregungen zu fördern suchte. In diesem Sinne wirkte er bei der Gründung des Rettungshauses zu Hähnlein, sowie des Darmstädter Diakonissenhauses mit. Zur Vertretung des conservativen Standpunkts in Staat und Kirche wurden damals die „kirchlich-politischen Blätter“ (seit 1850) ins Leben gerufen, deren Redaction meist in Schlosser's Händen lag. Im J. 1852 trat er in die seelsorgerliche Thätigkeit ein, indem er zum ersten Verwalter der neugegründeten Diasporagemeinde Bensheim ernannt wurde. Seine Predigtgabe lenkte die Blicke des Grafen Ludwig von Erbach-Schönbach auf ihn, der ihn 1854 zum

Hofcaplan in Schönberg und 1864 zum Pfarrer in Reichenbach beförderte. In dieser Zeit betheiligte sich S. in hervorragender Weise an den kirchlichen Streitigkeiten, indem er gegen die vom Kirchenregiment vertretenen unionsfreundlichen Bestrebungen auftrat und die vielfach noch rationalistisch gefärbten Lehrbücher bekämpfte. Als Redacteur des 1855 gegründeten „Hessischen Kirchenblattes“, das er lange Jahre hindurch geleitet hat, führte er einen scharfen Kampf zu Gunsten des lutherischen Bekenntnisses. Er stand auch der Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung lange mit Besorgniß gegenüber, ohne doch schließlich mit andern Gesinnungsgenossen auf die Seite der renitenten Lutheraner zu treten. In mehreren Streitschriften behandelte er die Lage der evangelischen Kirche im Großherzogthum Hessen. 1873 verließ er den hessischen Kirchendienst, um Vereinsgeistlicher in Frankfurt zu werden. Hier hatte er vortreffliche Gelegenheit, seine in der Stille gesammelten und durch Reisen bereicherten Erfahrungen auf dem Gebiete der Inneren Mission zu verwerthen. Er entfaltete in dieser Stellung eine bedeutende Arbeitskraft, indem er theils die bereits in Frankfurt bestehenden christlichen Vereine förderte, theils neue Anstalten mit in das Leben rief. Unter seiner Leitung entstand die Herberge zur Heimath, das Magdalenum, sowie das Vorasyl zur vorübergehenden Unterbringung gefallener Mädchen; auch wurde eine Stadtmission mit berufsmäßigen Pflegern durch ihn in Frankfurt begründet. Durch Bibelstunden und Vorträge suchte er christliche Erkenntniß zu verbreiten. Eine größere Anzahl seiner Vorträge, in welchen er übrigens die verschiedensten Gebiete des Menschenlebens in das Licht christlicher Weltanschauung zu stellen suchte, ist im Drucke erschienen. In gleichem Geiste wirkte er auch seit 1879 als Herausgeber des „Christlichen Bücherschatzes“ (anfangs zu Frankfurt, nachmals zu Karlsruhe erschienen), sowie seit 1880 als Mitredacteur der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ (Heilbronn, Henninger). Vielfach wurde er auch auswärts zu Festpredigten und Vorträgen begehrt. Seine „Reden im Freien“ (6 Hefte, erschienen 1881 und 1882 in der Schriftenniederlage zu Frankfurt, 2. Aufl. 1887 bei Drescher) enthalten mustergültige Proben einer originellen volksthümlichen Beredtsamkeit, die überall an das Nächstliegende anzuknüpfen weiß. Auf vielen Generalversammlungen und Conferenzen hat er über Fragen der Inneren Mission und der Erziehung (über die Fürsorge für die confirmirte weibliche Jugend des Arbeiterstandes, berufsmäßige Armenpflege, Vagabundennoth, Magdalenensache, Pflicht der Verantwortung der Eltern in betreff der Erziehung ihrer Kinder u. s. f.) Referate übernommen, die von großer Sachkenntniß Zeugniß ablegten. Viele kleinere Aufsätze erschienen in Blättern von conservativer kirchlicher und politischer Haltung, wie Kreuzzeitung, Reichsbote, lutherische Kirchenzeitung, conservative Monatsschrift. In den letzten Tagen des Jahres 1889 erkrankte er an der Influenza und wurde bereits am Neujahrstage 1890 abgerufen. Seine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete des praktischen Christenthums, sowie die unbedingte Ueberzeugungstreue und Mannhaftigkeit wurden auch von solchen anerkannt, die in kirchenpolitischen oder dogmatischen Fragen einen andern Standpunkt einnahmen.

Vgl. die Schrift seines Freundes und Mitstreiters Chr. W. Stromberger, Gustav Schlosser, Mittheilungen über dessen Leben und Wirken, Karlsruhe 1890, worin auch die Arbeiten Schlosser's fast vollständig verzeichnet sind.

Dechent.

Schlosser: Hieronymus Peter S., Sohn des kaiserlichen Rathes und Schöffen Dr. Erasmus Karl S., geb. am 4. März 1735 in Frankfurt a. M., Advocat daselbst, 1777 Rathsherr, 1786 und 1789 jüngerer Bürgermeister, 1792 Schöff, † am 11. Sept. 1797. Schon in der Jugend war er mit Goethe bekannt, dem er neben seinem jüngeren Bruder Johann Georg (vgl. unten) als

Muster in den höheren Studien und als vielversprechend für Staat und Kirche vorgehalten wurde. Aus der Bekanntschaft erwuchs trotz des Unterschiedes der Jahre eine warme Freundschaft, als Goethe sich als Advocat in der Vaterstadt niedergelassen hatte und sich des rathenden und helfenden Umganges der beiden S., seiner Collegen, erfreute. S. war nach Goethe „ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter", ein Mann von vielem Wissen und reichem Humor, ein geistreicher Gelegenheitsdichter in lateinischer Sprache; seine Poemata erschienen 1775 im Druck. Von ihm ist ein Porträt erhalten, welches Goethe vor 1775 gezeichnet hat; ein weiteres Denkmal ihres beiderseitigen Verhältnisses sind die 1774 an S. gerichteten Verse: „Du, dem die Musen von den Actenstöcken" rc. S. war ein fleißiger Sammler von Frankofurtensien, welche Goethe bei seiner Schilderung der Vaterstadt in „Aus meinem Leben" vielfach als Quelle benutzte. Bei der Wittwe Schlosser's wohnte der Dichter bei seinem 1814 erfolgten Besuche in Frankfurt. — Ueber Schlosser's älteren Sohn Fritz vgl. oben; der jüngere, Christian, geb. 1782, eine krankhafte, überspannte Natur, studirte in Jena Medicin und verkehrte dort viel mit Goethe, trat 1812 in Rom zum Katholicismus über, wurde 1817 von Stein bei dessen Arbeiten für das Zusammentreten der westfälischen Provinzialstände verwendet, kam 1818 durch Altenstein als Gymnasialdirector nach Koblenz, gab 1819 die Stelle auf und starb 1829 in Rom.

Vgl. Frese, Goethebriefe aus Fritz Schlosser's Nachlaß (Stuttgart 1877). — Goethe, Aus meinem Leben. — Pertz, Leben des Frh. vom Stein, Bd. V.

R. Jung.

Schlosser: Johann Ludwig S. I. (Theologe), eines Predigers Sohn, geb. in St. Goar a. Rh. den 11. October 1702. Nach Beendigung seiner Schulstudien in Marburg besuchte er seit 1717 die Universität Gießen und erwarb sich während seines zehnjährigen Aufenthalts daselbst die gründlichsten Kenntnisse aller Zweige theologischer Wissenschaft, einschließlich der griechischen und orientalischen Sprachen. Nachdem er im J. 1729 eine Reise über Hamburg nach Holland zu weiterer allgemeiner Ausbildung zurückgelegt hatte, erlangte er 1730 in Gießen den Magistergrad und nahm noch in demselben Jahre eine Vocation als Prediger in der Neustadt Hannover an. Im J. 1733 wurde er zum Diaconus an der St. Catharinen-Kirche in Hamburg und im J. 1739 zum Hauptpastor derselben Kirche erwählt. Als hochgelehrter Theologe, als eindringlicher Kanzelredner wie als tüchtiger praktischer Seelsorger, ingleichen als Verfasser vieler populärer Andachtsbücher, wirkte er allgemein geliebt und verehrt bis an seinen frühzeitigen Tod, den 7. April 1754. — Je rascher das liebevolle Andenken an einen treuen, dem politischen Treiben fernstehenden, gemüthvollen Geistlichen verlischt, so daß sogar sein Name gar bald zu den verschollenen gehört, desto pflichtmäßiger erscheint es, ihm die ehrenden Worte zeitgenössischer Autoritäten nachzurufen. Der bekannte Senior Pastor Goeze nannte S. wegen seiner Gelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit: „eine Zierde des Hamburgischen Ministerii". Und der gewiß auf ganz anderem Standpunkte stehende Senator Günther charakterisirte in seiner Bildergallerie Hamb. Männer des 18. Jahrhunderts den verewigten S. kurz und bündig: „gelehrt, sanft, praktisch, ächt apostolischer Redner voll Geist und Kraft."

S. Hamb. Schriftstellerlexikon Bd. 6 S. 565 ff. und die S. 569 citirten Quellen.

Beneke.

Schlosser: Johann Georg S., Bruder von Hieronymus Peter S., wurde am 9. December 1739 zu Frankfurt a. M. geboren. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen einseitig classischen Unterricht bei trockenen Pedanten er selbst später mit harten Worten verdammt hat. Die Mathematik

blieb ihm bis zum 20. Lebensjahr fremd; bis zur selben Zeit durfte er zu Hause nur Schulbücher zur Hand nehmen, nur im Verborgenen konnte er mit der neueren Litteratur durch die Lectüre von Gottsched's Schaubühne Fühlung gewinnen. Von früh an bestimmt, Advocat in seiner Vaterstadt zu werden, studirte er in Gießen bei Hoepfner, in Jena bei Hellfeld die Rechte und beschloß das Studium 1762 in Altorf durch die Promotion; seine Dissertation behandelte die Vormundschaft nach dem Rechte seiner Vaterstadt. Kurz darauf wurde er Advocat in Frankfurt. Diese Thätigkeit voll kleinlicher Geschäfte befriedigte seinen nach Goethe „strebenden und das Allgemeine suchenden Geist“ nicht; er folgte 1766 mit Freuden einer Berufung des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg als dessen Geheimsecretär und Leiter der Erziehung seiner Kinder nach Treptow a. d. R. Auf der Reise dorthin besuchte S. Goethe in Leipzig. Zehn Jahre älter als der jugendliche Dichter war er diesem in jeder Hinsicht überlegen, doch kam er seinem Landsmann und dessen litterarischen Neigungen in so freundlicher Weise entgegen, daß von da ab eine feste Freundschaft die beiden Landsleute trotz des Unterschiedes des Lebensalters, des Charakters und der Bestrebungen verband. Auch von Treptow aus blieb S. mit Goethe in Verbindung; sie wechselten Briefe in mehreren Sprachen, Goethe rühmte, wie viel er der Weltkenntniß und der „ernsten, edlen Denkweise“ Schlosser's damals verdankte. In Treptow entstanden Schlosser's erste litterarische Arbeiten, die aber erst später im Druck erschienen: poetische Uebersetzungen aus der Ilias und aus Plato, sowie der Anti-Pope (in englischer Sprache) gegen Pope's unbefriedigende Lehre von der menschlichen Glückseligkeit in seinem Versuch über den Menschen. 1769 verließ S. Treptow, um wieder in Frankfurt seine advocatorische Thätigkeit aufzunehmen, empfand aber bald wieder die alte Abneigung gegen diesen Beruf, so daß er sich mit größerem Eifer litterarischen Arbeiten widmete. 1771 erschien sein Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk, welcher wegen angeblich zu geringen christlichen Gehaltes mehrfach Anstoß erregte, aber, von hervorragenden Männern mit voller Anerkennung begrüßt, eine ganze Reihe von Ausgaben erlebte und der Vorgänger vieler ähnlicher Schriften geworden ist. Mit Merck und Hoepfner redigirte dann S. die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an denen auch Goethe mitarbeitete, damals College Schlosser's als Advocat und von demselben in seiner amtlichen Thätigkeit stark beeinflußt. Beide Advocaten traten gegenüber der Frankfurter Geistlichkeit energisch für die Anzeigen ein, als dieselben 1773 von dem Hamburger Pastor Goeze wegen einer absprechenden Kritik seiner Betrachtungen über das Leben Jesu und in anderen Fällen bei den städtischen Behörden verklagt wurden. Zu den gemeinsamen litterarischen und geschäftlichen Bestrebungen, welche S. mit Goethe verknüpften, traten jetzt auch die Bande der Verwandtschaft. S. bewarb sich um die Hand von Goethe's Schwester Cornelia (geb. am 7. Decbr. 1750), die Verbindung wurde am 1. November 1773 vollzogen, als S. mit dem Titel eines Markgr. Bad. Hof- und Regierungsrathes in den Dienst des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, eines der hervorragendsten Vertreter des „aufgeklärten Despotismus“ (s. A. D. B. XV, 241), eingetreten war. Unzufriedenheit mit seiner Thätigkeit als Advocat und der Wunsch nach einem ausgedehnteren Wirkungskreise, der ihm auch wissenschaftliche Arbeit verstatte, hatte ihn zu der Veränderung in der Stellung veranlaßt. Nach kurzer Thätigkeit in Karlsruhe ward S. Oberamtmann der Markgrafschaft Hochberg mit dem Wohnsitz in Emmendingen; nach Goethe war es Schlosser's schroffe Rechtlichkeit, die ihn am Sitze der Regierung unbequem erscheinen ließ und seine Versetzung nach Emmendingen veranlaßte. In seinem selbständigen Amt und dem eigenen Heim fühlte sich S. völlig glücklich. Nicht so die Gattin: sie war S. nicht aus Liebe gefolgt, sie empfand zwar für seinen Charakter und seinen

Werth als Mann die größte Achtung, stand aber seinen wissenschaftlichen Arbeiten fremd gegenüber; sie fühlte sich in dem kleinen Landstädtchen vereinsamt, während sie in Frankfurt an eine geistig anregende Geselligkeit gewöhnt war, und empfand schmerzlich die Trennung von dem geliebten Bruder; dazu traten körperliche Leiden, welche ihr die letzten Lebensjahre verbitterten. Allmählich wurde das Verhältniß Cornelia's zu S. herzlicher; ihr früher Tod am 8. Juni 1777 war ein schwerer Schlag für S., wie für Goethe, Lenz und die anderen Freunde des Schlosser'schen Hauses. Am 24. September 1778 führte S. als zweite Gattin Johanna Fahlmer heim (geb. 16. Juni 1744, † 31. October 1821), eine nahe Verwandte der beiden Jacobi; in einem tief empfundenen Brief voll wehmüthiger Erinnerung an die früh verstorbene Schwester begrüßte Goethe sie als die Nachfolgerin Cornelia's. Neben der amtlichen Thätigkeit entfaltete S. in Emmendingen eine überaus vielseitige litterarische; hier entstanden eine ganze Reihe von philosophischen, moralischen, politischen Aufsätzen, meist in Zeitschriften veröffentlicht; der Anti-Pope wurde deutsch herausgegeben, mehrere philosophische und dramatische Werke des Alterthums übersetzt und eifrig Mathematik getrieben. Daneben pflegte S. einen regen Verkehr mit den Freunden in der Schweiz, Baden und Elsaß, wie Lavater, die Jacobi, Lenz, Pfeffel, Lerse, Salzmann, Iselin u. a. 1775 war Goethe allein, 1778 mit Karl August in Emmendingen. Aus Schlosser's mehr politischer Thätigkeit ist seine Theilnahme an der damaligen Bewegung in der Gesetzgebung hervorzuheben. Schon 1773 hatte er in Rücksicht auf Carmer's preußisches Gesetzwerk einen Vorschlag zur Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechtes ohne Abschaffung des Römischen Corpus juris veröffentlicht, worin er sich als Vorläufer der historischen Rechtsschule zeigt; 1783 folgte er einem Rufe Joseph's II. nach Wien zur Theilnahme an Konferenzen über eine Gesetzverbesserung in den österreichischen Staaten, überall Beziehungen amtlicher und litterarischer Art mit hervorragenden Männern anknüpfend. In demselben Jahre trat er als eifriges Mitglied dem Illuminaten-Orden bei, um gegen die Feinde der Aufklärung und den Despotismus zu streiten. Sein amtliches Wirken fand zwar die volle Anerkennung der Regierung: er wurde Chef des oberländischen Bergwesens, sorgte für Errichtung von Fabriken und war in jeder Weise bemüht, seinen Bezirk zu heben; doch fehlte es nicht an Spannungen mit der Regierung, die ihren Grund in Schlosser's strengem Rechtssinne auch nach oben hatten, wenngleich der Fürst ihm stets gewogen blieb. 1787 bat er deßhalb um eine Stelle, „an der er nicht reden dürfte, bis man ihn fragte", und wurde als Geh. Hofrath nach Karlsruhe versetzt, wo er, zuerst am Geh. Staatsarchiv und dann beim Landescollegium beschäftigt, eine vielseitige Thätigkeit in allen Regierungsgeschäften entfaltete. 1790 wurde er Director des Hofgerichtes und als Wirkl. Geh. Rath Mitglied des geheimen Rathes. Ein nach seiner Ansicht nicht zu rechtfertigender Eingriff des Markgrafen in das Vorgehen des Hofgerichtes gegen einen tiefverschuldeten Grafen veranlaßte S. zur Einreichung seines Entlassungsgesuches; 1794 schied er unter voller Anerkennung seines Fürsten und zu tiefem Bedauern des Landes aus dem markgräflichen Dienste aus, dem er über zwei Jahrzehnte als einer der hervorragendsten Beamten angehört hatte. Die letzten Jahre im Süden verbrachte er in stetem Verkehr mit den litterarischen Berühmtheiten seiner Zeit: mit J. G. Jacobi, dem er eine Professur in Freiburg verschafft hatte, mit Lavater, den er mehrmals in der Schweiz besuchte, mit Goethe in Heidelberg während der Belagerung von Mainz — hier sahen sich die beiden Schwäger zum letzten Mal, Goethe's Darstellung von einem beiderseitigen Mißbehagen wird durch seine eigenen Briefe widerlegt —, mit Fritz Stolberg, mit G. Forster in Mainz, dessen Schwärmerei für die Revolution S.

durchaus verdammte. Von seinen Schriften aus dieser Zeit seien erwähnt: „Xenocrates oder über die Abgaben“ (1784) gegen Schlettwein's physiokratisches System, die Polemik gegen die Berliner Monatsschrift, die ihn als Gläubigen Cagliostro's verdächtigt hatte, die nach Hugo und Savigny sehr beachtenswerthe Kritik an Svarez' Entwurf eines preußischen Gesetzbuches (1789); S. war früher zur Mitarbeit an demselben aufgefordert worden, hatte aber aus persönlichen und sachlichen Gründen abgelehnt. S. beabsichtigte wegen der Kriegsunruhen im Südwesten sich in eine norddeutsche Stadt zurückzuziehen und dort nur den Musen und der Erziehung seines Sohnes zu leben. Nach längerem Aufenthalt in Ansbach 1796 wählte er Eutin, den Wohnort von Fritz Stolberg, Voß, seines Schwiegersohns Nicolovius und zeitweilig Jacobi's. Hier beschloß er seine schriftstellerische Thätigkeit mit einer Polemik gegen Kant über dessen ewigen Frieden und mit der Uebersetzung von Aristoteles' Politik und Oekonomik. Er sollte sein Leben nicht in der ersehnten Muße zu Eutin enden: als ihn 1798 seine Vaterstadt in ehrenvollster Weise als Syndicus berief, nahm er die Stelle an und siedelte nach Frankfurt über, welches, zu jener Zeit in seinem Bestand als Reichsstadt allseitig bedroht, einer tüchtigen staatsmännischen Kraft sehr bedürftig war. Aber schon am 17. October 1799 wurde S. seiner Vaterstadt mitten aus einer umfangreichen und ihn vollbefriedigenden Thätigkeit durch einen plötzlichen Tod entrissen. — Von Schlosser's Schriften sind oben nur die bedeutendsten erwähnt: die lange Reihe derselben hat sein Enkel Nicolovius am Schlusse der Biographie des Großvaters zusammengestellt; S. selbst veröffentlichte eine Sammlung seiner kleinen Schriften in 6 Theilen 1779—93. Sie umfassen die Gebiete der Politik, Rechtswissenschaft, Moral, Philosophie, Theologie, Geschichte und auch einige Dichtungen. Sie sind heute so gut wie verschollen; sie wurzeln in ihrer Zeit und deren besonderen Anschauungen; der Enkel urtheilt darüber zutreffend: „S., genährt mit dem Marke des classischen Alterthums, stellte in seinen Schriften, beinahe stets mit Beziehung auf practische Wirksamkeit, die fruchtbarsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und Philosophie mit Freimüthigkeit und Beredsamkeit dar. Der gegenwärtigen Zeit ist er als Schriftsteller entfremdet. Wenn er auch, wie Burke, in seinem heiligen Eifer in manches Paradoxe gerieth, so verkündigte er gleichwohl mit Muth, Feuer und Kraft viele Wahrheiten, die heutzutage sehr verkannt werden und dennoch dem Zeitalter höchst dienlich sind.“ — Aus erster Ehe hatte S. zwei Töchter: Luise, welche sich 1795 mit G. H. L. Nicolovius (s. A. D. B. XXIII, 635) vermählte und 1811 starb, und Julie, † 1793; aus zweiter Ehe eine Tochter Henriette, 1809 mit D. Hasenclever vermählt, und einen Sohn Eduard, der 1807 als preußischer Militärarzt starb. —|

Vgl. A. Nicolovius, Joh. Georg Schlosser's Leben und litterarisches Wirken (Bonn 1844). — Heyden, Gallerie berühmter Frankfurter (Frankfurt 1861). — Goethe, Aus meinem Leben. — Dechent, Goethejahrbuch X, über Schlosser's Betheiligung an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. — Stölzel, C. G. Svarez (Berlin 1885), über Schlosser's Stellung zum preußischen Gesetzwerk. — Erdmannsdörffer, Polit. Korrespond. Karl Friedrichs v. Baden, Bd. 1 (Heidelberg 1888), über Schlosser's Thätigkeit in badischen Diensten. — Ferner über Cornelia Goethe: Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit (Stuttgart u. Tüb. 1852). — Geiger, Briefe Goethe's an Cornelia, Goethejahrbuch VII. — Suphan, Zwei Briefe Cornelia's, ebenda IX, und Weinhold, Aus Lenz' Nachlaß, ebenda X. — Ueber Johanna Fahlmer: Urlichs, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer (Leipzig 1875).

R. Jung.

Schlosser: Johann Ludwig S. II., Theologe, des Vorigen Sohn, geboren in Hamburg am 18. October 1738, studirte Theologie und wurde 1762 Candidat des geistlichen Ministerii daselbst. Vermuthlich die seinem Vater gewidmete große Verehrung verschaffte ihm schon 1766 das Pastorat in Bergedorf, einem Lübeck-Hamburgischen (jetzt Hamb.) Städtchen, woselbst er fast während eines halben Jahrhunderts seines Amtes wartete, so gut und so segensreich als seine Kräfte und Gaben reichten. Als Theologe der zeitweiligen Aufklärungsrichtung zugethan, scheint er in dieser Hinsicht eben kein großes Licht geworden zu sein. Schwerlich würde ihm die Auszeichnung zu Theil werden, in dieser Walhalla neben seinem Vater zu figuriren, wenn er nicht als Veranlasser des in der deutschen Theatergeschichte bekannten Priesterstreites über die Sittlichkeit der (damaligen) deutschen Schaubühne, sich einen kaum beabsichtigten litterarischen Namen errungen hätte. — Seine jugendliche Neigung für die dramatische Kunst hatte ihn nämlich schon als Student verführt, einige Lust- und Schauspiele zu verfassen, welche von einsichtslosen Freunden als Manuscript auf die Ackermann'sche Bühne gebracht wurden, wobei seine ausbedungene Anonymität nicht respectirt blieb. Diese Stücke wurden denn auch 1767—68 gedruckt veröffentlicht und von der Kritik ziemlich abfällig beurtheilt, wobei der Recensent Gelegenheit nahm, den ganzen geistlichen Stand zu verhöhnen; hiergegen zunächst trat der Senior des Hamburger Ministerii, Pastor Goeze, energisch auf, was S. zu einer Entgegnung trieb. Da nun auch sein Freund, der Professor Nölting, in den Streit sich mischte und in trivialer langweiliger Art gegen Goeze sich vernehmen ließ, worauf diese litterarische Fehde immer heftiger pro et contra entbrannte, auch gegen das von Goeze eingeholte, ihm günstige Gutachten der theologischen Facultät zu Göttingen boshafte Satyren erschienen, so machte endlich ein Senatsbefehl vom 23. November 1769 dem Streite ein Ende, indem er den betheiligten Parteien Stillschweigen auferlegte. Eine kurze Darstellung dieser seinerzeit Aufsehen erregenden Controverse findet man in einem Aufsatze des Pastor Dr. Geffcken (1851) in der Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Geschichte III, 56—78. Auch Prof. Röpe's Werk „J. M. Goeze, eine Rettung" (1860) liefert Material zu dieser Angelegenheit.

Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 569—71.

Beneke.

Schlosser: Ludwig Heinrich S., lutherischer Geistlicher, geboren am 7. September 1663 zu Darmstadt, † am 8. August 1723 zu Frankfurt am Main. Er entstammte einem Theologengeschlecht. Schon sein Großvater hatte im Kirchendienste gestanden und sein Vater, Philipp S., war Stadtpfarrer und Consistorialrath zu Darmstadt gewesen. Nachdem er den ersten Unterricht durch einen Verwandten erhalten, besuchte er das Pädagogium seiner Vaterstadt von 1671—80. Durch den frühen Verlust des Vaters hatte er eine harte Jugend, deren Werth für seine religiös-sittliche Entwickelung er übrigens selbst nachmals hervorgehoben hat. Ein älterer Stiefbruder, Johann Daniel Arcularius (geb. am 30. März 1650 zu Darmstadt, † am 31. December 1710 zu Frankfurt), war damals Professor in Gießen (zuerst Lehrer der Logik und Metaphysik, dann der Theologie) und nahm sich des strebsamen Jünglings in herzlicher Liebe an, als er 1680 die dortige Hochschule bezog. Außer Arcularius hörte S. auch Hanneken, der einer der ersten Gegner Spener's war. Der lutherischen Rechtgläubigkeit, welche diese seine Lehrer vertraten, ist er immer treu geblieben. Im J. 1686 siedelten beide Brüder nach Frankfurt über, der ältere, um wie der Vater ihrer Mutter Goezen, das Senoriat im lutherischen Predigerministerium zu bekleiden, der jüngere, um seine Prüfung daselbst zu bestehen, während ein dritter Bruder Philipp Casimir S. eine philosophische Professur in Gießen übernahm.

Ludwig Heinrich S. erhielt 1687 nach abgelegtem Examen einen Ruf an das Pädagogium zu Darmstadt, an dem er 9 Jahre lang als Schulmann thätig war. Er wurde 1692 zum Conrector ernannt; doch traten ihm auf dieser philologischen Laufbahn mehrmals Schwierigkeiten entgegen, die vermuthlich mit der Haltung seines Bruders in Frankfurt zusammenhingen. Arcularius trat nämlich im Gegensatz zu seinem Vorgänger Spener gegen den Pietismus auf und wurde sogar von dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen, der dieser Bewegung zugethan war, wegen einer Predigt, die sich auf die Gießener Verhältnisse bezog, im J. 1694 beim Frankfurter Rathe verklagt. Unter diesen Umständen mußte S. einen Ruf nach Frankfurt als Praeceptor primarius (oder secundae classis) am Gymnasium mit Freuden begrüßen, um so mehr als auch der Bruder in Gießen um die gleiche Zeit versetzt wurde. Am 9. Juni 1696 trat er das neue Amt an, das er jedoch bald mit einem Kirchenamt vertauschen sollte. Denn im März 1697 erhielt er nach gehaltener Wahlpredigt die durch den Tod des Pfarrers Johannes (nicht Johann Friedrich) Stark erledigte Stelle. Als jüngster Geistlicher kam er zunächst nach Sachsenhausen, hatte aber noch die Mittwochspredigt in der Barfüßerkirche zu halten. Nach neun Jahren erhielt er ein Pfarramt in Frankfurt selbst, wo er längere Zeit fast ausschließlich als Wochenprediger an der Barfüßerkirche thätig war, bis er 1719 Sonntagsprediger an St. Catharinen wurde. Am 8. August 1723 verschied er infolge eines Schlagflusses nach kurzem Leiden. Sein Wandel war ohne Tadel, und in Treue der Seelsorge, wie im Ernste gegen sich und andere, hat er den pietistischen Geistlichen nicht nachgestanden. Die vom Pfarrer Selig gehaltene Leichenrede nebst dem beigefügten Lebenslauf bildet die Hauptquelle für die Darstellungen seines Lebens in der hymnologischen Litteratur. Sein Verhalten auf dem Krankenlager wurde mehrfach (Feddersen, Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen III, 96, Halle 1780) in erbaulicher Weise verwerthet. Von dreizehn Kindern überlebten ihn acht, darunter ein Sohn, der die gleichen Vornamen führte und nach des Vaters Tode Pfarrer in Frankfurt wurde († am 29. Mai 1752). Von S. rühren 42 religiöse Lieder her, von denen nur einige bekannt geworden sind. Schon in einer von Arcularius besorgten Ausgabe der Praxis Pietatis von Crüger (1693) finden sich mehrere derselben, so das Lied: „Jesus nimmt die Sünder an — drum so will ich nicht verzagen", das unter vier Gesängen gleichen Anfangs das älteste ist und vielfach an das beliebtere von Erdmeister erinnert. Im J. 1700 gab S. selbst ein Andachtsbuch heraus, „Das Gott — geheiligte Bet-Kämmerlein" bei Joh. Bauer (2. Aufl. 1706), welches sieben Abtheilungen enthält. In dem „Gesangbüchlein", das an letzter Stelle steht, finden sich einige seiner eigenen Gedichte. Von den übrigen Theilen dieses „Andachtsbuches", welches die Psalmen, die Katechismen Luther's u. s. f. enthält, dürfte nur das erste, das „Haus- und Kirchenbüchlein auf allerlei Zufälle gerichtet", theilweise von ihm selbst herrühren. 1701 ließ er das Lied: „Hab Acht auf mich in aller Noth" (über seinen Wahlspruch Jerem. 18, 19) besonders für die Gemeinde drucken. Seine theologische Richtung ergiebt sich am besten aus der Vorrede zu den beiden Jubelpredigten, die er 1717 beim Reformationsjubiläum hielt (bei Joh. Phil. Andreae erschienen). Er wandte hier sich nicht nur gegen die römische Kirche und die kurzweg zusammengefaßten Atheisten und Synkretisten, sondern auch gegen „die Leute, die zwar die feinsten und gewissenhaftesten wollten heißen unter den Christen, und sondern sich doch in allen Stücken ab von der öffentlichen Versammlung der christlichen Gemeinde, halten sich zu keiner Kirche und Communion, bekennen sich zu keiner im römischen Reiche statthabenden Religion u. s. f. (vgl. auch S. 86)". Hat er auch zunächst die Separatisten, wie den Anhang des 1690 verstorbenen Joh. Jac. Schütz (s. A. D. B.) dabei im Auge, gegen die auch Arcularius

scharf vorgegangen war, so läßt sich doch auf seine entschiedene Stellungnahme gegen das Conventikelwesen überhaupt daraus schließen. Gelegentlich des großen „Christenbrandes" in Frankfurt (1719) gab er, wie einige andere Amtsbrüder, eine Brandpredigt heraus und fügte außer zwei Brandpredigten verstorbener Theologen auch ein längeres Buß- und Brandlied hinzu, das er für die durch das Feuer geängsteten Freunde in solcher Noth abgefaßt hatte: „Erzürnter Gott, laß Dich erbitten". Die Predigten Schlosser's waren sorgfältig ausgearbeitet, wie er es denn ausdrücklich als Gewissenspflicht des Geistlichen bezeichnet, sich auch auf die geringste Amtshandlung vorzubereiten. Eine besondere Sammlung von ihm abgefaßter Lieder erschien bei seinen Lebzeiten zweimal und wurde nach seinem Tode von seinem gleichnamigen Sohne unter dem Titel, den sie bei dem zweiten Erscheinen erhalten hatte, „Stilles Lob Gottes im geistlichen Zion" in vermehrter Auflage 1724 (bei Andreae) herausgegeben. Hier findet sich u. a. das bekannteste Lied Schlosser's, das er wohl im Blick auf die große Anzahl seiner eigenen Kinder verfaßt hat: „Sorge doch für meine Kinder" (oft irrthümlich seinem Neffen Joh. Ludwig S. in Hamburg, † am 7. April 1754), zugeschrieben, das Passionslied: „Betrübter Gang, den jetzt mein Jesus wallet", das sich in einigen Frankfurter Gesangbüchern findet, und das Pfingstlied: „Edler Geist im Himmels Throne".

Vgl. außer den hymnologischen Werken Strieder, hessische Gelehrtengeschichte. Zur genaueren Feststellung einiger hier und da unrichtig angegebener Daten wurden die Acten des Frankfurter Predigerministeriums benutzt.

H. Dechent.

Schlosser: Philipp Casimir S., geboren zu Darmstadt am 19. October 1658, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt, 1675 die Universität Heidelberg, 1676 Gießen, wo er 1678 Magister wurde. Er war dann Erzieher der Söhne Landgraf Ludwig VI. 1686 ernannte ihn die Regentin Elisabeth Dorothea zum Professor der Logik und Metaphysik in Gießen. 1695 wurde er mit drei anderen Collegen dimittirt, weil er die theologische Facultät verschiedener Irrthümer beschuldigt hatte, ohne einen ausreichenden Beweis erbringen zu können (vgl. E. F. Neubauer in Heßisches Heb-Opfer 5. Stück, S. 507 und 1130. Gießen 1734). 1696 folgte er einem Rufe nach St. Goar als Prediger und Inspector der lutherischen Kirchen und Schulen in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen. 1706 endlich vertauschte er diese Stelle mit dem Amte eines Superintendenten und Consistorialraths in Marburg, wo er am 1. Juli 1712 gestorben ist.

Vgl. Bernhard Duysing, Progressus funebris in obitum Phil. Cas. Schlosseri, Marburg 1712. — Strieder XIII, 47 ff.

Adolf Link.

Schlotheim: Ernst Friedrich Freiherr v. S., Oberhofmarschall und Wirkl. Geheimer Rath in Gotha, bekannt durch seine vortrefflichen paläontologischen Schriften, ist am 2. April 1764 auf dem Schlotheimischen Schloßgute Almenhausen in Thüringen geboren und am 28. März 1832 in Gotha gestorben. Derselbe besuchte zuerst auf der Universität Göttingen juridische Collegien und hörte dann in Freiberg naturwissenschaftliche und montanistische Vorlesungen. Nach Beendigung der Studien trat S. in die juridische Laufbahn ein, wurde 1793 erst Beisitzer, dann 1805 dirigirender Rath und endlich 1817 Präsident des Kammercollegiums in Gotha, welche Stellung er bis 1828 inne hatte. Neben seinem amtlichen Dienste beschäftigte sich S. schon frühzeitig mit dem Aufsammeln von Versteinerungen, legte sich eine Sammlung an und suchte nach dem Vorgange von Walch und Schulze die Lücke in den wissenschaftlichen Publicationen auszufüllen, welche damals noch in der Kenntniß der Pflanzenver-

steinerung bestand. Dazu benutzte er hauptsächlich das reiche Material, welches in den Steinkohlenbergwerken Thüringens, namentlich bei Manebach gefunden und aufgesammelt worden war. Schon in Hoff's Magazin für gesammte Mineralogie hatte S. eine Beschreibung von diesem Vorkommen gegeben und publicirte 1804 ein mit gut ausgeführten Abbildungen reichlich geschmücktes phytopaläontologisches Werk: „Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke". Er führt darin unter Anderem aus, daß die meisten dieser Pflanzenreste als Abkömmlinge baumartiger Farne zu betrachten seien und zog aus ihnen die Folgerung, daß sie einem wärmeren Klima der Vorzeit angehören müßten. 1813 publicirte S. eine chronologische Uebersicht der ihm damals bekannten Versteinerungen, nach den verschiedenen Formationen geordnet, in welchen sie sich vorfinden (Mineral. Taschenbuch von Leonhard VIII, 3) und wies dabei auf die Wichtigkeit der Versteinerungen für die Bestimmung des relativen Alters der verschiedenen Gesteinschichten hin. Später verlegte sich S. hauptsächlich auf das Auffinden und Studium von Thierüberresten. Ein größeres vortreffliches Werk ließ er 1820 unter dem Titel: „Die Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte" mit zahlreichen Tafeln erscheinen, dem 1822 und 1823 zwei Nachträge folgten. Dasselbe kann als grundlegend, namentlich für die Versteinerungskunde des Muschelkalks bezeichnet werden. In der Einleitung gibt er eine gute Uebersicht über den damaligen Stand der Paläontologie und macht die sehr richtige Bemerkung, daß die Formen und Klassen der Versteinerungen des Thier- und Pflanzenreichs immer fremdartiger und unbekannter werden, je höher das relative Alter der Gebirgsformation ansteige. Er gibt zwar zu, daß Erdrevolutionen mehrfach eingetreten seien, bestreitet aber auf das bestimmteste, daß die in den verschiedenen Gesteinsschichten vorkommenden verschiedenartigen organischen Ueberreste als die Erzeugnisse stets sich wiederholender Erdrevolutionen und neuer Schöpfungen angesehen werden dürften. Die Schöpfung sei nicht gleichsam ein abgethanes Geschäft in einem kurzen Zeitraum; sie wirke vielmehr ins Unendliche fort und alles Mögliche und Nothwendige verändere und bilde sich nach unveränderlichen Gesetzen in den günstigen Augenblicken um. In diesen Aeußerungen sehen wir die Ansicht einer allmählichen fortschreitenden Umformung der organischen Wesen bereits deutlich ausgesprochen. Man kann S. in der That als den Begründer einer neuen wissenschaftlichen Behandlung der Versteinerungen in Deutschland bezeichnen. Auch später war S. noch vielfach auf paläontologischem Gebiete thätig und lieferte mehrere Abhandlungen im Bergmännischen Journal, in v. Hoff's Magazin für Mineralogie und Leonhard's mineralogischem Taschenbuche. Seine Sammlung, welche lange Zeit hindurch als die beste ihrer Art galt, ging später in den Besitz der Berliner Universität über. Als seine letzte Arbeit auf diesem Gebiete erschien die Schrift: „Merkwürdige Versteinerungen" 1832. Inzwischen war S. auch zu hohen Ehren und Würden emporgestiegen, wurde zum Oberhofmarschall und wirklichen geheimen Hofrath in Gotha ernannt und war außerdem Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Poggendorff, biogr.-litt. Handwb. II, 810. — Zittel, Beitr. z. Gesch. d. Paläontologie, S. 170.

v. Gümbel.

Schlotheim: Giselher v. S. (Slatheim, nordwestlich von Erfurt), Mystiker in deutscher Sprache. Im 16. Jahrhundert war Erfurt einer der Ausgangspunkte der Reformation und ein Hauptsitz des Humanismus, im 14. Jahrhundert finden wir in derselben Stadt eine wichtige Stätte mystischer Lehre. Hierhin, wo Eckehart in früherer Zeit mit Erfolg gewirkt hatte, wo die beste Handschrift seiner Predigten zu Stande kam (Oxforder Hs. vgl. Zeitschrift f.

deutsches Alterthum 15,373 ff.), hierhin führt uns auch das Wirken und die litterarische Thätigkeit eines Giselher v. S. G., früher Lesemeister der Dominicaner zu Köln, dann zu Erfurt, verfaßte zwischen 1323 und 1337, ca. 1326 eine uns in mehreren Handschriften erhaltene deutsche Predigtensammlung (Erklärungen der Evangelien und Episteln), in der er eigenes und fremdes aneinander reihte. Es liegen uns in diesem umfangreichen Werke Predigten verschiedener mit der scholastisch-mystischen Predigtweise vertrauter, gelegentlich auch wohl direct an Eckehart's Lehre gebildeter Männer vor, Predigten, die zum Theil im September 1325 auf dem Provinzialcapitel zu Erfurt gehalten worden, im einzelnen aber noch hinsichtlich ihrer Verfasser zu sichten sind. Preger hat sich um letzteres mit Erfolg bemüht. Derselbe Giselher verfaßte auch in den Jahren 1343—1349 für Hermann v. Fritzlar, einen begüterten Laien, ein Heiligenleben und zwar verfuhr er dabei in ähnlicher Weise wie bei der älteren Predigtsammlung, insofern er auch hier eigene Predigten mit einer Reihe fremder vereinigte: diz buch ist zu sammene gelesen ûzze vile anderen bucheren und ûzze vile predigâten und ûzze vile lêrêren. — daz sind antweder meisterpfaffen oder sint lesemeistere. Mit Namen genannt werden nur Hermann v. Schilditz und Gerhard v. Sterngassen. Erst jetzt war durch die sermones de sanctis, die in dem älteren Werke noch fehlten, die Sammlung eine möglichst vollständige geworden. Aus ersterem wurden sämmtliche Predigten, bei denen die Evangelien mit Heiligentagen zusammenfallen, in das neue herübergenommen, außerdem fügte Giselher manches von Hermann's v. Fritzlar eigenen Erlebnissen hinzu und auch sonst mag letzterer hie und da eine Bemerkung eingeschaltet oder nachgetragen haben. Besonders interessant sind die Schilderungen fremder Sitten und Gebräuche, wodurch die Darstellung Leben und Farbe erhält. Sie kamen dem Sammler durch den Auftraggeber, der in Südeuropa gut bekannt war, zu, doch scheint auch Giselher selbst in der Welt sich umgesehen zu haben. Das Hauptthema aller Mystiker, die Geburt Christi in der menschlichen Seele, wird auch in diesen Predigten vielfach berührt. Preger hat es sich angelegen sein lassen, aus diesem zweiten Werke Giselher's directes Eigenthum gleichfalls zu ermitteln, ohne daß damit die Frage bereits abgeschlossen wäre. Nach einer Notiz im Heiligenleben hatte Hermann v. Fritzlar schon früher unter dem Titel Die Blume der Schauung eine kurze mystische Anthologie zusammenstellen lassen. Das Werk galt für verloren, ist aber neuerdings von Preger in einer Nürnberger Handschrift wieder aufgefunden worden; leider ist der Text in äußerst verdorbener Gestalt überliefert.

Zum handschriftlichen Predigtwerk vgl. J. Haupt, Beiträge zur Litt. der deutschen Mystiker, Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien 76, 51 ff. (vgl. Germ. 21, 226) und 94, 235 ff. — Preger, Geschichte der deutschen Mystik 2, 87 ff. 91 ff. 160 ff. — Strauch im Anz. f. deutsches Alterthum 9, 122 ff. 144 ff. — Zeitschrift f. deutsches Alterthum 8, 211. — Das Heiligenleben hg. von Pfeiffer, Deutsche Mystiker 1, 3—258. vgl. S. XIII ff. — Jahrb. f. niederd. Sprachforschung 3, 65 f. — Preger a. a. O. 2, 103 ff. — Zeitschrift f. deutsche Philologie 19, 487. — Die Blume der Schauung, hg. v. Preger a. a. O. 2, 426 ff. vgl. 1, 321. 2, 89 ff. 205. — Denifle, Arch. f. Litt. und Kirchengesch. des Mittelalters 2, 530 Note. — Vgl. noch Wackernagel, Altdeutsche Predigten S. 432 f. — Bach, Meister Eckhart S. 181. — Keller, Die Waldenser S. 47 ff. — Durch diesen Artikel wird der obige (A. D. B. 8, 118 f.) über Hermann v. Fritzlar berichtigt und ergänzt.

Philipp Strauch.

Schlotheim: Karl Ludwig Freiherr v. S., preußischer General der Cavallerie, geb. am 22. Aug. 1818 zu Uthleben bei Sangerhausen, trat am 1. Juli 1835 beim 12. Husarenregiment in den Dienst, ward am 11. September 1836 Secondlieutenant, 1842 Regiments-, 1848 Brigadeadjutant, nahm 1849 als Adjutant der Reservecavallerie des 2. Armeecorps der Rheinarmee am Feldzuge gegen die Aufständischen in Baden teil und ward, nachdem er 1853 Rittmeister geworden war und unter Leitung des damaligen Generalstabschefs des IV. Armeecorps, Oberst Freiherrn von Moltke, eine Generalstabsübungsreise mitgemacht hatte, im October 1855 in den Generalstab versetzt. In diesem Verhältnisse trat er in dienstliche Beziehungen zum Prinzen Friedrich Karl von Preußen, wurde zu den Vorbereitungen für die Umgestaltung des Heeres herangezogen und bei der Verwirklichung derselben am 12. Mai 1860 zum Führer, bald darauf aber zum Commandeur des zu errichtenden 2. Garde-Dragonerregiments ernannt. Aus den ihm überwiesenen Stammtheilen hatte er bald einen einheitlichen Organismus voll frischen Lebens und Strebens geschaffen, an dessen Spitze er blieb, bis er am 14. December 1865 als Oberst zum Chef des Generalstabes des 8. Armeecorps ernannt wurde. Dem commandierenden General des Corps, General Herwarth v. Bittenfeld, stand er in der Eigenschaft als Chef des Generalstabes zur Seite, als jener im Feldzuge des Jahres 1866 die Elbarmee befehligte. Oberst v. S. brachte aus demselben den Orden pour le Mérite zurück. Als nach dem Kriege die großherzoglich hessischen Truppen in den Rahmen des preußischen Heeres traten, ward er zum Commandeur der großherzoglich hessischen Kavalleriebrigade (25.) ernannt. Er führte diese 1870, wo sie einen Bestandtheil des IX. Armeecorps bildete, nach Frankreich und wohnte mit derselben der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat (18. August) bei, ward dann zum Chef des Generalstabes der unter dem Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen neugebildeten Maasarmee ernannt und machte in dieser Stellung den Rest des Krieges mit. Beide Classen des Eisernen Kreuzes, das Eichenlaub zum Orden pour le Mérite, der königlich-sächsische Heinrichsorden 2. Classe &c. brachten die Anerkennung zum Ausdruck, welche Schlotheim's Leistungen in den Kämpfen gegen das Heer Mac Mahon's und bei der Belagerung von Paris gefunden hatten. Nach Beendigung des Krieges befehligte der General zuerst eine Division des in Frankreich verbliebenen Besatzungsheeres und dann, seit dem 20. März 1872, die 17. (mecklenburgische) Division. Am 18. September 1880 zum commandierenden General des 11. Armeecorps ernannt, starb er, wenige Tage nachdem die mit Rücksicht auf seine Gesundheit von ihm erbetene Entlassung bewilligt worden war, am 7./8. April 1889 in seiner bisherigen Garnison Kassel. S. war streng und scharf, aber auch gerecht und wohlwollend: sein Tadel war rein sachlich und ward nur ausgesprochen wenn es nothwendig war; er selbst war daher von seinen Untergebenen wahrhaft geliebt — lautet das Urtheil eines der letzteren in einem im Militair-Wochenblatte ihm gewidmeten Nachrufe.

Militair-Wochenblatt, Berlin 1885, Nr. 68; 1889, Nr. 33. — Allg. Mil.-Ztg. Darmst. 1885, Nr. 67, 68; 1889 Nr. 30. B. Poten.

Schlotterbeck: Johann Friedrich S., Dichter, geb. am 7. Juni 1765 in dem württembergischen Schwarzwaldstädtchen Altensteig als Sohn des dortigen Stadtpfarrers, † am 14. Juni 1840 in Obertürkheim, gehörte zu der von der Romantik unberührten älteren schwäbischen Poeten-Schule, als deren Haupt Friedrich Haug anzusehen ist. Zur Theologie bestimmt durchlief er die niederen Seminarien und brachte es im Tübinger Stift 1784 zum Magister, wurde aber noch in demselben Jahre „hinausgeworfen“. Herzog Karl von Württemberg stellte den begabten und lebhaften jungen Mann im Jahre 1788 an den un-

teren Classen seiner hohen Carlsschule als Lehrer des Lateinischen und Griechischen an. S. entwickelte dort nebenbei soviel Talent als immer schlagfertiger Dichter für Hof- und Theaterzwecke, daß ihn nach Aufhebung der Carlsschule im J. 1794 der Herzog Ludwig Eugen zum Hof- und Theaterdichter, auch Hoftheatersecretär ernannte. Aus dem Schulmann entpuppte sich bald ein ganz brauchbarer Kanzleibeamter, der als Secretär in verschiedenen Stuttgarter Collegien verwendet wurde und im Jahre 1817 zum Kanzleidirector bei der Regierung in Ulm, vom Jahre 1820 an mit Sitz und Stimme im Collegium, aufrückte. Im Jahre 1828 trat er in den Ruhestand. Als Hofdichter schuf er eine große Menge von Begrüßungen, Glückwünschen, Trauergesängen, als Theaterdichter Prologe, Epiloge, Fest-Cantaten, Einlagen in Schauspiele und Opern, Uebersetzungen und dergl. Daneben war er für Stuttgart und später für Ulm, aber auch sonst für Stadt und Land ein beliebter und gesuchter Gelegenheitsdichter bei öffentlichen und häuslichen Freuden- uud Trauerfesten, voll guter Laune in heiteren, sehr thränenreich in ernsten Stücken. Von anderen Dichtarten pflegte er als Humorist und Satiriker das gesellige Lied, die Fabel, das Epigramm und die Ballade. Er gab als Probe der drei letzten Gattungen ein erstes (und einziges) Bändchen unter dem Titel: „Fabeln und Erzählungen nach Phädrus und in eigener Manier“ (1790) heraus, wozu ihm Schubart als Vorrede eine geistreiche Skizze der deutschen Fabeldichtung schrieb. Einen Theil seiner Gelegenheitsgedichte, 115 von 630, wie er sagt, veröffentlichte S. mit ein paar Dutzend anderen in der „Sammlung vermischter Gedichte“ (1825). Sein einst viel gesungenes Lied „In Mirthills zerfallener Hütte“ steht nur in der Sammlung von 1790. Seine Hof-Poeme haben nicht den vollen Ton und Schwung der schubartischen, seine Fabeln und Sinngedichte nicht die glückliche Kürze und den treffenden Witz der haugischen; noch weniger hält er in den Liedern und Balladen den Vergleich mit Uhland und seiner Schule aus. Mit Geschick schlug er ein paar Mal in Rekruten- und Landmiliz-Liedern unter Verwendung des schwäbischen Dialekts den patriotisch-volksthümlichen Ton an.

Vgl. den Nekrolog in der Schwäb. Kronik Jahrg. 1840 S. 713 f. Wagner, Gesch. d. h. Carlsschule Bd. 2 S. 201 u. ö. — H. Fischer, Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts S. 9.

Wintterlin.

Schlotthauer: Joseph S., Historienmaler, geb. am 14. März 1789 zu München. Sein Vater war Theaterdiener am kurfürstlichen Hoftheater zu Mannheim und 1783 mit demselben nach München gekommen; die Dürftigkeit seines Einkommens gestattete nicht bei der Bestimmung des künftigen Berufes seiner vielen Kinder deren Neigungen und Talente abzuwägen, sondern zwang die nächste Gelegenheit zu irgend einem Erwerbe zu ergreifen. So kam es, daß S. der jüngste von sechs Brüdern, trotz seiner großen Neigung zur Kunst das Schreinerhandwerk erlernen mußte. Als Lehrling benützte er die kurzen Freistunden um sich im nothwendigsten Lineal- nnd Freihandzeichnen zu üben; später genoß er den Unterricht an der Feiertagsschule, um sich mit gemeinnützigen Kenntnissen, wie Mechanik, Physik, Chemie vertraut zu machen und legte so den ersten Grund zu seinen späteren weit greifenden Forschungen. Doch blieb er seiner Hauptneigung zur Malerei getreu; sie folgte ihm, nachdem S. als Geselle auf die Wanderschaft ging, geleitete ihn ins Vaterhaus zurück und ließ den Unverzagten endlich die Mittel und Wege finden, seinem innerlichen Drange Genüge zu leisten. Schon hatte er sich, ein Autodidakt im strengsten Sinne, so weit gefördert, um an der Akademie die Prüfung zu bestehen und Aufnahme zu finden, als die Militärpflicht ihn traf und 1809 in den Tiroler-Krieg führte. In der sicheren Zuversicht, bald möglichst wieder der Kunst leben zu

dürfen, trat S. in das neuerrichtete Corps freiwilliger Jäger, in deren Mitte er, nicht ohne Fährlichkeiten, den Feldzug bestand und zum Korporal vorrückte. Als Soldat zeichnete S. während des Krieges allerlei Pläne und Karten für die Generale und malte in Aquarell den Tirolern kleine Bilder, Namensheilige und dergleichen, wodurch der nichts weniger als rauhe Krieger sehr beliebt wurde. Nach Auflösung des Schützencorps wäre S. zum Lieutenant avancirt, aber die Liebe zur Kunst gewann die Oberhand; so bezog er die unter Langer florierende Akademie, wo trotz der rhetorischen Form und dem hohlen Pathos doch coloristisch etwas Tüchtiges zu lernen war. Er oblag der Kunst mit einer Liebe und Ausdauer, welche diesen von den höchsten Idealen beseelten Künstler zeitlebens charakterisierten. Als reife Probe seines Könnens erschien schon 1814 auf der Ausstellung der Akademie ein Kinder-segnender Heiland. Dann arbeitete S. seiner inneren Veranlagung folgend in stiller Unverdrossenheit weiter an seiner eigenen Ausbildung; gedrückt von Leiden und schweren Mühseligkeiten, unter inneren Seelenkämpfen und sorgenbelastet für sich und die Seinen, malte der fromme tiefgläubige Mann außer mehreren Portraits fast ausschließlich nur religiöse Gegenstände. Es war die Zeit, wo Martin Boos, Feneberg, Goßner, Lindl und „die Stillen im Lande“, im Gegensatze zu dem früheren Rationalismus auf eine wunderliche Mystik verfielen und in ihrer Manier Zeichen und Wunder thaten. S. folgte, ebenso wie Ringseis, Brentano und Sailer als aufmerksamer und reger Beobachter dem überraschenden Treiben, womit das neue Anklopfen der Geisterwelt begann, bis er alsbald ermüdet und durch Cornelius in eine ganz neue Bahn künstlerischer Thätigkeit gelenkt, dem ganzen spiritistischen Rummel den Rücken wendete. Sein reines, lauteres Streben ging, wie bei den alten Meistern von Siena, auf Innigkeit und Tiefe des Ausdrucks, auf Adel und Wahrheit der Form und daß ihm dieses nicht selten und in hohem Grade gelang, beweisen mehrere Bilder, darunter beispielsweise ein dornengekrönter Christuskopf (welcher 1819 in den Besitz des geistvollen Sammlers und Kunstschriftstellers Herrn von Quandt zu Dresden gelangte) und eine ähnliche Wiederholung desselben (Eigenthum der gräflichen Familie Pocci), welche von Schreiner auf Stein gezeichnet, alsbald typisch wurden. Ebenso das feierliche Haupt eines „Salvator mundi“ und einer in reiner Unschuld leuchtenden „Madonna“, insbesondere aber das Bild einer „heiligen Familie“ — St. Joseph vorlesend an einem Tische, ihm gegenüber Maria mit dem Ausdrucke des andächtigen Zuhörens gleichfalls sitzend; zu ihren Füßen spielt das himmlischee Kind mit einem Lämmchen — welches in seiner ungesuchten Schlichtheit und ächt deutschen Naivetät, in allen Formaten nachgebildet, im Stich (von Adrian Schleich), Steindruck (Schreiner) und Photographie, als Glasbild und Farbendruck vervielfältigt, eine beinahe unverwüstliche Probehaltigkeit bewies und die größte Popularität gewann, so daß es nur zu oft ohne den Namen des Künstlers in die weite Welt ging.

Als im Jahre 1819 Peter Cornelius nach München kam, suchte er tüchtige Gehülfen, mit welchen er sein großes Werk, die Fresken der Glyptothek, auszuführen gedachte. Sein Adlerauge fand den rechten Mann in S., welcher ihm bald mehr wurde als die Anderen: der treueste Herzensfreund des großen Meisters, sein eigentlichster Johannes und seine hülfreich ausführende Hand. Erst vergrößerte S. mit feinfühligstem Verständnisse einige Zeichnungen des Meisters und malte nach den Farbenskizzen desselben etliche kleine Bilder in den Feldern und Cassetten des Plafond (z. B. den Carton zum „Abend“. Vgl. Kunstblatt 1821 S. 275) und warf sich dann mit solcher Energie und so glücklichem Erfolge auf die ihm früher ganz fremde Technik der Freskomalerei, daß Cornelius seine helle Freude darüber äußerte. Im Wetteifer mit

Heinrich Heß und Clemens Zimmermann that er es diesen nicht nur gleich, sondern überflügelte sie im Glanz der Farbe, insbesondere aber durch sein heute noch bewundernswerthes Helldunkel. Im Jahre 1822 malte S. schon selbständig die „Aurora mit Tithonus zu Jupiters Füßen", die „Luna mit den Hesperiden", die „Diana im Bade" und „Diana mit Endymion"; zu seinen weiteren Leistungen zählen die „Hochzeit des Peleus und der Thetis" (1825), das „Urtheil des Paris", die „Vermählung" und „Entführung der Helena" (1828); mit Cornelius malte er den „Streit des Achill", den „Kampf um die Leiche des Patroklus" und die „Zerstörung Trojas". Auch war S. betheiligt am „Reich des Neptun", am „Olymp" und der „Unterwelt", wo besonders die im herrlichsten Clair-obscur gemalte Gestalt der Eurydice als eine der vorzüglichsten Fresko-Leistungen genannt zu werden verdient. S. hat nach dem Zeugniß des Grafen Raczynski — welcher in seiner „Geschichte der neueren Kunst" (1840, II, 300) Schlotthauer's Antheil an den einzelnen Bildern besonders aufzählt — „bewiesen, daß Niemand in München besser malte als er; man darf sogar annehmen, daß Alle, die in der Glyptothek malten, ohne selbst den Meister Heinrich Heß auszunehmen, aus Schlotthauer's Beispiel nützliche Lehren gezogen haben."

Im Jahre 1825 machte S. mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Oberitalien und ging dann 1830 mit Cornelius nach Rom. Im Februar 1831 wurde S. Professor an der Münchener Akademie, wo er sich fast ausschließlich der Heranbildung junger Talente widmete. Er that dieses mit einer wirklich beispiellosen Hingebung als ein ächt väterlicher Freund, bahnte seinen Schülern die Wege, sorgte für die Mittel, den meist dringend Bedürftigen eine Existenz zu bereiten, verhalf ihnen durch seine Empfehlung zu Aufträgen und stand ihnen immerdar bei mit Rath und That. Dazu zählte in erster Reihe Johann Schraudolph, Karl Högerl (aus Regensburg, † 1830 zu München, welchen S. bei seiner Reproduction des „Holbein'schen Todtentanzes", München 1832) verwendete, dann Thomas Gruggenberger († 1882), Ludwig Moralt († 1888), Ulrich Halbreiter, F. G. Lacher (1809—1882), Max Hailer, Jos. Holzmaier († 1859) u. s. w. Mit den Letztgenannten ging S. im Herbste 1834 nach Mailand, um im Auftrage des reichen Frl. Emilie Linder (geb. 1797 zu Basel, † 1867 zu München) das Abendmahl des Lionardo da Vinci zu copieren. Außerdem wirkte S. auch auf die, ebenso artistischen wie historischen Studien obliegenden jungen Leute, welche unter dem Titel einer „Gesellschaft zu den drei Schilden" (1831—1838) in feuriger Begeisterung zur Erforschung der deutschen Vorzeit zusammen traten. Dazu gehörten Fr. Hoffstadt, der tiefsinnige Erforscher des Spitzbogenstyles, der edle, vielseitige Graf Franz Pocci, die Maler Karl Ballenberger, Ludwig Zenker, Jos. Scherer, die Architekten Domenik Quaglio und Hermann Keim, der Bildhauer Ludwig Schwanthaler, der Dichter Friedrich Beck (geb. am 20. Juni 1806 zu Ebersberg, † 30. Aug. 1888 zu München), der edle Sulpiz Boisserée und die beiden Rechtsgelehrten Fr. Freiherr von Bernhard und Hans Freiherr von Aufseß, der nachmalige Gründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, wozu die Idee schon in der „Gesellschaft zu den drei Schilden" wurzelte. Schlotthauer's Thätigkeit als Lehrer hatte alsbald die des Malers völlig absorbiert, um so mehr als eine Menge von Verbesserungen, Entdeckungen und Erfindungen, welche sich ihm größtentheils zufällig aufdrängten, den rastlosen Mann mit immer neuen Versuchen vollauf in Anspruch nahmen. Mit einer nur dem Lionardo da Vinci vergleichbaren Vielseitigkeit arbeitete S. an technischen Problemen. Schon in früher Jugend fertigte S. einen praktikablen Löwen, welcher damals am Wagen des „Sarastro" in der „Zauberflöte" zur Verwendung kam und lange im Gebrauch blieb, nach=

dem dessen aus Pappendeckel cachierter Vorgänger mitten auf der Bühne abgebrochen und mit der sichtbaren Hälfte des darinnen verborgenen Knaben zum großen Vergnügen des Publicums in die Coulissen zurückgelaufen war. Dann kamen Apparate zur Reinigung der Zimmerluft in einfachster Form, ein Spritzkrug mit Zerstäubungs-Systen zur Vertilgung des Ungeziefers und dergleichen nützliche Hauseinrichtungs-Gegenstände mehr, darunter auch ein ziemlich complizirtes Bierfaß mit einem je nach dem Inhalt sinkenden Deckel, in welchem sich der „Stoff“ immerdar in gleicher Frische erhielt und durch völligen Abschluß der Lufteinwirkung ein sogenanntes „Abstehen“ des Getränkes unmöglich war — ein für kleine Wirthschaften und Haushaltungen höchst erwünschtes, durch seine Construction jedoch ziemlich theueres Fahrniß, so daß es trotz den Jahre lang gelungenen Proben doch beim ersten Modell verblieb. Ungleich wichtiger und weittragender führten ihn seine Kenntnisse in der Mechanik und Anatomie auf ein neues Heilverfahren bei Verkrümmungen der Wirbelsäule, wobei S. die Flexion in Anwendung brachte. Ein krankes Kind seines Freundes Cornelius, an dessen Herstellung die Aerzte verzweifelten, erhielt durch Schlotthauer's Behandlung heile und gerade Glieder. Der Fall erregte Aufsehen, das Zutrauen wuchs und S. vollführte überraschende Kuren; unzählige arme, verwahrloste und verkrüppelte Kinder wurden durch seine Bandagen, deren Wirkung Gundelreben-Bäder unterstützten, gesund und hergestellt. S. begründete, unter der Assistenz von Dr. Horner, mit dem Corsetten-Fabrikanten Ignaz Pruner eine vielbesuchte orthopädische Heilanstalt, welche bald an Umfang gewann, bis S. 1844 nach Italien ging und sich mit ungetheilter Kraft der Enkaustik zuwendete. Doch blieb S. bei vielen Aerzten, wozu in erster Reihe Geheimrath Dr. von Ringseis gehörte, eine Autorität und stand mit seinem Wissen bereitwilligst bei. Schließlich vererbte er dieses an den jungen Säckler Hugo Krieger (geb. 27. Februar 1830), welcher durch treffliche Bandagen Schlotthauer's Aufmerksamkeit erregt und dessen Intentionen verständnißinnigst erfaßt hatte. Obschon über das Alter der gewöhnlichen Schulbildung hinaus, erwarb Krieger möglichst die fehlenden Studien, hospitirte die Universität, warf sich mit Feuereifer auf Chirurgie und Anatomie, besuchte Wien, Paris, London und Petersburg und eröffnete dann 1855 eine auf Schlotthauer's Principien basierte orthopädische Anstalt, welche einen wirklich europäischen Ruf erzielte und nach Krieger's schon am 5. Mai 1880 erfolgtem Ableben unter der Leitung des Geheimraths und Generalstabsarztes Dr. von Nußbaum heute noch florirt. (Vgl. über Krieger den interessanten Artikel von Dr. v. Nußbaum in dem von K. v. Reinhardstöttner u. K. Trautmann herausgegebenen „Jahrbuch für Münchener Geschichte“ 1889. 3. Jahrgang S. 177 ff.) Während S. in beinahe ganz unfreiwilliger, immerhin aber weittragender Weise dem orthopädischen Heilverfahren oblag, war sein contemplatives Sinniren auf eine neue Maltechnik gerathen. Als ausgezeichneter Praktiker kannte er längst die Schattenseiten der Frescomalerei und forschte nun nach einem neuen Bindemittel zwischen Grund und Farbe. Oberbergrath Joh. Nep. von Fuchs hatte das Wasserglas in Anwendung zu bringen gesucht. Die ersten Proben machte 1834 Theodor Kaufmann, ein Schüler Kaulbach's, im Neuen Königsbau, aber ohne Erfolg; auch G. Hiltensperger vermochte nichts mit diesem widerstrebenden Material auszurichten, ebensowenig F. X. Fernbach. Fuchs wendete sich an den gerade in der Allerheiligen-Kirche malenden Heinrich Heß, aber auch hier mißlang der Versuch das Wasserglas unter die Farben zu mischen, welche sich zu Klumpen verzogen, während die Pinsel wie Draht unbrauchbar verhärteten. Nun suchte Fuchs Hülfe und Rath bei S. Dieser, mehr in der Chemie der Farben erfahren, bereitete einen neuen Grund nach anderer Methode; aber das neue Bindemittel

taugte noch nicht, dunkelte und hellte die Farben zu ungleich. Auch das abgedampfte Wasserglas blieb unbrauchbar. Nun fiel S. darauf, das Gemalte durch Wasserglas zu fixiren. Dagegen that nun Fuchs Einsprache. Doch schienen die Proben vielversprechend. Zuerst wurde von unparteiischer Hand im Hofe des Baumeister Gärtner versuchsweise ein Kopf gemalt und König Ludwig davon benachrichtigt. Nach vielen fördernden Experimenten und großen pecuniären Opfern kam S. mittelst einer von ihm construirten Spritze und einem drehbaren, mit Borsten-Bürsten besetzten Cylinder zu einer originellen Fixir-Methode. An Kaulbach's altem Atelier (in der Nähe des jetzt überbauten „Holzgartens") wurden 1845 durch A. Hesselberg († am 13. März 1883) zwei farbenprächtige Pfauen gemalt, welche allen mit Feuer und Eis, im Sommer und Winter über sie verhängten Unbilden widerstanden, ihr Colorit behielten und erst beim Abbruch des berühmten Ateliers schnöde demolirt wurden. Fuchs, welcher schon längst verzweifelnd am Gelingen seiner Projecte, sich ganz davon abgewendet hatte, sprang plötzlich um, als Oberbaurath W. Stier von Berlin kam und gab die „Stereochromie" als seine eigene Erfindung aus. Das Ganze bildete eine lange Kette von Leiden und Opfern für S., welcher aus eigenen Mitteln die zahllosen Versuche und Präparate bestritten hatte und nun selbst den Ruhm davon verlieren sollte.

Im Herbste 1844 wurde S. mit einer (aus Dr. von Schafhäutl, Prof. Louis und Reinsch bestehenden) Commission nach Pompeji gesendet zur eingehenden Prüfung der antiken Wandmalerei. S. gewann die Ueberzeugung, daß die Alten noch ein weiteres und zwar mineralisches Bindemittel in Anwendung brachten, welches die unzerstörbare Dauerhaftigkeit der Farben erzielte; er glaubte dieses Arcanum gefunden zu haben, wozu eine verbesserte Bereitung des Malgrundes und eine völlig neue Zubereitung der Farben in Angriff genommen wurde. So gelangte er zu neuen Verbesserungen und brachte seine Methode für Wand- und Staffeleibilder zur Anwendung und ermöglichte ein Colorit, welches leuchtender und lebhafter wirkte als das bisherige Fresco; auch war damit die große Annehmlichkeit verbunden, daß der Maler nicht mehr an den nassen Kalk und dadurch zu einer bestimmten Tagesarbeit gebunden war, sondern die Malerei auf trockenem Grunde, gleichviel ob auf einer Mauer- oder Leinwandfläche, in beliebigen Abständen und Pausen erfolgen konnte. Viele Sorge verschaffte ihm freilich der Umstand, daß anfangs manche Farben sein Bindemittel nicht annahmen oder nach dem Auftrage sich änderten, nachdunkelten oder verblaßten. S. aber ermüdete nicht; die Probleme reizten nur seinen Denk- und Scharfsinn, er experimentirte weiter, bis er zuletzt jeden Widerstand überwand. Jeder Maler, welcher mit Schlotthauer's eigenen Präparaten probeweise hantierte, bekannte freudig überrascht, daß diese Technik höchst angenehm sei, weit über der Oelmalerei und dem Fresco stehe und ganz überraschende Effecte in Leuchtkraft und Farbenwirkung gewähre. Schlotthauer's Atelier schien darüber freilich in ein wahres Laboratorium verwandelt und ähnelte der Küche eines Alchymisten: Bis an die hohe Decke hinauf waren alle Wände mit Repositorien vertäfelt, in welchen unzählige Gläser, Büchsen, Kolben und Phiolen standen, während auf den langen Tischen, in den Herden und Oefen alle möglichen Arcana kochten, brodelten und destillirten. Die zu einem ganzen Capital sich aufstauenden Kosten, wozu auch der Unterhalt eines nicht besonders geistreichen Amanuensis kam, bestritt unser muthiger, für seine Entdeckungen zu den größten Entbehrungen und Entsagungen opferbereiter Forscher, welcher zuletzt nicht nur seinen ganzen Besitz, darunter ein kleines, an der Isar gelegenes Häuschen mit Garten, veräußerte, sondern auch die materielle Hülfe seiner Freunde in Anspruch nahm und aus den noch zu gewinnenden Resultaten der deutschen

Wissenschaft und Forschung ewigen Ruhm und goldene Berge versprach. An der Verbesserung dieser Probleme arbeitete und brütete er fort, wie ein ächter Adept; selbst als seine Versetzung in den Ruhestand ihm die unentbehrlichen Räume der Akademie zu entziehen drohte, experimentirte er weiter und selbst in den letzten Monaten seines plötzlich sinkenden Lebens dachte der völlig mittellos gewordene Mann noch an den Erwerb eines Hauses und den Bau großartiger Oefen. Der Fluch des idealen Autodidakten verfolgte ihn auch auf diesen, seine Kräfte weit überschreitenden chemischen Versuchen. Von allen möglichen Geschäften, Fragen und künstlerischen Anliegen umdrängt, von weiteren Problemen verfolgt, notierte er im täglich mehr anwachsenden Trubel oft wochenlang nichts über seine gelungenen Experimente, vertrauend auf sein wunderbar starkes, zuletzt doch auch schwindendes Gedächtniß; hantierte dann allein auf gut Glück ohne Wage und Maß und verbrauchte Kräfte und Zeit, ohne ein durchgreifendes Ergebniß erzielt zu haben. Ueberzeugt daß seine weiteren Erfindungen nach deren völliger Lösung von einer internationalen Gesellschaft, sei es in Frankreich, England oder Amerika mit offenen Armen und baarer Sicherheit zur Realisirung im Großen aufgenommen werden müßten, dictierte er noch auf dem Sterbebett seinem langjährigen Freunde, dem Geheimrath von Ringseis, die letzten Capitel seiner „Mineral-Malerei" als völligen Abschluß seines Werkes, welches sich als systematisches Ganzes nach seinem Ableben nicht vorgefunden haben soll. [In jüngster Zeit tauchte abermals eine verbesserte Maltechnik auf durch den Chemiker Adolf Keim, welcher auf Schlotthauer's Principien weiter baute. Ihm gelang nach unsäglichen Schwierigkeiten die Gründung einer „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren" (als Centralorgan derselben erscheinen die nun schon im siebenten Jahrgang befindlichen von Keim zu München redigirten „Technischen Mitteilungen für Malerei"), auch etablirte Keim ein eigenes Laboratorium und eine nach seinem Verfahren organisirte Farbenfabrik „zur Herstellung witterungsbeständiger Wandmalereien, fixirbarer Staffelei- und Gobelinsgemälde."] Möglich daß Schlotthauer's Manuscript mit dem, von unbefugten Händen aufgeräumten Nachlaß mißkannt und verschleudert wurde, wie denn überhaupt Schlotthauer's Hinterlassenschaft mit einer pietätlosen Hast, Unkenntniß und Planlosigkeit in einer Auction verträdelt wurde, welche einer völligen Zerstörung gleichkam.

Neben Schlotthauer's eigenen Leistungen als Maler und außer der verzweigten Thätigkeit als Lehrer und Inspector der Akademie entstanden fast gleichzeitig mit der Orthopädie und der Mineralmalerei in seinem nimmermüden Geiste weitere, großartige Probleme, welche zeitweise mit verzehrender Hast in Angriff genommen wurden und deren unausbleibliche Lösung wieder die Mittel zur unausgesetzten Förderung und Vollendung der anderen Erfindungen bieten sollte. Da sein, nächst der (damals noch nicht durch rationelle Uferbauten regulirten) Isar gelegenes Häuschen vielfach von schweren Ueberschwemmungen gefährdet wurde, so dachte S. auf die Construction einer automatisch-arbeitenden Maschine, wodurch nicht nur seinem Anwesen, sondern allen Anwohnern des Isarstromes und aller anderen Bergwasser auf möglichst billige Weise eine bleibende Sicherheit entstehen müsse. Alles mit tiefdurchdachter Gründlichkeit beginnend, unternahm S. zahllose Messungen über die längs den Ufern und in den verschiedenen Breiten des Rinnsals dahinfließende Wasserkraft; in seinem Nachlaß fand sich ein fast meterhoher Ballen von strengwissenschaftlich gezeichneten Foliobogen, welche voll Ziffern und Messungen, mit charakteristisch colorierten Schraffierungen, die jeweilig zur Verfügung stehende Stromkraft darlegten. Darauf fußend construierte S. eine Art Floß- und Wasser-Pflug, welcher durch verstellbare Pflugscharen und durch die Strömung des Wassers selbst in Thätigkeit gesetzt, ein

neues, tieferes Rinnsal zieht, dadurch die Stromschnelle in die Mitte versetzt und kostspielige Uferbauten überflüssig macht. S. arbeitete mit Feuereifer an dem kleinen, mit minutiösester Sorgfalt durchgebildeten Modell, welches vom Erfinder dann wieder über wichtigeren Dingen beiseite geschoben, bei der vorgenannten Nachlaß-Auction als zerbrochenes Kinderspielzeug verworfen wurde, wobei auch die zahllosen Zeichnungsbogen mit den unübersehbaren Berechnungen und Messungen als „Maculatur" mitgingen! — In seinem Garten erbaute S. in richtiger Voraussetzung des allgemein steigenden Eisverbrauchs einen Keller nach eigener Invention, zu dessen Ausführung ein einziger Holzstoß genügte; der Keller stand je fünf Fuß unter und über der Erde und war mit getheertem Pappendeckel — einem damals noch selten verwendeten Material gedeckt; durch die originell durchgeführte Luftcirculation erzielte S. die Herstellung eines Kunsteises, welches in dieser Behausung den ganzen Sommer durch währte. S. beschloß auf sein mit geringem Kostenaufwand glänzend bewährtes System ein Patent zu nehmen, fand aber über immer neuen Problemen niemals Zeit die darauf bezüglichen Schritte zu thun, bis das Ganze unausgenützt zerfiel und Andere aus ähnlichen Unternehmungen erklecklichen Nutzen zogen. Auch ventilirte S. theilweise die Idee, gute ächte Originalarbeiten im Gebiete der Plastik und der Malerei durch mechanische Reproduction vervielfältigen zu lassen, damit die Meisterwerke der Kunst auch Minderbemittelten, insbesondere armen Schulen, Gemeinden und Kirchen, zur bleibenden Anschauung gebracht werden und dadurch zur weiteren Bildung und Sittigung gereichen sollten. Doch verleitete ihm bald die Speculation einiger, seine idealen Anschauungen durchkreuzender Fabrikanten, seine wohlmeinenden Initiativen, so daß der sonst außerordentlich duldsame und langmüthige Mann mit ungewöhnlicher Energie gegen die fernere Ausübung sich verwahrte. Dieses edelmüthige Bestreben, überall gemeinnützig im höheren Sinne zu wirken, zeigte S. bei jeder Gelegenheit, sowohl in der Akademie, im Atelier, wie im eigenen Heim. Mit der seinen Schülern unermüdlich empfohlenen Sittenreinheit und Einfalt des Herzens ging er selbst als Muster voraus; hoch und heilig liebte er die Kunst und verabscheute unlauteren Dünkel. Alles was zur höheren Bildung, zur wahren Erhebung der Seele und des Gemüthes beitragen konnte, war ihm willkommen, besonders liebte er die Pflege des Gesanges und der Musik, wie er denn selbst eine vorzügliche Stimme besaß und auf einer alten, aus Elfenbein und Ebenholz ungewöhnlich gebauten Mandoline seine eigenen Phantasien übte. Zu seinen Schülern zählten die beiden Schraudolph, Joseph Anton Fischer, Jos. Holzmaier, der geniale immer aber arm gebliebene und nie nach Verdienst gewürdigte Balthasar Lempenzeder, ferner Ulrich Halbreiter, Ludwig Moralt, Max Hailer, Joseph Kranzberger, der vielgewandte Ludwig Schnitzelbaumer, Julius Frank, Fr. Reigers, Andreas Lochner, Anton und Nikolaus Baur, Karl Baumeister, Wilhelm Hauschild, Jos. Glatz und viele Andere.

Nach dem übereinstimmenden Zeugniß seiner Zeitgenossen anerkannten Alle Schlotthauer's Verdienst als Maler und Lehrer und bestätigten die Vielheit seines Wissens, wie die ungetrübte Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters. Er war eine edle Seele, ohne Falsch und Trug von nur zu großer und deßhalb auch oftmals mißbrauchter Herzensgüte. Seine ebenso anspruchslose Gattin, welche im seltensten Einklang ganz zu ihm paßte, starb 76 Jahre alt, am 8. Mai 1868, er folgte ihr schon am 15. Juni 1869.

Vgl. Hermann Marggraff in No. 135 „Allgemeine Zeitung" 1845. — Raczynski 1840. II. 299 ff. III. 225 ff. — Nagler 1845. XV, 281 ff. — E. Förster, Geschichte d. deutschen Kunst 1860. V. 127. — Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst im XIX. Jahrh. 1889. S. 80. — Carriere in Wester-

mann's Monatsheften. 1888. Oktober S. 62. — G. H. v. Schubert, Selbstbiographie 1856, III. 614. — Bericht des Münchener Kunstvereins für 1869. S. 55. — Beil. 170 „Allgemeine Zeitung" vom 19. Juni 1869. — Münchener „Propyläen" 1869. S. 669 ff. — „Histor.-Polit. Blätter" 1889. 104. B. S. 649 ff.

Hyac. Holland.

Schlottmann: Constantin S. ward am 7. März 1819 in Minden geboren, wo sein Vater Beamter der Regierung war. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet bezog er in seinem siebzehnten Lebensjahre die Universität Berlin, um Theologie zu studieren. Die Fülle der wissenschaftlichen Anregungen, welche diese Hochschule bot, wirkte nach verschiedenen Seiten anziehend auf ihn, bis sein ernster und ideal gerichteter Sinn sich dauernd der Theologie zuwendete. Unter den theologischen Lehrern war es besonders Neander, der damals auf so viele Schüler begeisternd wirkte, welcher auch S. für die Theologie gewann und dessen allgemeinen theologischen Standpunkt auch für die Zukunft beeinflußte. — Da S. zunächst sich auf das geistliche Amt vorbereiten wollte, so ließ er sich nach bestandener Candidatenprüfung in das Predigerseminar zu Wittenberg aufnehmen, auf welchem damals ein ganz von Neander'schem Geiste erfüllter Mann H. L. Heubner als Director wirkte. Mit dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit, welche ihm stets eigen waren, ging S. ganz in den vom Predigerseminar vorgeschriebenen Thätigkeiten auf und hielt es nicht für zu gering, in einer Kinderbewahranstalt selbst Kinderchen von 3—6 Jahren die ersten geistigen Anregungen zu geben. Doch im Hintergrunde war der wissenschaftliche Trieb doch mächtig geblieben, und als er 1842 nach Berlin zurückgekehrt war, konnte es Neander nicht schwer fallen, ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Zwar war er genöthigt, sich seinen Unterhalt in Berlin durch Privatstunden zu verdienen; aber sein eiserner Fleiß wußte dennoch die wissenschaftlichen Studien nebenher so weit zu fördern, daß er 1847 sich als Privatdocent für alttestamentliche Theologie in Berlin habilitiren konnte. Als Licentiatenarbeit hatte er ein Heftchen hebräischer Lieder eingereicht, welche selbstgedichtete, der biblischen Poesie nachgebildete, Bekehrungsrufe an Israel ertönen ließen, in denen der anonyme christliche Prophet die Israeliten zu Christo rief. Der Titel lautete: „širê šachar l^{e}îs aškenazi âšer šâr libnê jisraêl" (Lieder der Morgenröte von einem deutschen Manne, welche er sang den Söhnen Israels), Berlin 1847 bei K. Grobe. S. hat dem Unterzeichneten gegenüber, als er ihm dies Schriftchen zum Geschenk machte, selbst so bescheiden über diese Erstlingsarbeit geurtheilt, daß wir hier die Mängel derselben nicht weiter verfolgen wollen. Jedenfalls zeigte sie indessen eine correcte Handhabung des biblischen Hebräisch. S. dehnte alsdann sein Studium auch über die verwandten semitischen Dialekte und sogar auf Sanskrit und Zend aus. Letzterem Studium entsprang eine Ansicht über Zrvana åkarana, im Hiobcommentar S. 88, 144 vorgetragen, wonach derselbe gleich Belitân sei, welche von Spiegel in Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. V, 226—228 näherer Berücksichtigung gewürdigt wurde. Er ward dadurch gut vorbereitet für die Stelle eines Gesandtschaftspredigers in Constantinopel, welche ihm nach einiger Zeit angeboten werden sollte. Zunächst rissen ihn die politischen Bewegungen des Jahres 1848 aus seiner Studienmuße. Er veröffentlichte: „Deutsche Weckstimmen von einem Westfalen, Ernst Moritz Arndt zugeeignet". Patriotische Lieder, die eine schönere Zukunft Deutschlands weissagen. — Im J. 1850 veröffentlichte S. in der von Neander, Müller und Nitzsch begründeten Deutschen Zeitschr. f. christl. Wissenschaft und christl. Leben in dem ersten Jahrgange Nr. 23 eine Abhandlung über eine indische Parallele

der Hiobsage, in welcher der Held der Dichtung Haristschandra ganz ähnlich wie Hiob einer Prüfung unterworfen wird. Einzelne Berührungen selbst in den Ausdrücken mit dem Prolog im Hiob des alten Testaments sind in der That auffällig, gleichwol wird neuerdings von Kennern der indischen Litteratur ein Zusammenhang der Sagen bezweifelt, weil derartige Verhängung von Prüfungsleiden ein öfter in der indischen Dichtung vorkommendes Motiv sei. Ein großer Unterschied besteht aber auch jedenfalls darin, daß im Buche Hiob vorzugsweise geredet wird, bei Haristschandra aber alles sich durch Handeln oder Leiden vollzieht. Der ausführliche Commentar über Hiob, mit der Jahreszahl 1851 erschienen, ward von S. vor seiner Uebersiedlung nach Constantinopel vollendet. „Angesichts der Hadria“ schrieb er nach p. X die Vorrede. Daß S. nach dem damaligen Stande der Hioberklärung einen brauchbaren und fördernden Beitrag für dieselbe geschrieben hat, ist selbst von Ewald, Jahrbb. d. bibl. Wissenschaft III, 221—224, IV, 66 ff. anerkannt worden. Auch jetzt wird man das stoffreiche Werk immer noch nützen können, obwol der Verfasser durch seine ermüdende Weitschweifigkeit dem Leser dies nicht gerade erleichtert. Zu einer streng wissenschaftlichen und historischen Auffassung des Gegenstandes hat es aber S. trotz aller Gelehrsamkeit in diesem Buche nicht gebracht. Die christlichen Gedanken werden fast überall mit hineingetragen. So z. B. in der Auffassung vom Satan und den Engeln, S. 38 ff., in der Auslegung von Cap. 19, 25 ff., S. 331 ff. u. a. m. Der Apologet zeigte sich in der Art, wie die Echtheit der Elihureden erwiesen wird, S. 32 ff., 53—62. Viel Mühe hatte sich S. mit der Strophik gegeben, ohne begreiflicherweise zu ganz sicheren Resultaten gelangt zu sein. Auch die Uebersetzung verräth Sorgfalt und Geschmack. Das Ganze ist von einer schönen Begeisterung für die Herrlichkeit der Bibel und insonderheit des Hiobgedichtes getragen. — Nach empfangener Ordination trat S. Anfang 1851 sein Amt als Gesandtschaftsprediger in Constantinopel an, welches er bis zum Herbst 1855 bekleidete. Mit dem Chef der Gesandtschaft, dem Grafen Albert Pourtalès verband ihn bald eine engere Freundschaft, der auch ein dem Andenken des Genannten gewidmetes Gedenkblatt (Z. Erinnerung an den Gr. A. P., Neue ev. Kirchenzeitung 1863) entsprang. Um die deutsche evangelische Gemeinde zu Constantinopel erwarb sich S. mancherlei Verdienste. Er begründete eine deutsche evangelische Schule und wußte durch Predigt und Seelsorge die Deutschen der Stadt enger mit der evangelischen Gemeinde zu verbinden. Die Gelegenheit, das Türkische zu erlernen, ließ er nicht unbenutzt und wußte es nicht nur zur Fertigkeit im Sprechen zu bringen, sondern auch wissenschaftlich in den Bau der Sprache in einer Abhandlung über das türkische Verbum (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XI, 1, ff., 557) einzudringen. Ebenso bereiste er Griechenland und lernte das Neugriechische sprechen. Mit Otto Blau machte er archäologische Ausflüge nach Lemnos, Imbros und Samothrake. Ueber die Alterthümer der letzteren schrieb er eine Abhandlung. Eine Reise nach Palästina, Syrien und Aegypten machte ihn in der biblischen Topographie einheimisch. Eine poetische Erinnerung an diese ganze orientalische Periode boten die „Ghaselen vom Bosporus“, Constantinopel 1854. Später (1856) erschien in Gelzer's Monatsblättern der Aufsatz: „Kreuz und Halbmond“. — Schon vorher (1855 im Herbst) war S. einem Rufe als Professor der Theologie nach Zürich gefolgt, wo er eine vielseitige akademische Thätigkeit entwickelte, indem er über altes und neues Testament und auch über systematische Fächer las. Litterarische Arbeiten dieser Periode waren: „Ein kritischer Beitrag zur Geschichte deutscher Wissenschaft“ (Monatsschr. d. Züricher wissenschaftl. Vereins 1857), den Orientalisten Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall betreffend und eine Abhandlung „Ueber den Begriff des Gewissens“ (Deutsche Zeitschr. 1859). — 1859 ward S. nach

Bonn berufen. Hier wirkte er auch eifrig in kirchlichen Angelegenheiten mit bei Synoden und Conferenzen, war für Mission thätig u. a. m. Auch trieb er in dieser Zeit Gelehrtenstudien zur humanistischen Periode, deren Frucht die Abhandlungen waren: „De Philippo Melanchthone reipublicae litterariae reformatore“ 1860 und „De reipublicae litterariae originibus“ 1861. — 1866 ward er gleichzeitig mit Riehm zu Hupfeld's Nachfolge nach Halle berufen. Hier hat er in 21jähriger Wirksamkeit eine fruchtbare Thätigkeit als akademischer Lehrer entwickelt. Einer seiner tüchtigsten Schüler sagt: „Sein anziehender Lehrvortrag wußte auch die trockensten Untersuchungen zu beleben. Er verstand es allenthalben Beziehungen zwischen der semitischen und indogermanischen Litteratur, sowie Berührungen zwischen den Schriften des alten Testaments und den Denkmälern des classischen Alterthums nachzuweisen. Es war etwas von Herder'schem Geiste in ihm, wenn er in oft glänzender Darstellung die Blüthen hebräischer Poesie beschrieb. Seine gründliche Kenntniß und eigene Anschauung des orientalischen Lebens wußte er in ausgezeichneter Weise für seine Vorlesungen nutzbar zu machen. Dagegen lag die Kritik etwas abseits von seinen individuellen Neigungen.“ — Neben den öffentlichen Vorlesungen leitete S. das alttestamentliche Seminar, in dem er wie auch bei den theologischen Prüfungen unweigerlich an der Bedingung des Lateinsprechens festhielt. Privatissime versammelte er auch um sich eine kleine Zahl zu epigraphischen Uebungen. Sonst hielt er auch Vorträge apologetischen Inhaltes, aus denen die Schrift über „David Strauß als Romantiker des Heidenthums“ (1878) und das Programm „Ueber die Osterbotschaft und Visionshypothese“ (1886) (darüber noch hernach) hervorgingen. Von seiner genauen Kenntniß griechischer Philosophie zeugt das Programm: „Ueber das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles“ (1873). — Als wissenschaftliches Specialgebiet erwählte sich S. je länger je mehr die semitische Epigraphik. Seine Erstlingsarbeit auf demselben betraf die bekannte große Inschrift des Eschmunazar (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. X, 407—431 ff., 587 ff.) 1856, welche von Ewald in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1856, S. 1401 ff. in der bekannten absprechenden Weise beurtheilt wurde. Es war natürlich, daß bei einem Gegenstande, welcher nachher noch eine ganze Reihe ausgezeichneter Gelehrter beschäftigt hat, von S. nicht alle Fragen auf den ersten Wurf gelöst wurden. Aber er gehörte, wie Fleischer es einmal gut ausgedrückt hat, zu jenen „zäheren und hingebenderen Geistern“, die um der Erforschung der Wahrheit willen von einer schwierigen Aufgabe nicht ablassen, sondern immer wieder aufs neue alle Kräfte daran setzen, um ihrer Lösung nahe zu kommen. So erschien denn erst 1868 das Buch über: „Die Inschrift Eschmunazars“, XII, 202 S., Halle, in welchem S. alle seine Vorgänger an sorgfältiger Herbeiziehung alles bis dahin gesicherten epigraphischen und historischen Materials, an combinatorischem Scharfsinn und an Gründlichkeit der Methode übertraf. Man spürt jedem Satze, der geschrieben ist, die besonnene und wiederholte Erwägung an. Nichts ist überhastet in diesem Buche, das wie eine reife Frucht vom Baume abgefallen ist.

Es folgte die Erklärung der Mesa-Inschrift, welche ebenso Zeugniß von der unermüdlichen Ausdauer Schlottmann's in der Verfolgung der epigraphischen, mythologischen, archäologischen und historischen Probleme ablegt. Immer aufs neue sehen wir ihn den Gegenstand vornehmen und die in demselben liegenden Schwierigkeiten beleuchten. Er begann 1870 mit der Schrift: „Die Siegessäule Mesa's“, Halle 1870 (Osterprogramm). Es folgten die Abhandlungen: „Die Inschrift Mesa's“ (in der Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXIV, 253 bis 260), „Die Additamenta über die Inschrift Mesa's“ (a. a. O. S. 438—460, 645—680; XXV, 463—483; XXVI, 820 und Nachtrag XXX, 325—328).

Danebenher ging der längere Aufsatz: „Der Moabiterkönig Mesa nach seiner Inschrift und nach den biblischen Berichten“ (Theol. Studien und Kritiken 1887, S. 587—634). — Gleichzeitig hatte S. auch die Deutung der inscriptio Melitensis 3 in Angriff genommen (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXIV, 403—414), infolge deren weitere Verhandlungen mit M. A. Levy und Hitzig entstanden (a. a. O. XXV, 177—190). Er dehnte seine Untersuchung auch auf die Melitensis 4 aus (a. a. O. S. 190—195) und gab (a. a. O. S. 149—177) einen werthvollen Beitrag zur phönikischen Grammatik in der Besprechung der phönikischen Suffixe der dritten Person Singularis ê (Jod) und im (Mem), deren Aussprache er in der hier angedeuteten Weise feststellte (vgl. bes. S. 163, 167). — Auf diese hochverdienstlichen Leistungen folgte ein ärgerlicher Handel, dessen Darstellung wir wegen der sonstigen Gediegenheit des trefflichen Mannes nur sehr ungern auf uns nehmen, sed omnia vincit veritas. S. hatte bereits in seiner ersten Schrift über das Mesadenkmal die Hoffnung ausgesprochen, es möchten sich auf dem Gebiete des alten Moab noch manche andere merkwürdige Funde thun lassen. Nun gab es in Jerusalem einen Antiquitätenhändler, Namens H. Schapira, der, weil er unzweifelhaft ächte Sachen zum Verkauf hatte und eine rechte Biedermannsmiene aufzustecken wußte, für einen durchaus zuverlässigen Mann galt, bis er im J. 1883 als einer der abgefeimtesten Fälscher entlarvt wurde und durch Selbstmord endigte (vgl. Pünjer, theol. Jahresbericht 1883, S. 811—813). Er hatte einen findigen Araber, Namens Selim, in seine Dienste genommen, welcher sich das Alphabet des Mesasteins zu verschaffen gewußt und mit Hülfe desselben auf Thongefäßen phönikische Inschriftzeichen angebracht und dann diese Gefäße in Moab, wo man ja dergleichen finden wollte, vergraben hatte. Unter seiner Führung wurde dann eine Expedition nach Moab unternommen und dort natürlich die Entdeckung der Funde gemacht, welche man gern haben wollte (vgl. H. Weser in Zeitschr. der Deutschen morgenl. Gesellsch. XXVI, 722—734). Da die Schriftzeichen durchaus das Gepräge der Echtheit an sich trugen, so war es zunächst gar nicht zu verwundern, daß selbst ein so gewiegter Epigraphiker wie S., der doch die gefälschte brasilische Inschrift (a. a. O. XXVIII, 481—487) als solche erkannt hatte, die Denkmäler als ächt annahm, wie ja auch Gesenius durch die inscriptio nuper in Cyrenaica reperta seiner Zeit getäuscht wurde. Das Verhängniß Schlottmann's war es aber, daß seine beiden ersten Gegener, welche die Unächtheit der moabitischen Thongefäße eigentlich nachgewiesen hatten (E. Kautzsch und A. Socin, die Echtheit der moabitischen Alterthümer geprüft, Straßburg 1876), aus einem edelmüthigen Gefühl der Schonung erklärt hatten, sie wollten nur die Zuversicht zu der Aechtheit dieser Dinge erschüttern, und daß in A. Koch in demselben Jahre für S. sogar ein Vertheidiger der Aechtheit erstand. (Vgl. den Ueberblick über den damaligen Streit von Diestel in den Jahrbb. für Deutsche Theologie 1876, S. 451—473.) Dies und der Umstand, daß vorzugsweise auf seinen Rath das preußische Cultusministerium diese Thongefäße zu hohem Preise angekauft hatte, bestärkten S. in seiner vorgefaßten Meinung, die er nun mit der ihm eigenen Zähigkeit festhielt und mit einem Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn vertheidigte, deren Verschwendung diesem Gegenstand gegenüber man nur bedauern kann. Nachdem er einen ersten und zweiten Bericht über „Die neuen moabitischen Funde und Räthsel“ erstattet hatte (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXVI, 383—416) folgte ein dritter (a. a. O. S. 786—797), in welchem er sich mit der Deutung eines Scheusals abmühte, welches sein Dasein nur der widerlichen Phantasie jenes gemeinen Burschen verdankte. Weiteres siehe a. a. O. 816—820; XXVII, 135 ff., vgl. S. 131 ff.; XXVIII, 171—184, 460—480. Vgl. über die gleichzeitige Litte-

ratur: Wissenschaftl. Jahresber. über d. morgenl. Studien im J. 1878, Leipzig 1881, S. 65 (Euting). Lagarde in Symmikta II, 1880, gibt unter der Aufschrift Moabitica auf S. 41—55 eine Sammlung der publicistischen Actenstücke über die in dieser Angelegenheit geführten Verhandlungen, auf S. 65—87 eine schneidende Kritik der ganzen wissenschaftlichen Persönlichkeit Schlottmann's, die zwar nicht frei von Gehässigkeit ist, aber doch eine Anzahl ganz entschiedener Treffer enthält. Daß S. sich übereilt hat und daß sein Verfahren der Deutschen morgenl. Gesellschaft gegenüber nicht correct gewesen ist, wird nicht bestritten werden können. Der Streit zog sich noch durch mehrere Nummern der Allgemeinen Zeitung von 1887 hin, in denen Socin ein den Glauben an die Aechtheit der Funde vernichtendes Material beibrachte. Die von S. in Aussicht gestellte umfassende Widerlegung ist nie erschienen und scheint auch von den Bearbeitern seines Nachlasses ruhen gelassen zu werden.

Im Jahre 1878 erschien die Erklärung einer ägyptisch-aramäischen Inschrift aus der Ptolemäerzeit, in welcher S. Metrum und Reim zu finden glaubte (Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XXXII, 187—197), worauf de Lagarde mit einer bitterbösen Kritik antwortete (Nachr. d. königl. Gesellsch. d. Wissensch., Göttingen 1878 Nr. 10, S. 357—372, vgl. auch Symmikta II, 50—65). Hierauf wieder bezieht sich Schlottmann's Entgegnung in der Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXXII, 767 ff., die freilich nicht alle Einwürfe des scharfen Kritikers entkräftete. Auch von der weiteren Ausführung der Sache a. a. O. XXXIII, 252—291 kann man dies nicht sagen, so werthvolle Beobachtungen über Reim und Silbenquantität im Semitischen, besonders Arabischen und Neuhebräischen der Verfasser auch S. 268 ff. beibringt. Vgl. wissensch. Jahresbericht über die morgenl. Studien 1878, 1. Hälfte, S. 63 (Euting). — In demselben Bande, S. 292 ff., folgte die Deutung einer persisch-aramäischen Inschrift, die auf einer silbernen in Moskau befindlichen Schale steht. — Allgemeinen Nutzen hat S. mit seinem epigraphischen Wissen gestiftet in Artikeln des Riehm'schen Handwörterbuches des biblischen Alterthums, 2 Bände, 1884. Hier verdient in erster Linie der über „Schrift und Schriftzeichen", S. 1416—1431 hervorgehoben zu werden, den man wohl als die beste und erschöpfendste Uebersicht über semitische Paläographie zur ersten Orientirung empfehlen kann. Der Artikel über „Astarte", S. 111—115, ist ebenfalls sehr gründlich und belehrend, nur daß auch hier leider der Segen der Moabitica an einzelnen Stellen verunstaltend wirkt. Werthvoll sind ferner die Artikel über „Baal", S. 126—129, „Chamos", S. 225 ff., „Götzendienst", S. 520—524, „Hercules", S. 596—599, „Jupiter", S. 799, „Mesa", S. 984—986, „Moab", S. 1004—1009, „Moloch", S. 1010—1013, um andere kleinere zu übergehen.

Trotzdem S. sich bei solchen strengen Studien mit ächt deutscher Gründlichkeit bis in die kleinsten Kleinigkeiten vergraben konnte, nahmen ihn dieselben keineswegs ausschließlich in Anspruch. Er hatte ein Auge auch für die Vorgänge der Zeit und ein Herz für die christliche Kirche und für sein deutsches Volk. Daß der deutschen Christenheit das unverfälschte Gotteswort und die evangelische Freiheit erhalten bleibe, war ihm eine heilige Angelegenheit, der er Zeit und Kräfte opferte, welche sonst der Wissenschaft zu Gute gekommen wären. — Als zur Revision des lutherischen Bibeltextes von mehreren deutschen Staaten eine Commission ernannt ward, gehörte S. seit 1865 zu den eifrigsten Mitarbeitern derselben. Bei einer der ersten Probeveröffentlichungen des verbesserten Textes, welche die Psalmen betraf (von K. F. Schröder 1876) war S. mit einer Beigabe betheiligt über den Goël im Buch Rut und mit Berichtigungen zur Genesis. In den Sitzungen der Commission zu Halle hatte S. meist den

Vorsitz. Nachdem die vollendete Arbeit dieser Commission in der sogenannten Probebibel 1883 den Theologen und Laien zur Begutachtung vorgelegt war, entstand eine lebhafte litterarische Bewegung über diese Frage, in welche S., der dabei gewissermaßen sein eigenstes Werk mit vertheidigte, energisch mit eingriff. Ein Aufsatz in den Deutsch-evangelischen Blättern 1885 Hft. 2, S. 129 bis 137 und eine Schrift: „Wider Kliefoth und Luthardt in Sachen der Lutherbibel“ 108 S. Halle 1885 brachten vieles Werthvolle und Beherzigenswerthe bei, zeigten auch an manchen Stellen das Unberechtigte oder Uebereilte des ausgesprochenen Tadels und vertheidigten tapfer das Recht der Gemeinde auf das richtige Bibelwort gegen hierarchische Bevormundung, waren aber insofern nicht ganz klug abgefaßt, als der Verfasser durchblicken ließ, daß nach seiner Meinung er eigentlich allein die Sache ordentlich verstünde und daß ihn und vielleicht noch einige andere Commissionsmitglieder, die sich auf uneingeschränktes Lob eingerichtet hatten, der Tadel verstimmt hatte. (Vgl. über diese Polemik Lipsius, Theol. Jahresbericht 1884, S. 20—23; 1885, S. 24—28.) Den Ausgang dieser auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Angelegenheit hat S. nicht mehr erlebt. Sonst siehe Verhandlungen der 2. Generalsynode zu Berlin 1885, S. 174—178. Lipsius, Theol. Jahresbericht 1887, S. 27.

Seine Liebe zu der Wahrheit des Evangeliums und sein Gefühl für die Freiheit des Christenmenschen verwickelte ihn aber nicht nur in Kämpfe mit protestantischen Hierarchen. Der Erfolg der römischen Hierarchie, welche durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, insonderheit des politischen Parteigeistes, eine tiefe Erniedrigung des Protestantismus und des deutschen Nationalgeistes herbeizuführen wußte, entflammte diesen Sohn der rothen Erde zu einer edlen Entrüstung. Sowohl in publicistischen Aeußerungen, wie in den Anti-Windthorst überschriebenen Artikeln der Magdeburgischen Zeitung, als auch in wissenschaftlicher Form eröffnete er den Kampf. Das Letztere geschah in der Schrift: „Erasmus redivivus s. de curia Romana hucusque insanabili“, 1. Theil 1881, vollständig 1883 Halle. In classischem Latein, wie er aus seinen humanistischen Studien gelernt hatte, zeigte S. an Döllinger, wie das infallibilistisch gewordene Rom keinen selbstständigen Denker und Charakter mehr ertragen könne. Diese Schrift bot Veranlassung zu einem Angriff ultramontaner Abgeordneter im Abgeordnetenhause des preußischen Königreichs, welche ächt jesuitisch-inquisitorisch vom preußischen Cultusminister verlangten, er solle die protestantische Theologie mundtodt machen. Furcht vor den Römlingen, sowie der Mangel an theologischer und historischer Bildung unter den anwesenden Mitgliedern des hohen Hauses ließen die Antwort sowol der Regierung, als auch der Abgeordneten auf diesen Uebermuth äußerst schwächlich ausfallen (s. stenogr. Bericht der Verhandlungen vom 11. und 15. März 1881). Der letztere hatte aber das von seinen Urhebern gewiß nicht gewünschte Resultat, daß nunmehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf Schlottmann's Schrift in ganz anderer Weise als bisher gelenkt wurde. Es wurde infolge davon von J. Jacobi unter dem Titel: „Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vaticanismus“, Halle 1882 einer der wichtigsten Abschnitte der Schrift ins Deutsche übersetzt und mit einem längeren Vorwort von S. versehen. Daneben trat auch die Vertheidigungsschrift von D. J. L. Jacobi hervor, betitelt: „Professor Schlottmann, die Hallesche Facultät und die Centrumspartei“, welche in 2., verschärfter Auflage 1882 erschien. (Vgl. zu dieser Litteratur Pünjer, Theol. Jahresbericht 1882, S. 232; 1883, S. 257.) — Eine der letzten Arbeiten Schlottmann's war: „Die Osterbotschaft und die Visionshypothese“ 49 S. 1886, in welcher er einen früheren Vortrag über diesen Gegenstand von Hoßbach bestritt. Die Arbeit war deshalb nicht recht genügend, weil die inzwischen erschienenen viel bedeutenderen Erörterungen dieser Frage von Holsten

und Keim nicht berücksichtigt waren. — In demselben Jahre war eine Abhandlung von ihm über den Strophenbau in der hebräischen Poesie gedruckt in den Actes du VI[e] congrès international des Orientalistes, S. 473—492. — Sein letztes Werk hatte S. zur Ausgabe vorbereitet, als ihn der Tod überraschte. Das „Compendium der biblischen Theologie des alten und neuen Testaments“, herausgegeben von Ernst Kühn VI, 192 S., erschien Leipzig 1889. Es enthält dieses Werk „die Dictate, welche S. in seinen Vorlesungen über biblische Theologie zu geben pflegte“. Für den theologisch-conservativen Standpunkt kann man dies „Compendium“ als ein wahres Musterbuch bezeichnen. Wer der Meinung ist, daß die Entwicklung der wahren Religion schon von Adam's Zeiten an auf das Dogma der evangelischen Kirche hin angelegt sei, der wird hier den vollkommensten und knappsten Ausdruck seiner theologischen Anschauungen vom Gange der Sache finden, wie denn auch Frz. Delitzsch im Theol. Litteraturblatt 1889, Nr. 30 sein völliges Einverständniß mit dieser Darstellung ausgesprochen hat. Wer aber der Meinung ist, daß die kritische Erforschung des alten und neuen Testaments ein ganz anderes Bild vom Keimen und Wachsen der Religion des alten und des neuen Testaments ergebe, der wird sich nicht befriedigt fühlen, weil namentlich dem alten Testament die ganz fremdartigen Schablonen kirchlicher Lehre aufgezwängt werden. Aber auch für den vom Verfasser abweichenden Standpunkt bietet das Buch mancherlei reiche Belehrung in Einzelheiten und die kurze und scharfe Zusammenfassung der Anschauungen des Verfassers zu lesen ist ein Genuß, an manchen Stellen sogar eine Erbauung. Vgl. Theol. Litteraturzeitung 1889, Nr. 20.

S. war sein Leben lang fast immer gesund und auch im Alter noch außerordentlich rüstig gewesen. Dem stets unverheirathet Gebliebenen ersetzte die liebevolle Pflege einer eng ihm verbundenen Schwester das Familienleben. In den letzten Jahren hatte er mehrfach unter Entzündungen der Lunge gelitten, auch stellten sich Symptome eines Herzleidens ein. Er war nicht gewohnt, sich zu schonen. Das verschlimmerte die Sache. Vom Arzt nach Meran geschickt, fühlte er dort das Schwinden der Kräfte und machte sich auf den Heimweg, wo er noch Döllinger besuchte. Zu Haus angelangt starb er an einem Schlagfluß am 8. November 1887. — Den Eindruck einer Persönlichkeit, die nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Charakter gediegen, kernhaft und rein war, wird jeder Unbefangene von Schlottmann's Lebensbilde mit sich nehmen. — (Vgl. für das Biographische: Brandt, Zur Erinnerung an D. Const. Schlottmann, Deutsch-ev. Blätter 1889 Hft. 3, S. 187—199. Th. Arndt in Protest. Kirchenzeitung 1887, Nr. 46.) —

C. Siegfried.

Schlözer: August Ludwig S. wurde am 5. Juli 1735 zu Jaggstadt (auch Gaggstadt geschrieben, östlich von Kirchberg an der Jaxt) im nordöstlichen Württemberg (Oberamt Gerabronn) geboren. Schlözer's Vater, evangelischer Pfarrer gleich seinen Vorfahren, die schon in zwei Generationen in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg gewirkt hatten, starb früh, so daß die Mutter, die von ihrem schmalen Einkommen noch drei Töchter zu ernähren hatte, genöthigt war, den Sohn ihrem Vater, Pfarrer Haigold in Ruppertshof, zur Erziehung zu übergeben, bis er zum Besuche der Stadtschule zu Langenburg reif war. 1745 vertauschte er diese Anstalt mit der Schule zu Wertheim. Als deren Leiter, sein Schwager Schulz, erklärte, daß S. bei ihm nichts weiter lernen könne, wurde sein Abgang zur Universität beschlossen. Es verstand sich von selbst, daß er Theologie wie seine Vorfahren und da, wo sie bis zur Reformation zurück ihre Vorbildung gesucht hatten, studirte. Nach fast dreijährigem Aufenthalte, von October 1751 bis Ostern 1754, verabschiedete er sich von Wittenberg mit einer Dissertation de vita Dei und siedelte, durch den eben aufsteigenden Ruhm des Orientalisten

Joh. David Michaelis bestimmt, zur Vollendung seiner Studien nach Göttingen über. Am 20. Mai 1754 wurde er durch den Prorector Ribov gratis ob paupertatem immatriculirt. Er hörte philologische Collegia, insbesondere Gesner, und alle Vorlesungen bei Mosheim und Michaelis. Schlözer's Kinderjahre waren in die Zeit gefallen, da Hübner's Fragen der Erdkunde Aufnahme in den Schulunterricht verschafften und die Litteratur der Robinsonaden die Köpfe der Jugend mit Reiseplänen und Abenteuerlust erfüllte. Hatte er in Wittenberg an eine Uebersiedlung nach Halle gedacht, um auf die dortige Missionsanstalt gestützt nach Malabar reisen zu können, so brachten ihn die Vorlesungen von Michaelis auf ein anderes Ziel. Zum gründlichen Verständniß der Bibel hörte er hier Reisen nach Syrien und Arabien empfehlen. Begeistert ergriff er den Gedanken, mit dessen Ausführung er seinem theologischen Berufe und seiner Reiselust zugleich dienen zu können hoffte, und studirte zur Vorbereitung Arabisch, Geographie und Statistik des Morgenlandes. „Zur Ausführung des Plans“ — so sagt er selbst — „gehörten wenigstens 1000 Louisd'or. Die hatte ich nicht. Aber wäre das nicht ein Tropf von einem jungen Manne, der nichts wagte, wenn er nicht die Kosten dazu vor sich auf einem Brette liegen fände?“ Mit einem kleinen vom Vater ererbten Capitale und geringfügigen Stipendien hatte sich S. eben nothdürftig durchschlagen können und mußte nach Beendigung seiner Studien auf eine Stellung bedacht sein, die ihm Unterhalt gewährte. Zwischen den weiten Zielen seiner Reiselust und der Sorge um das tägliche Brot fand seine praktische Natur immer den Ausweg, solche Stellungen zu übernehmen, in denen er wenigstens zugleich für die Ausführung seiner Reisepläne sich vorbereiten konnte. Eine erste Station der Art bildete Schweden; war es doch seit dem Auftreten Linné's der Sitz der Naturgeschichte, von wo einer um den andern in die weite Welt ging. Pfingsten 1755 übernahm S. auf Michaelis' Empfehlung eine Hauslehrerstelle bei dem Prediger der deutschen Gemeinde in Stockholm, Murray, und verweilte von da ab drei und ein halbes Jahr im Lande. In dem Murray'schen Hause allerdings nur die ersten 18 Monate, den Winter 1756/57 in Upsala, wo er im Deutschen unterrichtete und sich durch den großen skandinavischen Philologen Ihre in das Gothische und Altnordische einführen ließ. Nachher übernahm er im Hause des Stockholmer Großhändlers Seele, Agenten der Stadt Lübeck, die Führung der deutschen Correspondenz, überzeugt, daß kaufmännische Kenntnisse und Fähigkeiten das beste Mittel seien, um sich im Orient dauernd und selbständig zu behaupten. Von Niemanden als seinem Kopf und seinen gesunden Händen abzuhangen: das ist das Ziel seines Ehrgeizes. Seine Talente, seine frische lebensmuthige Natur, seine Fähigkeit, sich überall heimisch und nützlich zu machen, verschafften ihm Freunde, wichtige Verbindungen und seinen Unterhalt in so reichem Maße, daß er seine alte Mutter unterstützen und ein kleines Capital für die Zukunft sammeln konnte. Der schwedischen Sprache war er bald soweit Herr, um sich ihrer zu wissenschaftlicher Schriftstellerei zu bedienen; denn auch das ist für sein Wesen bezeichnend, wie früh er zur Feder greift und aus seiner Umgebung Stoff zu litterarischer Arbeit entnimmt. Aus den ziemlich zahlreichen Früchten des schwedischen Aufenthalts genügt es, die „Neueste Geschichte der Gelehrsamkeit in Schweden“ (5 Stücke, 1756—60), mit Berichten über neue wissenschaftliche Bücher und ältere und jüngere Gelehrte Schwedens, und zwei Bände Schwedischer Biographieen (1760—68), in denen Lebensbeschreibungen berühmter Schweden des 17. und 18. Jahrhunderts übersetzt sind, anzuführen. Der schwedisch geschriebene „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung und der Seefahrt in den ältesten Zeiten“ (Stockholm 1758), übersetzt von Gadebusch (Rostock 1761), beschränkte sich auf den phönicischen Handel und war aus Bochart's, Gesner's und Michaelis' Untersuchungen

ausgezogen, eine Anfängerarbeit, die er aber doch wegen ihrer Beachtung des Colonialwesens auch später noch schätzte. In die Jahre, welche S. in Schweden verlebte, fielen die Kämpfe der Aristokratie gegen das Königthum, die stürmischen Verhandlungen des Reichstages, die Hinrichtung des Grafen Brahe. Daneben begannen bedeutsame Friedensanstalten damals ihr Wirken, das seit 1749 eingerichtete Tabellenwerk und die 1756 eingesetzte Tabellencommission. Der schwedische Aufenthalt regte bei S. das Interesse für Politik und Statistik an, führte ihn zur journalistischen Thätigkeit — dem Altonaer Postreuter schrieb er Berichte über wichtige Vorgänge des Staatslebens — und begründete die tiefe Abneigung gegen aristokratisches Regiment, die ihn nie verließ.

Nachdem er den Winter 1758/59 in Lübeck, Unterricht im Hause des Kaufmanns Kusel ertheilend und schriftstellerisch thätig, verbracht, kehrte er an die alte Stätte seiner Studien zurück, um sich durch Medicin und Naturwissenschaften, Rechts- und Staatswissenschaft gründlich zur Ausführung seines alten Planes vorzubereiten. Nach dem freien Leben in der großen Welt wollte es ihm anfangs in dem kleinen Göttingen wenig behagen. Der angestrengteste Fleiß hob bald über den Gegensatz hinweg; dazu kam der Verkehr mit den alten Lehrern und Freunden und die Anknüpfung neuer Beziehungen, insbesondere zu Roederer, seinem medicinischen Lehrer, mit dessen achtjährigem Töchterchen Caroline er Haller's Alpen und Gleim's Lieder las. Nach einem bewegten Abschiede von dem Freunde, den er nicht wieder sehen sollte, ging S. im August 1761 zum zweiten Male auf die Wanderschaft. Auch jetzt noch nicht nach dem Orient, aber doch nach einer dem gelobten Lande näher liegenden Station. Wieder war Michaelis der Vermittler, der Büsching, welcher für den Petersburger Akademiker Gerh. Friedr. Müller (A. D. B. XXII, 547) einen Hauslehrer und wissenschaftlichen Gehülfen suchte, an S. wies. S. nahm den Antrag seiner sehr bescheidenen Bedingungen ungeachtet an, denn „eine weite Reise machen mit den sehr wahrscheinlichen Aussichten zu noch viel weitern Reisen — wer war empfänglicher für solche Anschläge als ich?“ Michaelis hatte ihm nämlich vordemonstrirt, mit diesem neuen Project lasse sich der alte Hauptplan sehr wohl verbinden, und als auch Müller meinte, daß zur Verwirklichung der Orientreise sich in Rußland leicht Gelegenheit finden würde, hörte der sanguinische Reisende schon etwas von Förderung und Unterstützung, womöglich durch die russische Regierung heraus. Schlözer's Fähigkeit, sich in fremde Verhältnisse rasch einzuleben, bewährte sich auch in Rußland. Binnen kurzer Zeit war er der Sprache mächtig und hatte er sich in die Quellen der russischen Geschichte eingearbeitet. Dies schnellfertige Wesen, selbst wenn es von Ungründlichkeit frei geblieben sein sollte, blieb nicht frei von Ueberhebung, und so kam es bei Schlözer's erregter Natur bald zu Conflicten mit dem Akademiker Müller, dessen Haus er im Mai 1762 wieder verließ, mit Büsching, mit dem gefeierten Dichter Lomonossow, dessen historische Arbeiten und Verse er kritisirte. Seine Stütze in der Fremde wurde Taubert, der bei der Akademie ein angesehenes Amt bekleidete und sich der Gunst ihres Präsidenten, des Grafen Rasumowsky, erfreute. Auf seine Verwendung wurde S. besoldeter Adjunct der Akademie und Lehrer an der Erziehungsanstalt, die der Graf für seine Söhne und die einiger anderer Adelsfamilien begründet hatte. Die jungen Russen erwiesen sich lernbegierig, anstellig und dankbar, und nach dem Aufhören jener Schule nahm sich Kozlov, der Vater eines der Zöglinge, auf Taubert's Vorstellung Schlözer's gegen die Ränke der Akademiker, namentlich Lomonossow's, an, die ihm seine für russische Geschichte und Statistik gesammelten Papiere vor einer Urlaubsreise mit Beschlag zu belegen gedachten. Die Kaiserin Katharina, durch Kozlov mit Schlözer's Schicksal bekannt gemacht, ließ durch ihren Geheimsecretär Teplov die Sache untersuchen, erhob durch Ca-

binetsordre vom Januar 1765 S. zum ordentlichen Mitglied der Akademie und bestellte ihn zunächst auf fünf Jahre zum Professor der russischen Geschichte mit einem Gehalte von 850 Rubeln. Schlözer's Verehrung für die Kaiserin, sein Glaube an die neue Welt unter Katharina II. stand seitdem unerschütterlich fest. Da aber von der Orientreise, dem alten Lieblingsplane Schlözer's, die Kaiserin so wenig als sonst Jemand in Rußland etwas wissen wollte, zerschlug sich das Project, mit dem er sich mehr als neun Jahre getragen. Ohne ein großes Ziel, ohne einen alle Gedanken beherrschenden Arbeitsplan konnte dieser feurige Geist nicht leben, und so hatte er, der sich voll Stolz einen Schmied seines eigenen Glückes nennt und die auf der Anciennetätsbrücke fortrutschenden Menschen verachtet, schon länger neuen umfassenden und selbstgestellten Aufgaben sich zugewendet. Das Land, in dem er sich aufhielt, seine Geschichte und Zustände hatten ihn von Anfang an zu gelehrten Forschungen angeregt, und mit verdoppeltem Eifer verfolgte er sie, seitdem er besondere Ursache zur Dankbarkeit gegen dies Land hatte. Nach dem Muster des Tabellenwerks, das er in Schweden kennen gelernt hatte, regte er die Anlegung von Kirchenlisten an und stellte selbst die Muster zu Verzeichnissen der Geborenen, Getrauten und Gestorbenen her. Gestützt auf Süßmilch, den Schweden Wargentin u. A. arbeitete er im Auftrage Taubert's den Plan eines Tabellencomtoirs, eines statistischen Bureaus, für Rußland aus. Aber nur einzelne seiner Vorschläge gelangten damals und später zur Ausführung, und zu seinem Bedauern blieb man bei seinen Entwürfen stehen, anstatt sie durchzuarbeiten und zu vervollkommnen. Erfolgreicher, wenngleich das Ergebniß erst viel später hervortrat, war seine Thätigkeit auf dem ihm durch die Cabinetsordre der Kaiserin recht eigentlich zugewiesenen Arbeitsfelde der alten russischen Geschichte. Hier handelte es sich um eine kritische Sichtung und Feststellung der Thatsachen der ältesten Zeit, die in Aufzeichnungen überliefert waren, welche alle auf den Namen eines im 11. Jahrhundert lebenden Mönchs Nestor gingen. In zahlreichen und unter sich sehr abweichenden Handschriften verbreitet, die größtentheils in alter kirchenslavischer Sprache abgefaßt waren, bot der Nestor eine schwierige, aber auch lohnende Aufgabe für einen Arbeiter, der eisernen Fleiß mit kritischem Scharfsinn zu verbinden wußte. Das war keine Aufgabe für einen russischen Gelehrten der Zeit, für einen jungen Mann, der die Schule von Gesner und Michaelis durchgemacht hatte, ein lockendes Thema. Man begreift es, daß S., als er im Herbst 1767 auf Urlaub ging, alle übrigen Habseligkeiten in Kisten und Kasten verpackte, die beiden Folianten aber, die seine Annalen mit ihrem Variantenapparat enthielten, nicht von sich ließ, sie überall unter dem Arme mitschleppte und in der Koje unter sein Kopfkissen legte, um bei einem Schiffbruche diesen Schatz wenigstens retten zu können. Als er bei seinem ersten Urlaube im Juni 1765 anstatt drei Monate beinahe ein Jahr wegblieb, verbreiteten die Feinde geschäftig das Gerücht von seiner Nimmerwiederkehr; von der zweiten Urlaubsreise im Herbst 1767 kehrte er wirklich nicht mehr nach Rußland zurück, sondern erbat von Deutschland aus, see- und wegemüde wie er war und voll Sehnsucht nach festen und unabhängigen Verhältnissen, unter denen er seine Arbeitspläne ausführen konnte, seinen Abschied. Die Urlaubszeiten hatte er beide vorzugsweise in Göttingen verbracht, das er sich schon als zweite Heimath zu betrachten gewöhnt hatte. Schon 1764 hatte ihm die hannoversche Regierung auf Michaelis' Fürsprache das Prädicat eines Professor extraordinarius beigelegt, das ihm auf seinen Reisen von Nutzen sein konnte, und dessen Beibehaltung auch nach Annahme einer amtlichen Stellung in Rußland gestattet. Den Entschluß, um seine Entlassung einzukommen, die ihm übrigens in gnädigen Ausdrücken unterm 4. Januar 1770 gewährt wurde, würde S. wol kaum gefaßt haben, wenn ihm nicht eine ordentliche Professur in sicherer Aussicht gestanden

hätte. Die Gewinnung Schlözer's war eine der letzten Handlungen Münchhausen's für Göttingen. Neben Münchhausen, von dem er nur in schwärmerischen Ausdrücken zu reden pflegte, nennt er sich Strube besonders verpflichtet, und wenn er die Begründer seines Glückes aufzählt, stellt er die drei Namen: Michaelis, Taubert und Strube zusammen. Am 14. Juni 1769 wurde S. zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät mit einer Besoldung von 540 Thalern ernannt. Im November verheirathete er sich mit Caroline Roederer, die nach dem frühen Tode ihres Vaters (A. D. B. XXIX, 21) mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter, der Wittwe des Professors Wahl, in Göttingen lebte. Bald darauf erwarb er ein eigenes geräumiges Wohnhaus in der Paulinerstraße (Nr. 19). So war der Wanderer, der nach Salem zu wallen vorhatte, der an der Cultivirung des weiten Moscowiterreichs mitzuarbeiten gedachte, im Schatten der Göttinger Johannisthürme, sechzig Schritt von der Bibliothek entfernt, zur Ruhe gelangt.

Die Enge des neuen Lebens, in die S. eintrat, bedeutete nichts weniger als eine Einkehr in stille Gelehrtenthätigkeit, noch eine Abwendung von den Gegenständen seiner bisherigen Beschäftigung. Was er bisher für die Geschichte und Kenntniß Rußlands gethan hatte, war in Göttingen mit lebhafter Anerkennung aufgenommen. Heyne hatte seiner Probe russischer Annalen eine ausführliche Besprechung in den Gel. Anzeigen gewidmet; die philosophische Facultät ihm unter Kästner's Decanat als fata gentium et linguas philosophico ingenio illustranti 1766 die Doctorwürde honoris causa verliehen. Der königlichen Societät der Wissenschaften gehörte er seit 1761 als Correspondent, seit 1766 als auswärtiges Mitglied an. Dankbar für all' diese Anerkennung besprach er fleißig in den Gel. Anzeigen neue Erscheinungen der nordischen und russischen Geschichte, führte der Universität russische Studenten und der Bibliothek Geschenke russischer Bücher zu. Die Ernennung Schlözer's zum Professor sollte nach der Absicht der Regierung sowenig ihn seinem bisherigen Arbeitsfelde entfremden, daß sie vielmehr gerade die Fortsetzung der russischen Arbeiten und ihre Publication in den Göttinger Schriften von ihm erwartete und Göttingen dadurch zu einer Vermittlerstellung auch für die Kenntniß der russischen Litteratur zu erheben hoffte. Die russischen Arbeiten von S. wurden denn auch in Göttingen zunächst fortgesetzt. Die 1768 erschienene „Probe russischer Annalen“ hieße richtiger eine Einleitung in den Nestor, denn die vier Abhandlungen, welche sie vereinigt, beschäftigen sich mit dem Leben und den Schriften Nestor's, dem Begriff der alten russischen Geschichte, ihren Quellen und den Annalen insbesondere. Von einer Ausgabe des Nestor folgte nicht mehr als ein einen Bogen starker, auf Schlözer's Kosten veranstalteter Probedruck: „Annales Russici“ (Göttingen 1769). Zur allgemeinsten Orientirung über russische Geschichte waren die zierlichen Bändchen „Tableau de l'histoire de Russie“ und eine „Geschichte von Rußland bis zur Erbauung Moskaus im J. 1147“ (Göttingen 1769) bestimmt. Einen rechten Gegensatz dazu bildet das „Neuveränderte Rußland oder Leben Catharinä der Zweyten“ (2 Thle. und 2 Thle. Beilagen, 1769—72): eine Sammlung von Actenstücken und amtlichen Darstellungen zur Beleuchtung der Reformen der Kaiserin, ein erster Ansatz statistischer Publicationen, wie sie S. später mit besonderer Vorliebe veranstaltete, unter dem Namen seines mütterlichen Großvaters, Haigold, edirt. Eine kleine Schrift: „Oskold und Dir“ (Göttingen 1773) mit dem Nebentitel: erste Probe russischer Annalen, behandelt ein Capitel aus Nestor, um die mangelhafte Kritik der früheren Bearbeiter russischer Geschichte darzuthun und eine Lanze mit Büsching zu brechen, der, ein Freund G. F. Müller's von Petersburg her, von früh an sich zu S. in ein unfreundliches Verhältniß gesetzt hatte und jedem seiner Schritte mit der Miene überlegenen Besserwissens in den

Weg trat. Was Büsching in seiner Biographie Müller's (Lebensbeschreibung denkwürd. Personen, Bd. 3) von S. Nachtheiliges zu berichten weiß, hat an dem Zeugniß Scherer's, dessen Unglaubwürdigkeit Büsching selbst zugesteht, eine sehr unzuverlässige Stütze. Auch die Schrift: „Historische Untersuchung über Rußlands Reichsgrundgesetze" (Gotha 1777), im wesentlichen eine Geschichte der Thronfolge in Rußland, ist von Polemik gegen Büsching, der ihm vorgeworfen hatte, über Dinge zu urtheilen, auch wo er sie nicht verstände, durchzogen. Im vortheilhaften Gegensatz zu dem Auftreten Büsching's steht die hohe Achtung, mit der S. von den Verdiensten Büsching's redet und der ehrenvolle Nachruf, den er ihm in dem Fragment seiner Selbstbiographie gewidmet hat. Die umfassendste Arbeit dieses ganzen Gebiets ist Schlözer's allgemeine nordische Geschichte, im 31. Theile der allgemeinen Welthistorie (Halle 1771). S. hat noch einen weiteren Band der Sammlung, Bd. 50, die Geschichte Lithauens, besorgt (Halle 1785); während aber dieser nichts als eine Compilation ist, hat der die nordische Geschichte behandelnde Band zum Theil wenigstens selbständiges Verdienst, während er sich im übrigen darauf beschränkt, die Untersuchungen nordischer Forscher zu übersetzen. Das Buch erhielt warmes Lob; man stellte es den Werken von Mascov und Olenschlager an die Seite, und das in einem so kritisch aufgelegten Organe, wie den jungen Frankfurter gelehrten Anzeigen, zum nicht geringen Leidwesen des Mitarbeiters Herder, der mit seinem Freunde Heyne in Göttingen Schlözer's Nord- oder Mordgeschichte und ihren compilatorischen Geist scharf verurtheilende Briefe wechselte. Oeffentlich angegriffen wurde sie durch den jungen Schweden Thunmann, Professor in Halle, der sich gegen Schlözer's Mißgriffe hinsichtlich der Slaven des nördlichen Deutschlands wendete. Im übrigen gestaltete es sich zu einem der Hauptverdienste Schlözer's, die Idee Leibnizens, die Völker nach ihren Sprachen zu gruppiren, auf die im russischen Reiche vereinigten Völker hier zuerst angewandt zu haben. Die fernere Beschäftigung mit der nordischen und russischen Geschichte mußte vor den Aufgaben in den Hintergrund treten, welche ihm der Beruf des öffentlichen Lehrers auferlegte. Schlözer's Hauptvorlesung bildete in den ersten zwölf Jahren seiner akademischen Wirksamkeit die allgemeine Weltgeschichte. Bis 1782 las er sie jedes Semester. Einen Vorschlag zu alterniren hatte Gatterer, der sich bis dahin im Alleinbesitz fand, abgelehnt. Die Folge war, daß Gatterer durch den neuen Collegen völlig zurückgedrängt wurde und eine Vorlesung, bis dahin vor 20 bis 30 Zuhörern gehalten, eine mehr als dreifache Zahl gewann. Unklug genug führte Gatterer auswärts und daheim öffentlich bittere Klage über diese Concurrenz. S. setzte dem eine „Species Facti" anhangsweise in der Vorstellung seiner Universalhistorie Th. II (Göttingen 1773) entgegen, worauf Gatterer in einer Antwort auf die Schlözer'sche Species Facti (Göttingen 1773) replicirte, ohne die Sache zu verbessern. Die Studenten hörten eben lieber den frisch und kräftig neben aller Gelehrsamkeit auftretenden Docenten als den bloß gelehrten Mann. Mit Beginn der neunziger Jahre gab S. die universalhistorische Vorlesung, in der er seit 1783 mit Spittler alternirt hatte, auf und zog sich auf die statistischen und politischen Fächer zurück. Als Spittler 1797 Göttingen verließ, nahm S. die historischen Vorlesungen wieder auf, aber doch nur, um sie nach kurzer Zeit an Heeren zu überlassen. Neben der historia universalis weisen Schlözer's Ankündigungen in den Anfangsjahren eine große Mannichfaltigkeit von Vorlesungen auf: neben mecklenburgischer, hamburgischer, göttingischer Geschichte eine Geschichte der Schweiz, Italiens, der nordeuropäischen Völker, Asiens, Arabiens, eine Geschichte der vornehmsten Erfindungen wie des Feuers, des Brotbackens, der Schrift, des Papiers und des Pulvers neben der des Handels und des Postwesens. Der Tod Achenwall's bewirkte eine wesentliche Aenderung

in Schlözer's Docententhätigkeit. Im Winter 1772/73 las er freiwillig an dessen Stelle über Statistik, Politik und neuere Staatengeschichte und erfreute sich großen Beifalls. Auf Pütter's Vorstellung forderten ihn im nächsten Sommer die geheimen Räthe auf, damit fortzufahren, um allen Bedacht auf Wiederbesetzung der Stelle Achenwall's aufgeben zu können. S., versucht der Sache eine großartigere Wendung zu geben, legte den Plan eines cursus politicus vor, und da die Unterhaltung eines statistischen Cabinets mit Münzen, Landesproducten, Zeitungen, Flugschriften, einen großen Aufwand erfordere, auch der Docent durch Briefwechsel und statistische Reisen sich auf dem Laufenden erhalten müsse, erbat er den Charakter und Gehalt Achenwall's. Das erschien der Regierung denn doch zu voreilig; er erhielt eine mäßige Gehaltserhöhung, den Auftrag, die bezeichneten Vorlesungen Achenwall's zu halten und, obschon das Bedürfniß des nächsten Wintersemesters Pütter's Vorstellung ursprünglich veranlaßt hatte, Urlaub zu einer Reise nach Paris. Seit 1774 bildeten Statistik, Politik, neuere europäische Staatengeschichte oder historia omnis Europae, wie sie im Gegensatz zu der gleichfalls häufig vorgetragenen Geschichte des nördlichen Europa's hieß, Schlözer's regelmäßig wiederkehrende Vorlesungen. Ab und zu trat in den Cyclus das Reisecollegium, bald mit, bald ohne Zeitungscollegium. Ein 1777 veröffentlichter Entwurf belehrt über deren Zweck und Inhalt. Schon die lateinische Bezeichnung: ars exteras regiones utiliter visitandi gibt die nöthige Erklärung des ersteren; das Zeitungscolleg oder statistice novissima bestand nicht etwa in einem Vorlesen oder Kritisiren der neuen Zeitungen, sondern der Hauptsache nach in einer historisch-politischen allseitigen Erläuterung der wichtigsten gerade schwebenden öffentlichen Angelegenheit. Zu den genannten Vorlesungen gesellte sich später: allgemeines Staatsrecht, aus einem der Politik vorausgeschickten Abriß entstanden. Nach dem Aufgeben der Weltgeschichte zerlegte S. den politischen Cursus in zwei Theile, Verfassungslehre und Verwaltungslehre, und schloß der ersteren politische Encyclopädie und allgemeines Staatsrecht an. In öffentlichen Vorlesungen behandelte er nebenher hervorragende Einzelerscheinungen der Geschichte oder Materien der Volkswirthschaft, oft unter dem unmittelbaren Einfluß der Zeitereignisse: die französischen Colonieen in Nordamerika (1774), Cromwell (1781), die Revolutionen der vereinigten Niederlande (1786), die französische Staatsveränderung (1790), Banken (1788), das streitige Recht der Handelsschiffe im Kriege (1794), den Luxus (1801). Wiederkehrender Gegenstand öffentlicher Vorlesungen war die Lehre von den Staatsformen. In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens ebbte die frühere Fluth und, wie es die litterarische Thätigkeit erklärlich macht, wurde die russische Geschichte und Statistik bevorzugt.

Schlözer's Vorlesungen erfreuten sich eine Zeit lang des größten Beifalls. Seine Lehrgabe, seine nicht bloß aus Büchern stammenden Kenntnisse, der Blick, den er in fremde Länder und Verhältnisse gethan, seine feste, männliche, unter schwierigen Verhältnissen bewährte Persönlichkeit sammelte bald eine große und enthusiastische Zuhörerschaft um sein Katheder. „Die origines inventorum mußte ich diesen Sommer im öffentlichen großen Auditorio lesen; gemeiniglich waren über 300 Zuhörer“, schreibt er im September 1772 an J. Müller; und im December desselben Jahres: „In meiner Statistik sitzen hundert, die andern mußte ich abweisen.“ In einem Briefe an den preußischen Minister v. Zedlitz aus dem Winter 1778/79 spricht er von seinen mehr als 200 Zuhörern in 2½ Privatcollegien — er las damals Weltgeschichte, Politik und Zeitungs- nebst Reisecolleg —. Zur richtigen Würdigung dieser Angaben muß man sich erinnern, daß die Gesammtzahl der Göttinger Studirenden von 1770 bis 1790 sich durchschnittlich zwischen 800 und 900 bewegte. Schlözer's Vortrag wird von den Zeitgenossen als höchst lebendig und originell geschildert. Er suchte seine Zu-

hörer nicht bloß zu belehren, sondern auch für seine Ideen zu gewinnen, sie zum Kampf gegen Geheimnißkrämerei, Schlendrian und jegliche Art von Willkür zu ermuntern. Er machte ihnen Muth zu eigenen Untersuchungen und Urtheilen. Den draußen Stehenden, die den jungen Docenten nur nach seinen litterarischen Fehden kannten, hält wohl ein Zuhörer für nöthig, zu berichten, daß S. auch ein bedeutender Gelehrter sei, und altklug setzt er hinzu: was noch nicht ist, kann noch werden. Auf empfängliche Gemüther wirkte er begeisternd. Schlözer der Große oder Montesquieu-Schlözer heißt er bei dem jungen Schweizer Joh. Müller, einem seiner frühesten Schüler, der durch ihn der Geschichte gewonnen wurde und seine erste Schrift, Bellum Cimbricum (Turici 1772), praeceptori olim jam amico widmete. In der Vorlesung über Cromwell, zu der sich die Menge drängte, daß man glaubte, es sei eine Feuersbrunst in der Nähe, rührte er durch seine Schilderung der Hinrichtung Karl's I. die Zuhörer zu Thränen. — Um vollständig zu sein, darf aber auch der Niedergang nicht verschwiegen werden. Nachdem Spittler nach Göttingen gekommen war und die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, sank Schlözer's Beifall sehr erheblich. In der Zeit, da seine Celebrität als Journalist auf ihrem Gipfel stand, klagten die Zuhörer wol über Wiederholungen und mangelhafte Anordnung des Vortrags. Auch soll die Zerlegung des cursus politicus, der bis dahin 60—80 Zuhörer gefunden hatte, in zwei Theile ungünstig auf den Besuch eingewirkt haben. Der junge K. F. Eichhorn, den S. sehr in sein Herz geschlossen hatte, erzählt, wie er selbviert im Sommer 1800 die Vorlesung über Politik aufrecht erhalten habe. Doch hat S. die Docententhätigkeit auch im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch erfreuliche Momente gewährt.

Mit der Lehrthätigkeit ging die schriftstellerische Hand in Hand. Gleich zu Anfang seiner Göttinger Wirksamkeit veröffentlichte S. eine „Vorstellung seiner Universalhistorie“ (Göttingen 1772), die neben dem Ideal — wir würden sagen: Entwurf oder Programm — einer Weltgeschichte eine Probe der Ausführung in der Weise giebt, daß die Hauptvölker der alten und neuen Geschichte nach einander in Umrissen geschildert werden. Das Büchlein ist der erste Wurf auf dem Gebiete der Universalgeschichte, deren Probleme ihn und andere Zeitgenossen viel beschäftigt haben. Noch zweimal ist er zu dem Thema zurückgekehrt, ohne jedoch je über die Form des Grundrisses hinaus zu gelangen. Die zweite veränderte Auflage der „Vorstellung“ erschien 1775; die dritte noch weiter umgestaltete erhielt den Titel: „Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhange“ (2 Thle., Göttingen 1785—89) und wurde 1792—1801 neu aufgelegt. Ein richtiges Bild der Weltgeschichte zu gewinnen hält er es für erforderlich, die Ereignisse zweimal vorzuführen, erst ethnographisch, dann synchronistisch. Das Buch der Schicksale der Welt soll einmal nach der Länge, dann nach der Breite gelesen werden. Als Vorarbeit verlangt er eine geographische, historische und statistische Beschreibung aller beschreiblichen Völker des Erdbodens alter und neuer Zeiten; etwa 200 einzelne Völkergeschichten, deren jede, bloß Facta ohne Raisonnement enthaltend, sich auf einen halben Bogen zusammenpressen lassen und die Gesammtheit nicht mehr als ein einziges Buch von 4—5 Alphabeten in Anspruch nehmen wird. Aus dem Aggregat der zweihundert Völkergeschichten soll dann ein System, eine synchronistische Darstellung jedes Zeitalters hervorgehen. Läßt der ethnographische Theil erkennen, wie unsere Staaten entstanden sind, so der synchronistische, wie sich unsere Cultur entwickelt hat. Die Weltgeschichte nach seinem Plan beschränkt sich auf Alterthum und Mittelalter, einen nach Ausscheidung der neueren Geschichte, die der Specialgeschichte anheimfällt, 2000 Jahre umfassenden Zeitraum, der mit Cyrus beginnt, denn erst von da ab wird die Welt universalhistorisch, und mit der Ent-

deckung Amerika's endet. Christi Geburt bildet den Einschnitt, von dem er vor und rückwärts rechnet: eine Eintheilungs- und Zählungsweise, die so selbstverständlich geworden ist, daß man sich selten daran erinnert, daß sie erst durch S. in Gebrauch gebracht worden ist. Von seinem Programm hat S. in den genannten Schriften nur zweierlei ausgeführt: die Aufstellung eines Verzeichnisses der Hauptvölker, deren Geschichte zu bearbeiten sein würde, und eine Charakterisirung der wichtigsten Perioden und Vorgänge ihrer Geschichte. Das letztere ist der interessanteste Theil seiner Arbeit. Sie zeigt eine große Kunst des Zusammenfassens und scharfen Charakterisirens ganzer Völker und ganzer Zeitabschnitte. Er erstrebt Uebersichtlichkeit, leichte Behaltbarkeit des Stoffes und sucht ihr durch Tabellen, Karten, Abrundung der Jahreszahlen nachzuhelfen. Die pädagogische wie die statistische Ader Schlözer's machen sich geltend. Zu dem synchronistischen Aufbau ist es gar nicht gekommen. Man ist deshalb noch nicht berechtigt, Schlözer's universalhistorische Arbeiten gering zu schätzen. Sie haben auch den Beifall des deutschen Publicums gefunden, und wenn sie nach einem Menschenalter, wie S. selbst 1802 klagt, vergessen waren, so verdient doch seine originelle und würdige Ansicht von der Aufgabe der Weltgeschichte noch heute Beachtung. War er zur Statistik durch den Aufenthalt in Schweden, so ist er zur Universalhistorie durch den in Rußland angeregt worden. Und das ist für seine ganze Methode bedeutsam. Das Lernbedürfniß junger Leute, die nicht nach Art deutscher Schüler mit Daten und Zahlen bepackt werden durften, nöthigte ihn, die Universalhistorie gewissermaßen zu condensiren, Facta zweckmäßig auszuwählen und zusammenzustellen. Da es sich um den Unterricht junger Russen handelte, mußte er andererseits die Geschichte von Völkern berücksichtigen, die den bisherigen Bearbeitern der Weltgeschichte fern lagen. Form und Inhalt seiner Thätigkeit haben von den russischen Anfängen und Versuchen ihre Richtung empfangen. Das Ausziehen und Zusammenpressen von geschichtlichen Thatsachen wird ihm überall Bedürfniß. Eine pragmatische Handelsgeschichte von Leipzig, die ihm zur Hand kommt, benutzt er zur Herstellung einer „Kleinen Chronik von Leipzig", von der allerdings nur ein erster bis 1466 reichender Theil erschienen ist (Leipzig 1766). Der Inhalt seiner weltgeschichtlichen Arbeiten ist ausgezeichnet durch die Erweiterung des Schauplatzes. Er geht aus von der Einheit des Menschengeschlechts; seine zerstreuten Theile haben in allen Zeitaltern ineinander gewirkt, oft durch Verbindungen, die nur dem Forscher kenntlich sind. Der extensive Standpunkt, den er einnimmt, hat seine Gefahren und seine Vortheile. Er verleitet zur Mißachtung der Völker, die nur auf einem kleinen Raume gewirkt haben, und zur Ueberschätzung der großen Staaten. Die Griechen sind ihm das feinste Volk der alten Welt, aber deswegen nicht das gescheuteste noch das erste Volk des Erdbodens. Die meisten griechischen Staaten waren klein und ohnmächtig und hatten eine unglückliche demokratische Regierungsform: beides setzte sie außer Stand, einen langen Zeitraum hindurch die Werke großer Staaten zu thun. Der weite Raum, den er überblickt, führt ihn aber auch zum Aufsuchen des Gemeinsamen in den weltgeschichtlichen Erscheinungen, zu Parallelen und Combinationen, die, mögen sie mitunter auch bloß frappant sein, doch auf sonst übersehene Momente hinweisen. Hatte man bisher bloß politische Ereignisse in die Weltgeschichte gezogen, so dringt er mit Nachdruck auf die Berücksichtigung der culturgeschichtlichen Zusammenhänge, wenn er gleich diesen Ausdruck noch nicht kennt. „Erfinder sind die Lieblingsgegenstände der Weltgeschichte, Könige, falls sie nicht zugleich Erfinder sind, nützt sie bloß wie chronologische Krücken." „Die Gänge der Verbindung unter den Völkern suchte sonst der Weltgeschichtsforscher bloß auf Heerstraßen, wo Conqueranten und Armeen unter Paukenschall marschirten; nun sucht er sie auch auf Nebenwegen, wo unbemerkt

Kaufleute, Apostel und Reisende schleichen.“ In dem synchronistischen Theile war es recht eigentlich auf die historia inventorum abgesehen, die S. schon früh zum Gegenstand seiner Vorlesungen machte. Daneben legte er hohen Werth auf die Wanderungen der Pflanzen und Thiere, die Einbürgerung der Culturgewächse, der Hausthiere, eine Anregung, die er dem naturgeschichtlichen Studium in Schweden, dem großen Linné dankt, der Naturgeschichte und Weltgeschichte miteinander in Verbindung setzte. Hat S. also nach der einen Seite den Begriff der Weltgeschichte verengt, so hat er ihn nach der anderen erweitert. Ueber Gebühr, wird man hinzusetzen dürfen; denn nicht bloß die Revolutionen des menschlichen Geschlechts, sondern auch die des Erdbodens machen nach seiner Definition die Materie der Weltgeschichte aus. Und sehr zum Nachtheil der Arbeiten des Autors gereicht es, wenn er, der den Anfang der Weltgeschichte in die Gründung des persischen Reichs gesetzt hat, nun doch wieder auf die Skizzirung der Urwelt, dunkeln Welt und Vorwelt so viel Zeit und Kraft verschwendet, daß für das Folgende wenig übrigbleibt.

Zur richtigen Würdigung von Schlözer’s universalhistorischen Büchern darf man nicht vergessen, daß sie Grundrisse waren, deren Ausfüllung der mündlichen Rede vorbehalten blieb. Das wollte der Titel „Vorstellung seiner Universalhistorie“ besagen, an dessen einzelnen Worten eine von Herder verfaßte Recension der Frankfurter Gel. Anzeigen (Juli 1772) kleinlich herummäkelte. So entgegengesetzt auch der geschichtsphilosophische Standpunkt Herder’s und der Pragmatismus Schlözer’s, die ästhetische Geschichtsauffassung des ersteren und der didaktisch-praktische Zweck des letzteren sein mochten, die krause, springende, nörgelnde Kritik, die Herder Schlözer’s Buch angedeihen ließ, war nicht die berechtigte Form öffentlicher Besprechung. Die Vorwürfe, welche er in der ihm damals eigenen rhapsodischen Weise erhob, waren auch offenbar mehr als gegen die einzelne Schrift gegen den Autor als solchen gerichtet, der manchem, auch in Göttingen unbequem zu werden anfing. Man geht nicht irre, wenn man Heyne’s Hand mit im Spiele vermuthet, den Herder zu Anfang des Jahres 1772 von Bückeburg aus besucht hatte. Die Gegnerschaft, in der beide damals gegen J. D. Michaelis standen, übertrug sich auf dessen Schüler und Freund, „den leibhaften Ritter St. Georg aus Rußland“ neben dem „Erzengel Michaelis“. Schlagfertig antwortete S. in einem zweiten Theile der „Vorstellung seiner Universalhistorie“ (Göttingen 1773), der reichlich grob, auch nicht ohne einen denunciatorischen Beigeschmack, aber gründlich und treffend die Schwächen des Gegners geißelte. Die Freunde Herder’s, Hamann, Lavater, Claudius forderten brieflich und öffentlich zur Fortsetzung der Polemik auf, aber Herder meinte besseres zu thun zu haben, denn tollen Hunden als Christ zu antworten, zumal der Gegner in’s Ausland gegangen sei. Man wird dem Urtheil des Biographen Herder’s beistimmen müssen, der Schlözer’s Schrift als die im Grund verdiente Zurückweisung eines leichtfertigen Angriffs charakterisirt. Wenn R. v. Mohl im Interesse Schlözer’s die Schrift gegen Herder aus seinem Leben streichen möchte, so vergißt er, daß S. in diesem Falle der Angegriffene war, und der Angreifer, der gegen Heyne gemeint hatte, S. werde den Göttingern noch einmal viel zu schaffen machen, später in wiederholten Aeußerungen die Bedeutung des Mannes anerkannt hat, der kein anderer geworden war und sich nur consequent entwickelt hatte.

Zwischen den beiden mit dem Historiker S. sich beschäftigenden Recensionen hatten die Frankfurter Anzeigen eine pädagogische Schrift desselben Verfassers besprochen, in einem Tone, der die Mitte hält zwischen dem Lobe der ersten und dem höhnischen Tadel der zweiten. S., voll Antheil an allen Bewegungen der Zeit, konnte nicht von den Kämpfen unberührt bleiben, die dem Lieblingsthema des Jahrhunderts, den Erziehungsfragen, galten. Jahre lang hatte er

sich praktisch mit Unterrichten, Lehren, Erziehen beschäftigt, zum Theil unter Verhältnissen, in denen er selbst neue Mittel und Wege angeben mußte, um zum Ziele zu gelangen. In den ersten Semestern seiner akademischen Wirksamkeit hatte er auch über Pädagogik gelesen und dabei Joh. Peter Miller's Grundsätze einer weisen und christlichen Erziehungskunst (Leipzig 1769) als Leitfaden benutzt. 1771 übersetzte er das Werk des Präsidenten de la Chalotais, Essai d'éducation nationale in dem „Versuch über den Kinderunterricht“ (Göttingen 1771) und begleitete es mit einer langen Vorrede und zahlreichen Anmerkungen, die alle gegen Basedow und seine Reformvorschläge, die Ausschließung der Religion, der Mathematik und der Geschichte vom Unterricht, die Aufnahme einer Belehrung über das Entstehen des Menschen, das kindische Wesen in der Behandlung der Unterrichtsgegenstände gerichtet sind. Um positiv zu zeigen, welche Unterrichtsweise er für zweckmäßig hält, hat er eine Reihe Kinderschriften verfaßt: „Le jouet des jolis petits garçons“ und „des petites filles“, „Neujahrsgeschenk aus Jamaica für ein Kind in Europa“ (Göttingen 1780), „Neujahrsgeschenk aus Westfalen für einen teutschen Knaben“ (1784) und eine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder“ (1779). Die Bücher, zunächst für die eigenen Kinder geschrieben — Geschichtschreiber Dortchens und der russischen Monarchie, redet ihn J. Müller einmal an — sind von verschiedenem Werthe. Den Geschichtsbüchern fehlt der erzählende Ton. Nützliche Kenntnisse mögen sie immerhin verbreitet und auf die Gemüther der Kinder gewirkt haben. Ein Buch, das anfängt: Deutscher Junge, lerne dein deutsches Vaterland kennen, sonst bist du nicht werth ein Deutscher zu sein, und das ihn ermahnt: hasse nie einen Ketzer, der weiter nichts als Ketzer ist, der in Religions- oder andern Dingen eine andere Meinung hat wie du — aber wenn du hörst, daß einer theoretisch und praktisch lehrt: ich brauche keiner Obrigkeit zu gehorchen, da, deutscher Junge, wehre dich, schlage zu, haue ein was das Zeug halten will, ein solches Buch wird der junge Leser schwerlich vergessen. Daß aber die Wahl des Stoffes, die Geschichte des Johann von Leiden, und die Art seiner Behandlung für den pädagogischen Tact und Geschmack des Verfassers sprechen, darf man billig bezweifeln. Vortrefflich gelungen ist dagegen das Neujahrsgeschenk aus Jamaica. In Form von Reisebriefen wird eine Schilderung des fremden Landes, Handels, der Producte, der Schifffahrt gegeben, unversehens eine Vergleichung der verschiedenen Culturzustände angestellt, alles das in außerordentlicher Anschaulichkeit, obschon es doch nur aus Reisebeschreibungen zusammengestellt ist. Den größten Beifall unter Schlözer's Kinderbüchern hat sich die Weltgeschichte erworben, die nach allgemeinen Betrachtungen über Welt, Geschichte, Entstehung von Staaten die Urwelt behandelt und bis zur Sündfluth gelangt. So seltsam uns dies Büchlein erscheint, „Gottes und des Publici Segen haben zur Freude des Verlegers und des Autors über dies Büchlein gewaltet“, so daß der erste Theil 1779 bis 1806 in sechs Auflagen erschienen und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt ist. Der neunjährige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der auch mit dieser Speise genährt wurde, hat nach Zedlitzens Zeugniß an der von Regenten redenden Stelle, die unbekümmert um ihr Amt nur essen, trinken, schlafen und sich Plaisirs machen, auf französisch: un roi fainéant, zu deutsch: eine gekrönte Schlafmütze heißen, sich mächtig erfreut. Im rechten Gegensatz zu der spielenden und tändelnden Unterrichtsweise Basedow's hielt S. auf ein strenges, regelrechtes Lernen und suchte an seiner Tochter Dorothea zu zeigen, daß selbst Mädchen einer gelehrten Erziehung fähig seien. Von früh auf nimmt er ihren Unterricht in seine Hand; triumphirend berichtet er den Freunden, daß das kaum anderthalbjährige Kind über 87 Wörter und 192 Ideen verfüge; daß es

25 Monate alt und so klein als wäre es 15, mit seinen Eltern um den Wall spazieren gehe und discurire als wäre es sechs Jahre alt. Zu sieben Jahren sang und zu acht spielte Dortchen Clavier in einem öffentlichen Concerte. Das Wunderkinderthum hat es dem Vater offenbar damals angethan. Es ist sonst nicht zu verstehen, wozu er „das 1726 erschienene merkwürdige Ehrengedächtniß Christian von Schönaichs über den vierjährigen Christian Heineken von Lübeck" nach fünfzig Jahren abgekürzt wieder abdrucken ließ (1779). Lesen lernt seine Tochter nach einer von ihm selbst verfaßten Fibel: „Dortgens Reise von Göttingen nach Franken und wieder zurück." Mathematik begann sie vor dem siebenten Jahre bei Joh. Nicol. Müller und Kästner stellte in der Vorrede zu dessen Vorbereitung zur Geometrie für Kinder (Göttingen 1778) das für Schülerin und Lehrer ehrende Zeugniß aus, das A. D. B. XXIX, 1 abgedruckt ist. Geschichte studirte sie unter Anleitung des Vaters aus den bändereichsten und trockensten Werken; schöne Litteratur wurde ihr ängstlich fern gehalten: aus der französischen Litteratur las sie die Henriade; als sie Lateinisch und Griechisch zu treiben begann, wurden die ehrbarsten Autoren vorsichtig ausgewählt. Im 17. Lebensjahre konnte sie sich in zehn Sprachen ausdrücken und über wissenschaftliche Gegenstände mit Männern unterhalten; aber Pütter ertheilt ihr gelegentlich ihrer Anwesenheit in Frankfurt 1790 bei dem großen Stelldichein der diplomatischen und gelehrten Welt, das die Kaiserkrönung Leopold's II. herbeiführte, das Lob, daß sie zwar keine Antwort schuldig blieb, aber mit ihren gelehrten Kenntnissen keine Prätension machte, wie vielleicht manche andere an ihrer Stelle gethan haben möchte. Bekanntlich war sie damals schon seit drei Jahren in der philosophischen Facultät examinirt und promovirt. So ernsthaft die Prüfung verlaufen war, wie der in den Annalen von Jacobi und Kraut (1787) veröffentlichte Hergang des Examens beweist, die Sache selbst wurde doch durchgehends als ein Beweis der Eitelkeit des Vaters aufgefaßt und gab auswärts zu dem lächerlichen Gerücht Anlaß, S. lasse seine Tochter Collegia lesen. Von ihrer soliden Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit zeugt die Beihülfe, die sie ihrem Vater bei seinen Arbeiten leistete. In seiner russischen Münzgeschichte (1791) hat sie alle Reductionen der Angaben aus der russischen Münzsprache in die dem deutschen Leser geläufige ausgeführt. Der Vater bezeichnete sie gern als seinen Antibasedow; vor den Gefahren des väterlichen Experiments ist sie durch ihren Geist und ihre vorzüglichen Anlagen, die ihr auch die guten Freundinnen wie Caroline Michaelis nicht absprechen können, nicht weniger durch ihre kräftige physische und geistige Constitution bewahrt geblieben. Ihnen hatte sie es zu danken, daß sie trotz einer Erziehung, der Kinderfreude und Kinderspiele fehlten, sich im weiteren Leben unverkümmert entwickelte und glänzend bewährte. — Der Kampf Schlözer's mit Basedow wurde durch die Einmischung eines Göttinger Collegen verbittert. Eine so rücksichtslos und selbstbewußt in die Oeffentlichkeit tretende Persönlichkeit wie S. gab der Spottsucht reichliche Nahrung. Kästner's Stachelreden haben nie geruht, seit S. in der Probe russischer Annalen die Mathematik für die unmittelbare Aufklärung einer Nation unfruchtbar genannt hatte. Kästner replicirte mittelst einer Rede: über den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik, die er in einer Sitzung der deutschen Gesellschaft vortrug, zu welcher er S. speciell eingeladen hatte. Hielt sich diese Rede noch rein sachlich, so ware eine jüngere, ebenda gehaltene: ob die Mathematik etwas zur Humanität beitrage? voll von versteckten Bosheiten, sprach von Gelehrten, die keine Staatsleute sind, wenn sie auch Peter Haigolde wären, von neueren Pädagogen, die mit runden Jahreszahlen jungen Leuten die Historie leicht zu machen suchen. Schon 1768 war der Conflict so arg geworden, daß S. sich mit einer Beschwerde an das Universitätscuratorium wandte. Es

beweist für die Werthschätzung, die ihm der den Frieden über alles liebende Münchhausen erwies, wenn er ihn ungeachtet dieses Conflicts 1769 zum Professor machte. Kästner, in milder Form angewiesen, sich künftig in besseren Schranken zu halten, ging gegen den, der nun sein College geworden war, alsbald von neuem vor, schrieb an den jungen Euler nach Petersburg in einem zu Schlözer's Kenntniß gekommenen Briefe, S. habe sich früher in die Göttinger Societät der Wissenschaft durch bloß versprochene, aber nicht gelieferte Arbeiten eingelogen und verhinderte es, daß S. jetzt als ordentliches Mitglied der Societät aufgenommen wurde. Man versteht alle diese Kämpfe und Treibereien nur, wenn man zugleich all die kleinen und großen Gegnerschaften und Coterieen der Zeit und des Ortes kennt. Michaelis und S. standen zusammen, wie Kästner in der ersten jener Reden nicht ohne Absicht: berühmte Schriftausleger ohne den Geist der Religion und Geschichtschreiber ohne die Gabe zu erzählen neben einander nennt. Heyne, Gatterer, Kästner hielten ihnen gegenüber zusammen. Hatte Michaelis S. zum Kampfe mit Basedow angeregt, so secundirte nun Kästner Basedow in Versen und Prosa, verwies ihm Göttingens Pädagogen den zu nennen, der in Göttingen Niemanden als seine Frau gezogen habe, tröstete: Vielleicht ist Basedow ein Irrender, ein Ketzer, Doch edel, Menschenfreund und ganz gewiß kein Sch—wätzer, ein Wortspiel, das Glück gemacht haben muß, da es Herder ebenfalls verwendet, und ließ mit Anspielung auf Schlözer's Hauslehrerstellung in Rußland ein Pasquill ausgehen unter dem Titel: Schreiben an den Utschitel von ganz Deutschland (Frankfurt und Leipzig 1772). Auf Schlözer's Beschwerden erfolgten gewundene Ehrenerklärungen Kästner's; der Gegensatz blieb und hatte für Schlözer's Stellung zur Göttinger Societät wie zur Petersburger Akademie widrige Folgen.

Die pädagogische und polemische Thätigkeit Schlözer's wurde durch eine erfolgreichere und würdigere Beschäftigung unterbrochen. Die Statistik, zu der er schon in Schweden und Rußland wichtige Vorarbeiten und Sammlungen veranstaltet hatte, wurde nach Achenwall's Tode eines seiner wichtigsten und folgenreichsten Arbeitsgebiete. Wie die Stelle des Lehrers, dessen Vorlesungen er während seines zweiten Göttinger Aufenthalts eifrig gehört hatte, so übernahm er auch dessen Lehrweise. Achenwall's „Staatsverfassung der heutigen vornehmsten Europäischen Reiche und Völker im Grundrisse“, ein beliebtes Compendium, das schon fünf Auflagen erlebt hatte, legte er zu Grunde und besorgte mit Sprengel zusammen die sechste Auflage (1781). Als er in den letzten Lebensjahren der Vorlesung den Titel: allgemeine und besondere Statistik gab, berücksichtigte er die Staatskunde von Frankreich, England, zuletzt die von Rußland besonders. Die Vorlesungen Schlözer's fanden großen Beifall. Sie und die Politik nennt er seine einträglichsten Collegia; er rühmt gegen Zedlitz, kein Cavalier geht von Göttingen, ohne sie wenigstens par étiquette zu hören; auf anderen Universitäten kennt man jene beiden Collegia kaum dem Namen nach. Erst am Abend seines Lebens schreitet er zu einer Veröffentlichung: „Theorie der Statistik, Heft 1: Einleitung“ (Göttingen 1804). In der Hauptsache hält er auch hier an Achenwall's Auffassung und Methode fest, vertheidigt sie gegen ungerechte Angriffe und sucht sie nur in Einzelheiten zu erweitern und zu verbessern. Die kleine geistvolle und anregende Schrift ist die erste selbständige Untersuchung des Begriffs der Statistik; wie sehr er damit einem wissenschaftlichen Bedürfniß entgegenkam, zeigte die große Nachfolge, welche Schlözer's Vorgang in den nächsten Jahren fand. Im J. 1808 hat er in einer Reihenfolge von Artikeln der Gött. gel. Anzeigen Schriften über den Begriff der Statistik besprochen. In seinen Vorlesungen erörterte er zuerst den Begriff der Statistik und zeigte dann in einigen Proben die Anwendung, während die Lehrer der Statistik bis dahin

den entgegengesetzten Weg einschlugen. Die Statistik ist ihm wie den Früheren eine descriptive Wissenschaft, welche die „Merkwürdigkeiten“ eines concreten Staates aufsucht, nur daß er die das Wohl und Wehe eines Staates bestimmenden Factoren weniger eng nimmt, neben der politischen Verfassung die wirthschaftlichen Momente berücksichtigt, alles was sich unter die Formel vires unitae agunt bringen läßt. Auf die Ursachen der geschilderten Staatszustände einzugehen oder Folgerungen aus ihnen zu ermitteln, lehnt er als nicht zur Statistik gehörig ab; dieses weist er der Politik, jenes der Geschichte zu. Sein oft citirter Ausspruch: Geschichte ist eine fortlaufende Statistik und Statistik eine stillstehende Geschichte, hat eigentlich nur den Zweck, die angezweifelte Möglichkeit einer Statistik vergangener Zeiten zu rechtfertigen. Er preist das Zeitalter glücklich, in dem die Statistik nicht mehr Privat- und Kathederstatistik ist, amtlich betrieben wird und dadurch Zuverlässigkeit und Ansehen gewonnen hat. Im Interesse der Regierungen selbst empfiehlt er die Förderung statistischer Unternehmungen; denn den Platz, von dem die ehrliche Statistik verdrängt ist, nimmt ihre Bastardschwester, die Chronique scandaleuse, ein. Sondert er auch begrifflich streng Statistik und Politik, so ist ihm jene doch nur Mittel zum Zweck, sie verhält sich zur Politik wie Kenntniß des menschlichen Körpers zur Heilkunst. Die Politik bildet für ihn das Bindeglied mit den beiden anderen von ihm vertretenen Wissenszweigen, der Weltgeschichte und der Statistik. Weltgeschichte ohne Politik, wie sie die Anno-Domini-Männer trieben, war ihm von Anfang an unfaßbar, nur fähig, Mönchschroniken und dissertationes criticas hervorzubringen. Ist nun die Weltgeschichte eine systematische Sammlung von Thatsachen, die den gegenwärtigen Zustand der Erde und des Menschengeschlechts erklären, so nennt er Menschen und Länder umschaffen das Höchste aller Regierungskunst oder unhöflicher ausgedrückt: Regieren heißt dumme Menschen zu ihrem Besten zwingen. In diesem Sinne vertritt er Politik in Wort und Schrift. Mit Genugthuung führt er Zedlitz gegenüber das Wort von Sonnenfels in Wien an: wer echte freie Politik hören wolle, müsse nach Göttingen gehen. Was er Zusammenhängendes über Politik geschrieben hat, ist eigentlich nur ein erster Versuch, als Manuscript zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen gedruckt. Es führt den Titel: „Allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassungslehre“ (Göttingen 1793), und war als erster Theil eines Handbuchs gedacht, das weiter noch Staatskunst, Theorie der Staatskunde und europäische Staatsgeschichte umfassen sollte. Erschienen ist davon nichts als der dritte, oben S. 579 besprochene Theil. Das von manchen in diesem Zusammenhange angeführte systema politices ist nur ein für die Zuhörer 1771 ausgegebenes Vorlesungsschema von acht Octavseiten. Das von der Politik handelnde Bändchen ist dem von der Statistik äußerlich und innerlich sehr ähnlich. Nach einer Einleitung in die Staatsgelehrsamkeit und einer politischen Encyclopädie wird die Metapolitik — ein von S. gebildetes Wort zur Bezeichnung der Lehre von dem vorstaatlichen Zustande der Menschen —, dann allgemeines Staatsrecht und die Lehre von den Regierungsformen vorgetragen. So viel kräftig und originell Erfaßtes das Büchlein enthält — die zwölf Seiten, welche die Geschichte des Staatsrechts erzählen, wird man immer wieder mit Vergnügen lesen —, so wenig vermag sich der Autor von den Anschauungen der Zeit frei zu machen. Gläubig bleibt er bei dem Gesellschaftsvertrage stehen. „Der Staat ist eine Erfindung; Menschen machten sie zu ihrem Wohl, wie sie Brandcassen u. s. w. erfanden“; „der Staat ist eine künstliche, überaus zusammengesetzte Maschine, die zu einem bestimmten Zwecke gehen soll“. Aussprüche wie diese finden sich in unmittelbarer Nachbarschaft des von einer ganz anderen Erkenntniß zeugenden Satzes: Da sich noch kein einziges nur halbcultivirtes Volk ohne Staat — nach seiner Schreibweise: one

Stat — gefunden habe, müsse der Staat ein unentbehrliches Bedürfniß der Menschheit sein und mit im Plane des Schöpfers liegen und unstreitig sei in dieser Bedeutung alle Obrigkeit von Gott. „In dieser Bedeutung“ ist nicht ohne Bedacht hinzugefügt; denn mit größter Entschiedenheit bekämpft er die Lehre von der Göttlichkeit des Königthums. Mit dem von ihm so hoch verehrten K. F. v. Moser gerieth er darüber in einen Streit, der im Anhang des Allgemeinen Staatsrechts verhandelt ist, und Homer ist ihm auch aus dem Grunde unsympathisch, weil er durch Ilias II, 196 origo majestatis a Deo gestützt habe.

Schlözer’s theoretischen Schriften kam es sehr zu statten, daß er sie erst am Abend seines Lebens schrieb, als er eine lange akademische Erfahrung hinter sich und von dem Leben der Völker und Staaten soviel gelernt hatte, als sich durch sorgfältige Beobachtung aller öffentlichen Verhältnisse mit den damaligen Mitteln erlernen ließ. Wer über die Zustände fremder Völker und Staaten sich auf dem Laufenden erhalten wollte, war auf Reisen und Correspondenzen angewiesen. Lag es schon in der Natur der Dinge, zuerst jenes Mittel zu ergreifen, so kam für S. das individuelle Moment hinzu, daß wer so lange wie er auf Reisen im Auslande zugebracht hatte, sich schwer an das ermüdende Gleichmaaß des Lebens in einer kleinen Universitätsstadt gewöhnte. Das lange Stillsitzen griff ihn fast körperlich an; die Kerkerluft der Studirstube zehrte sichtbar an seinem Leben; auf Reisen lebte er wieder auf. Zweimal in den beiden ersten Jahrzehnten seines Göttinger Amtes hat er deshalb zu diesem Heilmittel gegriffen und sich je für ein Wintersemester Urlaub erwirkt, um eine größere Reise zu unternehmen. Es handelte sich dabei nicht um Ausruhen, sondern um Lernen: er wollte auf diesen „statistischen“ Reisen von Lebendigen lernen, was er von Todten nicht lernen konnte. Die erste, von Ende October 1773 bis Februar 1774 unternommene, hatte Paris zum Zielpunkt. Reisen der Gelehrten waren damals noch etwas so Ungewöhnliches, daß im Publicum von einer Reise nach Spanien oder nach Afrika gemunkelt wurde. Er hielt sich über einen Monat in Straßburg auf, wo ihn die Familie seiner Frau, die Oheime Roederer und andere, die Universität, namentlich Koch und Oberlin, und das Archiv mit seinen die französische Verwaltung illustrirenden Sammlungen fesselten. In Paris, wo er vom 17. December bis 31. Januar verweilte, machte er Bekanntschaft mit dem Historiker Mably, dem Philologen Villoison, dem Orientalisten de Guignes, den gelehrten Damen der Zeit und erhielt Empfehlungen an Girard und Pfeffel in Versailles, die, wenn auch jetzt nicht genutzt, sich später sehr wirksam erwiesen. — Die zweite größere Reise, im Wintersemester 1781 auf 82 veranstaltet, währte sechs Monate und ging nach Italien. Bei einem Manne, der sich eingestandenermaaßen nichts aus Gegenden machte und für Kunst eben nicht viel Sympathie hegte, könnte dies Ziel befremden, wenn er nicht für das ihn damals beschäftigende Unternehmen des „Briefwechsels“ sich gerade von dieser Reise hätte reiche Ausbeute versprechen dürfen. Er reiste in Begleitung dreier Göttinger Studirender und seiner elfjährigen Tochter Dorothea über Augsburg, Innsbruck, Verona, Venedig, Bologna nach Rom, wo die Gesellschaft Mitte Januar anlangte und acht Wochen verweilte. Dank dem Rufe Göttingens und dem eigenen litterarischen Namen wurden S. und seine Gesellschaft überall in Deutschland sehr ehrenvoll aufgenommen. In Rom sah er, was es Sehenswürdiges gab, und obschon er sich heilig vorgenommen hatte, nichts zu bewundern, ging ihm doch in der Peterskirche und Santa Maria Maggiore das Herz auf. Seinen Zweck, interessante Bekanntschaften zu machen und durch sie für sein Metier zu lernen, erreichte er vollauf. Er sprach den Cardinal von Bernis, den venetianischen Gesandten, gelehrte Abbés, römische Kaufleute und Banquiers, und verkehrte mit Exjesuiten, deutschen Künstlern und Schriftstellern wie Heinse, Hackert, Trippel, der von

Dortchen eine Büste verfertigte, Rehberg, der sie malte. Dem Papste wurden er und die Tochter in der Sacristei der Peterskirche vorgestellt, und wenn S. sich später auf die interessanten „historischen Intuitionen" seines Lebens besann, zählte er dazu die Audienz bei Pius VI. am Vorabend seiner Reise nach Wien zu Joseph II. Noch nie glaubte S. auf einer Reise soviel gelernt zu haben; als die Taschen seiner Kleider schadhaft zu werden anfingen, meinte sein Göttinger Diener Schmincke, er habe zu viel für den Briefwechsel eingesackt. Die Rückreise ging rasch vor sich; nur in Florenz und Mailand wurde längerer Halt gemacht; dort hatte S. eine zweistündige Audienz beim Großherzog Leopold, hier lernte er den Grafen Firmian, den österreichischen Minister für die Lombardei, kennen — das ist ein Mann wie Münchhausen, lautet sein kurzes, aber bezeichnendes Lob. Die Rückkehr nach Göttingen, von der eine Augenzeugin, Caroline Michaelis, eine anmuthige Schilderung in einem Briefe vom 16. April 1782 hinterlassen hat, glich einem Triumphzuge. Befriedigt durfte S. auf die glückliche Vollendung der nicht gefahrlosen Reise zurückblicken. „1000 Louisd'or wollte ich nicht nehmen, daß ich die Reise nicht gethan hätte, aber für 2000 Louisd'or thäte ich sie nicht noch einmal." Ein Gelehrter, der nicht gereist war, erschien ihm als ein ärmliches Geschöpf.

Die theoretischen Schriften Schlözer's über Politik und Statistik, auch wenn man die zu ihrer Ergänzung erforderlichen Vorträge hinzudenkt, wurden in ihrer Wirkung weit übertroffen durch die Verwerthung, welche seine Lehren durch das Mittel seiner Zeitschriften fanden. Sie begannen im Juli 1774 mit dem „Briefwechsel meist statistischen Inhalts", der es nur auf 14 Stücke brachte und im Februar 1775 auf Verlangen des Verlegers, Dieterich in Göttingen, abgebrochen wurde. Die Vorlesungen über Statistik hatten die Idee angeregt, ob sich nicht dem mangelhaften Bilde, welches die Compendien von dem wirklichen Zustand der Staaten bei deren rasch sich folgenden Veränderungen gewährten, durch eine periodische Publication nachhelfen lasse, welche das jeweilig Neueste an statistischem Material veröffentliche. Staatskalender, Etats, Armee- und Schiffslisten, Berichte über Volkszählungen, kleine Druckschriften über ökonomische Anstalten und Verbesserungen, Broschüren u. dgl. bilden die Quellen des Briefwechsels. Für den heutigen Leser eine höchst nüchterne Lectüre, die selten durch polemische Bemerkungen oder litterarische Notizen unterbrochen wird. Als nach Jahresfrist S. mit einer neuen Publication in dem Verlage der Vandenhoeck'schen Buchhandlung zu Göttingen unter dem Titel: „A. L. Schlözer's Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" hervortrat, war der alte Plan erweitert. Auch jetzt bildeten statistische Druckschriften, pièces volantes, wie sie Leibniz nannte und schätzte, Auszüge und Ausschnitte aus fremden Zeitungen, Uebersetzungen einen großen Theil des Inhalts, daneben waren aber Correspondenzen, Ausarbeitungen und kritisch-politische Untersuchungen aufgenommen. Die Zeitschrift, als deren Publicum sich der Herausgeber praktische Staatsgelehrte wie bloße Zeitungsleser gedacht hatte, erschien vom Februar 1776 bis Mai 1782 in sechzig Heften, von denen je sechs einen Band bildeten, und fand über alles Erwarten hinaus Anklang. Schon im November 1778 nennt S. seinen Briefwechsel ein viel gelesenes periodisches Werk, das ihm eine unglaubliche Summe abwerfe und anderthalb Jahre später: „mein wichtigstes Buch, das ich jetzo schreibe und je geschrieben habe, woran ich aber den wenigsten Antheil habe, ist mein Briefwechsel, eine Sammlung der wichtigsten Vorfälle, guter und dummer Verordnungen u. s. w. in und außer Europa, vorzüglich in Deutschland. Keine Woche vergeht, wo ich nicht, oft aus den unbekanntesten Gegenden Deutschlands, oft von Ministern u. a. Beiträge kriege". So lästig die unermeßliche Correspondenz war, in die ihn das Journal verwickelte, von „dieser größten Delice seines

litterarischen Lebens“ konnte und wollte er nicht lassen. Vom Juni 1782 ab erschien die Fortsetzung unter dem Titel: „A. L. Schlözer's Staatsanzeigen“ und brachte es auf 72 Hefte oder 18 Bände. Den Schluß bildet eine Notiz Schlözer's mit dem Datum: am letzten Tage des Greueljahres 1793. Die in Aussicht genommenen neuen Göttingschen Staatsanzeigen sind nie erschienen. S. verwahrt sich im Vorbericht des Briefwechsels dagegen, eine Zeitung zu schreiben. Nicht, daß er gering von Zeitungen dächte. „Zeitungen — mit einem Gefühl von Ehrfurcht schreibe ich dieses Wort nieder. Zeitungen sind eines der großen Culturmittel, durch welche wir Europäer Europäer geworden sind; werth, daß sich noch jetzt Franzosen und Deutsche über die Ehre der Erfindung streiten“ (Theorie der Statistik S. 78). Aber er will Briefwechsel und Staatsanzeigen als ein Buch angesehen wissen, wie andere Bücher eines Universitätslehrers, für den das Bücherschreiben nur Nebensache ist. Diese Bücher sind nur zu ihrem kleinsten Theile von ihm selbst geschrieben. Er läßt den Einsendungen ihren edlen Rost, den starken Styl des Geschäftsmannes wie den niedlichen des Stylisten von Profession. Glossen in dem nachdrücklichen Styl des Herausgebers sind den Artikeln in dem Briefwechsel noch seltener, in den Staatsanzeigen häufiger beigegeben. Je lebhafter die politische Bewegung und Aufregung wird, desto mehr läßt er seine Stimme vernehmen; unter den Stürmen der französischen Revolution erscheinen eigene Artikel von ihm. Alles von ihm Herrührende ist mit seiner Chiffre versehen; sonst herrscht, soweit sie der Einsender verlangt, Anonymität. Die Liste der Mitarbeiter, die sich erkennen lassen, ist stattlich genug: Herzog Karl von Sachsen-Meiningen († 1782), Graf Firmian, Justus Möser, Christ. Friedrich Pfeffel unter dem Namen des Austrasiers (A. D. B. XXV, 613), der Ritter Lang, Scharnhorst, Graf Schmettow in Holstein, Pfarrer Sartorius in Kassel, der Vater des Historikers, Ernst Brandes (Staatsanz. 31, über geheime Verbindungen), Advocat Buch in Bentheim, Patje in Hannover, Häberlin, G. Ch. Oeder u. a. Von den Göttinger Collegen sind nur einzelne unter den Mitarbeitern vertreten wie Feder, Leß, Grellmann. Schlözer's Reisen hatten dazu geholfen, ihm werthvolle Correspondenzen zu verschaffen. Koch und Lorenz, die zu dem statistischen Briefwechsel beisteuerten, hatte er in Straßburg kennen gelernt. Die guten Verbindungen, welche S. unterhielt, das Ansehen, welches sich seine Zeitschriften erwarben, führten ihm die werthvollsten Beiträge zu. Im October 1791 (Heft 64) veröffentlichte er das Testament Friedrich's des Großen vom 8. Januar 1769 zur nicht geringen Verwunderung des Grafen Hertzberg, der wußte, daß König Friedrich Wilhelm II. es nach der Vorlesung unter strengen Verschluß genommen hatte. S. war ein sehr gewissenhafter Redacteur, äußerst verschwiegen und besorgte alle Geschäfte allein. Die Originale delicater Einsendungen behielt er zurück und sandte von ihm gefertigte Copien in die Druckerei. Der Inhalt der Hefte ist sehr mannigfaltig. Sollte dem Plane nach auch Geschichtliches, soweit es unbekannt oder ohne Detail und Präcision bekannt war, Aufnahme finden, und brachte die Zeitschrift auch hin und wieder Geschichtliches als „alte deutsche Sachen“, so herrscht doch das Actuelle, auf die unmittelbaren Vorgänge und Erscheinungen in Staat und Gesellschaft Bezügliche vor. Die Reformen der Zeit werden in referirenden und raisonnirenden Artikeln begleitet, die landrechtliche Codification in Preußen, das Creditwerk in Schlesien, die Toleranzedicte in Oesterreich. Er nennt das „Deutschland von seiner schönen Seite“. Einen breitern Raum beanspruchen die Odiosa, die Mißbräuche aller Art, die Zustände in den geistlichen Territorien Deutschlands, in den Reichsstädten; der Aberglaube, die Wunderkuren, der Luxus. Schlözer's Zeitschriften wurden ein öffentliches Beschwerdebuch, in dem die tausendfältigen Schäden, welche die Rechtspflege und die Verwaltung namentlich der mittleren und kleinen Gebiete

des Reichs entstellten, zur Sprache gebracht wurden. Das erste Beispiel mächtig wirkender Publicistik in Deutschland, hatten sie ihre Leser auf den Thronen und an den Höfen so gut wie in den Bürgerhäusern und Studirstuben. Kein Geringerer als ein deutscher Fürst hat als ihren Zweck bezeichnet: Aufklärung und Duldungsgeist zu befördern, Bosheit und Dummheit zu entlarven und zu unterdrücken. Durch ganz Deutschland waren sie verbreitet; in Bozen wohnte der letzte Abonnent. Zeitweilig hatte die Zeitschrift einen Absatz von 4400 Exemplaren; einzelne Hefte mußten drei- und vierfach aufgelegt werden. Neben den Erfolgen der Publicität blieben auch ihre Nachtheile nicht aus. Auf Berichtigungen, das nothwendige Uebel der Toleranz und der Preßfreiheit, war S. von vornherein gefaßt. Welchen Werth man dem Organ überall beilegte, zeigen die Widerlegungen und Rechtfertigungen, welche von hochgestellten Personen und entfernten Theilen des Reichs einliefen. Schlözer's Veröffentlichungen zogen ihm aber auch Angriffe und Grobheiten aller Art zu, nicht blos Mönche und Pfaffen verbreiteten Pasquille gegen ihn, hinter denen der alte Freund Kästner nicht zurückblieb, man suchte auch die Staatspolizei gegen ihn mobil zu machen. Schlimmer war, daß aller angewandten Vorsicht ungeachtet manch' eitler und ehrgeiziger Scandalmacher, der sein Müthchen an der vorgesetzten Behörde zu kühlen wünschte, sich herandrängte und ihn mit lügenhaften oder einseitigen Berichten hinterging. In dem Glauben, der Wahrheit zu dienen, wurde er das Opfer der Privatrache oder ließ sich zu übereilten und ungerechten Urtheilen hinreißen. Nichts hat ihm mehr Angriffe zugezogen, als die Rolle des Briefwechsels in der Angelegenheit des Pfarrers Waser. In das Heft 31 vom Herbst 1779 hatte S. einen Artikel von ihm, den Ursprung und die Beschaffenheit des Kriegsfonds in Zürich betreffend, aufgenommen, in dem nicht undeutlich eine Verwendung dieses öffentlichen Fonds zu Privatzwecken behauptet war. Der Verfasser wurde verhaftet, seine Papiere mit Beschlag belegt, bei welcher Gelegenheit man eine von ihm entwendete wichtige Urkunde des Staatsarchivs fand. In der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Autor, ein hochgebildeter Mann, Fälschungen und Veruntreuungen in größerer Zahl verübt hatte; durch die Entwendung der Urkunde über die Verpfändung von Kiburg erschien er als im Einverständnisse mit Oesterreich befindlich, das damals unter Joseph II. mancherlei alte Ansprüche zu erneuern suchte. Der gegen Waser eingeleitete Hochverrathsproceß endete mit einem Todesurtheil, das am 27. Mai 1780 vollzogen wurde. Da Waser, als er einen Fluchtversuch machte, einen Brief Schlözer's mit sehr starken Ausdrücken über die in Zürich herrschende Heimlichkeit bei sich trug, und angab, S. eine Schrift: Zürich, wie es ist, nicht wie es sein sollte, zur Veröffentlichung übersandt zu haben, so wurde nun von allen Seiten S. für Waser's Tod verantwortlich gemacht. Lavater, der mit S. bis dahin nur gelegentlich des Basedow'schen Streites in polemische Berührung gekommen war, wandte sich noch am Tage der Hinrichtung Waser's an S. mit der Bitte um Aufklärung. Ein Manuscript der angegebenen Art war nie an S. gelangt, hatte wahrscheinlich nie existirt, sondern war von dem verlogenen und renommistischen Angeschuldigten blos zur Einschüchterung seiner Richter erfunden. Zwischen Lavater, der die Züricher Regierung zu entlasten suchte, und S. entspann sich ein längerer Briefwechsel; gleichzeitig erhielt S. durch Gleim alle Schriftstücke der Gegenseite. Er beschränkte sich nicht auf sein eigenes Journal; in Lichtenberg's und Forster's Göttingischem Magazine von 1781, das ein Porträt Waser's brachte, lieferte er eine schneidende Kritik gegen den Versuch einer Vertheidigung der Züricher, die blos vorläufige zerstreute Anmerkungen zusammenstellen wollte, aber an Unvollständigkeit des Materials litt und die versprochene Fortsetzung nicht erhalten hat. Die ungerechte Beschuldigung, Waser's Tod herbeigeführt zu haben, machte S.

nur noch erbitterter gegen die Züricher Aristokratenregierung. Noch das Heft der Staatsanzeigen (13) vom 24. August 1783 begann mit den Worten: Waser's Blut raucht noch und muß rauchen wie Abel seines, so lange es Geschichte giebt! Die blutigen Worte dienten zur Einleitung einer hypothetisch mitgetheilten Angabe, auch der Idyllendichter Geßner habe für Waser's Tod gestimmt, eine Nachricht, die die Staatsanzeigen (26) auf Grund eines Eingesandt der Allgem. deutschen Bibliothek vom December 1784 obendrein widerrufen mußten. Das Waser'sche Archiv, daran S. lange gesammelt, hat er nie geöffnet. — Wie sehr der ganze Handel S. geschadet, sieht man aus der brieflichen Aeußerung Goethe's gegen Lavater: S. spielt eine scheußliche Figur im Roman, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch sein ganzer Briefwechsel die Unternehmung eines schlechten Menschen ist (13. October 1780). Die Aeußerung ist unter dem unmittelbaren Eindruck der Lavater'schen Mittheilungen niedergeschrieben und hat später einer glimpflicheren Beurtheilung Platz gemacht, wenn er dem Herzoge Karl August 1784 S. als den deutschen Aretin bezeichnet. Schon das Jahr zuvor hatte er ihn in Göttingen persönlich kennen gelernt und wie die schnurgerechten Professoren, die S. mit ihm zu einer Abendgesellschaft lud, den Verfasser des Werther für einen soliden, hochachtungswürdigen Mann zu halten anfingen, wird auch Goethe sein früheres Urtheil corrigirt haben. An einer näher betheiligten Stelle, im Ministerium zu Hannover hat man aller Anfragen und Beschwerden ungeachtet, mit denen man infolge der Schlözer'schen Zeitschriften behelligt wurde, ungleich ruhiger gedacht. Gerade aus der Zeit nach 1780 sind Aeußerungen von G. Brandes bekannt, S. werde sich durch dergleichen bei seiner Sammlung unvermeidliche Auftritte nicht von der Fortsetzung zurückhalten lassen, da der Briefwechsel an seiner Nutzbarkeit und ausgebreiteten Autorität gewiß noch immer zunehmen werde. Der große Erfolg der Schlözer'schen Zeitschriften ist nicht zu verstehen, wenn man nicht Ort und Zeit ihrer Entstehung berücksichtigt. Die Universität Göttingen war gegründet und wurde gepflegt nicht bloß als ein Sitz der Gelehrsamkeit. Man dachte stets zugleich an die Verwendbarkeit, an die praktische Brauchbarkeit des Erforschten. Ein Ausspruch Schlözer's: wir rücken wie in unserer Litteratur überhaupt, also auch auf unseren deutschen Universitäten den glücklichen Zeiten immer näher, wo hochgelahrt und gemeinnützig reine Synonymen sein werden, ist nicht zum wenigsten ein Ergebniß besonders Göttingischer Beobachtung. Die Preßfreiheit, die den Göttinger Lehrern eingeräumt war, diente eben diesem Zweck. S. wird nicht müde, Göttingen um deswillen zu preisen: in Göttingen haben die George und ihnen gleich unsterbliche Staatsbeamte der noch hie und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit einen Altar errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenossen, gewißlich auch der Nachwelt mächtig geschützt. Seit Schmaussens u. a. Zeiten wird hier Menschenrecht und Freiheit aber verbunden mit Ehrfurcht gegen Regenten .... laut und stark auf Kathedern sowohl als in Druckschriften gepredigt. In zweifelhaften Fällen hat S. die Vorsicht gebraucht, über die Aufnahme eines Artikels in Hannover anzufragen. Die beruhigenden Zusicherungen, die er darauf empfangen, müssen ihn nicht über alle Besorgniß hinausgehoben haben; denn in stillen Betrachtungen über die wachsende Despotie in Deutschland dachte er bei der Ausgabe jedes neuen Heftes: dies ist vielleicht das letzte, eine Aeußerung, die im December 1783, zehn Jahre vor dem Ende seiner Zeitschrift gefallen ist. Die Blüthezeit seines Journals waren die beiden Jahrzehnte vor der französischen Revolution. Neben den deutschen Verhältnissen steht Frankreich im Vordergrund des Interesses. Die statistische Erforschung Frankreichs bildet den Gegenstand zahlreicher Artikel. Der „Austrasier“ kämpft mit Büsching über die richtigen Ziffern der Bevölkerungsgröße. Nach

seinem Besuch von Paris ist S. ganz verliebt in die Stadt und nicht minder in die Franzosen; sie sind ihm le premier peuple de l'univers und ihr Charakter das Bestreben, dem Nebenmenschen ein angenehmes Stündlein zu machen. Ueber ihre Staatsverfassung dachte er weniger günstig. Als er 1781 Achenwall's Compendium der Statistik neu herausgab, fügte er den Worten des Autors: „Frankreichs Staatsverfassung ist so vortheilhaft eingerichtet, daß ein kluger König durch nichts aufgehalten wird, das Glück seiner Nation auf den höchsten Gipfel zu bringen" weiter nichts hinzu, als: und zugleich so unvortheilhaft, daß ein unkluger König durch nichts aufgehalten wird, das Unglück seiner Nation auf den höchsten Gipfel zu bringen. Er führt einen unausgesetzten Kampf gegen die Despotie d. i. Unumschränktheit des Herrschers. Statistik und Despotismus vertragen sich nicht zusammen. Von der Preßfreiheit und der Publicität erwartet er den Fortschritt, die Genesung der Staaten. Einst hatten alle Staaten eine heilsame Beschränkung in ihren Reichsständen; aber sie sind fast überall zu „Monarchenbezüglern" d. i. Beschränkern des Monarchen entartet und nur in dem glücklichen Albion sind sie zugleich Volksanwälte. In Deutschland vermißt er sie nicht, denn hier bilden die Reichsgerichte eine heilsame Schranke der Despoten.

Es waren friedliche Zeiten, als S. seine Zeitschrift begann; und als sie endete, brausten die Stürme der Revolution über die Länder. S., der den Großen der Erde so oft die Wahrheit derb und rücksichtslos zugerufen hatte, war nichts weniger als ein Schmeichler des Volkes. Er verkennt nicht, daß es unter Umständen ein Recht der Empörung giebt; die Engländer unter Jacob I. haben es geübt. Aber verdammlich ist eine Revolution zur Ertrotzung von Reformen. Er ist ein unerschütterlicher Anhänger der Monarchie. Nichts ist ihm so verhaßt, wie aristokratisches Regiment, fast noch mehr als die Demokratie, die gerade gut genug ist für Leute, die blos mit einander grasen. Die deutschen Reichsstädte vielleicht mit Ausnahme von Lübeck, die Hansa, die schweizerische Eidgenossenschaft müssen sich trösten, sie kommen bei S. nicht schlechter weg als die Griechen. Ihm ist der Satz einer englischen Thronrede von 1781 aus der Seele gesprochen: zum Genuß einer gesetzmäßigen Freiheit ist eine Monarchie nothwendig. Das deutsche Publicum, gewohnt für jede Volksbewegung Partei zu nehmen, war nicht wenig erstaunt, den Mann, dessen schneidige Feder Tyrannei, Heimlichkeit, Intoleranz unausgesetzt befehdet hatte, gegen Nordamerikaner, Holländer und Franzosen nach einander in immer gesteigerter Heftigkeit das Wort ergreifen zu sehen. Die nahen Beziehungen zu England hatten in Göttingen den nordamerikanischen Händeln von vornherein lebhafte Aufmerksamkeit zugewandt. Man hatte 1766 Franklin persönlich kennen gelernt. S. war mit ihm an Münchhausen's Tafel zusammen getroffen. Englische und hannoversche Officiere, die nachher in Amerika kämpften, hatten in Göttingen studirt oder gelebt. Der Schlözer'sche Briefwechsel erhielt von ihnen Correspondenzen, die ein unparteiischer Beurtheiler amerikanischer Geschichte wie Fr. Kapp noch neuerdings als eine wahre Schatzkammer für die Kenntniß amerikanischer Zustände zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges bezeichnet hat (Histor. Zeitschrift XXXI, 242). Neben den referirenden Artikeln brachte der Briefwechsel zahlreiche raisonnirende Artikel über den Kampf. S., bemüht, die Begriffe des deutschen Publicums über die amerikanische Sache aufzuhellen, untersuchte nach Rechtsgründen die Ansprüche der beiden Seiten. Unbeirrt durch den Vorwurf, er zeige die Auffassung des englischen Ministeriums als die Wahrheit, weist er die Anerkennung eines Rechts zur Rebellion zurück, wenn er auch die Berechtigung Englands, die Colonien unbefragt zu beschatzen, bezweifelt. Dem Standpunkt, daß der Kleine, der groß geworden, sich der Subordination entziehen und auf

eigene Füße stellen dürfe, gesteht er Berechtigung zu — im Naturzustande jenseit Canada's. Inmitten der rauschenden Freiheitshymnen, die auch in Deutschland erklangen, nachdem Amerika den Sieg errungen hatte, blieb er nüchtern und travestirte das Gedicht der Berliner Monatsschrift: die Freiheit Amerikas, bald durch die Lesart: der edle Kampf für Hancock und Contreband (statt: für Freiheit und Vaterland), bald durch die Aufnahme in seinen Jan von Leiden und die Aenderung: der edle Kampf für Freiheit und Schneider Jan. Mehr Zustimmung wird es finden, daß er der Schlußphrase des Sängers: „die eiserne Kette klirrt und mahnt mich Armen, daß ich ein Deutscher bin", das Wort entgegensetzte: der größte Verleumder seiner selbst wird bald der Deutsche heißen. Hatte das Publicum die Parteinahme Schlözer's für England sich aus seiner amtlichen Stellung erklärt, um wie viel mehr geschah das, als er 1786 eine Schutzschrift für den Oheim des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig, Ludwig Ernst, schrieb, der seit 1766 als Feldmarschall in den Niederlanden gestanden hatte und dem Statthalter Wilhelm V. durch die Consultationsacte als Beirath zugeordnet war. In ihrem Kampfe gegen den Oranier verdrängte die patriotisch-städtische Partei den Herzog aus dem Dienste und beschuldigte ihn der schwersten Verletzungen der Republik. Die holländischen Unruhen hatten alsbald nach ihrem Ausbruch S. beschäftigt. 1784—86 erschien in Göttingen auf seine Veranlassung und von ihm eingeleitet eine Sammlung der auf die holländische Bewegung bezüglichen Flugschriften in Uebersetzungen unter dem Titel: Holländische Staatsanzeigen, herausgegeben von A. F. Lüder und Jacobi (Superintendenten in Kranichfeld) in sechs Bänden. Die Schrift Schlözer's für den Herzog ging nicht aus freiem Antriebe vor; die braunschweigischen Minister Feronce und Graf (der spätere Fürst) Hardenberg hatten mit ihm im Herbst 1785 auf Schloß Hardenberg über die Uebernahme unterhandelt und ihm alle Actenstücke zugestellt. Was S. binnen kurzer Frist in angestrengtester Arbeit lieferte, war eine actenmäßige Vertheidigung des Herzogs, nicht eine Geschichte desselben, wie er selbst sagt. Aber mit einer wahren Begeisterung hatte sich S. des Gegenstandes bemächtigt, galt es doch die Rettung eines von den Patrioten verleumdeten politischen Charakters und einen Kampf gegen die ihm verhaßteste Herrschaftsform, die Aristokratie, die er so oft als die Kakistokratie gebrandmarkt hat. Ungeachtet seines großen Umfanges und seines urkundlichen Charakters erlebte das Buch rasch hintereinander drei Auflagen und wurde ins Französische und Holländische übersetzt. Der historisch-politischen Arbeit folgte ein kleines philologisches Nachspiel. Auf dem Titelblatte des Buches fand sich der Abdruck einer Gemme mit der griechischen Umschrift: Phokionos, und in Vorrede und Nachwort war der Herzog mit dem griechischen Feldherrn verglichen, den der Undank seiner Landsleute mit dem Tode des Sokrates belohnt hatte. Heyne, in seinem kritischen Gewissen durch das Bild wie durch Schlözer's Urtheil über Phokion verletzt, bemerkte in einem akademischen Programm von 1787, ohne übrigens Schlözer's Namen zu nennen, die Umschrift der Gemme bezeichne nicht den Dargestellten, sondern den Steinschneider, und das Urtheil über Phokion unterliege gerechten Bedenken. Da die Geschichte des Phokion um dieselbe Zeit noch von anderen Forschern untersucht wurde, mußte S. in der zweiten und dritten Auflage seines Buches Stellung zu diesen Arbeiten nehmen. War er auch die Gemme, die später als eine Arbeit erst des 16. Jahrh. ermittelt wurde, preiszugeben bereit, so blieb ihm doch Phokion der große, gute, unschuldige Mann, für den man ihn von jeher gehalten hat. Das ganze Vorkommniß zwischen S. und Heyne, von dem auch weitere Kreise, z. B. der eben in Norddeutschland verweilende Mirabeau Notiz nahmen, ist für die Stellung der beiden Männer nicht ohne Bedeutung. In dem Schriftwechsel, der sich zwischen ihnen entspann, brauchte

S. die Anrede: mein von jeher aufrichtig verehrtester, wenngleich mir von jeher erweislich ungünstiger Herr Collega! Der natürliche von altersher zwischen ihnen bestehende Gegensatz mochte verstärkt sein durch die Zornausbrüche, mit welchen S. des classischen Alterthums zu gedenken pflegte, noch mehr aber durch das ganze turbulente und rücksichtslose Auftreten, mit denen „unser politischer Pausback“, wie Heyne ihn einmal nennt, des letzteren umsichtiges Wirken für die Universität gewiß oft genug störte. In dem vorliegenden Falle wird man aber Schlözer's Vorstellung, die neben anderen Gründen auch die Solidarität ihrer hübschen Töchter geltend macht, in dem Hauptpunkte nicht Unrecht geben können, daß eine private Berichtigung seines angeblichen Mißgriffs collegialischer und dem Rufe Göttingens vortheilhafter gewesen wäre.

Auf dem universalhistorischen wie dem staatswissenschaftlichen Gebiete hatte S. dankbar der Franzosen zu gedenken. Voltaire, Goguet, Mably hatten ihm nicht nur Stoff für seine Arbeiten gewährt, in mannigfacher Richtung waren auch seine Gedanken, namentlich seine wissenschaftliche Methode durch sie beeinflußt. Höher als sie stellte er aber Montesquieu; in ihm erblickt er den Wiedererwecker des Staatslebens und der Staatswissenschaft. „Er streute britischen Samen in französischer Erde aus“. Bei dem „Erwachen Frankreichs“ war sein erstes Wort: das hat Montesquieu, der Aufklärer, gethan! Die Einberufung der Reichsstände im J. 1788 pries er als die größte Begebenheit der Zeit, den Tag des Bastillensturmes als einen für die Franzosen nicht nur, sondern für die ganze europäische Menschheit unvergeßlichen Tag, über den Gottes Engel im Himmel ein Te Deum laudamus angestimmt haben. Auch wenn Excesse dabei vorgekommen sein sollten, Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Er ist aber unparteiisch genug, auch andere als triumphirende Referate in seine Staatsanzeigen aufzunehmen. Schon der Schlußbericht des Jahres 1789 zeigt die Spuren der Ernüchterung. Die Octoberauftritte hatte er streng verurtheilt, dagegen geeifert, sie die zweite Revolution zu heißen. Als die nähere Aufklärung über die vermeintlichen Heldenthaten des Volkes und die angeblichen Blutbefehle des Königs zu Anfang des Jahres 1790 kam, räumte er bereitwillig ein, durch Campe's Berichte irregeführt zu sein und erst durch Mounier's Veröffentlichungen die Wahrheit erfahren zu haben. Doch alle Ausschreitungen bringen ihn nicht von der Ueberzeugung ab: die Revolution war eine Nothwendigkeit, und ihre Wohlthaten verkennt er weder jetzt noch später. Im April 1791 veröffentlichte seine Zeitschrift die déclaration des droits de l'homme et du citoyen vom August 1789, die noch kein deutsches Journal in extenso und in originali mitgetheilt hatte, und prophezeit, aller ihrer Mangel- und Fehlerhaftigkeit ungeachtet werde die Urkunde ein Codex der ganzen, durch allgemeinere Cultur sich der Volljährigkeit nähernden europäischen Menschheit werden. Uns Deutsche, sagt er aber um dieselbe Zeit, bewahre der liebe Gott vor einer Revolution, wie sie in Frankreich erfolgt ist; und er wird uns auch davor bewahren, unsere glückliche, von so vielen unerkannte, von Unwissenden oft verlästerte Verfassung sichert uns diese Hoffnung. Die politischen Schäden in Deutschland verkennt er nicht; sie müssen und können gehoben werden ohne Revolution, ohne Einwirkung des Volkes. Er setzt seine Hoffnung auf die Regierungen: wo gibt es mehr cultivirte Souveräne als in Deutschland? Und fast noch mehr hofft er von der Thätigkeit der Schriftsteller, von Oeffentlichkeit und Preßfreiheit. Hatte schon sein Auftreten gegen die Ausschreitungen der Revolution, sein Dringen auf Mäßigung, auf Wahrheit bewirkt, daß man von seinen ehemaligen Bemühungen für die gute Sache redete, so wuchsen die Angriffe der revolutions- und franzosenfreundlichen Presse, je stärker er sich gegen Frankreich und für die Bewahrung Deutschlands vor jeder französischen Einmischung aussprach. „Siehe hier

ist mehr als Schlözer“ wurde ein Ausdruck der demokratischen Journale, wenn sie kräftige Angriffe auf die geliebten Franzosen bezeichnen wollten. Mochten die politischen Verhältnisse und die Stellung, welche S. zu ihnen einnahm, nicht ohne Rückwirkung auf den Absatz der Staatsanzeigen geblieben sein, ihr Aufhören haben doch andere Umstände herbeigeführt. Gegen Klagen, die von außen kamen und in Hannover Schutz gegen Schlözer's Auftreten oder geradezu Einschreiten gegen seine Zeitschrift begehrten, hatte die Regierung, wenn sie den Herausgeber auch zur Vorsicht mahnen ließ, tapfer Stand gehalten und die Preßfreiheit der Göttinger Professoren gewahrt. Da kam S. in Conflict mit einem Northeimer Postmeister Dietzel, der den mit Miethsfuhren Durchreisenden eine angeblich auf Herkommen beruhende Abgabe absorderte. S., der in seinen Staatsanzeigen dies sogen. Stationsgeld als einen Mißbrauch gerügt und über einen persönlichen Conflict mit Dietzel in beleidigender Weise berichtet hatte, zog sich den Unwillen der Regierung zu, die ihm wegen Mißbrauchs der Censurfreiheit zur Privatrache durch Rescript vom 26. Februar 1794 die fernere Herausgabe der Zeitschrift untersagte und seine Censurfreiheit suspendirte. Der Stein des Anstoßes, das Stationsgeld, wurde durch besondere Verordnung anerkannt, die erst 1848 aufgehoben worden ist. Die damals in England und in Hannover sich verbreitende reactionäre Strömung äußerte sich auch in einer Mißstimmung gegen Göttingen, die sich soweit verstieg, Göttinger Lehrer, insbesondere auch Schlözer, revolutionärer und atheistischer Gesinnung zu beschuldigen, und an der Betheiligung von Göttingern an den Mainzer Vorgängen Nahrung fand: Umstände, die gewiß ebensoviel als das Northeimer Stationsgeld zu dem Einschreiten gegen die Staatsanzeigen und ihren Herausgeber, der schon lange manchem großen und kleinen Herrn im Reiche ein Dorn im Auge war, beigetragen haben.

Während der 17 Jahre journalistischen Wirkens hatten Schlözer's wissenschaftliche Arbeiten so gut wie ganz geruht. Als er jetzt sich zu ihnen zurückwandte, knüpfte er zugleich an die Studien wieder an, von denen er einst ausgegangen war, an die russischen Arbeiten, „mein Feuer und Heerd, mein Monopol“, wie er sie genannt hat. Und was er in dieser letzten Lebensperiode vollbrachte, ist das wissenschaftlich bedeutendste, was ihm überhaupt gelungen ist. Die alte kritische russische Geschichte hatte er selbst einst für die vielleicht brillanteste Arbeit erklärt, deren er fähig sei, zugleich aber für die meist angreifende und geistverzehrende, die er aus dem Grunde, um etwa ein Decennium länger bei seinen Kindern bleiben zu können, bei Seite gethan habe. Den Siebzigen nahe fühlte er sich stark genug, sie wieder aufzunehmen. Alles andere warf er weg und kehrte zu seiner „alten Liebschaft“ zurück. Die beiden ersten Theile des „Nestor“ erschienen 1802, der dritte und vierte 1805, der fünfte 1809. An der Verzögerung des Abschlusses trug nicht Schlözer's hohes Alter, sondern der Buchhandel die Schuld, der nach dem unter den Zeitverhältnissen erklärlichen schlechten Absatz der ersten Theile eines kritisch-historischen Werkes zaghaft wurde. Der in der slavonischen Grundsprache gegebene Text war von einer deutschen Uebersetzung und ausführlichen Anmerkungen und Erklärungen, die mitunter zu eigenen Abhandlungen auswachsen, begleitet. Die Arbeit fand im Inland und Ausland große Anerkennung. In Deutschland begrüßte man ein Werk, in dem zum ersten Mal die Grundsätze philologischer Kritik, bisher nur an den Ueberlieferungen des classischen Alterthums geübt, an einem Schriftsteller des Mittelalters erprobt waren. Joh. v. Müller, der das Buch in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung besprach (1806, Nr. 56), empfahl das Werk des Veteranen der historischen Kritik, des unermüdeten scharfsichtigen Forschers, nicht bloß seines Inhalts, sondern auch seiner Logik wegen allen Histo-

rikern. In Rußland förderte es den Ruf Schlözer's auf die höchste Stufe. Kaiser Alexander, dem das Buch gewidmet war, verlieh dem Verfasser den Wladimirorden 4. Classe und erhob ihn in den russischen Adelstand. Das ihm ertheilte Wappen zeigte im goldenen Felde den hochwürdigen Nestor mit einem aufgeschlagenen Buche; auf dem Spruchbande standen die Worte: memor fui dierum antiquorum. Bei der Wiederaufnahme der russischen Studien gedachte auch S. der alten Zeiten, die er einst in Rußland verbracht, und schilderte sie in dem 1802 erschienenen Buche: „A. L. Schlözer's öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment." Leider umfaßt es nur die Jahre 1761—65, gehört aber durch die Fülle interessanten Stoffes und die Lebhaftigkeit der Darstellung zu dem Besten, was er geschrieben hat. Dem Buche wurde nicht minder lebhafte Anerkennung als dem Nestor zu Theil, auch hier hob man rühmend die erzieherische Kraft hervor. F. A. Wolf empfahl es in Winckelmann und sein Jahrhundert (1805) jedem künftigen Gelehrten zum Handbuch, da es die Erziehung und Bildung eines Mannes schildere, der im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den inneren Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewählten Kreise erstrebt habe. Derselben Periode Schlözer's gehören noch die „Kritisch-historischen Nebenstunden mit einer eingehenden Untersuchung der Origines Osmanicae" (Göttingen 1797) und die „Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" (Gött. 1795) an. Mit besonderem Interesse war er stets den Colonien gefolgt; unter allen deutschen Colonisten glaubte er bloß den nach Siebenbürgen gezogenen Gutes nachsagen zu können. Durch einen Aufsatz der Staatsanzeigen, der sich mit ihrer Verfassung beschäftigte, aufmerksam geworden, hatten ihm deutsche Siebenbürger Mittheilung von ihren Rechten gemacht, die er in dem genannten Buche veröffentlichte und mit erläuternden Abhandlungen begleitete. Dankbar gedenken noch heute die Siebenbürgen dieses Werkes, und in der Glückwunschadresse, welche die Universität Göttingen bei dem Jubiläum des Jahres 1887 von der Evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen empfing, fehlte nicht die Erinnerung an die Verdienste Schlözer's um ihr Land und ihre Geschichte. Herder hob in einer Anzeige der Erfurter Nachrichten neben der historischen die politische Bedeutung des Buches hervor, das in einer Zeit, da dem in Ohnmacht gesunkenen, sein Schicksal erwartenden Deutschland so mancher eingeborene Deutsche in ausländischen Phrasen Hohn spreche, in das Gedächtniß rufe, was die Deutschen durch das ihrem Charakter früh angebildete gute Gefühl von rechtlicher Ordnung, ausharrendem Fleiß, treuer Sittlichkeit für die praktische Cultur der Menschheit geleistet haben.

Eine politische Natur wie die Schlözer's konnte durch die Vorgänge nicht unberührt bleiben, welche das letzte Jahrzehnt seines Lebens brachte. Er gehörte nicht zu den geschmeidigen Patrioten, wie Joh. v. Müller, die die Parole ausgaben: man muß sich umdenken, noch zu den Kosmopoliten, die im Anschauen Napoleon's versunken in ihm die Größe des Menschengeistes anstaunten. Er hatte sich immer eine reichsmäßige Gesinnung bewahrt und Büsch, der für die Neutralität der Hansestädte im deutsch-französischen Kriege das Wort ergriff, in einem fulminanten, an die Pflichten Hamburgs gegen das Reich erinnernden Briefe die Frage vorgelegt: „Ihr Bruder wäre von einem just besoffenen Schuster halb todt geschlagen; der Schuster wäre aber der beste und zugleich der wohlfeilste Schuster in Hamburg; würden Sie den andern Tag doch wieder ein Paar Stiefeln bei ihm bestellen? Pfui der kaufmännischen Schmu!" Als er im Frühling 1804 die „Theorie der Statistik" veröffentlichte und auf die Bedeutung der Verfassungsform für das Volksleben zu sprechen kam, brach er in die Worte aus: „Deutsche als eine Einheit geträumt, eine der drei großen Nationen, fester

als die französische, cultivirter als die russische, sind bei ihrer ungeheuren Masse von Kräften in den letzten zwei Jahren der Spott von Europa geworden — einzig und allein wegen ihrer Regierungsform! Exoriare aliquis nostris . . . oder müssen auch wir, wir Nation, uns einen Corsen zum Retter von Schaden, Schmach und Schande wünschen?“ Er sah dann die des Vaterlands und aller Ehre vergessende Gesinnung immer weiter um sich greifen. In seiner nächsten Nähe errichtete die Gewaltherrschaft einen ihrer Throne. Er mußte König Jerome von Westfalen den Huldigungseid leisten, wenn ihm auch in Anbetracht seines Alters und seiner Kränklichkeit die bloß schriftliche Vollziehung gestattet wurde. Voll Gram verbrachte er seine letzten Tage. Im Mai 1808 starb seine Frau und mochte das Verhältniß unter den Eheleuten nicht immer das beste gewesen sein, der unerwartete Tod der kaum 55jährigen Frau ergriff ihn tief. Heyne schrieb damals an J. v. Müller, der ihr beider Vorgesetzter geworden war: „Schlözer war seit der Frauen Tod ganz herunter an Geist und Gesundheit; sein Gesicht ist fast erloschen . . . Ich habe mannigfaltige Auftritte mit ihm gehabt, aber bei allen seinen Eigenheiten ist er ein rechtlicher Mann, der auf seine Würde und auf die Würde der Universität hält und man kann auch von ihm sagen: „Sume superbiam quaesitam meritis.“ S. erholte sich noch wieder und wie er zeitlebens ein Mann von größtem Fleiße gewesen war, so las und schrieb er auch jetzt noch. Aus dem Jahre 1808 enthalten die Gött. gelehrten Anzeigen noch eine ganze Anzahl von Recensionen, aus dem Jahre 1809 noch einige, die letzte vom Juli aus seiner Feder. Zu seinem 75. Geburtstage verbat er sich in einem Rundschreiben alle Gratulationen, die herzlichen wie die diplomatischen, und erklärte, wie wenig Werth auf ein weiteres Dasein zu legen vermöge, wer wie er das lumpigte Menschenleben so lange kennen gelernt, an die jetzige Generation nur mit verbissenem Ingrimm denken und keine Erlösung mehr zu erleben hoffen könne. S. starb am 9. September 1809. Heyne zeigte den Tod mit den Worten an: In einer Zeit, in welcher die Namen berühmter Männer für die wissenschaftliche Cultur wichtiger als je waren, hat unsere Universität durch den Tod eines ihrer ältesten und berühmtesten Lehrer, unseres von Schlözer, einen empfindlichen Verlust erlitten. Durch das was er für Geschichte, Statistik und verwandte Kenntnisse geleistet hat, durch die Festigkeit, mit welcher er seine Geistesfreiheit behauptete, und durch die ausgezeichneten Ehrenbezeugungen, mit denen seine Verdienste sind anerkannt worden, wird sein Name unvergeßlich sein.

Unter den Charakterköpfen der Aufklärungsperiode, unter den hervorragenden Männern der Blüthezeit Göttingens ist S. unstreitig eine der eigenthümlichsten Erscheinungen. Von der Theologie ausgegangen, hat er den Erfahrungssatz bestätigt, daß aus einem Theologen alles werden kann. Da aber das ganze Lehrfach nach dem damaligen Zuschnitt der Wissenschaften mit der Theologie verbunden war, so liegt zwischen dem Punkte, von dem er ausging, und dem, welchen er erreichte, kein Widerspruch; denn um seine Stellung in Wissenschaft und Leben zusammenfassend zu bezeichnen, wird die eines Lehrers der zutreffendste Ausdruck sein. In den verschiedensten Lebenslagen, in immer mehr sich erweiternden Kreisen hat er als Lehrer gewirkt. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Forschers allein hätte seiner praktischen Natur nie genügt. Es lag ihm immer daran, das Gelernte wieder zu lehren, zu verbreiten; und er lehrte, um die Zuhörer und Leser zu fördern und zu bilden, auf ihren Geist und auf ihren Charakter zu wirken. Er theilt noch den freudigen Glauben der Zeit, er könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Eine reformatorische Natur strebt er, die eigene bessere Kenntniß zum allgemeinen Nutzen zu verwerthen. Wie ein rechter Lehrer ist er auch des Lernens nie müde geworden,

hat viel über die rechte Methode des Lehrens und Lernens nachgedacht und experimentirt, und nicht selten ist der Lehrer in ihm auch in seine Caricatur, den Schulmeister umgeschlagen. Er begann als Hauslehrer, nicht in den einfachen herkömmlichen Verhältnissen der deutschen Heimath, sondern in der Fremde unter schwierigen Verhältnissen. Die Kämpfe, die er hier bestand, um sich eine ihm zusagende Lebensstellung und Berufsthätigkeit zu verschaffen, haben für sein ganzes Leben nachgewirkt. Er hat dann als Universitätslehrer auf einer der ersten Lehrkanzeln gestanden, welche das damalige Deutschland kannte. Und wenn er hier nur zu der studirenden Jugend sprach, so wurde er in seinen Zeitschriften ein Lehrer des ganzen Volkes. Ein ungewöhnlicher Weg hatte ihn zur Universitätsstellung geführt, und nicht minder ungewöhnlich war die Verbindung der Thätigkeit eines Professors mit der eines Journalisten: beides Grund genug zur Anfeindung, aber auch Grund für ihn zum selbstbewußten Auftreten. Er hatte sich selbst seinen Weg gebahnt, seine eigenthümliche Stellung geschaffen. Die guten wie die schlechten Seiten des selfmade man vereinigten sich in ihm. Er war arbeitsam, nüchtern, schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück. Er hat einen überaus großen Eigensinn, der alle Gefahr affrontirt, aber auch oft zum großen Fehler wird: so hat Michaelis, sein Gönner, den jungen S. geschildert. Schroff, rücksichtslos in seinem Auftreten, führte er eine herbe Sprache und eine noch herbere Feder. So scharfe Kritik er gegen Despotie in Geschichte und Leben übte, seine Familie und seine Umgebung haben reichlich von seinem despotischen Wesen zu leiden gehabt. Der älteste Sohn hat davon ein nachdrückliches Zeugniß hinterlassen. Das Finstere und Strenge seines Wesens war schon in seinem Aeußern ausgeprägt. Die von dem Braunschweiger Bildhauer Kündler 1810 modellirte Büste der Lübecker und der Göttinger Bibliothek mit der gerunzelten Stirn, den heraufgezogenen festgeschlossenen Lippen, der kurz und energisch heraustretenden Nase, verräth den finsteren und entschlossenen Mann. Den unvortheilhaften Eindruck erhöhte der den Augen fehlende Ausdruck. Von früher Jugend auf äußerst kurzsichtig, mußte er schon seiner Augenschwäche halber auf die Reisepläne verzichten, die ihn so lange beschäftigten. Schonungsloser Gebrauch verschlimmerte den Zustand seines Sehvermögens nur noch. Den jungen Mann hatte Michaelis in einem ungedruckten Briefe an Münchhausen so geschildert: „Sein Gesicht hat eine kenntliche Aehnlichkeit mit Karl XII., und ungefähr so sieht auch seine Seele aus. Selbst die niedergeschlagenen Augen und das Blöde im Reden von diesem Helden hat die Natur an ihm imitirt.“ Manches davon mochte sich im Laufe der Zeit verloren haben; aber seiner Schwiegertochter, Fräulein Platzmann in Lübeck, die Gedrucktes von ihm zu lesen wünschte, antwortete er selbst 1807: alle meine Schriften sind schwerfällig, ernsthaft, finster wie ihr Verfasser; und aus allen 52 Alphabeten, die er in 52 Jahren hatte drucken lassen, wußte er einer erwachsenen cultivirten Dame nicht einen Bogen zur nützlichen und zugleich anmuthigen Lectüre anzubieten. Wie keine Ader von Bel-Esprit in ihm war, so hatte er auch keinen Sinn für schöne Wissenschaften und Künste. Fand Klopstock, fand Homer keine Gnade vor seinen Augen, so hatten die jungen Hainbündler sicherlich nicht sich seiner Gunst zu rühmen. Vossens Hexameter war ihm ein Gräuel. Bürger, der 1771 in seinem Hause wohnte, nennt ihn einen harten unbiegsamen Mann, der dabei nicht ohne edles Sentiment sei. Bezeichnend hat er von sich selbst gesagt: er wundere sich, daß ihm so viele schöne Geister und namentlich wieder ein Kotzebue, ihre Gewogenheit schenkten, ihm, der selbst nichts weniger als schöner Geist sei. Er durfte sich an seinem Lebensabend auf bessere Männer berufen, auf Goethe, der dem Nestor und der Selbstbiographie Worte der Anerkennung widmete, auf Herder, der ihn einst so grimmig befehdet hatte und jetzt als einen philosophischen

die Geschichte weit umfassenden Denker pries oder in wortschäumender Zeit die Leser auf die Stimme eines Veteranen aufmerksam machte, „denn Veteranen nennen unsere Neulinge ihre Lehrer“, und mit dem Wunsche schloß: lasse der Himmel uns noch lange solche Veteranen, deren einige goldene Worte und scharfe Blicke mehr werth sind als lange Speculationen und malerische Tiraden. Eine geharnischte Natur, von ihrem ersten öffentlichen Auftreten an angefochten, hatte er seinen Lebensweg unter beständigen Kämpfen zurückgelegt und nicht viel Freunde aufzuweisen. Mit unerschütterlicher Treue hat er an seinem Lehrer Michaelis gehangen und mit ihm, einer nicht weniger angefeindeten Persönlichkeit, zusammengehalten. Noch nach seinem Tode ist er für ihn eingetreten und hat die unheilvoll verworrene Controverse zwischen Michaelis und Reiske in einem Aufsatze zu entwirren gesucht, den er für Caroline, die Tochter Michaelis', schrieb und Reichardt's Zeitschrift Deutschland 1796 veröffentlichte. Für die Tochter seines Lehrers, die Gefangene vom Königstein, verwendete er sich auch in einem Schreiben an den Kurfürsten von Mainz und erhielt vom Minister Albini eine günstige Antwort. Dem Andenken seines Lehrers erwies er den besten Dienst durch den Rath, dessen litterarischen Nachlaß, insbesondere die reichhaltige Briefsammlung der Göttinger Bibliothek zu übergeben. Von seinen Freunden ist sonst noch Beckmann zu nennen, der nur wenig jünger als S., gleich ihm von der Theologie ausgegangen war, seine Lehrjahre in Rußland bestanden hatte, gleich ihm von Kästner unablässig in Epigrammen verfolgt wurde. S. preist ihn als den Schöpfer zweier neuer Wissenschaften, der gelehrten Oekonomie und Technologie, und sein Zusammenwirken mit S., als dem Vertreter der Cameralwissenschaft, hat nicht wenig zu dem Flor Göttingens beigetragen. Ein Freund seiner Freunde, hat S. die Gegner, die persönlichen wie die litterarischen, die Schwere seines Zorns sattsam empfinden lassen. Den Zeus des historischen Himmels, welcher mächtige Blitze auf seine Gegner herabschleudert, hat ihn Meusel genannt. Beleidigungen, die ihm zugefügt waren, vergaß er nicht; er hat selbst gegen seinen Sohn geäußert, wer nicht nachtrage, habe auch für Dankbarkeit keinen Sinn. Beim Tode Kästner's im J. 1800 war er gerade Decan und schrieb dem „vir multiplicis eruditionis scriptisque mathematicis clarissimus, verum bonis omnibus odiosus ob criminationes continuas“ einen grimmigen Nachruf in das Decanatsbuch. Er verfügte aber auch über die Waffe des beißenden treffenden Witzes und konnte einen satirischen Gedanken, wäre er noch so bitter, schwer unterdrücken. Hat es so seinem Charakter nicht an Flecken gefehlt, so haben doch selbst Personen, die ihm nicht sonderlich gewogen waren, das Gute und Tüchtige seiner Natur anerkannt. In einem kurzen Bericht über den Schlußband des Nestor, den die Götting. gelehrten Anzeigen nach Schlözer's Tode brachten, führt der Referent die Erfolge seiner kritischen Thätigkeit auf seinen natürlichen Sinn für Grund und Wahrheit zurück, so wie ihm im Thun und Handeln das strenge Recht alles gewesen sei. Damit ist sehr richtig auf die Basis seines ganzen Wesens hingedeutet.

Was S. Bedeutendes in den Wissenschaften, die er vertrat, geleistet hat, liegt in dem Gedankengehalt, in der Anregung, in der Originalität seines Denkens und Schreibens. Man kommt in Verlegenheit, auf welches Werk man den Wißbegierigen, der ihn kennen lernen will, verweisen soll. Große systematische Werke, umfassende historische Darstellungen zu schreiben, war nicht seine Sache. Er hat in den Staatswissenschaften nur Grundrisse, in der Geschichte nur kritische Untersuchungen hinterlassen. Den ihm früh gemachten Vorwurf, ein Geschichtschreiber sein zu wollen, ohne doch die Kunst des Erzählens zu besitzen, hat er nie durch die That zu widerlegen vermocht. Bürger sagt sehr mit

Recht, S. scheine der historischen Kunst im großen über dem vielen Sammeln und Spitzenschnitzeln fast ganz zu vergessen. Er ist eine zu gedankenreiche und zu subjective Natur, um ruhig erzählen zu können. Ausrufungszeichen und Gedankenstriche werden massenhaft in seinen Schriften, die kritischen kaum ausgenommen, verbraucht. Gegen J. v. Müller, der seinen Stil vertheidigt hatte, wendet er sich in einer bekannten Aeußerung, in der keinerlei Coquetterie liegt. Es ist in seiner Schreibart wirklich nichts Musterhaftes; sie ist rein individuell, bewegt sich oft in glücklichen Wendungen, bezeichnenden Worten, neu geprägten Ausdrücken. Er klagt über die Armuth der Staatswissenschaft an deutschen Kunstwörtern. Nicht alle, die er selbst geschaffen hat, sind so glücklich wie „Justizmord". Monarchenbezügler (o. S. 586), Unfactum für historische Unwahrheit, Thatsatz für factum historicum — erst zuletzt findet sich Thatsache — wird man nicht ohne Mißbehagen lesen. Sein Vortrag ist kurz und gedrungen; er spart die Worte, wie seine Feder die Buchstaben. Lange vor den modernen Rechtschreibern hat er das Dehnungs-h und die Doppelvocale weggeworfen; in seinen späteren Schriften auch das griechische ph durch f ersetzt. Etymologisirend schreibt er statt hindern: hintern und sparsam statt verdauen: dauen. Die moderne Abneigung gegen Fremdworte theilt er nicht; sein Deutsch ist reichlich mit französischen Phrasen durchsetzt. Von einem Gefühl für Einheit und Gleichmäßigkeit des Stils ist wenig bei ihm wahrzunehmen. Er fällt fortwährend aus der Rolle. Den Schlußsatz von Jesaias X, 14 übersetzt er in einem ernsten Zusammenhange: und keines der Länder regt den Fittig und keines öffnet mit Pipen den Schnabel. In seinem Jan von Leiden sagt er von den Münsteranern: sie sind ächte brave Deutsche, legen niemanden etwas in den Weg, aber purren lassen sie sich auch nicht. Sein Geschmack war offenbar mangelhaft entwickelt; wie wäre sonst ein Satz wie dieser seines Jan von Leiden möglich: „Deutscher Knabe, kommst du künftig einmal nach Italien, so wirst du eine Menge Büsten, ganz vortrefflich in Marmor gearbeitet, von den großen Schurken und Tyrannen des alten Griechenlands und Roms, von Themistocles und Alexander, von Cäsar und Caracalla zu sehen kriegen. Aber kommst du einmal nach Münster — schwerlich wirst du eine einzige Büste von diesem, wo nicht gleich großen, doch für dich Deutschen ungleich merkwürdigern holländisch-deutschen Schurken im ganzen Bisthum antreffen. So sind wir Deutsche!" Aber Kraft und Originalität des Ausdrucks, Schärfe des Urtheils wird man nie in seinen Schriften vermissen. Oft begnügt er sich mit einer losen Zusammenstellung von Excerpten aus Schriftstellern, Chroniken, Urkunden, überläßt die Verwerthung dem Leser oder behält sie einer Zukunft vor, die nie gekommen ist; aber die kurzen Bemerkungen, die Zwischenrufe, die Einschaltungen, die er einstreut, sind oft werthvoller als lange Commentare. Seine Schriften — lautet ein Wort Herder's — zeigen Lücken, die Gedanken wecken. Die Gliederung seines Vortrags hat unter der Genialität seines Wesens nicht zu leiden. Im Leben und in seinen Schriften ist er ein Mann der größten Ordnung. Er sendet keinen Brief ab, den er nicht copirt. Er sorgt für genaue Disposition seines Vortrags; es ist alles numerirt, in Ober- und Unterabtheilungen zerlegt. Um die Besserung der logischen Gliederung, um die zutreffendste, kürzeste und inhaltreichste Formulirung in seinen Lehrbüchern ist er fortwährend bemüht. Briefwechsel und Staatsanzeigen hat er mit einem genauen dreifachen Register versehen lassen und leere Räume auf den Umschlägen oder den Registerblättern zu Mittheilungen und Berichtigungen ausgenutzt.

S. hat viel und vieles geschrieben, in den verschiedensten Sprachen, in den mannichfaltigsten Formen. Stellt man seine sämmtlichen Arbeiten zusammen, es sind auffallend viele schmale Büchlein, oft mit complicirten Titeln, darunter;

Bücher in Sedezformat für die Toiletten der Damen, den Gebrauch der Kinder; viel vergängliches, vom Augenblick geboren und vom nächsten verschlungen. Aber an einigen wird sein Name für immer haften. Vor allem an dem Nestor. Wie er hier für eine alte Volksgeschichte die zuverlässigsten Quellen bereit legte, so hat er auch sonst die Völker in ihren Anfängen zu ergründen gesucht. Die Entdeckerlust ist von der Natur des Reisenden unzertrennlich. War es ihm nicht beschieden, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, so hat er sich durch den Verhau alter Ueberlieferungen den Weg zur geschichtlichen Erkenntniß gebahnt. Wie den Ursprung der Russen, so hat er den der Polen, der Deutschen in Siebenbürgen, der Osmanen aus echten Quellen zu ergründen gestrebt. In dem Reize des Unbekannten liegt, wie es scheint, die Erklärung für die Hinneigung des sonst so praktisch gerichteten Mannes zu den Anfängen der Völker- und Staatenentwicklung; hatten sich doch auch seine Reisepläne in den Dienst der Erforschung eines der ältesten Bücher gestellt. Damit hängt auch weiter zusammen, daß sein historisches Interesse vorzugsweise den weniger bekannten Ländern und Völkern gilt. Ihn locken die großen weiten fremdartigen Verhältnisse des Nordens und Ostens, die von der kraftvollen Hand eines genialen Eroberers erfaßt werden müssen, wenn menschenwürdige Verhältnisse auf solchem Boden entstehen sollen. Die starke Monarchie, der aufgeklärte Absolutismus sind die Staatsformen, in denen er das Heil dieser Länder erblickt. Die Einheit des Menschengeschlechts, die Bedeutung aller Völker und Länder für den Gang der Weltgeschichte: Gedanken aus seinen schon oben (S. 575) verfolgten universalhistorischen Studien erwachsen, kommen hinzu, um ihn gegen die winzigen Staaten einzunehmen, die prätendiren, allein die Geschichte gemacht zu haben. Vor allem trifft sein Zorn die Griechen. Man weiß nicht, was ihm mehr zuwider ist an diesen Republiquetten, die Kleinheit oder die Staatsform. Ihm imponirt nichts als das Große und Weite. Und hatte noch die zweite Auflage seiner „Vorstellung“ von diesem Gesichtspunkte aus im Texte die Römer, nicht wegen des Umfangs ihres Reichs noch wegen seiner Cultur noch wegen ihrer Großthaten, sondern wegen der Verkettung ihrer Schicksale mit denen eines großen Theils der alten und mittleren Welt als das Hauptvolk anerkannt, dessen Geschichte die Grundlage der ganzen Weltgeschichte bilden könne, nachher in der Anmerkung hat er das zurückgenommen, da die Römer wohl für Südeuropäer das Hauptvolk sein mögen, aber nicht für Weltbürger. Ohne Sinn für moralische Größe, alles an äußeren Erfolgen bemessend, vermag er es die Worte niederzuschreiben: „mit unnachahmlichen Glücke bearbeiteten die Griechen alle schönen Künste, aber was haben sie in den höhern Wissenschaften selbst erfunden oder auch nur ausgebildet?“ Selbst das arme Wort Politik muß es entgelten, daß es von den Griechen stammt; es klingt ihm kleinstädtisch, und Worte wie Staatsgelehrsamkeit oder Staatsverfassungslehre preist er dagegen als Kernworte. Er ist nicht der erste oppositionelle Geist, der die großen Lehrer der Menschheit schmähte; dem Einfluß der classischen Studien hat auch er nicht zu schaden vermocht, aber die Angriffe reichten hin, um ihm selbst und seinem politischen Wirken bei den litterarischen Stimmführern Deutschlands zu schaden.

Die andere seiner Arbeiten, daran sein Name haften wird, ist der „Briefwechsel“ und seine Fortsetzung in den „Staatsanzeigen“. „Ja, ich habe Correspondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt: da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit den Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit“, läßt Goethe den Schuhu in den „Vögeln“ sagen. Es ist eine ansprechende Vermuthung Julian Schmidt's, die Worte auf S. zu beziehen. Grade um die Zeit, da Goethe das Stück schrieb, hatte ihn die Waser'sche Angelegenheit gegen S. auf-

geregt (ob. S. 585); wir wissen aus seinen Briefen, daß er damals den Briefwechsel las; selbst das Aeußere Schlözer's paßt zu jener Bezeichnung nicht uneben. Die Aeußerung Goethe's zeigt, was sich Ungünstiges von Schlözer's journalistischer Thätigkeit sagen ließ und auch gesagt wurde. Der Buchhändler Göschen z. B. sah in dem Aufschwung seiner Zeitschriften nichts als einen Beweis der Neugierde des Publicums. Aber der berechtigte Tadel, der alledem zu Grunde liegen mag, tritt doch zurück gegen das große Verdienst, das sich S. mit seiner Zeitschrift erwarb. Ernst Brandes, gewiß ein maßvoller Mann, sagt in den Betrachtungen über den Zeitgeist (1808), wo er von der Preßfreiheit und ihrer Verbreitung über die Staatsverwaltung mittlerer und der kleinen Staaten Deutschlands redet: S. brach durch seinen Briefwechsel die Bahn; er wirkte zuerst und nach ihm keiner wie er. S. kennt sehr wohl die Nachtheile, die sich an die Preßfreiheit hängen; er bedauert, daß sie weder reichs- noch landesverfassungsmäßig geordnet ist und läßt durch Feder die natürlichen Schranken untersuchen, die ihr zu ziehen sind. Er hat sie auch nirgends selbst verwerthet oder verwerthen lassen, um dem Unrecht oder der Unsitte Bahn zu brechen. Er gibt dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist. Vor der Religion bezeugt er die höchste Achtung; die Geschichte bezeichnet er als deren Dienerin. Daß er das Christenthum um seiner politischen Vorzüge willen schätzt, hat er mit den Männern der Aufklärungszeit gemein. Im Staat ist England sein Ideal; denn hier hat sich erhalten, was von Rechtswegen überall bestehen sollte. Ständische Verfassung ist ihm Menschenrecht, aus Eden von den Vorfahren mitgebracht. Auch der sanfteste Herrscher, der auf einem unumschränkten Throne sitzt, muß ein Tyrann werden. Er erklärt sich gegen die démocratie royale, gegen das suspensive Veto, für eine Erbaristokratie in einer Erbmonarchie als Schutzwehr gegen die Geldaristokratie. Von dem Wehrstande, diesem Stande der Ehre, dem ersten und unentbehrlichen Stande im Staate, spricht er mit höchster Achtung. Seinen zweiten Sohn hat er Soldat werden lassen, ein damals noch Aufsehen erregender Schritt. S. ist aber nichts weniger als martialisch gesinnt. Sein Rechtssinn leitet ihn durch die ganze Geschichte. Mit besonderer Freude hat er sich aus Tacitus die Stelle von den Recht und Frieden verehrenden Chauken gemerkt, die kein Deutscher besonders unserer Tage — schreibt er 1795 — dem Menschen- und Völkerrecht heilig ist, ohne eine kleine Anwandlung von Nationalstolz lesen kann. Er grollt Homer, der das Leben des Kriegers mit dem höchsten Glanze umgeben und Kriegsunholde gebildet hat. Zu der allgemeinen Vergötterung Alexander's des Großen vermag er sich nicht zu erheben, und Karl den Großen, auf dessen Befehl 4500 Sachsenköpfe fielen, nennt er den fränkischen Septembriseur. Erschreckt sieht er das Recht des Stärkern um sich greifen und fragt bei der zweiten Theilung Polens den Grafen Hertzberg, was das droit de convenance der Cabinette vor den Thaten des Nationalconvents voraus habe? Er müßte kein Sohn des 18. Jahrhunderts sein, wenn er nicht von Menschenrechten spräche — aber voran stellt er ihnen die Menschenpflichten: ein Wort, das ihm nicht weniger als das von der Einheit des Menschengeschlechts (oben S. 575) die besondere Anerkennung Herder's eingetragen hat. Ueber aller Humanität und allem Kosmopolitismus vergißt er nicht, daß er ein Deutscher ist. Stolz macht er sein Deutschthum geltend. Und der so praktisch denkende Mann wußte der Reichsverfassung des vorigen Jahrhunderts vortheilhafte Seiten abzugewinnen.

Gesinnungen wie diese waren in dem Lande und in der Stadt, in der er lebte, nicht neu und nicht vereinzelt vertreten. Vielleicht ist aber keine Persönlichkeit unter den hervorragenden Männer Göttingens so für den Ort und die Zeit bezeichnend wie die Schlözer's. Wie hoch er selbst diese Stätte seines

Wirkens stellte, bezeugen Aeußerungen, in denen er Hannover ein wahres Freiheitsland nennt oder als ein Land lobt, in dem viel Nützliches für das gemeine Wesen gethan, aber wenig davon gesprochen und geschrieben werde; namentlich aber der Wahlspruch, zu dem er sich schon seit 1754 bekannte: „Extra Gottingam vivere non est vivere“. Bei diesem beliebten Citat darf nur nicht sein Zusatz: „in Rücksicht auf gelehrtes Leben“ vergessen werden; auch nicht, daß es doch Zeiten gab, da er anders dachte. Im J. 1774 bedauerte er von Paris an einen Ort zurückkehren zu müssen, „wo mir alles fatal und nichts lieb ist als mein Haus und was darinnen ist“. Die rasch errungenen großen Lehrerfolge scheinen damals durch die Anfeindungen der Gegner aufgewogen zu sein. Nach wenig Jahren war es anders. Als ihm im November 1778 der Minister v. Zedlitz einen Ruf nach Halle mit 800 oder wenn es sein müßte 1000 Thalern Besoldung antrug, lehnte er mit Rücksicht auf die höhere Ehre, Einnahme und Einfluß, die er in Göttingen genoß, ab. Sein Gehalt betrug damals zwar nicht mehr als 700 Thaler und ist auch bis zu seinem Lebensende nicht über 3280 Francs hinaus gestiegen, aber seine Jahreseinnahmen aus den Vorlesungen berechnete er 1778 auf etwa 1200 Thaler. Das Publicum, das in Göttingen seine Vorlesungen über Statistik und Politik hörte, war ein ganz anderes als ihm das damalige Halle gewähren konnte. Rehberg hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, welchen Einfluß und politische Kenntniß den Göttinger Lehrern jener Zeit das Zusammenströmen so vieler Söhne aus den angesehenen Familien aller Staaten verschaffte. Außer der akademischen Thätigkeit fesselte S. die litterarische an Göttingen. Sein Briefwechsel würde durch die Verlegung nach Halle zu einem Wochenblatte herabsinken. Man braucht es nicht zu verhehlen, daß der finanzielle Gesichtspunkt dabei erheblich ins Gewicht fiel. In Göttingen erzählte man sich, daß seine Verlegerin, Anna Vandenhoeck, ihm einst beim Vorbeigehen an ihrem Hause schmunzelnd nachgerufen habe: „Da geiht min Briefwechselmann“, eine Aeußerung, die gewiß nicht gerade der morosen Erscheinung ihres Autors galt. Seine Jahreseinnahme aus der Zeitschrift stieg in der besten Zeit auf 3000 Thaler. Schon 1781 bezeichnet ihn Caroline Michaelis als sehr reich. Ihm wie anderen Göttinger Größen ist schon von Zeitgenossen der Vorwurf des Eigennutzes und der Geldsucht gemacht worden. Chr. Fr. Schlosser, der überhaupt nicht gut auf Göttingen zu sprechen ist, nennt ihn derb praktisch und erinnert sich aus der Vorlesung der drolligen Heftigkeit, mit welcher er die materiellen Interessen, die keines Vertheidigers bedürfen oder wenigstens keinen Professor begeistern sollten, gegen Beeinträchtigung von Seiten der Poesie und Philosophie verfochten habe. Unter den Strömungen der Zeit mochte er das für nöthig halten. Daß er von früh auf auf seine finanzielle Selbständigkeit bedacht und sich durch eigene Kraft ein Vermögen verschafft zu haben stolz war, läßt sich nicht läugnen, ebensowenig, daß er wie alles auch die Sparsamkeit auf ein System gebracht hatte. Daß er aber eigennützig gewesen wäre, ist aus seinen Personalacten nicht darzuthun. Zedlitz bezeugte ihm in der Verhandlung wegen Halle, er habe sich so galant bei der Sache betragen, als wahrhaftig noch kein Göttinger. Daß er die Ablehnung in Hannover ausgenützt habe, ist nicht wahrzunehmen. Auch bei dem Antrage, der ihm von Wien aus 1781 zu theil wurde, ist von einer Rückwirkung auf seine Göttinger Stellung nichts zu merken. Das Genauere über den Wiener Ruf ist übrigens nicht bekannt. Im Publicum erzählte man sich von einem Anerbieten des Adels und eines Gehaltes von 4000 Thalern. Der Sohn meint, die Verhandlung habe sich infolge zu hoher Forderungen Schlözer's zerschlagen, setzt aber hinzu: zu seinem Glücke. Daß ein Antrag aus Wien zu einer Zeit, da die Waser'sche Angelegenheit doch gegen S. sehr benutzbar war, an ihn gelangen konnte, ist bezeichnend genug. 1782

wurde er, der erste Protestant, in Innsbruck zum Doctor juris honoris causa promovirt. An höchster Stelle nahm man in Oesterreich Kenntniß von ihm. Die Aussprüche Maria Theresia's und Joseph's II. sind bekannt genug, während Friedrich der Große schwerlich von seiner Existenz gewußt haben wird. In Sachen der Preßfreiheit stellte S. Joseph II. über Friedrich, so sehr er auch sonst Friedrich dem Einzigen, wie er ihn stets nennt, ergeben ist. Eben weil er der Einzige ist, dürfen in Preußen Garantieen fehlen, die sonst für das Wohl der Staaten unerläßlich erscheinen. Der „Briefwechsel" muß anerkennen, daß der Geist der Verschwiegenheit in den preußischen Staaten zu den vornehmsten Machtmitteln Friedrich's des Großen gehört habe. Aber besorgt fragt S. doch den Grafen Hertzberg, ob nicht die Vernichtung der Stände in Preußen ein Unrecht gewesen sei, das sich früher oder später rächen werde. Die preußischen Staatsmänner haben große Stücke auf S. und seine Zeitschrift gehalten. Das Verhalten des Grafen Hertzberg ist dafür weniger geltend zu machen, da es erst aus der Zeit seines Verfalles datirt, als das Carmer's, der ihm die einzelnen Theile des Landrechtsentwurfs zur Begutachtung, des Ministers Schulenburg, der ihm Handelslisten für die Staatsanzeigen übersendet. Bei seinem Interesse für die Verwaltung des Staates ist es erklärlich, daß er sich durch den Verkehr, in den sich preußische hohe Beamten mit ihm setzten, besonders geehrt fühlte. Unverhohlen äußert er gegen Zedlitz seine Bewunderung für die preußische Regierung, die alleractivste der Welt in unserem Säculum; Thätigkeit und Arbeitslust müsse bei keiner Regierung in der Welt mehr Nahrung und Werth haben als bei ihr, und er wünscht sich aufrichtig, selbst ein Rad oder Rädchen in dieser außerordentlichen Maschine zu sein. Gedanken an einen Uebertritt in praktische Thätigkeit haben ihm nie fern gelegen. Am Abend seines Lebens seufzt er darüber, daß er nach bewegten Jünglings- und Mannesjahren, die ihn in die Nähe und unmittelbare Anschauung großer Vorfälle gebracht, nun schon 18 Jahre sich nur in Zeitungen, Betrachtungen und Rückerinnerungen langweile. Er versäumt es selten in seinen Verhandlungen mit Staatsmännern auf die Kluft hinzuweisen, die den Theoretiker, „den Theoristen in seiner Studirstube", von dem praktischen, in Geschäften stehenden Manne trennt. Er betrauert es, die Welt und die Menschen verlassen zu müssen, ohne sie kennen gelernt zu haben. Er hätte sich mit seinen Erfolgen trösten dürfen; denn es wird wenige Gelehrte der Zeit gegeben haben, die so tief und nachhaltig in das Leben eingegriffen haben wie er. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Die hannoversche Regierung, maßvoll und zurückhaltend wie sie war, hat doch gezeigt, welchen Werth sie auf ihn legte. 1787 erhielt er mit der Nominalprofessur der Politik den Titel eines Hofraths, 1806 den eines Geh. Justizraths. Die ihm entzogene Censurfreiheit wurde ihm 1800 zurückgegeben. Den höchsten Gipfel seines Stolzes bildeten die ihm von der russischen Regierung erwiesenen Ehren. Das Studium des russischen Reiches und seiner Geschichte hatte ihn, den vormaligen Mitbürger, immer in eine Art von vaterländischem Enthusiasmus versetzt. Von den Beziehungen zu Rußland lange Zeit getrennt, empfand er nun, als er die alten Arbeiten wieder aufnahm und zum glücklichen Abschluß brachte, eine fast kindliche Freude über die endliche Anerkennung. Die russische Einrichtung in puncto des Adels ist ihm nun die einzige vernünftige in der Welt im Gegensatze des tudesquen pedantischen Menschenrechte kränkenden deutschen Adels. Aber der Stolz des Göttinger Professors verläßt ihn doch auch jetzt nicht. Als in derselben Zeit der Kurprinz Ludwig von Baiern bei ihm Staatsrecht privatim mit dreißig anderen und privatissime Cameralwissenschaften mit seinem Gouverneur, einem geheimen Rathe, hört, bezeichnet er das seinem in Rußland angestellten Sohne als erstes Beispiel der Art, unendlich glorieus für die Georgia Augusta.

Auch gesellschaftlich hat er seinen Stand zu repräsentiren sich immer angelegen sein lassen. Sein Haus gehörte zu den bevorzugten, in denen die Söhne Georg III., die die Vorlesungen Spittler's zu meiden angewiesen waren, verkehrten. Vornehme Fremde versäumten nicht ihn aufzusuchen; Ausländer besuchten sein Haus mit Vorliebe. Wiederholt hielt er besondere Vorlesungen für Russen, für vornehme Ungarn. Es fehlte nicht viel, so hätte sich seine Tochter Dorothea mit einem in Göttingen studirenden Baronet verlobt. Als sie nachher die Braut des reichen Lübecker Senators Rodde wurde, war er nicht wenig stolz auf die Goldtochter. Aus der englischen Heirath war nichts geworden, weil S. die Tochter völlig sicher gestellt zu sehen wünschte. Wie wenig aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet das Gleiche bei der Lübecker Heirath gelang, ist bekannt. Es ist ganz im Geiste des Vaters gehandelt, wenn der Sohn die Anwendung der Lübischen allgemeinen Gütergemeinschaft auf das Heirathsgut seiner Schwester als den größten Rechtsmißbrauch charakterisirt, eine irrige Auffassung, der auch Ch. v. Villers seine Feder lieh. Wie Villers der Tochter ritterlich zur Seite stand, so hatte er in den letzten Lebensjahren das ganze Vertrauen des Vaters genossen. Nach dem Tode Schlözer's wurde deshalb die Erwartung laut, Villers werde ihm durch eine vollständige Biographie ein würdiges Denkmal stiften. „In Europens Universalsprache“, ist in rheinbündischem Sinne hinzugesetzt, schwerlich in dem Sinne des Heimgegangenen.

Schlözer's wissenschaftliche Stellung ist durch die Verbindung der Geschichte mit den Staatswissenschaften charakterisirt. War bisher die Geschichte in Lehre und Litteratur von Theologen oder Juristen vertreten worden, so setzte er sie in ihren natürlichen Zusammenhang mit den politischen Wissenschaften wieder ein. Sein weiteres Verdienst bestand dann darin, die Wissenschaft mit dem Leben in engste Verbindung gebracht zu haben. Ein weltläufiger Gelehrter, ausgerüstet mit der Herrschaft über zahlreiche Sprachen und der Kenntniß fremder Länder, mit eindringendem Scharfsinn, mit Rechtssinn und natürlichem Freimuth begabt, verwerthet er die Resultate seiner wissenschaftlichen Studien, um eine Heilung der mannigfachen Schäden in Staat und Gesellschaft zu finden. Er verbreitet liberale und patriotische Gesinnung im Staate, er hilft zur Bildung einer öffentlichen Meinung, aber man wird bei Betrachtung seines Lebens den Eindruck nicht los, als sei er ein Bürger derer, die da kommen werden, gewesen: ein Journalist vor der Zeit der Journale, ein Reisender vor der der Reisen, ein Culturhistoriker vor der der Culturgeschichte, vielleicht auch ein Oppositionsmann vor der Existenz einer politischen Opposition.

S. hinterließ fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne. Ueber den ältesten Sohn, Christian, siehe unten; der zweite, Ludwig, geboren 1776, war Cadett beim Estorf'schen Dragonerregiment, diente nachher in der englisch-deutschen Legion und starb 1812 in französischer Kriegsgefangenschaft zu Verdun. Der jüngste Sohn, Karl, geboren 1780, wurde Kaufmann in Lübeck und russischer Consul; er ist der Vater des deutschen Gesandten beim Vatican, Kurd v. S. Von den Töchtern heirathete die jüngste, Elisabeth, geboren 1783, den Kammersecretär Gelbke zu Gotha; sie zusammen mit der Tochter eines französischen Emigranten, Fräulein v. Shée, die zu Anfang der neunziger Jahre in Schlözer's Haus gekommen war, pflegte ihn in den letzten Zeiten seines Lebens. Ueber die älteste Tochter s. A. D. B. XXIX, 1. Es darf hier noch hinzugefügt werden, daß Fr. v. Rodde, nach dem Fallissement ihres Mannes in Göttingen lebend, die Ehre hatte, im Herbst 1813 die Befreier Göttingens im Namen der Stadt zu begrüßen. Gottingue ne pouvait pas être mieux représentée, hat ein Franzose, Benjamin Constant, gesagt.

Die Hauptquelle ist: Christian v. Schlözer, A. L. v. Schlözer's öffentl. und Privatleben, 2 Bde., Leipzig 1828, ungemein stoffreich, benutzt Briefe und sonstige Aufzeichnungen Schlözer's, läßt aber durch subjective Einmischungen, zahlreiche Irrthümer viel zu wünschen übrig; Bruchstück einer Autobiographie von 1757—61, ebenda I, 463; über das Fragment 1761—65, oben, S. 590. — Briefe Schlözer's in Michaelis' Litter. Briefwechsel, herausg. von Buhle, Thl. I, (Leipzig 1794), in Briefen an J. v. Müller, herausg. von Maurer-Constant III (Schaffh. 1839); Heyne's Briefe das., II. — Caroline, herausg. von Waitz I, 41, 165, 308 ff., 312. — Goethe's Briefe (Weimarsche Ausg.), Nr. 1027, 1988. — Schiller an Körner I, 191. — Schiller's Geschäftsbriefe, herausg. von Goedeke, Nr. 31. — Strodtmann, Bürger I, 38, III, 137. — Isler, Briefe an Villers, S. 22.

Allgem. Zeitung 1809, Nr. 294 u. 295. — Zeitgenossen IV, 2 von B. A. (Leipzig 1819); ebenda über Frau Dr. v. Rodde. — Heeren, Histor. Werke VI, 498 ff. (Göttingen 1823). — A. Bock, Schlözer (Hannover 1844). — R. v. Mohl, Gesch. u. Litt. der Staatswissensch. II, 439 (1856). — v. Kaltenborn in Bluntschli u. Brater's St.-W.-B. IX, 241 (1865). — G. Waitz in Göttinger Professoren, S. 239 (Gotha 1872). — Zermelo, A. L. Schlözer, ein Publicist im alten Reiche (Berlin 1875). — H. Wesendonck, Die Begründung der älteren deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer u. Schlözer (Leipzig 1876).

Wachler, Gesch. d. histor. Forschung u. Kunst II 1, 782, 858 (Göttingen 1816). — Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. IV, 226 u. a. m. — Roscher, Gesch. d. Nat.-Oekonomik, S. 582 ff. (1874). — Wagner, Art. Statistik im St.-W.-B. X, 414 ff. — Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie, S. 766, 789 ff. (1885). — Wenck, Deutschland vor 100 Jahren, 2 Thle. (Leipzig 1887—90). — Weiland, Festrede. Göttingen 1889.

Herder's Werke, herausg. von Suphan XVI, 57; XX, 303 ff. — Haym, Herder I, 601 ff. — K. F. Eichhorn, herausg. v. Schulte, S. 14. — Lang, Memoiren, S. 239. — Weber, Schlosser, S. 16. — Rehberg, Erwartungen der Deutschen, S. 76. — J. Bernays, Phokion, S. 7 ff. (Berlin 1881). — Frankf. Gel.-Anz. von 1772 (Deutsche Litt.-Denkm. des 18. Jahrh., Nr. 7), S. 102, 187, 392. — R. Boje, Im neuen Reich V (1875) 1, 244; Jul. Schmidt, das. X (1880) 1, 940. — Pütter, Göttinger Gel.-Gesch. II, 166; III, 100. — Akten d. königl. Universitäts-Curatoriums. — Ungedruckte Briefe von Schlözer. F. Frensdorff.

Schlözer: Christian v. S., Professor der politischen Wissenschaften in Moskau und Bonn, ward am 1. December 1774 als der älteste Sohn August Ludwig Schlözer's (s. o.) in Göttingen geboren. Ueber seinen Lebenslauf sind wir fast ganz auf die wenigen Notizen angewiesen, welche er in die Lebensbeschreibung seines Vaters verflochten hat; zu der Selbstbiographie, deren Abfassung nach einer eingestreuten Bemerkung gleichfalls in seiner Absicht lag, scheint er nach der dem Andenken des Vaters gewidmeten Arbeit nicht mehr gelangt zu sein. Hienach hat Chr. v. S. zunächst das Gymnasium in Eisleben und dann, im elterlichen Hause weilend, die Universität in Göttingen besucht. Die Studienrichtung auf der Universität war, der geistigen Atmosphäre Göttingen's und dem Einfluß des Vaters entsprechend, die historisch-politische. Gatterer und Heyne werden unter den Docenten genannt; von Spittler heißt es ausdrücklich, daß dessen sämmtliche Vorlesungen besucht worden seien. Im J. 1795 lieferte Chr. v. S. die Preisschrift für die philosophische Facultät („Commentatio de jure suffragii in societate aequali“), im J. 1796 ward er zum Doctor der Rechte promovirt. (Die Dissertation handelte „de bonorum confiscatione“.) Wie

erfolgreich sich aber der Jüngling demnach auch in seines Vaters Fußtapfen bewegte und wie sehr er auch mit Bewunderung zu diesem aufblickte, so war sein Verhältniß zu dem, wie alle Berichte bezeugen, gegen seine Kinder despotischen Vater doch ein sehr unerfreuliches. Wie Chr. v. S. behauptet, ließ ihm die unerträglich willkürliche und launenhafte Behandlung, welche er von Seiten seines Vaters erfuhr, schon in der Mitte seines 22. Lebensjahres keine andere Wahl, als die, auf alle fernere Unterstützung verzichtend, bloß auf eigene Kraft beschränkt, sich in der Fremde eine Stellung zu schaffen.

Er lenkte seine Schritte in jenes Land, in welchem auch sein Vater seine öffentliche Laufbahn begonnen hatte, nämlich nach Rußland, und ward bei seinem Unternehmen, wie er sich selbst ausdrückt, durch das Glück auf eine ganz unerhörte Weise begünstigt. Nach fünf Jahren finden wir ihn schon als Professor an der Universität und dem adeligen Institut zu Moskau. Ueber seine Stellung daselbst und die mit dieser zusammenhängenden schriftstellerischen Bestrebungen klärt sein in der Biographie des Vaters abgedruckter Brief deutlich auf, welcher zugleich beweist, daß das Verhältniß zwischen Vater und Sohn trotz der äußeren Zerwürfnisse ein in der Gesinnung inniges geblieben war; es ist das Bild eines für seine Aufgabe begeisterten Lehrers und Forschers, welches uns in diesem Briefe entgegentritt. Ein Compendium über politische Wissenschaften („Primae lineae scientiarum politicarum“, Mosquae 1802), welches er wegen der Abweichungen von des Vaters System dessen nachsichtiger Beurtheilung empfahl, war das erste selbstständige Werk. Daran schloß sich ein Tabellenwerk über die Geschichte Englands („Erläuterung der Geschichte der britischen Inseln durch Zeittafeln und historisch-geographische Karten“, 2 Bde. Riga 1805, 1807) und dann jenes Compendium der politischen Oekonomie („Anfangsgründe der Staatswirthschaft oder der Lehre von dem Nazionalreichthume“, 2 Bde. Riga 1805, 1807), welches noch Rau als das beste Lehrbuch des Faches bezeichnet hat. Von da an hat Chr. v. S. durch das volle akademische Vierteljahrhundert russischer Professoren in angesehener Weise in Rußland gewirkt; er wurde durch Orden und Titel (Hofrath und Staatsrath) und in anderer Weise mehrfach ausgezeichnet.

Im J. 1805 machte er die erste Reise nach Deutschland und verweilte zum Besuche seiner Eltern in Göttingen; im J. 1810, nach dem Tode seines Vaters, kam er zum zweiten Male dahin. Während dieses zweiten Aufenthaltes hatte er verschiedene Aufgaben im Interesse seiner Familie zu lösen. Zunächst erforderten die bedrohten Vermögensverhältnisse seiner älteren Schwester, der verwittweten Freifrau v. Rodde (s. A. D. B. XXIX, 1) sein persönliches Eingreifen in Lübeck und Kassel. Sodann harrte seiner in Göttingen eine von seinem verstorbenen Vater übertragene Aufgabe, nämlich die einleitende Arbeit zur Biographie des letzteren. Drei Monate hielt er sich in Göttingen auf, um den chaotischen Schriftennachlaß seines Vaters zu ordnen. Nach Moskau zurückgekehrt setzte er die Sichtung fort und von da an blieb die Biographie des Vaters die durch viele Störungen gehemmte Hauptarbeit von mehr als einem Decennium. Nach der Schlacht von Borodino (October 1812) zog sich Chr. v. S. bei der allgemeinen Flucht aus Moskau nach Wologda zurück, konnte aber dahin nur einen Theil seiner Habe retten, so daß z. B. manche der Briefsammlungen seines Vaters dem Moskauer Brande zum Opfer fielen. Dann folgten mehrere Jahre der Noth und Trauer, um seine eigenen Worte zu gebrauchen; wol zehn Mal sah er sich seit Moskaus Zerstörung genöthigt, seine Wohnung zu verändern, oft selbst ohne den Raum, um die geretteten Papiere auszulegen und neu zu ordnen. So gelangte die Arbeit erst im J. 1827 zum Abschluß und ward von dem nunmehr nach Deutschland zurückgekehrten Verfasser auf deutschem Boden veröffentlicht

(„August Ludwig v. Schlözer's öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden", 2 Bde. 1828). Die Vorrede ist in Breslau im März 1827 von Chr. v. S. als russischem Staatsrath und Professor emeritus der Universität Moskau gezeichnet, das Werk selbst Minister Altenstein gewidmet. Um jene Zeit herum wird sich Chr. v. Schlözer's Uebertritt in den preußischen Staatsdienst vollzogen haben. Im Sommersemester 1828 finden wir ihn schon als Extraordinarius an der Universität in Bonn, wo er nach den Vorlesungsverzeichnissen durch drei Jahre neben Butte eine reiche Lehrthätigkeit entfaltet hat. Encyklopädie, Theorie der Geschichte und Statistik, Diplomatie, Volkswirthschaft und Landwirthschaft wurden angekündigt; im J. 1831 setzte aber der Tod seiner Wirksamkeit im deutschen Universitätswesen ein frühes Ziel.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf Chr. v. Schlözer's litterarische Wirksamkeit im Ganzen, so ist es klar, daß sein eigenthümlicher Lebensgang wol manche Anregungen bringen mochte, welche dem gewöhnlichen deutschen Gelehrtenleben fehlen, daß in demselben aber andererseits auch mächtige Hindernisse gegeben waren, um in der deutschen Litteratur zur Wirksamkeit und Geltung zu gelangen. So ruft Chr. v. S. in der Vorrede zur Biographie des Vaters selbst die Nachsicht der Leser aus dem Grunde an, weil er während des in der russischen Hauptstadt zugebrachten Menschenalters sich genöthigt gesehen habe, seiner Muttersprache fast ganz zu entsagen und sich bei seinen schriftlichen Aufsätzen sowol wie bei seinen mündlichen Vorträgen bald dieser, bald jener erlernten Sprache zu bedienen. Durch eine Reihe von Jahren erscheint demnach auch die Mehrzahl seiner Druckschriften in französischer Sprache und ist hierdurch wie durch das Erscheinen in russischen Verlagsorten der deutschen Litteratur entrückt. Es sind dies: „Tables de matières contenues dans la science du droit des gens de l'Europe. A l'usage de ses auditeurs". Dorpat 1804. „Principes élémentaires du droit naturel". Dorpat 1804. Edition II 1807. „Principes élémentaires du droit Romain". Moskau 1807. „Prospectus d'un institut d'éducation". Moskau 1808. „Ebauche d'une histoire de la Sibérie". Moskau 1809. „Deux tables chronologiques sur l'histoire universelle d'après la méthode d'Auguste L. de Schlözer". Dorpat 1810. Und wie sprachlich so mußte sich die litterarische Thätigkeit dieser Zeit, den vielseitigen Vortragspflichten entsprechend, auch stofflich in verschiedenartigen Gebieten bewegen. Man denke Geschichte, Volkswirthschaft einerseits, Naturrecht, Völkerrecht und — Römisches Recht andererseits! In deutscher Sprache erschien außer den zwei oben genannten Stücken zunächst nur noch eine Sammlung von kleinen Schriften: „Kleine Schriften aus dem Fache der Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und Politik" I. Theil 1807, offenbar mit der Zeit seiner ersten Heimreise nach Göttingen zusammenfallend. Erst nach einem langen Intervall, nach seiner endgültigen Heimkehr aus Rußland, trat er, wie wir gesehen, in die deutsche Litteratur mit der Lebensbeschreibung seines Vaters wieder ein, und im Zusammenhange mit seiner neuen akademischen Wirksamkeit scheint er auch mit Lebhaftigkeit die schriftstellerische Thätigkeit in deutscher Sprache zu didaktischen Zwecken aufgenommen zu haben. Zunächst wurde der „Grundriß" einer Theorie der Statistik und der ethnographischen Geschichte aus dem Französischen übersetzt. Sodann folgte ein „Versuch der näheren Bestimmung der allgemeinen Grundsätze des natürlichen Preises der Güter, insonderheit der edlen Metalle (Platina)" 1829; weiteren angekündigten Plänen scheint der Tod ein Ende bereitet zu haben. Die Bedeutung Chr. v. Schlözer's in der deutschen volkwirthschaftlichen Litteratur ist aber trotzdem eine unbestreitbare; sie hat in Roscher's Geschichte der Nationalökonomik ehrende Würdigung von berufenster Seite erfahren.

Vgl.: Die oben citirte Lebensbeschreibung A. L. v. Schlözer's. — Vorlesungsverzeichnisse der Universität Bonn. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland XIV), S. 795—798. München 1874.

Hugelmann.

Schlu: Jochim S. (Schlue, Sluhe), dramatischer Dichter. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, ebenso das seines Todes. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er um 1563 zu Rostock geboren als Sohn des Hans Schlu (Slude) und dessen Ehefrau Anna. Den Vater verlor er sehr früh, denn bereits 1572 ging die Mutter eine zweite Ehe ein, bei welcher Gelegenheit sein Erbtheil auf 250 Mark sundisch festgestellt wurde. Im J. 1577 kam er in das hansische Comtoir zu Bergen, um bei Harm Tieman aus Lübeck die Kaufmannschaft zu erlernen. Da er dort seinem eigenen Bericht nach fleißig den Katechismus lernen und in der Kirche zu St. Martin öffentlich aufsagen mußte, wird er damals kaum älter als 14—15 Jahr gewesen sein. Neben seiner kaufmännischen Ausbildung fand er noch Zeit, sich fleißig mit Musik, namentlich mit Orgelspiel und Gesang, zu beschäftigen. 1592 weilte er wieder in Rostock und setzte sich mit seinem Stiefvater, Jasper Buck, wegen des väterlichen Erbtheils und des Antheils an der Hinterlassenschaft eines verstorbenen Bruders auseinander. Um dieselbe Zeit wird er sich in Rostock als Kaufmann und Mitglied der Bergenfahrer-Compagnie niedergelassen haben; 1606 nennt er sich selbst „Bürger und Bargerfahr zu Rostock“. Das ist alles, was wir zur Zeit von seinen Lebensumständen wissen. Der Familienname Schlu, wohl mit niederdeutsch schlu = hochdeutsch schlau zusammenhängend, kommt in Rostock und Wismar mehrfach, wenn auch nicht gerade häufig, vor, ebenso im übrigen Niederdeutschland, jedoch in sehr verschiedener Schreibung. — Jochim S. ist der Verfasser einer 1606 in Rostock gedruckten „Comedia von dem frommen, Gottfrüchtigen und gehorsamen Isaac“, die neuerdings rege Beachtung gefunden hat. Sie ist, wie schon der Zusatz auf dem Titel „Aller frommer Kinder und Schöler Spegel“ zeigt, ganz als Schulcomödie angelegt und unterscheidet sich weder hierdurch noch durch die unbekümmerte Benutzung des geistigen Eigenthums Anderer (die eigentliche Fabel ist fast wörtlich aus Georg Rollenhagen's Abraham entlehnt, während sich die Rüpelscenen vielfach mit dem niederdeutschen Zwischenspiel in des Joh. Butovius Isaac berühren) von der großen Menge ähnlicher Erzeugnisse, doch sind ihr eigene Vorzüge in der Anlage und Durchführung keineswegs abzusprechen. Was besonders an ihr hervortritt, ist der ganz überwiegende Gebrauch der niederdeutschen Sprache. Prolog und Beschluß, sowie die Argumenta der einzelnen Acte sind zwar hochdeutsch, im Stücke selbst aber bedienen sich des Hochdeutschen nur Isaac mit seinen beiden Gespielen, die ausdrücklich als Schüler bezeichnet sind, und das dadurch als landfremd charakterisirte Landsknechtspaar, daneben — der Teufel. Jehova selbst, der Erzengel Michael, Abraham und Sara sprechen gleichmäßig die heimische niederdeutsche Mundart, desgleichen natürlich der Geck, die Bauern, Knechte u. s. w., in der Opferscene auch Isaac; ebenso ist die vorausgeschickte Historie von Pyramus und Thisbe (hier Sidonia genannt) niederdeutsch. Auch die hochdeutschen Stücke mit Einschluß des Titels verrathen an zahlreichen Stellen, namentlich im Reim, daß sie ursprünglich niederdeutsch gedacht und entworfen sind. Das Urtheil Fr. Kluge's (Von Luther bis Lessing, 2. Aufl., S. 105), der freilich nur Auszüge kennen konnte, ist demnach hier nicht zutreffend. Weiter ist die Comödie noch cultur-historisch von hohem Interesse als das einzige erhaltene litterarische Denkmal des berühmten Hansischen Contors zu Bergen. Die letzte Scene gibt offensichtlich eine Vorstellung von den nicht sehr zarten Scherzen, die die Neulinge, also seiner Zeit auch der Verfasser selbst, in der Handelsniederlassung zu Bergen über sich

ergehen lassen mußten und die Widmungsworte des den Vorstehern des Bergischen Contors zugeeigneten Druckes zeigen uns das Leben und die Zucht der „Brücke“ in wesentlich milderem Lichte als die aus jener Zeit herrührenden zahlreichen Klagen über die dort herrschende Zügellosigkeit und Rohheit.

Von dem Originaldruck der „Comedia“ sind nur zwei Exemplare, in der Universitäts-Bibliothek zu Rostock und in der Stifts-Bibliothek zu Linköping, erhalten. Ein Neudruck, besorgt von A. Freybe und begleitet von einer eingehenden litterarischen und culturgeschichtlichen Würdigung, ist als Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes zu Parchim am 15. April 1890 herausgegeben. (Druck von D. Soltau in Norden; eine im gleichen Verlag erscheinende Ausgabe für den Buchhandel ist in Vorbereitung.) Eine hochdeutsche Uebersetzung findet sich in A. Freybe, Altdeutsches Leben III (1880), S. 361—397. — Zu der von Freybe im Neudruck vollständig verzeichneten Litteratur ist jetzt noch hinzuzufügen: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock I, (1890) S. 101.

Ad. Hofmeister.

Schlund: Karl S., Pfarrer zu Marktoffingen im Riese, geboren am 6. April 1773; † am 19. December 1817. S. wurde am 6. April 1773 zu Wallerstein als Sohn des fürstlichen Mundkoches Joseph S. geboren und in dem Collegium der Piaristen in Wallerstein erzogen. Zur Fortsetzung seiner Studien besuchte er die Universität Dillingen, wo er in das Seminarium Clericorum secularium in commune viventium aufgenommen wurde. Er galt hier für einen Musterschüler und vollendete den ganzen Cursus der Theologie in 3 Jahren (1792—1794). Noch vor dem eigentlichen Abschluß seiner Studien und vor Erlangung der Priesterweihe wurde er zum Hofmeister für den erstgeborenen Sohn des Freiherrn v. Sturmfeder zu Oppenweiler erwählt. Er trat seine Stelle zu Oppenweiler am 5. September 1794 an, von wo er im J. 1796 mit der freiherrlichen Familie vor den Franzosen nach München flüchtete. Am 5. September 1797 nur ungern aus seinem Wirkungskreise entlassen, unternahm er zunächst eine Reise nach der Schweiz und dem Elsaß, verweilte die kurze Zeit vom 3. November bis zum 18. December 1797 bei dem Regens Rößle zu Pfaffenhausen, um die vorgeschriebene Vorübung im Priesterhause zu absolviren, und trat dann am 28. December seine erste Caplanstelle zu Ellwangen an. Schon am 30. Juni 1798 wurde er nach Abtsgemünd, am 18. October 1799 nach Minderoffingen und am 16. Februar 1801 als Pfarrvicar nach Marktoffingen versetzt. Am 3. Juni 1802 zog er als Erzieher des jungen Grafen Karl Westerholt nach Regensburg, mit dem er, zugleich in Begleitung der gräflichen Eltern, vom 26. August bis 8. September eine zweite Schweizerreise ausführte, eifrig die Gelegenheit zu botanisiren benutzend. Auch während seiner Thätigkeit als Hofmeister in Regensburg übte er seinen eigentlichen Beruf als Seelsorger so viel als möglich aus, doch sollte er erst im J. 1812 ihm ganz zurückgegeben werden, indem er am 29. April dieses Jahres nach Marktoffingen als Pfarrer zurückkehrte, nachdem er bereits im Juli 1809 zu Eichstädt die Concursprüfung für das Pfarramt bestanden hatte. In seiner uns erhaltenen Antrittspredigt entwickelte er die Grundsätze, die er für seine Thätigkeit als Pfarrer sich zu beobachten vornahm, und die in einer nie ermüdenden Amtstreue gipfelten. S. achtete dabei zu wenig auf seine schwächliche Gesundheit und erlag daher bereits am 19. December 1817 dem vorzeitigen Tode. — S. führte seit seinen Studienjahren ein Tagebuch, das er bis an sein Lebensende fortsetzte. Es enthält eine Reihe tiefsinniger religiöser Betrachtungen und läßt uns seine ernste, der Vervollkommnung ernstlich nachstrebende Natur erkennen. Er war in jeder Hinsicht das Muster eines katholischen Priesters, denn er vereinigte, wie ein Freund ihm nachrühmte,

„helle Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung fast in allen Fächern des menschlichen Wissens mit herzlicher Frömmigkeit und tiefem Gefühl für alles Gute und Große und zeichnete sich in Sprache und Benehmen durch seine Sitte, edlen Anstand und die Gabe des Umgangs aus“. Besondere Begabung legte er für das Schulwesen an den Tag. Er wurde daher zum königlich baierischen Schulinspector ernannt und füllte diesen Wirkungskreis in jeder Beziehung vortrefflich aus. Alle diese Vorzüge bestimmten den edlen Johann Michael Sailer im J. 1819 seine Erinnerungen an Karl Schlund niederzuschreiben und ihn als Vorbild zur Bildung der Geistlich-Geistlichen hinzustellen, indem er aus den Aufzeichnungen und Briefen Schlund's eine sein Wissen in helles Licht setzende Fülle von Auszügen in die Darstellung verflocht.

H. A. Lier.

Schlundt: Johann Sigismund S., brandenburgisch-preußischer Oberst, 1656 geboren, trat 1672 in die brandenburgische Artillerie, in welcher er es zum Feuerwerker brachte, kam 1685 als Lieutenant zu den Grenadieren des neugebildeten Infanterieregiments Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (Nr. 12), 1688 aber, nachdem er Capitän geworden war, mit den Truppen, welche Kurfürst Friedrich III. den Generalstaaten überließ, nach den Niederlanden und von dort 1694 in englische Dienste. Am 4. Januar 1698 stellte ihn der Kurfürst „wegen seiner uns gerühmten guten Qualitäten und im Artilleriewesen erlangten Experienz“ von neuem als Oberstlieutenant bei seiner Artillerie an; nächst dem obengenannten Markgrafen war er der höchste Officier der Waffe. Er hatte damals 15 Campagnen mitgemacht, darunter waren die der Brandenburger am Rhein und gegen die Schweden. Am 15. März 1699 ward er Oberst. Seine herrschsüchtige und eigennützige Sinnesart aber verwickelte ihn bald in allerlei Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten, so daß er wenige Freunde gehabt zu haben scheint, als im Frühjahr 1707 ein arger Vertrauensbruch seine Entfernung aus dem preußischen Dienste veranlaßte. Am 24. April dieses Jahres griffen die Schweden bei Grünberg den von Berlin nach Petersburg reisenden russischen Minister Ismailow auf und fanden bei demselben von S. herrührende Schriftstücke, welche einen seitens Rußlands gegen Schweden zu befolgenden Kriegsplan und Mittheilungen an Mentschikow über Artilleriegegenstände enthielten. Schweden verlangte Schlundt's Auslieferung. Diese verweigerte der Kurfürst. Dagegen ließ er S. verhaften, ihn nach Spandau bringen und ihm den Proceß machen. S. räumte ein, daß er der Verfasser jener Schriftstücke sei; behauptete aber unter leeren Ausreden, nichts Unrechtes gethan zu haben. Er hatte außerdem mit Dänemark und mit Polen in Verbindung gestanden und bei diesen Gelegenheiten Unterschriften gefälscht. Ein am 5. September ihm eröffneter Kriegsrechtspruch enthob ihn seines Postens und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Einschließung in eine Festung; er erhielt für sich, seine Frau und seinen gebrechlichen Sohn ein Gnadengehalt von 800 Thlr. jährlich; mußte aber eidlich versprechen, fernerhin keinen Schriftwechsel zu führen. 1708 wurde er nach der Festung Peitz gebracht, am 6. September 1709 aber auf Fürsprache des Königs von Dänemark aus Anlaß der Geburt der Prinzessin Friederike, späteren Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth, mit der Erlaubniß in fremde Dienste zu gehen und mit der Verpflichtung sich allemal zu stellen, wenn der Kurfürst es verlangen werde, in Freiheit gesetzt. Er soll in russische Dienste getreten und 1710 als General zu Riga gestorben sein.

K. W. v. Schöning, histor.-biogr. Nachr. z. Geschichte d. brandenb.-preuß. Artillerie I. Berlin 1844.

B. Poten.

Schlüsselburg: Konrad S., Superintendent in Stralsund und Anhänger der lutherischen Orthodoxie, am 8. April 1543 zu Oldendorf bei Rinteln als der Sohn des Amtmanns Heinrich S. geboren, besuchte die Schulen zu Paderborn und Braunschweig und gewann in letzterer Stadt schon damals (1563) durch den Einfluß der bekannten Theologen J. Mörlin und M. Chemnitz eine dauernde Begeisterung für die lutherische Orthodoxie. Infolge dessen nahm er bei seiner Uebersiedelung nach Wittenberg (1565—1567) großen Anstoß an der Lehre der dortigen Professoren, u. A. von Peucer, Cruciger und Pezel, welche die vermittelnden Ansichten Melanchthon's vertraten, correspondirte darüber mit den Orthodoxen und sprach sich öffentlich tadelnd gegen andere Studirende aus. Da er auf diese Art bei den Wittenbergern übel angesehen war, versagte man ihm, sofern er seine Behauptungen nicht widerriefe, die Magisterpromotion, und verfügte, da er, statt sich zu unterwerfen, mit scharfen Worten opponirte (1568), gegen ihn und seinen Freund Albert Schirmer die Relegation, und bald darauf, da er sich in einer gedruckten Schrift in wenig gemäßigter Form vertheidigte, ein wirkliches Anathema. Die Vertriebenen begaben sich nach Jena, wo die lutherische Orthodoxie herrschte und wo er (1569) die Magisterwürde empfing. Als dann aber infolge von Peucer's Beschwerde ein Theil der Jenaer Professoren wegen ihrer Streitigkeiten mit den Wittenbergern die Entlassung erhielt, begleitete S. den Professor Joh. Wigand nach Königsberg, wo man ihm (1574) ein Pfarramt übertrug, durch welches ihm möglich wurde, sich mit Wigand's Schwägerin, Anna Dresser, einer Großnichte Luther's, zu verheirathen. Sein Eifer für die Orthodoxie verleitete ihn jedoch auch hier, in so heftiger Weise gegen Heshusius, den Bischof von Samland, zu polemisiren, daß dieser (1577) nach Lübeck und von da zu einer Professur in Helmstedt übersiedelte, hatte aber zugleich die Folge, daß der preußische Regent, Markgraf Georg Friedrich (1579), ihn seines Amtes entsetzte, umsomehr, als S. auch mit der Universität in Zwist gerathen war. Obwol die Gemeinde und der Rath sich für ihn verwandten, blieb der Befehl in Kraft, so daß S. nach Mecklenburg ging, wo er in Rostock (1580) Vorlesungen in der philosophischen Facultät über Melanchthon's Rhetorik hielt; dann folgte er, nach kurzer Verwaltung eines Pfarramtes (1581) in Antwerpen, 1582 einem Rufe des mecklenburger Herzogs Christoph als Hofprediger in Gadebusch, wirkte (1583) als Pastor an der Marienkirche in Wismar, und (1590) als Superintendent des Stiftes Ratzeburg. In dieser Zeit erlangte sein Freund Dav. Chyträus in Rostock (1586) für ihn auch die Zurücknahme des Anathemas der Universität Wittenberg. Der Tod des Herzogs, sowie manche andere Anfeindungen bewogen ihn dann endlich (1594) das Oberpfarramt der Nicolaikirche in Stralsund anzunehmen, während ihm die Universität Jena zugleich die theologische Doctorwürde verlieh. Auf diese Art wurde er in den Streit verwickelt, welcher zwischen Stralsund und den pommerschen Herzogen bestand, welche die Vocation, Ordination und Institution der oberen Pfarrämter für ihre pommerschen Generalsuperintendenten in Anspruch nahmen, während die Stadt ihre Rechte wahrte, aber Scheines halber S. nicht zum Superintendenten, sondern Pastor primarius ernannte, obwol factisch beide Würden als identisch galten. Auch sonst erlebte S. in Stralsund noch manche Unruhen, jedoch weniger dogmatischer, als amtlicher und persönlicher Art, u. a. bei dem Verfassungsstreit von 1595, über die Berufung von Tabbert (1596), bei Bm. Sastrow's zweiter Heirath (1598) und endlich bei dem vieljährigen Zwist der Stadt mit Herzog Philipp Julius (1612—1616). Bei diesem vermittelte S. und die Geistlichkeit, auch wurde im Erbvertrag bestimmt, daß die Vocation der Prediger der Stadt verblieb, Ordination und Institution aber vom Generalsuperintendenten vollzogen werden sollten. Nachdem S. dann noch

die Kirchenvisitation gehalten und (1618) eine Consistorialordnung verfaßt hatte, starb er, allgemein geachtet und betrauert am 5. October 1619.

Mohnike, Kirch. u. Litt.-histor. Stud., 1825, H. 2. — Sastrows L. I, LXXXV. — Tamms, K. Schlüsselburg, Festschr. z. Schwings u. Brandenburgs Jubil. I, II, 1855—1858, wo S. 62 seine Schriften aufgezählt sind.

Pyl.

Schlüter: Christoph Bernhard S., Professor in Münster i. W., geboren am 27. März 1801, † am 4. Februar 1884. S. stammte aus einer westfälischen Juristenfamilie, welche sich bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt. Der Vater, Klemens August, — 14. December 1770 bis 11. März 1861 — war nicht allein ein vorzüglicher Jurist, der später in Bonn zum Ehrendoctor promovirt wurde, sondern auch ein warmer Verehrer der schönen Litteratur, der Musik und Kunst. Auch die Mutter, Katharina Josephine, — 3. November 1777 bis 9. Juni 1866 — war von nicht gewöhnlicher Bildung und einer alles gewinnenden Herzensgüte. Ihr Vater, der Stadtrichter Dr. Graever in Münster, — 13. August 1734 bis 24. November 1804, vermählt mit einer Spanierin, Johanna Crahea (1741 bis 1793) — hatte sich große Verdienste um die Stadt erworben, indem er als Specialgesandter in London für den Schaden, den Münster durch das Bombardement im siebenjährigen Kriege erlitten hatte, eine Entschädigung erwirkte. Als Christoph Bernhard S. am 27. März 1801, der zweite Sohn von 8 Geschwistern, zur Welt kam, war der Vater — seit 1795 — Stadtrichter zu Warendorf. Unter der französischen Herrschaft wurde er als Procurator an den Appellhof nach Düsseldorf und 1815 als Oberlandesgerichtsrath nach Münster versetzt, wo sein Haus den Mittelpunkt eines angeregten geistigen Lebens bildete. Die Ueberlieferungen der Familie, ihre zahlreichen Verbindungen blieben auf den lebhaften Knaben nicht ohne Einfluß. Leider hatte er schon im neunten Jahre das Unglück, sich bei unvorsichtigem Spiel durch die Explosion einer mit Kalk und Wasser gefüllten Flasche eine schwere Verletzung der Augen zuzuziehen, aus der ein unheilbares Uebel sich entwickelte. Doch konnte er das Gymnasium und die Akademie zu Münster besuchen, sodann von 1821—23 auf der Universität Göttingen philologische und philosophische Studien betreiben. Nach der Rückkehr wünschte er eine Anstellung an dem Münsterschen Gymnasium, aber die Prüfung (1824) fiel so günstig aus, daß der Regierungscommissar Friedrich Kohlrausch (s. d. A.) ihn bestimmte, sich als Docent der Philosophie an der neubegründeten Akademie in Münster niederzulassen. Am 30. November 1826 hielt er seine Antrittsrede und begann am 14. Mai 1827 seine Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Inzwischen hatte aber sein Augenleiden in bedrohlicher Weise zugenommen. Im nächsten Jahre steigerte es sich bis zur völligen Blindheit; nur der Unterschied zwischen Tag und Nacht blieb den kranken Augen noch bemerkbar. Schwere Stunden hat S. in dieser Zeit zwischen Furcht, Hoffnung und Hoffnungslosigkeit durchlebt und in schmerzvollen Gedichten den Bedrängnissen seiner Seele Ausdruck gegeben. Aber er bestand die Probe, und selten hat jemand aus solcher Leidensnacht zu einer so gleichmüthigen, heiteren Geistesklarheit sich erhoben. Was ihn dazu befähigte, war eine sein ganzes Wesen durchdringende, tief religiöse Gesinnung, vereinigt mit einer Willensstärke und Geduld, welche durch nichts sich abschrecken oder ermüden ließen. Unverdrossen widmete er sich seinem Amt; seine Vorlesungen erstreckten sich über das ganze Gebiet der Philosophie; 1843 wurde er von der Universität Würzburg zum Ehrendoctor, 1848 in Münster zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine akademischen Studien hatten ihn zu den großen Philosophen des Alterthums geführt; auf der antiken Grundlage suchte er eine christliche Philosophie aufzubauen. Man begreift, daß ihn

besonders die Schriften Baader's und Günther's anzogen; später, bei der Bekämpfung materialistischer Ansichten ging sein Hauptaugenmerk dahin, die Entdeckungen der Naturwissenschaft mit der christlichen Schöpfungslehre zu vereinigen. In seinem Hörsaal sammelten sich vorzugsweise solche Schüler, welche durch eine reine Liebe zur Wissenschaft sich auszeichneten; nicht wenige waren dem verehrten Lehrer durch persönliche Anhänglichkeit verbunden, und selten hat eine so allgemeine Theilnahme freudiger sich kundgegeben als bei dem Jubiläum, das ihm nach fünfzigjährigem Wirken im Mai 1877 zu feiern vergönnt war. Aber neben der amtlichen übte S. eine andere Lehrthätigkeit, nicht weniger lohnend, ja noch mehr geeignet, seinen Namen in der Geschichte seiner Heimath zu verewigen. In seltenem Maße besaß er die Gabe, im Zwiegespräch und in kleinerem Kreise sich mitzutheilen und anzuregen, vor allem, wenn auf philosophische Fragen oder ein bedeutendes Erzeugniß der Poesie und Litteratur die Rede kam. Seit früher Jugend hatte er die großen Dichter des Alterthums in der Ursprache oder in den Uebersetzungen von Voß und Stolberg gelesen, auch Klopstock und Goethe verehren lernen. Für die Romantiker gab es auf dem Gymnasium freilich keine Stelle. „Tieck“, erzählt S. einmal (Briefe d. Dichterin Luise Hensel, S. VI), „galt als ein höchst unclassischer Phantast, Novalis als excentrisch, als Mystiker und Schwärmer; Cl. Brentano ward kaum einmal genannt. Die ganze romantische Schule galt nur als eine Verirrung und als ein unglückliches Ueberbein der schönen deutschen Litteratur“. Aber wir werden sehen, wie der Weg zur Ueberwindung solcher Vorurtheile ihm erleichtert wurde; zu den südländischen Dichtern zogen ihn schon die litterarischen Neigungen des Vaters, vielleicht auch die Ueberlieferungen der spanischen Großmutter. In unermüdlichem Wissensdrang erwarb er sich, man könnte sagen, eine Ahnung der Weltlitteratur, und bei einem glücklichen Gedächtniß, das er schon infolge seines Leidens unablässig zu üben und zu schärfen sich gewöhnt hatte, stand ihm in der Unterredung wie auch für seine Schriften ein unerschöpfliches Material zur Verfügung.

Blieb er in solcher Weise mit den edelsten Geistern aller Zeiten und Völker in steter Gedankenverbindung, so trat auch in der Gegenwart manche bedeutende Erscheinung persönlich in den Kreis seines Wissens und Wirkens. Wenn man die Geschichte litterarischer Bestrebungen in Münster bis zu den Quellen verfolgt, so wird man immer von neuem auf den Minister v. Fürstenberg geführt, nicht zum wenigsten, weil er die Fürstin Gallitzin und den Grafen Fr. L. v. Stolberg nach Münster zog. Die Familie Stolberg, besonders die zweite Frau des Grafen, Sophie, geborene Gräfin Redern, und eine Tochter erster Ehe, die Gräfin Henriette v. Hardenberg, hatten sich mit der Schlüter'schen Familie befreundet. Beide Damen wandten dem jungen Gelehrten, der schon durch sein Leiden und die Art, wie er es ertrug, erhöhte Theilnahme erregte, ein herzliches Wohlwollen zu. Die alte Gräfin las mit ihm französische Zeitschriften; die Gräfin Hardenberg, welche zuweilen einen längeren Aufenthalt in dem Schlüter'schen Hause nahm und mehrere ihrer anonym erschienenen Schriften dort verfaßte, fand in dem christlichen Philosophen bald einen feinsinnigen Berather. Durch Vermittlung der Gräfin Sophie wurde er auch mit der Dichterin Luise Hensel bekannt, der Freundin Brentano's, welche, nachdem sie zur katholischen Kirche übergetreten war, in der Stolberg'schen Familie eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte. Als S. eines Tages im J. 1821 durch das Zimmer seiner Mutter ging, sah er neben ihr das ihm noch unbekannte Fräulein auf dem Sopha sitzen und hörte, wie sie lebhaft über Tieck, Novalis und Brentano sprach. S., damals noch unter dem Eindruck des classischen Gymnasialunterrichts und der Kantischen Philosophie, brachte der jungen Dichterin keine sehr günstige Stimmung entgegen, aber ihr bescheidenes, stets sich gleich bleibendes Wesen,

ihre große Einfachheit bei ungewöhnlichen Kenntnissen erregten seine Bewunderung, und in dem Maße, wie Leben und Denken sie inniger verband, erhöhte sich für ihn der Genuß, die wichtigsten Fragen der Religion und Philosophie mit ihr zu besprechen. Noch 56 Jahre später, als er die Briefe der Freundin, kurz nach ihrem Tode herausgab, bewahrte er jene erste Begegnung in lebhafter Erinnerung. Von noch weit höherer Bedeutung war Schlüter's Verhältniß zu der großen Dichterin seiner Heimath und seines Vaterlandes, Annette v. Droste. Es bildet den Lichtpunkt seines Lebens, und in den Tagebüchern, die er selbst und sein Vater führten, können wir die Entstehung in allen Einzelheiten verfolgen. Schon im J. 1829 suchte die Freifrau v. Droste den Rath des Professors für die poetischen Arbeiten ihrer Tochter zu gewinnen, aber damals ohne Erfolg, weil ein schlecht vorgelesenes Jugendwerk Annettens, der „Walther", auf den Hörer keinen günstigen Eindruck machte; erst fünf Jahre später vermittelte Werner v. Haxthausen (s. d. A.), eine Annäherung. Im Februar 1834 und in den folgenden Monaten werden in den Tagebüchern öftere Besuche Annettens, Vorträge von Gedichten und Liedern in dem Schlüter'schen Hause erwähnt. Am 14. Juli machte der Professor, begleitet von seiner treuen Schwester Therese, den ersten Besuch in Rüschhaus, und bald hatte sich die Bekanntschaft zu einer Freundschaft gesteigert, die sich jederzeit bewährt und das Grab überdauert hat. Annette fand in dem vielseitigen Gelehrten einen Mann, der in den Grundansichten mit ihr einig, das, was sie wollte und fühlte, verstehen, der von ihren Fragen manche beantworten, und in ihrem Wissen manche Lücke ausfüllen konnte. Dagegen war sie ihm wieder an schöpferischer Kraft, und sogar an Geschmack und kritischem Sinn überlegen, auch in der Freundschaft, wie es scheint, um einen Schritt voraus. S. hat Aufzeichnungen hinterlassen, in denen er sich schuld gibt, den Werth der neuen Freundin nicht gleich erfaßt und in der ganzen Bedeutung geschätzt zu haben; ihr Grübeln, ihr Verharren bei den Einzelheiten sei ihm seltsam, ja komisch vorgekommen, bis er sich überzeugt habe, daß diese Eigenthümlichkeit zu ihrem Wesen gehöre und eine Vorbedingung ihrer Dichtungen sei. Vielleicht dachte er bei diesen Worten noch mehr an religiöse als an litterarische Erörterungen. Als christlicher Philosoph war er zu fest bestimmten Ueberzeugungen gelangt, während Annette, im ganzen gleicher Ansicht, im einzelnen doch fort und fort von Zweifeln und Ungewißheit bedrängt wurde, welche S. dann mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der mit sich selber einig ist, zu beseitigen suchte. So mag er sich in diesem Verhältniß zuweilen als der Gebende vorgekommen sein, aber sicher nicht in dem Maße, daß er nicht das, was ihm zu theil wurde, dankbar und freudig empfunden hätte. Dem Umstande, daß die Beiden selten an demselben Ort zusammenwohnten, verdanken wir eine große Anzahl von Briefen, so anmuthig, wie sie nicht häufig aus einer deutschen Feder hervorgegangen sind. Wenn man Annette mit Recht die Dichterin der Freundschaft nennt, so war S. der Mann, dem gegenüber dies edle Gefühl den vollkommensten Ausdruck fand; in dem Briefe vom 22. October 1835, der ihren Aufenthalt in der Schweiz bei ihrem Schwager Laßberg in Eppishausen schildert, wird man für alle Zeiten ein Pracht- und Meisterstück deutscher Briefschreibekunst bewundern dürfen. S. war es auch, der für die erste Sammlung der Gedichte 1838 einen Verleger fand; ihm und dem gleichgesinnten, dichterisch begabten Freunde Wilhelm Junkmann wurde bei der Auswahl und Aufnahme eine fast unbedingte Entscheidung überlassen. Freilich wurde dabei nicht immer das Richtige gewählt, und man wird nicht wohl in Abrede stellen können, daß der bald sich entwickelnde litterarische Verkehr zwischen Annette und Schücking (s. d. A.) für

die Dichterin ersprießlicher wurde als die nicht immer glücklichen Anregungen von Seiten Schlüter's. Aber für eines ihrer reifsten und edelsten Werke, für den zweiten Teil des geistlichen Jahres war Schlüter's Einfluß und der Gedanke, für ihn zu schreiben, von wesentlicher Bedeutung; ihm wurde auch die Herausgabe übertragen, als Annette im Vorgefühl ihrer herannahenden Auflösung im September 1846 von der westfälischen Heimath Abschied nahm.

Man würde nicht enden, wollte man alle nennen, denen Förderung, Trost, Belehrung in Schlüter's Nähe zu theil wurde. Wie viele namhafte Persönlichkeiten der Wissenschaft und Kunst hat das stille, zurückliegende Haus am alten Steinweg zu kürzerem Besuche oder längerem Aufenthalte in sich aufgenommen! Aber ein bekannter Name war durchaus nicht Bedingung des Eintritts. Wer für das Schöne und Gute in Kunst und Litteratur Neigung oder gar Talent zeigte, war willkommen; besonders die Jugend des einen wie des anderen Geschlechts fühlte sich angezogen. Selbst aus der Ferne baten zuweilen ganz Fremde um Schlüter's Rath. Ein schönes Beispiel geben die in jüngster Zeit (Deutscher Hausschatz XVI, 15) veröffentlichten Briefe Hamerling's, der bei den Vorstudien zu seinem Gedicht, der König von Sion, Auskunft, und später bei Uebersendung des Werkes ein unverholenes Urtheil zu erhalten wünschte. Schlüter's Erwiderung vom 23. December 1868 ist milde, anerkennend, aber doch rückhaltlos und freimüthig den „katholischen und conservativen“ Standpunkt betonend. Sein Brief und nicht weniger die Art, wie der Dichter Lob und Einwendungen entgegennimmt, bezeugen in anmuthiger Weise, daß Menschen, welche in Grundansichten des Lebens weit von einander abweichen, gleichwohl förderlich und freundlich mit einander verkehren können. „Ich achte nicht bloß Ihren Standpunkt — ich achte ihn hoch“, antwortet Hamerling am 22. Februar 1869. „Wahrhaft religiöse Gesinnung, vereinigt mit einem milden und vorurtheilslosen Eingehen auf fremde Anschauung, erscheint mir, ich möchte sagen, als der Gipfel echtester Humanität.“

So vergingen Jahre und Jahrzehnte in eifriger, ununterbrochener Thätigkeit. S. hatte das seltene, in seiner Lage doppelt werthvolle Glück, daß ihm beide Eltern bis zu den äußersten Grenzen des menschlichen Lebens, der Vater bis zum 91., die Mutter bis zum 89. Jahre erhalten blieben. Die größte Lücke entstand in dem häuslichen Kreise, als die einzige Schwester Therese, bis dahin die unzertrennliche Lebensgefährtin des Bruders, am 24. April 1855 dem langjährigen Freunde des Hauses, nunmehr Professor der Geschichte, W. Junkmann nach Breslau folgte. Auch die weite Entfernung konnte aber regen Verkehr und jährlich wiederholte Besuche nicht verhindern; als Vorleserin und treue Helferin stand dem allmählich ins Greisenalter tretenden Gelehrten Emilie Dehne zur Seite. Bis in die höchsten Jahre bewahrte S. frische Geisteskraft. Am 21. Januar 1884 hielt er seinen letzten akademischen Vortrag; drei Tage später befiel ihn ein Unwohlsein, und nach einem kurzen, nicht ganz schmerzlosen Todeskampfe verschied er am Nachmittag des 4. Februar.

S. war ein fruchtbarer Autor. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften würde den hier gestatteten Raum weit überschreiten. Seine Arbeiten auf philosophischem Gebiete: über Spinoza 1836, über Baader, Aristoteles, seine zahlreichen Aufsätze in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ sind von geistesverwandten Fachgenossen jederzeit hochgeschätzt worden. Nur die Ausgabe des „Scotus Erigena“ 1838 war ein verfehlter Versuch. Philologische Schärfe bildete für den des Augenlichts Beraubten eine unerfüllbare, nicht einmal gewürdigte Forderung. Er war eben Philosoph, gewohnt, die Dinge von oben und im ganzen zu betrachten; für historische Entwicklung und Auffassung fehlte ihm der rechte Sinn. Zu den philosophischen Schriften ließen auch die

Sonetten-Sammlungen: „Welt und Glauben" 1844, „Schwert und Palme, ein Sonettenkranz, herausgegeben von J. Hertkens und Emilie Dehne", 1886, sich rechnen. Man hat tiefe und geistvolle Gedanken darin hervorgehoben; aber die Form, deren Schwierigkeiten der Verfasser selten ganz überwindet, beeinträchtigt den Genuß für weitere Kreise. Bei seinen zahlreichen Uebersetzungen des Marcus Antonius Flaminius 1847, Angelinus Gazäus 1849, Luis Ponce de Leon 1853, Jacob Balde 1857, Jacopone da Todi 1864 kann schon die Hinweisung auf fernliegende, wenig beachtete Schätze der Poesie als Verdienst gelten. Ein weiterer Vortheil war, daß von seinen Mitarbeitern mehrere — es sei hier nur Professor Dr. Wilhelm Storck, der Uebersetzer des Camoens, genannt — zu selbständigen Arbeiten angeregt wurden. Die größte Wirkung hatten wohl die Veröffentlichungen, welche mit Schlüter's eigenen Erlebnissen in Verbindung standen: Die Briefe, welche Luise Hensel an ihn gerichtet hatte, 1877, und weit vor allem die Sammlung der Briefe Annettens v. Droste an S. und Junkmann 1877 und 1880. Die beiden Freunde veröffentlichten auch 1851 zum ersten Male das „Geistliche Jahr", S. zudem 1877 eine Sammlung von 24 Liedern der Dichterin, die zum Theil nach seiner Erinnerung — er war eifriger Musikfreund und spielte Harfe und Flöte — aufgezeichnet waren. Auch die Tagebücher der Fürstin Gallitzin gehören hierher, da die merkwürdige Frau in den Erinnerungen der Schlüter'schen Familie fortlebte. Fragt man aber, was ist geblieben aus diesem langen, arbeitsvollen Dasein? so darf man nicht die ins Auge fallenden Ergebnisse allein in Betracht ziehen. Auf tausend unscheinbaren, nicht zu verfolgenden Wegen, hat S. fruchtbare Keime ringsum verbreitet, und für nicht Wenige ist sein Beispiel Antrieb und Ermuthigung geworden. Das Beiwort „der Blinde", das man noch jetzt seinem Namen vorzusetzen pflegt, hat er zu einem Ehrennamen gemacht, denn er zeigte, wie man das schwerste körperliche Gebrechen, wenn nicht überwinden, doch wenigstens ausgleichen, ja für die moralische Schätzung beinahe in einen Vorzug verwandeln kann.

Quellen: Eigene Erinnerungen und Nachrichten von Seiten der Familie. — Schlüter's Schriften. — Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, 1866, S. 295. — Meine Biogr. Annettens v. Droste. Gotha 1890. — Histor.-polit. Blätter (J. Hertkens) XCV, 598 — Stimmen aus Maria Laach (Langhorst, Baumstark) XXII, 239; XXV, 492.

Hermann Hüffer.

Schlüter: Karl H. W. S., Bildhauer, geboren am 24. October 1846, † am 26. October 1885. S. ward am 24. October 1846 zu Pinneberg in Schleswig-Holstein als Sohn des Arztes August Marcus Dietrich S. geboren. Schon seit seiner Kindheit eine ungewöhnliche Begabung für die Kunst verrathend und vom Vater in seinen künstlerischen Bestrebungen wirksam gefördert, bezog er im J. 1865 die Akademie zu Dresden und trat im J. 1868 als Schüler in das Atelier des Bildhauers Johannes Schilling ein. Seine erste größere Arbeit wurde die im J. 1871 vollendete überlebensgroße Statue eines Germanen, der mit dem Fuße römische Waffen und Legionsadler zertritt. Sie ließ die Eigenart des Künstlers noch nicht erkennen, trug ihm aber auf der Dresdner Ausstellung akademischer Schülerarbeiten die kleine goldene Medaille und im J. 1873 in Wien die Medaille der Weltausstellung ein. Da auch die weiteren Arbeiten, die S. in Schilling's Atelier ausführte, allgemeinen Beifall fanden und der akademische Rath in Dresden ihn in mehrfacher Hinsicht auszeichnete, wurde ihm im März 1873 von Seiten des preußischen Ministeriums ein Reisestipendium zu einem zweijährigen Aufenthalt in Italien bewilligt. Im Herbste des genannten Jahres begab sich S. über Venedig, Bologna und Florenz nach Rom, wo er am 23. December anlangte und mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Herbste

1876 verweilte. In Rom entstand Schlüter's Hauptwerk, der „Hirtenknabe“. Zuerst für Geheimrath Hitzig in Berlin in kleinem Maaßstabe in Bronze ausgeführt, wurde er im September 1878 in Marmorausführung für die Berliner Nationalgalerie angekauft. S. läßt in diesem Werke eine heitere Auffassung der Natur erkennen, welche durch ein strenges Gefühl für das Schöne in feste Grenzen gebannt wird. Seit dem Ende November 1876 lebte er wieder in Dresden und vermählte sich hier im August 1880 mit einer Tochter des Musikschriftstellers Professor Emil Naumann. Die Büste seiner jugendlichen Frau, welche in die Galerie Seitz nach Nürnberg gelangte, eine der besten Portraitbüsten der neueren deutschen Kunst, ließ erst erkennen, auf welchem Gebiete die eigentliche Begabung Schlüter's zu suchen war. Seine besten Arbeiten aus den letzten Jahren seines Lebens waren gleichfalls Portraitbüsten, so die im J. 1882 ausgeführte der Frau Niemann-Seebach, welche jedoch von der Künstlerin nicht angenommen wurde, weil sie sich zu alt in der Wiedergabe Schlüter's vorkam. Eine vorzügliche Arbeit wurde auch der für das Museum der Gipsabgüsse in Dresden bestimmte weibliche Studienkopf. Leider sollte das freudige, der Vollkommenheit von Jahr zu Jahr sich mehr nähernde Schaffen des Künstlers vorzeitig abgebrochen werden. Am 20. October 1885 erkrankte S. an der Diphteritis und schon am 26. October erlag er dem heimtückischen Leiden, dem wenige Tage später auch seine Frau zum Opfer fiel. — „Die Formenwelt, in der sich S. bewegte“, urtheilt Max Lehrs, „war eine eng begrenzte. Jene große Monumentalplastik der Schilling'schen Schule, aus der er selbst hervorgegangen, lag außerhalb der Grenzen seines Reiches. Er lebte in einer Welt heiterer Anmuth und leidenschaftsloser Schönheit. Nur wenig konnte er in der kurzen Spanne Zeit, die ihm vom Schicksal zugemessen war, vollenden, aber das Wenige vollendete seine fleißige Hand mit einer Liebe und Sorgfalt, wie sie in unserer nach immer neuen Effecten jagenden Zeit sehr selten angetroffen wird. Er folgte der Natur bis in die geheimsten Fasern ihres innersten Daseins und umkleidete seine Gestalten mit dem keuschen Zauber des Unbewußten. Der lyrische Stimmungsgehalt ist darum auch all seinen Schöpfungen gemeinsam, und ihr Hauptreiz basirt im wesentlichen auf dem Geheimnisse der Verbindung einer realistischen Wiedergabe des Lebens mit einem vornehmen Idealismus, der individuelle Züge des Modells nicht in das Kunstwerk überträgt und sich gleichweit entfernt hält von akademischer Nüchternheit und aufdringlicher Naturwahrheit.“

Vgl. Zeitschr. f. bildende Kunst. Hrsg. von Karl v. Lützow, Jahrg. 20, S. 125—134. Leipzig 1885.

H. A. Lier.

Schlüter: Heinrich S., geboren im J. 1815 (Näheres nicht bekannt) zu Hamburg, † am 17. März 1844 zu Königsberg i. Pr. Seit 1838 an letztgenannter Universität immatriculirt, bildete sich S. unter Bessel's Leitung zum tüchtigen Astronomen heran und trat seit 1841 seinem Lehrer auch als Gehülfe an der Sternwarte näher. Den von Mauvais entdeckten periodischen Kometen beobachtete er anhaltend und berechnete auch für ihn Elemente, wie die Bände 21 und 24 der Astronomischen Nachrichten bezeugen. In eben dieser Zeitschrift (Band 21 bis 38) hat S. zahlreiche Beobachtungen und Rechnungen, insonderheit an Doppelsternen und Sternschnuppen angestellt, veröffentlicht, und diese seine Thätigkeit ließ das Beste von ihm für seine Wissenschaft erwarten, als ihn noch nicht 30 Jahre alt der Tod abrief.

Jahn, Generalregister d. Bde. 21 bis 40 d. Astronomischen Nachrichten, S. 242. Hamburg 1856. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwb. zur Geschichte d. exakten Wissensch. II, 810. Leipzig 1863.

Günther.

Schlüter: Johann S., Hamburgischer Syndikus u. Bürgermeister. — Aus dem bis in die Neuzeit um Hamburg sehr verdienten Schlüter'schen Geschlecht, dessen Ahnen in Westfalen lebten, war unser Joh. S., geboren 1616, ein Sohn des im J. darauf nach Hamburg berufenen Hauptpastors Severin S. Nachdem er in Hamburg die Schulstudien beendigt, besuchte er mehrere Universitäten, wo er, dem beabsichtigten Studium der Theologie entsagend, sich den Rechtswissenschaften widmete und 1642 in Straßburg den Doctorgrad erwarb. Nach Hamburg heimgekehrt, prakticirte er als Advocat, bis er 1654 eine Anstellung im höheren Justizdienst zu Wismar, zugleich für Schwedisch-Pommern, erhielt. Von hier wurde er 1663 vom Herzog von Meklenburg nach Güstrow berufen als dessen Kanzler, Geh. Rath und Gerichts-Präsident. Einem späteren Rufe zur Rückkehr nach Wismar folgte er nicht, und nahm 1678 einen wiederholten Antrag des Raths zu Hamburg, das Syndikat daselbst zu übernehmen, erst dann an, als ihm der Vorrang vor zwei älteren Collegen und der Titel „Consiliarius“ (Geh. Rath) zugesichert war. Es wurde ihm in Hamburg anfangs verübelt, daß er sich dem alten senatorischen Herkommen wenig geneigt zeigte, z. B. die Amtstracht verschmähte u. s. w. Uebrigens fiel seine Wirksamkeit in Hamburg in eine höchst unruhige Zeit, da heftige Stürme innerer und äußerer Parteikämpfe die Stadt dem Verderben nahe brachten. Indessen gab er bald glückliche Proben seiner Tüchtigkeit, indem er durch Schriften und geschickte Verhandlungen Hamburgs reichsstädtische Unabhängigkeit von königlich dänischen Erbhuldigungsansprüchen vertheidigte. Nicht minder geschickt leitete er die Processe der Stadt beim Kammergericht und Reichshofrath, die hansischen, Reichs- und Kreistags-Angelegenheiten 2c. Inzwischen nahmen die inneren Unruhen unter den bürgerschaftlichen Führern Schnitker und Jastram einen gegen den Senat gerichteten höchst gefährlichen Charakter an, der auch in dem Gebahren des bürgerschaftlichen Ausschusses der Dreißiger zum Ausdruck kam. Als nun 1684 der energische Bürgermeister Meurer zum Verzicht auf sein Amt und zur Auswanderung genöthigt war, wurde sein Nachfolger Niemand anders als der Syndikus S. Daß bei seiner Erwählung die Gunst der bürgerschaftlichen Opposition mitgewirkt, war nicht zu verkennen. Auch war bekannt, daß zwischen Meurer und S. bisher häufig Frictionen stattgehabt, und daß eine gegenseitige Verstimmung zwischen Beiden geherrscht hatte. Doch war es gewiß irrig, hieraus zu schließen, daß S., um Meurer's Verzicht zu bewirken, den ebendahin gerichteten Plänen jener Demagogen ein günstiges Ohr geliehen habe. — Als er nun an Meurer's Stelle Bürgermeister war, bemühten sich allerdings wol diese Fanatiker, im Verein mit dem dänischen Agenten Rath Pauli, S. für ihre Absichten zu gewinnen, in Hamburg mit Hülfe Dänemarks eine radicale Verfassungsänderung zu bewirken. Doch ist Schlüter's Mitwissenschaft, geschweige Mitschuld niemals bewiesen. Als hierauf aber der Anmarsch dänischer Truppen und die begonnene Belagerung der Stadt 1686 der Ordnungspartei die Augen geöffnet, und Schnitker's und Jastram's Verhaftung, sowie die Auflösung des Dreißiger-Ausschusses bewirkt hatte, auch manche Aussagen der gefangenen Rädelsführer den Bürgermeister S. gravirten, da wurde auch über ihn die Haft im Eimbeck'schen Hause verhängt. Der Umstand, daß er nun in keiner Weise zu bewegen war, sich mit Schnitker und Jastram confrontiren zu lassen (was ihm schimpflich erschien, da beide schon „in Fron's Händen“ waren), konnte den Verdacht gegen ihn nur verstärken. Doch blieb derselbe so unbestätigt wie unentkräftet, denn bereits wenige Tage darauf verstarb S. in seiner Haft plötzlich am 21. October 1686. Es wurde gesagt, daß der alte Herr die auf ihn gefallene Schmach nicht zu überleben vermocht und Gift genommen habe. Jedenfalls ist das tragische Ende eines ausgezeichneten und im übrigen verdienstvollen Mannes sehr zu bedauern.

Buek, Die Hamb. Bürgermeister, S. 125—130. — Fabricius, Hamb. Memorien I, 391. — Wilckens, Ehrentempel, S. 84.

Beneke.

Schlüter: Johann Vollrad S., landgräflich hessen-kasselscher Generalmajor der Artillerie, zu Artern, in der goldenen Aue, geboren. Zunächst trat er in sachsen-weißenfelsischen Kriegsdienst, vertauschte denselben jedoch schon nach 3 Jahren mit dem schwedischen. König Friedrich I., zugleich Landgraf von Hessen-Kassel, stellte S. 18 Jahre später, Ende December 1734 als Capitän, in der hessischen Artillerie an. 1742 zum Major ernannt, wurde er unter Obristlieutenant von Diede als Führer der Artillerie dem 6000 Mann starken hessischen Corps zugetheilt, welches im Solde der englischen Krone stand. Der Beginn des siebenjährigen Krieges fand ihn als Obersten vor und nahm er an allen Feldzügen desselben in der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Theil. Am 14. December 1759 avancirte er zum Generalmajor. Im Februar 1761 brach Ferdinand von Braunschweig überraschend aus den Winterquartieren, die sich von Westfalen durch Hannover bis zum Eichsfeld erstreckten, auf und säuberte ganz Hessen bis auf die Festungen von der französischen Armee. S. wurde die Belagerung von Ziegenhain übertragen. Ein gewaltsamer Angriff am 28. Februar scheiterte an der Tapferkeit der nur 900 Mann starken Besatzung, welche in der ausgedehnten Inundation einen vorzüglichen Schutz fand. Nachdem ein kleiner Belagerungspark eingetroffen war, begann die Beschießung und regelmäßige Belagerung der Festung ohne wesentliche Fortschritte zu machen, so daß, als der französische Feldherr Broglie seine Armee gesammelt und nun mit überlegenen Kräften die Verbündeten wieder nordwärts trieb, auch S. gezwungen war, sein Unternehmen aufzugeben. Am 25. März trat er den Rückzug an und wurde in dem heftigen Gefecht bei Leinefeld durch einen Säbelhieb verwundet. Bald darauf ist er an den Folgen dieser Verwundung gestorben.

Nach d. Acten d. Marb. Staatsarchivs. — Renouard, Geschichte d. Kriegs in Hannover, Hessen u. Westfalen 1756—1763.

J. Nebelthau.

Schlüter: Johann Christoph S., Philologe, 1767—1841. Er wurde zu Münster in Westfalen am 6. November 1767 geboren, besuchte das dortige Gymnasium bis 1785 und studirte dann auf der Universität der Vaterstadt vier Jahre lang Theologie. Die Priesterweihe nahm er jedoch nicht, da er schon damals sich vornehmlich zu philologischen Studien hingezogen fühlte. Von 1789 an war er zehn Jahre lang Hauslehrer im freiherrlich Ketteler'schen Hause und ging dann 1799 noch auf ein Jahr nach Göttingen, um hier ausschließlich philologischen und philosophischen Studien zu leben. Im J. 1800 habilitirte er sich in Münster als Privatdocent, wurde bereits 1801 Professor des deutschen Stils und der deutschen Litteratur, 1804 auch der römischen Litteratur. Mehrfache Berufungen in auswärtige Stellungen, u. A. 1808 nach München, lehnte er ab und blieb der heimathlichen Universität auch nach ihrer durch die preußische Verwaltung vollzogenen Umgestaltung zur Akademie treu. 1816 wurde er zum Consistorialrath bei dem Consistorium und Provinzial-Schulcollegium in Münster ernannt, gab dieses Amt aber nach zwei Jahren wieder auf und behielt nur die Leitung und Mitgliedschaft der wissenschaftlichen Prüfungscommission bei. 1839 promovirte die Bonner philosophische Facultät ihn honoris causa zum Doctor. Seit 1836 war er ständig Rector der Akademie und starb in diesem Amte am 8. October 1841 (nicht 1844, wie Eckstein im Nomencl. angibt). — S. hat sich namentlich durch seine vortrefflichen Uebersetzungen des Tacitus und Sallustius bekannt gemacht, welche — zum Theil mehrfach aufgelegt — in den Jahren 1794 bis 1821 erschienen sind; auch eine Uebersetzung der Andria des

Terentius und der Dialoge Fenelon's gab er heraus. Seine zahlreichen kleineren Arbeiten sind bei Raßmann verzeichnet; eine Biographie Schlüter's veröffentlichte 1845 sein Sohn Anton Aloys S., der sich ebenfalls als Philologe und Schulmann rühmlich bekannt gemacht hat. In Münster am 9. Februar 1803 geboren, besuchte er das dortige Gymnasium bis 1820, darauf die Münster'sche Akademie und die Bonner Universität bis 1824, wurde dann Gymnasiallehrer in Arnsberg, von dort aus 1828 vom Ministerium zu einjährigen weiteren Studien in Berlin beurlaubt und unterstützt, 1830 Oberlehrer, 1833 Dr. phil. („De Aesculapii cultu a Romanis adscito") und 1843 Professor. Ostern 1846 wurde er zum Director des Gymnasiums in Coesfeld ernannt und starb daselbst am 26. October 1870.

Ant. Al. Schlüter, Mittheilungen aus dem Leben Dr. Joh. Chr. Schlüter's, mit einem Bildnisse desselben, 1845. — Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller, 1866, S. 292 ff. (Hier auch auf S. 294 ein Verzeichniß der Schriften des Sohnes.) — N. Nekrolog für 1841, S. 1367.

R. Hoche.

Schlüter: Matthäus S., Rechtsgelehrter und Rathsherr in Hamburg, geboren daselbst am 15. August 1648, ein Sohn des späteren dortigen Syndicus und Bürgermeisters Dr. Joh. S., erzogen unter dessen Aufsicht in Wismar und Güstrow, wo dieser damals im höheren Justiz- und Staatsdienst lebte. Er studirte auf mehreren Universitäten die Rechts- und kaum minder die theologischen Wissenschaften und erwarb, nach Abfassung verschiedener Dissertationen, den Doctorgrad zu Rostock 1673, worauf er zu seiner weiteren Ausbildung größere Reisen unternahm, und aller Orten die namhaftesten Juristen und Theologen besuchte, um von ihnen zu lernen. Als 1675 sein Vater das erste Syndicat in Hamburg übernommen hatte, kehrte er dahin zurück und praktisirte als Advocat mit Geschick und Erfolg. Als Mitglied der Bürgerschaft 1685 in deren Ausschuß der sog. Dreißiger gewählt, dürfte der fromme friedliebende Mann das schroffe feindliche Gebahren dieses Collegii gegen den Rath sicherlich nicht gebilligt haben. Deshalb entging er auch dem Schicksal seiner juristischen Collegen in diesem Ausschuß, er wurde nicht wie diese exilirt, sondern (nach seines Vaters Tode) im J. 1703 zum Senator erwählt. Neben treuer Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten, z. B. als Prätor, Land-, Wald- und Weddeherr, sowie als Gesandter an den dänischen König und den Hof zu Berlin, erwarb der fleißige Mann sich auch anerkannte Verdienste um die vaterstädtische Rechtskunde durch erschöpfende Ausarbeitung verschiedener „historisch und rechtsbegründeter Tractate" über einige Materien der Hamb. Verfassung und Rechtspflege, darunter das bekannteste und umfassendste der Tractat von den Erben (unbeweglichen Gütern) gedruckt 1698, in 2. Auflage 1709. Dies Werk, das alle Rechtsverhältnisse in sich begreift, welche mit Grundeigenthum irgendwie zusammenhängen, und jedes Thema mit einer staunenswerthen Gründlichkeit bis in's kleinste Detail behandelt, z. B. ad vocem Brauerben, alle Arten von Braugerechtsamen, alle Classen der Brauerherren und -knechte, auch -mägde, deren Pflichten und Ergötzlichkeiten, ferner die Einrichtung der Bierprobe, die verschiedenen Bierarten, sowie alle Brauordnungen von 1276 an bis 1697, — ferner auch eine topographisch-historische Aufzählung aller Straßen in der Stadt und den Vorstädten, an welchen Erben belegen sind, enthält, nicht minder genau das Verfahren vor den Hypothekenbehörden darstellt — kann als Muster einer gelehrten Detailmalerei angesehen werden, bei welcher es zweifelhaft erscheint, was größer sei, der darauf verwendete Fleiß oder die Weitschweifigkeit, die gleichwol niemals ohne Belehrung über damalige Zustände ist. Dies Werk

zeigt auch des würdigen Verfassers Porträt im Rathsherrncostüm. Aus der Allongeperücke blickt das sehr kluge, ernste Gesicht eines echten Hamburgischen Praktikers. — Aus dem Verzeichniß seiner gedruckten Schriften ergibt sich, daß er nebenher in den Jahren 1695—1703 sich auch ernsthaft mit Meteorologie beschäftigt hat. Kurzum, der Fleiß, die Kenntnisse dieses Mannes müssen auf moderne Studirende fast verblüffend wirken. Er starb am 19. November 1719.

S. Fabricii Memor. Hamb. V, 427 ff. — Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 582—584.

Beneke.

Schlüter: Severin S. oder Slüter, wie er sich selbst schrieb, wurde zu Halle in Westfalen am 28. October 1571 geboren. Sein Vater, Bernhard (Berend) S., war ein Sohn des Bürgermeisters zu Halle, Johannes S.; er starb schon im J. 1585. Unser S. besuchte die Gymnasien in Herford und Osnabrück und studirte darauf zu Cöln und Helmstedt. Schon in Osnabrück und hernach während seiner Studienzeit erhielt er sich selbst dadurch, daß er die Studien anderer junger Leute leitete und beaufsichtigte. In Helmstedt wurde er Magister der Philosophie. Nach beendeten Studien scheint er als Hauslehrer gelebt zu haben, bis er im J. 1603 als Conrector nach Stade kam. Schon im J. 1604 erhielt er ebenda das Rectorat. Um diese Zeit beschäftigte er sich vielfach mit der Philosophie des Peter Ramus, über die er mehrere Arbeiten veröffentlichte. Eine Schrift gegen die Lehre von der absoluten Prädestination („Antithesis philanthropiae divinae et misanthropiae Calvinianorum etc.", Hamburg 1611) verschaffte ihm die Freundschaft von Johann Arndt (s. A. D. B. I, 548 ff.); und als dieser nicht lange danach Generalsuperintendent in Celle geworden war, berief er im J. 1613 ihn zum Prediger nach Bucca in der Grafschaft Hoya. Von hier kam er im J. 1615 als Pastor nach Winsen an der Aller, von wo er am 22. April 1617 in das Hauptpastorat zu St. Jacobi in Hamburg berufen wurde. Er trat dieses Amt am 20. Juni 1617 an und war noch über 31 Jahre in demselben thätig. Dabei hielt er in den Jahren 1621 bis 1625 auch theologische Vorlesungen am akademischen Gymnasium. Im J. 1646 ward er Senior des Ministeriums. Er starb am 16. Juli 1648, fast 77 Jahre alt. S. gehörte zu den bedeutenderen und selbständigen Theologen seiner Zeit; es ist charakteristisch für seinen Standpunkt, daß seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht nur von Johann Arndt, sondern auch von Johann Gerhard, dem großen lutherischen Dogmatiker, beachtet und gelobt werden. Der „Index expurgatorius hispanicus" vom J. 1667 zählt ihn zu den Verfassern, deren Werke verurtheilt worden und nicht gelesen werden dürfen. — Von seinen 12 Kindern überlebte ihn nur sein Sohn Johannes, der in Hamburg Bürgermeister ward (vgl. den Artikel oben S. 613); durch ihn ward unser S. Stammvater einer berühmten Hamburgischen Familie.

Eben dieser Sohn fügte eine kurze Biographie seines Vaters als Anhang seiner Dissertatio de verbi divini . . . . ministrorum . . . . ordine etc., Hamburg 1650, hinzu. — Moller, Cimbria literata II, 845 f. — Fabricii Memoriae Hamburgenses II, 884. — Jöcher IV, Sp. 640. — Lexikon der Hamb. Schriftsteller VI, 584.

l. u.

Schlütter: Johann Julius Konrad v. S., geboren am 24. Juli 1749 zu Stade, † daselbst am 11. April 1827, gehörte zu jenen althannoverischen Beamten, welche die Franzosenzeit hindurch allerdings den staatlichen Neubildungen dienten, aber nachher sofort in das althergebrachte Geleise so sicher wieder einlenkten, als seien alle die Zwischenjahre überall nicht dagewesen. Sie waren für Verwaltung und Justiz die durchaus sicheren Träger der Restauration. Sein

Vater Otto Diedrich v. S. war Justizrath, dann Kanzleidirector in Stade († 1784), d. h. Rath, dann Präsident des höchsten Provinzialgerichts der Herzogthümer Bremen und Verden, welche, trotz der Zulegung zum Kurfürstenthum Hannover nach dem Ankauf im nordischen Kriege, doch ihre eigene Regierung und Verwaltung in Stade bis zur Invasion behalten hatten. Das brachte auch eine patriarchalische Aemtervererbung in dem kleinen Districte mit sich, und so wurde S. nach Beendigung seines Studiums in Jena und Göttingen 1771 Auditor bei derselben Justizcanzlei, 1774 Justizrath und 1781 auch außerordentlicher Beisitzer im Consistorium, dessen Director ebenfalls sein Vater war. 1795 ernannte ihn die kurfürstliche Regierung zum Vice-Canzleidirector und 1806 noch, während der Occupation, zum Canzlei- und Consistorialdirector. Nach Einverleibung von Bremen und Verden in das Königreich Westfalen wurde er durch Jérome 1810 Präsident des „Königlichen Criminalhofes" zu Stade und bemühte sich in dieser Stellung die Tradition seines früheren Gerichtes fortzuerhalten. Als dann der größte Theil der Herzogthümer zum französischen Kaiserreiche geschlagen wurde und einen Theil des Département des bouches de l'Elbe bildete, wurde S. 1811 an die neu eingerichtete Cour impériale de Justice in Hamburg als Conseiller versetzt; aber kaum traten die ersten Anzeigen des Umschwunges hervor, so war er schon am 1. April 1813 in Stade, um sich wieder in sein althannoversches Amt einzusetzen. Freilich mußte er alsbald flüchten, kehrte aber schon am 2. Juli zurück und hatte schon sich wieder amtlich eingerichtet, als ein königlicher Befehl aus London die alten Regierungs- und Justizcollegien wieder einsetzte. Er hat mit allgemein anerkannter Treue, Umsicht und Festigkeit seiner Aemter noch bis 1823 gewaltet; dann trat er in den Ruhestand, eine Reihe von Schlagflüssen führte sein Ende herbei. Seine Gemahlin war eine Tochter des hannoverschen Generals v. Scharnhorst; seine zwei Söhne waren Officiere in hannoverschen Diensten.

Spangenberg, Neues Vaterländisches Archiv. 1827. II, 318 ff.

Krause.

Schmaler: Johann Ernst S., wendisch Smoler, von den übrigen Slaven „Smolar" genannt, Buchhändler und Vorkämpfer für die Wiederbelebung der wendischen Sprache und Litteratur in den Lausitzen, geboren am 3. März 1816, † am 13. Juni 1884. S. wurde als Sohn des Lehrers und Cantors S. in dem Kirchdorfe Merzdorf (wendisch Łućo) in der preußischen Oberlausitz geboren. Seit dem Jahre 1821 lebte er in Lohsa (Łaz), wohin sein Vater versetzt worden war. Zu Ostern 1830 bezog er das unter dem Rector Siebelis stehende Gymnasium zu Bautzen. Einer Aufforderung des durch umfassende Sprachkenntnisse ausgezeichneten Conrectors Hoffmann († 1867) Folge leistend, fing er dort im J. 1834 an, seinen wendischen Commilitonen Unterricht in ihrer Muttersprache zu ertheilen. Seine Uebersiedelung nach Breslau zu Ostern 1836 machte diesen Uebungen ein Ende. In Breslau studirte er zunächst evangelische Theologie, besuchte aber daneben auch die geschichtlichen Vorlesungen des Professors Stenzel und die germanistischen von Hoffmann v. Fallersleben und erweiterte gleichzeitig im Umgange mit dem berühmten Physiologen und čechischen Patrioten Purkyně und dem Dichter Čelakovký seine slavischen Sprachkenntnisse. Auf Schmaler's Betrieb und unter dem Protectorate Stenzel's bildete sich in Breslau unter den lausitzer Studenten ein „Verein für lausitzische Geschichte und wendische Sprache". Stenzel und Hoffmann, welche über Schmaler's Kenntniß des Wendischen hocherfreut waren und sie für ihre wissenschaftlichen Zwecke zu verwerthen gedachten, forderten ihn auf, auch noch das Čechische und Polnische sich anzueignen. S. ging bereitwilligst auf ihren Wunsch ein, da es in Breslau Gelegenheit genug gab, derartige Sprachstudien

zu betreiben. Er erhielt nunmehr den Auftrag, die čechischen und polnischen Werke auf der Breslauer Universitätsbibliothek zu catalogisiren und wurde zum Custos an ihr ernannt. Die im J. 1838 gemachte Bekanntschaft mit dem preußischen Vice-Oberceremonienmeister, dem Freiherrn v. Stillfried, für welchen S. zahlreiche čechische Familienurkunden übersetzen mußte, war für S. insofern von hoher Wichtigkeit, als ihm auf Vermittlung des Freiherrn im J. 1840 König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein Stipendium von 400 Thalern auf vier Jahre verlieh, um in Breslau slavische Philologie zu studiren, für welche dort vor kurzem erst ein eigener Lehrstuhl errichtet worden war. Als Frucht dieser Studien haben wir seine Sammlung wendischer Volkslieder anzusehen, welche er gemeinsam mit dem Görlitzer Pastor Leopold Haupt in den Jahren 1841—1843 in 10 Heften herausgab und seinem Wohlthäter, dem König Friedrich Wilhelm IV., widmete. Als Anerkennung für diese seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung, die mit einem ausgezeichneten wissenschaftlichen Apparat versehen ist, erhielt S. im J. 1862 das Comthurkreuz des russischen Annenordens. Seit dem Jahre 1846 finden wir S. in Leipzig als Redacteur der zuerst von Johann Peter Jordan herausgegebenen „Slavischen Jahrbücher“ thätig, nebenbei als Corrector in der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung beschäftigt. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Leipzig rief S. den wendischen Volksschriftenverein (Maćica Serbska“, d. i. wendischer Muttersond) zur Verbreitung populärer und wissenschaftlicher Bücher ins Leben, welchen die sächsische Regierung am 26. Februar und die preußische am 30. April 1847 bestätigten. (Die Statuten der „Maćica Serbska“ sind abgedruckt in den Jahrbüchern für slavische Litteratur, Jahrgang 1853. N. F. S. 41—50.) Da ihm das staubige Klima in Leipzig nicht zusagte, zog S. zu Pfingsten 1848 nach Bautzen, um die Redaction der wendischen Wochenblätter („Tydźeńskje nowiny“, später „Serbske Nowiny“) zu übernehmen, die er in durchaus loyalem, königstreuem Sinne leitete, obwol ihn im J. 1849 Bakunin als Abgesandter Tzschirner's, des Hauptes der sächsischen Revolutionspartei, auf die Seite der Königsfeinde zu ziehen suchte, indem er sein panslavistisches Ehrgefühl zu erregen suchte. Wie wenig man von Seiten der sächsischen Regierung den Versuchen, Schmaler's politische Wirksamkeit zu verdächtigen, Gewicht beilegte, beweist der Umstand, daß der damalige Kronprinz Albert während seines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Bautzen (1850) sich von S. im Wendischen unterrichten ließ. In Bautzen entwickelte S. eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit. Seinem schon früher entstandenen deutsch-wendischen Wörterbuche (1843), dessen Neubearbeitung ihn bis an sein Lebensende beschäftigte, ließ er im J. 1852 eine mehrfach aufgelegte „Kleine Grammatik der serbisch-wendischen Sprache in der Oberlausitz“ folgen. Einige Jahre hindurch war er Redacteur des „Časopis“, des Vereinsorgans der „Mačica“, und des kleinen Journals „Łužičan“. In den Jahren 1852—1858 ließ er eine neue Folge der „Slavischen Jahrbücher“ in eigenem Verlage erscheinen. Ihre Fortsetzung kam in den Jahren 1862 und 1865 unter dem Titel: „Zeitschrift für Slavische Litteratur“ und 1865—1868 als „Centralblatt für Slavische Litteratur und Bibliographie“ heraus. Den wichtigsten Theil dieses Unternehmens bildete die beigegebene Bibliographie der in den verschiedenen slavischen Sprachen neu erschienenen Werke, deren Ermittelung viel Schwierigkeiten verursachte. Namentlich war es fast unmöglich, von der großen Anzahl neuer russischer Werke nur annähernd richtige Verzeichnisse zu bringen. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, suchte S. directe Verbindungen mit den russischen litterarischen Vereinen anzuknüpfen und reiste zu diesem Zwecke kurz vor Johanni 1859 nach St. Petersburg, wo er bis zum 12. Mai 1860 verweilte und seinen Unterhalt als Journalist verdiente, da die Erledigung seiner

Angelegenheit längere Zeit in Anspruch nahm und die von ihm auf die Reise mitgenommenen Mittel schnell aufgebraucht waren. Auf der Rückreise besuchte S. die Brüder Grimm in Berlin und wurde von ihnen höchst ehrenvoll aufgenommen. Im J. 1863 gründete er gemeinsam mit Johann Traugott Pech (Pjech) eine eigene slavische Buchhandlung zur Herausgabe lausitzisch-serbischer Bücher, in der Absicht, sie allmählich zu einer gesammtslavischen Buchhandlung zu erweitern. Sie wurde seit 1870 nach Leipzig verlegt, führte die Firma Schmaler & Pech, konnte aber das bei ihrer Gründung in's Auge gefaßte Ziel nicht erreichen. Es war natürlich, daß die Bestrebungen Schmaler's und seines Genossen und ihre Vorliebe für das Russenthum nicht ohne Angriffe bleiben konnten. Den nächsten Anlaß zur Eröffnung der Feindseligkeiten bot Schmaler's Besuch des slavischen Congresses zu Moskau im J. 1867. Man glaubte deutscherseits in ihm einen Agitator für die panslavistische Idee erkennen zu müssen und befehdete ihn in der Presse auf das heftigste (vgl. Grenzboten 1867 Nr. 24, S. 433—441 und Allgem. Zeitung 1867, Nr. 206—207, Beilagen), obwol ihm politische Sympathien für Rußland und sein Regierungssystem nicht nachzuweisen waren. Aber auch unter den lausitzischen Wenden selbst gab es zahlreiche Gegner Schmaler's, welche namentlich an seiner Durchführung der auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden neuwendischen Schreibweise Anstoß nahmen. An ihrer Spitze stand der Schmiedemeister Stosch zu Drehsa, gegen welchen S. im J. 1868 eine eigene Streitschrift richtete. Derartige Verdächtigungen verbitterten S. den Rest seines Lebens. Trotzdem harrte er bis an sein Ende auf seinem schweren Posten in Bautzen aus und schlug dreimal ihm angebotene, höchst verlockende Berufungen in den russischen Staatsdienst aus. Seine letzte Reise nach Petersburg, welche er im März 1882 antrat, galt der Gewinnung des slavischen Wohlthätigkeitsvereins für die Sache des Unterstützungsvereins für studirende Wenden, welcher namentlich pecuniäre Beihülfen für evangelische Theologen gewährt. Sie hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg, da man in Rußland wenig Neigung verspürte, evangelische Studenten zu unterstützen. Gleichwol rief auch diese Reise Schmaler's einen erbitterten Zeitungskrieg gegen „die wendische Agitation in der Lausitz" hervor, in dem die Schlesische Zeitung sich zur Wortführerin machte (vgl. Nr. 140 vom 16. März 1882). Man warf S. unter anderem vor, daß seine im J. 1875 in Bautzen begründete Druckerei mit russischem Gelde in's Leben gerufen sei, während in Wahrheit ein ihm befreundeter wendischer Gutsbesitzer die nöthigen Capitalien vorgeschossen hatte. S. konnte auf diese Angriffe nicht mehr antworten, da er am 13. Juni 1884 starb. Seine Vertheidigung übernahm der gleichfalls mit beschuldigte Pfarrer H. Immisch in Göda.

Nach Schmaler's eigener Biographie, abgedruckt bei H. Immisch, Deutsche Antwort eines sächsischen Wenden. Der Panslavismus unter den sächsischen Wenden mit russischem Gelde betrieben . . . Leipzig 1884. S. 135—156. Vgl. auch S. 53 ff. und 61 ff. — Richard Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874. S. 21—23, 50, 56—58. (Hier auch das Porträt Schmaler's in Holzschnitt.) — Jan Ernst Smolér. Spisał K. A. Jenč in „Časopis Maćicy Serbskeje" 1884. Létnik XXXVII. Zešicok II. Budyšin. S. 172—185. — Allgem. Zeitung 1884. Beilage Nr. 167. S. 2453. — A. N. Pypin und V. D. Spasovič, Geschichte der slavischen Litteratur. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen. Uebertragen von Traugott Pech. 2. Bd., 2. Hälfte. Leipzig 1884. S. 398—406. Bei Pypin ist auch die zahlreiche nicht benutzte slavische Litteratur über Schmaler verzeichnet.

H. A. Lier.

Schmalfus: Cosmas S., Augustiner, geboren zu Rabenstein in Böhmen am 4. Mai 1730, † zu Biela am 28. October 1811. Er trat früh, nicht viel mehr als 15 Jahre alt, zu Rotschow in den Orden der Augustiner, — statt seines Taufnamens Franz v. Paula führte er seitdem den Ordensnamen Cosmas —, und legte am 12. Juni 1746 zu St. Benigna, einem Hause, welches den Prager Augustinern gehörte, die Gelübde ab. Im März 1753 wurde er zum Priester geweiht. Von 1754 an lehrte er in dem Kloster zu Stock, von 1757 an in dem zu Prag Philosophie, und wurde 1759 von Maria Theresia zum Examinator der Philosophie an der Universität ernannt. Es wird berichtet, er habe sich von der Aristotelischen Philosophie losgesagt und eine eigene Philosophie, die er die kirchliche genannt, vorgetragen. 1755 veröffentlichte er „Institutiones philosophiae eclecticae“. 1760 wurde er zum Definitor gewählt, 1761 zum Rector und Magister der Philosophie promovirt und 1763 zum Director der Hausstudien, 1764 auch zum erzbischöflichen Synodalexaminator ernannt. 1766 wurde er von dem Ordensgeneral Fr. X. Vasquez als Assistent für die deutschen Ordensprovinzen nach Rom berufen. Während seines dreijährigen Aufenthaltes in Rom catalogisirte er die Bibliothek der Augustiner, welche durch die Erwerbung der Bibliothek des Cardinals Passionei († 1761) bedeutend vermehrt worden war. Nach seiner Rückkehr visitirte er als Generalcommissar die Klöster der böhmischen Provinz. 1773 wurde er wieder als Assistent nach Rom berufen. 1777 wurde er für 4 Jahre zum Provinzial gewählt, gleichzeitig zum Professor, 1779 zum Decan der theologischen Facultät an der Prager Universität ernannt, 1781, als der Rector während seiner Amtsdauer starb, zum Prorector und 1784 zum Rector gewählt. Während seines Aufenthaltes in Prag ordnete er die Bibliothek der dortigen Augustiner. 1795 wurde er zum zweiten, 1801 zum dritten Male Provinzial. — Das Hauptwerk von S. ist die „Historia religionis et ecclesiae christianae“, in 6 Octavbänden, Prag 1792/93. Es ist wissenschaftlich nicht bedeutend; in einer ausführlichen Recension in der Zeitschrift der Augsburger Exjesuiten, „Kritik über gewisse Kritiker“ (1795, 8; 1796, 271) wird es wegen seiner freisinnigen (josephinischen) Richtung scharf getadelt. Er schrieb außerdem: „Dissertatio de auxiliis divinae gratiae“, 1763; „Commentarius in cap. 10—12 libri S. Augustini de correptione et gratia, adjecta apologia pro Mag. J. L. Berti“ (seinen berühmten italienischen Ordensgenossen), 1765, und einige andere Dissertationen.

Ossinger, Biblioth. Augustin. p. 818. — Hurter, Nomencl. III, 369. — Auszüge aus dem (handschriftlichen) Catalogus biographicus der Prager Augustiner.

Reusch.

Schmaltz: Moritz Ferdinand S., Theologe. Geboren am 13. Juni 1785 zu Stolpen bei Dresden, eines dortigen Beamten Sohn. Nach Besuch der Fürstenschule zu Meißen studirte er Theologie in Leipzig und Wittenberg, wirkte dann als Hauslehrer und wurde 1814 Prediger zu Wehlen bei Pirna, 1816 Prediger der evangel.-luther. Gemeinde in Wien und 1819 Pastor der Neustadt Dresden. Hier erregte er durch seine Polemik gegen den Katholicismus, veröffentlicht in gedruckten Predigten am Reformationsfeste 1825 und 1826, Aufsehen und gewann den Beifall vieler Gesinnungsgenossen, veranlaßte vielleicht auch seine Ernennung zum Doctor der Theologie 1830. Im J. 1833 wurde er zum Hauptpastor der St. Jacobikirche in Hamburg erwählt. Auch in dieser seiner neuen Heimath fand er freundliche Aufnahme und gewann bald durch seine ausgezeichneten Kanzelgaben einen zahlreichen Kreis Anhänger und Verehrer, welchen die freiere Richtung seiner in beredtester Weise vorgetragenen Predigten zusagte. Sogar manche Bekenner der orthodoxeren Richtung hörten

gern seine wohldurchdachten Vorträge. Auch in geselliger Hinsicht war er ein sehr geachteter und beliebter Gast. Die Amtswürde eines Seniors des geistlichen Ministerii erlangte er 1855 und starb am 15. Februar 1860. Seine große Beliebtheit bezeugt schon der Umstand, daß 6 lithographische Porträts von ihm verbreitet worden sind. Er hat im Laufe der Jahre einige 60 Schriften veröffentlicht, darunter viele Predigten, auch eine 1854 zu Bergen in Norwegen gehaltene. Seine „Erbauungsstunden", ein Confirmationsgeschent für Jünglinge und Jungfrauen, erlebten 7 Auflagen von 1827—1840.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 591—597. Beneke.

Schmalz: Auguste, auch Amalia S., königl. preuß. Opern- und Kammersängerin, wurde 1771 als Tochter des Organisten Joh. Daniel S. zu Berlin geboren und erhielt ihren ersten Unterricht im Gesange durch den renommirten Gesangsmeister und Kammermusikus Justus Jacob Kannegießer († 15. Februar 1805). Zur Vollendung ihrer Studien ward sie dann auf Befehl Friedrich Wilhelm's II. zu J. G. Naumann nach Dresden geschickt, wo sie in der Oper „Tutto per amore" zum ersten Mal die Bühne betrat. 1790 kehrte sie nach Berlin zurück und wurde hier vom Januar 1793 ab für die italienische Oper verpflichtet. Gerber, der sie 1797 hört, schreibt von ihr: „Ihre volle, klare und ganz dem Theater angemessene Stimme hat den ungewöhnlichen Umfang von g bis g''' und alle diese Töne habe ich unübertreffbar schön, klar und gleichartig von ihr gebrauchen hören. Noch immer tönt mir eine ihrer Rouladen im Ohr, welche von d bis d''' reichte, sich dann in's Fis''' erhob und darin eine lange Zeit verweilte. Zugleich kann sie die Töne bis zur äußersten Stärke anschwellen und sie wieder gleichsam in leise Fäden ausspinnen. Aber bei aller dieser unbeschränkten Herrschaft über Noten und Kehle bleibt ihr Vortrag dennoch immer simpel und bescheiden." Darnach erhellt zur Genüge, daß ihre Hauptstärke im Ziergesang lag (Rollen: 1799 Azema (Semiramis), 1800 Cleopatra (Tigranes), 1805 Ismenia (Meda), Diana (Baum der Diana), Romeo (Zingarelli), Königin der Nacht u. a.), im dramatischen Fache konnte sie sich, wie es scheint, weder neben Margarethe Schick noch später neben der Milder behaupten; immerhin findet man unter ihren Rollen die der Donna Anna (1810—19: 28 Mal), Iphigenia (1810), Armida (1812), Antigone (Oedip), also ziemlich das Haupterbe der großen Schick. Daß sie neben dieser hervorragenden Künstlerin ihren Platz nicht behaupten konnte, erhellt auch daraus, daß sie sich 1802 für zwei Jahre an die Wiener Oper verpflichtete und auch 1806—1810 an anderen Bühnen Beschäftigung und Ruhm suchte; auf solchen Spielreisen berührte sie 1808 auch Rom und soll dort viel Erfolg gefunden haben. Erst von 1810 ab, also nach dem Tode der Schick, gehörte sie dauernd dem Berliner Opernhause an, trat jedoch vom Jahre 1817 an mehr und mehr in den Hintergrund und wirkte später nur noch als Gesangsmeisterin der Oper. Sie starb am 28. November 1848 zu Potsdam.

Vgl. Ledebur, Tonkünstlerlexikon, S. 507. Heinrich Welti.

Schmalz: Johann Leberecht Friedrich S., hervorragender Landwirth, wurde am 25. Juni 1781 in Wildenborn bei Zeitz geboren; sein Vater war daselbst Pächter eines Ritterguts. Nachdem der Knabe die erste Erziehung im elterlichen Hause erhalten, besuchte er eine Zeit lang das Gymnasium zu Gera, woselbst der Pfarrer Thamerus sich seiner wohlwollend annahm und ihn in den Naturwissenschaften unterrichtete. Daneben wurde der junge S. in seinen Mußestunden zu allerlei landwirthschaftlichen Arbeiten angehalten: vor allem mußte er den Blumen-, Obst- und Gemüsegarten des Pfarrers besorgen und die Aecker,

sowie die Brennerei und Brauerei beaufsichtigen. Im J. 1795 kam er auf das Gut eines Oheims, um daselbst die Landwirthschaft praktisch zu erlernen; doch mußte er bereits nach einem halben Jahre in sein elterliches Haus zurückkehren; sein Vater war gestorben und er sollte die Mutter in der Leitung des Pachtgutes unterstützen. Allein die Mutter mußte bald ihre Pachtung aufgeben, weil das Gut verkauft wurde und der junge S. zog nun zu einem Verwandten auf ein Landgut bei Meißen. Während er sich hier in der praktischen Landwirthschaft weiter ausbildete, studirte er gleichzeitig unter Anleitung des Artillerieofficiers Kühlemann (oder Rühlmann?) Mathematik und trieb landwirthschaftliche Baukunde. In der Folge wurde er veranlaßt, im Auftrage des Hausmarschalls v. Berlepsch auf dessen Gute Proschwitz bei Meißen mehrere Gebäude aufzuführen und verschiedene Pläne zur Aufbesserung der Wirthschaft und zur Vervollkommnung der ausgedehnten Gartenanlagen anzufertigen. Sehr lehrreich war es für S., daß der Herr v. Berlepsch ihn auf eine Reise mitnahm, bei der Berlin, Potsdam, Dessau und Wörlitz besucht wurden. Nachdem S. den Dienst des Herrn v. Berlepsch verlassen hatte, verlebte er den folgenden Winter in Dresden und beschäftigte sich namentlich mit Technologie unter Anleitung des Architekten Speck. Dann wandte er sich nach Jena und hörte daselbst kurze Zeit Vorlesungen über Chemie bei Göttling. Ein halbes Jahr war er auf dem Rittergut Breitenfeld bei Leipzig als Verwalter thätig und trat dann in den Dienst des Grafen Marcolini, des damaligen Günstlings des Kurfürsten. Er mußte vor dem schwarzen Thore bei Friedrichstadt-Dresden ein kleines Vorwerk mit Gartenanlagen versehen und zugleich eine kleine Wirthschaft beaufsichtigen; es blieb ihm Zeit genug übrig, um dabei die Thierarzneischule zu Dresden zu besuchen und auf der Bibliothek sehr eifrig alles zu lesen, was auf englische Landwirthschaft sich bezog. 1803 gab er die Stelle beim Grafen Marcolini auf und wurde Inspector eines großen Gutes im sächsischen Erzgebirge, doch konnte er hier aus Mangel an Geldmitteln nicht hinreichend wirken. Er sehnte sich nach einer selbständigen Stellung und fand eine solche, indem er mit Unterstützung einiger Freunde 1804 das Rittergut Zangenberg bei Zeitz pachtete; als dasselbe schon nach 2 Jahren verkauft wurde, nahm er das Gut Ponitz bei Altenburg in Pacht. Hier in Ponitz ging es ihm im ganzen gut; er verbrachte daselbst die Zeit von 1806—1811; er nahm junge Leute zu sich, um sie in der Landwirthschaft auszubilden; zu seiner Unterstützung im Unterricht kam aus Altenburg der Chemiker Gleitsmann regelmäßig allwöchentlich einen Tag nach Ponitz und hielt daselbst Vorträge über Agriculturchemie. Leider wurde S. durch die politischen Wirren des Jahres 1811 genöthigt, seine Pacht mit Verlust aufzugeben: er zog nun nach Dresden und benutzte die unfreiwillige Muße, um einige litterarische Arbeiten auszuführen, die ihm den Weg zu fernerem Fortschritte bahnen sollten. Er veröffentlichte den ersten Band „Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft“, Leipzig 1813 und erwarb sich dadurch sofort allgemeine Anerkennung in landwirthschaftlichen Kreisen; bisher hatte er nur einzelne Aufsätze in Thaer's Annalen des Ackerbaus und in Schnee's landwirthschaftlicher Zeitung erscheinen lassen. Im J. 1812 zog er nach Preußen und übernahm die Güter Kussen und Neuweide bei Gumbinnen. Ob er die Güter auf eine Aufforderung der preußischen Regierung in Pacht nahm, wie der Biograph im N. Nekrolog der Deutschen berichtet oder ob er die Güter kaufte (Recke-Napiersky), ist unentschieden. Hier ging es ihm sehr schlecht: infolge der unruhigen politischen Zustände — im Sommer 1812 zog die sog. große Armee der Franzosen durch Preußen nach Rußland — erlitt er schwere Verluste; er verlor den größten Theil seiner in Sachsen zurückgelassenen Merinoheerde. Allein es gelang ihm durch Energie, Fleiß und praktische Erfahrung das Gut doch in die Höhe zu bringen: er führte Sommerstallfütterung des Rindviehes ein, grün-

dete eine echte Merinoschäferei nebst Schäfereischule, richtete eine gute Brennerei ein u. s. w. In einer besonderen Schrift: „Landwirthschaftliche Berichte aus Kussen“. I. Bd., 1. Stück. Gumbinnen 1814 und „Ueber meine Wirthschaften in Kussen und Neuweide“ (Gumbinnen 1829) berichtete er über die glücklich durchgeführten Verbesserungen. Durch seine landwirthschaftlichen Schriften, durch seine Schäfereischule und durch sein Beispiel wirkte S. anregend auf die Landwirthschaft in Ostpreußen; als 1821 die landwirthschaftliche Gesellschaft in Littauen gestiftet wurde, wurde S. zum Secretär gewählt; er blieb in dieser Stellung, bis 1829 der Ruf aus Dorpat an ihn gelangte. Nachdem an der 1802 gegründeten Universität zu Dorpat der bisherige Professor der Architektur, Oekonomie und Technologie Krause gestorben war, wurde die Architektur von den andern beiden Fächern getrennt und für dieselbe eine neue außerordentliche Professur gestiftet, während für die Oekonomie und Technologie S. berufen wurde, weil derselbe — wie es in der Präsentationsschrift heißt — nicht nur als praktischer Oekönom in ausgezeichnetem Rufe stehe, sondern sich auch vielfach schriftstellerisch thätig erwiesen habe. Obgleich der Landstallmeister Burgsdorf, sein Freund, außerordentlich sich bemühte, ihn in Preußen zurückzuhalten, so nahm er doch den Ruf an, in der sicheren Ueberzeugung, daß sich ihm in Dorpat als akademischem Lehrer ein weiteres Feld der Wirksamkeit eröffne, als bisher ihm beschieden gewesen war. Kurz vor seiner Uebersiedelung nach Dorpat hatte er von der Universität zu Jena den Grad eines Dr. phil. erhalten. Am 24. October 1829 traf S. in Dorpat ein; er hatte am 11./23. October Kussen verlassen und die Reise — für die damalige Zeit charakteristisch — in eigener Equipage zurückgelegt. In Dorpat wurde S. sehr bald einheimisch. Er ist ein außerordentlich thätiges und fleißiges Mitglied der Universität gewesen und hat als Schriftsteller, als Lehrer, als praktischer Landwirth, als Verwaltungsbeamter durchweg mit Erfolg gearbeitet und Anerkennung gefunden. Er blieb in Dorpat bis zum Jahre 1845. Er war wiederholt Decan, war Mitglied der Baucommission, hielt neben seinen ihm als Professor der Landwirthschaft zustehenden akademischen Vorlesungen noch weitere über landwirthschaftliche Baukunst, sowie populäre Vorträge über Technologie. Besonderes Verdienst erwarb sich S. um die Gründung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt 2 Meilen von Dorpat auf dem Gute Kusthof; die Anstalt wurde am 2./14. Mai 1834 feierlich eröffnet. S. verlebte den Sommer von Anfang Mai bis Ende September alljährlich in der Anstalt, um die daselbst zahlreich Studirenden praktisch zu unterrichten; neben ihm war sein Sohn Hermann als Inspector angestellt. Die Anstalt bestand nur bis zum Jahre 1839 und wurde dann aufgehoben. S. machte wiederholt von Dorpat aus Reisen in’s Innere des russischen Reiches, um sich mit der russischen Landwirthschaft bekannt zu machen, so im Sommer 1834. Ein Bericht darüber ist gedruckt in Andrée’s öconomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, 1836, Nr. 5 (Bemerkungen auf einer Reise durch das Innere Rußlands), ferner ein Auszug aus seinem Reisetagebuch im (russischen) Journal des Ministeriums des Innern, 1837, Nr. 9 (S. 475—506). Im Sommer 1837 bereiste er Südrußland und die Krim, um dort Schafzucht, Anbau von Wein, Oliven, Baumwolle, Thee u. a. zu studiren. Im J. 1839 bereiste er Süddeutschland und machte wiederholt Reisen nach Preußen, um sein Landgut Kussen zu besuchen. Im J. 1845 nahm S. seinen Abschied und verließ mit einer Pension für 15jährigen Dienst im Mai Dorpat und zog sich nach seinem Gute Kussen zurück, um dasselbe selbst zu bewirthschaften. Im April 1847 reiste er mit seiner jüngsten Tochter Clara zu seinem Bruder Wilhelm, um dessen goldenes Hochzeitsfest in Glaubitz bei Großenhain zu feiern. Von hier besuchte er seinen anderen Bruder K. Gustav, der als prakt. Arzt in Dresden lebte, erkrankte in dessen

Hause an einem gastrisch-nervösen Fieber und starb daselbst am 11./23. Mai; beerdigt wurde er in Glaubitz. Seine Frau Amalie Auguste geborene Klunze aus Kaina bei Zeitz war bereits am 22. September 1843 in Dorpat gestorben, wurde aber in Kussen bestattet. Er hinterließ 6 Kinder, zwei Söhne und vier Töchter. Der eine Sohn, Hermann, war kaiserl. russ. Domainenrath in St. Petersburg, der andere, Gustav, bewirthschaftete das Gut Neuweide, von seinen vier Töchtern wurden drei in Rußland, eine in Sachsen verheirathet. S. war neben seiner praktischen Beschäftigung als Landwirth und Lehrer außerordentlich thätig als Schriftsteller und wirkte als solcher nicht nur belehrend, sondern auch anregend. Von seinen Werken seien hier noch ferner genannt: „Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft“, 7 Bände, Leipzig 1813—1842; „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft“, 3 Bände, Leipzig 1828 (in Gemeinschaft mit Koppe, Schweitzer und Teichmann); ferner: „Anleitung zur Zucht, Pflege und Wartung edler und unveredelter Schafe“, 2 Aufl., Königsberg 1833; „Thierveredlungskunst“. Mit einem Atlas. Königsberg 1837; „Jahrbuch der preuß. Landwirthschaft“, 3 Bde. (Bartenstein 1819, Tilsit 1820 u. 21); „Landwirthschaftliche Mittheilungen“, 5 Bände. Gumbinnen, Königsberg und Dorpat 1824—1830. Außerdem hat er eine große Menge einzelner Abhandlungen in verschiedenen Journalen veröffentlicht. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Recke-Napiersky, 4. Bd., S. 91—99 und in Beise's Nachträgen, 2. Bd., S. 175—177.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 25. Jahrgang 1847, I. Th. Weimar 1849 (S. 378—382); dieser Nekrolog ist dann auch in andere Bücher übergegangen, z. B. in W. Löbe's Abriß der Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Berlin 1873, S. 106—111.

L. Stieda.

Schmalz: Theodor Anton Heinrich S., Jurist und Cameralist, ist geboren zu Hannover am 17. Februar 1760, besuchte daselbst und zu Stade das Gymnasium, lag von 1777 bis 1780 dem Studium der Theologie ob, ward Hofmeister eines adeligen Herrn und warf sich als solcher auf die Jurisprudenz, bei welcher er dann im wesentlichen verblieben ist. Er ward 1785 Privatdocent zu Göttingen, unterbrach seine akademische Laufbahn 1786 behufs weiterer Privatausbildung, während welcher er in Hannover lebte, erwarb darauf in Rinteln die juristische Doctorwürde und wurde dort 1787 außerordentlicher, sowie im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Rechte. Ostern 1788 folgte er einem Rufe zu derselben Stellung nach Königsberg, wo er 1793 als Assessor bei der ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer, 1798 als Consistorialrath und 1801 als Kanzler und Director der Universität bestellt wurde. In gleicher Eigenschaft und unter Beilegung des Charakters eines Geheimen Justizraths 1803 nach Halle versetzt, legte er infolge der Einverleibung dieser Stadt und Universität in das Königreich Westfalen 1808 seine sämmtlichen Posten nieder, begab sich zu seinem Könige nach Memel, erhielt dort auch das Versprechen baldiger Anstellung, mußte aber einstweilen in Berlin privatisiren, bis 1809 ein Amt als Rath im Oberappellationssenate des Kammergerichts für ihn frei wurde; weiterhin bei Gründung der Universität Berlin zum Ordinarius der juristischen Facultät ernannt, sah er sich sofort durch Allerhöchstes Vertrauen zum ersten Rector der neuen Hochschule bezeichnet, und hat diese Würde bekleidet von Michaelis 1810 bis 1811, da Fichte als sein Nachfolger eintrat.

Bis dahin war S. im politischen Leben nicht in auffallender Weise hervorgetreten; wäre es dabei verblieben und hätte er sich damit begnügt, in seinen Büchern seine folgerichtigen und durchdacht gegliederten staatsrechtlichen Ideen darzustellen, den Absolutismus als die beste Verfassungsform zu preisen, jedes

Repräsentativsystem zu verwerfen, die Lehre von der Theilung der Gewalten in die legislative, richterliche und executive als verkehrt nachzuweisen u. s. f.: so wäre seinem Namen wol die weite Verbreitung versagt, aber auch ein gewisser unangenehmer Klang erspart geblieben, welcher ihn seit 1815 begleitet. In diesem Jahre nämlich ließ er eine Flugschrift erscheinen, welche unter dem durchsichtigen Vorwande, eine ihn persönlich betreffende biographische Notiz in der Venturinischen Chronik auf das Jahr 1808 zu verbessern, auf eine ebenso lärmende wie bodenlose Denunciation der als in Deutschland noch fortbestehend geschilderten und revolutionärer Gesinnung sowie schändlicher moralischer Tendenzen angeklagten Geheimbünde, nach Art des Tugendbundes und ähnlicher, hinauslief, Verdächtigungen nach allen Seiten ausstreute und, zum Ueberflusse vom Verfasser direct an mehrere deutsche Regierungen versandt, den Stempel der Demagogenriecherei und des Wunsches, die eigene Loyalität herauszustreichen, deutlich an der Stirne trug. Doch noch war es in Deutschland und Preußen zu früh für ein derartiges Beginnen, wie S. alsbald erfahren sollte: von allen Seiten erfolgten laute, lebhafte, sachlich wie formal weit überlegene Antworten. Die Unterscheidung, welche die Schrift zwischen den Geheimbünden jetzt und vor der Vertreibung der Franzosen machte, indem für jene frühere Zeit als entschuldbar bezeichnet war, was seitdem Frevel sei, konnte, so correct sie juristisch und logisch sein mag, doch nicht verhindern, daß mit der augenblicklichen Gestalt auch das frühere Wesen beleidigt erschien; aber auch an directen Angriffen gegen den Geist der alten Bünde selbst als barbarisch wilden, zu rasenden Thaten des Hasses auffordernden fehlte es bei S. nicht; und namentlich erregte einen Entrüstungssturm die Behauptung, eben das sei an der Erhebung des preußischen Volkes zu preisen, daß sie nicht in ungezügelter Leidenschaft der Begeisterung, sondern in ernsthaftester, stiller Pflichterfüllung auf des Königs Gebot hin erfolgt sei. Gerade dies letztere scheint so schlimm nicht gemeint gewesen zu sein; der Gegensatz zwischen der Begeisterung, welche jäh aufflackernd dem momentanen Affect oder langsam anschwellend gesundem, nachhaltigem Pflicht- und Vaterlandsgefühl im Einklange mit der Ueberzeugung entspringt, läßt sich psychologisch wohl vertreten und in wissenschaftlich abwägender Darstellung mag die zweitgeartete das höhere Lob finden; aber so wie der Schmalz'sche Satz kurz dastand, erklang er wie eine Leugnung alles wahrhaft Großartigen in der unmittelbaren glorreichen Vergangenheit, unerträglich denjenigen, die selbst mitgeopfert, mitgekämpft und mitgerungen hatten. Nicht nur Koppe, Fr. Förster, Krug, Rühs, Ludw. Wieland u. a., sondern allen voran Niebuhr und Schleiermacher traten gegen S. auf, um ihn, ersterer mit der Wucht seiner sachlichen Ausführungen, letzterer mit dem Glanze und der Schärfe seiner Dialektik, zu zerschmettern. Entgegnungsversuche des allseitig Angegriffenen erschienen noch schwächer als seine erste Schrift und fanden noch unbedingtere Abfertigung; der Streit nahm solche Verhältnisse an, daß sein Ende gewaltsam durch eigene königl. Verordnung vom 6. Januar 1816 herbeigeführt werden mußte, welche die Polemik und überhaupt jede weitere Publication über die Geheimbünde verbot. S. ist zweifellos als Besiegter aus dem von ihm entzündeten Kampf hervorgegangen; wenn er bald darauf einen württembergischen und einen höheren preußischen Orden erhielt, so sollte ersterer ihn jedenfalls als Denuncianten belohnen, während er um Preußen sattsam anderweitige Verdienste hatte, um die Verleihung gerechtfertigt, nur den Augenblick als schlecht gewählt erscheinen zu lassen.

Fragt man sich, was den bis dahin nur vortheilhaft bekannten Mann, den Schwager Scharnhorst's, zu einem solchen Schritte hatte veranlassen können, so ist keinenfalls an Mißachtung des in den Freiheitskriegen hervorgetretenen patrio-

tischen Gefühles zu denken: das beweist sein Verhalten in Halle, wie er denn noch zwei Male, je ein Mal in Hamburg und Berlin, von den Franzosen verhaftet und wegen des Verdachtes, mündlich oder durch Pamphlete gegen sie agitirt zu haben, arg bedroht worden war. Ebensowenig ist anzunehmen, daß S. hätte einzelne, persönliche oder politische, Gegner durch seine Schrift verderben oder verdächtigen wollen: dazu ist sie viel zu allgemein gehalten, bezieht sich auf Einzelpersönlichkeiten selbst nicht in versteckter Weise, wie denn auch die erbittertsten Gegenschriften keinen derartigen Vorwurf erheben. Daß er für sich keinen greifbaren Vortheil anstreben konnte, da seine Laufbahn in allen Beziehungen abgeschlossen und weitere Beförderung für ihn kaum denkbar war, hebt S. selbst bei seiner Vertheidigung unwidersprochen und wol mit Recht hervor. Vielmehr scheint das Motiv zu suchen in der leidigen Großmannssucht, in dem Wunsche, von sich reden zu machen, als weitblickender, feinfühlender, mannigfache Beziehungen und Kenntnisse mannigfach verwerthender Staats- und Hofmann hervorzutreten, vielleicht auch die persönlich gute Meinung beim Könige zu bestärken; auch mag S. überhaupt nicht voll gewußt haben, was er anrichtete, so daß er von der lebhaften und verächtlichen Anfeindung, die ihm widerfuhr, überrascht und erschüttert worden zu sein scheint. Ist nun freilich seine Flugschrift hiermit keineswegs gerechtfertigt, so mögen doch derartige Betrachtungen den Verfasser immerhin in ein milderes Licht stellen; er soll sich im Verlaufe seines weiteren Lebens namentlich durch gefällige Urbanität im Verkehr auch mit anders Gesinnten, seinen Witz und gute Umgangsformen, sowie durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet und häufig geradezu das Bestreben an den Tag gelegt haben, sich Vergessenheit oder Vergebung jener traurigen Episode zu sichern. Seiner politischen Richtung blieb er jedoch stets treu und äußerte dieselbe noch in den späten zwanziger Jahren in äußerster Folgerichtigkeit zu Gunsten des Absolutismus in Portugal, wie er dort in der Person Dom Miguel's seine traurigste Vertretung fand. Bei solcher Gesinnung lag es nahe, daß, als bei ihm am Abende des Lebens die ursprüngliche theologische Richtung wieder in den Vordergrund trat, er sich dem Pietismus näherte, von welchem er aber als ganz „voll“ nie angenommen worden sein soll; am 20. Mai 1831 ist er gestorben.

Seine schriftstellerische und Lehrthätigkeit war eine äußerst vielseitige; es ist wol von ihm gesagt worden, er verstehe alle Wissenschaften mit Ausnahme der Medicin; auch überrascht in seinen cameralistischen Werken die Fülle des technischen und wirthschaftlichen Details, wennschon er geschickt genug war, derartige Theile seiner Encyklopädie der Cameralwissenschaften durch Männer wie Thaer, Hartig, Hermbstädt überarbeiten zu lassen. Zahlreiche Lehr- und Handbücher des Römischen, des Natur-, des Kirchen-, des Deutschen Privat-, des Völker- und des Staatsrechts machen seine juristische Production aus; sie alle zeichnen sich durch gewandte Schreibart, Uebersichtlichkeit und Glätte der Darstellung, sowie durch Klarheit in der Durchführung der Grundideen aus. Daß dabei keine sonderliche Tiefe erreicht wird, ist bei derartiger Vielseitigkeit selbstverständlich. Dagegen besitzt S. eine große Kunst, sich getreu zu bleiben und doch mit fremden Ideen sich abzufinden. So schon im Leben; er hatte ursprünglich noch 1806 die Anschauung vertreten, es sei einfach die Universität Halle nach Berlin zu ziehen; als dann die Gründung der Universität Berlin in ganz anderer Weise und auf den Rath ganz anderer Männer erfolgte, wußte S. rasch über diese Gegensätze hinwegzusehen und nur das festzuhalten, daß er einer der Ersten gewesen, welche zu einer Universität Berlin gerathen hatten: eine Rolle, welche er um so leichter hatte sich zuzuschreiben, als er in ihr durch seine Ernennung zum ersten Rector eine gewisse Bestätigung erhielt. So auch in der Wissenschaft. Von Hause aus in der Nationalökonomie Physiokrat, in der Politik Absolutist,

in der Jurisprudenz Anhänger des Naturrechts, hat er diese seine Grundanschauungen stets beibehalten und sich doch dem wechselnden Zeitgeist anzuschmiegen, aus den Anregungen, welche den verschiedenen, von ihm getriebenen Wissenschaften eine neue Blüthezeit brachten, für sich Gewinn zu ziehen verstanden. So ist er der Kant'schen Philosophie vielfach und namentlich durch die Verwendung des Freiheitsbegriffes, so der historischen Schule v. Savigny's durch Anerkennung der Bedeutung der Rechtsentwicklung nahegetreten: immer aber bloß in einer gewissen äußerlich vereinigenden, den Kern der Auffassung und Methodik unberührt lassenden Weise, welche ebensosehr ein hohes Talent rascher und glänzender Auffassung, wie die Neigung zu eilfertigem Abschlusse und selbstgefälliger Befriedigung an den Tag treten läßt. Zur zweiten Natur war ihm geworden die dem Naturrechte entstammende, diesem mit der schlimmsten mittelalterlichen Scholastik in Grund und Folge gemeinsame, bequeme Gewohnheit, von oben herab auf die Thatsachen zu schließen und aller Detailforschung zu entrathen, so daß z. B. noch in seinem Lehrbuch des Deutschen Staatsrechtes, Berlin 1825, die Darstellung des Territorialstaatsrechts ein farbloses Absud von allgemeinen Sätzen und eine allgemeine Schablone, ohne jede Berücksichtigung des Preußischen oder sonst irgend eines positiven Partikularstaatsrechtes, ist. Bei aller Flachheit aber besitzt er in hohem Maaße das, was man gesunden Menschenverstand nennt; schlagend sind seine Vergleiche zwischen dem Despotismus der römischen Kaiser und der französischen Revolutionäre; seine Ausführungen über die Bedeutungslosigkeit der Verfassungsform für die allgemeine Wohlfahrt, über die Verwerflichkeit dutzendweise producirter Papierconstitutionen, über die Berechtigung sowol der philosophischen wie der historischen Rechtsanschauung sind treffend; die Neigung zu geschichtlich fest erwachsener Staatsform hat ihn sogar dazu gebracht, ein eigenes Werk über englische Verfassung zu schreiben, welchem z. B. v. Mohl keineswegs alle Anerkennung versagt hat; seine Heranziehung der Kant'schen Philosophie ist eine geschickte und beweist, wennschon keine tiefe Verarbeitung, so doch eine Werthschätzung des Königsberger Philosophen, welche damals keineswegs noch so allgemein war und schon deshalb ihr Verdienst hat. Nimmt man hierzu die persönliche Eitelkeit, Gefälligkeit, Gewandtheit und Unbefangenheit des in allen Sätteln gerechten Mannes, seine Höfischkeit, seine Kunst, über Unannehmlichkeiten rasch hinwegzukommen, den geistreichen Ton seiner Schriften, den eleganten, wohlgepflegten Stil, durch welchen sich schon die ersten derselben in einer Zeit, zu welcher derartiges in Deutschland noch unerhört war, auszeichnen: so erhält man das Bild eines Mannes, welchem Bedeutung und Talent nicht abzusprechen sind, dessen Werke für ihre Zeit werthvolle Zusammenstellungen boten, dessen Geist vielseitig, dessen Blick scharf gewesen ist; und welcher doch die Wissenschaft nirgendwo eigentlich gefördert hat, dessen Bücher dennoch kein längeres Leben beanspruchen können; den Typus eines Gelehrten, welcher, bei uns selten, fast an französische Eigenart erinnert, wennschon S. selbst, welcher von Entrüstung gegen alles Welsche überfließt, mit diesem Vergleiche sich wenig zufrieden erklären würde.

Neuer Nekrolog der Deutschen IX (1831), S. 438. — Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater IX, 347 (v. Kaltenborn). — v. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des kanonischen Rechts III b, 173. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomie, S. 498. — v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften II, 248. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II, 115 f., III, 751 f.

Ernst Landsberg.

Schmalzgrueber: Franz S., Kanonist, geboren im J. 1663 zu Griesbach (Oberbaiern), † zu Dillingen am 7. November 1735. Er trat in den Jesuiten-

orden, wurde an der Universität Ingolstadt 1698 Professor der Logik, 1702 der Moral, 1705 Professor des kanonischen Rechts an der Akademie zu Dillingen, 1709 für dieses Fach Professor in Ingolstadt als Nachfolger M. Friederich's, im October 1716 wiederum nach Dillingen versetzt zur Verwaltung des Kanzleramts. S. hat sich seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts sowol bei der Curie wie bei allen curialen Schriftstellern eines großen Ansehens erfreut und wird auch von protestantischen Schriftstellern als Autorität infolge dessen mit Vorliebe angeführt. Er verdankt dies dem aus verschiedenen bei Disputationen u. s. w. benutzten, in Ingolstadt gedruckten Abhandlungen entstandenen Werke: „Ius ecclesiasticum universum brevi methodo ad discentium utilitatem explicatum, seu lucubrationes canonicae in quinque libros decretalium Gregorii IX. P. M., in quibus praecipuae, quae tum in theoria tum in praxi occurrunt, difficultates solvuntur, allatis etiam contra sententiam fundamentis et horum solutionibus“. Dilling. et Ingolst. 1717—1727 sq. in 7 T. 4; Ingolstad. 1728, 5 T. fol.; Neap. 1738 f.; Rom. 1843—1845, 12 vol. 4°. ex rev. typ. Cam. Apost. Dasselbe befolgt ganz die Methode Reiffenstuel's, legt aber ein ganz besonderes Gewicht auf die Gesetzgebung und Praxis der römischen Curie bis auf seine Zeit, und ist entschieden der für das Rechtsleben bequemste und ausgiebigste Commentar. Hierin liegt sein wirklicher Werth; hinsichtlich der Selbständigkeit ragt es nicht hervor, da es auf Pirhing, Laymann und vorzüglich auf Reiffenstuel ruht. Ausschließlich der Praxis dienen seine „Consilia seu responsa iuris“. Ingolstad. 1722, 2 vol. fol.; Dill. 1740, 2 vol. fol.

Mederer, Annales Ingolstad. III, 93, 104, 111; 122 sq. 142. — Baader II, 2, 97. — de Backer V, 666. — Meine Geschichte III. I, 160. — Prantl, Geschichte II, 503, hat durch Druckfehler das Todesjahr 1755.

v. Schulte.

Schmauß: Johann Jacob S., Publicist, geboren am 10. März 1690 zu Landau, † am 8. April 1757 zu Göttingen. Vorbereitet auf den Gymnasien zu Durlach und Stuttgart, studirte er seit 1707 in Straßburg und Halle. In Halle, wo er sich Thomasius und Gundling anschloß, habilitirte er sich 1712 und beschäftigte sich neben dem Halten historischer Vorlesungen mit der Herausgabe historisch-politischer Schriften, die meistens den Aufträgen der Buchhändler ihre Entstehung verdankten. 1721 trat er in die Dienste des Markgrafen von Baden-Durlach, zuerst als Hofrath, seit 1728 als Geh. Kammerrath. Zugleich besorgte er für den Bischof von Straßburg dessen Geschäfte im Reiche. Auch in der praktischen Stellung blieb er litterarisch thätig. Die in dieser Zeit entstandenen Sammlungen, das „Corpus juris publici S. R. Imperii academicum“ und das „Corpus juris gentium academicum“, waren die ersten derartigen, sehr brauchbar und zuverlässig hergestellten Sammlungen für Lehrzwecke. Das erstgenannte, 1722—1794 in sieben fortgeführten Auflagen erschienen, ist noch heute für den Handgebrauch beliebt. Das „Corpus juris gentium“ (Leipzig 1730) vereinigt die internationalen Verträge der beiden letzten Jahrhunderte. Eine Erläuterung dieser Sammlung zu bilden war die Einleitung zur Staatswissenschaft (Thl. I 1741; II 1747) bestimmt, die etwas ganz anderes, als ihr Titel erwarten läßt, enthält und in ihrer ersten Anlage ein für den Grafen Philipp Joseph v. Kinsky, der 1728 als österreichischer Gesandter nach England ging, ausgearbeiteter Aufsatz war: ihr erster Theil, mehr als 600 Octavseiten umfassend, behandelt die Historie der Balance von Europa; ihr zweiter die der zwischen den nordischen Staaten abgeschlossenen Verträge. Ein dritter, der sich mit der Beschaffenheit des europäischen Commercienwesens beschäftigen sollte, ist nicht erschienen. Seine Geschicklichkeit für Quelleneditionen zu praktischen Zwecken bewies er auch durch die der „Reichsabschiede“, deren neue 1747 erschienene, unter dem Namen

der Koch'schen oder Senckenbergischen bekannte Sammlung von seinen Arbeiten ihren Ausgang nimmt. Schmauß' litterarischer Ruf zusammen mit seiner praktischen Wirksamkeit, seine Beliebtheit in aristokratischen Kreisen, insbesondere auch der österreichischen Noblesse, die Schule, die er in Halle durchgemacht, und sein Anschluß an Gundling bewogen G. A. v. Münchhausen bei Begründung der Universität Göttingen sein Augenmerk auf ihn zu richten, zumal der für die historische Professur zunächst in Aussicht genommene J. D. Köhler sich lange nicht zu einer festen Zusage entschließen konnte. S. hatte in Halle einst auch Reichshistorie gelesen und einen „Kurtzen Begriff" derselben in einem ansehnlichen Bande erscheinen lassen (Leipzig 1720, vermehrt 1729). Nach Hallischer Weise sollte auch in Göttingen diese Vorlesung von einem Juristen gehalten werden; da aber Treuer von Helmstedt bereits für jus publicum berufen war, mußte eine andere Verbindung der Vorlesungen als sonst üblich getroffen werden. Dem entsprechend wurde S. am 29. April 1734 die professio historiarum et juris naturae et gentium übertragen. Er erhielt einen Gehalt von 700 Thalern und das Prädicat eines Raths, trat zu Michaelis 1734 an und bildete mit Gebauer und Treuer den Anfang der juristischen Facultät. Als nachher Köhler den Ruf als professor historiarum annahm, wurden die Schwierigkeiten zunächst dahin beigelegt, daß S. neben seinen juristischen Collegien: Reichsstaatsrecht, allgemeinem Staatsrecht und Völkerrecht sich in der philosophischen Facultät auf neuere Staatengeschichte beschränkte. Erst später las auch er Reichshistorie, wie denn sein „Kurtzer Begriff" 1740—51 drei Auflagen erlebte. Trotzdem S. kein guter Ruf in Bezug auf seinen Lebenswandel voranging, muß ihm der Curator sein Vertrauen geschenkt haben, denn, nachdem Gebauer (s. A. D. B. VIII, 450) das Commissariat der Universität Ostern 1735 niedergelegt hatte, verwaltete S. die Stelle und fungirte in dieser Eigenschaft zur Zeit der Inauguration der Universität (September 1737). Seit dem Wintersemester 1737 erbot er sich auf Anordnung des Curators der cupida legum juventus zu einem collegium juris praeparatorium, einer Rechtsencyklopädie mit einer Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Studien. Ein damals veröffentlichter „Entwurf" gibt bei aller Kürze durch die frische, nicht ohne Humor geschriebene Vorrede und die knappen Sätze des Inhalts einen guten Begriff von der Lehrgabe des Mannes. Das donum proponendi, das man Münchhausen an S. gerühmt hatte, bewährte sich; leider ging aber auch die andere Voraussage in Erfüllung. Auf Grund eines ihm aus England zugekommenen Gerüchts, daß S. in dem Sommer 1742 weder publice noch privatim lese, erinnerte ihn der Curator daran, „daß die fleißige Haltung der Collegiorum als das wesentlichste Stück considerirt werde, in remunerationem und in Bedingung dessen der König so ansehnliche Besoldungen ausgeworfen habe" und sprach die Besorgniß aus, der König könne wegen Zurückhaltung seiner Besoldung etwas verfügen. Man darf annehmen, daß schon längere und schwere Verschuldung vorgelegen haben muß, wenn ein so wohlwollender Vorgesetzter wie Münchhausen eine Verwarnung dieser Art erließ. S. entschuldigte sich mit häuslicher Störung und Kränklichkeit, nahm aber die Gelegenheit wahr fortzugehen, als ihm im nächsten Jahre ein Ruf nach Halle zu theil ward. Seine Finanzverhältnisse waren aber so zerrüttet, daß die Gläubiger seine Bibliothek nicht von Göttingen fortließen; in Halle wurden die ihm gemachten Zusagen nicht erfüllt, so daß er weder Besoldung noch Introduction erlangen konnte. Nach Leipzig als Privatdocent übergesiedelt, wandte er sich von da „unter wehmüthiger Ausdrückung seiner Lage" mit der Bitte um Wiederaufnahme an Münchhausen. Nachdem ihm zunächst das Halten von Vorlesungen in Göttingen wieder gestattet und solche auch in großer Anzahl mit jedermanns Beifall besucht wurden, wurde ihm von Weihnachten 1744 an wieder sein alter

Posten und Gehalt gewährt. Anzugsgelder dagegen wurden abgeschlagen, da er sie schon einmal genossen und Göttingen ohne einen von der hannoverschen Regierung gegebenen Anlaß quittirt habe. Schmauß' Wiederaufnahme war übrigens nicht bloß ein Zeichen der in Hannover waltenden Milde und Nachsicht, man fand sich auch wegen des jus publicum in Verlegenheit, da Ayrer nicht genügte, Treuer im Frühjahr 1743 gestorben und der Versuch, Buder oder J. J. Moser zu gewinnen fehlgeschlagen war. Münchhausen ließ die Gelegenheit nicht vorüber gehen, dem Wiederangestellten wohlwollend ins Gewissen zu reden, er möge fortan für Harmonie mit den Collegen sorgen, den cultum divinum externum nicht verabsäumen und diejenigen durch die That widerlegen, welche an seinem Christenthum grundlos zweifelten, auch nichts in Collegiis und Discursen einfließen lassen, was zum Nachtheil der Religion ausgebeutet werden könnte. Eine Zeitlang nach der Wiederanstellung ging es gut. Das deutsche Staatsrecht bildete den Mittelpunkt seiner akademischen Wirksamkeit. S. veröffentlichte sein „Compendium juris publici“ (1746), von dem 1752 und 1754 neue Auflagen nöthig, eine vierte nach seinem Tode 1766 durch Selchow besorgt wurde, ein Buch, das sich durch einfache und zweckmäßige Ordnung, die Quellenmäßigkeit seines Vortrages und die Verbindung des allgemeinen Staatsrechts mit dem deutschen empfahl und durch den Grafen v. Buat unter dem Titel: Tableau du gouvernement actuel de l'empire d'Allemagne 1755 übersetzt wurde. Ueber seine Vorlesungen, welche sein Schüler Heldmann als „J. J. Schmaußens akademische Reden und Vorlesungen über das Teutsche Staatsrecht“ 1766 veröffentlichte, besitzen wir gerade aus dieser Zeit sehr günstige Zeugnisse von dem Hamburger Büsch und dem Schweizer J. Iselin. Hugo rechnet ihn unter die besten Köpfe, die je in Göttingen gelehrt haben, und Heeren hebt an seinen geschichtlichen Werken im Gegensatz zu den Vorgängern, die entfernt von aller praktischen Politik den Lesern bloß historische Gerippe boten, das Verdienst hervor, daß er als Lehrer des Völkerrechts den Stoff vom diplomatischen Gesichtspunkt erfaßt habe. Wenn die Spätern auf den Ruhmestitel Göttingens zu sprechen kommen, politische Dinge unabhängig und freimüthig erörtert zu haben, so stellen sie S. an die Spitze ihrer Ahnenreihe. Die letzten Lebensjahre brachten aufs neue Conflicte. Sie waren zum Theil alter Art. Pütter drückt es schonend aus, wenn er sagt: S. habe nicht mehr mit dem Eifer wie bisher seine Lehrstunden gehalten. Dazu kamen häusliche Wirren. Büsching bezeichnet das mit den Worten: S. war ein Löwe in seinem Hause, ein wüster und anstößiger Mann. An die Verhältnisse seiner an Scheidt verheiratheten Tochter genügt es hier zu erinnern (s. A. D. B. XXX, 711). Conflicte neuer Art knüpften sich an die Veröffentlichung des neuen Systema des Rechts der Natur (Göttingen 1754). Der Professor Chladenius (Chladni) in Erlangen zieh das Buch in einer Streitschrift kirchlicher Irrlehren und machte dadurch die Theologen in Hannover und den Kanzler v. Mosheim aufmerksam, die eine Gefährdung Göttingens und Verführung der Jugend besorgten, zumal der Reichshofrath, durch eine Privatstreitigkeit veranlaßt, das Buch in Hannover zur Einsicht hatte abfordern lassen. Im Curatorium, von dem S. die Confiscation der Chladnischen Schrift verlangt hatte, kam die Sache zur Erörterung. Wies Strube auch Schmauß' Petitum ab, so kam er doch mit dem Gutachten Scheidt's darin überein, daß Chladni's Beschuldigung ungerecht sei, da S. das, was er nach dem Naturrecht gerechtfertigt ansehe, deshalb noch nicht vor der Ethik rechtfertigen wolle. Ueber dem Streite verstarb S. In der Memoria, die ihm Gesner hielt, wurde auf Grund der Mittheilungen des Superintendenten Appuhn seines christlichen Abscheidens ausdrücklich gedacht.

Pütter, Gött. Gel.-Gesch. I, 50; II, 34; Litt. d. Staatsrechts II, 5, 440, 443. — Gesner, Biogr. Gott. I, 109. — Büsch, Erfahrungen IV, 149. — L. Meister, Helvetiens berühmte Männer I, 244. — Büsching, Beiträge z. Lebensgesch. III, 269. — Hugo, Lehrb. d. Gesch. d. Röm. Rechts, S. 487, 540. — Heeren, Histor. Werke VI, 447. — Schlözer, Staatsr., 91; Staatsanz., H. 63, 259. — J. D. Michaelis, Moral I, 11. — Wachler, Gesch. d. histor. Forschg. II, 1, S. 319. — Rößler, Gründg. d. Univ. Gött. passim. — F. Frensdorff, Die ersten Jahrzehnte d. staatsr. Stud., S. 5 ff. (1887). — Acten d. kgl. Univ.-Curatoriums.

F. Frensdorff.

Schmedding: Johann Heinrich S. war zu Münster in Westfalen am 2. Juli 1774 geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt begann er nach zurückgelegtem Gymnasialcursus in seiner Vaterstadt das Studium der Theologie, mit dem er juristische Studien verband. Bald erkannte er in diesen seinen eigentlichen Beruf und bezog zur Vollendung der rechtswissenschaftlichen Studien die Universität Göttingen. Als Doctor beider Rechte nach seiner Heimath zurückgekehrt, lenkte er durch seine hervorragenden Gaben bald die Aufmerksamkeit des Ministers v. Fürstenberg auf sich, der damals an der Spitze der geistlichen und Bildungsanstalten im Hochstift Münster stand, und ward, nachdem er am 8. December 1796 als Advocat in den Staatsdienst getreten war, als Lehrer des kanonischen Rechts an die Universität berufen, wo er nach sehr erfolgreicher Wirksamkeit im J. 1800 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt wurde. Als Münster im J. 1803 preußisch wurde, zogen die an der Spitze der Provinzial-Verwaltung stehenden Männer, Stein und Vincke, den ausgezeichneten Mann in die Verwaltung — S. wurde Rath an der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Münster, — ließen ihn aber dabei in seiner Lehrthätigkeit. Während der Occupation durch die Franzosen wirkte er als Mitglied des provisorisch errichteten Administrations-Collegiums, und trat 1809 auf Veranlassung Vincke's zur Bearbeitung der katholisch-geistlichen und Schul-Angelegenheiten als vortragender Rath mit dem Charakter eines Staatsraths in die damals mit dem Ministerium des Innern verbundene Section des Cultus. Das Feld seiner Thätigkeit nach geschlossenem Frieden und nachdem ein besonderes Ministerium für die geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten eingerichtet worden, war sehr umfangreich: mehrere Millionen katholischer Unterthanen hatte Preußen gewonnen, die Fremdherrschaft hatte in den geordneten Gang des Kirchen- und Schulwesens störend eingegriffen, die katholische Kirche war durch die Säcularisationen ganz umgestaltet, viele Bisthümer waren unbesetzt, die Lehranstalten vielfach zerfallen und ohne Mittel. Hier geordnete Zustände wieder herzustellen und zu erhalten wurde Schmedding's wichtige und glänzend gelöste Lebensaufgabe. Seine Stellung zu all den schwierigen Fragen, die sich auf die Verhältnisse des Staates zur katholischen Kirche bezogen, war stets eine vermittelnde und versöhnende. Zwar vertrat er die Gerechtsame seiner Kirche mit Nachdruck und Festigkeit, duldete aber andererseits mit nichten störende Eingriffe Einzelner in geordnete Verhältnisse oder in die Rechte des Königs. Seines Chefs Vertrauen, die dauernde Zuneigung seiner Amtsgenossen und die Anerkennung der Vertreter seiner Kirche lohnten ihm die treue Hingabe an seinen Beruf. Dabei nahm er anfangs seine ihm lieb gewordenen Vorlesungen auch zu Berlin an der neugegründeten Universität wieder auf (1811) und setzte sie bis zum Jahre 1820 fort, von wo ab sein amtliches Wirken ihn gänzlich in Anspruch nahm. Im J. 1812 wurde er Mitglied der Prüfungscommission für die Beamten der höheren Verwaltung und in dieser Thätigkeit hat er eine besonders ersprießliche Wirksamkeit entfaltet. Als im J. 1841 für die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten eine besondere Abtheilung im Cultusministerium ein-

gerichtet wurde, ward er zum ersten Mitgliede derselben mit dem Charakter eines Wirklich Geh. Ober-Regierungsrathes und Rathes erster Classe ernannt. Die Akademie zu Münster verlieh ihm 1845 den Grad eines Doctors der Philosophie. Von den Erzeugnissen der Beschäftigung in seinen Mußestunden, Gedichten, Kirchenliedern, Uebersetzungen ist manches, zum Theil als Manuscript, gedruckt; hervorzuheben ist besonders seine Uebersetzung des „Dies irae“. Am 18. April 1846 schloß S. sein reiches arbeitsvolles Leben, welches Vielen zum Segen gewesen ist.

Raßmann, Nachr. von dem Leben u. den Schriften münsterl. Schriftst. 1866, S. 297; neue Folge 1881, S. 190. — F. G. Lisco, Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. Berlin 1840. — Nekrolog in der Allgem. Preuß. Zeitung Nr. 131 (1846).

Ernst Friedlaender.

Schmedenstede: Hinrich S. (Smedenstede, Smedenstädt, Schmidenstedt, Smedenstein), ein eifriger Streittheolog und Feind des Interim, war in Lüneburg geboren und auf der dortigen Schule vorgebildet. Am 22. Mai 1524 wurde er in Wittenberg immatriculirt, erst am 28. August 1532 promovirte er dort zum Magister und wurde 1533 in das Collegium der Artistenfacultät als M. Henricus Schmidenstedt pater Luneburgensis, wo pater vielleicht verlesen ist, aufgenommen. Er las dann in Wittenberg, zuletzt als D. theol., und war 1540 Decan der philosophischen Facultät. 1542 berief ihn Herzog Heinrich der Friedemacher von Mecklenburg (s. A. D. B. XI, 542) an die damals in Theologicis völlig darniederliegende Universität Rostock, wo er am 23. November 1542 mit einem Bruder Hieronymus honoris causa gratis immatriculirt wurde. Er las theologische Collegia und Dialektik, konnte aber als fürstlicher Professor in das Concilium nicht eintreten, da der Rostocker Rath strenge darauf hielt, daß dieses nur durch die von ihm ernannten Professoren gebildet wurde. Gleichzeitig ernannten ihn die Herzöge zum Pastor an St. Nicolai und damit zum Domherrn, wodurch abermals Hader mit dem Rathe entstand, welcher das Patronatsrecht nach der Einführung der Reformation für sich verlangte und das Domcapitel nicht mehr anerkannte. Der heftige, dadurch erbitterte Mann brachte harte persönliche Ausfälle neben seinen scharfen theologischen Befehdungen auf die Kanzel, ohne daß wiederholte Briefe der Herzöge und mündliche Weisungen durch Konrad Pegel (s. A. D. B. XXV, 314) ihn zur Mäßigung zurückrufen konnten. Ueberaus heftig wurden seine Predigten nach dem schmalkaldischen Kriege und ergingen sich in den härtesten Ausfällen gegen den Kurfürsten Moritz, zumal als dessen Gesandte in Rostock anwesend waren. Auf der Letzteren Klage wurde S. 1548 vom Herzog Heinrich abgesetzt und ausgewiesen. Er wandte sich, gefolgt von einer größeren Zahl seiner Zuhörer, nach Greifswald, wohin er schon 1547 einmal gerufen war, um dort als promotor die erste lutherische theologische Doctorpromotion vorzunehmen. Doch trat S. nicht in den Lehrkörper von Greifswald ein, scheint aber privatim gelesen zu haben, bis er nach Dithmarschen berufen wurde. In Rostock wurde Johannes Aurifaber 1550 sein Nachfolger. In demselben Jahre wurde S. Pastor zu Lunden und Superintendent des Meldorfer Sprengels, paßte aber in das verwilderte und zügellose Bauernleben wie die Faust aufs Auge. Er begann alsbald zu eifern, warf den freiheitsstolzen und übermüthigen Dithmarsen ihre ungesühnten Todtschlägereien, Räubereien und Meineide vor und erhob diese Anschuldigungen selbst gegen die Regenten des Landes, die „Achtundvierziger“, welche die Schandthaten für Geld dulden sollten. Er prophezeite ihnen Gottes Rache durch Kriege des Herzogs von Holstein und anderer von Gott gesandter Feinde. Dieses Vorgehen erbitterte umsomehr, als der Herzog von Holstein gerade ernstlich zum Kriege rüstete; die „Achtund-

vierziger“ zogen ihn daher vor Gericht und suspendirten ihn vom Amte. Die von S. angerufene Landesversammlung setzte ihn indessen wieder ein, und die „Achtundvierziger“ verboten nun bei 40 Mark Lübisch sich an ihm zu vergreifen. Das beweist die Unsicherheit, in welcher er schwebte, 1552 wich er daher über die Landesgrenze nach Holstein, nachdem noch 1551 das theologische Ansehen, in dem er auswärts stand, durch sein Tagen mit den Theologen der wendischen Städte in Lübeck klar hervorgetreten war. S. wandte sich 1552 nach Wismar, wo er als Gehülfe für den sehr alten Pastor Henning Block an St. Marien auftrat, ohne eine Anstellung zu finden. Hier eiferte er von der Kanzel und unter den Bürgern gewaltig gegen die Ende 1553 dort gelandeten flüchtigen englischen Protestanten von a Lasco's Gemeinde und erreichte mit der übrigen Geistlichkeit von dem Rathe deren Ausweisung als Wiedertäufer und Sacramentirer im Februar 1554. Am 18. October 1554 ist er in Wismar gestorben; noch 1566 feierte Lucas Lossius (s. A. D. B. XIX, 220) den berühmten Sohn Lüneburgs als „ingenio excellens magno, dialecticus acer“.

Krey, Andenken an die Rostock. Gel. I, 28 ff., wo die meisten Quellen. — Dazu noch: Dieder. Schröder, Kirchenhist. d. evang. Meckl. II, 64 ff. — Krabbe, Univers. Rostock, S. 441 ff. u. S. 454 ff. — Album Viteberg. S. 121. — Köstlin, Baccal. u. Magister d. Wittenb. philos. Facultät, S. 21 u. 25. — Chalybaeus, Gesch. Dithmarschens, 1888, S. 241 u. 325. — Zeitschr. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Gesch. XIX, 96. Krause.

Schmeißer: Johann Gottfried S., Physiker und Chemiker, geboren am 24. Juni 1767 zu Andreasberg am Harz, des dortigen Predigers und Rectors Sohn. — Schon während seines Aufenthalts in Braunschweig und Hamburg als Apothekerlehrling, suchte er sich gründliche Kenntnisse zu erwerben in der Physik, Chemie, Anatomie, Mineralogie, Botanik und in fast allen Zweigen der Naturwissenschaften, deren Pflege und Ausbreitung sodann der Zweck seines späteren vielbewegten Lebens wurde. Seine vielfachen Reisen begann er mit einem längeren Aufenthalt in London; hier lernte er den berühmten Botaniker Sir Joseph Banks kennen und wurde durch ihn mit anderen bedeutenden Naturkundigen bekannt. Banks veranlaßte auch Schmeißer's Aufnahme in die Royal Society, sowie in die Linné- und die Medicin. Gesellschaft in London. Hier beschäftigte er sich auch mit chemischen Untersuchungen und hielt Vorlesungen über Chemie und Mineralogie. Als Begleiter des Hamburger Baron v. Voght durchreiste er England, Schottland und Irland, überall von Fachgenossen geehrt und in seinen Kenntnissen gefördert. Die Stadt Montrose ertheilte ihm das Bürgerrecht. — Nach Hamburg zurückgekehrt lebte er eine Zeitlang bei dem genannten Baron v. Voght auf dessen Landgut Flottbeck, woselbst er ein Laboratorium einrichtete, besonders für Agriculturchemie. Später, 1796—1799, reiste er wieder mit Voght und Professor Büsch durch Deutschland ꝛc. Ueberall, wo er einige Zeit verweilte und sich durch Vorträge bekannt machte, wurde er zum Mitgliede gelehrter Gesellschaften ernannt. Die Universität Helmstedt gab ihm das Diplom als Doctor medicinae. — Um 1805 besaß er eine Apotheke in Altona; später besuchte er noch Kopenhagen und zog sich hierauf nach Hamburg zurück, wo er vielbesuchte Vorträge über Physik und Chemie zu halten pflegte, und in dieser Hinsicht als einer der Ersten genannt zu werden verdient, welche in Hamburg öffentliche Vorträge in populärer Weise eingeführt haben. Er starb hier am 5. Februar 1837.

Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1837, Thl. I, 180. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon VI, 598—600. Beneke.

Schmeitzel: Martin S. wurde am 28. Mai (a. St.) 1679 zu Kronstadt in Siebenbürgen geboren, wo sein Vater, Michael S., Pastor an der St. Johannes-

kirche war. Zuerst in seiner Heimath vorgebildet, studirte er seit 1700 auf verschiedenen deutschen Universitäten, Jena, Wittenberg, Greifswald, Halle, Geschichte und Staatsrecht und war seit 1706 mehrere Jahre lang Hofmeister junger studirender deutscher und schwedischer Edelleute. 1712 erwarb er in Jena die Magisterwürde, wurde hier (thatsächlich seit 1714) Docent, 1720 in der philosophischen Facultät Adjunct, 1721 außerordentlicher Professor und Inspector der Universitätsbibliothek. Zehn Jahre später ist S., als in Halle (1729) der Geheimrath Gundling gestorben war, am 13. September 1731 als königlich preuß. Hofrath und ordentlicher Professor für Staatsrecht und Geschichte nach dieser Universität berufen worden, wo er sich dem mächtigen und streitbaren Kanzler v. Ludewig, der in Gundling einen lästigen Rivalen verloren hatte, als ein sehr bequemer College zur Seite stellte. Bei sehr großem Fleiße hat S. namentlich durch seine Vorlesungen über Geschichte, Geographie und Heraldik sehr nützlich gewirkt, übrigens sich auch schon in pädagogischen Vorträgen versucht. S. ist am 30. Juli 1747 am Schlagfluß gestorben. — S. war litterarisch sehr thätig; doch ist von seinen vielen Schriften keine in bleibendem Ansehen geblieben, und seine wahrscheinlich recht werthvolle Sammlung römischer Inschriften, die in Siebenbürgen gefunden worden, blieb in seinem handschriftlichen Nachlaß liegen. Die Schriften dieses Gelehrten behandeln sehr verschiedenartige Stoffe. Er begann 1712 mit der Ausgabe eines Briefes Luther's an den Kronstädter Reformator Honter; dem folgte (Jena 1713) eine Abhandlung „De coronis tam antiquis quam modernis“ und eine andere „De Clenodiis et ritu inaugurandi reges Hungariae“. Wichtiger waren seine „Praecognita historiae civilis“ und „Praecognita historiae ecclesiasticae“ (Jena 1720 und 1721) und die Dissertation „De natura et indole Heraldicae“ (1720), welcher 1723 (2. Auflage 1734) die „Einleitung zur Wappenlehre“ folgte. Im übrigen scheint er mancherlei Anläufe gemacht zu haben. Neben verschiedenen Schriften über die unmittelbare Zeitgeschichte entwarf er eine Vorlesung über die Geschichte der Stadt und Universität Jena (1728); gleichzeitig erschien ein „Versuch zu einer Historie der Gelahrtheit“, wie auch der „Abriß zu einer vollständigen Reichshistorik“. Dagegen hat er nach seiner Uebersiedlung nach Halle an wissenschaftlichen Schriften nur noch die „Einleitung zur Staatswissenschaft überhaupt, und zur Kenntniß der vornehmsten Staaten von Europa insonderheit“ (Halle 1732) und (1737) „Von Gebrauch und Mißbrauch der Wappen“ erscheinen lassen. Was er sonst schrieb, gehörte theils dem allgemeinen historischen Lexikon von Buddeus, wie auch einer Zeitschrift in Halle an; seine letzten Schriften seit 1733 sind (ähnlich wie die 1721 zu Jena erschienene „Anweisung für einen Lehrer und Hofmeister“) hauptsächlich für die Studenten bestimmte Abhandlungen über die rechte Art zu leben und zu studiren. In seinem Nachlaß fanden sich Arbeiten über die Geschichte der Länder der Stefanskrone und der Stadt Jena.

Vgl. Dreyhaupt, Beschreibung d. Saalkreises II, 710. — Stiebritz, Auszug a. Dreyhaupt II, 133 ff. — J. Chr. Förster, Gesch. d. Universität Halle, S. 98 ff., 145. — Hoffbauer, Gesch. d. Universität Halle, S. 170.

G. F. Hertzberg.

Schmelka: Heinrich Ludwig S., † am 27. April 1837 zu Berlin, ausgezeichneter Komiker und Darsteller komischer Charakterrollen. Ueber seinen Geburtsort und seine Abstammung bewahrte er sein Leben lang ein hartnäckiges Schweigen. Erst einige Tage vor seinem Tode offenbarte er das Geheimniß seiner Geburt, das für seine Richtung und seine Schicksale sehr bestimmend gewesen zu sein scheint. Er war der Sohn eines vermögenden Adligen, eines Herrn v. L., nach anderen eines Freiherrn v. S. aus einer sehr bekannten Familie, und war nicht, wie alle seine Collegen und Freunde glaubten, in Riga, sondern in

Schwedt geboren. Das Jahr seiner Geburt läßt sich mit Sicherheit nicht angeben. Bei seinem Tode hielt ihn seine Umgebung für einen Mann von 65 Jahren, demnach wäre er 1772 zur Welt gekommen. Ueber seine Mutter ist nichts bekannt. Seine Jugend scheint aber in glücklichen Verhältnissen verlaufen zu sein, denn er besaß eine genügende Bildung, und der Hang zur Jagd, die zu seinen Hauptvergnügungen gehörte, läßt auch darauf schließen, daß die ersten Jahrzehnte seines Lebens weniger von dem Kampf um das Alltägliche beherrscht waren als die späteren. Seine Zeitgenossen erzählten, er sei, ehe er sich der Kunst zuwandte, mit sogenannten spanischen Reitern umhergezogen und habe auf Märkten und in Buden die Menge durch Sprünge und Possen ergötzt. In vielen seiner Rollen wirkte er auch noch in späteren Jahren durch die Gelenkigkeit seines Körpers und durch eine überraschende Fertigkeit im Springen. Das Theater betrat S. zuerst in Riga, daher kommt es wohl auch, daß man in Deutschland die livländische Hauptstadt für seinen Geburtsort hielt. Er fand ziemlich früh den Weg nach Prag, wo er den Grund zu seinem Künstlerruhm legte. Er war hier eines der beliebtesten Mitglieder des ständischen Theaters, welches unter der tüchtigen Leitung von Schopf und Liebig stand. Er wirkte sowohl im Schauspiel wie im Singspiel. Von Prag kam er nach Breslau; hier schuf er „in tollster Kraft und Lebensfrische seine heitersten Rollen", in welchen er dann an größeren Bühnen gastirte. 1817 trat er 11 Mal, 1818 15 Mal am Hoftheater zu Berlin auf. Sein eigentliches Gebiet indessen fand S. erst, nachdem er in Wien den berühmten Hasenhut gesehen und sich mit Eifer auf die Nachahmung dieses Meisters und auf die Erlernung der Wiener Mundart geworfen hatte. Er gewann eine so große Fertigkeit in der Localsprache, daß er sie mit Vorliebe auch außerhalb Wiens bis an sein Lebensende gebrauchte. In der Kunst der Darstellung war er Hasenhut überlegen, was auch die Wiener anerkannten. „Wahre komische Kraft — keine Pickelhäringsspäße. Das ist ein tüchtiger Mann" — schreibt Costenoble in seinem Tagebuch nach Schmelka's Gastspiel im Theater an der Leopoldstadt vom 18. Juni 1822, wo er in Kotzebue's „Brandschatzung" und Leoni's „Diener zweier Herren" den Elias Marder und den Truffaldino gespielt hatte. Besonders aber waren es die Stücke Bäuerle's, deren genialster Vertreter auf der Bühne S. wurde.

Im J. 1824 ging er nach Berlin; er war der erste Künstler, der die Bretter des neuerrichteten Königstädtischen Theaters betrat. Gerade mit den künstlerischen Vorzügen, die er sich in Wien zu eigen gemacht hatte, errang er hier seine größten Erfolge. Das Localstück und die Mundart sprachen in Berlin umsomehr an, als hier noch beides fehlte. Er führte in Berlin ein sehr zurückgezogenes Leben, nur im Verkehr mit der Wittwe eines verstorbenen Collegen Scholz und einem Genossen seiner Kunst, Rott. Seine Gewissenhaftigkeit als Künstler, seine Verträglichkeit als College waren allgemein anerkannt. Als Bäuerle's Stücke durch Raimund's phantasiereiche Zauberspiele in den Hintergrund gedrängt wurden, begann auch der Stern des besten Darstellers seiner Rollen zu erbleichen, denn in den Raimund'schen Stücken übertraf ihn Spitzeder. Sogar auf seinem eigensten Felde erwuchsen ihm allmählich Nebenbuhler von Bedeutung. Er selbst hatte Beckmann aus Breslau nach Berlin an das Königstädtische Theater berufen, und der Schüler wuchs dem Meister bald über den Kopf. Als mit den Jahren der Mangel an Gesangsgabe sich immer fühlbarer machte, und die Schwäche seines Gedächtnisses merklich zunahm, fühlte er sich immer mehr zurückgedrängt und litt auch seelisch darunter. Er wohnte in den letzten Jahren auf einem kleinen Besitz in Pankow bei Berlin. Hier starb er am 27. April 1837, nachdem er noch einige Tage vorher, schon in ernst leidendem Zustand, den Herrn v. Pappendeckel in den „Schwestern von Prag" gespielt hatte. Tausende folgten

seiner Bahre. Am Abend vor der Bestattung hatte Beckmann durch ein wohlgelungenes Couplet auf den Verstorbenen in Pankow hingewiesen, der sonst von der Bühne herab ein hundertköpfiges Publicum erheitert hatte, und das hatte genügt, um Alles, was in Berlin Sympathieen für das Theater hatte, zur Theilnahme aufzurufen.

Das Verzeichniß seiner Rollen ist ein sehr großes; die folgenden seien hier aufgeführt, um die Richtung seines Talents und seine Vielseitigkeit zu kennzeichnen: Lämmlein in Holtei's „Trauerspiel in Berlin", Hohes Alter in Raimund's „Bauer als Millionär", Rechenmeister Grübler in „Jurist und Bauer", Staberle in „Bürger in Wien" von Bäuerle, Schloßinspector Pünktlich in „Kunst und Natur", Marder in „Brandschatzung", Zeckerl in „Freund in der Noth", Magister Lassenius in „Hofmeister in tausend Aengsten", Notar Vorteil in „Nr. 777", Bürger van Dielen in „Peter I. in Saardamm", Murchel in Angeli's „Postwagen-Trübsale", Fähnrich Rummelpuff in „Die falsche Primadonna", Lorenz im „Hausgesinde". Die Wirkung seiner schauspielerischen Leistungen führen die Zeitgenossen auf die eigenthümliche Verbindung von Komik und Ernst zurück, die man auch Raimund nachsagt.

Auch litterarisch war S. für die Bühne thätig. Eine Hamlet-Travestie aus seiner Feder hatte großen Erfolg, und eines seiner Lustspiele, „Wenn nur die Rechte kommt", ist auch (in Holtei's Theater-Almanach, Jahrg. 1821) im Druck erschienen.

Siehe Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1837, herausgeg. v. L. Wolff. Berlin 1838. — Gubitz, Der Gesellschafter, 1837. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, 30. Thl. Wien 1875. R. Löwenfeld.

Schmeller: Johann Andr. S. s. unten im Nachtrag.

Schmeller: Johann Joseph S., geboren am 12. Juli 1796 in dem Dorfe Großobringen nördlich von Weimar, † am 1. October 1841. Da die Lust des Knaben zu bildlichen Darstellungen sich früh bemerkbar machte, wurde ihm die Möglichkeit einer gediegenen Ausbildung durch den Besuch der Freien Zeichnenschule in Weimar gewährt und er durch die freundliche Theilnahme des Hofmalers F. Jagemann besonders gefördert. Nach dem Tode des letzteren, den S. auch in den Feldzug von 1814 und 1815 begleitet hatte, sandte ihn der Großherzog Karl August zu weiterer Ausbildung in das Atelier van Bree's nach Antwerpen und ernannte ihn nach der Rückkehr 1824 zum ordentlichen Lehrer an der Zeichnenschule. S. scheint eine besondere Begabung für das rasche Erfassen der ihm entgegentretenden Persönlichkeiten gehabt zu haben, namentlich für eine lebensvolle Wiedergabe der Köpfe in großen Kreidezeichnungen. Goethe benutzte ihn daher bis zu seinem Tode, um sich ein Porträtalbum hervorragender, in dem Hause des Dichters verkehrenden Persönlichkeiten anzulegen. Gegen 180 Bildnisse hat S. so gezeichnet, von denen sich 150 noch heute in dem Goethe-Nationalmuseum befinden und einen werthvollen Beitrag liefern zur Kenntniß der Zeit, des den Dichter umgebenden Kreises der Weimarer Gesellschaft, sowie durchreisender Fremden, z. B. Grillparzer, Mickiewicz, Rauch, David, Boisserée, Humboldt u. a. Wie hoch Goethe selbst von Schmeller's Talent dachte, geht nicht allein daraus hervor, daß er selbst sich sehr oft von ihm zeichnen und malen ließ, sondern auch aus einem Briefe an Sulpiz Boisserée, worin er das Schmeller'sche Bild des Freundes einem von Peter Cornelius gezeichneten entschieden vorzieht. — Außer dem Album, welches seit kurzem den Besuchern des Goethe-Hauses zugänglich gemacht worden ist und in erster Linie den Namen Schmeller's vor der Vergessenheit sichern wird, besitzen wir von seiner Hand noch eine Anzahl Oelgemälde, deren künstlerischer Werth freilich vor dem historischen oder localen Interesse zurücksteht. Erwähnung verdienen die Porträts Goethe's,

Knebel's, Einsiedel's auf der Weimarer Bibliothek, ein anderes Oelbild Goethe's in Frankfurt, das Weimarische Bataillon (mit vielen Porträts nach dem Leben) in der Kaserne des jetzigen 94. Regiments, Kirchenbilder in verschiedenen Gemeinden der Umgegend Weimars, ein allegorisches Deckenbild im Schlosse zu Cromsdorf, u. a.

N. Nekrol. d. D. 1841. II. — Biedenfeld's Weimar.

C. Ruland.

Schmeltzl: Wolfgang S. Die biographischen Nachrichten über S. fließen spärlich. Um 1500, als Sohn eines armen Handwerkers, zu Kemnat in der Oberpfalz geboren, finden wir ihn, wie eine handschriftliche Notiz mittheilt, später als Cantor zu Amberg, wo er „ein erlich ehelich Weib vnd Kindle gehobt", die er um 1540 verließ, um in Wien eine neue Existenz zu gründen. Dort lebt er (1540—53) als Schulmeister bei den Schotten. Die letzten authentischen Nachrichten stammen aus dem Jahre 1557, zu welcher Zeit er als katholischer Pfarrer zu St. Lorenz am Steinfelde in alten Kirchenbucheintragungen nochmals erscheint. Nach 1560 mag er gestorben sein. In seiner Eigenschaft als Schottenschulmeister brachte er jährlich eine Komödie zur Aufführung, von denen wir 7 besitzen; eine (Judicium Salomonis?) scheint verloren. Seine Bedeutung ist nicht zu unterschätzen, da er fast der einzige Vertreter des deutschen Schuldramas ist, den wir in Wien vorfinden. Als Dramatiker folgt er theils der skizzenhaften Manier Hans Sachsens, theils, namentlich wo er bloß Bearbeiter ist, dem strengeren Muster der sächsischen Dramatiker. Seine „Comoedia des verlorenen Sons" (1540 aufgeführt, 1545 gedruckt) ist eine kürzende Bearbeitung des G. Binderschen Akolast, der seinerseits auf das vielbearbeitete Drama des Gnaphaeus zurückgeht. In der Judith (1542, der Druck ist verloren) fußt er allein auf der Bibel; weder Greff, noch S. Birck hat er gekannt. Charakteristisch sind nur die Anspielungen auf die Türkengefahr und das Treiben der Landsknechte. Skizzenhaft kurz ist die „Aussendung der zwelffpoten" (1542), die Charakteristik der Apostel naiv und treuherzig. In der „Comoedia der hochzeit Cana Galilee" (1543) folgt er dem Muster P. Rebhun's. Eigenthümlich ist ihm die Manier der Bibelerzählung, die höchst undramatisch in die Tischreden eingeflochten wird. Wieder skizzenhaft kurz und bloße Versification der Bibel ist die „Comedj von dem plintgeborn Sonn". Einen großen Fortschritt der dramatischen Technik dagegen bekunden die beiden letzten Stücke. Im „David und Goliath" (1545) folgt er möglicherweise dem Muster von S. Birck's Judith. Im „Samuel und Saul" (1551) (vgl. Wiener Neudrucke 5) ist er wieder ganz selbständig. In beiden Stücken erscheint er von der Bibel weniger abhängig, als früher, neue Personen werden eingeführt, manches episodische und genrehafte selbständig erfunden. Auch hier interessiren die fortwährenden Beziehungen auf die Zeitverhältnisse. Zu der lateinischen Tragödie des frühverstorbenen J. Prasinus „Philaemus" (1543) schrieb S. eine lateinische Vorrede.

Von großem localen Interesse ist Schmeltzl's „Lobspruch der Stadt Wien" (1548, ed. Kuppitsch 1849), der die lebensfrohe und ewig jugendfrische Donaustadt in einer Reihe farbenfrischer Bilder prächtig und mit Behagen vor Augen führt. Unverkennbar ist hier der Einfluß ähnlicher Arbeiten des Hans Sachs; wie dieser versteht er es trefflich, Beschreibung in fortschreitende, lebendige Handlung umzusetzen. — Sein „Zug in's Hungerland" (1556) schildert in epischen Reimpaaren die Campagne des Erzherzogs Ferdinand im Spätherbste 1556, an der S. möglicherweise als Feldprediger selbst theilnahm. Von musikgeschichtlichem Interesse ist, wie Böhmer's und Eitner's Arbeiten beweisen, seine vierstimmige Liedersammlung (Nürnberg 1544), die wahrscheinlich noch als Frucht seiner Amberger Thätigkeit aufzufassen ist. So erscheinen in S., als einem der letzten

Vertreter, die Beziehungen zwischen österreichischer und deutscher Litteratur, vor der langen Unterbrechung noch einmal lebendig.

B. Raupach, Presbyterologia Austriaca 1741, p. 160 f. — Denis, Buchdruckergeschichte Wiens. Kobolt 2, 264 f. — W. Crecelius, Monatshefte für Musikgeschichte XIII (1881), S. 116. — Weller, Annalen II, 247. — A. Birlinger, Ein Dichter aus der Oberpfalz (Wolfgang Schmeltzl 1540—1556). Bayer. Zeitung 1865, Nr. 323, Morgenblatt. — J. M. Wagner, Oesterreichische Dichter des XVI. Jahrhunderts. Serapeum 1865, S. 121 ff. — W. Saliger, Einiges I. über Wolfgang Schmelzl, II. über Hyeron. Arconetus. Progr. Olmütz 1880, S. 18—30. — F. Spengler, Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Litteratur im XVI. Jahrh. Wien 1883.

F. Spengler.

Schmelzer: Gebhard August S., geboren am 20. August 1733 in Frankenhausen, † am 11. Juni 1798 ebendaselbst. Nachdem er im väterlichen Hause in der früheren Jugend von Hauslehrern eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, bezog er 1741 das Pädagogium in Halle. In Göttingen, wo er seit 1742 Theologie studirte, wandte er sich vorzugsweise der exeget. Theologie zu und vertheidigte unter Heumann's und Feuerlein's Vorsitz zwei Dissertationen: „De septuaginta legatis Christi, Luc. X“ und „Variae observationes in art. XXIV. August. confessionis“. Nach späterem kurzen Aufenthalt in Leipzig und Tübingen, wo er die höchste Würde der Weltweisheit annahm, besuchte er die vornehmsten Bibliotheken in der Schweiz und in Straßburg, um deren handschriftliche Schätze zu benutzen. Bei seinem festen Vorsatz, sich auf einer Universität niederzulassen und Collegia zu lesen, fiel seine Wahl auf Göttingen. Hier habilitirte er sich im J. 1750 durch eine Dissertation: „Nexus dictorum epistolae ad Hebr. Cap. V. 11 usque ad VI. 22 perlustratus“ und ließ bald darauf eine andere Abhandlung: „De antiquo Basileensis bibliothecae codice graeco quatuor evangeliorum manu in membrana scripto observationes quaedam criticae“ drucken. 1752 erschien seine Schrift: „De pravo cupiditatum ardore irrito et vanissimo. Jac. IV. s. 6“. — Durch mehreres Ungemach in der Familie, namentlich aber durch das unvermuthete Ableben seiner Mutter wurde er genöthigt, Göttingen zu verlassen, ohne seine Disputation halten zu können, und nach Frankenhausen zurückzukehren. Hier lernte ihn sein Fürst kennen und wünschte, diesen Mann seinem Lande zu erhalten; er vermochte ihn daher, eine Predigerstelle an der Oberkirche anzunehmen. 1764 wurde S. Diakonus, 1769 Archidiakonus an der Hauptkirche, erhielt 1771 Sitz und Stimme im f. Consistorium, 1774 die Superintendentur und Inspection über sämmtliche Schulen der Unterherrschaft und 1775 den Titel als Consistorial- und 1793 als Kirchenrath. Altersschwäche zwang ihn 1797 um seine Entlassung nachzusuchen, welche ihm in der ehrenvollsten Weise ertheilt wurde.

Vgl. Sächsische Provinzialblätter des Grafen v. Beust, 5. Bd., S. 220 ff. — Meusel's gel. Teutschl. VII, 186. — Hankel's Vorrede zu der Sammlung der durch die Vorstellung Schmelzer's veranlaßten Reden. Frankenhausen 1779. 4°. — Müldener, Collectanea ad antiquitt. eccles. Francohusae; fol. Mscpt. im Rudolst. Archive. — Hesse, Verz. schwarzburg. Gelehrten und Künstler. Rudolstadt. Schulprogr. v. J. 1823.

Anemüller.

Schmerlin (latinisirt Axungia), ein bekannter Humanist, der sich die volltönenden Namen Publius Vigilantius (vielleicht nach einer Komödie Heinrich Bebel's: de optimo studio scholasticorum vom Jahre 1501, in welcher ein Humanist Vigilantius mit einem scholastischen Sophisten Lentulus disputirt) Bacillarius (bacilla, die Fettbeere) Arbilla (Fett) beizulegen pflegte, geboren zu

Straßburg i. E. 1485, ermordet zwischen Wimpfen und Ravensburg 1512. Er ward, nachdem er mehrfach seinen Aufenthaltsort gewechselt, auf Veranlassung des Bischofs von Lebus, Dietrich v. Bülow (s. A. D. B. V, 182) als Professor der Beredsamkeit an die neu zu gründende Universität zu Frankfurt a. O. berufen, woselbst er schon im Januar 1506 seine Vorlesungen über die ars poetica des Horaz eröffnete. Von den Festlichkeiten bei ihrer Einweihung am 26. April 1506, in Gegenwart der beiden markgräflichen Brüder Joachim I. und Albert, hat er dann mit rhetorischem Prunk eine Beschreibung in lateinischer Sprache geliefert (wieder abgedruckt bei Becman, Auctarium notitiae univers. Francof. 1706). Sein Ruf und der seines Collegen Ragius Aesticampianus (s. A. D. B. I, 133) lockte an die neue Universität auf kurze Zeit auch den jungen Ulrich v. Hutten, der jener Beschreibung ein lateinisches Gedicht von zwanzig Distichen zum Preise Frankfurts hinzufügte und noch 1510 seine Querelae dem S. und Trebellius zum Druck übersandte. Im J. 1512 wurde S. von Sehnsucht ergriffen, Italien zu besuchen. Aber ehe er die Alpen erreichte, traf ihn die Mörderhand. Erst nach seinem Tode erschienen, von seinem Freunde Achatius Philostorgus aus Elbing edirt, seine „Bellica progymnastica Ruppini celebrata“, eine Verherrlichung des vom Kurfürsten Joachim I. am 21.—26. Februar 1509 zu Ruppin abgehaltenen Turnieres, nach der Relation des kurfürstl. Raths Joh. Schrag. Sie wurden wieder edirt von J. P. v. Gundling 1719 und in den Scriptores rerum Brandenburgicarum von Kleyb 1742—53, II, 1, auch übersetzt 1724 unter dem Titel: Tapfferkeit des Märkischen Adels.

Becman, Notitia univ. Francof. 1706. — Böcking, Hutteni Opp. Supplem. im Index.

R. Schwarze.

Schmersahl: Elias Friedrich S., lutherischer Theolog und Litterarhistoriker des 18. Jahrhunderts, geboren am 2. April 1719 zu Dannenberg in Hannover, † am 16. April 1775 als Garnisonsprediger in Celle. — Er war der Sohn des Cantors und Organisten A. J. Schmersahlen und der Maria Christine geb. Stockmann, Tochter des Bürgermeisters zu Dannenberg. Nachdem er beide Eltern frühe verloren (der Vater starb 1723, die Mutter 1725), besuchte er die Schule zu Dannenberg und Lüneburg, studirte 1737 ff. in Jena Philosophie und Theologie (als Schüler von J. G. Walch) und wurde hier 1739 Magister durch Vertheidigung einer Dissertation über die apostolischen Grußformeln (praes. Walch). Dann setzte er seit 1740 seine Studien in Göttingen fort und erhielt hier die Rechte eines magister legens, ging aber noch in demselben Jahre nach Hannover, wo er seine theologische Prüfung bestand und 1741 unter die Candidaten des Predigtamts aufgenommen wurde. Nachdem er hierauf an mehreren Orten Hauslehrer gewesen, wurde er 1744 bei den damals an den Rhein marschirenden hannoverschen Truppen als Feldprediger angestellt, 1746 aber zum Pastor zu Stemmen in Hannover, zuletzt 1755 zum Garnisonsprediger in Celle ernannt. Als Mann von vielseitiger Begabung, Gelehrsamkeit und Belesenheit benutzte er die Muße seines Pfarramts zu allerlei litterarischen Arbeiten. Nachdem er schon zu Jena und Göttingen einige kleine philosophische Abhandlungen (traité de l'avenir, de virtute, de opinione, de fundamento religionis in atheo, auch miscellanea stili poetici) herausgegeben, schrieb er eine „Historie der Weltweisheit“ (Celle 1744), dann Theologisches, z. B. eine natürliche Erklärung der Geschichte Saul's (Hannover 1751), eine theologia definitiva (Göttingen 1751, Hannover 1766), gab Predigten heraus u. d. T. „Homiletische Vorrathskammer“ (1752—53), lieferte Beiträge zu Zeitschriften, z. B. zum Hessischen Hebopfer, zur Bremisch-Verdischen Bibliothek, zu den Acta hist. eccl., dem Hamburger Magazin, auch genealogische Beiträge

zur Geschichte der Herren von Reden, von der Decken, von Alten. Besonders bekannt aber machte er sich durch einige litterargeschichtliche Sammelwerke, nämlich: 1) „Zuverlässige Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten", Bd. I, 1.—4. Stück. Celle 1748—50. 8° und Bd. II, 1.—4. Stück. Celle 1751—53; Neue Nachrichten, Leipzig 1753/4, 2 Bände; Vermischte Beiträge, Celle 1756; und 2) „Geschichte jetzt lebender Gottesgelehrter". 8 Stücke in 1 Bd. Langensalza 1751 (mit Lebensbeschreibungen von Zinzendorf, Mosheim, Heumann, Fresenius, Carpzov, Bahrdt, Jerusalem und andern Theologen des achtzehnten Jahrhunderts).

Eine Autobiographie von ihm erschien u. d. T. Lebensgeschichte des Herrn E. F. Schmersahl, von ihm selbst aufgesetzt, zum Druck befördert durch Joh. Christof Ludwig, Pastor ad B. M. V. zu Nordhausen. Langensalza 1759. 8°. Neue Auflage 1765. 8°. Außerdem vgl. Trinius, Geschichte berühmter Gottesgelehrter II, 29—52. — Meusel, Gel. Teutschland VII, 187 ff. — Ders., Lexikon XII, 232 ff. — Historisch-statistische Beschreibung der Stadt Celle. 1826. S. 130.

Wagenmann.

Schmettau: Ferdinande v. S., bekannt durch das Opfer, welches sie im J. 1813 in Gestalt ihres Haarschmuckes auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, war am 26. April 1798 zu Bartenstein in Ostpreußen, wo ihr Vater als Major im 58. Infanterieregiment von Courbière in Garnison stand, geboren. Als dieser 1811 als Regimentscommandeur zu Breslau verabschiedet war, erhielt er statt einer Pension die Domäne Bergel bei Ohlau und siedelte mit seiner Familie dorthin über. Er lebte in beschränkten Verhältnissen. Als bei der Erhebung zur Abwerfung des Joches der Fremdherrschaft im J. 1813 Hoch und Niedrig sich drängte beizusteuern zu den Lasten des Staates und ihre älteren Schwestern ihren geringfügigen Schmuck diesem Zwecke widmeten, hatte Nanni — so hieß Ferdinande v. S. im Kreise der Familie — nichts zu bieten. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie bat den Vater, welcher seine und der Seinen Gaben in Breslau abliefern wollte, sie dorthin mitzunehmen. In Breslau wandte sie sich an einen Friseur und verkaufte ihm für zwei Thaler ihr schönes blondes Haar. Das Geld schenkte sie dem Staate zur Bestreitung der Kriegskosten. Durch einen Zufall hörte der Commissionsrath Heun, bekannter unter seinem Schriftstellernamen H. Clauren, damals Secretär des Staatskanzlers Fürst Hardenberg, von dem Geschehenen und gründete darauf einen Plan, das Haar nutzbringender zu verwerthen. Er ließ Uhr-, Arm-, Halsbänder und dergleichen Dinge daraus verfertigen und löste so 196 Thaler und 8 Groschen. Ferdinande's That war in Aller Munde; die Erzählung derselben trug dazu bei, die Opferfreudigkeit Vieler zu erhöhen. Als am 17. März 1863 die fünfzigjährige Wiederkehr desjenigen Tages gefeiert wurde, an welchem König Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen gerufen hatte, ward Ferdinande v. S. auf Veranlassung des Generals v. Wrangel zur Theilnahme an den in Berlin stattfindenden Festlichkeiten eingeladen. Sie erfreute sich hier großer Auszeichnungen, ward zur Ehrenstiftsdame des Klosters Zehdenick ernannt und erhielt eine Präbende. Sie ist unvermählt geblieben, ihr Leben war ihrer Familie gewidmet. Sie starb am 24. Mai 1875 zu Kösen in Thüringen.

A. v. Ziehlberg, Ferdinande von Schmettau. Dessau 1886.

B. Poten.

Schmettau: Friedrich Wilhelm Karl Graf v. S., preußischer Generallieutenant, am 14. April 1742 zu Berlin geboren, ein Neffe der Grafen Samuel und Karl Christof v. S., kam nach dem Siebenjährigen Kriege in die Umgebung Friedrich's des Großen, zu dessen Lieblingen er gehörte, und machte sich durch seine kartographischen Arbeiten einen Namen, indem er eine Aufnahme von

Mecklenburg-Schwerin in 16 und eine solche von Mecklenburg-Strelitz in 9 Blättern herausgab. Ein „Tableau aller durch den königlich preußischen Oberst Graf v. Schmettau von 1767 bis 1787 aufgenommenen und zusammengetragenen Länder“, kurzweg die „Schmettauische Karte“ genannt, wird von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes zu Berlin aufbewahrt. Es sind 200 Blätter in sehr großem Format, auf Leinwand gezogen, im Maßstabe von 1 : 50000 mit der Hand gezeichnet. Zum Adjutanten des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders des Königs, ernannt, trat er zu seinem Chef in sehr nahe Beziehungen, in noch nähere vielleicht, über welche mannichfach geredet wurde, zu dessen Gemahlin, der Mutter der Prinzen Louis Ferdinand und August und der Fürstin Radziwill. Ein sehr freimüthig geschriebenes Werk, welches er mit vielen Karten und Plänen unter dem Titel „Mémoires raisonnées sur la campagne de 1778 en Bohême“, Gotha 1789 (deutsch „Ueber den Feldzug der preußischen Armee in Böhmen im Jahre 1778 nebst einigen Bemerkungen über das Praktische der Kriegskunst“) veröffentlichte, zog ihm die Ungnade des Königs zu. Dieser Umstand, verbunden mit der Unabhängigkeit, welche ein bedeutendes Vermögen ihm gab, veranlaßte ihn, 1790 seinen Abschied zu nehmen. Er lebte nun in Berlin und kaufte 1804 das Schloß zu Köpenick, welches er nach seinem Geschmack einrichtete (Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1862). Schon vorher als Generalmajor von der Armee dem Heere wieder nähergetreten, übernahm er vor Ausbruch des Krieges von 1806 den Befehl einer Division. Er hatte zu den Unterzeichnern der am 2. September dem Könige eingereichten Denkschrift gehört, in welcher höhere Officiere, unter Führung königlicher Prinzen, lebhaft für das Losschlagen eintraten. Am 14. October, dem Tage der Schlacht von Auerstädt, führte er das Commando der Vorhut des Herzogs von Braunschweig. Beim Angriff auf Hassenhausen ward er verwundet, verbarg aber seinen Zustand, bis eine zweite Kugel ihn traf, ward nach Weimar zurückgebracht und starb dort, unvermählt, am 18. desselben Monats. — S. ist außerdem der Bearbeiter von „Geheime Nachrichten von dem Kriege in Ungarn in den Feldzügen 1737—1739“, Leipzig und Zwickau 1772 (auch französisch und lateinisch erschienen), an welchen die Generale S. und K. C. Grafen Schmettau theilgenommen hatten. Clausewitz schreibt über ihn in „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe“ (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, 2. Band, 10. Heft, S. 441. Berlin 1889): „Er besaß eine etwas veraltete Bildung und, wenn er sonst als großer Kritikus den Ideen und Gewohnheiten seiner Zeit etwas voraus gewesen sein mag, so war er so fest stehen geblieben, daß er gegen die neue Zeit zurückgeblieben war und auch nicht gern gründliche Notiz davon nahm. Aber er war ein klarer und bestimmter Mensch, ein ruhiger, fester, entschlossener Charakter, der noch einen tüchtigen Soldaten abgegeben hätte.“

B. Poten.

Schmettau: Hermann Woldemar Graf v. S., ein Gelehrter, geboren zu Dresden 1717, studirte zu Leipzig die Rechte und beschäftigte sich daneben eifrig mit Sprachen, von denen er auch das Griechische und Hebräische gründlich erlernte, und mit der Gottesgelahrtheit, namentlich mit dem dogmatischen Theile der letzteren, ging dann nach Paris, wo er unter Leitung seines Oheims von mütterlicher Seite, des Marschalls Löwendal, kriegswissenschaftlichen Studien oblag, und nahm zuletzt seinen Aufenthalt in Dänemark. Er gelangte hier zu hohen Titeln und Würden, ward General der Cavallerie und 1764 Generalgouverneur von Norwegen, legte das letztere Amt jedoch bald wieder nieder und lebte in Ploen, wo er am 24. October 1785 starb. Es sind einige Schriften

von ihm gedruckt, welche im Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1808 verstorbenen deutschen Schriftsteller von J. G. Meusel, 12. Band, S. 239, Leipzig 1812, genannt sind.

B. Poten.

Schmettau: Johann Ernst v. S., preußischer Generalmajor, 1703 zu Zeitz, wo sein 1732 als Hofrath und Geheimer Archivarius zu Berlin verstorbener Vater im Dienste des Herzogs von Sachsen-Zeitz stand, geboren, trat jung als Gefreiterkorporal in das preußische Infanterieregiment Markgraf Albrecht, ward aber bald in desselben Markgrafen Regiment zu Pferd (seit 1738 Leibcarabinierregiment) versetzt. Als Rittmeister in letzterem zog er in den 1. Schlesischen Krieg, ward 1744 Major und erhielt für Auszeichnung bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), wo er verwundet wurde, den Orden pour le mérite. Den Siebenjährigen Krieg machte er in höheren Stellungen mit. Bei Ausbruch desselben war er freilich schon Oberst, aber noch immer nicht Regimentscommandeur, erst als der letztere bei Kolin (18. Juni 1757) gefallen und S. an seine Stelle getreten war, verlieh der König, welcher ihn seines Verhaltens wegen öffentlich belobte, ihm das Commando. In seiner neuen Eigenschaft that er sich in der unglücklichen Schlacht an der Lohe oder bei Breslau (22. November 1757) rühmlichst hervor, so daß der aus Sachsen herbeieilende König ihn vor der Schlacht bei Leuthen (5. December 1757) zum Generalmajor beförderte. Auch in letzterer Schlacht und bei Kunersdorf (12. August 1759) bewährte er sich und in der Folge wurden ihm mehrfach größere Aufträge zu Theil, bei deren Ausführung er das vom Könige in ihn gesetzte Vertrauen meist rechtfertigte. Nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Grätz jedoch, über welchen S. am 17. Januar 1758 von Troppau aus berichtete, schrieb ihm der König: „Da seind sie unbesonnen nach Grätz herangelaufen und haben es nicht genug en force attaquiret" (Politische Correspondenz Friedrich's II., XVI, 178, Berlin 1888). 1760 befehligte er eine Abtheilung von 15 Bataillonen, 10 Schwadronen in der Ober-, später in der Niederlausitz, 1762 hatte er in der Gegend von Erfurt Contributionen einzutreiben. Er starb am 1. Mai 1764 zu Neustadt in Oberschlesien.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Th., Berlin 1790.

B. Poten.

Schmettau: Karl Christof Graf v. S., preußischer Generallieutenant, Bruder von Samuel v. S., am 8. Juni 1696 zu Berlin geboren, kam durch einen Oheim, welcher dänischer General war, ganz jung in dänische Dienste und machte in einem Kürassierregimente, in welchem er 1709 zum Cornet ernannt wurde, den Spanischen Erbfolgekrieg von der Schlacht von Malplaquet (11. Sept. 1709) an bis zum Friedensschlusse mit, nahm 1714 an der Blockade von Wismar und 1715 an der Belagerung von Stralsund theil, verließ dann, da sein Oheim ausgeschieden war und er nicht erwarten konnte, in Dänemark ein gutes Fortkommen zu finden, 1716 mit dem Titel als Rittmeister den dänischen Dienst, ging mit Empfehlungen seines Bruders nach Oesterreich, machte in der Umgebung des Herzogs von Braunschweig-Bevern den Türkenkrieg bis zum Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) mit, versuchte aber vergeblich eine Anstellung in kaiserlichen Diensten zu finden. Dagegen erhielt er solche, wieder durch die Fürsprache seines Bruders, als Hauptmann und Befehlshaber einer Compagnie in dem in österreichischem Solde stehenden Infanterieregiment Ansbach, welches bestimmt war, in Sicilien gegen die Spanier zu fechten. S. nahm hier, auf dem nämlichen Kriegsschauplatze, auf welchem auch sein Bruder thätig war, im J. 1719 an der Schlacht bei Francavilla und an der Belagerung von Messina

theil. 1721 ward er mit dem Regimente in das kaiserliche Heer aufgenommen, kam mit demselben im Breisgau in Garnison, stand dem Prinzen Louis von Württemberg 1732 als Generalquartiermeister in Corsica zur Seite, wohin Oesterreich 9000 Mann im Solde Genuas zum Kampfe gegen die für ihre Befreiung vom Joche des Freistaates kämpfenden Einwohner sandte (vgl. Zeitschrift für Kunst, Geschichte und Wissenschaft des Krieges, 69. Band, Berlin 1847), und begleitete darauf den Prinzen Eugen von Savoyen 1734—1735 auf dessen letztem thatenlosem Feldzuge an den Rhein. Als er nach Wien zurückkehrte, fand er dort seinen Bruder in einflußreicher Stellung, wodurch auch er festeren Fuß faßte. Als Commandeur des demselben verliehenen Infanterieregiments machte er darauf den Türkenkrieg von 1737—1739 mit. Das Ausscheiden seines Bruders aus dem österreichischen Heere veranlaßte, daß er dem Beispiele folgte. Wie jener fand er in seinem Heimathlande Preußen Aufnahme. Am 5. Mai 1741 langte er auf dem Kriegsschauplatze in Schlesien an. Friedrich II. ernannte ihn zum Oberst mit der Aussicht auf das Commando des nächsten freiwerdenden Infanterieregiments, behielt ihn aber bei sich und verwendete ihn zu Generalstabsgeschäften. Im Frühjahr 1743 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, 1744 ward er zum Generalquartiermeister, 1755 zum Generallieutenant (Patent von 1753) und zum Gouverneur von Peitz (Ehrenstellung und Geldquelle) ernannt, auch ward ihm der Schwarze Adlerorden verliehen. Er stand damals in hoher Gunst und Gnade. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, bildete der König auf Schmettau's Vorstellung einen kleinen Generalstab, an dessen Spitze dieser als Generalquartiermeister stand; er war in alle Pläne und Geheimnisse eingeweiht, soweit des Königs Selbständigkeit dies überhaupt zuließ. Im Frühjahr 1757 war es von großer Wichtigkeit, daß das Heer, welches Preußens Verbündete im Hannoverschen sammelten, im Sinne des Königs und im Einklange mit seinem Kriegsplane verwendet wurde. Um dies zu erreichen, sandte er S. nach Hannover, wo bei den Ministern des in London weilenden König-Kurfürst Georg's III. die Entscheidung lag. Der Versuch, dieselben zu Entschließungen, wie der König sie wünschte, zu bestimmen, mißlang. Dieser maß die Schuld lediglich ihrer Unfähigkeit, einen Feldzugsplan zu begreifen, bei; Westphalen, der mit den Verhältnissen genau bekannte Geheimsecretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, spricht aber S. von einem Theile jenes Verschuldens nicht frei; sein hochstrebendes Wesen sei nicht geeignet gewesen, die Meinung der Minister für die seine zu gewinnen. Der Herzog von Cumberland, welcher gekommen war, um jenes Heer anzuführen, wünschte S. an seiner Seite zu behalten und machte ihm zu diesem Zwecke glänzende Anerbietungen; S. glaubte aber dieselben ablehnen und zum Könige zurückkehren zu müssen. Als er in Böhmen ankam, erfuhr er, daß von dort Briefe an ihn abgegangen waren, welche, wenn sie ihn rechtzeitig erreicht hätten, sein Bleiben beim Herzoge veranlaßt haben würden. Nach der Schlacht bei Prag befand er sich bei Keith vor der belagerten Stadt. Als nach der Schlacht bei Kolin der Versuch, sich Prags zu bemächtigen, aufgegeben werden mußte und Prinz August Wilhelm den Oberbefehl eines Heerestheiles erhielt, mit welchem er sich möglichst lange in Böhmen behaupten sollte, stand S. unter seinem Befehl. Die Erledigung des Auftrages entsprach den Erwartungen des Königs durchaus nicht; der Prinz fiel in vollständige Ungnade und S., welcher anscheinend in des Königs Gunst überhaupt gesunken war, theilte dieselbe. Er blieb zunächst ohne Verwendung, Friedrich erklärte ihn für einen Schwarzseher. Erst im folgenden Jahre, als Prinz Heinrich das Commando in Sachsen erhielt, wurde er, auf Vorschlag desselben, Commandant von Dresden. Es war dies freilich eine Vertrauensstellung, welche sowol militärische, wie auch staats- und weltmännische Fähigkeiten er-

forderte, aber sie stand an Bedeutung tief unter jener Wirksamkeit, welche ihm sein früheres Amt in der Umgebung des Königs angewiesen hatte. Die thatkräftige Art und Weise, in welcher er in derselben Daun entgegentrat, als dieser sich im November 1758 zum Angriff auf die Stadt anschickte, führte vorübergehend eine günstigere Stimmung des Königs gegen seinen General herbei. Letzterer hatte damals rücksichtslos die Vorstädte abbrennen lassen und sich angeschickt, Dresden selbst auf das äußerste zu vertheidigen, als das Nahen des Königs die Oesterreicher zum Abzuge bewog. Aber schon das nächste Jahr rief die Ungnade Friedrich's von neuem hervor und beendete zugleich Schmettau's soldatische Laufbahn. Der unglückliche Gang des Krieges im Sommer 1759 gestattete dem Oberbefehlshaber der Reichstruppen, dem Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken, ein neues Unternehmen auf Dresden einzuleiten. S. zog sich in die Altstadt zurück, bereitete kräftigen Widerstand vor und wies alle Versuche, ihn zur Uebergabe zu bestimmen, ab. Da erhielt er nach der Niederlage, welche Friedrich am 12. August bei Kunersdorf erlitten hatte, die Weisung, Dresden, falls es nicht zu halten sei, zu übergeben, wenn nur die Kassen, welche 5600000 Thaler enthielten, gerettet werden könnten. Die Annäherung des Generals Wunsch, welcher zum Entsatze nahte, ließ die Belagerer fürchten, daß sie ihren Zweck mit Waffengewalt nicht durchsetzen würden. Sie beschritten von neuem den Weg der Unterhandlung und bewogen S., der von dem nahenden Entsatze nichts wußte und nur danach trachten mußte, die anvertrauten Gelder, deren Preußen so dringend bedurfte, dem Könige zu erhalten, mit dem kaiserlichen General Maquire eine Capitulation abzuschließen, in Gemäßheit deren er mit allen Ehren, unter Mitnahme der Kassen, aber unter Zurücklassung der Magazine, am 5. September abziehen sollte. Eben war der Anfang mit dem Abmarsche gemacht, als die Kunde von dem unmittelbar bevorstehenden Nahen von Entsatztruppen eintraf. Die Oesterreicher erfüllten die Bedingungen der geschlossenen Uebereinkunft nur mangelhaft, S. hätte daraus vielleicht die Berechtigung herleiten können, dieselbe rückgängig zu machen, und der Vicecommandant Hofmann versuchte dies in der That, S. aber ließ sich nicht darauf ein. Er hatte nur die ihm aufgetragene Sorge für die Gelder im Auge und setzte auch trotz der durch das Verhalten des Feindes ihm erwachsenden Schwierigkeiten die Rettung derselben durch. Des Königs Gnade war jedoch auf immer für ihn verloren. Er konnte freilich nicht zu rechtlicher Verantwortung gezogen werden, aber er erhielt seine Entlassung mit nur 1000 Thaler Pension, wurde, nachdem er zuerst in Charlottenburg gewohnt hatte, nach Brandenburg an der Havel verwiesen und ist dort am 27. October 1775 gestorben.

Lebensbeschreibung von seinem Sohne, dem Hauptmann Grafen von Schmettau, Berlin 1806.

B. Poten.

Schmettau: Samuel Graf v. S., österreichischer, später preußischer Generalfeldmarschall, am 26. März 1684 als ein Sohn des 1709 zu London als preußischer Amtskammerrath gestorbenen Samuel v. S. geboren, trieb früh kriegswissenschaftliche Studien, besonders Mathematik und Befestigungskunst, trat aber sehr jung in dänische Kriegsdienste, in denen er durch den Einfluß eines Oheims, welcher dänischer General war, Aufnahme fand, nahm in einem Kürassierregimente an Kriegsereignissen, welche aus Anlaß des Nordischen Krieges 1700 im Schleswigschen stattfanden, und an den ersten Feldzügen des Spanischen Erbfolgekrieges am Oberrhein theil, vertauschte seine Stellung in dänischen Diensten im J. 1703 mit einer solchen in dem im Solde der Generalstaaten stehenden, von einem anderen seiner Verwandten befehligten markgräflich ansbachischen Dragonerregiment und erhielt in diesem nach der Schlacht bei Höchstädt

(13. August 1704), in welcher das Regiment starke Verluste erhalten hatte, in Anerkennung seines Wohlverhaltens eine Compagnie. 1708 ward er Oberstlieutenant und Generaladjutant des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel (nachmals König Friedrich I. von Schweden). In dieser Stellung nahm er an den ferneren Ereignissen des Krieges bis zu dessen Ende theil und benutzte, wie er schon früher gethan hatte, jegliche sich ihm bietende Gelegenheit, Vorfällen des Festungskrieges beizuwohnen, für welchen er eine besondere Vorliebe hatte. Nachdem der Friede geschlossen war, trat er mit dem ansbachischen Regimente in den Dienst des Kurfürsten von Sachsen, welcher mit Schweden im Kriege begriffen war. Unter dem Oberbefehl des Generals Graf Wackerbarth hatte er 1715 bei der Belagerung von Stralsund wesentlichen Antheil an der Ueberrumpelung der feindlichen Linien und an der Einnahme des Hornwerkes, welche die Uebergabe des Platzes veranlaßte. Dann focht er 1716 gegen die polnische Conföderation, schlug die Generale Gniazdowski bei Waruschow, Gurpewsky bei Konitz und bei Plonski und entwarf den Plan zu dem entscheidenden Siege bei Kowalewo. Der König-Kurfürst belohnte seine Dienste durch die Ernennung zum Oberst der Artillerie und zum Commandeur der königlichen Leibgarde. Als der Friede hergestellt war, begab S. sich 1717 nach Ungarn, wo die Kaiserlichen wider die Türken im Felde standen, that sich in den Kämpfen um Belgrad hervor und gelangte durch die Fürsprache des Prinzen Eugen von Savoyen als Generalfeldwachtmeister und Generalquartiermeister in den Dienst des Kaisers. Nachdem der am 21. Juli 1718 zu Passarowitz abgeschlossene Friede dem Türkenkriege ein Ende gemacht hatte, ging ein Theil der österreichischen Truppen sofort nach Sicilien, um in dem durch den Cardinal Alberoni herbeigeführten Quadrupelkriege gegen die Spanier zu kämpfen. Mit ihnen S., welcher am 20. Juni 1719 unter Mercy bei Francavilla focht und bei der darauffolgenden, am 19. October durch die Uebergabe der Citadelle seitens des Marchese Spinola beendeten Belagerung von Messina unter Mercy's Nachfolger Zum-Jungen die Ingenieurarbeiten leitete. Nach Friedensschluß bewerkstelligte er eine Aufnahme der Insel, deren Ergebniß eine vorzügliche Karte war. Eine gleiche Arbeit führte er später in Oberitalien in Beziehung auf Theile des Gebietes von Genua aus. Als Oesterreich letzterem Freistaate im J. 1732 ein unter dem Oberbefehl des Prinzen Louis von Württemberg stehendes Hülfscorps zum Zweck der Bewältigung eines auf Corsika ausgebrochenen Aufstandes überließ, durch welchen die Bewohner der Insel das Joch ihrer Bedrücker abzuschütteln versuchten, war S. einer der Unterbefehlshaber des Prinzen (vgl. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 69. Band, Berlin 1847). 1733 ward er zum Feldmarschalllieutenant und zum Inhaber eines Infanterieregiments ernannt und wohnte dann bis zum Jahre 1735 den kriegerischen Ereignissen am Rhein bei, welche dort aus Anlaß des polnischen Thronfolgestreites vorfielen. Während dieser Zeit erhob der kurpfälzische Hof laute Anklagen wider S., welche denselben namentlich auch des sträflichen Eigennutzes beschuldigten; bei der daraufhin angeordneten Untersuchung gelang es ihm jedoch, sich zu rechtfertigen. 1735 wurde er Generalfeldzeugmeister. Er war jetzt in Wien hochangesehen und ward bei allen wichtigen Fragen zu Rathe gezogen. Dann ging er von neuem in den Türkenkrieg, welcher von 1737 bis 1739 dauerte. Derselbe verlief für die kaiserlichen Waffen höchst unglücklich. Schmettau's Freund, der Feldmarschall Graf Seckendorf, ward dafür verantwortlich gemacht und des ersteren zahlreiche Gegner waren bemüht, ihn in den Sturz desselben zu verwickeln. Kaiser Karl VI. entzog aber S. sein Vertrauen nicht, sondern übertrug ihm vielmehr im August die Vertheidigung von Belgrad; der übereilte Friedensschluß, welcher bereits am 1. September durch Unterzeichnung der Präliminarien erfolgte, lieferte die Feste

ohne sein Verschulden in die Hände der Türken. Bevor er dieselbe übergab, verdiente er sich den Dank des feindlichen Anführers Ali Pascha dadurch, daß er ihm gegen seine meuternden Truppen Hülfe leistete. Er wurde dann Gouverneur von Temesvár und kaiserlicher Prinzipalcommissarius bei der in Gemäßheit des Friedensschlusses vorzunehmenden Grenzberichtigung. Nach des Kaisers Tode spannen Schmettau's Gegner und Neider neue Ränke gegen ihn. Er ward zwar im April 1741 Feldmarschall, erhielt aber kein Commando im Felde und fürchtete, auf die Dauer seinen Widersachern zu erliegen. Er knüpfte daher Unterhandlungen wegen Uebertritts in venetianische Dienste an und begab sich vorläufig nach Karlsbad, nahm hier den Vorschlag an, in das preußische Heer zu treten und ward, bevor er in Oesterreich den erbetenen Abschied erhalten hatte, am 12. Juni 1741 von König Friedrich II., zu welchem er sich nach Schlesien begeben hatte, zum Generalfeldzeugmeister und zum Grand-Maitre d'Artillerie mit einem Jahresgehalte von 10 000 Thalern ernannt. In Wien war man über Schmettau's eigenmächtige Entfernung mit Recht in hohem Grade aufgebracht. Sein Regiment ward im August 1741 aufgelöst; gegen ihn selbst ward eine Untersuchung eingeleitet und am 10. October d. J. wurde er in Wien unter Trommelschlag öffentlich aufgefordert, sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu verantworten. Er unternahm dies schriftlich, aber begreiflicherweise vergeblich. Um nicht sofort gegen seine langjährigen Waffengefährten fechten zu müssen, erbat er von Friedrich II. eine anderweite Verwendung und bekam den Auftrag, sich zum Kurfürsten Karl Albert von Baiern zu begeben, welchem er mit seiner Kenntniß von Land und Leuten bei dessen Heerführung zur Seite stehen sollte. Vornehmlich sollte er auf entschlossenes Vorrücken gegen Wien dringen, es gelang ihm aber nicht, das Abgehen von dieser Richtung und den durch französischen Einfluß bewirkten Marsch auf Prag zu verhindern. Bei der am 27. December 1741 stattfindenden Abschiedsaudienz verehrte ihm der Kurfürst einen werthvollen Ring und sagte öffentlich, daß er S. und seinen Rathschlägen viel zu danken habe. Friedrich der Große verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Nach der Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742), in welcher S., ohne ein Commando zu führen, mehrfach in die Leitung des Reiterkampfes eingegriffen hatte, ward er mit der Nachricht von dem erfochtenen Siege und zur Beglückwünschung des inzwischen als Karl VII. zum deutschen Kaiser erwählten Baiernfürsten entsandt, welcher den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn wieder bei sich zu haben. Ein aus diesem Anlaß von S. für den Kaiser ausgearbeiteter Bericht über die Schlacht (französisch) ist mehrfach abgedruckt worden (vgl. J. G. Droysen, „Zur Schlacht bei Chotusitz" in „Philologische und historische Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin". Aus dem Jahre 1872. Berlin 1873, S. 140, 261). Am 24. Februar 1742 hatte ihn derselbe nebst seinem Bruder und fünf Vettern in den Reichsgrafenstand erhoben. Kaiser Karl empfing ihn sehr huldvoll und beschenkte ihn mit einem goldenen, edelsteingeschmückten mathematischen Besteck, als S. ihm aber demnächst Meldung von dem zu Breslau am 11. Juni abgeschlossenen Frieden machte, verhehlte er ihm sein Mißfallen nicht; S. ward abberufen und durch Klinggräf ersetzt. 1743 ernannte König Friedrich ihn zum 1. Curator der neugestifteten Akademie der Wissenschaften. Als derselbe 1744 den Einmarsch in Böhmen plante, sandte er S. zu König Ludwig XV., um ein kräftiges Eingreifen der Franzosen in den Gang des Krieges zu betreiben. Am 29. Juli traf er in Metz ein. Seine Bemühungen hatten wenig Erfolg. Durch einen unglücklichen Zufall geriethen Schriftstücke, welche er dem Könige nach Böhmen sandte, in die Hände der österreichischen Husaren. Ihr Inhalt wies den innigen Zusammenhang der preußischen und der französischen Politik nach, enthüllte das Geheimniß des vom Könige

entworfenen Kriegsplanes und zeigte dessen ausdrückliches Verlangen, daß französische Heere nach Baiern und nach Norddeutschland gehen sollten. Der Wiener Hof beeilte sich, das in Erfahrung Gebrachte zu veröffentlichen. Der König war in unangenehmer Weise bloßgestellt. S. wurde sofort abberufen und Friedrich fügte dem betreffenden Cabinetsschreiben (Königgrätz, 22. November 1744) eigenhändig die Worte hinzu: Vous êtez un homme d'esprit et Vous Vous êtez conduit d'une façon si extraordinaire que je n'y comprends rien. C'est à Vous de porter la peine de Vos étourderies et de la rage que Vous avez d'intriguer à tort et à travers sans en avoir les ordres" (J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 5. Th., 2. Bd., S. 386). S. wurde fortan weder militärich noch diplomatisch verwendet; bei der Artillerie, an deren Spitze er dem Namen nach stand, hat er überhaupt nie irgendwelche Wirksamkeit entfaltet; dagegen war er bei den Arbeiten thätig, welche die Herstellung brauchbarer Karten zum Gegenstande hatten. Es gehörte das theilweise zu den Geschäften der Akademie, welcher am 18. November 1747 die Gerechtsame beigelegt worden war, daß die zum Gebrauche des Publicums bestimmten Karten nur unter ihrer Aufsicht hergestellt werden durften. Daher erschien auch ein vom Hofkupferstecher Schmidt gestochener Grundriß der Stadt Berlin (4 Blätter) im J. 1748 unter seiner Leitung. S. war bemüht, der Landesaufnahme durch Gradmessungen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Sein Wunsch, einen Meridian von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meere zu messen, ging freilich nicht in Erfüllung, aber noch in seinem Todesjahre nahm er Gradmessungsarbeiten auf Weißenstein (Wilhelmshöhe) bei Kassel und auf dem Brocken vor. Er starb am 18. August 1751 zu Berlin. Die Lobrede auf S. in der Akademie der Wissenschaften hielt Maupertuis.

Neue genealogisch-historische Nachrichten, 13. Theil, Leipzig 1751. — F. C. G. Hirsching's historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche im 18. Jahrhundert gelebt haben, fortgesetzt von J. H. M. Ernesti, 11. Band, 2. Abtheilung, Leipzig 1808.

B. Poten.

Schmettau: Woldemar Friedrich Graf v. S., ein verdienstvoller Schriftsteller, am 25. Februar 1749 zu Celle geboren, Sohn des Grafen Hermann Woldemar v. S. (s. d.), wurde durch den Einfluß seines Vaters schon in seinem 8. Lebensjahre in die Listen des dänischen Heeres eingetragen. Dieser ließ ihn aber, damit er nicht das Fortkommen verdienter Hinterleute beeinträchtige, nicht eintreten, sondern widmete ihn dem diplomatischen Dienste. 1767 ging er als Gesandtschaftssecretär nach Madrid, 1769 nach Warschau und 1771 als Geschäftsträger nach Dresden. 1769 ernannte ihn der König zu seinem Generaladjutanten; es war dies aber nur ein Titel, S. blieb dem Heere fern und schied 1773 ganz aus dem dänischen Dienste, um in den kurpfälzischen überzugehen, welchen er schon im folgenden Jahre aus Anlaß eines Streites mit einem angesehenen Manne wieder verließ. Er ging nun auf Reisen, lebte längere Zeit in Paris, verkehrte viel mit dem Cardinal Rohan und schrieb als „Lettre à Mr. Aubri sur la littérature allemande" die Vorrede zu einer unter dem Titel „Les passions du jeune Werther par Aubri" 1777 zu Paris erschienenen Uebersetzung von Werther's Leiden. 1778 nahm er seinen Wohnsitz in Ploen und war nun mehrfach schriftstellerisch thätig. Zunächst ohne Nennung seines Namens, indem er „Abrégé du droit public d'Allemagne" (Amsterdam 1778) nebst einem Discours préliminaire und „Ein kleiner Beytrag zur Kenntniß des französischen Staats von einem Nordteutschen, als ein Anhang zu den beiden Schriften: Finanzzustand des französischen Staats und Necker in Briefen an Iselin" (o. O., 1784) veröffentlichte. Seine Beantwortung der Frage „Welches

sind die leichtesten, sichersten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu sichern?“ (Hannover 1789, auch im Hannoverschen Magazin für 1789 und in des Verfassers kleinen Schriften, 1. Theil, abgedruckt) ward von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit einem Preise gekrönt. 1790 ertheilte ihm der König von Dänemark, welcher ihm 1781 eine Pension bewilligt hatte, den Auftrag, im Plönischen Landgerichte und im dortigen Consistorium zu sitzen. Er erhielt dafür keine Besoldung, nahm sich aber der Arbeit mit großem Eifer ein und machte sich durch seinen auf keine Weise zu beeinflussenden Gerechtigkeitssinn bekannt. Eben so groß wie seine Unparteilichkeit waren die Offenheit und der Freimuth, welche seine Schriften kennzeichnen. Am meisten kamen diese Eigenschaften in dem zuerst 1792 zu Altona erschienenen Buche (3. Auflage mit Nennung seines Namens ebenda 1795, auch in das Dänische übersetzt) „Patriotische Gedanken eines Dänen über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatenrevolutionen“ zum Ausdruck. Das Buch verwickelte den Verfasser in mehrfache litterarische Streitigkeiten und zog ihm sogar einen fiskalischen Proceß zu, obgleich im dänischen Staate weitestgehende Preßfreiheit bestand. Die wichtigsten Actenstücke des Processes sind im Jahrgange 1794 des historisch-politischen Magazins und des politischen Magazins abgedruckt. Aus dem Buche und den Gegenschriften bringt die Allgemeine Teutsche Bibliothek, XV, 127—175, Auszüge. Ein Verzeichniß der Streitschriften, sowie sämmtlicher Veröffentlichungen Schmettau's ist im Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller von J. G. Meusel, 12. Band, Leipzig 1812, abgedruckt. Den Streitigkeiten und zugleich Schmettau's langjährigen durch die Gicht hervorgerufenen und mit großer Geduld ertragenen Leiden machte sein am 7. Juli 1794 zu Ploen erfolgter Tod ein Ende. Auf seinem Grabe ward eine gebrochene Marmorsäule mit der Inschrift „Frangor non flector“ aufgestellt. Nach seinem Tode erschien ein Theil seiner Arbeiten, gedruckter wie ungedruckter, unter dem Titel „Kleine Schriften &c.“, Altona 1795, 2 Theile; ein 3., welcher zugleich Nachrichten über Schmettau's Leben bringen sollte, ist nicht herausgekommen.

B. Kordes, Lexikon der Schleswig-Holsteinischen &c. Schriftsteller, Schleswig 1797, S. 498 ff. — F. C. G. Hirsching's Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben, fortgesetzt von J. H. M. Ernesti, 11. Band, 1. Abtheilung, Leipzig 1808.

B. Poten.

Schmetterer: Modestus S., Kanonist, geboren am 17. März 1738 zu Metten (Baiern), † am 22. März 1784 zu Salzburg. Er legte am 11. September 1757 bei den Benedictinern von St. Peter in Salzburg das Ordensgelübde ab, wurde nach Vollendung der theologischen Studien daselbst im J. 1761 zum Priester geweiht, studirte die Rechtswissenschaft, erlangte darin im November 1766 die Doctorwürde, und unmittelbar darauf eine außerordentliche, 1770 die ordentliche Professur des Kirchenrechts, und wurde zugleich Geistlicher Rath. Im J. 1773 der Professur enthoben, wurde er zuerst Hofmeister der fürstlichen Edelknaben, dann Beichtvater der Nonnen von St. Georgen in Längsee (Kärnthen), nach Aufhebung dieses Klosters (1782) als Beichtvater zu den Nonnen am Nonnberge in Salzburg versetzt. Seit der Enthebung von der Professur war er in Schwermuth verfallen. Schriften: „De multiplici privilegiorum significatione.“ Salzb. 1766 (Doctordisser.). „De origine et variis gradibus clericorum in primis quinque ecclesiae saeculis.“ Ebnd. 1771. 4. „Introductio in universum ius canonicum.“ Ebnd. 1772. 4.

Zauner, S. 121. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 277; IV, fortgesetzte Nachr., S. 209. — v. Wurzbach, Lexikon XXX, 191.

v. Schulte.

Schmid: Achazius Ludwig Karl S., Jurist, geboren zu Jena am 9. April 1725, hier 1748 Doctor, Privatdocent und Advocat, wurde 1756 koburger Regierungs- und Consistorialrath, 1763 als Nachfolger seines älteren Bruders Paul Wilhelm S., durch welchen er erzogen worden war, ordentlicher Professor der Pandekten zu Jena, Beisitzer des Landgerichts, des Schöffenstuhls und der juristischen Facultät dortselbst, trat aber 1766 in weimarsche Dienste über, in welchen er zuerst zweiter Assistenzrath, sodann 1776 Wirklicher Geheimrath und Kanzler der Landesregierung wurde, und ist in dieser Stellung am 6. Juli 1784 gestorben. — Wir besitzen von ihm außer einigen romanistischen Abhandlungen hauptsächlich zwei kirchenrechtliche Lehrbücher, welche im wesentlichen Compilationen sind. Verdienstlich ist sein, großentheils aus den Acten direct geschöpfter Bericht über die Verfassung, Mittel und sonstigen Verhältnisse der Universität Jena, aus welchem der offenbar überaus tüchtige Verwaltungsbeamte hervorleuchtet.

Meusel XII, 241. — v. Schulte, Geschichte 2c. III b, 147. — Dedication seiner Doctordissertation an seinen Bruder

Ernst Landsberg.

Schmid: Anton S., verdienter Musikforscher, wurde am 30. Januar 1787 in Pihl bei Böhmisch-Leipa geboren, zeigte früh Anlagen zur Musik und erhielt demgemäß auch schon auf der untersten Schulstufe ordentlichen Gesangs- und Violinunterricht. Die hierbei erworbenen Fähigkeiten kamen ihm alsbald zu gute, da er 1798 aus Rücksicht auf die dürftige Lage seiner Familie sich gezwungen sah, im Augustinerkloster zu Böhmisch-Leipa gegen freie Kost und Aufenthalt eine Stelle als Chor- und Sacristeiknabe anzunehmen. Von hier wandte er sich 1804 zur Erweiterung seiner Bildung nach Prag, wo er sein Leben durch Privatunterricht und Mitwirkung beim Kirchenchor fristete, zugleich aber seine ersten schriftstellerischen Versuche wagte, die in zeitgenössischen Blättern und Almanachen Aufnahme fanden. In ähnlicher Weise verbrachte er auch die Jahre 1812 bis 1818 in Wien, bis ihn das Vertrauen des Grafen Dietrichstein 1818 an die Hofbibliothek berief, wo er es schon im folgenden Jahre zum Scriptor und 1844 zum Range eines Custoden brachte. Aus der ihm hier zugewiesenen Thätigkeit eines Ordners der großen musikalischen Schätze entwickelte sich allmählich und ganz sachgemäß eine ziemlich fruchtbare, gelehrte Schriftstellerei, die in ihrem Wesen wie in ihrer Form indessen in erster Linie nur einen sammelfreudigen, kenntnißreichen Bibliographen verräth. Schmid's erste größere Leistung war denn auch ein umfangreicher Beitrag einzelner Notizen zu C. F. Becker's „Systematisch-chronologischer Darstellung der Musiklitteratur“ (1836—39; Schmid's Mittheilungen tragen das Zeichen W. M.). Von seinen selbständigen Arbeiten sind zu nennen: „Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone, der erste Erfinder des Musiknotendruckes mit beweglichen Metalltypen und seine Nachfolger im 16. Jahrhundert“, Wien 1845. „Joseph Haydn und Nicola Zingarelli; Beweisführung, daß Joseph Haydn der Tonsetzer des allgemein beliebten österreichischen Volks- und Festgesanges sey“, Wien 1847. „Tschaturangavidjâ, Litteratur des Schachspiels“, Wien 1847. „Ch. W. Ritter v. Gluck, dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken; ein biographisch-ästhetischer Versuch und ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Musik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, Leipzig 1854. Letzteres, Schmid's Hauptwerk, ist in seinem biographischen Theil sehr verdienstlich und auch heute noch wichtig, wogegen die Kritik des Materials an Schärfe, die Auffassung der Persönlichkeit an Tiefe und geschichtlicher Anschauung, die

ästhetische Betrachtung der Werke an Feinfühligkeit, die Darstellung an Anschaulichkeit und Anmuth viel zu wünschen übrig lassen. Drei Jahre nach Vollendung dieses allgemein anerkannten und viel benutzten Quellenwerkes starb S. auf einer Erholungsreise zu Salzburg am 3. Juli 1857.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Arbeiten gibt Wurzbach XXX, 212 ff.

Heinrich Welti.

Schmid: Christian Heinrich S., einer der Begründer des deutschen Musenalmanachs, gewöhnlich genannt „der Gießener Schmid". Er wurde 1746 in demselben Monat wie Luther, am 24. November, in der Lutherstadt Eisleben geboren. Seine etwas verschwommene Buchmacherei zeigt leider nicht die geringste Spur von der volksmäßigen Eigenthümlichkeit, welche noch jetzt die ganze Grafschaft Mansfeld auszeichnet. Sein Vater war, wie Luther's Vater, nach dem an Erzen reichen Eisleben eingewandert, jedoch als vornehmer Bergbeamter aus dem sächsischen Erzgebirge. Schon zu Luther's Zeit war Eisleben die Hauptstadt der Grafen von Mansfeld gewesen. Diese Grafen waren 1746 noch nicht völlig ausgestorben, hatten sich aber schon lange in eine Sequestration unter kurfürstlichsächsischem Schutze fügen müssen, durch welche die nur zum Theil sächsischen Beamten so übermüthig wurden, daß es selbst in der Hauptkirche neben dem Lutherhause unangenehm auffiel. Schmid's Vater war sächsischer Berg-Commissionsrath, Bergvoigt in Thüringen, Zehntner in Sangerhausen und Bottendorf und Bergvoigt in der Grafschaft Mansfeld kursächsischen Antheiles. Einer der Söhne dieses Johann Christian S. nahm eine ähnliche Stellung als Bergmann am Harze ein, denn er wird Oberzehntner und Bergvoigt zu Thüringen und Stolberg genannt. Er starb 1795 und demnach, wie die meisten der zahlreichen Kinder des sächsischen Berg-Commissionsrathes, früher als ihr ältester Bruder, der Gießener Schmid. Denselben hat nur sein Bruder Karl Ferdinand, Professor der Moral und der Politik in Wittenberg, überlebt. Im allgemeinen hatten die Söhne diese immerhin schon bedeutenden Lebensstellungen vorzugsweise den Anstrengungen zu danken, die der Vater für ihre Erziehung machte. Nach dem frühen Tode seiner Gattin, der einzigen Tochter des Eislebischen Bürgermeisters Wappendeutsch, beschloß er, diese Erziehung durchzuführen, ohne daß er seinen Kindern eine Stiefmutter gab. Dagegen wurde das Hauswesen nicht eingeschränkt. Den Kindern wurde neben dem Schreib- und Tanzlehrer eine Französin „außerordentlich" gehalten. Durch die Selbstbiographie, welche der eitle Stadtprediger Fränkel in Dresden für den dritten Band der Schattenrisse edler Teutschen des Heren v. Loßius schrieb, erhalten wir ein Bild von dem Hauswesen des für seine Kinder so besorgten Beamten in Eisleben nach dem Tode seiner Gattin. Fränkel sollte die Kinder frisiren, auch als Hauslehrer in einer Stube mit steinernem Pflaster sich selbst einheizen und dazu das Holz spellen. Das that er nun zwar nicht. Aber ein entsetzlicher Dampf vom Rüböl seiner Lampe erfüllte die Stube und vermischte sich mit dem Schulstaube, welchen die den ganzen Tag in dem Zimmer umherspringenden vier Söhne des Zehntners erregten. Die vier Knaben waren an Jahren, Fähigkeiten und Temperament verschieden und der Unterricht dauerte von früh 4 bis abends 10 Uhr. Fränkel erkrankte daher im Schmid'schen Hause und mußte sich erst bei seinen armen Eltern in Oschatz (der Vater war Tuchmacher und Wollkämmer) wieder erholen. Fränkel, der sich vom Wollkämmer zum Alumnen in Pforta aufgeschwungen hatte, war offenbar ein ausgezeichneter Lehrer und da er selbst in der Mathematik hervorragte, mag sein anregender Unterricht schon zu Chr. H. Schmid's Vielseitigkeit beigetragen haben, der Fränkel's Klagen über das Schmid'sche Haus in Eisleben nicht geradezu widerlegen konnte. Wie es scheint, erhielt Chr. H. S. nach Fränkel's Abgang vier oder fünf „Haupt-

lehrer“. Zuletzt kamen die Privatissima des Rectors an dem von Luther gegründeten Eislebischen Gymnasium hinzu, obgleich der Gießener Schmid noch als angesehener Universitätsprofessor bemüht sein mußte, sich einen besseren lateinischen Stil zuzulegen. Spätestens auf der Universität machte der Sohn den Fehler, daß er seine Studien für seine von Haus aus nicht sehr umfassenden Talente etwas zu weit ausdehnte, wovor schon Klopstock in der Gelehrtenrepublik warnt. Im Herbst 1762 sandte ihn der Vater auf die Universität Leipzig. Hier war es ihm zwar gestattet, in den ersten zwei Jahren die anbefohlenen juristischen Studien noch bei Seite zu lassen. Doch ist schon darin, daß er außer seinem Bruder Karl Ferdinand zu verschiedenen Zeiten auch das halbe Erzgebirge als Stubenburschen aufnahm, wol die starke Abhängigkeit von den Bergmannsbeziehungen seines Vaters zu erkennen. Dagegen wird Goethe, der doch auch von 1765—1768 in Leipzig war, in Schmid’s Selbstbiographie bei Strieder nicht erwähnt, noch weniger Schmid’s unterharzischer Landsmann G. A. Bürger, der, bis Bürger nach Göttingen und S. nach Erfurt ging, immer nur 3—4 Meilen von ihm entfernt gelebt hatte. Nur Michaelis (s. A. D. B. XXI, 688) wird er einige Anregung verdankt haben, während der Umgang mit Dyk doch hauptsächlich seine buchhändlerischen Beziehungen flott machte. Vorlesungen hörte er in den ersten zwei Jahren unter andern nicht bloß bei Gellert, sondern auch bei Ernesti, welcher Fränkel’s liebster Lehrer gewesen war. In dieser Zeit war S. Philosoph und Philolog. Dann aber mußte er seine belletristischen Bücher verkaufen und seine juristische Hausbibliothek zur Hand nehmen, welche ihm sein Stiefgroßvater Wiesener testamentarisch „prälegirt“ hatte. Wenn nicht allein seine Ausbildung keine harmonische wurde, sondern auch seine Leistungen nirgends über das Mittelmäßige hinauswiesen, so sind wohl die allzu speciellen und von ihm gewissenhaft befolgten Aufgaben des sonst um ihn hochverdienten Vaters mit daran schuld. Er sollte sich nun noch 3 Jahre zum Eintritt als Docent in die Leipziger Juristenfacultät oder in den Rath der Stadt Leipzig vorbereiten. Die Verwandten von Finkelthauß (s. A. D. B. XXX, 209) und Theodor Körner vereinigten in verschiedenen Jahrhunderten zu Leipzig beides mit einander. S. erwählte das Erstere, und indem er genau das anbefohlene Ziel im Auge hatte, wurde er 1766 ein Leipziger Magister und ließ 1767 seine lateinische akademische Habilitationsrede drucken, wonach er für später auf eine juristische Professur in Leipzig Anspruch hatte. Der Beginn seiner Vorlesungen in Leipzig verzögerte sich bloß dadurch etwas, daß sein Vater, der „Bergvoigt von Thüringen“, schwer erkrankte und ihn während einer Operation, welcher er sich in Jena unterzog, dort zur Seite haben wollte. 1769 wurde der Sohn Doctor juris und Professor juris elegantioris ordinis, letzteres jedoch noch nicht in Leipzig, sondern erst in Erfurt und auch dort vorläufig ohne Gehalt. Gleichwol läßt sich, trotz des schon früher über die für ihn in litterarischer Hinsicht verderbliche Vielseitigkeit Gesagten, nicht in Abrede stellen, daß die Beziehungen, in welche er als Jurist sogleich zu den beiden Universitäten Leipzig und Erfurt trat, ihm eine Stellung im Leben gaben, wie sie G. A. Bürger weder als Justizamtmann noch als Kantianer und Aesthetiker an der Universität Göttingen je erreicht hat. Auch das väterliche Vermögen, welches größer gewesen sein wird, als das großväterliche bei Bürger, vor allen Dingen aber seine eigene, allem Anscheine nach stets sittliche Führung verhinderte wol, daß er jemals in die zu jener Zeit doppelt gefährliche Lage eines gewöhnlichen Litteraten gerieth, wiewol er seinen Leistungen nach es nur zu oft war. Es könnte hier um so weniger meine Absicht sein, eine Bibliographie der Arbeiten von S. zu geben, als gerade in dieser Beziehung die verschiedenen Folgen des hessischen Gelehrtenlexikons, zu dem zuletzt selbst die Brüder Grimm beisteuerten, schon für S. bemerkenswerthes lieferten.

Schon um die Zeit der Habilitationsschrift von 1767 betrat er das Gebiet der schönen Wissenschaften mit seiner „Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen und Nachrichten von den neuesten Dichtern“, die nur in der hier verschwindenden Nebensache, den Nachrichten über die Dichter, Eigenes bietet und in der Theorie, also da, wo S. von Anderen ganz abhängig ist, durch den in nichts gerechtfertigten dreisten und zuversichtlichen Ton verletzt, mit dem er nach Küttner's Bemerkung überhaupt als Sammler, Richter und Tadler auftrat. Wie schon gesagt, ist S. außer Stande, irgend etwas zu leisten, was über die damals neue Theorie der Poesie hinausweist. Dennoch beginnt er sogleich mit einem aufregenden „Sendschreiben“. Obgleich er nur den „angenommenen Urtheilen“ folgen will und kann, zeigt er doch schon jene Unvorsichtigkeit, die ihn nach Küttner blindlings an kritischen Parteistreitigkeiten und sogar an denen der Komödianten theilnehmen ließ. Die Philosophen, sagt S., hätten sich zu Gesetzgebern des Geschmackes gemacht, „ohne die ihnen natürliche Geschmacklosigkeit ganz zu verleugnen“. Unter den Vätern der Aesthetiker wird Baumgarten anerkannt, Meier verachtet. Aesthetik sei die Logik der schönen Künste der Inbegriff ihrer Regeln. Das Band, welches die Poesie mit der Beredsamkeit, der Musik, den bildenden Künsten verknüpfe, sei aber keine Entdeckung der damaligen Zeit. Diese Künste hätten einander selbst so sichtlich die Hände gereicht, daß ihre Verwandtschaft nicht lange hätte unbekannt bleiben können. Zuweilen sei über ihren Vorrang ein Streit geführt worden. Niemals sei er zu entscheiden gewesen und habe sie derowegen auch niemals recht entzweien können. Die eigentliche Beschaffenheit dieses Bandes sei lange Zeit so unsichtbar geblieben als Anfang und Ende der homerischen Kette. Eben erst in den damaligen Tagen habe man es gewagt, den allgemeinen Regeln aller schönen Künste tiefer nachzuforschen. Außer an Baumgarten hat S. hierbei jedenfalls auch noch an Klopstock, ja, an Funk (den nordischen Beobachter), freilich auch jedenfalls an Lessing gedacht. An Lessing aber wird übersehen, daß Minna v. Barnhelm, die unter den Lustspielen nur beiläufig erwähnt und Lessing's „Freigeiste“ nachgesetzt wird, bis dahin seine beste Dichtung war. Die „Nachrichten von den neusten Dichtern“, wie sie später auch in den ersten Musenalmanachen gegeben wurden, waren an sich nicht ohne Werth, erläutern aber die „Theorie der Poesie“, auf welche es doch hier allein ankommen konnte, so viel als gar nicht. Als kritische Arbeit trägt das Werk den Stempel einer Zeit, in welcher Lessing sich als Kritiker zurückgezogen hatte und das Mittelmäßige die Führung der Litteratur an sich zu reißen suchte, bis Herder als neuer kritischer Leitstern anerkannt wurde. Der während dieses Interregnums von Gleim vorgeschobene Geheime Rath Klotz hatte auch auf Erfurt eingewirkt, obgleich es jetzt während Wieland's Anwesenheit zum zweiten Male einen litterarischen Glanz hätte entfalten können, wie es ihn zur Zeit von Helius Eobanus Hessus gezeigt hatte. Außer Wieland waren Meusel, Riedel und Herel Schmid's Collegen in Erfurt. Auch mit Bahrdt war er dort wie später in Gießen durch die akademische Thätigkeit vereint, wenn er auch wenig mit ihm sympathisirte. Für einen Musenalmanachs-Redacteur war Erfurt kein so guter Aufenthaltsort als Göttingen, wo die Lyrik die schönsten neuen Blüthen trieb. Ueber Schmid's Beziehungen zur Lyrik sagt Nebel: „Dichter war er nicht, aber er war ein enthusiastischer Freund und ein sehr glücklicher Beurtheiler von Arbeiten dieser Art.“ Das scheint mir schon deswegen, wenigstens für die Jugendzeit, nicht genau, weil ich ihm z. B. in seinem „Almanach der deutschen Musen für 1774“ doch wenigstens das Gedicht auf den Tod seines Freundes Michaelis, etwas zaghafter auch die vielleicht allerdings Kretschmann gehörende juristische Ode vom September 1772 zuschreiben möchte. Ein ebenso enthusiastischer Freund der Lyrik als Boie, den er während des Aufenthaltes in

Jena zuerst kennen gelernt hatte, mag S. gewesen sein. Indessen steht sein Almanach sehr merklich hinter dem Göttingischen zurück, und daß er nie Gelegenheit hatte, sich als glücklichen Beurtheiler in der Art zu zeigen wie Boie bei dem Entstehen der Lenore, vielleicht auch daß er selbst zu wenig Lyriker war, mag wol am meisten dazu beigetragen haben, daß er einen Ehrenplatz in der Litteratur neben Boie nicht erhalten hat, wie denn z. B. sein Name in allen Registern zu sämmtlichen litterarhistorischen Sammelwerken von Gosche und Schnorr nicht ein einziges Mal vorkommt. Wie Boie, erwarb sich auch S. das Verdienst, die englische Litteratur der damaligen deutschen näher zu rücken. Freilich übersetzte er wol mehr als billig auch für das Theater aus dem Französischen. Sein „Almanach der deutschen Musen“ ohne seinen Namen, kenntlich nur an der jedesmaligen vorhergeschickten „Notiz poetischer Neuigkeiten“, die vielleicht für die Litteraturgeschichte das Werthvollste ist, was wir S. verdanken, erschien sogar noch früher als der Göttinger Musenalmanach, legte aber freilich eben dadurch schon den ersten Grund zu so mancher üblen Nachrede, die sich an Schmid's Namen knüpft. Es fanden sich einige Stücke in beiden Musenalmanachen, und die Herausgeber des Leipziger Almanachs schienen die abgesetzten Bogen des Göttingischen gekannt zu haben. Jedoch muß erwähnt werden, daß in den deshalb schon im ersten Theile des Göttinger Almanachs erhobenen Anklagen nur der ursprüngliche Verleger, Doodsley, erwähnt wurde, der allerdings ein berüchtigter Nachdrucker war. Karl Goedeke schreibt S. den „Leipziger Musenalmanach von 1771—1776“ zu. Mir ist es besonders wichtig, festzustellen, daß die „Anthologie der Deutschen“, die S. seit 1770 herausgab, nicht etwa nur dasselbe Werk wie der Leipziger Musenalmanach mit anderem Titel ist. Im ersten Theile der Anthologie werden u. a. Lessing's Lustspiele „Damon“ und „Die alte Jungfer“ abgedruckt. Die Vorerinnerung zu „Damon“ beginnt: „In einer gewissen Monatsschrift von kurzer Dauer, den Ermunterungen, die 1747 in Hamburg erschienen, stehen unter einer Menge schlechter Sachen auch verschiedene Gedichte von Lessing, die er hernach in seine Kleinigkeiten aufgenommen. Unter anderen habe ich auch dieses Lustspiel gefunden, das er zwar mit Recht selbst verworfen zu haben scheint.“ Verglichen mit der Anthologie zeigt der Musenalmanach das Streben Originalarbeiten zu bringen. Nach Goedeke trat an die Stelle der Anthologie von 1774—1778 das „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde“, dessen Mitradacteur Dyk war. Ein dem Musenalmanach und der Anthologie verwandtes Unternehmen war auch Schmid's „Biographie der Dichter“, das er 1769 und 1770 als Professor in Erfurt herausgab. Er behandelt griechische, römische, englische und deutsche Dichter. Im ersten Bande scheint mir die von Pyra, im zweiten die von Uz am werthvollsten. Zu der letzteren lieferte ihm Uz den Stoff. Besonders bemerkenswerth ist das, was über die Theilnahme von Uz an Klopstock's und Zollikofer's Bestrebungen für Kirchengesang und von Ramler's Aenderungen, deren keine Uz annahm, gesagt wird. Ich kann mich von jetzt an über Schmid's litterarische Arbeiten kurz fassen. Eine Monographie über ihn würde jedoch an Strieder und Justi noch manche andere kleine Untersuchungen zu knüpfen haben, wobei auch die schon erwähnte Frage nach eigenen lyrischen Versuchen nicht zu übersehen wäre. Jedenfalls war S. mehr der Recensent des Tages als Boie, wenn er auch nicht wie dieser Hebammendienste bei dem Entstehen einer Lenore geleistet und als Kritiker nur allzuviel geirrt hat. Durch seine Thätigkeit als Recensent wetteiferte er allein mit den Unternehmungen von Klotz und Nicolai und wenn er auch bloß die gröbsten Fehler von Klotz vermied, wurde er doch ein äußerlich lebhafter Mitarbeiter der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung. 1771 trat zu Erfurt ein Sterbefall ein, durch welchen S. „die Hoffnung auf ein Salar“ erhielt. Die Aussicht zer-

schlug sich und er folgte im nämlichen Jahre einem Rufe nach Gießen, wo er auch noch der O. L. B. Wolff seiner Zeit wurde. Er hatte sogar das Glück, an diesem Orte als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in der philosophischen Facultät Verwendung zu finden. Indessen kam die dadurch vorgeschriebene Concentration zu spät und es war nicht zu bemerken, daß er nun als Schriftsteller noch auf eine höhere Stufe gehoben worden wäre. Es fallen sogar gerade in die erste Gießener Zeit drei kleine litterarische Vorfälle, von denen der erste nicht dazu dienen kann, sein Ansehen in unseren Augen zu vermehren, und von denen der zweite und dritte ihm schon in den Augen seiner Zeitgenossen sehr geschadet haben. Nach Bertuch's Briefen an Gleim vom 24. October 1774 sandte er nämlich einen Aufsatz über seinen verstorbenen Freund Michaelis für Wieland's Merkur, dessen Mitherausgeber Bertuch war, ein, worin er Gleim und Michaelis in dem Streite mit Spalding und wegen der Schrift von Pastor Amor, den Gleim selbst der Vergessenheit zu übergeben wünschte, auf eine sehr frivole Weise in Schutz nehmen wollte. Der zweite Fall war der, daß S. nicht allein in dem oben erwähnten Jahrgange des Leipziger Musenalmanachs, sondern auch in Wieland's Merkur (und in einer dramaturgischen Abhandlung, Leipzig 1774) eine Mangel an vollkommenem Verständniß zeigende Recension von Goethe's Götz v. Berlichingen schrieb, was Wieland sehr klug benutzte, um hinterher durch eine meisterhafte Vertheidigung des Götz für immer seinen Frieden mit Goethe zu schließen. Endlich griff S. die Gedichte des später sogenannten Müller's von Itzehoe (s. A. D. B. XXII, 789) an, der allerdings als Lyriker keineswegs hoch stand, aber seinen vielgelesenen Roman Siegfried v. Lindenberg benutzte, um sich durch eine eingeflochtene bittere Charakteristik des Kritikers zu rächen. S. wird in diesem Romane der Lumpensammler am Parnasse genannt, der hinter den Gärten der Gelehrten Kehricht und Misthaufen durchwühle, ob er einen kassirten Brouillon oder sonst einen verworfenen Lumpen von einem Gedichte aufstöbern könne. Das verhunze er dann vollends durch Abschneiden und Anflicken, mache daraus seine Theorie der Poesie, einen „vierleibigen" Kalender für die Barbiergesellen und die alten Weiber. Darin krieche er vor Einigen wie ein Hund, vor Anderen wedle er mit dem Schwanze, wieder Anderen fahre er in die Beine. Auch spüre er schärfer nach Anekdoten als Siegfried v. Lindenberg's Lieblingshund, Türck, nach Feldhühnern. Als der genannte Roman zum ersten Male gedruckt wurde, war S. schon mehrere Jahre Professor in Gießen. Er sagte dort selbst noch in späterer Zeit, daß seinen schriftstellerischen Arbeiten die Feile abgehe. Er las Encyklopädie, Aesthetik, Litterärgeschichte, römische Alterthümer und römische Schriftsteller. Sein Hörsaal war in der Regel nur klein. Doch hörten ihn 1785 130 Studenten, als er den Horaz zergliederte. Sein Vortrag, lebhaft und blühend, soll gut gewesen sein. Die Reden, die er als eigentlicher Professor eloquentiae gehalten zu haben scheint, waren elegant und von vielen Handbewegungen begleitet. Bei seiner dreimaligen Verwaltung des Prorectorates trat er als strenger Rechtsgelehrter auf, fand aber doch auch den Beifall seines Hofes. Wenn er persönlich trotz mancher falschen Ansichten der Zeit, welche er theilte, doch als Schöngeist untadelhaft lebte, so war seine Amtsführung sogar musterhaft. Niemand eröffnete die akademischen Vorlesungen früher als er. Wenn S. in der ersten Periode seiner Thätigkeit als Gelehrter seit 1769 äußerlich doch in Sturm und Drang gelebt hatte, wie wenig er als veralteter Anakreontiker auch Sturm und Drang in Wahrheit verstand, so folgte wegen der ansehnlichen Erbschaft nach dem Tode seines Vaters im J. 1782 eine zweite, fast rein idyllische Periode seines äußeren Daseins. Weit entfernt nun, etwa von Zeit zu Zeit größere wissenschaftliche Reisen zu unternehmen, verschönerte er die Einrichtung seines erst jetzt gastfrei geöffneten Hauses. Immer hatte er in kleineren Gesellschaften frei=

müthig und mit Laune gesprochen, während er in den größeren schüchtern war. Ueber den Mangel an Beachtung als Schriftsteller tröstete ihn nun ein glückliches Familienleben. Seine Frau, die Tochter des Pfarrers Schultz zu Michelrieth, die er 1774 geheirathet hatte, gebar ihm 1784 eine Tochter, welche ihn überlebte. Der Bruder seiner Frau wurde Superintendent in Gießen. Sein Garten, kleine Ferienreisen und noch kürzere Ausflüge auf das Land wurden ihm immer lieber. Es sah blühend aus und war niemals krank. Doch hätte man seiner Beleibtheit wegen einen raschen Tod für ihn fürchten können. In der That machte am 21. Juli 1800 ein Stickfluß seinem Leben ein Ende, als er eben einen neuen „gesellschaftlichen Spaziergang aufs Land“ unternehmen wollte. 1784 war er hessen-darmstädtischer Regierungsrath, 1787 zweiter, 1797 alleiniger Universitätsbibliothekar geworden Auch erhielt er die erste Stelle in der philosophischen Facultät. Trotz der großen Zahl seiner Schriften hatte er doch das 54. Lebensjahr noch nicht beendet. Von seinen Schriften aus der oben bezeichneten ersten Periode seines späteren Lebens führe ich noch an „Michaelis' Leben“ (1775, vgl. oben), und aus der zweiten „Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmsten verstorbenen teutschen Dichter“ (2 Bde. 1785). Damit war die Anregung zu dem späteren Nekrolog von Schlichtegroll gegeben. Auch über Bahrdt und Riedel hat er geschrieben. Schmid's Bildniß findet sich in der Olla-Potrida von 1782 und in Bock's Sammlung von Bildnissen (1796). Das Letztere ist nicht ähnlich.

Meusel's G. T. — Strieder, Hess. Gelehrten-Geschichte XIII, 61—95 (1802); vgl. ebenda XV, 364. — Christian Heinrich Schmid v. E. L. W. Nebel, Prof. d. Med. zu Gießen, in Justi's Hess. Denkw., 3. Thl., S. 435 bis 441 (1802); vgl. ebenda in Bd. IV das Register S. 663. — Meusels Lexikon. — Goedeke (2. Ausgabe) I, 683, 686. — Müller von Itzehoe bei Kürschner, Nationallitt. LVII, 360, 361.

H. Pröhle.

Schmid: Christian Friedrich S., geboren am 25. Mai 1794 zu Bickelsberg OA. Sulz (Württemberg), † als Professor der evangelischen Theologie am 28. März 1852 in Tübingen, schlug die Laufbahn des Vaters ein, welcher als Decan in Böblingen starb, und wurde ebenfalls Theologe. Er war Zögling der niedern evangelischen Seminare Denkendorf und Maulbronn, später des höhern Seminars in Tübingen. Nach vollendeter Studienzeit und einjährigem Vicariat in Kirchberg AO. Marbach wurde der begabte und kenntnißreiche junge Mann, der als Repetent nach Tübingen gekommen war, 1819 zunächst provisorisch mit der Besorgung der praktischen Fächer des durch Bahnmaier's Versetzung erledigten theologischen Lehrstuhls und mit der Leitung des kurz vorher neu eingerichteten Predigerinstituts betraut. 1821 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, 1826 zum ordentlichen und in demselben Jahre von seiner Facultät mit der Doctorwürde honoris causa beehrt. Aeußerlich einfach und gleichmäßig, aber in reicher gesegneter Wirksamkeit, mit steigendem Einfluß und Erfolg, floß sein Leben dahin. Dreimal wurde ihm die Führung des Universitäts-Rectorats anvertraut, 1840 wurde er in die Vertrauens-Commission für die Festsetzung einer neuen Liturgie berufen, 1841 zum Superattendent in die Mitleitung des evangelischen Seminars erwählt, 1835 setzte er eine wesentliche Erweiterung des Predigerinstituts durch, 1848 nahm er an den Berathungen für die Verfassung der evangelischen Kirche theil. Seine Vorlesungen umfaßten neben Ethik und den ihm zugewiesenen praktischen Fächern (Homiletik, Katechetik, Didaktik, Pädagogik, Anleitung zur homiletischen Bearbeitung der Perikopen) die Erklärung der Paulinischen Briefe, besonders des Römerbriefes, Symbolik und

Erklärung der symbolischen Bücher, besonders aber die Darstellung der Lehre der Evangelisten und der Apostel (neutestamentliche Theologie), einige Mal hielt er öffentliche Vorträge über Religion und Christenthum für Studirende aller Facultäten; ebenso betheiligte er sich mit seinen Collegen an einer „theologischen Societät" (1823), welche aber keine große Bedeutung gewann. — S. war als Studirender von dem Supranaturalismus, wie ihn Flatt und Bengel lehrten, beeinflußt, aber seine selbständige, allem Einseitigen abgeneigte Natur verschloß sich den Einwirkungen von Schleiermacher und von seinem Collegen Baur nicht, eigenartig bildete er seinen theologischen Standpunkt weiter, wie sich derselbe in der historisch-genetischen Auffassung des Christenthums, die seine neutestamentliche Theologie zeigt, am deutlichsten zu erkennen gibt. In seltener Weise vereinigte er praktische Tüchtigkeit und Gewandtheit mit wissenschaftlicher Tiefe; durch seine weitgehenden Kenntnisse, welche sich auch über die ästhetischen Gebiete erstreckten, durch seine feine Schriftauslegung, durch den Ernst, mit welchem er die Lebenskraft des Christenthums zeigte und hervorhob, durch seine ganze charaktervolle und doch milde Persönlichkeit war er vorzüglich dazu geeignet, seine Schüler und Zuhörer ebenso zu streng wissenschaftlichen Studien anzuregen, als sie für die spätere Laufbahn des Predigers vorzubilden. Trotzdem daß er selbst kein Muster der Kanzelberedsamkeit war und daß in seinen Vorlesungen manchfache Ungleichheit waltete, war er doch für ganze Generationen württembergischer Geistlicher Leiter und Führer; in der Zeit, da der herrschende Geist unter der Tübinger Studentenwelt der Hegel'sche war, bildete er mit seinen positiven, aber keineswegs engherzigen Anschauungen einen Damm gegen eine Ueberfluthung dieses Standpunktes; verehrt von unzähligen Studirenden, hochgeehrt von seinen Collegen in und außerhalb seiner Facultät, ein gern gesuchter Berather Vieler, freundlich gegen Jedermann, war er eine Zierde der Tübinger Universität in jener Zeit; der Einfluß, welchen sie auf die Entwicklung des Protestantismus in Deutschland überhaupt ausübte, beruhte wesentlich auch darauf, daß neben Baur und Beck auch S. und Landerer zu der theologischen Facultät gehörten. — Seine letzten Lebensjahre waren durch manches Unwohlsein getrübt. Am 28. März 1852 starb er infolge eines Herzleidens. Seiner Ehe mit Sophie Friederike Ferdinande Weckherlin waren ein Sohn und zwei Töchter entstammt. — Schriftstellerisch war S. nie sehr thätig; seine beiden Hauptwerke: „Biblische Theologie des neuen Testaments" und „Christliche Sittenlehre" wurden erst nach seinem Tode herausgegeben. Das erste 1853 von C. Weizsäcker, seitdem öfters aufgelegt, das andere 1861 von A. Heller. Von Programmen gab er heraus: „Observationes pertinentes ad naturam peccati I—III", 1826—1828; „De Paulinae ad Romanos epistolae consilio et argumento", 1830. „Quaeritur, quatenus ex ecclesiae evangelicae principiis existere possit doctrinae christianae scientia", 1831. „De notione legis in theologia Christanorum morali", 1832. „Apologiae litterarum ad Romanos Paulinarum fragmenta", 1834. Von seinen Abhandlungen in der Tübinger Zeitschrift für Theologie, deren Mitherausgeber er war, ist hervorzuheben die im J. 1838 erschienene: „Ueber das Interesse und den Stand der biblischen Theologie des neuen Testaments in unserer Zeit". Im Verein mit W. Hofacker gab er eine Predigtsammlung heraus: „Zeugnisse evangelischer Wahrheit" I—III, 1839—1841.

Nekrolog im Schwäb. Merkur 1852. — Realencyklopädie von Herzog, 2. Aufl. XIII, 596 ff. — C. Weizsäcker, Lehrer u. Unterr. an d. evang.-theol. Facultät von Tübingen. 1877. — C. Weizsäcker, Vorwort zu der Theologie des neuen Testaments.

Theodor Schott.

Schmid: Christoph v. S., Domcapitular, verdienter Jugendschriftsteller, geboren am 15. August 1768 zu Dinkelsbühl, † am 3. September 1854 zu Augsburg, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der ehemaligen bischöflichen Universität zu Dillingen unter der Leitung zweier vortrefflicher Männer, des Dr. J. v. Weber und des Joh. Mich. Sailer, des bekannten nachmaligen Bischofs von Regensburg. Nach Vollendung seiner theologischen Studien 1791 zum Priester geweiht, wirkte er einige Jahre als Pfarrgehülfe zu Nassenbeuren bei Mindelheim, dann in Seeg im Algäu, worauf er vom Grafen v. Stadion als Schulbeneficiat und Schulinspector nach Thannhausen a. d. Mindel berufen wurde. Hier in seiner stillen geistlichen Wirksamkeit, die ihm Gelegenheit zum Verkehr mit der Jugend gab und auch Zeit zu geistigem Schaffen ließ, faßte er, der Neigung seines Gemüthes und seiner Begabung folgend, den Plan, durch geeignete, der jugendlichen Gefühls- und Anschauungswelt angepaßte Erzählungen einen nach christlich-sittlicher Richtung hin wirkenden Einfluß auf die Jugenderziehung zu üben. Die erste Aufgabe, die er sich stellte, war die Behandlung biblischer Stoffe in der ebenbezeichneten Weise, um so den Inhalt der Schrift, der ja in der eigenartigen Form dem jugendlichen Verständniß oft fremdartig erscheint und fern liegt, bei geeigneter Auswahl in leicht faßlicher Erzählform der Jugend zugänglich und werth zu machen. So entstand zuerst Schmid's allbekannte „Biblische Geschichte für Kinder", die seit 1801 in 6 Bändchen erschien, der nicht lange nachher sein Büchlein „Erster Unterricht von Gott" und das „Lehr- und Lesebüchlein in hundert kurzen Erzählungen" folgte, die sämmtlich bald in den katholischen Volksschulen Baierns und dann allmählich in vielen katholischen Schulen anderer deutschen Staaten eingeführt wurden. Nachdem S. fast 20 Jahre in Thannhausen segensreich gewirkt hatte, gestalteten sich die Erträgnisse seiner Stelle infolge der Abtretung des Hochstifts Augsburg, zu dem die Pfarrei Thannhausen gehörte, an Baiern so gering, daß er sich zur Bewerbung um eine anderweitige Pfarrstelle veranlaßt sah. Inzwischen wurde ihm 1815 durch die Vermitteiung eines einflußreichen Freundes seitens der bairischen Regierung die eben erledigte theologische Professur an der Landshuter Universität und die damit verbundene Leitung des dortigen theologischen Seminars angetragen; so ehrenvoll auch dieser Antrag und so bedrängt auch Schmid's Lage war, so lehnte er ihn dennoch ab und zwar aus Gründen, die seiner persönlichen Stellung und Anschauung gegenüber den Verhältnissen der Landshuter theologischen Facultät entsprangen. Im folgenden Jahre wurde die Pfarrei Stadion bei Ulm erledigt, über die sein Gönner, Graf Stadion, das Patronatsrecht besaß und die nun S. erhielt. Nicht lange nachher eröffnete sich ihm wiederum die Aussicht zu höheren Aemtern: seitens der Universität Tübingen erhielt er einen Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie; ferner suchte man ihn als Vorstand des Priesterseminars zu Rottenburg zu gewinnen. S. lehnte auch diese Anträge ab, neben anderen Gründen vornehmlich durch die Erwägung bestimmt, daß jene Stellungen mit ihren wissenschaftlichen Anforderungen ihm nicht mehr Muße lassen würden, seiner Neigung folgen und seine Begabung zum Wohle der Jugend verwerthen zu können. Erwähnt mag noch werden, daß S. während seiner Wirksamkeit zu Stadion von der katholischen Geistlichkeit Württembergs für den erledigten Bischofsitz von Rottenburg als Landesbischof der Regierung in Vorschlag gebracht wurde, was jedoch besonderer äußerer Umstände halber nicht die staatliche Zustimmung erhielt. In Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit und seiner Verdienste um die Jugendbildung berief König Ludwig I. von Boiern 1827 S. nach Baiern zurück und verlieh ihm die Stelle eines Domcapitulars zu Augsburg, womit seit 1832 noch das Amt eines Kreisscholarchen

verbunden war. In diesem neuen Wirkungskreis, der Zeit und Thätigkeit in nicht geringem Maße in Anspruch nahm, blieb S. gleichwohl fortwährend bis zu seinem Tode seinem innerlichen und eigentlichen Berufe als Jugendschriftsteller treu. Von morgens 4 Uhr an saß er zu jeder Jahreszeit an seinem Arbeitstische, um so die Zeit für diese Aufgabe zu gewinnen, den „nur die Zeit von morgens 4 bis 8 Uhr gehört vom Tage mir, darum muß ich sie benützen", pflegte er zu sagen. Entsprechend dieser fleißigen Ausnützung der Zeit ist aber auch die stattliche Zahl seiner Schriften. Außer der erwähnten „Biblischen Geschichte", sowie den beiden anderen für den Unterricht berechneten Lehrbüchern, die zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Verfasser lenkten, hat S. ganz besonders seinen Namen in der Folge bekannt gemacht durch eine Reihe wirklich echter und gediegener Jugenderzählungen, die sich durch Gemüthswärme, liebenswürdige Heiterkeit, fromme Gesinnung, sowie durch seine durchaus dem jugendlichen Sinn und der kindlichen Denkart entsprechende Darstellungsweise in hohem Grade auszeichnen. Von seinen etwa 50 Jugendschriften sind hier vor allem „Die Ostereier" (Landshut 1816) zu nennen, die wohl alt und jung kennt und einmal oder mehrmals mit Lust gelesen hat. Mit dieser Erzählung begründete S. zuerst in weiten Kreisen seinen Ruf auf dem Gebiete der Jugendschriften, und gewöhnlich bezeichnete S. sich in seinen nachherigen Erzählungen als „Verfasser der Ostereier". Weiter sind zu nennen: „Der Weihnachtsabend", „Der Kanarienvogel, Das Täubchen", „Ludwig, der kleine Auswanderer", „Die Hopfenblüthe", „Der gute Fridolin und der böse Dietrich", „Rosa von Tannenburg", „Das hölzerne Kreuz", „Das Blumenkörbchen", „Eustachius", „Heinrich v. Eichenfels", „Genovefa", sodann die „Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde" (4 Bdchen., Landshut 1823—29) u. s. w. Die meisten Erzählungen sind zuerst einzeln in kleinen Bändchen erschienen, die nach Umfang und Einrichtung zugleich das Maß ausdrücken, in welchem sich die Lectüre der Jugend halten soll. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften mit Einschluß der biblischen Geschichte in 24 Bändchen hat S. noch selbst besorgt (Augsburg 1844—46; 2. Aufl., 18 Bdchen., 1856—61). Von Schmid's später herausgegebenen Schriften sind noch zu erwähnen die von 1847—50 erschienenen Erzählungen: „Waldomir, eine alte Sage nebst zwei kleineren Erzählungen aus neuerer Zeit", „Adelheid v. Thalheim", „Deutsche Frauen der Vorzeit" und „Florentin Walther, ein verständiger und rechtschaffener Bauersmann". Neuere Gesammtausgaben umfassen so ziemlich Schmid's sämmtliche Jugendschriften mit Ausnahme der für den Unterricht bestimmten Bücher, worunter wir nur die im Verlage von Manz zu Regensburg 1885 in 28 Bändchen erschienene hier anführen. — S. entnahm mit Vorliebe seine Stoffe aus der Ritterzeit oder aus der Legende. Durch die Vorführung der Vorzeit mit ihren alterthümlichen Einrichtungen, ihrer einfachen Anschauungs- und Lebensweise gewinnen seine Schilderungen einen eigenartigen Reiz für das jugendliche Gemüth. Hin und wieder ist ein schon bekannter Stoff in die alte Zeit verlegt in neuer Gestaltung und Einkleidung. Die Naturschilderungen beschränken sich meist auf anmuthige und liebliche Umrahmung der Handlung. Der Gang der Handlung selbst bewegt sich gewöhnlich in der Störung des Glückes guter Menschen, wo dann die göttliche Gerechtigkeit rechtzeitig wieder ausgleichend eingreift, deren allmächtiges Walten besonders betont wird. Die Weckung werkthätiger Frömmigkeit in den Herzen der Jugend ist eine der Hauptaufgaben, die der Verfasser sich stellt. Die technische Behandlung gibt manchmal Anlaß zu einigen Ausstellungen: die Entwickelung der Handlung ist zuweilen einförmig; es fehlt an Spannung und das Kommende läßt sich leicht errathen. Dem Wunderbaren ist öfters eine allzu starke Wirkung eingeräumt. In einigen der späteren Erzählungen will man confessionelle

Richtung finden, wie in dem „Karthäuserkloster" und in „Adelheid v. Thalheim"; obgleich man bei der Würdigung des Verfassers wol den katholischen Geistlichen nicht vergessen darf, der in den Anschauungen seiner Kirche lebte, so darf man anderseits auch nicht übersehen, daß S. bekanntlich ein Geistlicher von mildester Gesinnung, und jeglichem confessionellen Eiferthum im Grunde seines Herzens abhold war, weshalb die Annahme confessioneller Tendenz bei dem sonstigen Charakter des Mannes wol nicht begründet erscheint. Auch mehrere Dichtungen hat S. hinterlassen, die sich in Lesebüchern zerstreut finden, wie „St. Meinrad und die Raben", „Das Waldhorn" u. a. Schmid's Jugendschriften haben eine außerordentliche Verbreitung nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Italien, selbst in Nordamerika gefunden, und sind in die meisten lebenden Sprachen übersetzt. Schon 1833 erschien zu Paris eine Ausgabe derselben in 22 Bändchen; sie fanden in Frankreich eine ungemein günstige Aufnahme, wo der Verfasser als „le chanoine Schmid" der Jugendwelt bekannt und werth ist. 1853 erschien Schmid's letzte, jedoch unvollendete Schrift: „Erinnerungen aus meinem Leben" in 2 Bändchen; das zweite Bändchen enthält zumeist Erinnerungen an seinen hochverehrten Lehrer, den Bischof Sailer. Obwol in hohem Greisenalter von ihm verfaßt, sind diese Erinnerungen mit großer Wärme und seltener Gedächtnißtreue niedergeschrieben. Daß dem um die Herzensbildung der Jugend so hochverdienten Manne auch die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste zu theil wurde, ist selbstverständlich. König Ludwig I. von Baiern ernannte S. 1837 zum Ritter des Verdienstordens der bairischen Krone und 1850 verlieh ihm König Maximilian II. das Comthurkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael. Sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte S. 1841 auf den Wunsch der Bürger seiner Vaterstadt in Dinkelsbühl, wo dem Jubelgreis ein festlicher Empfang bereitet wurde; der 80. Geburtstag Schmid's war für Augsburg ein öffentlicher Festtag, und 1848 sandte ihm die Universität Prag in Anlaß der Feier ihres 500jährigen Bestehens das Diplom der theologischen Doctorwürde.

S. war zeitlebens eine kindlich fromme Natur, ein gläubiger Sohn und pflichtgetreuer Priester seiner Kirche, der mit echter Glaubensinnigkeit duldsame Milde gegenüber Andersgläubigen und ruhiges klares Verständniß bezüglich Andersdenkender zu verbinden wußte, ein hochbegabter Jugendschriftsteller, der deshalb mit so großem sittlichen Erfolg für die Jugend schreiben konnte, weil er als Mann und selbst noch als Greis mit ihr empfand und sie verstand. Bis in sein hohes Greisenalter blieb S. körperlich und geistig rüstig und gesund; ein langes arbeitsames, von äußerem Leid fast nicht berührtes Leben war ihm beschieden; er starb am 3. September 1854, ein Opfer der Cholera. Seine Selbstbiographie: „Erinnerungen aus meinem Leben" wurde nach seinem Tode von Werfer („Briefe und Tagebuchblätter", München 1871) vervollständigt.

Vgl. K. G. Hergang, Pädagog. Realencyklopädie II, 608, 609. — Schmid's Selbstbiographie, vollendet u. herausg. von Werfer, 4 Bde. Augsburg 1853—57. — Werfer, Briefe u. Tagebuchblätter von Chr. v. Schmid. München 1871.

Binder.

Schmid: Ernst Erhard S., Professor der Naturgeschichte an der Universität Jena, ein außerordentlich kenntnißreicher und thätiger Naturforscher, war am 22. Mai 1815 zu Hildburghausen geboren, siedelte jedoch schon in jungen Jahren mit seinem Vater Karl Ernst S., Professor der Rechtswissenschaft, nach Jena über. Hier erhielt er seine Bildung an den verschiedenen Lehranstalten, besuchte dann erst die Jenenser Universität, dann auf ein Jahr jene in Wien, wo er besonders in der mineralogischen Wissenschaft förderliche Kenntnisse sich

aneignete. Im übrigen widmete er sich der Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfange und wurde ein besonders eifriger Anhänger der Fries-Kant'schen Philosophie. Im J. 1839 doctorirte S., trat 1840 als Privatdocent an der Universität Jena auf und veröffentlichte die Dissertation: „Elementa doctrinae de luce undulatoriae inductionibus comprobata". 1843 wurde er zum außerordentlichen Professor der Naturwissenschaft ernannt und gründete mit Schleiden und Anderen das physiologische Institut, an dem er namentlich durch regen Verkehr mit den Zuhörern ungemein segensreich wirkte, obwol er außerdem genöthigt war, über die verschiedensten naturwissenschaftlichen Fächer, wie Mineralogie, Geologie, Petrefactenkunde, ökonomische Technologie, Experimental- und mathematische Physik, reine Mathematik, allgemeine und medicinische Chemie Vorlesungen zu halten, wodurch er seine Kräfte sehr zersplitterte. Erst mit der Ernennung zum ordentlichen Professor, 1856, trat eine wesentliche Wendung zum Bessern ein und er konnte von da an seine ganze Thätigkeit den mineralogisch-geologischen Studien zuwenden. Nichtsdestoweniger war er schon vor dieser Zeit mit einer großen Reihe von wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten vor das Publicum getreten. Dahin gehören die Beiträge zur Encyklopädie der ges. theoretischen Naturwissenschaften (1850), „Lehrbuch der Meteorologie" mit 21 Tafeln (1860), dessen Vorzüge selbst Dove anerkannte, dann gemeinschaftlich mit Schleiden: „Geognostische Verhältnisse des Saalthals" (1846) und „Ueber die Natur der Kieselhölzer" (1855), gemeinschaftlich mit K. Koch: „Die Fährtenabdrücke im bunten Sandstein", ferner „Ueber Muschelkalk bei Jena", „Topograph.-geognostische Karte der Umgebung von Jena", „Ueber fossile Saurierknochen aus dem Muschelkalk von Jena", „Ueber basaltische Gesteine der Rhön" und über zahlreiche naturwissenschaftliche Gegenstände der verschiedensten Art. Seit 1856 behandeln seine weiteren Publicationen nahezu ausschließlich Stoffe aus dem Gebiete der Mineralogie, Geologie und Petrefactenkunde. Zu ersteren gehören die Mittheilungen über Whewellit, Desmin, Mesolith, Steatargillit, Skolezit, Pseudogaylussit, Datolith, Xanthosiderit, Arragonit, Okenit, Psilomelan u. s. w., theils in den Sitz. d. Jen. Gesell. f. Med. u. Nat., theils in Poggendorff's Annalen. Paläontologischen Inhalts sind die Abhandlungen: „Ueber tertiäre Meeresconchylien bei Buttstadt" (Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1867), „Ueber Fischzähne der Trias bei Jena" (1861). Mit Vorliebe befaßte sich S. mit petrographischen Untersuchungen, die er meist durch chemische Analysen zu vervollständigen suchte. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind von hervorragender Bedeutung. In dieser Richtung können angeführt werden: „Die Melaphyre der Mombächler Höfen", „Die quarzfreien Porphyre des centralen Thüringer Waldes" (1880), in welcher Schrift er eine generelle Eintheilung der Gesteine aus diesem Gebiete auf chemisch-mineralogischer Grundlage lieferte. Dazu kommen ferner zahlreiche Abhandlungen von vorherrschend geologischem Inhalt, wie: „Die Gliederung der oberen Trias" (Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1864), „Die Kaoline des thüringischen Buntsandsteins" (das. 1876), „Ueber schaligen Sandstein im obersten Muschelkalk und den weißen Boden" (das. 1871), „Der Ehrenberg bei Ilmenau" (1876), „Der Muschelkalk des östlichen Thüringens" (1876) als eine Zusammenfassung all der Beobachtung über dieses Triasglied, welche er bis dahin gesammelt hatte rc. rc. In den letzten Jahren seines Lebens betheiligte sich S. an der von der königl. preuß. geologischen Landesanstalt veranstalteten Herstellung von geologischen Karten Preußens und der Thüringer Staaten aufs eifrigste und übernahm die Kartirung mehrer Blätter des Thüringer Gebietes (gegen 25), welche mit begleitenden Erläuterungsheften erschienen sind. Ueber einzelne besondere Untersuchungen gab er überdies noch weitere Erläuterungen in den Jahr-

büchern dieser Anstalt, wie z. B.: Ueber den ostthüringischen Röth, den unteren Keuper dieser Gegend, die Wachsenburg bei Arnstadt u. s. w.

Seine Regierung erkannte die großen wissenschaftlichen Verdienste Schmid's an und ernannte ihn 1860 zum Hofrath, 1880 zum Geheimen Hofrath; sie ehrte ihn außerdem durch Verleihung des Ordens vom weißen Falken. Ueberdies war S. Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Am 16. Februar 1885 verschied derselbe nach kurzem Krankenlager in Jena.

Poggendorff, Biog.-litt. Handwb. II, 812. — Liebe, Nekrolog im neuen Jahrb. f. Min., Geol. u. Pal. I, 1885.

v. Gümbel.

Schmid: Franz Xaver S., Schriftstellername: S.-Schwarzenberg, geschätzter Pädagog und Volksschriftsteller, Professor der Philosophie in Erlangen. S. machte in Schwarzenberg, einem oberösterreichischen Grenzdorfe am Fuße des Dreisesselbergs, wo er am 22. November 1819 als Sohn eines Zollbeamten geboren wurde, und in Wels eine entbehrungsreiche Kindheit durch, besuchte die Gymnasien der Benedictinerabtei Kremsmünster und in Salzburg, studirte 1840 bis 1844 katholische Theologie und trat in den Kirchendienst. Nachdem er sich in Salzburg, wohin ihn das lebhafte Neuerwachen des früh empfundenen philosophischen Interesses getrieben, an der politischen Bewegung des Jahres 1848 betheiligt hatte, ging er nach Wien, nach Ungarn, nach Breslau und Bonn und erwarb 1850 in Freiburg i. B. die philosophische Doctorwürde. Eine Zeitlang wirkte er am Lyceum zu Rastatt als Professor der Philosophie und Geschichte. Dann lebte er, fleißig schriftstellernd, in der Schweiz. Nach Salzburg in den Dienst der Kirche zurückgekehrt, erkannte er bald, daß der Stand seiner Ueberzeugungen ihm nicht länger das Verbleiben in der katholischen Kirche gestatte, zumal unter dem eben abgeschlossenen österreichischen Concordat. In der Schrift „Erkenne dich selbst" sagte er sich von den Güntherianern los, zu denen er bis dahin gezählt wurde, die jedoch an seiner „Katholischen Dogmatik" (2 Bde., Schaffhausen 1852, 1855) Anstoß genommen hatten, erwirkte seine Naturalisation in Baiern, wurde Protestant und ließ sich auf Grund einer Dissertation „De inventione veritatis" im Sommer 1856 als Privatdocent in Erlangen nieder. Im December desselben Jahres verheirathete er sich mit Betty Brodmann, im September des nächsten Jahres wurde ihm sein einziges Kind, Aurelius (jetzt Justizanwalt in München), geboren. Januar 1862 wurde S., dessen Vorlesungen anfangs Anklang fanden, zum außerordentlichen Professor befördert. Die letzten Jahre lebte er in München, wo er am 28. November 1883 den Folgen eines Gehirnschlags erlag. Die Beerdigung fand am 30. November in Erlangen statt. Seinen philosophischen Standpunkt bezeichnet S. als speculativen Monotheismus. An systematischen Werken gab er heraus: „Christliche Religionsphilosophie" (1857); „Philosophische Pädagogik im Umriß" (1858); „Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage", 3 Theile: Grundlinien der Erkenntnißlehre, der Metaphysik, der Ethik (1863, 65, 68); „Grundlinien der philosophischen Erziehungslehre" (1868). Von seinen philosophie-historischen Arbeiten ist die werthvollste die über „Nicolaus Taurellus" (1860, neue Ausgabe 1864), der eine über „Descartes" (1859) vorausging und ein „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (1867) folgte. Daran schließen sich pädagogische Schriften: „Briefe über vernünftige Erziehung" (1873, dritte Auflage 1882), „Ueber Volkserziehung" (1879), „Clytia, eine pädagogische Novelle" (1880), „Katechismus der Gerechtigkeit" (1883), „Sonnenblumenkerne, Denkverse für deutsche Knaben" (1883). Unter seinen ohne oder unter angenommenem Namen herausgegebenen Volksschriften haben besondere Achtung und Verbreitung gefunden: „Quellwasser fürs deutsche Volk", „Eine Wallfahrt zur Laterne des Diogenes"

und „Anna, philosophische Gespräche" (1866). Außerdem veröffentlichte S. eine Reihe von Artikeln in der Fichte'schen Zeitschrift für Philosophie, der Neuen freien Presse, der Allgemeinen Zeitung u. s. w. — In den letzten Jahren verlegte S. den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in ein praktisches Wirken für Volkserziehung, eine Arbeit, die von segensreichstem Erfolge gekrönt war. Er rief 1871 in Erlangen den ersten Verein für Volkserziehung ins Leben und gründete mit dessen Hülfe im Juli 1872 daselbst die Anstalt „Sonnenblume", in der (seit 1874 in einem eigenen, für 60 Zöglinge berechneten Hause in der Loschgestraße mit Garten, Spiel- und Turnplatz) arme schulpflichtige Knaben nach Schulschluß während dreier Nachmittagsstunden beaufsichtigt und zur „Selbständigkeit, Zusammengehörigkeit und Gottangehörigkeit" erzogen werden. Besonderes Gewicht wird auf Wahrhaftigkeit, Verträglichkeit und Gehorsam gelegt. Nach der Hausordnung erhalten die Zöglinge um 3 Uhr Brot, fertigen selbständig ihre Hausarbeiten für die Schule, werden im Garten beschäftigt oder spazieren geführt, sodann wird geturnt, gesungen, gezeichnet, aus Jugendzeitschriften vorgelesen, erzählt und nacherzählt; nach 6 Uhr werden die Kinder entlassen. Körperliche Züchtigung ist ausgeschlossen; kleinere Vergehen werden mildernst gerügt, größere dem Leiter der Anstalt angezeigt. Auf mehrmaliges Verwarnen und Aufschreiben erfolgt (zunächst zeitweiliger) Ausschluß. Die Bibliothek des Vereins wird von den Zöglingen und deren Familien fleißig benützt. Zu Weihnachten erhalten alle Zöglinge Lodenjoppen, einige Schuhe, die ärmsten im Winter auch Mittagessen. Die edlen, selbstlosen Bestrebungen Schmid's, der auch durch Flugblätter und Vorträge in verschiedenen Städten der Sache der Volkserziehung unermüdlich diente, sind durch schönes Gelingen belohnt worden. Die Erlanger Anstalt gedeiht auch nach des Gründers Tode unter L. Graßmüller's Leitung und hat vielfache Nachahmung gefunden. Maximilian Droßbach (1810 bis 1884) in Bäumenheim bei Donauwörth errichtete 1876 in seiner Fabrik eine Filiale der „Sonnenblume", 1879 wurde nach dem Erlanger Muster in Augsburg eine Erziehungsanstalt, 1881 in München ein Knabenhort eröffnet; es folgten mit ähnlichen Unternehmungen Fürth, Berlin, Bamberg, 1883 trat ein bairischer Landesverein für Volkserziehung zusammen, eine von Reddersen in Bremen 1887 ausgegebene tabellarische Uebersicht zählt bereits 40 derartige Anstalten auf. S., den das Freie deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenmitglied und Meister ernannte, erlebte die Genugthuung, die auf seine Anregung entstandenen Anstalten von Ministerien zur allgemeinen Einführung empfohlen und von höchster Stelle aus unterstützt zu sehen.

Vgl.: Maxim. Droßbach's Nekrolog auf S. in der Allgem. Zeitung 1884, Beilage Nr. 50.

R. Falckenberg.

Schmid: Georg S., aus Jena, protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Als Pfarrer zu Grönstadt veröffentlichte er 1565: „Ein Euangelisch Spiel vnd deudsche Comedia, wie Gott auffs Fürbit des Herren Jhesu Christi, vnsere ersten Eltern, Adam vnd Euam, welche zum ewigen Todt verdampt waren, zu gnaden auffgenommen hat" (o. O. u. J.). An die Darstellung des Sündenfalls knüpft er darin, einer Allegorie Bernhard's v. Clairvaux folgend, den mittelalterlichen Proceß um den Menschen an. Justitia und Veritas rufen das schuldige Paar vor das Gericht Gottes, Conscientia heißt sie ihre That bekennen, Beelzebub als Büttel ruft Zeter, da erwirken Pax und Misericordia die Fürsprache Christi, wofür der Chor der Patriarchen und Propheten dankt. Nachdem Christus der Schlange den Kopf zertreten, folgt ein burleskes Nachspiel: die Schlange legt sich zu Bett, und Dr. Hippocras verordnet ihr einen Trank

aus Pech, Schwefel, geweihtem Salz und Fegfeuer, während Dr. Rausch ihr ein Pflaster auflegt.

Ueber verwandte Dramen vgl. Weinhold, Weihnachtspiele, S. 293 ff. (1853).

J. Bolte.

Schmid: Johann Heinrich Theodor S., geboren am 24. Juni 1799 zu Jena, † am 29. Januar 1836 zu Heidelberg, war der Sohn des Professors der Theologie und Kirchenrathes Karl Christian Ehrhard S. in Jena. Er erhielt den ersten Unterricht in einem von seinem Vater 1806 gegründeten Erziehungsinstitute, welches nach dessen 1812 erfolgtem Tode von dem Consistorialrathe Gabler geleitet wurde, und trat 1814 in das Gymnasium zu Weimar ein. 1817 begann er in Jena die akademischen Studien, welche sich zunächst auf Philosophie und Geschichte, dann auf Theologie erstreckten. In jenen Wissenschaften wirkten besonders Fries und Luden, in der Theologie Gabler und Baumgarten-Crusius auf ihn ein. — Die patriotische Begeisterung, welche die Zeit der Freiheitskriege in Schmid's empfänglichem Gemüth erweckt hatte, führte ihn zur Theilnahme an der Burschenschaft, deren edle Ziele auch seine Seele ganz erfüllten, deren spätere Ausschreitungen er aber auf das entschiedenste mißbilligte. In einem für das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gelieferten Artikel über das Universitätswesen hat er seine Ansicht hierüber dargelegt. — Nach Ablegung des theologischen Candidatenexamens bezog er 1821 die Universität Göttingen, um sich für den akademischen Beruf weiter vorzubereiten. Nach Jena zurückgekehrt widmete er sich litterarischen Arbeiten, da eine Untersuchung, in welche er wegen Theilnahme an der Burschenschaft gezogen war, sein Auftreten als Docent verhinderte. 1824 erschien sein Buch „Der Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsgeschichte", in welchem er die Geschichte des Mysticismus im Zeitraum von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts dargestellt hat. In fortwährendem persönlichen Verkehr mit Fries schloß er sich der von Fries eingeschlagenen Richtung des Philosophirens immer enger an; bis zum Tode hing er an diesem Lehrer mit begeisterter Liebe. Ein im Hermes erschienener Aufsatz: „Revision der Bearbeitungen der philosophischen und theologischen Moral" machte ihn in weiteren Kreisen bekannt. 1828 übernahm er in Verbindung mit Fries und Schröter die Redaction der von Klein gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten Oppositionsschrift: „Für Theologie und Philosophie", in welcher er eine Reihe von Abhandlungen und Recensionen veröffentlichte und gegen die Hengstenberg'sche Evangelische Kirchenzeitung scharf polemisirte. — 1829 erhielt S. die Erlaubniß zum Halten von Vorlesungen an der Universität Jena und im nächsten Jahre folgte er der Berufung in eine außerordentliche Professur für Philosophie mit dem besonderen Auftrage, auch Religionsphilosophie zu lesen, nach Heidelberg. An der vollen Ausübung der Lehrthätigkeit wurde er jedoch schon nach wenigen Jahren durch schweres Leiden verhindert. Er veröffentlichte, abgesehen von kleineren Sachen, 1834 eine „Metaphysik der inneren Natur" im Anschluß an Fries' Metaphysik und 1835 eine größere Arbeit über „Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über Religion", in welcher er diese Lehre einer scharfsinnigen Kritik unterzog. In seinem Todesjahre erschien Schmid's letztes Werk: „Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben". — Seine Schriften lassen S. als einen besonnenen scharfen Denker erkennen, der fremde Ansichten vorurtheilslos prüft und selbstlos sich dem Dienste der Wahrheit hingibt.

Vgl. Freiherr v. Reichlin-Meldegg, Das Leben Heinrich Schmid's, 1836. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 14. Jahrg., 1. Thl.

Eggeling.

Schmid: Hermann v. S., Dichter, wurde am 30. März 1815 zu Waizenkirchen in dem damals noch zu Baiern gehörigen Theile des jetzt österreichischen Innviertels geboren. Sein Vater (welcher als Oberappellationsgerichtsrath zu München starb) hatte kurz zuvor seine juridische Laufbahn als Landgerichtsactuar begonnen und sich mit Constanze Stöger, einer Rentbeamtenstochter aus Traunstein, vermählt. Leider verlor der frühreife Knabe seine Mutter schon im fünften Jahre; ihr blieb der Dichter zeitlebens mit innigster Liebe zugethan, da er den ihm innewohnenden Quell der Poesie auf ihren Einfluß zurückleitete, während der scharf beobachtende Vater seinen Sohn in die juridische Laufbahn lenkte, obwol er dessen „Quecksilbernatur und Erzählertalent“ zeitig erkannte. Der Junge lernte immer gut, inzwischen sang und plauderte er aus Herzensgrund und erdachte ganz merkwürdige Geschichten, welche er dann mit Pathos und Action declamirte. Daß derselbe schon im achten Jahre, angeregt durch die Lectüre des Sallustius, den Plan zu einer Tragödie „Catilina“ gefaßt und ausgearbeitet habe, wollen wir getrost dem späteren Gymnasiasten zuweisen, welcher in Straubing die classischen Studien durchlief, dann bei Anselm Rixner im Amberg Philosophie hörte und 1835 die Universität München bezog, um gegen seine, auf die Arzneikunde gerichtete Neigung nach dem Willen des Vaters das Studium der Rechtswissenschaft zu beginnen. Er vollendete dasselbe in der üblichen Zeit von sechs Semestern, löste dann eine Preisfrage und wurde als Doctor juris utriusque rite promovirt. Nach dem Staatsexamen (1840) prakticirte S. an verschiedenen Stellen der Verwaltung und Justiz zu Würzburg, wobei er als Poet und Sänger sich bemerklich machte, in Dachau, wo er in den Gerichtsacten reichliche Stoffe zu „Dorfgeschichten“ entdeckte, in Tittmoning, wo sein Herz seine nachmalige erste Frau fand, und anderen Orten des Chiemgaues, überall das Volksleben studirend und viel Material für künftige Novellen sammelnd. Vorerst aber überwog das Interesse am Drama. Zwei Erzeugnisse dieser Art, „Camoens“ und „Bretislav“ gingen 1843 in München mit Erfolg über die Bretter und verschafften dem jungen Dichter, für welchen König Ludwig I. ein warmes Interesse zeigte, die erste freie Stelle, welche freilich nicht ganz nach dem Sinne des Poeten war. Indessen blieb S. nicht lange Polizeiactuar, sondern avancirte bald zum Stadtgerichtsassessor. Daraus erwuchs dem Dichter der doppelte Vortheil, in München zu bleiben und sich weiterzubilden durch das Studium einer guten Bühne, an welcher S. außerdem noch als dramaturgischer Beirath eine erfreuliche Verwendung fand. Als weitere Producte seiner dramatischen Muse reifte ein Schauspiel „Herzog Christoph der Kämpfer“ (1847), dessen geschichtlichen Hintergrund das Widerstreben Christoph's gegen die Einführung der Primogenitur unter Albert IV. bildete — ein des volksthümlichen, vielgefeierten Helden wegen höchst dankbarer, vaterländischer Stoff, welcher sich indessen nicht lange auf den Brettern hielt. Dann arbeitete S. an einem romantischen „Theuerdank“, worin er die Aventuren behandelt, unter welchen der als Troubadour verkleidete Maximilian zur deutschen Königswahl nach Aachen wandert. Das Lustspiel blieb liegen und ging erst 1861 in Berlin und dann 1863 zu München mit einem mäßigen succès d'estime vorüber. Auch ein Trauerspiel „Karl Stuart I.“ erwarb 1845 keine weitere Bedeutung und sein dramatisches Gedicht „Raphael“ wurde niemals inscenirt. Dagegen schlug sein Schauspiel „Straßburg“ (oder „Eine deutsche Stadt“) 1849 zündend ein und erwarb dem Dichter ein höchst anerkennendes Handbillet König Ludwig's I., welcher indessen damals schon der Regierung entsagt hatte. Inzwischen erfuhren die persönlichen Verhältnisse unseres Dichters eine sehr ungünstige Gestaltung. Der enthusiastische Antheil, welchen S. an Ronge's deutschem Kirchenthum nahm, ebenso der Umstand, daß S. seine Ehe plötzlich trennte und ein anderes Verhältniß einging,

zogen ihm 1850 die Versetzung in den Ruhestand unter Belassung der gesetzlichen, nach damaligen Verhältnissen kaum nennenswerthen Pension zu. Der Fall wirbelte vielen Staub auf und wurde zu einer Parteisache ausgeklügelt, wobei man nur vergaß, daß die Staatsgewalt nicht anders verfahren konnte, da Ronge's Gemeinde keine anerkannte kirchliche Genossenschaft war und eine (nur als Concubinat betrachtete) Civilehe jeglichen Rechtsschutzes entbehrte. Nach dem Stande der damaligen Gesetzgebung war keine andere Lösung möglich, insbesondere bei einem Richter, welcher täglich in die Lage kommen konnte, in einer ähnlichen Situation strafrechtlich einschreiten zu müssen. Was den Dichter am schmerzlichsten berührte, war, daß ihm auch seine dramaturgische Stellung am Hoftheater entzogen wurde. Den doppelten Ausfall zu decken, arbeitete S. des täglichen Brodes wegen bei einem Rechtsanwalt und lieferte kritische Referate für ein Localblatt über die Leistungen der Bühne; dabei passirte ihm wol auch der Lapsus, daß er einen ihm mißliebigen Mimen für eine Rolle geißelte, welche mit dem kurz vorher vom Repertoire abgesetzten Stücke gar nicht gespielt worden war. S. desavouirte zwar diese Thätigkeit, galt aber doch allgemein als der nicht bloß intellectuelle Urheber. Außerdem feilte er seine dramatischen Erzeugnisse zu einer Gesammtausgabe (Dresden 1853, bei Arnold) in zwei Bänden. Seine Lage besserte sich, als S. bei Hofrath Dr. Henle als Concipient eintrat, welcher seine Leistungen freigebig bezahlte und nur für die Hälfte des Tages beanspruchte. In dieser Zeit entwarf S. eine Menge von Dramen, von Erzählungen und Novellen, welche von dem standhaften Dichter fleißig angeboten, aber ebenso beharrlich immer wieder „dankend“ zurückgesendet wurden. Erst im Sommer 1857 erhielt er den von der Mannheimer „Tonhalle“ ausgesetzten Preis für den besten Operntext, doch hatte der „Liebesring“ weder als Dichtung noch durch den Componisten einen nennenswerthen Erfolg. Dagegen kam nach Dingelstedt's Abgang Schmid's „Columbus“ (am 3. November 1857) auf das Hoftheater (vgl. Julius Grosse in Nr. 266 der Neuen Münchener Ztg. 1857) und errang rasch weitere Erfolge, wobei freilich die nach dem bekannten Bilde von Ch. Ruben gestellte Schlußscene des zweiten Actes, wie der kühne Segler von seinem Schiffe aus das entdeckte Land erblickt, den Hauptausschlag gab, während die folgenden Acte in ermüdender Weise abfielen — eine empfindliche Achillesferse, welche auch durch die spätere Umarbeitung (1875) nicht gehoben wurde, da der Poet zwischen idealen Coulisseneffecten und plattem Naturalismus keine kunstvollendete Mitte fand. Indessen machte das etwas larmoyante Stück doch eine Rundfahrt über Leipzig, Breslau, Altona, Hamburg, Stuttgart und andere Orte und trug dazu bei, die Aufmerksamkeit auf Schmid's Namen zu richten, welcher nun plötzlich mit einigen von Edmund Höfer in dessen Hausblättern (herausgegeben mit Hackländer, Stuttgart 1855 ff.) aufgenommenen Erzählungen („Unverhofft“, „Der Greis“ und „Das Todtengesicht“) die Augen der Lesewelt auf sich richtete. Durch sie lenkte Ernst Keil, der Verleger der damals frisch aufblühenden Gartenlaube, seine Aufmerksamkeit auf S. und gewann den bereitwilligen Autor zu Beiträgen. Daraus entstand ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen den Beiden, welches auch nicht getrübt wurde, als S. sich durch Pustet in Regensburg zu einem ähnlichen, „Heimgarten“ (1864) betitelten, alsbald wieder aufgegebenen Unternehmen bewegen ließ. Mit seiner „Huberbäuerin“, dieser packenden Räuber- und Dorfgeschichte (1860) eroberte S. sein neues Publicum, welches nun nach weiteren Producten dieses Genres Begehren trug. „Mit ihr war plötzlich das Eis gebrochen und S. mit einem Schlage ein populärer Mann.“ Noch höheren Ruhm erwarb sein durch tiefinnerliches Gemüth ausgezeichneter Bauernroman „Das Schwalberl“ (1860); ein echt lyrischer, herziger Zug durchweht das Ganze, dessen reiner Eindruck nur durch

eine brutale Scene beeinträchtigt wird, ein Mißstand, welchen S. mit einer zu Eugene Sue hinneigenden Effecthascherei nie völlig verwinden konnte. Später ging derselbe Stoff, von H. Neuert als „Volksstück“ dramatisirt, über das Theater am Gärtnerplatz (1877). Die Durchführung einer Handlung zum harmonisch abgetonten Kunstwerk gelang S. nie völlig, entweder lockerte sich sein Werk in's Breite, oder sein Deus ex machina explodirte mit allzu hurtigem Gepolter. Damals erschienen Schmid's frühere Erzählungen (Das Todtengesicht, Der Greis, Falkenstein, Eigener Herd, Unverhofft, Die Huberbäuerin, Mohrenfranzel) unter dem Titel „Alte und Neue Geschichten aus Bayern“ (München 1861, bei Rohsold); rasch folgten darauf, da der Dichter jetzt jede juridische Thätigkeit beseite legte, in Buchform die Romane „Mein Eden“ (1862), „Der Kanzler von Tirol“ (1863 in 3 Bänden), „Im Morgenroth“ (Berlin 1864), „Der Jägerwirth von München“ (1864), „Almenrausch und Edelweiß“ (1864), die „Baierischen Geschichten aus Dorf und Stadt“ (Berlin 1864, in 2 Bänden), „Friedel und Oswald“ (1866, in 3 Bänden), „Sankt Barthelmä“ (1868), „Mütze und Krone“ (Leipzig 1869, in 5 Bänden), welchen alsbald die „Gesammelten Schriften“ (Leipzig 1867—1869, in 19 Bänden) zur Seite gingen; sie boten eine überarbeitete Auslese seiner unterdessen theils in der Gartenlaube oder in Otto Janke's Romanzeitung u. s. w. publicirten Arbeiten. Der zur Zeit des Kurfürsten Karl Theodor in München spielende Roman „Mein Eden“ — so benannte der junge Freiherr v. Meggenhofen, die Hauptfigur dieses Buches, sein neugebautes Heim — repräsentirt alle Licht- und Schattenseiten der bisweilen einen etwas bunten Farbenauftrag und eine scharfaccentuirte, beinahe an Caricatur streifende Charakterzeichnung liebenden Schmid'schen Muse. Der Roman gibt in breiter Entfaltung ein höchst interessantes Nachtstück des im vorigen Jahrhundert meist als so gemüthlich geltenden Münchener Lebens, seiner Bürger und Handwerker, seines Adels und Hoftreibens. „Eine gewitterschwüle unheimliche Inquisitionsluft schwebt über diesem Bilde, vergleichbar mit den schlimmsten Zeiten des venetianischen, geheimnißvollen Tribunals; es gleicht einer zweiten Lagunenstadt.“ Nach Schmid's Darstellung hätte es seine Bleidächer und Folterkammern, seine Seufzerbrücken und geheimen Gesellschaften gehabt (vgl. Julius Grosse in Nr. 209 der Baierischen Zeitung vom 16. August 1862). Mit forcirter Behaglichkeit umfaßt und fesselt der Autor seinen Leser mit einem gewissen leihbibliotheklichen Gruseln, ganz im Sinne eines seligen Karl v. Eckartshausen oder Maximilian von Klinger, aufgehöht durch eine Dosis aus den „Mysterien von Paris“. „Im Morgenroth“ schildert S. den Kampf der Finsterniß, des Aberglaubens und des Jesuitismus mit der Illuminatenbildung und Aufklärung, wie sie unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Joseph III, des Vielgeliebten, im dritten Viertel des XVIII. Jahrhunderts sich zu entwickeln begann. Der Roman „Concordia“ (Leipzig 1875, in 5 Bänden) spielt um ein Menschenleben früher, in der Regierungsperiode des Kurfürsten Karl Albert, welcher als Karl VII. zum zweiten Male die Kaiserkrone (1742—45) an das baierische Haus brachte. Mit beredter Kraft läßt der Dichter immer jene Episoden erglänzen, in welchen die baierischen Stammeseigenschaften der Tapferkeit, Treue und Anhänglichkeit an die Dynastie sich bewährten. Alle Seiten des Culturlebens treten der Reihe nach hervor, wie überhaupt S. das achtzehnte Jahrhundert mit besonderer Vorliebe zum Tummelplatz seiner Phantasie erwählte, mit dem deutlichen Hinweise, daß auch das neunzehnte Säculum von denselben, nur in anderen Costümen sich bewegenden Ideen und Bestrebungen, Kämpfen und Leidenschaften durchsäuert und durchgährt werde. Wenn man dabei überrascht und erstaunt die Fülle des verarbeiteten und inscenirten Materiales, die wechselnde Menge der Charaktermasken und des ganzen historisch-dramatischen

Apparates bewundert, welchen S. mit raffinirter Geschicklichkeit in Verwendung brachte, so fühlt man doch über dem drängenden Reichthume des Stoffes die ästhetische Seite beeinträchtigt. „Durch die häufige Einschaltung ausführlicher geschichtlicher Episoden und Schilderungen, die mit dem Gang der Erzählung nichts zu thun haben, verlor die Composition an Einheit und Geschlossenheit, der Aufbau war zu sehr in die Breite gedrückt und in den Fugen gelockert“ (vgl. Beil. 327 Allgemeine Zeitung vom 23. Nov. 1875). Weniger glücklich war S. mit dem „Kanzler von Tirol“; er gab Land und Leute mit der ihm eigenen Anschaulichkeit und Lebendigkeit und schilderte den Kanzler Biener, der im Kampfe für Humanität, Bildung und Toleranz seine edle Gesinnung mit dem Tode büßen mußte, gewiß aus ganzer, gleichgestimmter und mitempfindender Seele; er kann, wie überhaupt beinahe jeder der Hauptthelden Schmid's, als das echteste Glaubensbekenntniß des Dichters gelten, welcher sich indessen räumlich nicht zu beschränken wußte und wie ein boshafter Kritiker sagte, allzuwillig seine Feder spazieren ließ, seit die Verleger nach Seiten- und Bogenzahl mit erhöhten Honoraren wetteiferten. Auch der den Tendenzen des Dichter ferner abliegende „Friedel und Oswald“ krankt unter diesem Mißverhältnisse. S. empfing die Anregung dazu auf einigen kurzen Sommerfrischexcursionen, durch die Bekanntschaft mit den darauf bezüglichen Monographien Beda Weber's und insbesondere des Innsbrucker Historikers Dr. Alfons Huber. Später betheiligte sich unser Dichter auch an dem Prachtwerk „Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg“ (Stuttgart 1878, Gebr. Kröner). Die Geschichte des Herzogs Friedrich „mit der leeren Tasche“, seine Kämpfe mit dem Tiroler Adel und dem König Sigmund, sein aventüren- und sagenreiches Leben in der Verbannung während der über ihn verhängten Reichsacht und seine Rückkehr in die mit Hülfe der Bauern wiedereroberten Erblande, reizten die Phantasie des Poeten, dazu die Gestalt des minnesingerlichen, in allen Wassern und Welttheilen herumgeworfenen Oswald v. Wolkenstein. Dazwischen entstanden eine Menge kleinerer Geschichten, welche fast zwei Decennien lang die Spalten der damals renommirtesten Zeitschriften füllten. Daß bei dieser Massenproduction viel mindergewichtige Waare mit unterlief, war unvermeidlich. Weit besser gelangen ihm die in der Gegenwart spielenden, aus dem modernen Bauern- und Volksleben geschöpften Stoffe, welche mit einer unvergleichlichen Frische uns anmuthen, obwohl auch hier die ganze Situation und Sprechweise dem kundigen Auge und Ohr oft outrirt scheinen und jene Bauernromantik anbahnen, welche heute noch in „echten Volksstücken“ gerne über die Bretter der Bühne geht. In ihnen lebt ebenso eine gesuchte Kraftmaierei wie weinerliche Iffländerei — ideale Geschöpfe der Stubendichter, welche wahre Popanze an heroischer Tugend oder absoluter Bösewichterschaft, immer aber im sentimentalen Rühr- oder Zugstile darzustellen lieben. Dazu mußten viele Stoffe unseres Dichters die Hand bieten; die Folge war, daß S. selbst sich bewegen ließ, manches davon bühnengerecht umzuarbeiten. Zu den vorgenannten, zuerst meist in der Gartenlaube niedergelegten Erzählungen gehören z. B. „Das Bombardement von Schärding“ (1861), „Der Holzgraf“, „Blut um Blut“ (1862), „Der Kranz am Marterl“ (1864), „Der Dorfcaplan“ (1865), „Der baierische Hiesel“ (die reiche Litteratur über diesen heute noch gefeierten Wildschützen mit Namen Mathias Klostermayer 1736—71 hat K. Th. Heigel in Westermann's Monatsheften, October 1887, S. 122 ff., zusammengestellt), „Der Dommeister von Regensburg“ (1866), „Die Brautschau“ (1867), „Der Habermeister“, „Die Gasselbuben“ (1869), „Der Bergwirth“ (1870), „Die (nachmals mit größtem Beifall dramatisirte) Z'widerwurz'n“ (1871), „Der Loder“ (1873), die „Geschichte vom Spötterl“ (1874) und dergleichen mehr, welche meist in die achtbändige Sammlung „Alte und neue Geschichten aus

Baiern" übergingen. Hierher gehören auch die „Goldsucher" (im Heimgarten 1864), „Süden und Norden" (1866), der „Bauernrebell", „Hund und Katz", „Ledige Kinder", „Die Türken in München" u. s. w. Ein Theil davon, namentlich alle auf einem entschieden historischen Hintergrunde aufgebauten, entstand auf besonderen Wunsch des unserem Dichter überaus wohlgeneigten Königs Maximilian II.; gleiche Huld bewahrte ihm auch König Ludwig II.; letzterer durch Verleihung des Michaelsordens (1869), welchem 1876 der Verdienstorden der Baierischen Krone und damit die Verleihung des persönlichen Adels folgte. Auch übertrug ihm der König 1870 die Direction des königl. Volkstheaters am Gärtnerplatz. Die Stelle entsprach anfänglich den Wünschen des Poeten, welcher aber im weiteren Verlaufe der Praxis in Collision mit den Musen, dem Personal und den übrigen gleichzeitigen Bühnendichtern gerieth, von deren Leistungen S. eine kaum oberflächliche Kenntniß hatte. Ebensowenig war unser Poet zur Uebernahme und Redaction einer Zeitschrift veranlagt, da seine eigene Production das Studium der zeitgenössischen Litteratur auf's äußerste beschränkte. In dieser doppelten Beziehung blieb S. immerdar höchst naiv und meist nur auf fremde Berichte beschränkt. Als nun die mit ausübenden Künstlern unvermeidlichen, immer neuen und unentwirrbaren Verdrießlichkeiten und die Empfindlichkeiten der ignorirten dramatischen Poeten, Schmid's guten Humor gefährdeten und insbesondere die Rücksicht auf das eigene dichterische Schaffen, namentlich die Vollendung der begonnenen umfassenden Arbeiten im Felde der Novelle und des Romans eine Enthebung von der — Zeit und Kraft ganz absorbirenden — Stelle überaus wünschenswerth erscheinen ließen, war es die unermüdliche Huld des königlichen Mäcen, welche ihm durch Fortgewährung seines Functionsgehalts, als eines den Verdiensten des vaterländischen Dichters gespendeten Ehrensoldes, ein otium cum dignitate zu unbeengter geistiger Production bereitete. Mit den Worten: „Es gibt Capitel im Leben, die man am liebsten überschlägt", pflegte S. Jeden um Schweigen zu bitten, welcher später die Sprache auf diese Jahre seiner Bühnenleitung, vielleicht auch auf frühere Verhältnisse, bringen wollte. Obwohl nicht in erster Reihe zum Drama veranlagt, beschäftigte ihn doch dieser Zweig der Dichtung zeitlebens. Er cultivirte alle dramatischen Gattungen: „das historische und bürgerliche Trauerspiel, das feinere und volksthümliche Schauspiel, das romantische und historische, das höhere und niedere Lustspiel, das Märchendrama, das lyrisch-dramatische Operngenre, das Dialekt- und Gelegenheitsstück: an Fruchtbarkeit wird sich keiner der gleichzeitigen dramatischen Autoren mit ihm vergleichen können." Wiederholt ging er bei den, von König Maximilian II. angeregten Preisbewerbungen als der Sieger hervor, ohne jedoch den ausgesetzten Preis zu erhalten, da bei den jeweiligen Aufführungen der Erfolg zweifelhaft verblieb, wie denn überhaupt seinen, einen historischen Stoff behandelnden Dramen „die zu bleibendem Werthe nothwendige Originalität und Meisterschaft nicht vindicirt werden kann". Sie „verrathen Bühnenkenntniß, technisches Geschick, dramatisches Verständniß; der Dialog ist sachlich, fließend und die Charakteristik, in den späteren Stücken mehr als in den früheren, psychologisch richtig. Es fehlt ihnen aber der eigentlich dramatische Nerv, die Kraft der Unmittelbarkeit, die gleichmäßig packende Wirkung". Die Exposition derselben ist immer musterhaft, so daß die ersten Acte meist die besten sind; die Scenerie wird mit einer Genauigkeit und in's Einzelne gehenden Sorgfalt ausgearbeitet; dann aber fällt, nach der spannendsten Gipfelung, der vierte Act häufig ermüdend ab und nur die geschickte Schlußwendung hält das Stück über dem Wasser. Die nachhaltigsten Erfolge erzielte S. auf dem 1865 eröffneten neuen Volkstheater (Actientheater) am Gärtnerplatz. Seine Volksstücke „zogen" alle und ergaben für einige Zeit immer ein volles Haus. Dazu gehören „Der

Tatzelwurm“ (1866) und das nach seiner eigenen Erzählung dramatisirte „Almenrausch und Edelweiß“ (1867); Beifall fanden seine „Münchener Kindeln“, ein schon 1858 unter dem Titel „Fürst und Stadt“ zur siebenten Säcularfeier der Stadt München verfaßtes, dann überarbeitetes ziemlich gespreiztes Schaustück. Viel Glück machte das reich ausgestattete Zaubermärchen „Vineta oder die versunkene Stadt“ (mit welchem S. aus einer Wiener Concurrenz den Preis davontrug und Suppé die Musik schrieb), weniger mit seinem „Beethoven“ und den „Auswanderern“ (gesammelt in der Klassikerbibliothek bei Hoffmann, Stuttgart). Als ein wahres Zugstück wirkte die Dramatisirung seiner „Z’widerwurz’n“ und der ebenso bearbeitete „Loder“, weniger „machte“ die in Raimund’s Manier behandelte Allegorie „Der Stein der Weisen“ (sämmtlich in Reclam’s Universalbibliothek). Die „Z’widerwurz’n ist eine etwas im Freskostil gehaltene, aber nach der Natur gezeichnete und in’s Ländliche übersetzte „Zähmung der Widerspenstigen“, ein Stück, welches auch auswärts Triumphe errang. Eine ganze Schaar von Nachahmern folgte dieser volksthümlichen Dramatik, deren Hauptreiz in der freilich oft ziemlich problematischen Wahrheit liegt, womit die Sitten, Gewohnheiten, Ansichten, Empfindungen und Charakterzüge des behandelten Volksschlages verarbeitet und auch — mißhandelt werden.

S. verfügte über eine staunenswerthe Thätigkeit und unermüdliche Arbeitskraft. Er hatte schon 1854 ein im äußersten Südosten der Stadt, am Ende der Tegernseeer Landstraße abgelegenes, unscheinbares, aus zwei Stockwerken bestehendes Häuschen erworben, welches er sich zu einem echten Dichterheim gestaltete. Die Façade überzog eine wahre Wildniß von Weinranken, im Vorgärtchen war jeder Baum und Strauch unter seinen pflegenden Händen gesetzt und zu einem poetischen Chaos zusammengewachsen, an welchem seine ganze Seele hing. In einem Mansardenkämmerchen hatte S. seine Dichterwerkstätte etablirt, kaum groß genug, um dem Dichter neben einem Arbeitstische, einem schweren Lehnsessel und einem Miniatur-Ofen noch Platz zu gewähren; dagegen bot sich aus dem Fenster eine, die ganze Alpenkette, von der Zugspitze bis zum Watzmann und weiter ostwärts bis in die fernsten Salzburger Berge reichende, wunderbare Fernsicht, welche unseren Poeten immerdar fesselte und mit dem unermüdlichen Wechsel von Stimmung und Beleuchtung erfrischende Ueberraschung bot. Hier in diesem seinen „Eden“ entstanden alle seine Werke und Schöpfungen. Er hatte die Gewohnheit, jede anfliegende Idee zur weiteren Reife, Ausarbeitung und Gestaltung auf weiten, tagelangen einsamen Spaziergängen herumzutragen. War dann alles erwogen, klargelegt und ausgearbeitet, dann saß er ausdauernd oben in seinem Stübchen und schrieb mit seiner perlenklaren, deutlichen Schrift, meist ohne zu ändern, seinem Gedankenstrome den vollen Schuß lassend, als „ob ihm eine unsichtbare Macht die Worte in die Feder dictire“. Dieser erste Entwurf wurde später fleißig gefeilt, polirt und geglättet und ging dann in sauberem Gewande in die Welt. Die ländliche Abgeschiedenheit bot ihm den neidenswerthen Vortheil, nur selten durch Besuche gestört oder beeinträchtigt zu werden. Freilich kostete der meist erst Nachmittags oder Abends bewerkstelligte Verkehr mit der Stadt und der häufig spät in der Nacht angetretene Rückweg viele Zeit. Dafür entschädigte aber an jedem Morgen der Blick auf das unschätzbare Panorama. Später, als die Anlage zu rundlichen Formen dem Dichter die zweimalige Promenade, namentlich über den steil hinziehenden Giesinger Berg, erschwerte, bediente er sich wenigstens zur nächtlichen Heimkehr eines sehr ländlichen Vehikels, welches bald einem eigenen Wagen wich, als das mit den Jahren wachsende Embonpoint und die Last seiner zeitraubenden Obliegenheiten und Verpflichtungen am Gärtnerplatztheater, an der Musikschule und im Rathhause der Stadt ihn vollauf in Anspruch nahmen. S. hatte sich in den letzten Jahren,

um ja in allen Zweigen seine Wirksamkeit zu erproben, auch als Lehrer bethätigt und hielt in der Musikschule Vorträge für die Eleven über Aesthetik, Litteratur und Theatergeschichte. Sodann hatte S. von Seite der liberalen Bürgerschaft der Stadt als besondere Ehrung die Wahl zum bürgerlichen Magistratsrath angeboten erhalten und angenommen. Als solcher erhob er gern seine Stimme, wenn es sich um verschönernde Anlagen, Bauten oder Kunstbethätigung handelte; von ihm ging auch der Vorschlag aus zu einer Regeneration des herkömmlichen Octoberfestes, wobei dann auf einer colossalen Bühne à la Ammergau vor dem ganzen versammelten Volke dramatische Scenen aus der baierischen Geschichte aufgeführt werden sollten. Der Antrag fand ebenso rasche Zustimmung, wie schnelle Vergessenheit, da S. die darauf bezüglichen Pläne niemals ausarbeitete und über die Wahl der Mittel und die dazu verwendbaren Kräfte keine weiteren Vorlagen einbrachte. Was er nebenbei an Gelegenheits- und Festdichtungen leistete, ist unzählbar. Zuletzt brachte er, als Spiegel seines Seelenlebens und seiner geistigen Entwickelung, ein seit Jahrzehnten geplantes lyrisches Epos „Winland oder die Fahrt um's Glück“ zur Vollendung (Stuttgart 1876, bei Hallberger). In der mittelalterlich costümirten, übrigens frei componirten Handlung wollte er den ganzen Schatz seiner Erfahrungen niederlegen; er versprach sich von diesem modernen „Faust“ eine große Wirkung, welche sich auf eine knappe Reihe von wohlwollenden Besprechungen und emphatischen Kritiken seiner nächsten Freunde concentrirte. Indessen begann S. einen neuen „Zum grünen Baum“ betitelten Roman, welcher die Zeit vom Tode des Kurfürsten Max Joseph's III. und dem Regierungsantritt Karl Theodor's (1778 bis ungefähr 1790) abschildern und gewissermaßen ein Bindeglied zwischen „Im Morgenroth“ und „Mein Eden“ bilden sollte. Doch machten sich Alter und Krankheit geltend; das Werk blieb ein Fragment. Der Dichter starb am 19. October 1880 und wurde im Auer Friedhofe beerdigt, wo ein von seinen Freunden errichtetes Grabmal die von Anton Heß gemeißelte Büste Schmid's schmückt. Seine Schauspiele warten noch auf eine Auswahl oder Gesammtausgabe; seine Novellen und Romane liegen in zweiter Volks- und Familienausgabe (Leipzig, bei Keil's Nachfolger) in fünfzig Bänden vor.

Vgl. Heinrich Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Litteratur. 1873. IV, 658 ff. — Wurzbach 1875. XXX, 262. — Franz Trautmann in Beil. 159 und 160 der Allgemeinen Zeitung, 1880. — Nekrolog im Sammler Nr. 145 ff., Augsburg 1880 (woselbst auch die Fragmente aus Schmid's letztem Roman).

Hyac. Holland.

Schmid: Johannes S. (auch Faber, Fabri) aus Elmendingen bei Pforzheim, fleißiger Sammler von Handschriften und Verfasser chronikalischer Aufzeichnungen. Er lebte ca. 1420—70 und gehörte zuerst dem Minoriten-Conventualenkloster zu Pforzheim an, nach dessen Besitznahme durch die Observanten im J. 1443 er längere Zeit im Minoritenkloster zu Rothenburg an der Tauber, jedenfalls bis zum Jahre 1455, verweilte. Seine letzten Lebensjahre hat er im Minoritenkloster zu Würzburg zugebracht, in dessen Besitz sich noch heute eine Anzahl von Manuscripten, welche ganz oder theilweise von Schmid's Hand geschrieben sind, befindet. Ein Theil seiner geschichtlichen Aufzeichnungen, welche meist die südwestdeutschen Verhältnisse betreffen, ist von dem Unterzeichneten in Birlinger's Alemannia (XIII, 148 ff.) und in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte (VIII, 290 f.) bekannt gemacht worden.

Herman Haupt.

Schmid: Johann S., Vertreter der orthodoxen Theologie in Leipzig, geboren zu Breslau am 19. August 1649, † am 31. Mai 1731. Er studirte

zu Breslau, erlangte 1669 zu Leipzig das Baccalaureat, wurde dort 1670 Magister, 1679 Collegiat im Frauencolleg, 1683 Assessor der philosophischen Facultät, 1685 Professor der Eloquenz und Licentiat, 1699 Doctor der Theologie und 1700 Professor der Theologie. 1716 ward er Assessor des Consistoriums und 1723 Senior. Er gab Schertzer's „Collegium anticalvinianum“ heraus und vertheidigte es in 40 Disputationen (s. o. S. 138 und Ranfft, Leben der kursächsischen Gottesgelehrten). Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner vielen philosophischen und theologischen Disputationen findet sich bei Jöcher.

Jöcher, Lexikon IV, 292. L.

Schmid: Johann Ludwig S. (Schmidt), Rechtsgelehrter; geboren am 22. April 1726 in Quedlinburg, wo sein Vater Augustin als Organist von St. Benedict lebte, † am 2. August 1792 in Jena. — S. verlor seine Mutter im ersten, seinen Vater im dritten Jahre. Doppelt verwaist wurde er im Hause Christoph Schumann's, des Ehegatten seiner väterlichen Tante, erzogen, erhielt die erste humanistische Ausbildung am Gymnasium seiner Geburtsstadt, und kam nach dem plötzlichen Tode Schumann's in das Waisenhaus nach Halle, vertauschte jedoch nach anderthalb Jahren diesen Aufenthalt mit Jena, wo er an seinem Geburtstage (22. April) des Jahres 1745 als akademischer Bürger immatriculirt wurde. Nach gründlichen philosophischen Studien widmete er sich unter Heimburg, Hellfeld und Schaumburg der Rechtswissenschaft; mit herzogl. Decrete vom 20. October 1749 erhielt er die Erlaubniß zur Ausübung der Anwaltschaft, zugleich wurde er einem jungen Studirenden, Bernh. Fried. Wucherer, als Mentor beigegeben, welche Stelle er sieben Jahre mit befriedigendem Erfolge bekleidete. Am 27. November 1756 erlangte er unter Heimburg's Vorsitz mit der Inauguraldissertation „De praescriptione actionis pigneraticiae directae“ die Würde eines Doctors beider Rechte, hielt sodann rechtswissenschaftliche Vorträge, und wurde 1763 außerordentlicher Professor der Rechte in Jena; zugleich Beisitzer des dortigen Schöppenstuhls. Zwei Jahre später (1765) erfolgte unter Ertheilung des Titels eines herzoglich sachsen-meiningenschen Hofrathes die Ernennung zum ordentlichen Professor der Pandekten und Beisitzer des herzoglich sächsischen gemeinsamen Hofgerichts. Den Lehrstuhl für Pandekten hatte kurz vorher (1763) der gleichnamige Rechtsgelehrte Dr. Achatius Ludwig Karl S. (s. o. S. 649) nach dem Ableben seines älteren Bruders Dr. Paul Wilhelm S. erhalten. Um dieselbe Zeit (1765) befand sich an der Jenenser Juristenfacultät ein dritter Professor Namens S. — Joachim Erdmann —; im Juli 1710 zu Ahrenberg in der Mark geboren, wurde er 1755 Professor juris ordinarius, 1761 Prof. Institutionum, 1764 Prof. Juris Publici et Feudalis, „ut et Historiarum ordinarius“. — Unser Joh. Ludw. S. hat sich litterarisch durch eine Bearbeitung der damals vielbenützten „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ von Georg Adam Struve bekannt gemacht, indem er 1763 einen „Conspectus systematicus super„G. A. Struvii jurisprud. rom. german. forensem“ in 4° veröffentlichte.

Joh. Ludw. S.: Christ. Weidlich's Lexicon, S. 157, Nr. 412. — Intell.-Bl. d. Allgem. Litter.-Zeitung (Halle 1792), Nr. 96, S. 796. — Hallische Beiträge, III, 325. — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft, 2. Abth. S. 159.

Ach. Ludw. Karl S.: Weidlich a. a. O. S. 155, Nr. 409. — Weidlich's biogr. Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 2. Thl., S. 288 und die dort Citirten.

Joach. Erdm. S.: Weidlich's Lexikon, S. 157, Nr. 411. — Hallische Beiträge III, 325. Eisenhart.

Schmid: Johann Wilhelm S., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 29. August 1744 in Jena, † ebendaselbst am 1. April 1798. — Sein Vater war der damalige Hofgerichtsadvocat Dr. juris Paul Wilhelm S., später Professor in der Juristenfacultät und sachsen-coburgischer Hofrath. Vorgebildet durch Privatunterricht und auf der Stadtschule zu Jena unter dem damaligen Rector Blasche, begann er schon 1758 im 14. Lebensjahre das akademische Studium der Philologie, Philosophie und Theologie, zu der er schon früh sich hingezogen fühlte. Seine theologischen Hauptlehrer waren J. G. Walch, bei dem er Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte und Einleitung ins Neue Testament —, und J. Chr. Köcher, bei dem er Exegese, Homiletik und Katechetik hörte. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wurde er 1764 Hauslehrer bei Amtmann Schlüter zu Nienburg a. d. Weser, in der Grafschaft Hoya. Nachdem er von da über Hamburg, Celle und Braunschweig nach Jena zurückgekehrt war, wurde er hier 1769 Adjunct der philosophischen Facultät, hielt Vorlesungen besonders über hebräische Sprache, schrieb 1770 eine Dissertation „De dignitate et splendore Confessionis Aug.“ und eine lateinische Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele („Immortalitatis animarum doctrina, historice et dogmatice spectata“, Jena 1770, 4⁰). Im Jahre 1772 wurde er zum Garnisons- und dritten Nachmittagsprediger an der Stadtkirche, 1776 zum zweiten Diakonus ernannt; 1783 wurde er dritter ordentlicher Professor der Theologie an der Universität, 1784 Dr. theol., 1793 rückte er in die zweite theologische Professur auf, die er bis zu seinem Tode bekleidete. — Anfangs orthodoxer Wolfianer, wurde er durch den Umgang mit Danovius (s. A. D. B. IV, 746), dem er bis zu seinem 1782 erfolgten unglücklichen Ende nahe befreundet war, in freiere Bahnen gelenkt, machte dann die Kantische Philosophie zum Gegenstand seines eifrigsten Studiums und war einer der ersten unter den deutschen Theologen, die von derselben „bei Entwicklung der christlich-moralischen Religionslehre einen vorsichtigen Gebrauch machten“. Ihm stand fest, daß das Moralsystem der kritischen Philosophie, weil es das einzig wahre sei, auch der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel zu Grunde liegen müsse. Er freute sich dieser schönen Harmonie zwischen philosophischer und theologischer, kantischer und christlicher Moral, die er freilich nur durch eine laxe und zweideutige Exegese herzustellen vermochte. Die Vernunft ist ihm die Quelle der Moralität, die Offenbarung nur Mittel zur schnelleren Verbreitung sittlicher Begriffe, die Moralität Quelle der Religion. Diese Gedanken waren es, die er zuerst in verschiedenen kleinen Schriften aussprach, z. B. in zwei Programmen „De consensu principii moralis Kantiani cum ethica christiana“, Jena 1788/9; „Ueber den Geist der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel“, Jena 1790; „De populari usu praeceptorum rationis practicae“, Jena 1792 und die er dann weiter ausführte in seiner „Theologischen Moral“ 1793/4, sowie in seinem letzten, 1798 begonnenen Werk „Christliche Moral“ 1798—1804 in drei Bänden (der letzte, als christliche Ascetik nach seinem Tode herausgegeben von Karl Christian Erhard Schmid, Jena 1804). Seine gleichfalls wesentlich von Kant beeinflußten dogmatischen Anschauungen hat er ausgesprochen in seiner 1797 zu Jena erschienenen Schrift: „Ueber christliche Religion, deren Beschaffenheit und zweckmäßige Behandlung als Volkslehre und Wissenschaft für das gegenwärtige Zeitalter“ (Auszüge daraus bei Manitius, Gestalt der Dogmatik in der lutherischen Kirche, Wittenberg 1806, S. 230 ff. und bei Gaß, Geschichte der Dogmatik IV, 311 ff.). Außerdem hat er von ähnlichen Gesichtspunkten aus die Homiletik und Katechetik in zwei größeren Werken bearbeitet: die erstere in seiner „Anleitung zum populären Kanzelvortrag“ 1787—90 in drei Theilen; 2. Aufl. 1795 (der dritte

Theil mit einem Abriß der Geschichte der Predigt und der Homiletik), die andere in seinem „Katechetischen Handbuch“ 1791—92.

Von seinen Zeitgenossen wurde der Jenenser Schmid, der „Moralschmid“, wie man ihn in Jena nannte, zu den „aufgeklärtesten Köpfen“ in Deutschland gerechnet, und in der That gehört er zu den ersten und consequentesten unter den „Kantianisirenden Theologen“ oder „theologischen Rationalisten und Moralisten“ des 18. Jahrhunderts, welche das Christenthum nebst seinem Stifter bei aller Anerkennung ihres sittlich-religiösen Werthes doch als eine menschliche, geschichtlich erklärbare Erscheinung behandeln, welche daher weder in der Geschichte desselben übernatürliche Thatsachen, noch in dem christlichen Glauben übernatürliche Wahrheiten erkennen, sondern durch Ausmerzung oder Umdeutung jener Zuthaten den Vernunftglauben in seiner Reinheit darzustellen, insbesondere aber die vollkommene Harmonie zwischen der praktischen Philosophie Kant's und dem Christenthum nachzuweisen suchen.

Vgl. Beyer, Allg. Magazin für Prediger XI, St. 5 ff., 1795, S. 97 (Selbstbiographie). — Döring, Gel. Theologen Deutschlands III, 820 ff. — Meusel, Lexikon verstorbener Schriftsteller XII, 291 ff. — G. Frank, Gesch. der protest. Theologie III, 288 ff. — Gaß, Gesch. der protest. Dogmatik IV, 311 ff.; Geschichte der christl. Ethik II, 2, 126 ff. — E. Zeller, Gesch. der deutschen Philosophie, S. 521. München 1875.

Wagenmann.

Schmid: Johann Christoph v. S., Prälat in Ulm, geboren am 25. Juni 1756, † am 10. April 1827. Die Kinderjahre brachte er in seinem Geburtsort, dem gewerbreichen Ebingen (bei Balingen, Württemberg) zu, wo sein Vater Schönfärber und Theilhaber einer Zeugfabrik war. In der Folge betrachtete er aber zeitlebens Ulm als seine eigentliche Vaterstadt. Dorthin siedelte er nämlich schon als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern über, dort empfing er seine Gymnasialbildung und in der Absicht, später dieser Stadt in Kirche oder Schule Dienste zu leisten, bezog er die Universität Erlangen als Studirender der Theologie. Hier war es Professor J. G. Rosenmüller, welcher den begabten Jüngling als Hofmeister und Hausfreund vertrauensvoll aufnahm und seinen Studien die vorwiegende Richtung auf Exegese, Dogmen- und Kirchengeschichte gab. Indem S. diesem Gönner auch nach Gießen und Leipzig folgte, erwarb er sich eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und kehrte namentlich mit umfassenden Sprachkenntnissen ausgerüstet im J. 1788 nach Ulm zurück, um dort zunächst als Lehrer am Gymnasium und als — Neuerer gegenüber dem verrotteten reichsstädtischen Schulwesen zu wirken. Seit 1792 aber bekleidete er — eine Zeitlang neben dem Schuldienst — Kirchenämter, zuletzt als erster Frühprediger am Münster (1809—27). Als Ulm aufgehört hatte Reichsstadt zu sein, eröffneten sich für S., ohne daß er deswegen dem städtischen Kirchendienst entsagen mußte, Wirkungskreise von weiterem Umfang, indem ihn zunächst die bairische Regierung im J. 1804 zum Consistorialrath ernannte und mit dem Referat über das protestantische Kirchen- und Schulwesen für die Provinz Schwaben betraute, hierauf die württembergische im J. 1810 ihn zum Prälaten und Generalsuperintendenten für den oberschwäbischen Sprengel bestellte. Verdienstvoll und hochgeschätzt als Kanzelredner wie als geistlicher Oberhirte hatte S. doch seine wahre Bedeutung auf dem Gebiete der Wissenschaft, nicht sowohl der Theologie, in welcher er sich zu frühe als Lehrer und Schriftsteller versucht hatte, als vielmehr der Sprachkunde und der Geschichte. Auf eine Anregung Fr. Nicolai's hin hatte S. angefangen, „die in verschiedenen schwäbischen Ländern und Städten gebräuchlichen Idiotismen“ zu sammeln und zu erklären;

diesen „Versuch eines schwäbischen Idioticons“ (erschienen in Nicolai's Reisen, Bd. 9 Beil., auch bes. im J. 1795) zu einem umfassenden „Wörterbuch“ auszugestalten betrachtete S. fortan als seine Lebensaufgabe; nach fünfmaliger Umarbeitung lag es fertig da, als der Verfasser starb, und erschien erst vier Jahre nachher (Stuttgart 1831 und wieder mit neuem Titel 1844). S. schöpfte in diesem Werke nicht bloß aus dem Sprachschatz der gleichzeitigen Schwabengeneration, welche er nach einer Bemerkung Jac. Grimm's (Kleinere Schriften 5, 130 ff.) wohl noch in vollerem Maße hätte zum Wort kommen lassen sollen, sondern beutete zugleich die sprachlichen Denkmäler der Vorzeit aus, damit einerseits das Idiom auch in seinen früheren Entwicklungsstufen vertreten sei, andererseits die gegenwärtig gebräuchlichen Worte und Redensarten durch die früher üblichen ihre Beleuchtung und Erklärung finden. Daran knüpfen sich eine Menge Erörterungen über Recht und Brauch, Handwerk und Geräthe, Tracht und Kost der alten Zeit. Wenn die Etymologie gleich zu Anfang als die schwache Seite des Werks erkannt wurde, das Sprachwissenschaftliche daran überhaupt der eben aufblühenden Grimm'schen Doctrin gegenüber nicht standhalten konnte, so steckt gerade in jenen Realien manches Goldkorn, das S. aus einer ihm in seltenem Maße zugänglichen Fülle von Archivalurkunden zog. Noch mehr als der Sprachkunde kam diese Quellenforschung der Geschichte zu Gute. Eine umfassende urkundliche Grundlage erachtete S. als unerläßlich für jede Geschichtschreibung und er konnte sich darin nicht genug thun bei den zwei großen Aufgaben, welche zu lösen er sich vorgenommen: dies war einerseits eine Geschichte des Schwäbischen Bundes, andererseits eine Geschichte des großen Bauernkriegs vom Jahre 1525. Allein über dem Sammeln von Urkundenabschriften und Regesten, von zeitgenössischen Berichten und Denkschriften kam der zu kleineren Arbeiten allezeit fertige Mann nicht zum Ausarbeiten der geplanten Bücher, das dem Bauernkrieg zugedachte schrumpfte zu einem freilich sehr stoffreichen Artikel der Ersch- und Gruber'schen Encyklopädie zusammen. So kam das von ihm gesammelte Material, jetzt ein geschätzter Bestandtheil des Stuttgarter Archivs, Andern zu statten. Daraus schöpfte Klüpfel, als er Urkunden des Schwäbischen Bundes zusammenstellte, W. Zimmermann, als er den großen Bauernkrieg schilderte, aber auch Ch. F. Stälin für die „Wirtembergische Geschichte und manche Andere. Gleichzeitig bereitete S. durch viele Jahre hin eine Geschichte von Ulm vor. Es gelang ihm hier größere Partien fertig zu stellen: eine „Ulmische Reformationsgeschichte“ (bis 1531) erschien im J. 1817 als zweiter Theil von seinen und Pfister's „Denkwürdigkeiten der württembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte“; eine längere Abhandlung: „Ulm in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ ging durch eine Reihe von Heften der Württ. Jahrbücher (1819—22). Aber zu einer vollständigen Stadtgeschichte kam es nie. Der für den mittelalterlichen Theil reichlich bereit liegende interessante Stoff fand erst seine Verwerthung in dem wesentlich auf Schmid's Vorarbeiten ruhenden Buche Karl Jäger's: „Ulms Verfassungs-, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter“ (Stuttg. 1831).

Wagenseil, Prälat v. Schmid zu Ulm nach seinem Leben, Wirken und Charakter (mit Bildniß). Augsburg 1828. — G. H. Moser, Lebensabriß des württemb. Prälaten v. Schmid in der Tüb. Zeitschrift für Theologie. St. 1 (1828), S. 265—291. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 5, 1827, Thl. 1, S. 371 ff. — Pahl in den Württ. Jahrb., Jahrg. 1828, H. 1, S. 40 ff. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben, S. 571 ff.

Heyd.

Schmid: Joseph Anton S., katholischer Theologe, geboren 1827 zu Heideck in der Oberpfalz, † am 9. März 1881 in München. Er wurde 1851 zum Priester geweiht, 1852 Docent und 1853 Professor der Exegese und der hebräischen Sprache am Lyceum in Eichstätt, 1858 Pfarrer zu Schrobenhausen, 1867 Domherr in Bamberg, 1868 zugleich Professor der Dogmatik am dortigen Lyceum. Von 1863 bis zu seinem Tode war er Mitglied des bairischen Landtags, von 1871 an regelmäßig Referent für den Etat des Cultusministeriums, in den beiden ersten Sessionen auch Mitglied des deutschen Reichstags. Seine Schriften sind: „Das Buch der Weisheit, übersetzt und erklärt", 1858; „Kirche und Bibel", 1862.

Lit. Handw. 1881, S. 407. Reusch.

Schmid: Karl Ferdinand S., außerordentlicher Professor des Naturrechts, geboren 1750 zu Eisleben, † am 1. April 1809 in Wittenberg. Schmid's Vater — Johann Christian S. — war in Eisleben als churfürstlich sächsischer Commissionsrath und Bergwerksbeamter angestellt. Dort empfing auch der Sohn seine erste höhere Unterweisung; im 18. Jahre bezog er (1767) die Universität Leipzig, an der er philosophische und juristische Studien trieb, welch letztere er 1772 in Wittenberg fortsetzte. Dort erwarb er im Januar 1778 mit der Inauguraldissertation „De dominii acquisitione per procuratorem" (Vitembergae 1778, 4°) unter Reinhard's Vorsitz die höchste akademische Würde als Doctor beider Rechte. — Drei Monate später (im April 1778) wurde er auch Magister der Philosophie, und schon im nächsten Jahre (1779) in Wittenberg außerordentlicher Professor des Naturrechts, wozu nach einiger Zeit die Verleihung des Hofrathstitels trat. 1809 starb S. dortselbst im noch nicht vollendeten 60. Lebensjahre. — Von juristischen Arbeiten Schmid's sind nur eine Oratio aditialis: „De utilitate Juris naturae" (Vitemb. 1779), welche er unmittelbar vor Uebernahme seines Lehrstuhls hielt, und ein paar Programme bekannt. Weiz berichtet in seinem „Gelehrten Sachsen", daß sich S. auch als deutscher Dichter nicht ohne Erfolg versucht, und außer „Sechzehn Oden nach Horaz" (Leipzig 1774) die „Faunenhöhle" (Hamburg 1773) und einige Gedichte im „Wandsbecker Boten" veröffentlicht habe.

Weidlich, Biogr. Nachrichten jetzt lebender Rechtsgelehrter II, 293. — Meusel, VII, 209; XV, 333. — Weiz, Gelehrtes Sachsen, S. 215.

Eisenhart.

Schmid: Karl Ernst S., Jurist und Publicist, geboren am 24. October 1774 zu Weimar, wo sein Vater Bürgermeister war, widmete sich 1793—96 zu Jena neben juristischen Studien auch der Philosophie, übernahm 1797 die Redaction der Baireuther politischen Zeitung, trat dort jedoch gleichzeitig in den Staatsdienst und wurde 1803 Criminal-, 1804 Stadtgerichtsrath. Nach der Abtretung Baireuths von Preußen 1807 ging er als Regierungs- und Consistorialrath nach Hildburghausen, von wo ihn 1809 ein Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Jena entführte, wohin er jedoch schon 1810 als Mitglied des Geheimrathscollegiums zurückkehrte, um 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landescollegien und 1812 Geheimrath zu werden. Er wohnte 1816 den Conferenzen zur Errichtung des gemeinschaftlichen herzoglich sächsischen Oberappellationsgerichts und zur Abfassung einer Gerichtsordnung bei, trat dann selbst in jenes Gericht ein und nahm, so nach Jena zurückgelangt, auch seine Lehrthätigkeit an der juristischen Facultät wieder auf, deren Ordinarius er 1826 nach Schnaubert's Tode wurde. Außer durch seine regelmäßige akademische und richterliche Beschäftigung war er fortwährend durch politisch-administrative

Angelegenheiten in Anspruch genommen, so namentlich 1829 bei dem Entwurfe der Verfassungsreformen für Sachsen-Meiningen, 1840 bei ähnlicher Veranlassung für Schwarzburg-Sondershausen. Er starb am 28. Juni 1852. — Bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit fällt das Hauptgewicht weniger auf systematisch-fachwissenschaftliche Werke, wie er denn sein „Lehrbuch des Deutschen Staatsrechtes“ (Bd. I, Jena 1821) auf die veraltete Montesquieu’sche Gewaltentheilungstheorie stützte und nie vollendete; als vielmehr auf eine Reihe kleinerer, die juristisch-politischen Tagesfragen mit Ernst, Gediegenheit und Sachkenntniß behandelnder, meist einen über die Strömung des Augenblicks erhabenen Standpunkt einnehmender, klar und lichtvoll, wenn schon etwas zunftmäßig schwerfällig geschriebener Schriften. Zu denselben gehören namentlich diejenigen über „Deutschlands Wiedergeburt“, Jena 1814; über das „Bürgerrecht der Juden“, Jena 1816; und über den „Büchernachdruck“, Jena 1823. Die in diesen und ähnlichen Arbeiten hervortretende Eigenart des Mannes mußte ihn dem Begründer des Hermes, oder kritischen Jahrbuchs der Literatur, F. A. Brockhaus, als die richtige Persönlichkeit erscheinen lassen, um an dieser Zeitschrift mitzuwirken, welche analog den großen englischen Quarterlys, „das Neueste und Wichtigste aus jedem Zweige der Litteratur vorführen und darüber einen kritischen Bericht“ abstatten sollte, „der schon an sich, abgesehen von dem Buche, einen selbständigen Werth hätte“. So hat denn S. für den Hermes u. a. folgende wichtigere Artikel geliefert, deren Aufzählung schon deshalb interessiren dürfte, weil manche derselben, dem von Brockhaus gewahrten Princip gemäß, anonym erschienen sind: In Nr. VIII: Ancillon; IX Wahlgesetz in Frankreich; X Staatsrecht und Constitution; XIX Campan, Mémoires (dazu auch die Vorrede); XX Ancillon’s Essais de politique; XXI Ueber die Preußische Gesetzgebung; XXII Ueber die Gothaische Erbfolge; XXIII Ueber die Preußische Gesetzgebung, 2. Artikel; XXIV Zur Geschichte der Französischen Revolution; XXV Ancillon, Ueber den Geist der Staatsverfassungen; XXVI Neuere Schriften über die Regierungsfolge in Sachsen-Gotha; XXX Wit’s Memoiren; XXXIII Braun’sche Angelegenheiten. Nach F. A. Brockhaus’ Tode, 1823, übernahm S. auch die Redaction des Hermes, welche ihm zu übertragen schon jener sein Begründer hin und wieder geplant hatte, wenngleich er sich zur Ausführung nie hatte entschließen können; S., dessen Namen als der des Redacteurs zuerst auf dem Titel zu Bd. XXV (1825) erscheint, hat dann das Unternehmen bis zu dessen Erlöschen im J. 1831 geleitet; außer den schon genannten dürften zahlreiche, mit K. E. S. gezeichnete, namentlich auch kürzere Artikel jener Jahrgänge von ihm herrühren. Rein juristisch möchten unter allen derartigen Schmid’schen Beiträgen auch heute noch Beachtung am meisten verdienen die oben als „über Preußische Gesetzgebung“ handelnd angeführten Artikel, welche sich mit der Fridericianischen Civilproceßordnung befassen, um derselben auf Grund vorurtheilsfreier Betrachtung und praktischer, aus Schmid’s Baireuther Tagen stammender Erfahrung beherzigenswerthes Lob zu spenden.

Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena. — Brockhaus’ Conversations-Lexikon. — Dr. Ed. Brockhaus, Biographie F. A. Brockhaus’, II, 251, 257, 259 f. — Gütige briefliche Mittheilung von F. A. Brockhaus in Leipzig, namentlich aus alten Autorenbüchern.

Ernst Landsberg.

Schmid: Karl Adolf S., Pädagoge, geboren am 19. Januar 1804 in Ebingen O./A. Balingen (Württemberg), † am 23. Mai 1887 als Prälat in Stuttgart, war der Sohn des Präceptors S. in Ebingen (später Pfarrer in Darmsheim und Roßwag). Den einfachen Verhältnissen des Elternhauses und der

Erziehung auf dem Lande verdankte er die kräftige Gesundheit, die bis in das höchste Alter unerschüttert blieb, dem Lehrtalente und Fleiße des Vaters, welcher, ohne studirt zu haben, seinem Amte völlig gewachsen war, einen soliden Grundstock von Kenntnissen, welchen die späteren Jahre in erfolgreichster Weise vermehrten. Wie so viele begabte württembergische Knaben wurde er für den geistlichen Beruf bestimmt und war von 1817—21 Zögling des niedern Seminars in Blaubeuren, wo F. Chr. Baur und F. H. Kern seine Lehrer waren, von 1821—25 im höhern Seminar (Stift) in Tübingen. Allmählich entwickelte sich dort eine besondere Neigung für die classische Philologie, obgleich gerade dieses Fach in dem damaligen Professorencollegium keineswegs glänzend vertreten war; aber es war sein innerster wahrer Beruf und als nach glänzend bestandener theologischer Prüfung durch den unerwarteten Tod des Vaters (Februar 1825) das Weiterstudium in Göttingen, das S. beabsichtigte, unmöglich, dagegen die Sorge für Mutter und Schwestern seine kindliche Pflicht geworden war, trat er ganz zur Philologie über, bestand die Präceptoratsprüfung und wurde zum Präceptor der lateinischen Schule in Besigheim gewählt. Seine bedeutende pädagogische Begabung, ein hervorragendes Lehrtalent machten ihn rasch zu einem der bekanntesten Pädagogen seines Vaterlandes; 1829 kam er als Präceptor nach Göppingen, wo er zugleich die Diakonatsstelle mit versah, 1838 erhielt er mit der Leitung des Pädagogiums in Eßlingen einen erweiterten selbständigen Wirkungskreis. Die 14 dort verlebten Jahre waren seinem eigenen Geständniß nach die schönsten seines Lebens; unter seiner energischen Führung wurde die dortige lateinische Schule eine der besuchtesten des Landes, in seine Classe, wie unter seine persönliche und häusliche Obhut — S. hatte, um das überall kärgliche Einkommen zu vermehren, schon seit Besigheim Kostgänger in seine Familie aufgenommen — drängten sich zahlreich die Schüler, besonders die Knaben, welche durch die engen Pforten des württembergischen Landexamens zum Studium der Theologie in den Seminarien gelangen wollten; die Erfolge darin waren auch sehr groß, freilich wurde in der Schule zu Eßlingen, wie auch sonst häufig damals in Württemberg, der Stock stark gebraucht. 1852 wurde er Rector des Gymnasiums in Ulm, 1859 desselben in Stuttgart und hatte damit die erste pädagogische Lehrstelle in Württemberg inne. Beinahe 20 Jahre lang wirkte er hier in voller Kraft, hoch angesehen im In- und Ausland; dem soliden Bau dieser altwürttembergischen Anstalt brauchte er keine neue Organisation zu geben, dagegen kam es bei dem raschen Wachsthum der Stadt Stuttgart und aller darin befindlichen Bildungsanstalten während seiner Thätigkeit zum Ausscheiden des Realgymnasiums und zur Bildung eines zweiten humanistischen Gymnasiums. Aber die bedeutende und unermüdliche Arbeitskraft des kerngesunden Mannes war mit der Leitung der großen Anstalt nicht erschöpft. Von seiner fröhlichen Knabenzeit her war ihm die Freude an körperlichen Uebungen geblieben, eine bleibende Neigung für das Turnen, eine consequente Förderung desselben erwuchs daraus; auf den früheren Stellen führte er turnerische Uebungen ein, machte Turnfahrten, richtete Turnplätze ein und gab die Anregung zur Einführung der Spieß'schen Methode. 1859 trat er in den Ausschuß der neugebildeten Jugendwehr in Stuttgart, von 1862—67 war er Vorstand der württembergischen Turnlehrerbildungsanstalt und im königl. Studienrathe Referent über Turnsachen; an der Begründung der jetzt geltenden Turnordnung hatte er wesentlich Theil. Keineswegs stand er dem, was Welt und Zeit bewegte, fremd und theilnahmlos gegenüber; in seine Jugend waren die letzten Jahre der Napoleonischen Gewaltherrschaft, die Befreiungskriege und der Schluß der Regierung König Friedrich's von Württemberg gefallen; die Eindrücke davon

begleiteten ihn lebenslang und das Interesse für die Entwicklung des großen und kleinen Vaterlandes war lebhaft auch in der Schule zu spüren. Die Bewegung des Jahres 1830 drohte ihn tief in das politische Treiben zu verwickeln, aber rechtzeitig gewarnt, zog er sich etwas zurück; daher traf ihn der Sturm des Jahres 1848 auf conservativer Seite, eine Katzenmusik und manche Drohungen zeigten die Mißbilligung dieser Richtung von Seiten der demokratischen Partei. Mit ungetheilter Freude begrüßte er das Erstehen des neuen deutschen Kaiserthums, im Kriege von 1870—71 war er ein eifriges Mitglied des Stuttgarter Sanitätsvereins. — Ein überzeugungstreuer evangelischer Christ, hielt er treu zu seiner Landeskirche: der Ronge'schen Bewegung trat er offen entgegen, lange Jahre war er Mitglied des Pfarrgemeinderaths, auch Mitglied der zweiten Landessynode; an der Berathung zur Einführung eines neuen evangelischen Gesangbuchs hatte er theil genommen, seine Anlage und Liebe zur Musik — er besaß eine helle klangvolle Tenorstimme — kam auch hierbei zur Geltung. — Und endlich konnte er eine angesehene und bedeutungsvolle schriftstellerische Thätigkeit pflegen; 1838 gab er eine Broschüre heraus über die Hamilton'sche Lehrmethode; eine Reihe kleinerer und größerer pädagogischer Arbeiten folgten nach; 1846 erschien die „Griechische Chrestomathie für die mittleren Abtheilungen des Gymnasiums" von C. F. L. Metzger und ihm; die Vorübungen dazu waren von S. allein bearbeitet; das praktische gut ausgewählte Buch erlebte bis jetzt eine Reihe von Auflagen. Zwei Schulprogramme 1854 und 1861 enthielten Beiträge zur lateinischen Grammatik, eine Rede (1878) behandelte die „modernen Gymnasialreformer"; 1869 vertheidigte er das „Recht der lateinischen und griechischen Schreibübungen in den württembergischen Gymnasien". 1875 gab er zum Andenken einer 50jährigen Lehrthätigkeit eine Sammlung von Reden und Aufsätzen heraus: „Aus Schule und Welt". Die Vorarbeiten zu einer größeren lateinischen Grammatik wurden im J. 1871 durch einen Brand im Rectoratszimmer des Stuttgarter Gymnasiums vernichtet. In weiten Kreisen auch außerhalb seiner schwäbischen Heimath wurde er bekannt durch die Herausgabe der „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens", unternommen in Gemeinschaft mit Palmer und Wildermuth 1859—78. Das 11bändige Werk, zu welchem S. eine stattliche Anzahl tüchtiger Artikel lieferte, auch andere überarbeitete, zeichnet sich vor andern Werken dieser Art aus durch einheitlichen Charakter, die feste sichere Hand des Redactors ist deutlich zu spüren; das hochangesehene weit verbreitete Buch brachte S. in persönliche Bekanntschaft mit vielen bedeutenden Männern der Wissenschaft und des Verwaltungswesens, eine Reise nach Berlin, wegen der Encyklopädie unternommen, fügte neue Bekanntschaften dazu; die Tübinger philosophische Facultät zeichnete den Werth der Arbeit aus durch Verleihung der Doctorwürde honoris causa an S. (1862). An der Bearbeitung der zweiten Auflage betheiligte sich besonders Wildermuth, S. hatte sich, obgleich schon in vorgerücktem Alter, unter der Beihülfe von tüchtigen Mitarbeitern, an eine neue große Aufgabe gemacht: „Die Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit"; von dem Werke, das auf vier Bände berechnet und für die Gebildeten, nicht für die Gelehrten bestimmt ist, erschien Bd. I. (1883) noch zu Lebzeiten von S., der in demselben die Geschichte der Erziehung bei den classischen Völkern, den Griechen und Römern bearbeitet hatte. — Im Herbste 1875 feierte S., wie erwähnt, sein 50jähriges Dienstjubiläum, wobei ihm sehr ehrenvolle Auszeichnungen von Seiten der Behörden, seiner Collegen und Schüler zu theil wurden. 1878 trat er mit dem Titel und Rang eines Prälaten in den wohlverdienten Ruhestand, die erwähnten Arbeiten füllten die Mußezeit reichlich aus. 1827 hatte er eine Verwandte,

Friederike Nötnich, die Tochter des Notars N. in Nürtingen geheirathet. Eine sehr zahlreiche Kinderschaar bevölkerte das elterliche Haus; am 3. August 1864 starb die wackere Gattin, von den Töchtern überlebten sechs den Vater, die einzige unverheirathete war seine treue Pflegerin in seinem Alter und seiner Krankheit; von den drei Söhnen setzt der älteste Georg die Geschichte der Erziehung fort. Eine Erkältung führte am 23. Mai 1887 Schmid's Tod herbei. Der mittelgroße Mann mit den scharfen Zügen und der aufrechten Haltung und den raschen Bewegungen war das Bild des tüchtigen energischen Schulmannes; neue Bahnen wies er seinem Fache nicht, wohl aber ist er ein höchst bedeutender Vertreter des allmählich schwindenden Philologenthums, welches mit Philosophie und Theologie enge Fühlung hat und sehr sicher in der Handhabung der alten Sprachen ist.

Außer einer mir von der Familie gütigst zugestellten handschriftlichen Lebensskizze wurde benützt der Nekrolog im Schwäbischen Merkur 1887, Chronik Nr. 303, (G. Lamparter) und der in den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Philologie, Bd. 53, 1888 (Erbe).

Theodor Schott.

Schmid: Kaspar Freiherr v. S., auf Haselbach und Pirnbach, baierischer Staatsmann, geboren 1622, ein Sohn des Martin Joseph v. S., † zu Schönbrunn am 3. Sept. 1693. Ueber die Jugendzeit Schmid's, der einer stiftsmäßigen, mit den Mandl, Unertl u. A. versippten Familie entstammte, haben sich keine Nachrichten erhalten. 1650 erscheint er zum ersten Male als Doctor beider Rechte und Regimentsrath in Straubing, 1651 als Mitglied des bairischen Hofraths. 1658 verlieh ihm Kurfürst Ferdinand Maria in Ansehung der „einige Jahr her in vielen wichtigen Reichs- und andren Commissionibus und Missionibus, auch anderen seinen wolersprießlich und nützlichen Diensten in viel unterschiedliche weeg erzeigt", einen Wappenbrief (rothe Schlinge auf weißem Schrägbalken in rothem Felde, beseitet von zwei Zweigen mit weißen Rosen; auf dem Helm weißroth gelenkte Mannesbüste, links einen Zweig mit rothen, rechts einen Zweig mit weißen Rosen haltend; Spruchband: „Omne generosum spinosum"). 1659 verehrte der Kurfürst dem „geheimen Rath" S. eine goldene Kette mit seinem Bilde „wegen der während des Reichsvikariats geleisteten Dienste". Als Oexle 1662 zum Kanzler ernannt wurde, erhielt S. den Posten eines Vicekanzlers des geheimen Raths; seit Oexle's Resignation 1667 führte er die Geschäfte eines Kanzlers; 1668 wurde verfügt, daß er „seinen Vorgängern Johann Adlzreiter und Georg Oexl hinfüro mit der Bestallung gleichzuhalten und ihm zu solchem und zu jährlichem Sold 1200, dann Gnadengelt 400, Hauszins 75 und Lieferung auf 2 Pferdt 192, also in Allem 1867 Gulden" zu reichen seien; den Titel eines Kanzlers führte er erst seit dem 1675 erfolgten Ableben Oexle's. Der Kanzlerwechsel bedeutete für Baiern auch einen Wechsel des Systems. Während unter Kanzler Oexle die baierische Politik rückhaltlos dem kaiserlichen Interesse diente, wurde unter S. der französische Einfluß maßgebend; wie es kaum zu bezweifeln ist, daß Oexle keineswegs ohne eigennützige Absicht dem Kaiser ergeben war (s. A. D. B. XXV, 24), so steht leider auch fest, daß S. französische Gnadengelder bezog, in den Berichten der französischen Gesandten ist davon wiederholt offen die Rede. Dem Einfluß Schmid's, der sogar, wie de la Haye nach Versailles berichtet, die Eifersucht der Kurfürstin Adelaide rege machte, ist wol in erster Reihe zuzuschreiben, daß Kurfürst Ferdinand Maria am 17. Februar 1670 mit Frankreich einen Allianzvertrag einging, der die unselige Politik inaugurirt, die ein volles Jahrhundert hindurch dem gefügigen Bundesgenossen Frankreichs so schmerzliche Blutopfer auferlegte. Dadurch ist allerdings nicht

ausgeschlossen, daß S. durch die Unterstützung der de la Haye, Vitry und Colbert wirklich die baierischen Interessen am besten zu fördern gedachte. Auch als Schweden 1673 unter Frankreichs Zustimmung die Initiative ergriff, um unter wittelsbachischem Banner eine „dritte Partei in Europa“ zu sammeln, war S. der entschiedenste Anhänger des schwedisch-französischen Bündnisses. In einem merkwürdigen Memorandum von 1675 legte er ausführlich die Absichten und Ziele seiner Politik dar. Baiern müsse, so verlangt er, gründlich mit der Anschauung brechen, daß nur derjenige reichstreu zu nennen sei, der durch Dick und Dünn dem kaiserlichen Hofe Gefolgschaft leiste. „Das, was Reich heißt, ist gegenwärtig anderes nichts, als der spanische ambassadeur in Wien und die kaiserliche Armee, so die daselbst geschmideten consilia und decreta exequiret.“ Da Kaiser Leopold noch keine männlichen Erben habe, müsse schon jetzt dafür Sorge getragen werden, daß für den Fall der Erledigung des Thrones nicht wieder ein Spanier das Erbe der deutschen Habsburger antrete; von allen deutschen Fürstenhäusern habe aber das baierische die beste Aussicht, die Mehrheit der Kurstimmen zu erlangen, zumal wenn es von so mächtigen Staaten, wie Frankreich und Schweden, unterstützt würde. Demgemäß beantragte er, schon jetzt mit offenem Visier zu fechten und die baierischen Truppen mit Condé's Corps zu vereinigen. Allein der Kurfürst war, obwohl ihn im Sinn der Rathschläge des Kanzlers auch der Herzog von Vitry und der schwedische Gesandte Pufendorf unaufhörlich bestürmten, zu offenem Abfall vom Kaiser nicht zu bewegen. Nur seinen Einfluß wollte er bei den in Nymwegen eröffneten Friedensverhandlungen zu Gunsten der schwedisch-französischen Sache geltend machen und betraute damit seinen Kanzler. Daß Baiern in der That den genannten Kronen gute Dienste leistete, erkennt Pufendorf willig an, indem er erklärte, daß „eigentlich der teutsche Friede zu München wieder bestätigt worden“. Ferdinand Maria soll vorgehabt haben, bei der zu Ehren des Friedensschlusses angeordneten Stadtbeleuchtung vor dem Hause Schmid's (seit 1662 gehörte diesem in München das ehemals Ligsalzische Haus am Rindermarkt zwischen St. Peter und dem Schrenckhause) eine Ehrensäule aufrichten zu lassen, allein das plötzliche Ableben des Kurfürsten (26. Mai 1679) verhinderte die Festlichkeit und damit auch die dem „besten aller Rathgeber“ zugedachte Auszeichnung. Schon 1677 war dem Kanzler „in Ansehung seiner zu Deroselben gnedigsten satisfaction gelaister langwürigen getreuen und ersprießlichen Diensten“ die Pflege Aibling verliehen worden, mit dem Beifügen, daß dieselbe nach Schmid's Ableben einem seiner Söhne überlassen werden solle; die Pflege Aibling blieb auch bis zur Aufhebung im J. 1800 im Besitz der Familie S., die als amtirende Stellvertreter Pflegcommissäre aufstellte.

Schon zu Lebzeiten Ferdinand Maria's war die Vermählung des Kurprinzen Max Emanuel mit der ältesten Nichte König Ludwig's XIV., Mademoiselle de Valois, sowie des Dauphin mit der bairischen Prinzessin Maria Anna in's Auge gefaßt und deshalb 1675 zwischen S. und dem französischen Gesandten in Basel, Abbé Gravel, verhandelt worden. 1679 wurde der Plan wieder aufgegriffen, und der französische Geschäftsträger Colbert berichtete, er habe an dem Kanzler S. einen ebenso anhänglichen, wie geschäftsgewandten Bundesgenossen gefunden. Die Heirath des Dauphin mit der baierischen Prinzessin kam auch zu stande, obwohl im Auftrage Kaiser Leopold's zuerst Graf Johann Hartwig Nostitz, dann Graf Franz v. Lobkowitz sich alle Mühe gaben, die gefährliche Verschwägerung des baierischen Hofes mit dem französischen zu hintertreiben. Der Vormund des minderjährigen Kurfürsten und Vorsitzende des Regentschaftsrathes, Herzog Maximilian Philipp, war den Franzosen nichts weniger als freundlich gesinnt, der Beichtvater des Kurfürsten, P. Spinelli, die Geheimräthe Törring, Dellmuck und

viele andere hohe Beamte waren dem habsburgischen Hause ergeben, aber die Autorität des Kanzlers spottete aller ihm widerstrebenden Bemühungen. Es wird nicht bloß die Heirath zu stande kommen, schreibt Lobkowitz nach Wien, sondern auch das schon in der Luft schwebende baierisch-französische Bündniß wird perfect werden, wenn es nicht gelingt, den allmächtigen Kanzler Schmid für des Kaisers Sache zu gewinnen! Allein die Vorstellungen, wodurch Lobkowitz den Kanzler von seiner unpatriotischen Haltung zurückbringen wollte, blieben lange Zeit ebenso erfolglos, wie die Versuche, die Uebermacht Schmid's zu brechen. Erst als der junge Kurfürst selbst, der schon im Mai 1680, wie Lobkowitz nach Wien berichtete, vor Zeugen sich verschwor, der Teufel möge ihn holen, wenn er je eine Französin heirathe, die Zügel der Regierung ergriff, bahnte sich allmählich ein Umschwung an. Im März 1681 traf Kaiser Leopold mit Max Emanuel in Altötting zusammen; der junge Kurfürst war über die Aufnahme, welche er beim Kaiser fand, hocherfreut und gelobte, den vom Kaiser geschenkten Degen „nur zu des Kaisers defension gebrauchen zu wollen", — eine Erklärung, die besonders werthvoll war, da die zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich infolge der rechtswidrigen Reunionen Ludwig's XIV. eingetretene Spannung jeden Tag zum Krieg führen konnte. Doch ist des Jesuiten Franz Wagner Mittheilung, daß zu Altötting auch die Verlobung des Kurfürsten mit Erzherzogin Marie Antonie und ein Particularbündniß zwischen Oesterreich und Baiern verabredet worden seien, völlig unrichtig. Der Kurfürst trug sich damals mit dem Gedanken, eine Tochter des Herzogs Hans Georg von Sachsen-Eisenach, also die Tochter eines protestantischen Hauses, heimzuführen, und der Kanzler S. und die französische Partei, auch die Jesuiten des Münchener Collegiums begünstigten dieses Project. Da sich aber die Eltern der Prinzessin weigerten, zum Uebertritt ihrer Tochter zum Katholicismus ihre Zustimmung zu geben, erhob Papst Innocenz XI. Protest gegen jede Fortsetzung der Verhandlungen; um zu verhüten, daß das baierische Kurhaus in Familienverbindung mit Lutheranern trete und dadurch die Glaubenseinheit Baierns gefährdet werde, suchte die Curie den Kurfürsten für eine Vermählung mit der Tochter Kaiser Leopold's, die als rechtmäßige Erbin der spanischen Monarchie gelten könne, zu gewinnen. Da gegen den Willen und ohne die Erlaubniß des Papstes an die Ehe mit der sächsischen Prinzessin nicht zu denken war und das angeregte Project so glänzende Aussichten eröffnete, hielt es nicht schwer, den Kurfürsten damit zu befreunden. Dazu kam, daß die Wegnahme der Reichsstadt Straßburg vom Kurfürsten sehr mißfällig aufgenommen wurde, — ließ sich doch sogar Kanzler S. „äußerlich vermerken, daß er diese französische Procedur ganz nicht billigen könne". Max Emanuel trat in geheime Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe wegen Beitritts zum Haager Bündniß ein, und am Umschwung der baierischen Politik war kaum noch zu zweifeln, als mit Umgehung des Franzosenfreundes S. der kaiserlich gesinnte Rath Leyden mit den geheimen Verhandlungen in Wien betraut wurde. Am 17. Februar 1682 wurden die Präliminarartikel eines Allianzvertrags vom Kurfürsten unterzeichnet, doch fuhr der österreichische Gesandte fort, zu versichern, das Abkommen entbehre der Festigkeit, solange der Kanzler S. im Amte bleibe. Erst ein volles Jahr später, am 23. Jänner 1683 gelangte die „Defensiv-Allianz sowohl gegen der Türcken, als andrer zustoßender gefahr" zu glücklichem Abschluß, und nun glaubte Graf Kaunitz auch den letzten, entscheidenden Schritt wagen zu dürfen: er verlangte als höchsten Beweis der Reichstreue des Kurfürsten die Entfernung des Kanzlers. Max Emanuel willigte ein, und am 27. Februar 1683 erging an S. ein Decret, das ihm „aus gewissen erheblichen Ursachen" befahl, sich „dermahlen und bis auf weitere gnädigste resolution von

allen publicis und was davon dependiret, sowol im Rhat, als in der gehaimben Canzlei bey der Expedition völlig zu enteußern“. Darauf bat S. umgehend um seine Entlassung; da er einsehe, daß die „Schwätzerei“, der er zum Opfer gefallen sei, „gar zu fest radiciert“ sei, so bitte er, Kurfürstliche Gnaden möchten ihn „pro emerito erklären und als einem alten 34jährigen Karrengaul für die kurze Zeit seines Lebens dasienige noch gnedigist vergonnen, war er bishero zuer Besoldung und sonsten genossen hab“, dagegen wolle er denjenigen, die ihm „den heutigen Herzstoß procuriret“, von Herzen vergeben. Der Kurfürst entsprach dieser Bitte, ja, er fügte sogar hinzu, S. möge ihn auch mit seinem wohlbewährten Rath unterstützen. Ob sich die „Schwätzerei“ auf den angeblichen Verrath bezog, dessen sich S. „Gallico advocato similior quam Germanicae aulae ministro“, schuldig gemacht haben soll, indem er dem König von Frankreich den Rath gegeben habe, Truppen gegen Baiern zu senden, um den zu Oesterreich hinneigenden Fürsten durch Furcht zum Gehorsam zurückzubringen, ist nicht festzustellen; glaubwürdig ist Wagner's Angabe schon deshalb nicht, weil in der Correspondenz der kaiserlichen Gesandten, die sich im übrigen so bitter über S. zu beklagen pflegen, von solchem Verrath keine Rede ist. Auch war die Ungnade des Kurfürsten nicht von langer Dauer. 1684 richtete S., der sich nach seinem Schlößchen Schönbrunn bei Dachau zurückgezogen hatte, „ex lecto“ an den Kurfürsten die Bitte, es möge erlaubt werden, daß sein Sohn Franz Kaspar, der schon vor vierthalb Jahren zum Hofrath ernannt worden sei, diese Stelle wieder antrete; es falle ihm schwer, das Gesuch zu stellen, „aus Ursach, wie der Herr David beklagt: quia praevalerunt adversus me inimici mei, et ut alibi dicitur: odio habuerunt me gratis“, trotzdem wage er die Bitte, da er vor seinem Tod den Trost haben möchte, wenigstens eins seiner Kinder versorgt zu sehen. Der Bitte wurde entsprochen, auch „in Ansehung der vom Vater geleisteten, langwierigen, treuen Dienste“ die Hofrathsbesoldung gewährt, ja, der Kurfürst wiederholte die Bitte, daß ihm sein bewährter Rathgeber auch ferner an die Hand gehen möge. „Ob ich zwar“ — erwiderte S. — „meines theils zimblich schwere Laibszueständt habe, so ist doch der Kopf noch allerdings guet und stehet dahero zur Eurer Churfürstlichen Durchlaucht gnedigsten disposition.“ Als sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Wien und München wieder gelockert hatten, war bei Hofe, wie Villars 1687 seinem König berichtet, die Ansicht verbreitet, der emeritirte Kanzler werde wieder an seinen Posten berufen werden. Es kam jedoch nicht dazu, angeblich — General Florimond erzählte dies später dem Hofbibliothekar v. Oefele — weil S. selbst es ablehnte und sein körperliches Leiden vorschützte. Nach Mittheilung Florimond's, der den Kanzler noch persönlich kennen gelernt hatte, „il trouva un air bourgeois, des cheveux mal peignez, l'esprit fin et actif, le coeur tout français“. S. zählte auch zu den bedeutendsten Juristen seiner Zeit; in den „Commentarii ad jus municipale Bavaricum“ (1715) erscheint er als Vorläufer der Kreittmayer'schen Reformen. Die Familie S. auf Haselbach und Pürnbach erlosch zu Anfang unseres Jahrhunderts. —

Mundus christiano-Bavaropoliticus etc., von selbsten geschmidtet und beschriben durch einen churbayerischen Cavallier, seines Namens von der Ehehafft Baron de Roses et d'Epines (vermuthlich von Kaspar Schmid's ältestem Sohne Franz Kaspar verfaßt). Handschriftlich auf der Münchener H.- u. St.-Bibl. (Cod. germ. 3009). — Beierlein, Regesten ungedruckter Urkunden zur baierischen Orts-, Familien- und Landesgeschichte, im Oberbair. Archiv XI, 279. — Buchinger, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau, im Oberbair. Arch. XII, 101 ff. —

Heigel, Quellen u. Abhandlungen zur neueren Geschichte Baierns I, 25 ff., II, 51 ff. — Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, VII, Bavière, 46 ss.

Heigel.

Schmid: Konrad (irrthümlich auch Johann oder Heintz) S., ketzerischer Apokalyptiker und Stifter der thüringischen Geißlersekte. Er stammte vermuthlich aus dem nördlichen Thüringen; durch das Lesen von Büchern der Bibliothek des Cistercienserklosters Walkenried (nordwestl. von Nordhausen) soll er auf die Ausbildung seines kirchenfeindlichen Lehrsystems gebracht worden sein. Die fragmentarischen Berichte, die uns über seine Lehren vorliegen, lassen erkennen, daß er von der Erwartung des unmittelbaren Bevorstehens des jüngsten Gerichtes vollständig beherrscht war, in der ihn wol die seit 1348 sich wiederholenden großen Epidemieen bestärkten. An der Hand der Apokalypse, der Weissagungen der Hildegardis von Bingen, der Sibylle und anderer Prophezeiungen berechnete er als das Jahr des jüngsten Gerichts das Jahr 1369 und trat, wie es scheint, in den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts als Bußprediger auf. Seine mystisch-enthusiastische Gemüthsrichtung veranlaßte ihn, jeder weltlichen Freude den Krieg zu erklären und die seit den Geißlerfahrten des Jahres 1349 in weiten Kreisen verbreitete Selbstgeißelung als das beste und einzig wirksame Mittel zur Versöhnung mit Gott zu empfehlen. Die Uebereinstimmung einer großen Anzahl von kirchenfeindlichen Sätzen der thüringischen Geißlersekte mit denen der in Thüringen damals gleichfalls verbreiteten Waldenser ist so auffallend, daß die Annahme, S. sei durch das Waldenserthum beeinflußt worden, kaum abzuweisen sein dürfte. Vor allem aber hat wol das Eintreten der geistlichen Behörden gegen Schmid's Bußpredigten diesen in seinen feindlichen Gegensatz zur Kirchenlehre gebracht: es wird ihm die Verwerfung der Sacramente und des ganzen cultischen und Verfassungssystems der Kirche beigemessen, an deren Stelle angeblich ein chiliastisches Reich treten sollte, zu dessen Regierung S. als „Kaiser Friedrich“ oder „König von Thüringen“ sich berufen glaubte. Seine Prophezeiungen fanden bei seinen Anhängern so unbedingten Glauben, daß viele derselben bei dem Herannahen des Jahres 1369 ihren Besitz verkauften und nachmals in bittere Noth geriethen. Im gleichen Jahre ging aber auch die Kirche mit Entschiedenheit gegen S. und seinen Anhang vor; in Nordhausen wurden von dem Inquisitor Walther Kerlinger 40 Ketzer vor Gericht gestellt und sieben von ihnen verbrannt: unter letzteren mag sich auch S., den seine Anhänger fortan als Märtyrer feierten, befunden haben. Der Verbreitung der Geißlersekte hat man freilich damit nicht zu steuern vermocht; dieselbe hat sich vielmehr, trotzdem es im 15. Jahrhundert zu wiederholten Verfolgungen derselben in Nordhausen, Sangerhausen, Sondershausen und anderen Orten kam, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts in Thüringen erhalten. An den durch Schmid's Prophezeiungen erweckten apokalyptischen Erwartungen hielten seine Jünger unentwegt fest. S. und einen gleichzeitig mit ihm verbrannten Gesinnungsgenossen identificirten sie mit Henoch und Elias, die an Christi Stelle das jüngste Gericht abhalten würden. Eine Anzahl S. zugeschriebener deutscher Prophezeiungen und Lehrsätze, sowie ein angeblich von ihm herrührendes Glaubensbekenntniß hat H. A. Erhard nach einer Abschrift A. Stumpf's (Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquar. Forschungen II (1836) S. 16 ff.) bekanntgemacht.

Förstemann, Die christlichen Geißlergesellschaften, S. 162 ff. — Erhard a. a. O. — Mosheim, Institutiones historiae ecclesiasticae, S. 639 f. — H. Haupt, Zur Geschichte der Geißler, in der Zeitschr. f. Kirchengesch. IX (1888) S. 114 ff.

Herman Haupt.

Schmid: Konrad S., Comthur des Ordenshauses der Johanniter zu Küßnach am Züricher See, Freund und Gehülfe Zwingli's bei der Reformation der Schweiz, wurde 1476 zu Küßnach als der Sohn eines, wie es scheint, wohlhabenden Bauern geboren, studirte in Basel, ward Magister der Philosophie und Baccalaureus der Theologie, 1517 Leutpriester in Sengen und am 10. März 1519 zum Comthur des Ordenshauses der Johanniter zu Küßnacht erwählt. Durch Mittheilung lutherischer Schriften von Zwingli für die neue Lehre gewonnen, wirkte er zum ersten Male öffentlich für dieselbe durch eine deutsche Predigt, welche er bei Gelegenheit einer Procession 1522 zu Luzern hielt. Er ward dadurch in einen Schriftenstreit mit dem dortigen Stadtpfarrer Johannes Bodler verwickelt, in welchem er schon in sehr bestimmter Weise die Grundsätze der Reformation bekennt; vgl. Antwort Bruder Conradt Schmids — uff etlich wyderred dero so die predig durch jn gethon in der loblichen statt Lucern geschmächt und ketzerisch gescholten habend, antreffend, dz Christus ein einig, ewig houpt siner kilchen, gewalthaber vnnd fürbitter syge. Mathei XVII. capi: diser ist mein allerliebster sun, in dem ich ein wolgefallen hab, den sölt jr hören! — Bald darauf sehen wir ihn „den gelerten mann mit einer großen stimm" an der Seite Zwingli's in dem Kampfe des Reformators gegen die Lesemeister oder Prediger der Klöster in Zürich, die sich über jenen beim Rathe beklagt hatten (Juli 1522), und ebenso mit ihm und Leo Judae gemeinschaftlich als Prediger auf der Engelweihe in Einsiedeln (Septbr.). — Am nachhaltigsten aber wirkte sein Auftreten auf der zweiten Disputation zu Zürich (October 1523), wo er schon am ersten Tage — am 26. October — in der Verhandlung über die Bilder und die Messe durch sein besonnenes und maßvolles Urtheil den Ausschlag und der evangelischen Lehre den Sieg gab. — „Man lasse", so sprach er, „den Schwachen noch die auswendigen Bilder stehen, woran sie sich halten und berichte sie zuvor, es sei kein Leben, keine Heiligkeit und keine Gnade drin, und sie seien, um uns zu helfen, schwächer als ein Rohr; dagegen richte man einen starken Stab auf, Christum Jesum, den einigen Tröster und Helfer aller Betrübten. So werden sie finden, daß sie der Bilder und auch der Heiligen nicht bedürfen, sie gutwillig fahren lassen und Christum fröhlich ergreifen". Aehnlich lehrte er in Bezug auf die Messe und ermahnte, vor allem dem Volke einen schriftmäßigen Unterricht zu gewähren; thäten nicht die Bischöfe und die Geistlichen dazu, so müsse die weltliche Obrigkeit der Sache sich annehmen. Man habe manchem weltlichen Fürsten um des Geldes willen zur Herrschaft verholfen, nun solle man auch Christum wieder in sein Reich einsetzen. „Nehmet die Sache tapfer und christlich an die Hand. — Ließe man Christum allein Herr und Meister sein, so hätten wir unter einander brüderliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche Huld und Gnade hier in der Zeit und darnach das ewige Leben." — S. hatte mit seiner Rede eine wunderbare Wirkung hervorgebracht. Nicht nur der Vorsitzende Dr. Sebastian Hofmeister und der größte Theil der Anwesenden stimmten ihm freudig zu, der Rath von Zürich gab im Anschluß daran Zwingli den Auftrag, für die gegnerischen Pfarrer „eine kurze christliche Anleitung, Christum zu predigen", abzufassen und ernannte Zwingli, Joner und S. zu Kirchenvisitatoren, um in Predigten das Volk über die neue Lehre aufzuklären und die Geistlichen durch ihre Predigten zu ähnlichen anzuleiten. — Am 13. Januar 1524 fand eine zweite Disputation statt. Der Chorherr Hofmann hatte noch einmal eine Verhandlung über die katholische Lehre begehrt. Unter den vom Züricher Rath dazu abgeordneten Geistlichen befand sich neben dem Abt von Kappel und den Pröpsten von Zürich und Embrach auch S. Infolge ihres Berichtes wurde Hofmann's Widerspruch gegen die neue Lehre, als in der Schrift unbegründet zurückgewiesen. — Gegenüber Zwingli erschien S. stets als

der mildere; die heftigeren und rücksichtsloseren Vorkämpfer des Evangeliums, wie Butzer u. a. waren geneigt, ihm dies zum Vorwurfe zu machen. Dennoch waren sie im Unrecht, wenn sie behaupteten, daß ihm Thatkraft fehle. Als die Wiedertäufer in der Züricher Gegend sich bemerklich machten, war er einer der ersten Theologen, welcher diesen gewaltthätigen und empörungssüchtigen Neuerern mit allem Nachdruck entgegentrat. Er war einer der vier Präsidenten, welche dem im November 1525 anfänglich im Rathhause, dann im Großmünster zu Zürich abgehaltenen Religionsgespräche mit ihnen vorstand, infolge dessen wahrscheinlich ihre gerichtliche Verfolgung und Bestrafung eintrat. Als diese nicht genügend wirkte, verfaßte er die 1527 erschienene Schrift: „Eine christliche Ermahnung zu wahrer Hoffnung in Gott, und Warnung vor der abtrünnigen Wiedertäuferei, die da abweiset von Gott, an die christlichen Amtleute zu Grüningen.“ Es war sein Bezirk, für den er schrieb; und er that es mit dem ganzen Nachdruck seiner volksmäßigen und herzgewinnenden Sprache. Indem er von dem rechten, biblischen Glauben ausgeht, kommt er auf alle die Irrthümer, die in der jüngsten Zeit die Menschen von demselben entfernt gehalten hätten: die Kutten, Beicht- und Ablaßbriefe, Asche, Palmen, Salz, Weihwasser, Kerzen, Bilder und goldene Tafeln. Nachdem diese alle beseitigt worden, habe Gott in der Wiedertaufe einen neuen Irrthum zugelassen. Der sei vom Satan und streite wider den Geist Christi, den heiligen Geist. Darum kämpften auch die Wiedertäufer gegen alle bestehende Ordnung, gegen die Prediger und die Obrigkeit, gegen das Gesetz und den Staat. Darum fordert er auf, sie zu bekämpfen und ihre heimlichen Versammlungen in Wäldern und Höhlen aufzuheben. — 1528 verfaßte er eine zweite Schrift gegen sie: „Verwerfen der Artikel und Stücke, so die Wiedertäufer auf dem Gespräch zu Bern vor ehrsamem, großem Rath fürgewendt haben.“ Sie erschien als Beigabe zu den Predigten, welche während der Disputation zu Bern zwischen dem 7. und 26. Januar 1528 zu Bern von verschiedenen Predigern gehalten worden waren, bei Froschauer. Eine derselben (die siebente) ist über Luc. 10, 8—16. Er war einer der Präsidenten der Disputation und besonders eifrig in der Bekämpfung der Wiedertäufer, die trotz ihrer früheren Mißerfolge dreist und in größerer Menge in Bern erschienen waren. — Seine, wie es scheint, letzte Schrift erschien im J. 1530: „Ein christlicher Bericht des Herrn Nachtmahls mit hellem Verstand seiner Worte darin gebraucht, damit abgelehnt eine unwahr heftige Rede, ihm zugelegt, der Danksagung halben, nicht von den Mindesten in der Stadt Zug.“ Sie ist den Bürgern von Zug gewidmet, weil er von einem derselben, dem Ammann Toß von Zug, öffentlich beschuldigt worden war, er habe letzte Ostern das Abendmahl in einer der römischen ähnlichen Weise gefeiert und erklärt. Die Antwort auf die Vertheidigung des Ammanns Toß, in welcher dieser nochmals behauptete, S. „solle seinen Unterthanen das Sacrament zu genießen gegeben haben in kleinen Hostien“, war die Veranlassung zu jener Schrift, in welcher er die Lehre vom Sacrament schlicht und einfach gemäß der h. Schrift darstellt. — 1529 war S. mit Zwingli bei dem Gespräche zu Marburg gegenwärtig, nach Bullinger's Urtheil „ein gar geschickter tapferer und gelehrter Mann“, wie er auch im April desselben Jahres das Banner der Stadt Zürich in's Feld begleitete. Aus einem Schreiben, welches er vor seinem Ausmarsch an den Rath von Zürich richtete, ersehen wir, daß er verheirathet war und Kinder besaß. — Auch in den ersten Kappler Krieg begleitete er den Züricher Auszug. Am 9. Juni 1529 zog er mit demselben neben Zwingli, „beide aufgerufen und hiezu von der Obrigkeit geordnet“. Und nach zwei Jahren zog er zum dritten Male in's Feld; im zweiten Kappler Kriege am 11. October 1531 traf ihn der Tod auf demselben Raume, auf welchem Zwingli sein Ende fand. Um ihn lagen 35 Mannen seiner

Gemeinde. Bullinger sagt über sein Ende: „Diser ist ein frommer gelerter man xin; hatt vil zů der Reformation geholffen, wie man in allen Actis sehen mag. Er hůb selbs an sin huß vnd kylch zu Kyßnach zu reformiren, was selbs da pfarrer vnd ein iseriger dapferer verrümpter predicant. — Wenig tagen vor der schlacht schreyb er Heinrychen Bullingern predicanten zu Bremgarten: die sach sähe inn allerdingen dermaaßen an, daß er übel besorgte, es wäre große vntrüw im spil vnd wurdint die gläubigen vnd die es gut müntind übel liden. Denen ouch von Gott kein vnbill beschehen wurde, diewil vns nüt dann crütz vom herrn verheißen, wir vns ouch schlechtlich am evangelium hieltend. Vf der walstatt ward er funden vnder vnd bi sinen Küßnachern. Aber H. Oßwald Sägisser, einer sines convents vnd der ouch das göttlich wordt verkundt, ein erlicher vnd frommer mann, ließ den herren comtür ab der walstatt füren gen Küßnach, da er in dem Beinhus begraben ligt.“

Vgl. Sal. Vögelin, Konrad Schmid, Comtur zu Küßnach, im Zürcher Taschenbuch, 1862. — Bernh. Riggenbach in d. Real-Encyclopädie für prot. Theol. u. Kirche, 2. Aufl., XIII, 598 ff. — Bullinger's Reformationsgeschichte III, 147 ff.

Brecher.

Schmid: Konrad Arnold S. wurde am 23. Februar 1716 in Lüneburg geboren, wo sein Vater Rector der Johannisschule war. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht und insbesondere bei seinem Vater eine gründliche Vorbildung erhalten hatte, bezog er behufs Studiums der Theologie und Philologie die Universität Kiel, die er später mit der zu Göttingen und Leipzig vertauschte. An ersterem Orte wurde er zu seiner Erstlingsschrift veranlaßt, einem heroischen Gedichte in lateinischer Sprache: „Encomiasticon academiae Georgiae Augustae“, das 1736 in Lüneburg erschien. In Leipzig, wo er 1737 den philosophischen Doctorgrad erwarb, schloß er sich dem Kreise jugendlicher Schriftsteller an, die unter K. Chr. Gärtner's Kritik die Bremer Beiträge herausgaben. Doch war seine Mitwirkung hier keine sehr umfassende; das umfangreichste Stück, das er beisteuerte, war sein „Silen“, nach der sechsten Ecloge Vergil's gedichtet (Bd. I, 3. Stück, S. 253 ff.). Nach dem Tode seines Vaters wurde er am 10. Juni 1746 zu dessen Nachfolger im Rectorate der Johannisschule in Lüneburg erwählt. Im folgenden Jahre (19. April 1747) heirathete er dort Anna Margarethe Raphel, die Tochter des am 5. Juni 1740 in Lüneburg verstorbenen Superintendenten Georg Raphel, die am 24. October 1719 geboren war. Seine litterarische Thätigkeit war hier zumeist durch seine amtliche Stellung beeinflußt. Er verfaßte sechs Programme ästhetischen und geschichtlichen Inhalts, wie vorgeschrieben, in lateinischer Sprache. Die Weihnachtslieder, die er als Rector jährlich anzufertigen hatte, ließ er auf Wunsch seiner Freunde später als „Lieder auf die Geburt des Erlösers“ (Lüneburg 1761) erscheinen. Sodann übertrug er die „Erklärungen der Gemüthsbewegungen nach den Sätzen der stoischen Weisen aus dem Griechischen eines unbekannten Verfassers“ (Lüneburg 1751) und veranstaltete eine Neuausgabe des 1710 von seinem Schwiegervater Raphel herausgegebenen Arrian, die er durch die Eclogen des Photius und die Summarien vermehrte (Amsterdam 1757). Im J. 1761 kam er als Professor der Theologie und römischen Litteratur an das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo bereits mehrere Mitglieder seines Leipziger Bekanntenkreises, wie Gärtner, Ebert und Zachariä, Stellung gefunden hatten, und auch er nun eine segensreiche Thätigkeit eröffnete. Letztere bestand hauptsächlich in Vorlesungen über die römischen Schriftsteller und über die Religion, die er anfangs nach einem von Jerusalem ihm mitgetheilten schriftlichen Entwurfe, später nach dem von Letzterem gleichfalls verfaßten Glaubensbekenntnisse des Prinzen Leopold

hielt, sowie in Uebungen in dem lateinischen Stile. Nicht minder als der Reichthum seiner Kenntnisse und sein anregender Unterricht erwarben ihm sein leutseliges, biederes Wesen, sein bescheidener harmlos offener Sinn die Herzen seiner Schüler, die ihn wie einen Vater verehrten; die reine Liebe zum Guten und Schönen, die seine harmonische Seele ganz erfüllte, wußte er auch andern unwillkürlich mitzutheilen. Er war ein Freund heiterer, anspruchsloser Geselligkeit; zu dem glücklichen Familienkreise, der um ihn heranwuchs, gesellten sich zahlreiche Freunde, in deren Mitte er sich wie ein „Patriarch" glücklich und zufrieden fühlte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war auch in Braunschweig vorzugsweise dem Alterthume zugewandt. Er gab die von seinem Schwiegervater 1710 edirte Uebersetzung von Arrian's indischen Merkwürdigkeiten und Hannon's Seereisen in neuer Stilisirung mit etlichen Zugaben vermehrt heraus (Braunschweig und Wolfenbüttel 1764); er übersetzte den Aetna des Cornelius Severus (Braunschweig 1769) und lieferte eine Ergänzung und Ausgabe des Briefes Adelmann's an Berengar („Adelmanni Brixiae episcopi de veritate corporis et sanguinis Domini ad Berengarium epistola", Brun. 1770), den er in einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden hatte. Dies geschah um die Zeit, wo Lessing nach Wolfenbüttel kam. Es wurde dadurch unwillkürlich auch dessen Interesse auf Berengar gelenkt, das er bald darauf durch den glücklichen Fund und die Ankündigung der Abhandlung Berengar's über das Abendmahl so glänzend bethätigen sollte. Hierüber wie über die späteren wissenschaftlichen Arbeiten Lessing's entwickelte sich ein eifriger Briefwechsel der beiden, und so ist denn auch bekanntlich Lessing's ganze Schrift über den Berengarius Turonensis in Form von Briefen gekleidet, die an S. gerichtet sind. Lessing hatte vor der Gelehrsamkeit Schmid's große Hochachtung; „er wisse selbst nicht, was er wisse", pflegte er von ihm zu sagen, und der Ton, den er in den Briefen an ihn anschlägt, zeigt deutlich, daß seine Persönlichkeit eine ihn überaus ansprechende war. In selbstlosester Weise suchte S. Lessing behülflich zu sein; eigenhändig besorgte er Abschriften für seine Beiträge „zur Geschichte und Literatur"; wo er nur konnte, unterstützte er ihn mit philologischen und litterarhistorischen Nachweisen und Berichtigungen und zeigte sich in allem so eifrig, daß Lessing ihm launig zurief, er sei „ja ein rechter Gourmand mit Arbeiten", er müsse ihm „nur den Brodkorb höher hängen und ihm nichts mehr geben". Nach dem Tode Lessing's erhielt S. den Befehl, seinen Nachlaß zu versiegeln, bis die Erben ihn öffnen würden. Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit setzte aber S. auch die dichterischen Neigungen seiner Jugendzeit fort. Er schrieb hier als sein Hauptwerk „Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen", ein scherzhaftes Gedicht, das durch den romantischen Stoff, die glatte Form und die muntere Haltung an Wieland's Dichtungen erinnert, dessen Einfluß unverkennbar ist. S. hatte es an seinen Freund Gärtner gerichtet und begonnen, als dieser 1775 in das ihm unterm 18. März 1773 verliehene Kanonikat des Stifts St. Blasii in Braunschweig eingeführt wurde; es wurde aber erst weit später fertig und erschien zuerst 1784 im 8. Stücke des deutschen Museums und dann (Berlin und Stettin 1786) auch als besonderes Buch. Eine Sammlung der Gedichte Schmid's, sowie die Abfassung einer Denkschrift auf ihn hat nach Roose (S. 26) Eschenburg zwar beabsichtigt, doch ist der Plan nicht ausgeführt worden. Wie Gärtner so erhielt auch S. am 24. Februar 1777 eine geistliche Pfründe, das durch Fr. W. Zachariä's Tod erledigte Kanonikat des Stifts St. Cyriaci; 1786 bekam er den Charakter als Consistorialrath und am 16. November 1789 ist er nach einem langwierigen Krankenlager gestorben. Seine Gattin war ihm schon am 10. Januar 1783 im Tode vorangegangen. Von acht Kindern, die sie ihm geboren hatte, überlebten ihn ein Sohn und drei

Töchter, von denen eine, Dorothea, (geb. am 29. Juli 1751, † am 12. Januar 1799) am 19. October 1777 seinen Collegen, Prof. J. J. Eschenburg (s. A. D. B. IV, 346) geheirathet hatte. Als bestes Bild Schmid's wird der Stich E. Henne's vor dem 73. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek bezeichnet.

Vgl. Th. Roose, Ueber K. A. Schmids und K. A. Gärtners Verdienste bes. um die deutsche Literatur (Helmstedt 1792). — Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten IV, 573 — 581. — Carl G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur (Wolfenbüttel 1845), S. 75—80. — Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XII, 293 ff. — Eschenburg, Geschichte des Collegii Carolini, S. 85 ff. — Die einschlagende Lessinglitteratur u. s. w.

P. Zimmermann.

Schmid: Leopold S., katholischer Theologe und Philosoph, geboren am 9. Juni 1808 zu Zürich, † am 20. December 1869 zu Gießen. Schmid's Vater, ein Buchbinder aus Scheer in Württemberg, hatte sich mit einer protestantischen Schweizerin verheirathet. Da er in Zürich als Katholik das Bürgerrecht nicht erlangen konnte, kehrte er 1810 in seine Heimath zurück. S. besuchte 1823—27 das Gymnasium zu Ehingen, studirte 1827—1830 zu Tübingen, dann zu München Theologie, folgte im Frühjahr 1831 seinem zum Professor ernannten Freunde Sengler nach Marburg und arbeitete für dessen Kirchenzeitung, wurde dann aber noch in demselben Jahre Professor und Subregens in dem Priesterseminar zu Limburg. Im Herbst 1832 wurde er, nachdem er das canonische Alter erreicht, zum Priester geweiht. Während seines Aufenthaltes in Limburg veröffentlichte er: „Vorlesungen über die Bedeutung der hebräischen Sprache", 1832; „Guntram Adalbert's Briefe an einen Theologen", 1833; „Erklärung kirchlicher Perikopen", 1834. Im Sommer 1834 erhielt er einen Urlaub von 2 1/2 Jahren, um an einer Erklärung der Bibel zu arbeiten. Er verlebte diese Jahre als Hauskaplan bei Friedrich Schlosser auf Stift Neuburg bei Heidelberg. Von dem Bibelwerke ist nur die Erklärung des ersten Buches des Pentateuchs, 1835, erschienen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Arbeit in den von der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen herausgegebenen „Jahrbüchern für Theologie und Philosophie" von dem Orientalisten Vullers vom exegetischen Standpunkte (mit Recht) sehr ungünstig beurtheilt wurde, daß dann aber der damals von (dem späteren Bischof) Weis zu Speyer redigirte ultramontane „Katholik" nicht nur eine Entgegnung von S. aufnahm (Bd. 56, 100), sondern auch eine anerkennende Besprechung (Bd. 59, 177) und einen längeren Aufsatz von Schmid's späterem Collegen Lutterbeck (s. A. D. B. XIX, 708) brachte, worin die philosophische Bedeutung des Buches hervorgehoben wurde (Bd. 65, 1). 1835 erschien „Wo wird die Wissenschaft ihre Ruhe und Vollendung finden?", veranlaßt durch Molitor's Schrift „Philosophie der Geschichte". 1837—39 war S. Pfarrer zu Großholbach in Nassau. Im Mai 1839 wurde er auf die Empfehlung des Bischofs Kaiser von Mainz zum Professor der Dogmatik in der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen ernannt; die Facultät creirte ihn honoris causa zum Doctor (den philosophischen Doctorgrad erhielt er einige Jahre später von Würzburg). 1843 erhielt er die Erlaubniß, zugleich als Honorarprofessor philosophische Vorlesungen zu halten. 1843 und 1855 wurde er zum Rector der Universität gewählt. Berufungen nach Hildesheim und Breslau lehnte er 1844 bezw. 1846 ab. Im J. 1844 veröffentlichte er das Schriftchen „Ueber die menschliche Erkenntniß", 1845 „Ein kurzes Wort an die Denkenden in Deutschland über die gegenwärtige religiöse Bewegung" (den Deutschkatholicismus), 1845—50 drei Hefte Predigten, 1848—50 sein bedeutendstes Buch: „Geist des Katholicisms oder Grundlegung der christlichen Irenik",

4 Hefte. — Am 22. Februar 1849 wurde S. von dem Mainzer Domcapitel mit vier von sieben Stimmen zum Bischof gewählt (der Gegencandidat war der Domherr Lennig, s. A. D. B. XVIII, 261). Am 1. März nahm er die Wahl an. Von Rom aus wurde ihm aber durch Fr. Schlosser, den Bischof von Limburg und den Erzbischof von Freiburg mitgetheilt, er werde nicht bestätigt werden, und ihm nahe gelegt, Verzicht zu leisten. Da er sich dessen weigerte und die Einleitung des sonst üblichen Informativprocesses verlangte, theilte Pius IX. unter dem 7. December 1849 dem Domcapitel amtlich mit, er könne die Wahl nicht bestätigen, da der Gewählte nach zuverlässigen Berichten und Documenten die für einen Bischof erforderlichen Eigenschaften nicht besitze. Die Mehrheit des Domcapitels bat unter dem 1. Februar 1850 noch einmal vergebens um Bestätigung der Wahl. Am 24. Februar schlug dann das Domcapitel mit Genehmigung der Regierung dem Papste drei andere Candidaten vor, von denen W. E. v. Ketteler (s. A. D. B. XV, 671) ernannt wurde. S. veröffentlichte darauf das Schriftchen „Ueber die jüngste Mainzer Bischofswahl. Beitrag zur Kirchengeschichte und praktischen Theologie unserer Tage", 1850; um dieselbe Zeit erschien von Lutterbeck „Der Informativproceß und seine rechtliche Nothwendigkeit zur Entscheidung der Mainzer Bischofsfrage". — S. gab nun seine theologische Professur auf und ließ sich in die philosophische Facultät versetzen. Er las fast über alle Fächer der Philosophie. Vorlesungen „Ueber die religiöse Aufgabe der Deutschen", die er 1853 und 1855 hielt, sind 1875 von Lutterbeck mit einer kurzen Biographie veröffentlicht worden. S. selbst ließ noch erscheinen: „Grundzüge der Einleitung in die Philosophie, mit einer Beleuchtung der durch K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That", 1860, und „Das Gesetz der Persönlichkeit", 1862. — Im Frühjahr 1867 theilte S. dem katholischen Pfarrer zu Gießen mit: „er verzichte auf die specifisch römische Kirchengemeinschaft so lange, als diese den eigenthümlichen Werth des Evangelismus anzuerkennen ablehne". Gleichzeitig veröffentlichte er ein Schriftchen „Ultramontan oder katholisch? Die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit", worin er erklärt: seiner Ueberzeugung nach seien Ultramontanismus und Protestantismus allerdings unvereinbare Gegensätze, aber nicht Katholicismus und Evangelismus; er sei also mit seiner Erklärung nicht aus dem Katholicismus ausgeschieden und nicht zum Protestantismus übergetreten. Das Schriftchen erlebte rasch vier Auflagen. Es folgten 1868 noch „Mittheilungen aus der neuesten Geschichte der Diöcese Mainz, zur Ehrenrettung der Majorität bei der letzten ordentlichen Mainzer Bischofswahl und der ehemaligen Gießener katholisch-theologischen Facultät sammt der durch sie Gebildeten sowie des Katholicismus überhaupt". S. starb plötzlich infolge eines Herzschlages. Er hatte seiner bei ihm wohnenden Base den Auftrag gegeben, falls er sterbe, zuerst bei dem katholischen, dann bei dem evangelischen Pfarrer wegen der Beerdigung anzufragen; wenn beide ihre Betheiligung weigerten, möchten seine Freunde ihn in der Stille zum Grabe geleiten; in keinem Falle sei eine Grabrede zu halten. Der katholische Pfarrer erklärte sich ohne weiteres bereit, die Beerdigung vorzunehmen.

Bernh. Schroeder und Friedr. Schwarz, L. Schmid's Leben und Denken nach hinterlassenen Papieren, 1871. — Werner, Gesch. der kath. Theol., S. 468. 508. — Ueber die Bischofswahl s. E. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland, 1874, I, 296. — Darmstädter Kirchenzeitung 1850, Nr. 26. 27.

Reusch.

Schmid: Peter S., verdienter Methodiker des Zeichenunterrichts, geb. am 15. April 1769 zu Trier, † am 22. November 1853 zu Ehrenbreitstein bei Coblenz. Der Vater, ein Küfer, starb früh, als S. erst 6 Jahre zählte; die

Mutter befand sich nach dessen Tode mit ihren fünf Kindern in den dürftigsten Verhältnissen, sodaß der siebenjährige S. mit einem noch jüngeren Bruder durch Arbeit in einer Spinnanstalt zum Unterhalte der Familie beitragen mußte. Der Besitzer der Spinnanstalt wurde zwar sein Stiefvater, wodurch die Lage sich wohl kurze Zeit besserte, aber bald ging durch die Concurrenz einer städtischen Spinnanstalt die des Stiefvaters zu Grunde und S. hatte wiederum unter dem Drucke der Noth der Familie mitzuleiden. Doch ein großer geistiger Gewinn hatte sich für den Knaben aus jener Zeit der Noth und Arbeit ergeben, die strenge Gewöhnung an genaue ausdauernde Arbeitsamkeit, was ihm als Grundlage seiner späteren Entwicklung sehr zu statten kam. Seine geistige Ausbildung, auch die elementare, wurde von den Eltern völlig vernachlässigt; Lesen und Schreiben lernte der reifere Knabe nachher durch eigene Uebung. Die in ihm schlummernde Begabung für die Zeichenkunst wurde durch ein ganz zufälliges Ereigniß, durch den Anblick eines Freskenbildes an dem Fischergildenhause in der Diedrichsgasse zu Trier, den Fischzug Petri darstellend, geweckt. Der Eindruck dieses Bildes auf den Knaben war ein derartiger, daß er mehrere Stunden lang sich nicht von ihm trennen konnte, alles um sich her vergessend, und daß er heimgekehrt, von seiner kleinen Ersparniß sich sofort Papier und Farben kaufte und noch in derselben Nacht, während er zuvor noch nie einen Strich gezeichnet hatte, die in dem Gedächtniß haftenden Figuren jener Freskenbilder in getreuen Zügen nachzeichnete, eine Arbeit, die ihn bis gegen Morgen beschäftigte. So stark offenbarte sich in dem damals elfjährigen Knaben die künstlerische Begabung. Jetzt benützte S. alle freie Zeit zum Zeichnen und gewann so durch Selbstübung eine gewisse Sicherheit des Auges und der Hand in naturwahrer zeichnerischer Nachbildung der ihm vorliegenden Gegenstände. Eine spätere Leistung seines Talentes, die Zeichnung des 1782 erfolgten Einzugs des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus in Trier erwarb ihm die Gunst des Dompropstes Grafen v. Waltersdorf, der Schmid's Ausbildung dem Maler Habicht in Trier übertrug. Nach mehrjähriger Uebung daselbst ging er nach seines Gönners Wunsch und mit dessen Empfehlung zu dem Hofmaler Zick nach Coblenz, dessen übrigens nicht sonderlich fördernden Unterricht er drei Jahre genoß; dann besuchte S. 1790 die Akademie zu Mannheim und 1791—1793 die zu Düsseldorf. Obwohl er durch diese langjährigen Studien in der Kunst des Malens, der Composition und Farbengebung eine bedeutende technische Ausbildung gewann, so sah er sich doch nicht in gleichem Maße gefördert hinsichtlich der anderen, ebenso wichtigen Seite dieser Kunst, des naturwahren correcten Zeichnens, wozu die Eigenart seines Talentes ihn schon als Knabe besonders hinlenkte. Er hatte wohl nach der Lehre seiner Meister, rasch, dreist und frei zu arbeiten, eine gewisse Darstellungsfertigkeit, Routine erlangt; von der sorgfältigen Arbeit, der genauen Schärfe und naturwahren Treue, der streng correcten Zeichnung war er aber, wie er bei einer zufälligen Vergleichung seiner früheren und späteren Arbeiten ersah, immer mehr und mehr abgekommen. Bei dieser Erkenntniß war er beinahe gewillt, der Kunst zu entsagen, weil er sich zur Erreichung seiner Ziele nicht mehr befähigt hielt; in einer Anwandlung von Hoffnungslosigkeit vernichtete er alle seine akademischen Zeichnungen. Doch überwog nach schwerem Kampfe die angeborene Neigung zur Kunst seine Muthlosigkeit und er fing wieder an, nach seiner persönlichen Anschauungsart zu arbeiten. 1794 ging S. nach Trier zurück; hier errichtete er ein bescheidenes Atelier und ertheilte Unterricht im Zeichnen und Portraitiren. Lange hielt es ihn jedoch hier nicht; in der Hoffnung seine materiellen Verhältnisse zu verbessern, ging er 1797 nach Petersburg, wo er sich aber in seiner Erwartung getäuscht sah; krank langte er noch in demselben Jahr in Stettin an. Nach seiner Genesung beschloß er, sich dort niederzulassen und

ein Zeicheninstitut zu errichten. Das Unternehmen hatte guten Erfolg; schon 1802 überließ er aber diese Anstalt seinem Schwager und lebte die nächsten Jahre abwechselnd zu Paris und Trier. Nach einem abermaligen mehrjährigen Aufenthalt in Stettin, wo sich indessen das von ihm gegründete Institut durch die Ungunst der Zeitverhältnisse auflöste, siedelte er 1810 nach Berlin über. S. hatte während seiner bisherigen Lehrthätigkeit sein vorwiegendes Interesse der Theorie des Zeichenunterrichtes gewidmet; auf einer 1817 unternommenen Reise zu Pestalozzi, um dessen Methodik des Zeichnens kennen zu lernen, ließ er sich unterwegs in Frankfurt a. M. bestimmen, dort zu bleiben und ein Institut zu gründen. Die hier erzielten günstigen Unterrichtsergebnisse lenkten die Aufmerksamkeit des preußischen Cultusministeriums auf Schmid's Unterrichtsweise und nach Prüfung seiner Methode wurde er 1819 von der preußischen Regierung nach Berlin berufen, wo eben an der Kunstschule der k. Kunstakademie ein Seminar zur Ausbildung von Zeichenlehrern an Lehrerseminaren und den höheren Unterrichtsanstalten gegründet wurde. Hier in dieser Stellung war ihm nun ein Wirkungskreis erschlossen, wo er seine Methodik des Zeichnens, das „Naturzeichnen“ bethätigen und durch die daselbst zu bildenden Lehrer in weiteren Kreisen verbreiten konnte. Bisher war der Zeichenunterricht zumeist eine Anweisung des rein mechanischen Copirens fertiger flacher Vorzeichnungen; die Kunst bildlicher Uebertragung von Körperbildern auf die Fläche war nicht geübt, das bildende Moment überhaupt, die Entwicklung der formenbildenden Kraft des Menschen, die Weckung des Verständnisses regelmäßiger und edler Formen so viel wie gar nicht berücksichtigt worden. Rousseau hatte übrigens hier schon den richtigen Weg angedeutet und Pestalozzi jene Winke in seiner Methode benutzt. Unabhängig jedoch von Pestalozzi's Ideen, wenn auch in wesentlichen Punkten mit denselben übereinstimmend, ging S. seinen eigenen Gang und gab zur Förderung des bildenden Momentes des Zeichenunterrichtes den kräftigsten Anstoß. Schmid's Unterrichtsweise war vornehmlich auf die Uebung des oben erwähnten „Naturzeichnens“ gerichtet: an die Stelle mechanischen Nachzeichnens von Flächenbildern soll das verständnißvolle Zeichnen selbstgeschauter Körper, an die Stelle des unmittelbar Nützlichen soll in erster Linie die Betonung des vorhin berührten pädagogisch bildenden Momentes treten. Zum Behufe praktischer Uebung der Methode dieses „Naturzeichnens“ stellte S. für die stufenweise Nachbildung eine Reihenfolge von 18 einfachen und zusammengesetzten, geradflächigen und krummflächigen Körpern auf, womit die zweckentsprechende Belehrung über Perspective, mathematische Verhältnisse sowie auch über Schattenlehre verbunden war. Doch nicht allein als Lehrer, auch durch litterarische Arbeiten suchte S. seiner Methodik Verbreitung zu verschaffen. Schon 1809 erschien bei Nicolai zu Berlin seine „Anleitung zur Zeichenkunst“ in zwei Heften mit Kupfern (zweite Auflage 1825). 1827 veröffentlichte er ein interessantes Schriftchen, das zwar nur in entferntem Zusammenhang mit seinen übrigen methodischen Schriften steht, aber sehr lesenswerth und bezeichnend für die auch auf weiteren Gebieten sich bewegende geistige Regsamkeit des Mannes ist, es ist dies „Wege der Natur und der Entwicklung des menschlichen Geistes“. Hierauf folgten seine beiden Hauptschriften, das Ergebniß seiner gereiften Erfahrungen bezüglich seiner Lehrweise, womit er für die Theorie und Praxis dieses Faches ein sehr schätzbares Unterrichtsmittel schuf, nämlich sein „Naturzeichnen für den Schul- und Selbstunterricht“, 4 Thle., Berlin 1828—33. An diese Schrift reiht sich seine „Formenlehre mit Anwendung auf Naturgegenstände“, Berlin 1833, sowie „Plan, wie P. Schmid's Zeichenmethode in allen Schulen mit Erfolg einzuführen ist“ (1835). 1833 wurde S. zum Professor ernannt. Infolge Erblindung sah er sich 1843 gezwungen, sein Amt niederzulegen. Schmid's Verdienste sind schon zuvor

erwähnt: seine Anleitung zum Zeichnen nach der Natur und seine Betonung der bildenden Kraft des Zeichenunterrichtes hat eine naturgemäße Methode dieser Kunst theoretisch und praktisch in die Schule eingeführt und diesem Unterrichtsfach eine erhöhte pädagogische Bedeutung gegeben. S. starb 85 Jahre alt in Folge eines Lungenschlages.

Vgl. Skizze von P. Schmid's Leben in der Allgemeinen Schulzeitung. Jhrg. 1840. Nr. 116. — Plaschke, P. Schmid's Lebensgeschichte für die Jugend. Berlin 1842.

Binder.

Schmid: Friedrich Ernst Theodor S., Philolog. Er wurde auf Schloß Wernigerode als Sohn des Hofcaplans und Naturforschers Karl August Christian S. am 10. December 1798 geboren, besuchte bis 1815 das dortige Lyceum und bis 1817 das Pädagogium zu Ilfeld. Dann studirte er in Halle Theologie und Philologie, gehörte mit dem nachmaligen Oberhofprediger Hoffmann zu den Leitern der Teutonia und war seit Ostern 1820 als Hauslehrer bei der verwittweten Frau von Minnigerode in Halberstadt. Michaelis wurde er fünfter Collaborator, aber schon 1823 Oberlehrer am Domgymnasio. Bald begründete er seinen Ruf durch seine Ausgabe der Horazischen Episteln, die allgemein anerkannt wurde, und noch unvergessen ist. Beziehungen, die er als Philologe zu der Familie von Johann Heinrich Voß hatte, sollen die Veranlassung gewesen sein, daß er die Biographie desselben für die Ausgabe seiner Werke von 1833 schrieb. Sie ist sehr selten geworden, zeigt eine große Wärme für deutsche Dichtung und doch auch wohl für jene Zeit ausreichende Kenntniß der deutschen Litteratur. Er war auch Mitarbeiter der Jenaischen Litteraturzeitung. Nach dem Tode von Maaß wurde S. 1840 als dritter Oberlehrer Director der Domschule. Zu seinen älteren Schülern gehörte Heinrich v. Mühler, der Minister und Dichter, zu den jüngeren Herr v. Lucanus. Die Horazstunden, die er ertheilte, werden wohl auf jeden seiner Primaner und Secundaner höchst anregend gewirkt haben. Wie er 1870 (in diesem Jahre wurde sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert) mit dem Horazischen „solve senescentem“ seine Emeritirung dem befreundeten Schulrath Todt einreichte, so hatte er durch Horaz frühe ein heiteres Dasein lieben gelernt. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit einer Hamburgerin und dann mit der Wittwe des Oberpredigers Märtens. So war er nicht nur aus zwei, sondern aus drei Ehen mit einer Schaar blühender Kinder umgeben. Abgesehen von seinem Schwiegersohne Heiland, der zuerst ihm als Lehrer untergeordnet und zuletzt bis zu seinem Tode 1868 als Provinzialschulrath vorgesetzt war, gehörten zu den Freunden seines Hauses der frühere Justizminister Märker, der als Oberlandesgerichtspräsident in Halberstadt mitunter als Regierungscommissar am Domgymnasio beim Examen eintrat; von Schulmännern Wiese, Schaub, Todt, W. Herbst und W. Hertzberg, der Uebersetzer des Properz. Hense, zuletzt in Parchim, führte als Lehrer in Halberstadt den Tübinger Vischer bei S. ein, dessen Gesellschaftssaal im eigenen Hause am Paulsplane die Bilder des Gleim'schen Freundschaftstempels zeitweise hatte aufnehmen müssen. Nach Körte's Tode hätte S. den ganzen Gleim'schen Nachlaß einstweilen übernommen, wodurch vielleicht Manches gerettet ist, aber auch die schon von Körte begonnene Publication aus dem Gleim'schen Nachlasse gänzlich in's Stocken gerieth. S. selbst hatte der Schriftstellerei schon längst entsagt, da er viele Jahre vor seiner Emeritirung als Gymnasialdirector zugleich Eisenbahndirector wurde. Als solcher pflegte er einen um den andern Tag die Eisenbahnzüge von Halberstadt bis an den Fuß der Roßtrappe zu begleiten. Zu Anfang des Jahres 1876 traf ihn ein leichter Schlagfluß, der sich genau an demselben Datum im J. 1877

wiederholte, worauf er nach einigen Tagen am 16. Januar 1877 im Alter von 79 Jahren starb.

Vgl. die Osterprogramme des halberstädtischen Domgymnasiums von 1870 und 1877. — Theodor Schmid's litterarische Arbeiten werden nur aufgeführt in Keßlin's Wernigerodischen Gelehrtenlexikon, wo man auch seinen Vater und, wie es scheint, seinen Großvater findet. — Vgl. Eckstein, Nomenclator philologorum, auch unter Heiland. S. auch Raßmann's Schriften.

H. Pröhle.

Schmid: Thomas S., Dramatiker des 16. Jahrhunderts, seines Zeichens Steinmetz zu Heidelberg, hat sich durch eine schlechte Bearbeitung und ein freches Plagiat einen wenig rühmlichen Namen in der deutschen Litteraturgeschichte gemacht. Im Jahre 1578 veröffentlichte er seine „Comödie oder Rhumwürdiges Spiel der alten biblischen Historien von Thobia", die sich fast wörtlich an den Tobias des Jörg Wickram (1551) anschließt und nur gelegentlich auf Hans Sachs Rücksicht nimmt; die ungeschickte Eintheilung in 25 Abschnitte ist nahezu die einzige Zuthat des Bearbeiters. Nannte S. hier seine Quellen, so zog er es in seiner zweiten dramatischen Arbeit: „Joseph. Die gantze Historie von dem lieben Joseph" ꝛc., Heidelberg 1579, vor, seine Vorlage zu verschweigen. Und doch ist sein Drama nur eine einfache Abschrift eines Joseph-Dramas von Christian Zyrl, Schulmeister zu Weißenburg am Rhein, 1572 zu Straßburg erschienen. Selbst die Verse, welche das Stück in zwei Theile zerlegen, entlehnt er aus dem Tobias Wickram's. Beide Stücke wurden von Studenten und Bürgern Heidelbergs mehrmals aufgeführt.

Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. II, 462. — Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts. Wien 1887, S. 117 f.

A. v. Weilen.

Schmid: Vinzenz Franz Anton S., von Altdorf, bildet das letzte Glied in der Reihe jener einflußreichen urschweizerischen Landschreiber, die mit Feder und Schwert dem Vaterlande dienten. Geboren zu Altdorf 1758 als Sohn des demagogischen Landammanns Karl Franz S. gehörte Vinzenz einem der ältesten Patriciergeschlechter des Kantons Uri an. Alten Familientraditionen folgend, wiedmete sich der auf seine Talente nicht wenig stolze Urner zuerst dem Militärdienste, indem er mit 18 Jahren in das französische Schweizerregiment Castella eintrat. Allein schon im Mai 1778 wählte ihn die Landsgemeinde zum Landesschützenmeister. Von da an blieb S. im Dienste des Vaterlandes, wurde 1782 Oberstlandeswachtmeister und als solcher Mitglied des Kriegsrathes, 1784 Landschreiber, 1798 Major. — Als Landschreiber führte S. einen neuen Kanzleistil ein, der oft durch alterthümelnde und ungewohnte Wendungen und Wortbildungen frappirt. Daneben erlaubte er sich, selbst in amtlichen Erlassen, die hervorragendsten Personen in einer Weise zu charakterisiren, die an publicistische Licenzen neuerer Zeit erinnert. So nannte er den um die Gunst der Könige wie der Republikaner buhlenden Grafen von Affry, Oberst der Schweizer-Garden in Paris, höhnisch „den Liebling aller Zeiten". Volk und Behörden des Kanton Uri dagegen behandelte S. in devotester Weise, in einem „fast neuern orientalischen Ton". Diese Schreibweise trug nicht wenig dazu bei, daß S. bald der Abgott des gemeinen Volkes wurde. — Als Landschreiber fand S. Gelegenheit, die Archive von Uri zu durchforschen. Von General zur Lauben unterstützt, legte S. eine Urkundensammlung zur Geschichte seines Heimathlandes an, die manches seither verloren gegangene Document enthält. Daneben sammelte er Genealogien der lebenden und abgestorbenen Adelsgeschlechter seines Landes, die aber nur für die zwei letzten Jahrhunderte zuverlässigere Nachrichten enthalten. Aus diesen beiden Sammlungen erwuchs die schwülstig geschriebene,

bis in's Jahr 1481 reichende „Geschichte des Freystaates Uri“ (Zug 1788 und 1793), eine der ersten scheinbar auf Urkunden und bis dahin unbekannte Chroniken sich stützenden Kantonalgeschichten der Schweiz. Aber ächte und fingirte Urkunden und Chroniken sind hier so wunderbar durcheinander gemischt, daß namentlich der erste Band des Werkes nur mit größter Vorsicht benutzt werden kann. Dagegen gehen die meisten Fälschungen vor die Zeit Schmid's zurück, der, wie die Benutzung der Schriften Guillimann's zeigt, keinen kritischen Blick besaß. S. hat höchstens die angebliche Urkunde vom Jahre 809 erfunden, laut welcher Uri an's Reich gekommen sein soll. Als „Uraniens Harstgebieter“ führte S. im J. 1792 die Standescompagnie seines Heimathkantons zur Grenzbesetzung nach Basel. Im folgenden Jahre begleitete er als Legationssecretär die urnerische Gesandtschaft wieder dorthin. Die überschwänglichen, bei jenen Anlässen gehaltenen, die Revolutionszeit charakerisirenden Reden veröffentlichte S. 1797 in Basel.

Vom 27. December 1797 bis 31. Januar 1798, wo die eidgenössische Tagsatzung vor dem Untergang der alten Schweiz in Aarau ihre letzte Sitzung hielt, war S. Secretär der Gesandtschaft des Standes Uri. Dann erließ S. am 2. Februar einen feurigen Aufruf an die Truppen von Uri zur Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit des von den Franzosen bedrohten Vaterlandes und führte dieselben auf Mahnung Bern's in's Feld. Allein sogleich wurde S. wieder zurückberufen, um die jenseits des Gotthards drohenden Unruhen niederzuhalten. Aus dem Tessin wieder nach Altdorf zurückgekehrt, zog S., der „um alles in der Welt hier kein Bleiben hat,“ mit dem Contingent von Livinen und Uri wieder gegen die Franzosen zu Felde und befand sich zur Zeit des Entscheidungskampfes am 4. März in der Nähe von Bern. Auf Befehl des Kriegsrathes mußte S. mit seinen Truppen den Rückzug antreten, um das eigene Land zu retten. — Zu Hause war und blieb S. ein erbitterter Gegner der Helvetik; doch mußte er schon am 4. April die Urkunde unterzeichnen, durch welche die Urkantone die italienischen Herrschaften Bellinzona, Blenio und Riviera frei erklärten. Am 9. April stellte S. an die Landsgemeinde von Uri nicht blos den Antrag, den Landsturm gegen die Helvetik zu organisiren, sondern auch alle Anhänger derselben criminell zu bestrafen und des Landes zu verweisen. Hierdurch stieg S. im Vertrauen des gemeinen Volkes ungemein, wenn auch seine Anträge nicht vollständig durchdrangen. Nachdem S. namens des Kantons Uri der Konferenz der demokratischen Kantone in Schwyz zur Wahrung ihrer Verfassung beigewohnt hatte, zog er mit 600 Mann an der Seite der Schwyzer und Nidwaldner in's bernerische Haslethal, um dasselbe gegen die Helvetik aufzureizen. Allein auf die Nachricht, daß die Franzosen am 29. April in Zug eingerückt seien, befiel die Armee eine eigentliche Panik, so daß sie auseinander stob. S. wagte nicht einmal seine Truppen durch Obwalden zurückzuführen, sondern schlich mit denselben auf den einsamsten und unwegsamsten Pfaden durch das Gadmenthal über den Susten heim. Gleich darauf wurde S. an General v. Schauenburg abgesendet, um demselben die Annahme der französischen Capitulation zu erklären (8. Mai). Als inzwischen am 4. Mai das Land dem Kanton Waldstätten zugetheilt worden war, erhielt S. die Stelle eines Verwaltungsrathes und Kantonsschreibers. Doch spielte er namentlich in den Septembertagen 1798 während der Kämpfe in Nidwalden, eine zweideutige Rolle. Falscher Ehrgeiz verleitete ihn bald, sich gegen den übermächtigen Feind an die Spitze eines verblendeten Volkes zu stellen. S. wohnte den geheimen Versammlungen der Unzufriedenen bei und unterhielt mit englischen und österreichischen Agenten und schweizerischen Flüchtlingen Briefwechsel. Seine Freunde und Verwandten mahnten ihn umsonst von diesem gefährlichen Unternehmen ab. Ver=

geblich suchten sie ihn zur Uebernahme des Amtes eines Districtsstatthalters zu bereden, in welcher Eigenschaft er am meisten zum Wohle des Volkes wirken könnte.

Als im Frühling des Jahres 1799 die Oesterreicher gegen Zürich vorrückten, begann im Volke der Urschweiz ein ungeduldiges Drängen. Man hoffte mit List und Gewalt sich der französischen Truppen zu entledigen und mit Hilfe Oesterreichs die alte Staatsform wieder herstellen zu können. S., „von phantastischer Gemüthsart, der mit einigen zu wenig ausgebildeten Geistesanlagen einen unbegränzten Familienstolz verband, der zuweilen an das Abentheuerliche streifte und eine Geistesverwirrung ahnen ließ“, hatte „eine übergroße Vaterlandsliebe, die in ihm allzugroßes Vertrauen auf den Muth und die Kraft seiner Mitbürger erweckte“. Trotz des schweren Unglücks, das ihn betroffen — beim Brande von Altdorf am 5. April 1799 hatte S. mit seinem Hause fast alle Habe verloren — stellte er sich an die Spitze des Volkes, das ihn wie einen Abgott verehrte. Aus Seedorf erließ S. einen Aufruf an's Volk, am 25. April sich zu einer Wallfahrt nach der Landescapelle an der Jagdmatt einzufinden, unter dem mächtigen Schutze des Reichsadlers den alten Kanton Uri zu verjüngen, die Franzosen und die helvetische Regierung aus dem Lande zu vertreiben und „die Bezwinger Europa's mit den sieggewohnten alten uranischen Waffen zu strafen“. Allerdings machte S. an der Jagdmatt die Bauern auf eine mögliche Niederlage aufmerksam, schilderte die Lage des Einzelnen wie des ganzen Landes im Falle des Mißlingens, versprach aber doch dem durch Priester fanatisirten Volke ein treuer Führer sein zu wollen, wenn man im Falle seines Todes seiner Wittwe und Kinder gedenken wolle. Jubelnd ernannte das Volk S. zum „General“. Rasch wurden von 600 Urnern die vier im Kanton zerstreuten französischen Compagnien überfallen, zersprengt und vertrieben. Als S. mit seinen Truppen bis nach Morschach vorgedrungen war, ließ er nach Schwyz melden: „Uraniens Harste sind sieghaft!“ In Uri begann eine Schreckensherrschaft. Da forderte General Soult das Volk zur Unterwerfung auf. S. konnte oder wollte sich nicht zurückziehen. Soult rückte deshalb am 8. Mai 1799 mit einer kleinen Flotte heran. Wie man den Bauerngeneral von der Gefahr benachrichtigte, kniete er, die Erfüllung der Geschicke ahnend, in seiner Wohnung zu Seedorf vor einem Crucifix, erhob sich rasch, eilte zum Grundbühl am Grunibach, wo unfern der Tellskapelle seine Vorposten im Feuer standen. Hier zog er seine Uniform aus, steckte sein Schwert in die Erde, richtete seine hölzernen Kanonen gegen die Schiffe und rief: Thut was ihr wollt, ich weiche nicht! Da zerschmetterte ihm eine Flintenkugel den Kopf.

Amtliche Sammlungen der eidgen. Abschiede VIII, 615; 712. — Akten der Helvetik von Strickler I, 603 f., 785. — Holzhalb, Fortsetzung von Leu's helvet. Lexikon V, 395. — Lusser, Leiden und Schicksale der Urner, Altdorf 1845, 104—132; Geschichte von Uri 320—378. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, 1812, 478—479. — Monnard, Fortsetzung von J. v. Müller, 1849, III, 254, 260. — J. v. Müller, Sämmtliche Werke XII, 16—23. — A. v. Tillier, Geschichte der helvet. Republik, Bern 1843, I, 273—274. — H. Zschokke, Kampf und Untergang der schweiz. Berg- und Waldkantone, Bern 1801, II, 208. — Helvet. Staats-Almanach 1801, 190 f.

Th. v. Liebenau.

Schmid: Freiherr Johann Rudolf S. von Schwarzenhorn stammt aus Stein am Rhein, das sich seit 1484 durch ein ewiges Bündniß Zürich und der Eidgenossenschaft angeschlossen hatte. Das Haus „zum schwarzen Horn“, in welchem er im April 1590 geboren wurde (er wurde am 21. April getauft), steht heute noch, obwol seines ehemaligen Schmuckes an Wandmalereien

beraubt. Es liegt auf der Südseite des Marktplatzes. Die Familie S. gehörte zur Aristokratie der Stadt; sie hatte unter Karl V. Adel und Wappen erhalten. Schmid's Vater war Felix S., ein begüterter und angesehener Mann, dem seine Mitbürger die Aemter eines Stadthauptmanns und Säckelmeisters übertragen hatten. Er war in vierter Ehe verheirathet mit Elisabetha Hürus, der Tochter eines Constanzer Patriciers, welche ihm sechs Söhne und zwei Töchter gebar. Johann Rudolf war der vierte dieser Söhne; Graf Rudolf von Sulz, Landgraf im Klettgau, war sein Pathe. Von diesem übernahm der Vater ein Bergwerk im Klettgau, auf welchem er sein Vermögen einbüßte und wo er im J. 1598 starb. Im Hause zum schwarzen Horn zogen Noth und Kummer ein. Johann Rudolf wurde zur Schule geschickt; bald aber wurde es offenbar, daß er besondere Anlagen zum Zeichnen besitze, worin er es ohne Unterricht sehr weit gebracht haben soll. Mutter und Verwandte bestimmten ihn daher für den Beruf eines Malers oder Goldschmieds. Ob hiezu Schritte gethan wurden, ist unbekannt, da die theilweise sehr abenteuerlichen Geschichten über Schmid's Jugend sich vielfach widersprechen. Ein unerwartetes Ereigniß brachte ihn in seinem zwölften Jahre auf andere Bahnen. Ein österreichischer Officier, welcher ihn hatte zeichnen sehen, erwirkte sich die Erlaubniß, den talentvollen Knaben mit sich nehmen zu dürfen. Die Beiden begaben sich zunächst nach Verona, wo S. in der Malerei und in den schönen Wissenschaften unterrichtet wurde. Er lernte die italienische Sprache vollkommen und soll sich auch mit Poesie beschäftigt haben. Nach vierjährigem Aufenthalte zogen Beschützer und Schützling nach Dalmatien, von wo der Türkenkrieg sie nach Ungarn rief. Vor einer Schlacht setzte der Officier seinen jungen Freund zum Erben ein; aber S., dessen Wohlthäter wirklich fiel, konnte sich des Vermächtnisses nicht erfreuen: er gerieth in die Gewalt der Türken und wurde als Gefangener nach Constantinopel gebracht. Als Sklave eines Vornehmen konnte sich S. durch seine Kenntnisse bald eine bessere Lage verschaffen; er wurde als Dolmetscher verwendet und lernte in dieser Eigenschaft 1624 den kaiserlichen Botschafter Cäsar Gallen kennen, der ihn schätzte und seinem Nachfolger, dem Freiherrn v. Kurz empfahl. Dieser bewirkte den Loskauf des Gefangenen, welcher nun in Wien als Kenner des Türkischen gute Dienste leisten konnte. S. wurde wiederholt zu Botschaften an die türkischen Statthalter in Ofen und Temesvar verwendet und im J. 1627 hatte er sogar eine Mission an den Sultan Murad IV. selbst, welcher den Frieden gebrochen hatte. Zwei Jahre darauf erfolgte seine Ernennung zum kaiserlichen Rathe und Residenten bei der ottomanischen Pforte. Am 24. Juli 1629 hatte Herr v. Kufstein, welcher reiche Geschenke nach Constantinopel überbracht hatte und dem der Abschluß eines 25jährigen Friedens gelungen war, seine Abschiedsaudienz beim Sultan, indem er ihm Johann Rudolf S. an Stelle des abberufenen Sebastian Lustrier vorstellte. 15 Jahre lang bekleidete S. zum Theil unter recht schwierigen Verhältnissen das wichtige Amt, „ungescheut einiger Leib- und Lebensgefahr, und mit sonderbarer gebrauchter guter Dexterität, Bescheidenheit, Behutsamkeit und Vorsichtigkeit“, wie in einem kaiserlichen Schreiben gerühmt wird. Auf seinen Wunsch erfolgte 1644 oder 1645 seine Enthebung, worauf er nach Wien zurückkehrte. Die wichtigen Dienste, die S. geleistet hatte, fanden ihre besondere Anerkennung darin, daß ihm Ferdinand III. unterm 5. Mai 1647 den Adelsbrief seiner Familie erneuerte, und ihm und seinen Nachkommen gestattete, „sie mögen sich nennen entweder Schmidt zum Schwarzenhorn oder aber auch, so es ihnen beliebt, mit Auslassung des Namens Schmidt, allein die von Schwarzenhorn“. Dem alten Familienwappen wurde der römische Reichsadler mit Schwert nebst dem türkischen Greifen mit Mond und Säbel hinzugefügt. Inzwischen war S. auch zum Hofkriegsrath und „Waldmeister im

Erzherzogthum Oesterreich unter der Enz" ernannt worden. Doch schon das Jahr 1649 sieht ihn abermals in diplomatischem Dienste. Mohamed IV. hatte den Thron bestiegen und es war bei der damaligen Weltlage für Oesterreich äußerst wichtig, aufs neue in gute Beziehungen zur Pforte zu treten. Niemand war geeigneter die Unterhandlungen zu führen, als Freiherr S. von Schwarzenhorn. Ende März 1649 verließ er Wien und erreichte — wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten — am 1. Juli in Constantinopel die Unterzeichnung einer Urkunde, welche den Frieden auf 22½ Jahre verlängerte. Innerhalb zehn Monaten sollte der Vertrag auch in Wien unterschrieben und nebst Ehrengeschenken im Werthe von nicht über 40 000 Gulden an die Pforte zurückgebracht werden. Nebenbei hatte es S. auch durchzusetzen gewußt, daß in dem Kriege zwischen der Pforte und Venedig, zu dessen friedlichem Abschlusse namentlich Frankreich seine Vermittelung sehr dringend angetragen hatte, auch Spaniens Vorschläge angehört wurden. Freilich wurden dieselben später entschieden abgelehnt, als sich herausstellte, daß Spanien dabei höchst eigennützige Ziele im Auge habe. Dem gewandten Diplomaten wurde in Wien bei seiner Rückkehr am 19. September 1649 ein glänzender Empfang bereitet; und abermals wurde er im folgenden Jahre durch ein höchst schmeichelhaftes kaiserliches Schreiben dazu berufen, die Ratification und die Ehrengeschenke nach Constantinopel zu bringen. Im April 1650 begann S. die Vorbereitungen zur Reise, indem er sich sein Gefolge selbst auswählte; und nach vollendeter Besorgung der reichen Geschenke für den Sultan und dessen Minister und verschiedenen Abschiedsfeierlichkeiten verließ er Sonntags, den 30. October in 13 Schiffen mit 160 Personen die Stadt Wien. — Der Gesandte scheint sich seiner Aufgabe abermals mit großem Geschick entledigt zu haben; denn als er am 20. Mai 1651 zurückkehrte, wurde er als Erretter eines großen Theiles der kaiserlichen Erblande gepriesen.

In der Heimath war man indessen nicht ohne Kunde von den großartigen Erfolgen des Mitbürgers geblieben. Im Juli 1651 machten sich drei junge Bürger von Stein auf, den berühmten Mann in Wien zu besuchen. Es waren drei Neffen Schmid's, alle drei mit Namen Felix S., dazu auf gleichen Pferden und gleich ausgerüstet. Sie wurden von ihrem Oheim freundlich empfangen, vier Wochen lang als Gäste behalten und mit neuen Pferden und schönen Geschenken entlassen. Aus einem Schreiben, das S. seinen Neffen für den Rath der Stadt Stein mitgab, vernimmt man, daß er verheirathet war (mit Helena Feldner von Feldeck), zwei kleine Töchter hatte und gerade damals weitere Nachkommenschaft erwartete. Drei männliche Nachkommen starben alle in frühester Jugend, so daß der Freiherr von Schwarzenhorn sich nach einem Erben seiner Titel und Würden umsah. Er wählte sich hierzu den Sohn eines Bruders, Hans Heinrich S. zum schwarzen Horn, damals Mitglied des Rathes und Stadthauptmann in Stein. Durch ein neues Diplom Leopold's I. vom 5. Aug. 1658 ließ er diesen Neffen zu seinem Nachfolger im Adel bestätigen; gleichzeitig wurde seinem Wappen ein dritter offener Helm beigefügt „mit einer bis auf die Gürtel herfürsteigenden Diana, welche von vornen ob der Stirn den Halbmond, am Rücken hervorsehenden Bogen, Köcher und Pfeil, in der rechten Hand das schwarze Horn als blasendt an Mund, in der linken Hand aber den Oliva-Ast haltend". Aus dem Horne kommen die Worte: Junctum aquilae mirare draconem. — Dasselbe Schreiben (vom 20. December 1659), welches dem Hans Heinrich S. seine Erhebung verkündete, verhieß auch der Vaterstadt Geschenke: des Freiherrn Ebenbild, sowie „zu ewiger Gedächtniß ein curiöses Trinkgeschirr, desgleichen in der Christenheit keines zu finden seyn wird". Wirklich kam am

Sonntag, den 17. October 1660 Ferdinand Freiherr v. Rehling, der Gemahl der zweiten Tochter Schmid's, Polyxena (die ältere, Maria Anna, hatte Johann Maximilian à Seau, kaiserlichen Hofkammerrath, geheirathet), nach Stein und überbrachte dem Rathe ein großes Bildniß des Freiherrn v. Schwarzenhorn, „in denen Kleidern, wie im Jahr 1651 als Kaiser Ferdinandi III. gevollmächtigter Abgesandter vor dem Sultan Mehemet ich erschienen"; es war von Nicolaus v. Hoi gemalt und schmückt noch heute die Steiner Rathsstube. Das zweite Geschenk, „das curiöse Trinkgeschirr", ist ein Becher von etwa 80 cm Höhe aus Silber mit starker Vergoldung. Drei Sultane tragen das Gefäß, auf dessen Außenseite dargestellt ist, wie S. v. Schwarzenhorn zur Audienz vor dem Sultan erscheint. Auf dem Deckel thronen die Gestalten der drei Kaiser, unter denen er gedient; im Innern findet sich das freiherrliche Wappen, sowie dasjenige seiner Gemahlin. Freie Stellen der Außenseite zeigen ein Gedicht — Schmid's eigenes Werk —, das den wunderbaren Lebenslauf des Gebers skizzirt und in den Versen gipfelt: „Ich komm ins Vaterland durch meine Vers im Geist | Und zeig an Dienst, die ich der Christenheit geleist. | Dem weisen Rath zu Stein, wo ich die Milch gesogen, | Verehr ich dies Geschirr; mich hat dazu bewogen | Die Lieb, von der dieß soll ein ewigs Zeichen seyn, | Und bleiben bey der Stadt, so lang da rinnt der Rhein." — Das Prachtstück hat seither, seiner Bestimmung gemäß, die festliche Tafel oft geschmückt. — Ein Freund des Freiherrn v. Schwarzenhorn, Johann Wilhelm Freiherr v. Stubenberg, seit 1648 unter dem Namen der „Unglückselige" Mitglied der Weimarer Fruchtbringenden Gesellschaft, begleitete die Geschenke ebenfalls mit einem poetischen Gruße an die Stadt, welche ihrerseits durch Verse Johann Wilhelm Simler's von Zürich antworten ließ (Simler, Teutsche Gedichte. 4. Aufl. Zürich 1688. Anhang S. 43).

Schmid's Sehnsucht, seine Heimath noch einmal zu sehen, wurde im J. 1664 erfüllt. Der Krieg zwischen Oesterreich und der Pforte war aufs neue ausgebrochen, und der Kaiser wandte sich nach allen Seiten, um Unterstützung zu erhalten. Der Freiherr v. Schwarzenhorn wurde an die Eidgenossenschaft abgeschickt. Mit einem Schreiben an den Vorort Zürich (dat. Ravensburg, 22. Februar 1664) bittet er um Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung. Am 27. Februar traf er mit seiner Gemahlin, seinem Schwiegersohne, dem Freiherrn v. Rehling, und Gefolge in Stein ein und wurde glänzend empfangen. Er wohnte im väterlichen Hause. Am 2./12. März erschien er in Baden im Aargau vor der Tagsatzung und erlangte von ihr die Zusage einer Lieferung von 1000 Centnern Pulver. Da er nach Augsburg eilen mußte, erhielt er den willkommenen Beschluß (der überdies durch ein Versehen der Post verspätet worden war) erst im Juni; sein Dankschreiben aus Augsburg ist vom 19. Juni 1664 datirt. Die Verhältnisse im Osten hatten sich indessen immer ernster gestaltet, bis der Sieg Montecuculi's bei St. Gotthard an der Raab am 1. Aug. 1664 eine günstige Wendung herbeiführte. Bei den nun folgenden Verhandlungen, welche mit dem Abschlusse eines 20jährigen Friedens endigten, soll auch S. einflußreichen Antheil genommen haben. Ueber seine letzten Jahre fehlen genauere Nachrichten. Er starb am 12. April 1667 und wurde in der Schottenkirche beigesetzt. Florentius Schilling hielt ihm die Leichenrede, in welcher er die unschätzbaren Verdienste des großen Diplomaten preist. S. hatte der katholischen Kirche angehört (s. Todten-Gerüst, d. i. wolgegründte Ehren-Gedächtnuß hochadelicher Cavalliern rc. S. 422—440. Sultzbach 1676).

Johann Rudolf S. v. Schwarzenhorn war seit 1657 auch Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und hieß „Der Verdienende". Aus dem Schreiben, welches das Haupt des Ordens, Herzog Wilhelm zu Sachsen, am 9. Februar 1657 an ihn richtet, vernehmen wir indessen nur von einem „Sonnet

oder Klinggedicht", welches S. an den Herzog geschickt hatte, als dessen Sohn Friedrich im Spätjahr 1656 gestorben war. Dann kennen wir also noch das Gedicht, das auf den Becher eingravirt ist; und endlich meldet Florentius Schilling in seiner Leichenpredigt, der verstorbene Freiherr habe einst die Güte gehabt, zu einer Sammlung von Leichenpredigten auf adeliche Personen, die der Redner unter dem Titel „Bittersüß" oder „Je länger je lieber" veröffentlichen wollte, einige einleitende Verse zu schreiben. Es sind acht ziemlich inhaltlose Zeilen. Ueber S. als Künstler weiß Joh. Kasp. Füeßlin zu melden, es befinden sich im Nachlasse des Malers Franz Stampart „ohngefähr 50 Stücke von seltenen Prospecten in und außer Constantinopel, alte zerfallene Gebäude, aller Gattung türkischer Kleidertrachten; alles mit der Feder gezeichnet und getuscht; etliche sehr fleißig ausgeführt, andere nur entworffen."

Joh. Kaspar Füeßlin's Geschichte der besten Künstler in der Schweitz, I, 82—154. Zürich 1769. — Leonhard Meister, Helvetiens berühmte Männer, Bd. III, Heft 5, S. 47—52. Zürich 1793 (Auszug aus Füeßlin). — Die Geschichtswerke von Krones, Hammer-Purgstall, Zinkeisen. — Amtliche Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede, Bd. VI, Abtheilung 1, S. 611. — Adelsdiplom von Leopold I. dat. Frankfurt a. M. 5. August 1658 (in Stein a./Rh.). — Handschriftliches in den Archiven von Stein a./Rh. und Zürich.

Theodor Vetter.

Schmidder: Martin S. (Fabricius) aus Holtzwyler war als Schulmeister zu Sittart (Limburg) und Düren angestellt und veröffentlichte 1582 eine niederdeutsche Komödie, die uns nur in einer 1585 zu Berlin bey Nickel Voltzen erschienenen hochdeutschen Uebersetzung erhalten ist: „Das New Morgens Fell. Von der Frawen herschung, vnd gebiet der Weiber vber jhre Man." Es ist der nachmals durch Shakespeare geadelte Schwank von der Zähmung eines bösen Weibes, den S. hier nach einer niederländischen Posse, oft mit wörtlicher Ausnutzung derselben, zu einer lustigen, aber auch mit lehrhaften Moralbrocken reichlich aufgeputzten fünfactigen Schulkomödie ausgebaut hat. In der Vorlage empfängt die junge Frau Geertgen auf Veranlassung ihrer Mutter den heimkehrenden Ehemann mit zänkischen Worten; dieser sucht bekümmert bei seinem Nachbar Rath und prügelt seiner Anweisung gemäß die angeblich Kranke und wickelt sie nackt in die frische, gesalzene Haut eines schwarzen Pferdes (Moorkens Vel, in der englischen Ballade Morels skin), was dann auch die gewünschte Heilung herbeiführt. Der deutsche Schulmeister zerstört die Einheit der Wirkung, indem er zugleich zu steigern und zu verfeinern sucht. Er verfügt über den derben und anschaulichen Volkston, aber er kann sichs nicht versagen, seine Personen mit griechischen Namen zu benennen und auf den Stier des Phalaris anzuspielen. Er glaubt die grobe Kur, die übrigens hier von einem Arzte verordnet wird, durch einen ähnlichen Anschlag der Frau, die den trunken aus dem Wirthshause kommenden Mann mit Hülfe der Magd bindet und durchwalkt, motiviren zu müssen, läßt jedoch die beiden Prügeleien hinter der Bühne vor sich gehen. Der bösen Schwiegermutter sind einige gleichgesinnte Weiber zur Seite gestellt, die in einem aristophanischen Auftritte die Emancipation ihres Geschlechtes beschließen, obschon eine besonnene Freundin in dürrem Predigtton abräth. Zwei Teufel leiten nach der Weise des protestantischen Dramas die Intrigue ein und müssen schließlich mit langer Nase abziehen. Wenn der zerbläute Ehemann verzweiflungsvoll klagt: „O Gott, o Himmel, o Sonn, o Mon! O spalt dich, Erd, lüß mich vergon!" so wirkt dies komisch, aber schwerlich war dies die Absicht des Dichters. — Einige Jahre zuvor hatte S., wie er im Vorworte erzählt, eine geistliche Comödie von den zwei Wegen, die zur Verdammniß und zum Leben führen, verfaßt und aufgeführt.

Seelmann, Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele 1885 S. XIV f. — Kalff, Niederdeutsches Jahrbuch 11, 143 f. — Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schau- und Zwischenspiele 1891.

J. Bolte.

Schmidel: Kasimir Christoph S., geboren am 21. November 1718 zu Bayreuth, studirte in Gera, Halle und Jena Arzneikunde und Naturwissenschaften, promovirte 1742 und wurde zuerst praktischer Arzt, dann Professor der Arzneikunde an der neu errichteten Universität seiner Vaterstadt. Als dieselbe 1743 nach Erlangen verlegt wurde, siedelte er dahin mit über. Da er hier außer der Anatomie auch Botanik vortragen mußte, so hatte er Veranlassung, das schon früher mit Vorliebe betriebene Studium dieser Wissenschaft fortzusetzen. Vom Jahre 1747 an veröffentlichte er die „Icones plantarum et analyses partium“, deren colorirte Kupfertafeln, welche die ganze Pflanze in großem Maßstabe darstellen, zu den vorzüglichsten der damaligen Zeit gehören. Das Werk behandelt hauptsächlich die deutschen Lebermoose und Pilze in großer Ausführlichkeit, dann aber auch Phanerogamen und giebt sehr gute Analysen. Im J. 1763 wurde S. zum Leibarzt des Markgrafen von Ansbach berufen. Er war jedoch zu wenig Hofmann und zog sich bald die Ungnade des Markgrafen in solchem Maße zu, daß er entlassen wurde. Da er jedoch sein bedeutendes Gehalt behielt, so hatte er jetzt volle Muße, sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, wenn er auch gleichzeitig seine ärztliche Praxis in geringem Maße wieder aufnahm. Er vollendete jetzt die Herausgabe von Gesner's botanischem Nachlasse: „Opera botanica Conr. Gesneri edidit Ch. Schmidel 1751—1771“, worin er auch eine Lebensbeschreibung Gesner's gab. Diese und einige kleinere Arbeiten erwarben ihm die Gunst des Markgrafen wieder, und derselbe ernannte ihn zum Geheimen Hofrath und Präsidenten des Medicinalcollegiums. Verschiedene größere Reisen, welche er als ärztlicher Begleiter theils der Herzogin Sophie von Württemberg, theils des Markgrafen von Ansbach unternahm, benutzte er, um seine naturwissenschaftlichen, namentlich botanischen Kenntnisse zu vervollständigen. Mit der Zoologie beschäftigte er sich weniger und schrieb nur eine zoologische Abhandlung: „Beschreibung eines Seestern mit rosenartigen Verzierungen“ (Culcita discoidea Agass.) Im J. 1788 wurde Sch. von einer schweren Krankheit ergriffen, von der er sich nicht wieder erholte. Er starb am 18. December 1792. Außer verschiedenen medicinischen Schriften schrieb er noch zahlreiche kleinere botanische Abhandlungen, von denen namentlich diejenigen über die Kryptogamen hervorzuheben sind. Sch. wies auch zuerst die Antheridien der Lebermoose nach.

W. Heß.

Schmidenstedt: Hartwig S. oder, wie er selbst sich meist schreibt, Smidenstedt, stammte aus einer guten Bürgerfamilie zu Lüneburg, wo er am 17. April 1539 geboren wurde. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und ging dann, 12 Jahre alt, nach Rostock auf Rath seines Oheims Heinrich Smidenstedt, der dort Professor der Theologie war. Hier wurde er Ende April 1555 bei der Universität immatriculirt; er hörte besonders bei dem Professor der Beredsamkeit Arnoldus Burenius. Diese Studien setzte er später bei Petrus Vincentius in Wittenberg fort, wohin er bald nach dem Tode Melanchthon's am 11. Sept. 1562 kam. Nachdem er hier 1563 die Magisterwürde errungen hatte, begann er privatim zu lehren. Im J. 1568 erhielt er von dem Herzoge Albrecht von Preußen einen Ruf nach Königsberg, wo er im folgenden Jahre als Professor der Redekunst angestellt wurde. Die Streitigkeiten, die hier herrschten, insbesondere der Zwist zwischen den Theologen Heßhusen und Wigand, der 1577 mit der Vertreibung des Ersteren endete, machte seiner friedliebenden

Natur den Aufenthalt in Königsberg höchst unerquicklich und mit Freuden folgte er daher einer Berufung an die neuerrichtete Hochschule zu Helmstedt. Im Juni 1578 traf er daselbst ein und im Juli ward ihm die Professur der Beredsamkeit übertragen. Lange Jahre hat er hier segensreich gewirkt, bis ihn ein plötzlicher Tod am 31. Juli 1595 in seiner Vaterstadt Lüneburg, wo er gerade zum Besuche seiner Verwandten weilte, davon rief. Er wurde in einer der dortigen Kirchen beigesetzt. In Helmstedt hielt ihm am 12. November 1595 Heinrich Meibom in lateinischen Versen eine rühmende Gedächtnißrede. Seine Gattin Anna, die Tochter eines Wittenberger Kaufherrn Triptius, mit der er seit 1568 eine glückliche, aber kinderlose Ehe führte, überlebte ihn. S. veröffentlichte einige rhetorische Abhandlungen („De imitatione Ciceroniana; refutandi oratoria forma“, Helmstedt 1585), verschiedene Reden, wie eine Oratio funebris auf Herzog Julius zu Braunschweig und Lüneburg (Helmstedt 1589), sowie Gedichte.

Vgl. insbesondere Meibomii oratio de Hartvico Smidensteto una cum Caselii graeco carmine .... Helmstedt 1595, 4°.

P. Zimmermann.

Schmidl: A. Adolf S., österreichischer Schriftsteller, wurde am 18. Mai 1802 zu Königswart (Böhmen) geboren und kam schon in jungen Jahren nach Wien, wo er die sogenannten philosophischen Studien sowie auch das Studium der Rechtswissenschaft von 1819 bis 1825 beendete. Er widmete sich Anfangs dem Lehrfache, wurde im J. 1827 Adjunct der Lehrkanzel der Philosophie in Wien und ein Jahr später zum Supplenten ernannt. Nachdem er eine kurze Zeit, 1832 bis 1833, beim Bücherrevisionsamte der Residenz angestellt gewesen, erhielt er die Erziehung der Söhne des Fürsten Ferd. Lobkowitz anvertraut und wirkte später als Redacteur der von ihm mit Unterstützung der Regierung gegründeten „Oesterreichischen Blätter für Litteratur und Kunst“ von 1844 bis 1848. Nach der Bewegung in Wien, bei der er, jedoch in besonnener Weise, auch betheiligt war, bekleidete Sch. die Stelle eines Actuars der neubegründeten kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und wurde 1857 zum Professor der Geographie an dem k. k. Polytechnikum in Ofen ernannt, wo er am 20. November 1863 starb. Schmidl's Thätigkeit auf litterarischem Gebiete wandte sich insbesondere der Topographie seiner engeren und weiteren österreichischen Heimath zu und gehören seine bezüglichen Arbeiten in dieser Richtung jedenfalls zu den beachtenswerthesten jener Zeit. Seine erste Publication — die Monographie: „Der Schneeberg in Unterösterreich“ (1831) hatte er nach eigener Anschauung und Untersuchung gearbeitet. Von dem topographischen Werke: „Wien wie es ist“ (Wien 1832) erschien nach und nach eine Reihe von Auflagen, später unter dem Titel: „Wien, die Kaiserstadt und ihre nächsten Umgebungen“ (7. Aufl. 1858). Das Buch wurde auch ins Französische übersetzt. Von mehreren zu ihrer Zeit gut verwendbaren Reisehandbüchern Schmidl's seien genannt: „Reisehandbuch durch das Erzherzogthum Oesterreich“ (1834), ferner die ähnlichen Reisehandbücher für Böhmen, Steiermark und Ungarn (1834—1836). Eine sehr brauchbare und gewissenhafte Arbeit, ebenfalls „nach eigenen Wanderungen geschildert“, bildet das dreibändige Werk: „Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise“ (Wien 1835—1839). Ein umfangreiches Werk ist auch: „Das Kaiserthum Oesterreich“ (Stuttgart 1837—1843), welches in 10 Abtheilungen die einzelnen Kronländer Oesterreichs geographisch und ethnographisch behandelt und reich mit Stahlstichen illustrirt erschien. Besonders zu beachten sind Schmidl's Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Höhlenkunde, wie „Zur Höhlenkunde des Karstes“ (1854), „Wegweiser in die Adelsberger Grotte“ (1853) und die in den Sitzungsberichten der k. Akademie in Wien erschienenen Aufsätze: „Ueber den unterirdischen Lauf der Recca“, „Der Mons Cetius des Ptolomäus“.

„Die Höhlen des Oetschers“, „Die Aboligether Höhle“ u. A. m. Im J. 1858 erschien: „Die Donau von Ulm bis Wien“, ein sehr ansprechendes Buch und im J. 1863 die große Monographie: „Das Bihar-Gebirge“ mit Plänen ꝛc. von Jos. Wastler. Noch seien die „Oesterreichische Vaterlandskunde“ (1852) und die Bearbeitung des böhmischen „Prachiner Kreises“ in dem Prachtwerke: „Das pittoreske Oesterreich“ (1841), erwähnt. Außerordentlich bemerkenswerth erscheint Schmidl's publicistische und redactionelle Thätigkeit in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Oesterreichische Blätter für Litteratur, Kunst, Geschichte, Geographie, Statistik und Naturkunde“, welche von 1844 an fünf Jahre lang erschien und Oesterreichs bestes Organ insbesondere in seinem litterarischen und geographischen Theile zu jener Zeit bildete, die angesehensten Schriftsteller der Monarchie waren als Mitarbeiter an dieser Zeitschrift betheiligt. Es sei hier noch beigefügt, daß im J. 1848 Sch. vom Juli an kurze Zeit hindurch auch die Redaction der „Wiener Zeitung“ führte; wir begegnen Arbeiten aus seiner Feder auch in den früheren österreichischen Zeitschriften. Endlich verfaßte der unermüdliche Schriftsteller auch ein „Theater für Kinder“ (1842) und mehrere andere dramatische Werke: „Die Lieb' auf der Alm“, „Die Geister der Bühne“, „Der Harfenist“, „Pierres de Strass“, welche von 1833 an in Wien zur Aufführung gelangten. Das erstgenannte Stück wurde auch auf Provinzbühnen öfter dargestellt und erfreute sich großen Beifalls.

Wurzbach, Biogr. Lex. XXX.

A. S.

Schmidl: Johann S., Jesuit, geb. zu Olmütz am 22. December 1693, † zu Prag am 13. März 1762. Er wurde 1710 Jesuit und 1743 als Geschichtschreiber der böhmischen Ordensprovinz bestellt. Seine „Historia Societatis Jesu Provinciae Bohemicae“ erschien in vier Foliobänden zu Prag 1747—59 und geht von 1555 bis 1653. Einige andere unbedeutende Schriften sind bei Meusel verzeichnet. — Ein anderer böhmischer Jesuit Johann Vespasian Schmidel, geb. am 10. März 1735 zu Joachimsthal, war Professor zu Breslau und hat eine mathematische Schrift verfaßt.

Wurzbach, Lexikon XXX, 205. — Pelzel, Böhmische Gelehrte Jesuiten, S. 189, 268.

Reusch.

Schmidl: Ulrich S. aus Straubing a. D., Verfasser einer Konquistadorenrelation, um 1510 geboren, entstammte einem der angesehensten und begütertsten Bürgergeschlechter, dessen Mitglieder Generationen hindurch in häufiger Wiederholung die Bürgermeisterwürde und andere wichtige Aemter der Stadt bekleideten. In Antwerpen faßte der junge Ulrich, welcher, wie aus mehreren Stellen seines Berichts hervorgeht, lateinischen Unterricht genossen hatte, aus Abenteuerlust, wie es scheint, den Entschluß, nach der neuen Welt zu gehen und sich der eben in Ausrüstung begriffenen großen Expedition Don Pedro de Mendoza's nach dem neuentdeckten Silberstrom anzuschließen. Am 1. September 1534 segelte Mendoza's Flotte, bestehend aus 14 großen Schiffen mit 2500 Spaniern und 150 Hochdeutschen, Niederländern und Sachsen nebst 72 Pferden an Bord, von Cadix ab. Das Schiff, auf welchem S. sich mit 80 deutschen Landsleuten befand, gehörte Sebastian Neithart und Jakob Welser in Nürnberg und war von deren Factor Heinrich Paime befehligt. Nach der Landung an der La Plata-Mündung im Januar 1535 wurde Buenos Ayres gegründet, bald aber brach eine Hungersnoth unter den Ankömmlingen aus, welche im Verein mit den Kämpfen gegen die Eingebornen binnen kurzem nahezu vier Fünftel der Expedition hinwegraffte. Der Rest zog stromaufwärts und gründete Buona Esperanza und Asuncion, welch letztere Stadt nach der Aufgabe von Buenos Ayres der Hauptstützpunkt

der Eroberersсhaar blieb. S. schildert nun in seinem Werke die zahlreichen von Asuncion ausgehenden Kriegszüge, von denen einer bis in die Breite des Titicaca-Sees, ein anderer nach Peru gelangte, die heftigen Kämpfe mit den Eingeborenen und die nicht minder heftigen Streitigkeiten der wechselnden Führer unter sich mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Mitten in diesem wechselvollen Abenteurerleben erhielt er am 25. Juli 1552 durch Vermittlung des Factors der Fugger in Sevilla, Christoph Raiser, einen Brief mit der Bitte um Heimkehr, welchen Sebastian Neithart im Namen des Bruders Thomas Schmidl, fürstlichen Raths in Straubing geschrieben hatte. S. nahm daraufhin seinen Abschied und zog in sechsmonatlichem höchst beschwerlichem Marsche von Asuncion quer zu Lande nach S. Vincente, wo er sich am 13. Juni 1553 auf einem dem Erasmus Schetz in Antwerpen gehörigen und von dessen Factor Peter Rössel befehligten Schiffe nach der Heimath einschiffte. Am 26. Januar 1554 betrat er nach nahezu 20jähriger Abwesenheit und nachdem er durch Schiffbruch alle seine Habe verloren hatte, zu Antwerpen den Boden des Vaterlandes wieder, ebenso arm als er ihn verlassen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, schloß er sich der Reformation an und mußte in Folge dessen auf den Ausweisungsbefehl Herzog Wilhelm's 1562 die Stadt verlassen. Er begab sich nach Regensburg, wo er sich ankaufte und als Bürger aufgenommen ward und wo er, nachdem er sich noch verheirathet, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, um 1579 starb. In Regensburg wird er auch seine Erlebnisse aufgezeichnet haben. S. tritt uns in seiner Relation als ehrlicher deutscher Landsknecht entgegen, der die Schicksale und Begebnisse eines wilden Abenteurerlebens schlicht und einfach erzählt. Die Erzählung, welche als eine der wichtigsten Quellen für die Entdeckungsgeschichte des La Plata-Gebietes anzusehen ist, trägt durchaus das Gepräge des ungeschminkt Wahren, wie sie denn nur Selbsterlebtes enthält. Sie ist in zwei Handschriften erhalten, von denen eine, die Originalniederschrift, die K. Bibliothek zu Stuttgart, die andere die Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrt.

Vergl. Ulrich Schmidl und seine Reisebeschreibung. Programm der K. Realschule Straubing für 1880/81. — V. Langmantel, U. Schmidl's Reise nach Südamerika. Nach der Münchener Handschrift (184. Publ. d. litter. Ver. in Stuttgart). 1890. Mondschein.

Schmidt: Adolf (auch Wilhelm Adolf) S., Historiker, geboren in Berlin am 26. September 1812, † in Jena am 10. April 1887. — Als S. im Frühjahr 1831, mit einem glänzenden Zeugniß des französischen Gymnasiums ausgestattet, sich an der Berliner Universität immatriculiren ließ, standen die geschichtlichen Studien, denen er sich zuwenden wollte, unter der Herrschaft der Philosophie; allerdings unter einer beschränkten Herrschaft. Denn schon begann in den Kreisen, als deren Wortführer Leopold Ranke betrachtet werden muß, die Erkenntniß durchzudringen, daß man zur Lösung des weltgeschichtlichen Räthsels nicht auf dem Wege der Speculation, sondern auf dem des Empirismus vordringen werde. S. ist nicht dazu gelangt, aus dem Munde Hegel's selbst „die Philosophie der Geschichte“ kennen zu lernen — denn Hegel starb bereits 1831 — erst bei dessen Adepten Michelet und Hotho wurde er mit dem System des Meisters vertraut, bei ihnen empfing er die Eindrücke, die ihre deutlichen Spuren noch in einigen Arbeiten der späteren Jahre zeigen, und eine Neigung zum philosophischen Erfassen der Dinge. Aber sein scharfer, kritischer Verstand und die Anregungen aus dem Ranke'schen Kreise hielten ihn von den Irrwegen einer rein philosophischen Geschichtschreibung zurück. Drei Semester hindurch hat er an den Uebungen Ranke's theilgenommen; ihn einen Ranke'schen Schüler zu nennen, wie einige gethan haben, vielleicht in mißverständlicher Auffassung der Worte, die der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ vorausgeschickt sind, ist

trotzdem nicht richtig. Nur mit den Genossen des Seminars, namentlich mit Georg Waitz, nicht mit den Gegenständen, die dort behandelt wurden, hat S. sich befreundet. Wenn er später als Docent die Geschichte des Mittelalters behandelt hat, so geschah es wohl zunächst zur eigenen Belehrung, zur Ergänzung seiner universalhistorischen Kenntnisse; und wenn auch mit Sicherheit anzunehmen ist, daß er sich in den Ranke'schen Uebungen an der Interpretation der mittelalterlichen Geschichtschreiber betheiligt hat, so ist doch nie eine Zeile bekannt geworden, welche ein selbständiges, auf die Quellen gegründetes Studium dieser Zeit verriethe. Es kommt ja auch nicht auf die Schule an, der Jemand zugehört, sondern nur auf die Schulung, gleichviel auf welchem Wege sie erworben ist. Und die hat S. in hohem Maaße besessen. Den Studenten zog das classische Alterthum, wie es ihm in den Vorträgen Böckh's entgegentrat, in seinen Bannkreis. Die großartige Auffassung von der Philologie als einer Wissenschaft, welche das ganze innere und äußere Leben eines Volkes enthülle, gab seinen Studien die Richtung und seinem Eifer den Sporn. Ohne Ansprüche an das Leben, zufrieden, wenn er nur seine Bücher hatte, vertiefte sich S. in das Studium der Philologie und Geschichte, und sein bewunderungswerther Fleiß fand höchstens eine Schranke in seiner schwächlichen Constitution. Die erste Frucht selbständiger Forschung legte er nach beendigtem Triennium in seiner Doctorarbeit vor; sie war auf breitester Grundlage angelegt und zum Theil auch ausgeführt. Der Facultät übergab er nur ein kleines Bruchstück davon, dasselbe, das in seinen „Abhandlungen zur alten Geschichte" (ges. und herausg. von Fr. Rühl, Leipzig 1888) wiederabgedruckt ist: De fontibus veterum auctorum in enarrandis expeditionibus a Gallis in Macedoniam atque Graeciam susceptis. Will man den richtigen Werthmesser für diese Quellenuntersuchung finden, so muß man sich die Zeit vergegenwärtigen, in welcher sie entstand. Die Virtuosität, mit der man heute solche Fragen behandelt, war damals noch nicht vorhanden. S. suchte nachzuweisen, daß die Berichte bei Diodor, Justin und besonders Pausanias über die Einfälle der Galater, d. h. der Gallier oder Kelten, in Griechenland und Macedonien aus einer einzigen Quelle, aus des Timaeus jetzt verlorenem Geschichtswerke geschöpft seien. Fanden seine Resultate auch nicht allgemeine Zustimmung, so erfuhr er doch die Genugthuung, daß selbst Droysen, der ihm am lebhaftesten widersprach, ihm „zu diesem Anfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit Glück wünschte" (Zimmermann's Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1836. III, 587). Die wissenschaftliche Arbeit ruhte auch in den nächstfolgenden Jahren nicht, wo S. durch seine Lehrthätigkeit, zuerst an der königl. Realschule in Berlin, alsdann am Joachimsthal'schen Gymnasium, stark in Anspruch genommen war. Wie eifrig S. den Bewegungen auf dem Gebiet der Alterthumswissenschaft folgte, bewies eine Reihe der gründlichsten Recensionen, — namentlich die über Droysen's Hellenismus, die sich zu einer höchst umfangreichen Abhandlung erweiterte —, bewiesen ferner die beiden Untersuchungen über das Alter und den geschichtlichen Inhalt des „Olbischen Psephisma zu Ehren des Protogenes" (Abhandlungen S. 66 ff.) und über die Quellen des Zonaras; letztere ein Muster einer quellenkritischen Untersuchung, welche Dindorf in seiner Ausgabe des Chronisten in ihrem ganzen Umfange wieder abgedruckt hat (Einleit. zu vol. VI, Leipzig 1875). Diese Arbeiten waren es auch, die dem jungen Gelehrten die Wege zur akademischen Wirksamkeit ebneten. Eine rechte Befriedigung hatte ihm die Schulthätigkeit von Anfang an nicht gewährt. Er hatte sich, wie so viele andere bedeutende Gelehrte — es sei nur an Ranke, Giesebrecht, Droysen, Curtius erinnert —, ihr zugewandt, um sich eine materielle Selbständigkeit zu schaffen; aber sobald sich die günstigere Aussicht der Universität eröffnete, besprach er seinen Plan mit Böckh und Raumer und fand ihre lebhafte Unterstützung.

Im Juni 1840 fand die Habilitation statt, fast genau drei Monate, nachdem Droysen durch seine Berufung nach Kiel aus dem Lehrkörper ausgeschieden war. Für einen jungen Docenten, dessen Hauptfach griechische Geschichte bildete, war die Situation eine äußerst günstige. S. plante damals die Herausgabe eines größeren, auf mehrere Bände berechneten Werkes: „Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums“. Nur der erste Theil ist erschienen mit dem Untertitel: „Die griechischen Papyrusurkunden der kgl. Bibliothek zu Berlin“, Berlin 1842. Die Mittel zu diesem Unternehmen gewährte ihm die Akademie auf Antrag Böckh's, der nach wie vor sein wärmster Fürsprecher war. Das Buch bietet unendlich mehr als sein Titel besagt. Die Entzifferung der beiden, dem siebenten nachchristlichen Jahrhundert angehörenden Urkunden und die Deutung ihres Inhalts nimmt den kleinsten Theil darin ein. Die bloße Nennung des Namens „This“ führt ihn zu einer weitgehenden Untersuchung über die bisherige, unrichtige Identificirung dieses Ortes mit Abydos; die bloße Erwähnung eines Purpurhändlers zu den minutiösesten Forschungen über die Purpurfabrication des Alterthums. Und wie es ihm dort gelingt, tiefeingewurzelte geographische und historische Irrthümer über Altägypten zu vertilgen, so hier die geläufigen Annahmen über die mercantile Entwicklung der Purpurindustrie zu untergraben. Diese Abschnitte des Buches sind heute noch werthvolle Bestandtheile der Alterthumswissenschaft; wenn andere überholt sind, andere der Verbesserung bedürfen, so ist das ein Ergebniß der großartigen Entwicklung der Aegyptologie.

Ein ganz anderes Ergebniß aber hatten diese Arbeiten für den Autor selbst. Neben der Fähigkeit, sich in das Kleinste mit liebevoller Sorgfalt zu versenken, stand die Fähigkeit, den großen Zusammenhang der Dinge zu erfassen. Daß sich durch alle Fährnisse der Kleinarbeit das Verlangen danach hindurchdrängte, war eine Folge seiner philosophischen Neigungen. Wie sehr S. sich auch frei glaubte von allen Anwandlungen einer philosophischen Geschichtsconstruction und es in Wirklichkeit auch war, der Forderung der Philosophen, aus der scheinbaren Regellosigkeit der geschichtlichen Ereignisse die Regel, aus der Zusammenhangslosigkeit den Zusammenhang zu ergründen, — dieser Forderung verdankte er die Wandlung, die sich in seinem Geiste vollzog. Aus der Enge des Kreises, in dem sich seine Studien bisher bewegt hatten, trieb es ihn hinaus in die Weite der Universalgeschichte. Wenn man sich den Umfang seiner Vorlesungen vergegenwärtigt, in denen er griechische und römische Geschichte, Universalgeschichte des Mittelalters und neueste Geschichte behandelte oder einen philosophischen Ueberblick der Universalgeschichte gab, so findet man darin den sichtbaren Ausdruck jener Wandlung. Und ebenso findet man ihn in der Gründung der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“. Die Weite der Studien, welche hier ihren Mittelpunkt finden sollten, kennzeichnen die auf dem Titelblatt genannten Namen: Böckh, Jacob und Wilhelm Grimm, Pertz und Ranke, unter deren Mitwirkung die Redaction thätig war. Von S. selbst erschienen gleich im ersten Bande zwei Abhandlungen, die seine inzwischen erlangte Vertrautheit mit den Quellen der römischen Geschichte auf's glänzendste documentirten: „Der Verfall der Volksrechte in Rom unter den ersten Kaisern“ und „Das Staatszeitungswesen der Römer“ (Abhandlungen S. 367 ff.).

Eine Abhandlung wie die über das römische Zeitungswesen konnte nur aus einer Betrachtungsweise hervorgehen, welche beständig die Ereignisse der Vergangenheit mit analogen Erscheinungen der Gegenwart in Vergleich setzte. Aus den universalhistorischen Studien jener Jahre ergab sich das Interesse für die Gegenwart von selbst. Indem S. die Fragen, die seine Zeit bewegten, nicht bloß als existirend hinnahm, sondern sich in sie vertiefte und ein selbständiges Urtheil über sie zu gewinnen suchte, gelangte er zu der Erkenntniß, daß es auch

für die Zeiten der Vergangenheit in seiner Wissenschaft etwas höheres gebe als die Kritik der Quellen und die Festlegung der Thatsachen. Der Stoff, mit dem er nach seinem eigenen Geständniß schon damals beschäftigt war: die „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums“ (Berlin 1847), bot soviel Berührungspunkte mit der Gegenwart, daß eine Beurtheilung der alten Zeit zugleich einen Werthmesser abgab für die Zustände der Gegenwart. Die Behandlung des Gegenstandes hat durch die innere Verwandtschaft der Zeiten nicht gelitten, sondern gewonnen. Wenn man das Buch eine Tendenzschrift genannt hat, hervorgegangen aus der Absicht eines Protestes gegen die herrschenden Zustände, so verkennt man ebensosehr die durch und durch aufrichtige Natur des Verfassers wie den Ausgangspunkt der Schrift. Wenn S. sich in der Einleitung offen zu Ansichten bekannte, welche „der freien, organischen Entfaltung des politischen, religiösen und socialen Lebens entschieden zugewandt sind“, so erschienen sie nicht als Voraussetzungen, sondern als Ergebnisse seiner geschichtlichen Forschungen. S. hat nicht die Wissenschaft in den Dienst der Politik, sondern die Politik in den Dienst der Wissenschaft gestellt. Das Verkennen dieses Sachverhalts, welches sogar zu mancherlei persönlichen Verdächtigungen geführt hat, hing zusammen mit dem Begriff der sittlichen und geistigen Freiheit, wie ihn S. an einigen Stellen seines Buches entwickelt hatte. — Es giebt nicht viel gelehrte Werke, in denen die Persönlichkeit des Autors so klar zum Ausdruck kommt wie in diesem Buche. S. selbst gestand, daß es die glücklichsten Zeiten seines Lebens waren, in denen er mit dem Gegenstand beschäftigt war, und er hat das Buch sein Lieblingsbuch genannt. Mag die fortschreitende römische Forschung vieles darin überwunden haben, einzelne Capitel wird man heute noch mit Genuß und nicht ohne Nutzen lesen. Es schmerzte den Verfasser, daß das Buch so rasch der Vergessenheit anheimgefallen war, und er konnte ordentlich froh werden, wenn er in späteren Jahren Jemanden fand, der es gelesen hatte. Er hatte umsomehr Grund dazu, als es bei seinem Erscheinen selbst den Besten der Nation imponirt hatte. Man bewunderte den Muth des Urtheils, der auf der Grundlage einer wissenschaftlichen Ueberzeugung so sicher und fest auftrat, ebensosehr wie die Gelehrsamkeit, die aus den römischen Schriftstellern so merkwürdige Dinge herauszulesen verstand.

Schon zwei Jahre vorher war S. nach fünfjähriger Docententhätigkeit zum außerordentlichen Professor ernannt worden (1845). Wenige Wochen danach that er seinen ersten Schritt in die politische Oeffentlichkeit mit der Schrift: „Die Zukunft der arbeitenden Classen und die Vereine für ihr Wohl“, Berlin 1845. S. war einer der Ersten, welche im Beginne der socialpolitischen Bewegung in Deutschland das Wort ergriffen. Angesichts der Phantasien über die Entstehung der heutigen Gesellschaftsordnung, wie sie in den Schriften der Socialisten, namentlich Weitling's, hervortraten, war es von wohlthuender Wirkung, einen geschulten Historiker die Gründe der wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Classen in einem geschichtlichen Ueberblick entwickeln zu sehen. Gerade die Freiheit der neueren Zeit, die persönliche Selbständigkeit hat nach S. zur Isolirung des Einzelnen, zur Verlassenheit in Fällen der Noth geführt. Das einzige Heilmittel sieht er in der Aufhebung der Isolirung ohne Preisgabe der Freiheit, d. h. in der Association, in der freien Verbrüderung mit dem Zwecke der wechselseitigen Unterstützung, der gegenseitigen Assecuranz, — ein Gedanke, der späterhin durch die Bemühungen Schulze-Delitzsch's Gestalt gewonnen hat. Schon damals hat S. die Forderungen nach Kranken- und Invalidenkassen, nach dem Schutz der Frauen- und Kinderarbeit, nach dem Normalarbeitstag in überraschend klarer Weise formulirt — Forderungen, welche seitdem unablässig wiederholt worden sind; und er hat am Abend seines Lebens die Genugthuung gehabt, zu sehen,

wie der Staat selbst alle diese Forderungen in ihrer Berechtigung anerkannt und zum Theil schon ihrer Erfüllung entgegengeführt hat.

Immer tiefer drängte sich das politische Interesse in seine wissenschaftliche Thätigkeit hinein. Es bestimmte schließlich die Richtung seiner Zeitschrift und die Wahl seiner Universitätsvorlesungen ebensosehr wie die Gegenstände seiner Forschung. Wenn er am Schluß des vierten Bandes seiner Zeitschrift bemerkt, daß diese von jetzt ab der staatlichen Entwicklung der neuesten Zeit in höherem Maaße ihre Aufmerksamkeit zuwenden werde als bisher, so entsprang das genau demselben Ideenkreise, aus welchem seine enthusiastische Theilnahme an der ersten Germanistenversammlung hervorging. Hier wo neben den rein wissenschaftlichen Fragen auch die politischen zur Sprache kamen, wo Uhland das deutsche Parlament als eine Frucht naher Zukunft voraussagte, wo über Schleswig-Holstein und die Geschworenengerichte debattirt wurde, hier sah S. „die Offenbarung des nationalen Geistes und der glücklicheren Zukunft, die seiner Entwicklung bevorsteht, auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß“. Daß er auf Antrag Jacob Grimm's das Amt eines Protocollführers erhielt, beweist zur Genüge, welches Ansehen er bereits in der Versammlung genoß, welche Hoffnungen man auf seine fernere Thätigkeit für die Zwecke des Vereins setzen konnte. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß S. von der Politik ebenso stark angezogen, wie abgestoßen wurde. Er war eine politische Natur, die keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich zu bethätigen; aber wenn sie ihm mehr Enttäuschungen als Erfüllungen brachte, zog er sich scheu und verdroßen vor ihr zurück. Er war eine zu consequente, in sich geschlossene Persönlichkeit, um sich in den Wechselgängen der Politik mit Leichtigkeit zurechtfinden zu können. So erging es ihm als Mitglied des Frankfurter Parlaments und fünfundzwanzig Jahre später als Mitglied des deutschen Reichstages. Für jenes war ihm durch die Bemühungen des ihm geistig so verwandten Max Duncker und Gabriel Rießer's, mit denen er im Hause von Moritz Veit viel verkehrt, ein Mandat vom ersten brandenburgischen Wahlkreis übertragen worden. Als er in die Versammlung eintrat, waren die ersten Debatten bereits vorüber und die Parteien hatten sich constituirt. Als Vertreter einer freisinnigen, aber gemäßigten Politik schloß er sich dem „Württemberger Hof“ an, jener Partei, welche eine Zeit lang die Mitte zwischen dem rechten und linken Flügel innehielt; aber nur eine Zeit lang; denn da sie aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt war, fanden beständige Secessionen nach rechts und links statt. S. fühlte sich durch den heftigen Fractionsstreit auf's unangenehmste berührt, und er litt umsomehr darunter, als seine Gesundheit tief erschüttert war. Trat er auch nicht als Redner in der Versammlung auf, so hat er doch an den Berathungen innerhalb der Partei sich eifrig betheiligt, und er war auch litterarisch thätig, indem er eine Reihe von Artikeln für die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb. Um aus eigener Anschauung die Stimmung in Deutschland kennen zu lernen, bereiste er im Frühjahr 1849 „die erregtesten Striche des Südens und in gespannter Erwartung die Hauptgebiete des Nordens“. Er kehrte ohne Hoffnung zurück; das einzige, was er mitbrachte, war der Entschluß, aus der Nationalversammlung auszutreten. Für eine Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde hat er nach seinen eigenen Worten nie geschwärmt; aber als es in Frankfurt galt, zum Ziel zu gelangen, trug er kein Bedenken, die „persönliche Meinung dem allgemeinen Einklang unterzuordnen“; und nachdem man gelobt hatte, an der Reichsverfassung unwandelbar festzuhalten, hielt er sich nicht für berechtigt, „zu Gunsten eines andern ihr entgegengestellten Werkes mit der Gothaer Partei zu agitiren“. Aus den Debatten jener Tage ergab sich ihm eine Lehre — und er sprach sie offen aus — daß Deutschland in allen seinen Parteien sich nur dem zuwenden könne, der „nicht in Plänen, sondern in Thaten

dem Ziele deutscher Einheit und Freiheit zuschreiten werde"; aus der Geschichte ergab sich ihm die Ueberzeugung, daß die nationale Einigung Deutschlands nur durch Preußen möglich sei. Den Nachweis dafür lieferte er in der Schrift: „Preußens Deutsche Politik 1785, 1806, 1849", Leipzig 1850. Zur Ergänzung dieses Werkes erschien schon nach wenigen Monaten die „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen", Berlin 1851. Wenn er dort ohne Benutzung archivalischer Quellen nur die allgemeinen Verhältnisse in erzählender Form geschildert hatte, so führte er hier die Details der Entwicklung in ihrem ursprünglichen, urkundlichen Gewande vor; es ist ein Band mit Urkunden, ausschließlich dem preußischen Staatsarchiv entnommen. Schon nach seinem Umfang erschien jenes Buch als eine gelehrte Flugschrift, und mehr wollte es auch nicht sein. Nur in großen Umrissen waren die Grundzüge der preußischen Politik in drei wichtigen Momenten hingeworfen; mehr ein Ergebniß combinatorischer Thätigkeit, als gründlicher Forschung. Daß es die erhoffte Wirkung nicht erzielte, daran trugen die Zeitverhältnisse Schuld. Es war concipirt in einer Stunde, wo die Hoffnungen des deutschen Volkes ihren Flug am höchsten nahmen, und es trat an's Licht zu einer Zeit, wo die Hoffnungen längst im Niedergange waren. Aber Niemand wird in Abrede stellen, daß S. die Vergangenheit wie die Zukunft Preußens mit sicherem Blicke erkannt hatte; denn mehr als zwanzig Jahre später „mußte Ranke eingestehen, daß die Hauptresultate seiner erheblichen Anstrengungen mit einigen glücklichen Griffen von S. in Bezug auf den Fürstenbund schon vorweggenommen waren" (Lorenz s. unten S. 314). Und was die Zukunft anbetrifft, so konnte S. mit berechtigtem Stolze nach Bismarck's großen Erfolgen im J. 1866 eine dritte Auflage seiner Schrift erscheinen lassen, in welcher die bisherigen drei Capitel über die Unionsbestrebungen um ein viertes bereichert wurden: Die Gründung des Norddeutschen Bundes.

Ueberhaupt hat S. bei allen großen politischen Fragen, welche die Nation bewegten, seine Stimme erhoben. Im J. 1859 warnte er Deutschland und Oesterreich vor den Annexionsgelüsten Napoleon's III. in einer kleinen Broschüre: „Elsaß und Lothringen, Nachweis wie diese Provinzen dem Deutschen Reiche verloren gingen" (Leipzig 1857; 2. Aufl. 1870) und 1864 trat er für „Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht" ein (Jena 1864). Auch diesen beiden Schriften sind die weiten geschichtlichen Ausblicke eigenthümlich. Wie er dort alle Ereignisse heranzieht, in denen Theile des Deutschen Reiches an Frankreich verloren gingen, von den Tagen der Reformation bis zu Franz I., so geht er hier in die ältesten Zeiten zurück, um zu erweisen, daß trotz der jahrhundertelangen Danisirungsversuche die Bevölkerung der Halbinsel eine deutsche geblieben ist.

Noch unter dem Banne der Ereignisse, deren aufmerksamer Zeuge und Theilnehmer er gewesen war, begann S. im Sommer 1849 ein Colleg über den Ursprung und Anfang der neuesten Revolution; selbstverständlich in freisinnigem Geiste. In den Kreisen, die jetzt an's Ruder gelangt waren, erregte das ein um so größeres Mißbehagen, als die Zuhörerschaft eine selten große war und neben der studentischen Jugend Männer der verschiedensten Lebensstellungen saßen. Auf Beförderung war unter solchen Umständen nicht zu hoffen, und S. war froh, als ihm von Zürich aus eine ordentliche Professur für Geschichte angetragen wurde (Ostern 1851). Der Eintritt in das neue Lehramt bedeutete nicht bloß einen Wechsel des Ortes. Wenn schon der Umfang seiner Berliner Vorlesungen aufgefallen war, so bemerkt man mit Erstaunen, daß er jetzt noch Cultur- und Litteraturgeschichte der verschiedenen Zeiten, Philosophie der Geschichte und allgemeine Erdkunde nach Ritter's System in seinen Kreis einbezieht. Er las in

den meisten Semestern zwölf Stunden wöchentlich. Auch die persönlichen Beziehungen änderten sich von Grund aus. In Berlin konnte er kein rechtes Verhältniß zu den Professoren gewinnen, am wenigsten zu demjenigen, der der anerkannte Meister seines Faches war, zu Leopold v. Ranke; sie gingen in ihren politischen und wissenschaftlichen Ansichten zu weit auseinander. In Zürich war S. der erste Vertreter seines Faches; im wissenschaftlichen Verein, der die hervorragendsten Lehrer der Hochschule zu seinen Mitgliedern zählte, fiel ihm bald die Rolle eines Führers zu, und als in diesem Kreise eine „Monatsschrift" begründet wurde, übernahm er die Redaction. Gleich die ersten Hefte brachten aus seiner Feder eine Abhandlung: „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters", eine geschichtsphilosophische Arbeit sonderbarster Art. Nach Schmidt's politischer Vergangenheit durfte man von einem Aufsatz, der diesen Titel trug, erwarten, daß er die Erscheinungen der letzten Jahre als Krankheitssymptome im staatlichen und gesellschaftlichen Organismus erweisen werde. Statt dessen sucht er die Gesetze der Geschichte und den Gang der menschheitlichen Entwicklung zu ergründen. Er findet, daß durch alles menschliche Ringen sich ein Widerstreit zweier Grundtriebe hindurchziehe, des Herrschertriebes nnd des Freiheitstriebes, die aus einer und derselben Quelle stammen, aus dem Selbstbehauptungstrieb. Dieser sei im Menschenleben, was die Schwerkraft in der Natur. Auch in den Bewegungen, die hierdurch entstehen, walte ein Naturgesetz; die Umdrehung der Erde von Westen nach Osten übe auch auf die geistigen Elemente einen mächtigen Einfluß aus, dränge sie in die entgegengesetzte Richtung, erzeuge das Phänomen der Culturströmung von Osten nach Westen, auch die Freiheitsentwicklung erscheine in eben dem Maaße kräftiger, je weiter sie westwärts vorrückt, und schwächer, je mehr man sich ostwärts zurückwendet. Solcher Aufstellungen sind noch viele in dem Aufsatz; die meisten bewegen sich in so abstracten Formen, daß man einen Weiterbildner der Hegel'schen Ansichten vor sich zu haben glaubt. Es war ein Rückfall in die philosophische Krankheit, und wie jeder Rückfall schlimmer als die Krankheit selbst.

Und doch sind in dieser Züricher Periode auch die „Zeitgenössischen Geschichten, I. Frankreich von 1815—1830, II. Oesterreich von 1830—1848", Berlin 1859, entstanden. Aus den luftigen Regionen der geschichtlichen Construction kehrte S. auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück, indem er daran ging, die jüngste Vergangenheit der österreichischen Monarchie in ihrem Ursprung und Verlaufe darzulegen. Die Geschichte Frankreichs diente nur als Einleitung dazu. Man hat zwischen diesem Buche und der „Diagnose" eine Verbindung herstellen wollen durch den Hinweis auf das Freiheitsideal, welches S. sich gebildet hatte und welches ihm nun als Maaßstab der Entwicklung diente. Aber das ist doch nur insofern richtig, als in jenem Aufsatz eine theoretische Begründung der Maaßstäbe versucht war, die sich ihm aus der Praxis der geschichtlichen Forschung längst ergeben hatten. Auch ohne die „Diagnose" wäre die österreichische Politik dieses Zeitraums der Verurtheilung anheimgefallen, weil sie sich auf religiösem und politischem Gebiet als eine Hemmung der freiheitlichen Entwicklung erwies. Das Buch unterschied sich von vielen anderen, namentlich publicistischen, welche den gleichen Gegenstand behandelten, schon dadurch, daß es auf der Grundlage handschriftlicher Quellen aufgebaut war. Nur in der Schweiz war es möglich, daß ein Geschichtschreiber der jüngsten Zeit in die Depeschen der eidgenössischen Geschäftsträger in Paris und Wien Einblick erhielt. Erwägt man den Ernst der Forschung, mit welchem diese Papiere verwerthet sind, so darf man wohl sagen, daß die Geschichtschreibung die Publicistik überwunden habe. Wenn der heutigen Generation die Wirksamkeit Metternich's in einem wesentlich ungünstigeren Lichte erscheint als bei S., dessen

Buch merkwürdiger Weise in Oesterreich verboten wurde, so ist das ein Ergebniß der zahlreichen archivalischen Publicationen der Folgezeit. Uebrigens hat die Forschung ein feststehendes Bild von Metternich's Persönlichkeit auch heute noch nicht gewonnen.

Als in Jena der Lehrstuhl für Geschichte durch Droysen's Fortgang erledigt war, wandten sich die Blicke in erster Linie auf den, der in seinem ganzen Studiengang eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem eben Abberufenen besaß — auf S. Beide waren von der Philologie aus zur griechischen Geschichte gekommen, beide hatten — zum Theil in gegenseitiger Beurtheilung ihrer Arbeiten — auf diesem Felde ihre erste Anerkennung sich errungen; Droysen hat noch weniger als S. die Einwirkungen der Hegel'schen Schule abstreifen können; beide waren sie, durch eifrige Antheilnahme an den politischen Fragen zur Beschäftigung mit der preußischen Geschichte geführt worden, und sie stimmten auch in ihren Ansichten über die Zukunft der deutschen Verhältnisse vollkommen überein. Wie sehr auch die politischen Zustände der Schweiz die Aufmerksamkeit des Historikers gefesselt hatten, wie belehrend der mit Vorliebe gepflegte Verkehr mit gebildeten Laien gewesen war, das Verlangen nach einer Rückkehr in die Heimath machte sich bei S. um so mächtiger geltend, je verheißungsvoller für Deutschland die Anfänge der neuen Regentschaft in Preußen sich erwiesen. Mit unverhohlener Freude nahm er den Ruf nach Jena an (1860). — Gerade damals beschäftigte ihn die neue Ausgabe der Becker'schen Weltgeschichte, deren letzte Bearbeitung, wie sie in den dreißiger Jahren durch Loebell, Max Duncker und K. A. Menzel erfolgt war, nicht mehr auf der Höhe der Forschung stand. Das universalhistorische Wissen, über welches S. verfügte, ließ ihn für das Unternehmen ganz besonders geeignet erscheinen; es kam auch denjenigen Theilen zu Gute, welche seinen Mitarbeitern anvertraut waren, indem er die bisherige Eintheilung änderte und den ungeheuren Stoff nach synchronistischen Gesichtspunkten gruppirte. Ihm selbst fiel die Umgestaltung der „Neueren Geschichte" zu. Mit einem „Gefühl wahrhafter Pietät" unterzog er sich der großen Aufgabe. „Kann ich doch nicht", schreibt er, „ohne Empfindung innerer Dankbarkeit der Thatsache eingedenk sein, wie ich einst selbst aus diesem Werke nicht nur mit vielen anderen Zeitgenossen den ersten warmen Anhauch des geschichtlichen Lebens einsog, sondern zugleich auch die ersten entscheidenden Antriebe zum geschichtlichen Studium als meinem Lebensberufe empfing." Bald nach Vollendung der Weltgeschichte ging S. an die Sichtung eines großen Materials, welches er bei mehrfachem Aufenthalte in Paris im Nationalarchiv gesammelt hatte. Seit mehr als dreißig Jahren hatte er sich dem Studium der Geschichte der französischen Revolution zugewandt und mit besonderer Vorliebe. Und da führte ihn ein glücklicher Zufall auf die officiellen Berichte der Pariser Polizei. So oft auch von französischen Forschern diese Papiere benutzt waren, in ihrer ganzen Bedeutung hatte keiner sie erkannt. Als S. seine Forschungen beendet hatte (schon 1857), traten andere Aufgaben an ihn heran, die eine Publication jener Papiere verzögerten. Erst zehn Jahre später ist er dazu gelangt: „Tableaux de la révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris", 3 Bde., Leipzig 1867—71. Die Tableaux enthüllten keine neue Seite der hohen Politik oder der Thätigkeit der Diplomaten. Aber sie zeigten den erbitterten Kampf der Parteien, sie verriethen die Gefühle der verschiedenen Volksclassen, die Bewegungen und Veränderungen der öffentlichen Meinung. Hier konnte man das Innenleben der Revolution belauschen; es waren Momentaufnahmen von Ereignissen, wie sie sich während eines zehnjährigen Zeitraums tagtäglich in Paris abspielten. Gerade das Studium der „Kehrseite der Erscheinungen" hatte für S. den größten Reiz und er blieb auch

in den nächsten Jahren diesen Studien treu. Er verarbeitete das hier niedergelegte Material zu einer Reihe von Skizzen, welche unter dem Titel: „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800“, in 3 Bänden erschienen (Jena 1874—76). Heinrich v. Sybel fand in diesem Buche eine glänzende Bestätigung der beiden Hauptsätze, die er in seinem bekannten Werke betont und durchgeführt hatte: erstens die unermeßliche Wichtigkeit der ökonomischen Verhältnisse für die Entwicklung jeder Revolutionsphase und zweitens die Thatsache, daß die demokratischen Erfolge von 1792—94 von einer energischen Minderheit gegen den Willen der Mehrheit des Volkes erzwungen worden seien. Auch die Forscher jenseits des Rheins haben sich schließlich zur Anerkennung der „Zustände“ bequemt, wie unbarmherzig auch ein großer Theil der französischen Legende durch sie zerstört war (franz. Uebers. von Paul Viollet unter dem Titel: Paris pendant la Révolution etc., Paris 1880 u. 85; der dritte Band ist noch nicht erschienen). Noch in demselben Jahre, in welchem der erste Band dieses Werkes erschien, gab S. einen neuen Beweis seiner erstaunlichen Arbeitskraft und Universalität in den „Epochen und Katastrophen“, Berlin 1874. Von den drei umfangreichen Abhandlungen, die hier vereinigt waren, gehörte die zweite: der Nika-Aufstand unter Justinian, der Züricher Zeit an; die beiden anderen: Perikles und sein Zeitalter, und Don Carlos und Philipp II., hier zum ersten Male gedruckt, bezeichnen recht eigentlich das Arbeitsgebiet der Jenenser Periode. Bis in den Anfang der sechziger Jahre reichen die Forschungen über Don Carlos zurück; in einer Reihe von Vorträgen behandelte er den Gegenstand und obgleich diese Vorträge „ausgearbeitet ein stattliches Werkchen ergeben hätten“, unterdrückte er alle Lockungen einer Publication, weil das bald vollendete große Werk von Gachard die noch übrig gebliebenen Zweifel beseitigen sollte. Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden waren, lagen darin, daß die Berichte über den unglücklichen Prinzen von der Parteien Haß und Gunst dictirt waren und die Geschichtschreiber in die Irre geführt hatten. S. war durch eine scharfe Kritik des archivalischen Materials zu der Ueberzeugung gelangt, daß den günstigen Beurtheilern, wie dem österreichischen Gesandten Dietrichstein, die bei Carlos einen entschiedenen Charakter und einen gesunden Verstand wahrnahmen, die auf seine Zukunft große Hoffnungen setzten, der Vorzug zu geben sei vor den gegentheiligen Berichterstattern, die von seiner melancholischen Gemüthsbeschaffenheit, von einer zeitweisen Geisteszerrüttung sprechen und dabei andeuten, daß es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter sei. Er sah in dem Prinzen das unschuldige Opfer eines rücksichtslosen Absolutismus und in Philipp den Mörder seines Sohnes. S. hatte sich damit in einen so schroffen Gegensatz gegen die herrschende Auffassung gestellt, daß eine Polemik unvermeidlich war. Maurenbrecher eröffnete den Angriff. Seit Schiller seinen Don Carlos gedichtet hatte, interessirte sich Jedermann in Deutschland für diese Frage. Es war zu befürchten, daß eine so kritisch auftretende Arbeit die Auffassung der nicht orientirten Leserkreise irreleite. Das eben sollte verhindert werden; und daraus erklärt sich die Heftigkeit, mit welcher Maurenbrecher seinen Angriff ausführte. Die Abwehr Schmidt's erweiterte sich zu einer förmlichen Abhandlung (12 Folioseiten als Beilage der Jenaer Litt. Zeit. 1874 Nr. 51). Hat sie auch das allgemeine Urtheil über Don Carlos nicht ändern können, so brachte sie wenigstens dadurch einen Gewinn, daß sie sich zu einer principiellen Erörterung des Werthes diplomatischer Berichte erhob und so die Kritik dieser Art von Quellen förderte. Die Erregung aber, in welche S. durch diese Polemik versetzt war, zitterte noch lange in ihm nach; man empfindet das deutlich in seiner Besprechung der Ullmann'schen Schrift über den Werth diplomatischer Depeschen (Jen. Litt. Zeit. 1874 S. 825 ff.). Er warnt auf's eindringlichste vor dem Götzendienst, der mit diesen Geschichtsquellen getrieben

werde; er verlangt, daß sie viel schärfer kritisirt werden, als die eigentlich erzählenden Quellen; diese haben wenigstens die Absicht, wirkliche Geschichte zu überliefern, also der historischen Wahrheit zu dienen; jene dagegen stehen vor allem im Dienste eines vorübergehenden politischen Interesses und vielfach nur in dem einer politischen Neugierde. Er schlägt die Ausarbeitung eines biographisch-diplomatischen Lexikons vor, welches durch kritische Lebensbeschreibungen aller durch ihre Stellung einflußreichen Diplomaten der neueren Jahrhunderte das übermäßige Vertrauen zu ihren Berichten auf das entsprechende Maaß herabdrücke.

Bis zu der Zeit, da die „Epochen und Katastrophen" erschienen, verrieth keine der zahlreichen Publicationen, daß S. den Studien treu geblieben war, denen er seine ersten wissenschaftlichen Erfolge zu verdanken hatte. Erst der „Perikles" offenbarte es, daß bei allen Kreuz- und Querzügen durch das Gebiet der Geschichte, zu denen Neigung oder äußere Umstände ihn antrieben, als Ziel seiner Wünsche eine umfassende Darstellung des Perikleischen Zeitalters ihm stets vor Augen gestanden hatte. Er konnte dem Aufsatz das Bekenntniß vorausschicken, daß er auf Forschungen beruhe, die im Verlauf von 25 Jahren erwachsen seien. Um aber seine von der bisherigen abweichende Auffassung zu rechtfertigen, plante er ein auf vier Bände berechnetes Werk, welches neben der Darstellung seine Forschungen über die Chronologie und das Kalenderwesen, Finanzen nnd Baukosten, und die Grundlagen der Ueberlieferung enthalten sollte. Nur zwei Bände sind erschienen: „Das Perikleische Zeitalter", Jena 1877—79, denn S. hat seinen ursprünglichen Plan geändert und die chronologischen Untersuchungen, die einen ungeahnten Umfang annahmen, in einem selbständigen „Handbuch der griechischen Chronologie" (nach des Verfassers Tode herausg. von Franz Rühl, Jena 1888) vereinigt. Es mag gleich hier bemerkt werden, daß S. auch auf diesem Gebiete die tiefgehendsten Forschungen angestellt hat. Je größer die Schwierigkeiten, desto mehr zogen sie ihn an, je geringer die Uebereinstimmung unter den Forschern, desto stärker das Verlangen, zu einem eigenen Urtheil zu gelangen. Wollte er das Wesen des attischen Kalenders im fünften Jahrhundert feststellen, so mußte er vorwärts- und rückwärtsgehend den ganzen Kalender in den Kreis seiner Betrachtung ziehen, und das führte ihn immer tiefer in die Zeitrechnung der anderen griechischen Stämme hinein. Es enthüllte sich ihm in diesen Dingen eine Seite des hellenischen Geistes, welche auch in der Entwicklung des Cultus, in der Bildung des Mythus zur Erscheinung kommt. Der Werth seines Handbuchs wird nicht nach der Anzahl der sicheren oder anfechtbaren Resultate bemessen werden, sondern nach dem Anstoß, welchen es der chronologischen Forschung gegeben hat; und nach diesem Maßstab steht es in vorderster Reihe. Die Kritik, die das anerkannt hat, brauchte darum auch nicht eine eigenthümliche Schwäche des Buches zu verschweigen. Wenn, um von vielen Beispielen nur eins zu erwähnen, Hypermnestra als „überzählige Braut" gedeutet war, so sah man in derartigen Etymologien gefährliche Irrgänge eines sonst vortrefflichen Graecisten. Diese chronologischen Studien umgaben förmlich die Arbeit über Perikles. Aus ihnen schöpfte er die feste Zuversicht, daß er die Ereignisse des Zeitalters in die richtige Ordnung gebracht habe, ohne welche ein Verstehen unmöglich ist. Dem Verstehen folgt das Gestalten. S. besaß die Fähigkeit künstlerischer Composition in hohem Maaße. Es bezeichnet geradezu die Eigenart seines Geistes, daß er überall ein abgerundetes Bild zu gewinnen sucht, gleichgültig ob es sich um Carlos und Perikles oder ein chronologisches System handelt. Ueber alle Lücken der Ueberlieferung hilft ihm sein Glaube an die Macht der Phantasie hinweg — einer Phantasie, welcher durch die strengste Wahrheitsliebe und eine sichere methodische Schulung beständig gezügelt wird.

Er würde den Kopf geschüttelt haben, wenn man ihm sagte, daß es die Aufgabe des Historikers sei, überall die Lücken aufzudecken. Unzweifelhaft barg dieses Fortspinnen der Ueberlieferung, diese Ausarbeitung der Gedanken bis in ihre letzten Consequenzen eine große Gefahr in sich. Wenn er aus Plutarch, Perikles cap. 17 herauslas, daß der Grundgedanke, der Perikles leitete, die Sehnsucht nach der Begründung einer panhellenischen Einheit, eines einigen Griechenlands unter der Führerschaft Athens war, so verkehrte er die Ziele seiner Politik in's gerade Gegentheil. Es drängte sich, als er über die Pläne des Perikles nachdachte, das Bild der Gegenwart zu dicht an seinen Geist heran, und aus der Analogie des preußischen Staatswesens entlehnte er die Züge für das athenische. Dieser Irrthum trübte dann bis zur Unkenntlichkeit das Bild des großen Rivalen Kimon. Die Kritik erhob sofort gegen diese Auffassung ihre warnende Stimme; sie sprach sich ebensosehr gegen das Zerrbild des Kimon wie gegen die übertriebene Verhimmelung des Perikles als „eines irdischen Prometheus“ aus; sie bezeichnete die Basis, auf welche S. die Statue des Perikles gestellt hatte, das Geschichtswerk des Stesimbrotos von Thasos als eine ganz unzuverlässige. Arnold Schäfer behauptete auch jetzt noch die Unechtheit der Schrift; Ulrich Köhler, durch S. und Willamowitz von der Echtheit überzeugt, sah in ihr allen Klatsch und Schmutz einer durch und durch corrumpirten Gesellschaft zusammengetragen und drückte ihren Quellenwerth auf ein sehr bescheidenes Maaß herab. Aber Schmidt's Leistung wird dennoch ihre Bedeutung behalten, wie ein großes Freskogemälde, das die unbarmherzige Zeit an einigen Stellen zerstört hat. . . . .

Die Folgen geistiger Ueberanstrengung machten sich bei Schmidt's schwächlicher Constitution stark bemerkbar. Er sah sich genöthigt, seine Vorlesungen zu beschränken und seit 1883 ganz einzustellen; er lebte nur noch seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Von dem großen chronologischen Werke, mit dem er beschäftigt war, veröffentlichte er von Zeit zu Zeit „Fragmente“ in den Jahrbüchern für classische Philologie. Erst die Hälfte des Werkes war gedruckt, als der Tod, am 10. April 1887, seinem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben ein Ziel setzte.

Vgl. Landwehr, Zur Erinnerung an Adolf Schmidt, Berlin 1887, Sonderabdruck aus dem Biograph. Jahrbuch für Alterthumskunde. — Ottokar Lorenz in der Zeitschr. f. Thüring. Gesch. und Alterth. XIII, 299. — Giesebrecht, Münchener Sitz.-Ber. 1888, S. 280. — Dietrich Schäfer in der Allgem. Zeitung 1887 Beilage Nr. 140.

S. Löwenfeld.

Schmidt: Alexander S., Philolog und Shakespeareforscher, wurde am 5. Dec. 1816 zu Kaschin in Westrußland als Sohn wackerer deutscher Eltern, eines Arztes und einer Gutsverwalterstochter, geboren. 1819 siedelte die Familie nach Schwetz, 1821 nach Preußisch-Eylau, wo der Vater Kreisphysicus wurde, über. 1821—29 besuchte S., ein stiller, öfters kränkelnder Knabe, die dortige Stadtschule, dann zu Königsberg i. Pr. das Friedrichscolleg und das kneiphöfische Gymnasium, wo er Michaelis 1834 eine ausgezeichnete Reifeprüfung ablegte. Wie auf der Schule bekundete er auch auf der Königsberger Universität, die er nun als Student der alten Sprachen und Geschichte bezog, mehr einen allgemeinen Wissenstrieb, namentlich betreffs der großen Dichter der Neuzeit. Namentlich pflegte er aber eifrig wie schon früher seine Naturbegeisterung und frohe Geselligkeit. Das lustige, vielfach anregende akademische Leben, das in jenen Jahrzehnten an der ostpreußischen Albertina herrschte, riß ihn mit fort, ohne daß er wie manche Feuerköpfe in dem Strudel des aufdämmernden Radicalismus unterging; er hat die oft besungenen „Tage der Rosen“ als Verbindungsbursche in vollen Zügen genossen. Finanzielles Unvermögen des Vaters und die Er-

mahnung eines treuen Berathers, Majors v. Madeweiß, veranlaßten 1836 eine fleißige Hingabe an die Studien, 1838 durch eine vorzügliche Promotion, 1840 durch eine umfängliche facultas docendi belohnt. Ostern 1840 ward er Hilfs-, 1842 ständiger Lehrer an der St. Petrischule zu Danzig, und folgte 1855 dem regierungsseits erst nach längerem Schwanken bestätigten Rufe als Director der städtischen höheren Bürgerschule zu Königsberg, einer später mit auf seinen Antrieb zum Range einer Realschule 1. Ordnung erhobenen Anstalt. Bis Michaelis 1885 wirkte er segensreich an diesem Löbenicht'schen Realgymnasium. Erfolge und Ansehen verdankte er hier, wie einer seiner ältesten Schüler sagt, reiner Humanität und opferwilliger Pflichttreue. Nie völlig gesund und längere Zeit von mancherlei Leiden geplagt, die treue Pflege der Angehörigen und rastloses gelehrtes Weiterforschen erleichterten, starb er am 27. Juni 1887. Seine Schüler errichteten ihm auf dem Löbenicht'schen Friedhofe ein würdiges Denkmal (mit trefflichem Bildniß von Fried. Reusch). — S. war ein Mann von Charakter und, obwohl milden Gemüths, von Thatkraft, unerschütterlich im Urtheile ehrlicher Ueberzeugung, fest beim beschlossenen Plan, ein ergebener Freund, ein durch mancherlei Sorge gestähltes Familienmitglied, ein wahrhaft edler Mensch. Als Gelehrter zeichnete er sich ebenso sehr durch gediegene Kenntnisse und geschmackvolle Verarbeitung, wie durch Bescheidenheit und weise Beschränkung aus. Das eindringliche Studium Shakespeare's bildete über ein halbes Jahrhundert den Mittelpunkt von Schmidt's Denken und Forschen. Bereits 1836 nahm er mitten in den Anfangsgründen der englischen Grammatik, die er einem herabgekommenen, meist betrunkenen Handlungsgehülfen bei regelmäßigem Gespräche und Zusammenlesen ablernte, „König Lear", dann zeitlebens sein Lieblingsstück, vor, nachdem er sich schon als Primaner mit den Hauptdramen befreundet hatte. Diese Neigung bot den Keim zu dem glänzenden ersten litterarischen Auftreten mit „Sacherklärenden Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen" (Danzig 1842), den Musterleistungen deutscher Shakespearekritik anzureihen. Hier fand man sauber und bequem beisammen, was die englischen Ausleger zur Wortauslegung und Quellengeschichte festgestellt hatten. Namentlich die Vorrede ragt sachlich und formell hervor: niemals wieder ist der schönrednerischen, aber in der Realienfrage unsäglich oberflächlichen Methode der Erklärer Tieck'schen Schlags so deutlich ihr Todesurtheil begründet worden. Fast alle folgenden Arbeiten Schmidt's bewegten sich in demselben Fahrwasser: die Programmabhandlungen „Essay on the Life and dramatic Writings of Ben Jonson" (1847), „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's in Frankreich" (1864), „Zur Shakespeareschen Textkritik" (Jahrbuch der dtsch. Sh.-Ges. III, 1868), Ausgabe von „Coriolanus" (1878), von „King Lear" (1879), „Zur Textkritik des King Lear" (Anglia III, 1879), „Quartos und Folio von Richard III." (Jahrbuch der dtsch. Sh.-Ges. XV, 1880), „Die ältesten Ausgaben des Sommernachtstraums" (Königsberger Progr. 1881). Das Hauptwerk seines Lebens ward aber das „Shakespeare-Lexikon. A complete dictonary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet", 1874 und 1875 bei G. Reimer in Berlin in 2 Bänden erschienen, nachdem er seit 1864 seine ganze Kraft und Muße der Vollendung dieser Glanzleistung gewidmet hatte. Alle früheren Ansätze stellt es weit in den Schatten. 1885 hat es noch unter seiner Hand eine zweite, des Stereotypdrucks wegen nur wenig vermehrte, jedoch allseitig verbesserte Auflage erlebt. Außerdem hat S. für die 1867—71 von der deutschen Sh.-Ges. veranstaltete Durchsicht der „Schlegel-Tieck'schen" Uebersetzung 22 Stücke von 36 trefflichst bearbeitet und mit lehrreichen Einleitungen ausgestattet. Alle seine Beiträge zur Erläuterung von Shakespeare's Dramen zeigen S. als ebenso kenntnißreichen wie scharfsinnigen Beurtheiler der Kunst des Meisters, der auch

weniger auffällige sprachliche Besonderheiten gehörig in Anschlag bringt. Auch was er sonst drucken ließ, bezog sich meist auf Erscheinungen des neuenglischen Schriftthums, so seine gelungenen Verdeutschungen der „Lieder des alten Rom“ (1853) und einiger Essays von Macaulay, von Th. Moore's „Lalla Rookh“ (1857, 2. Aufl. 1876), der „Lieder der schottischen Cavaliere, ein Denkstein, gesetzt den Manen des Dichters William Edmonstoune Aytoun“ (Progr. 1866), ferner die Vorträge „Walter Scott“ (1861) und „Milton's dramatische Dichtungen“ (1864), zwei feinfühlige litterarhistorische Charakteristiken. Er behandelte in derartigen Studien übrigens auch die deutsche Sprache stets mit großer stilistischer Gewandtheit, während ihm für das Englische erst nach und nach eine volle Ausdrucksfähigkeit zu eigen ward. „Gesammelte Abhandlungen von Dr. Alexander S. Mit einer Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen“ (Berlin 1889) enthalten fast alle genannten kleineren Aufsätze. In Danzig hatte er 1853 als Schulprogramm „Supplemente zur französischen Grammatik“ mitgetheilt.

M. Bernays, Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare: Beilagen zur (Münchener) Allg. Ztg. 1884, Nr. 307—309. — K. Lentzner, A. Schmidt: Englische Studien XI, 364—387. — F. Schultz, A. Schmidt: Jahrb. d. dtsch. Sh.-Gesellschaft XXIV, 174—179. — C. Witt, Dr. A. Schmidt. Eine Lebensskizze: Ges. Abhandlungen von Dr. A. S. (1889), S. 1—23. — L. Fränkel, Ein deutscher Fachgelehrter vor dem gebildeten Publikum: Blätter für literarische Unterhaltung 1890, Nr. 16, S. 245 f. — D. Asher, Eine Bemerkung zu A. Schmidt's „Gesammelten Abhandlungen“: Magazin für die Litteratur des In- und Auslands 1890, Nr. 14.

L. Fränkel.

Schmidt: Benedict S., Jurist, geboren zu Forchheim am 21. März 1726, † zu Ingolstadt am 3. October 1778. Er studirte die Rechte in Bamberg und Altdorf, wurde in Bamberg 1749 Lic. iuris, 1750 Regierungsadvocat, 1754 außerordentlicher Professor der Rechte, 1755 Hofrath, 1757 ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Facultät, 1759 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1761 Dr. iuris und im März selben Jahres Professor in Ingolstadt für Institutionen mit 800 fl. Gehalt und 300 fl. Umzugskosten, 1765 nach dem Abgange von Ickstadt des öffentlichen Rechts, Hofrath und Beisitzer des kaiserlich freien Gerichts in Hirschberg, 1766 Rector der Universität. Er kam mit Ickstadt und später mit Sutor in Streit. Schriften: „Principia iuris publici germ.“, Nürnberg 1756, Ingolstadt u. Augsburg 1768, München 1776; „Anweisungs-Grundsätze zur jurist. außergerichtl. und gerichtlich gemeinen kurbaierischen und Reichspraxis“, Ingolstadt 1765. Andere angeführt bei den Genannten. Für die Zeit und den Verfasser charakteristisch sind: „Geschichtsmäßig, Reichs-Grund-gesetzliche Prüfung und Erweis des Kayserlich-Höchsten Kirchengewalts über dem unter die Weltlichkeit eingeruckten Protestantischen Kirchenstaat. Aus denen, als Confessata beybehalten und insoweit angenohmen Gegnerischen Historien, und Principiis deducirt, von daher allen dißfalls in der Menge herausgetrungenen Dissertationen Protestantisch-offentlicher Lehrern, als Stryk, Nettelblad, Boehmer, Thomasii, Limken, Textor, Cocceji ꝛc. De Jure Papali Principum Evangelicorum circa Sacra: Entgegengestellt, und aus jenseitigem Selbst-Geständniß schlußbündig gefolgert“. Frankfurt u. Leipzig 1754, 4⁰. Diese Schrift grauenhaften Titels mit einer unsäglichen Einleitung und Geschichte der kaiserlichen Kirchengewalt bis auf Heinrich V. u. s. w. deducirt: die Kirchengewalt bei den Katholiken steht nur dem Papste zu infolge Abdication des Kaisers, über die Protestanten aber infolge Suspension der bischöflichen Gewalt wieder dem Kaiser. Er hat so allerdings den Spieß umgedreht. „Reichs-

friedensschlüssige Vertheidigung der geistlichen Gerichtsbarkeit katholischer Reichsstände über ihre lutherischen Unterthanen", das. 4°; „Juristisches Gutachten und Bedenken von jenen nach beschworenen Ordensregeln aus dem Kloster entwichenen von aller Erbschafts- und Lehnfolge ausgeschlossen bleibenden Uebergängen", das. 4°.

Weidlich, Lex. S. 156; — Nachr. VI, 311. — Pütter, Liter. II, 88. — Mederer, Annalen III, 283, 285, 289, 292 296, 300, 303, 306. — Permaneder S. 6. — Baader I, 2, 201. — Annalen der bair. Liter. v. 1778 (Nürnb. 1781) S. 66. — Jäck, Pantheon Sp. 1002. — Moser, Gesch. der Staatsrechtslehrer, S. 131. — Prantl, Gesch. I, 595, 672.

v. Schulte.

Schmidt: Christoph v. S., preußischer General der Infanterie, am 26. Juli 1809 zu Königsberg i. Pr. geboren, nach dem während des Feldzuges von 1812 in Rußland erfolgten Tode seines Vaters, welcher Hauptmann der Artillerie war, im Cadettencorps erzogen, trat am 5. April 1826 als Portepeefähnrich beim 4. Infanterieregiment in das Heer und ward im folgenden Jahre Officier. Mehrfache Verwendung als Adjutant verschaffte ihm eine genaue Kenntniß der Ersatz- und Landwehrverhältnisse, im Laufe seines Dienstlebens ward von derselben mehrfach in größeren Verhältnissen Gebrauch gemacht, so 1860, wo er den Vorsitz in einer zum Zweck der Ausarbeitung einer Dienstanweisung für die Landwehrbezirkscommandos berufenen Commission zu führen hatte, und 1868, wo ihm die gleiche Stellung bei der Prüfung der für den Norddeutschen Bund zu erlassenden Ersatzinstruction übertragen ward, und 1866 bis 1870, wo er in Cassel die Ergänzungs- und Landwehrverhältnisse im Bereiche des XI. Armeecorps zu regeln hatte. Den Feldzug von 1866 machte er als Commandeur der 16. Infanteriebrigade (IV. Armeecorps) bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl in Böhmen mit; in den Krieg von 1870/71 zog er als Commandeur der zum V. Armeecorps gehörenden 10. Division. In jenem Feldzuge focht er bei Liebenau, Münchengrätz, Königgrätz und Blumenau; in letzterem Kriege übernahm er bei Weißenburg an des verwundeten Corpscommandeurs, General v. Kirchbach, Stelle den Befehl des V. Armeecorps; zwei Tage später leitete er durch die Einnahme der Stadt Wörth die nach letzterer benannte Schlacht ein und trug, in der Mitte der Schlachtlinie kämpfend, mit seiner Division das Hauptgewicht des Kampfes; bei Sedan schloß er den eisernen Ring, welcher das französische Heer umklammerte, eine seiner Brigaden erstürmte die Höhe Illy-Floing. Auch vor Paris vollendete er, von Süden kommend und dem IV. Corps die Hand reichend, die Einschließung, sein Hauptquartier ward Versailles, der Hauptkampfestag seiner Division war der 19. Jan. 1871, der Tag der Schlacht von Mont-Valérien. Am 11. October 1873 zum Gouverneur von Metz, am 22. März 1875 zum General der Infanterie ernannt, starb er daselbst am 11. November 1876.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1876, Nr. 94.

B. Poten.

Schmidt: Clamor Eberhard Karl S., Dichter und Domcommissarius in Halberstadt. Er wurde am 29. December 1746 in Halberstadt geboren. Sein Vater, über dessen subalterne Wirksamkeit er weder durch sein Talent noch durch das in Halberstadt bestandene juristische Examen sehr weit hinauskam, war Schreiber. Als solcher wußte er die Localverhältnisse so gut auszubeuten, daß er auf allen Gängen seinen Hasen schießen durfte und der Sohn, wenn er im Winter auf den vom Wege abgehenden Vater wartete, bald das horazische Wort von dem venator sub Jove frigido immemor pueri auf ihn anwandte. Gleichwohl übte der Vater mehr Einfluß auf die Wahl seines Berufes als die

Mutter und als der Rector des Domgymnasiums. Dieser Struensee (Bruder des bekannten St.?), war ein namhafter Pädagog und wollte unsern Clamor oder Klamer zum Theologen machen, wie derselbe denn auch wirklich 1773 „Gesänge für Christen“ nach kirchlichen Melodien herausgegeben hat. Von Michaelis 1764 bis Michaelis 1767 studirte Klamer in Halle die Rechte. Es war die Zeit, als Klotz und J. G. Jacobi zu den Universitätslehrern zählten. Doch lernte er nur Bürger kennen, der sich zwar in ganz anderen studentischen Kreisen umhertrieb, als der wohl stets streng sittliche S., aber doch einstmals in einer Punschgesellschaft mit ihm zusammentraf. Bald nach der Universitätszeit wurde S. von Bürger als erotischer Dichter sehr geschätzt, wie er denn auch mit Gleim einer der fleißigsten Mitarbeiter am Bürger'schen und den andern Musenalmanachen wurde. Sein Gedicht „Ich bin ein deutscher Barde“, sein Lied auf das Fliegenschnepperchen, die Hendekasyllaben überraschten das Publicum, als sie zuerst gedruckt wurden. Sein Lied „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt“ ist noch heute bekannt. Man glaubte in S. bald nach einander einen Petrarka, einen Catull und zuletzt noch einen Horaz zu erhalten. Im ganzen aber entsprachen die späteren Leistungen nicht den anfänglich erregten Erwartungen. Sein Verbleiben in Halberstadt trug vielleicht dazu bei. Seine Verwandten sprechen ihm in der von ihnen seinen Werken beigegebenen Biographie eine bedeutende Willenskraft ab und geben als Grund hierfür seine poetischen Anlagen an. Allein diese Schlaffheit ist es eben, die ihn kaum auf einen Platz unter den Dichtern zweiten Ranges gelangen ließ. Wenn aber Klamer S. selbst sich darüber beklagt, daß Gleim ihm ein zu gelinder Richter sei, so muß gesagt werden, daß Gleim ihm wenigstens rieth, nicht durch eine Uebersetzung des Horaz mit Voß zu concurriren. Es war dies um so achtungswerther, als Gleim selbst mit der Schwerfälligkeit der Vossischen Uebersetzungen nicht einverstanden war. Trotz allem, was jetzt die Germanistik gegen die Vossischen Hexameter einwendet, hatte Gleim Recht. Es muß ferner darauf hingewiesen werden, daß Klamer S. auf die patriotische Seite von Gleim's Thätigkeit, die immer mehr eine politische wurde, nicht einmal in dem Grade einging, wie der Rector Nathanael Fischer, geschweige denn wie der nachmalige General v. Knesebeck. Als Dichter stand freilich Gleim zu dieser Zeit keineswegs über S. Letzterer kehrte um die Zeit in seine Vaterstadt zurück, als dort Gleim's Bestrebungen Männer wie Heinse und J. G. Jacobi auf die Dauer in seine Nähe zu ziehen, scheiterten. Unmöglich hätten diese ihn, wie S. es that, zur Gelegenheitsreimerei noch mehr ermuntern können. Ohne Zuthun Gleim's faßte S. als Secretär bei der Kriegs- und Domänenkammer festen Fuß. Diese Stellung vertauschte er mit einer ähnlichen am Dom. Durch Lorenz Benzler, welcher Bibliothekar in Wernigerode war, wurde er Hofpoet des Grafen zu Stolberg-Wernigerode. Er bezog dessen Curie in Halberstadt. Als indessen der Graf selbst mit der „heiligen Familie“, wie es in Klamer Schmidt's Briefen heißt, als Domdechant nach Halberstadt zog, erhielt S. von Gleim (testamentarisch bis zu Schmidt's Tode) freie Wohnung in Klamers-Ruh, einem überaus schmalen Häuschen hinter dem Dom. Graf Stolberg kaufte ihm zwei Vicariate und Herr von Spiegel-Pickelsheim, mit welchem er die Gelegenheitsdichterei gemeinschaftlich betrieb, machte ihn zu seinem Procurator. Wie zu Bürger, Tiedge, Göckingk, Heinse, Jacobi, so trat S. zu allen bedeutenden Dichtern, welche bei Gleim verweilten (Herder, Voß, Jean Paul) in ein intimes Verhältniß. Nur Wieland fand ihn zu unbedeutend. Doch konnte S. sich später rühmen, er sei in Wieland's Merkur „der Erste gewesen, der 1776 das Sonett wieder in den Lauf gebracht“, wie in Eichhorn's Geschichte der Litteratur stehe. Seine Minna, die ihn zum von Bürger bewunderten erotischen Dichter machte

und schnell verstarb, war nur eine Lauchstedter Badebekanntschaft. Durch seine Wiesa heirathete er dann in eine Gelehrtenfamilie hinein, welche von dem alten Historiker Abel und dem Rechenmeister Adam Riese zugleich abstammte. Klamer's Vater lebte noch lange im Halberstädter Kreise. Er konnte den Sohn kaum mehr bewundern als Gleim, welchem Wilhelm Körte in den Festgedichten zu Klamer's Beamten- und Dichterjubiläum 1819 die Worte in den Mund legte:

Gevatter Schmidt, ich werde alt,
Hätt' Eure poetischen Werke (gern) bald!
Ich kann nicht mehr umhervagiren
Und alle Beete durchlucubriren,
Um Eure Blumen herauszufinden;
Sollt Alles in Einen Kranz mir binden.
Ihr junges Volk bedenkt es nicht,
Daß sich schon senkt mein Lebens-Licht.

1803 starb Gleim. Als 1806 Napoleon's Löffelgarde kam und einer der Freunde Klamer's dem vor ihr her fliehenden Könige Friedrich Wilhelm III. kaum die nöthigen Postpferde gab, nicht minder als das Domstift aufgehoben wurde, entbehrte Klamer längst der patriotischen Leitung des Verfassers der Grenadierlieder. Arndt's „Geist der Zeit" mißfiel ihm. Daß manche seiner Freunde, wie Johannes v. Müller, in Cassel Einfluß hatten, war ihm natürlich weit erfreulicher, als daß der Herzog von Braunschweig-Oels Halberstadt 1809 einmal eroberte. Doch verbesserte sich seine nicht unglückliche Lage noch etwas, als sein Freund Lucanus, der während der Fremdherrschaft auf ein Gut nach Schlesien gegangen war, zurückkehrte. Der Lieutenant Knesebeck besuchte ihn nun als General. Theodor Körner hatte er 1813 bei der Durchreise durch Halberstadt wohl nicht beachtet, aber Stägemann erklärte er nachträglich für einen der größten Dichter und daß sich Fouqué ihm näherte, war ihm höchst erfreulich. 1815 beobachtete er die Freiwilligen, die auf dem Domplatze für den Marsch nach Paris einexercirt wurden. Als er Raßmann's schlimme Lage erfuhr (s. A. D. B. XXVII, 335), tröstete er ihn damit, daß er bloß hätte mit diesen Jünglingen in den Krieg zu ziehen brauchen, um später eine gute Carriere zu machen. Klamer S. war nur Gelehrter und Dichter. Mehr als der charaktervolle Gleim war er daher schuld an jener bloß auf das Litterarische hinzielenden Richtung unter den fast mehr als von Gleim von ihm repräsentirten Halberstädtern, die in der That zur Freundschaftständelei wurde. Während der Jugendperiode Klopstock's und Gleim's hatte noch die edelste Freundschaft, wie sie sich in Klopstock's Oden ausspricht, an ihrer Stelle gestanden. Wenn dagegen die Freundschaftständelei sich auch in der Form des Briefwechsels zwischen Knesebeck und Gleim zeigt, so so ist doch eben der Inhalt hier nur Krieg und Politik. Es war daher ein Mißgeschick für die deutsche Litteraturgeschichte, daß Klamer S. 1810 das unter dem Titel „Klopstock und seine Freunde" bekannte Werk nach Gleim's Nachlasse herausgab, in welchem er durch Weglassung alles Bedeutenden und durch eine ungeschickte, bloß von seichten ästhetischen Gesichtspunkten ausgehende Redaction die Freundschaftständelei unwillkürlich noch viel schlimmer darstellte, als sie wenigstens bei Klopstock selbst gewesen war. Besser als Klamer S. in diesem Buche mit Klopstock und Gleim verfuhr, verfuhren sein Sohn Wilhelm Werner Johann S. († als Superintendent in Quedlinburg) und sein Schwiegersohn Friedrich Lautsch († als Prediger in Aschersleben) mit ihm selbst, da sie 1826 höchst tactvoll aus seinen eigenen Briefen an seinen Schwager Abel in Düsseldorf, einen Freund der Jacobi's und Heinse's, eine für die Zeit- und Litteraturgeschichte nicht ganz werthlose Ergänzung seiner nur bis 1774 reichenden Selbstbiographie herstellten. Doch dürften die Antworten aus Düsseldorf vielleicht

ebenso interessante Stellen enthalten haben. Ueber Heinse's Briefe an Klamer S., auf welche dieser Werth legte, ist mir nichts bekannt. Vielleicht befinden sie sich im Nachlasse des bekannten Naturarztes Arthur Lutze zu Köthen, der mit Auguste Lautsch, einer Enkelin Klamer Schmidt's, verheirathet war. Klamer S. starb am 12. November 1824.

Ungedruckte Briefe von Klamer S. an Benzler in Pröhle's Händen. — Klamer Schmidt's Leben und auserlesene Werke. 3 Bde. 1826—1828. — Ueber Knesebeck's Stellung zu Gleim und Klamer S. vergl. Knesebeck's Briefe an Gleim als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich im Anhange zu H. Pröhle Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde (1889). — Ueber Klamer S. und Heinse vgl. H. Pröhle Lessing, Wieland, Heinse. — Für den Briefwechsel zwischen Klopstock und Gleim wurde noch nicht von Lappenberg, aber von Pröhle und zuletzt von Muncker auf die Halberstädter Handschriften zurückgegangen.

H. Pröhle.

Schmidt: Ferdinand S., der bekannteste Jugendschriftsteller Berlins. Er wurde geboren zu Frankfurt a. O. am 2. October 1816 und auf dem Seminar zu Neuzelle zum Volksschullehrer ausgebildet. Seine Familie hatte militärische Erinnerungen aus dem niederen preußischen Soldatenstande aufzuweisen. Dies war es, was seiner Schriftstellerei die volksthümliche Richtung und seiner ganzen Wirksamkeit, auch in der Schule, den Schwung gab. Der Erfolg erschien freilich noch sehr zweifelhaft, als er in Berlin Lehrer in der Armenschule wurde und, bereits schriftstellerisch thätig, sehr mit der Disciplin zu kämpfen hatte. Der Freiherr v. Seld, der in irgend einer Weise die Armenschule mit zu beaufsichtigen hatte, verhehlte ihm sein Mißfallen nicht. Schlimmer war es für ihn, daß auch der damalige Stadtschulrath Otto Schulz, der das Berliner Schulwesen selbständig in einem liberalen Sinne leitete, ihn an den beschränkten Unterthanenverstand erinnerte, wenn er der Stadt von seinem wirklichen oder eingebildeten Wissen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts oder des Lesebuches etwas zu gute kommen lassen wollte. Indessen trat hierin nach dem Tode von Otto Schulz eine Aenderung ein, als die Stadtverordnetenversammlung eine größere Bedeutung erhielt. Der Gang der Entwicklung des Berliner Volksschulwesens war nun doch einmal durch den quiescirten Seminardirector Diesterweg vorgezeichnet, dieser aber hinterließ keinen treueren Freund als Ferdinand S., der sogar dessen Schwiegersohn und Nachfolger, den Seminardirector Thilo, vom Standpunkte des Schwiegervaters aus richten wollte. Auch der patriotische und gemeinnützige Sinn des einfachen Elementarlehrers ließ sich nicht mehr über die Achsel ansehen, als Preußen immer entschiedener seinen Zielen entgegeneilte und in der Weltstadt Berlin Elemente erzeugt wurden, die, wenn der Einfluß der Prediger nachließ, am besten von einem durch die Erfahrungen in der Armenschule vorgebildeten Erzieher bekämpft werden konnten, der die Worte der Bibel „Mich jammert des Volks!“ oft wiederholt hat. Zum Theil in Dutzenden von Bänden erschienen von S. „Jugendbibliothek“, „Frauengestalten in der Sage“, „Volkserzählungen“, „Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben“ und „Patriotische Erzählungen“. Im Katalog der königl. Bibliothek füllt das Verzeichniß seiner Schriften einen Bogen aus. Die Persönlichkeit des Autors war eine durchweg gewinnende, das intelligente Gesicht und das bescheidene Wesen empfahlen den zierlichen jungen Lehrer, der zuletzt an der 55. Gemeindeschule wirkte, den angesehensten Gelehrtenkreisen. Varnhagen v. Ense schrieb nach einem Besuche, den ihm S. machte, Worte der höchsten Anerkennung über ihn, die ihm eine ganz andere Stellung geben sollten. In der That, wenn Ferdinand S. als Jugendschriftsteller nur das Material der

Elementarschule weiter verarbeitete, so wies doch eben jener Gemeinsinn und jener Patriotismus über diese nur beschränkte pädagogische und schriftstellerische Thätigkeit hinaus. Er übertraf sich daher gewissermaßen selbst 1862 durch das Buch „Preußische Geschichte in Wort und Bild". Die Stellung, welche er durch dies Werk erhielt, konnte er freilich nicht behaupten. Ein Buchhändler wollte ihn an die Spitze der Herausgabe einer Sammlung geschichtlicher Monographien stellen. Er machte eine Reise durch Deutschland und erzählte nachher mit Rührung, wie er in Tübingen Ludwig Uhland und Cotta gegenüber saß, ohne sie zu erkennen, da er sie für schlichte Bürger hielt, die beim Glase Landwein saßen. Trotz der Bemühungen des gefälligen Klüpfel kam das Unternehmen, dessen Leitung einen Schüler Ranke's verlangt hätte, nicht zu Stande. Nicht einmal das einzige Werk, welches ihm versprochen wurde — die Kalandsbrüder von Ledebur — ist erschienen. Doch das Scheitern dieses Planes war nicht so schlimm, als das Gelingen eines andern. Der Schweizerschriftsteller Jeremias Gotthelf hatte auch in Deutschland einen Leserkreis gewonnen. Die Leipziger Zeitschriften „Deutsches Museum" und „Grenzboten" hatten ihn warm empfohlen. Hierauf hatte Jakob Grimm ihn geprüft und sich den begeisterten Lobrednern angeschlossen. Der in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (1890) abgedruckte Briefwechsel über das deutsche Wörterbuch zeigt, daß er darüber von Hirzel zur Rede gestellt wurde, daß aber Jakob Grimm den frommen Pfarrer von Lützelflüh mit der vollsten Sachkenntniß (worüber er sich gegen Hirzel auswies), nochmals so wie er mit Einmischung von mancherlei Schweizerdeutsch geschrieben hatte, rechtfertigte. Leider versäumte es Gotthelf, der sich noch kräftiger fühlte, als er war, damals selbst eine Ausgabe seiner Werke zu machen. Nach seinem Tode aber wurde dieselbe Ferdinand S. zur Bearbeitung übergeben, was der deutschen Litteratur nicht zum Segen gereichen konnte. Wenn auch die „Weltgeschichte für Schule und Haus", welche S. 1876 veröffentlichte, ein gut lesbares Volksbuch sein mag, so lag es doch auf der Hand, daß sie zu wenig Eignes bieten konnte. Trotz der Grenzen, welche demnach dieser ganzen Schriftstellerei gesetzt waren und die einfach auf dem Mangel der Universitätsstudien beruhten, war S. als Jugendschriftsteller beliebter als sein Nachbar, der vielseitige Dielitz, der die königsstädtische Realschule leitete. Wie Dielitz, so rissen auch die Dresdener Nieritz und Franz Hoffmann die Jugend mehr mit sich fort als S., aber dieser erzielte die größere sittliche Wirkung. Hierdurch zeichnete er sich auch vor den begabten Berliner Dichtern aus, welche den kecken Versuch gemacht haben, mit der einen Hand das Witzblatt und mit der andern die Jugendschrift zu bedienen. Ferdinand S. besaß nicht die unergründliche Gemüthstiefe eines Pestalozzi, nicht die erhabene Einfalt eines Christoph v. Schmid und nicht die Kenntnisse des gewandten Löhr, mit dessen zu früh vergessenen Jugendschriften die seinigen sonst wohl einige Vergleichungspunkte darbieten würden. Aber, wie in seiner Grabrede in Gegenwart Frommel's und des Stadtschulrath Bertram von Döbbelin trotz Seld und Otto Schulz ganz mit Recht gesagt wurde: er war sogleich als Armenlehrer an den rechten Platz gestellt worden. Das beweist die Anhänglichkeit der späteren Communallehrer an ihn, deren einer eine eigne kleine Schrift über ihn geschrieben hat. Es verdient die größte Anerkennung, daß die Stadt Berlin, während Bertram bereits das Volksschulwesen leitete, ihn mit vollem Gehalte in den Ruhestand versetzte, und zwar nach 43jähriger Dienstzeit, was bei seminaristisch gebildeten Lehrern kein hohes Dienstalter ist, besonders da in diesem Falle auch noch ein dreijähriger Urlaub davon abzurechnen ist. S. starb am 30. Juli 1890 im Alter von 74 Jahren und wurde am 3. August auf dem alten Elisabethkirchhofe in der Ackerstraße begraben. Ihn überlebte die Wittwe mit zweien von drei Söhnen. Seine zahlreichen Schriften trugen ihnen kein Vermögen ein.

Das Material zum Theil nach der Vossischen Zeitung vom 30. Juli, sowie vom 2. und 3. August 1890.

H. Pröhle.

Schmidt: Friedrich Ludwig S., Schauspieler und Theaterdirector, wurde am 5. August 1772 zu Hannover geboren und starb am 13. April 1841 zu Hamburg, wo er seit 1815 bis unmittelbar vor seinem Tode das Stadttheater leitete. Er war der Hauptschüler und dramaturgische Erbe des großen Schröder, und Künstler, wie Heinrich Marr und Theodor Döring verehrten in ihm ihren Lehrmeister.

Der Sohn eines königlich hannoverschen Zolleinnehmers, wuchs er, das vierte unter zwölf Geschwistern in der Hut einer treuen Stiefmutter heran. Bis zur Einsegnung besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er bis Tertia gelangte. Dann war er 1786—1788 Lehrling in einem großen Schnittwaarengeschäft und 1788—91 chirurgischer Handlanger beim Kreisphysikus. Nachdem er mehr mit Hülfe seines ausgezeichneten Gedächtnisses als seiner erworbenen Kenntnisse das Diplom als ausübender Wundarzt erhalten hatte, folgte er endlich seiner längst genährten Theaterpassion, und ohne Wissen des guten Vaters, trotz wohlgemeinter Warnungen des theatermüden jüngeren Döbbelin debütirte er am 22. Januar 1792 zu Braunschweig bei der Tilly'schen Truppe. Er wurde zunächst als zweiter Liebhaber und in Bedientenrollen beschäftigt, auch in Singspielen mußte er mitwirken. Das Repertoire bestand vorwiegend aus Kotzebue und Schröder. Daneben kam auch Shakespeare vor, dessen Hamlet schon in Hannover auf den jugendlichen Theaterenthusiasten mächtigen Eindruck gemacht hatte. Am 15. August 1792 heirathete S. seine Collegin Löwe. Die Ehe wurde aber nach zwei Jahren wieder getrennt, weil die junge Frau an Wahnsinnsanfällen litt. Bei der Tilly'schen Gesellschaft, mit der er auch Lübeck und Rostock bereiste, blieb S., abgesehen von einer kurzen verunglückten Kunstfahrt auf eigne Faust nach Amsterdam, bis zum Herbste 1794. Dann ging er mit guten, unterwegs in Berlin von Fleck erhaltenen Lehren zu Karl Döbbelin nach Posen. Hatte in Amsterdam die Invasion der Franzosen seine Pläne durchkreuzt, so kam ihm jetzt der polnische Aufstand Kosciuszko's in die Quere. Mit knapper Noth erreichte er sein Ziel. Die Döbbelin'sche Gesellschaft verkehrte auch in Frankfurt a. O. und Stettin und gelangte im Frühling 1795 nach Magdeburg, wo S. zum ersten Mal festeren Boden gewann. Seine Hauptrolle, mit der er allerorten viel Glück und Ehre machte, war damals der Zschokke'sche „Abällino". Da sich die Magdeburger mit Döbbelin auf die Länge nicht stellen konnten, beschlossen sie, das neu erbaute Schauspielhaus in eigene Direction zu nehmen, und an S., der sich hier beliebt gemacht hatte, erging der Antrag, die Regie zu übernehmen. Er hatte inzwischen mit Döbbelin in Potsdam zum Wohlgefallen des Hofes gespielt und auch ein Gastspiel am Berliner Hoftheater absolviren dürfen, wo er im April 1796 u. a. den „Anton" in Iffland's „Jägern" gab. Fleck tadelte damals seinen Mangel an Haltung, sein heftig aufbrausendes Wesen und sein Uebermaaß an Declamation, verhieß ihm aber eine gute Zukunft. Der Magdeburger Antrag erreichte ihn in Stettin, wo er gerade den in Polen sein Glück vergeblich suchenden Döbbelin in der Prinzipalschaft vertrat. Bestärkt durch allerlei persönliche Reibereien mit Döbbelin griff er freudig zu, und am 19. September 1796 eröffnete er seine Regiethätigkeit dort auf neu hergerichteter Bühne mit der üblichen Antrittsrede und einem Iffland'schen Schauspiel. Sein Freund Pitterlin begleitete ihn als Capellmeister. Sein Einvernehmen mit dem aus Magdeburger Bürgern bestehenden Directionszirkel war anfänglich das beste. Gelegentliche Gastspiele, wie das von Beck und Iffland frischten das Theaterinteresse auf, eine neue Einstudirung des Hamlet

nach den Angaben in Wilhelm Meister erregte allgemeinste Theilnahme, und ebenso wurden „Fiesco“, die „Wallensteintrilogie“, Lessing’s „Nathan der Weise“, sein „Philotas“, die „Braut von Messina“ als große theatralische Leistungen anerkannt. Die Hauptrollen spielte meist der Regisseur selbst, der den jugendlichen Philotas und den würdigen Nathan damals in sich vereinigt glaubte. Daß S. der erste Nathanspieler war, der diesem Drama Erfolg einbrachte, verdient litterarhistorisch vermerkt zu werden. Es geschah 1801 zu Magdeburg. Sogar zu einem Gesammtgastspiel nach seinem alten künstlerischen Ausgangspunkt Braunschweig entschloß er sich, wo die Magdeburger Gesellschaft die Concurrenz mit einer französischen Truppe glücklich überstand. Auch in seinen persönlichen Angelegenheiten rückte S. in Magdeburg vorwärts. Seine lückenhafte Bildung ergänzte er im regen geistigen Verkehr mit dem damaligen Magister Delbrück, dem späteren Erzieher Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.; und schon am 13. August 1798 hatte er sich mit einem ehrsamen Magdeburger Bürgermädchen, Henriette Moers, der Tochter eines Rentmeisters, verheirathet. Sie wurde die treue Gefährtin seines ganzen späteren Lebens und beglückte ihn durch zahlreiche Kinder. Gelegentliche Reisen nach Berlin, wo er mit Iffland, Engel, Kotzebue und durch Delbrück auch mit den kleinen Königssöhnen zusammentraf, frischten seinen Geist auf und regten ihn zu neuen künstlerischen Unternehmungen an. So war Magdeburg auf bestem Wege, etwas für die deutsche Theatergeschichte zu bedeuten. Da kam es zu Unannehmlichkeiten mit dem Directionszirkel. S. wurde ein unliebsamer Gehülfe aufgenöthigt, und so legte er 1804 nach siebenjähriger Thätigkeit die Regie nieder. In der mehr und mehr verlotternden Wirthschaft, die nun unter der Regie und Pacht der Hostovsky und Fabricius folgte, hielt er aber als Schauspieler noch ein Jahr aus. Dann nahm er, da sich gewisse durch Iffland gesteigerte Hoffnungen auf das Berliner Hof- und Nationaltheater, vielleicht zum Schaden dieser vielgeprüften Bühne, trotz erfolgreichem Gastspiel, nicht erfüllten, ein Engagement nach Hamburg an, verabschiedete sich am 2. April 1806 als Schwätzer Zurlering von seinen Magdeburgern und reiste mit Weib und Kindern auf einem Elbkahn seinem neuen Bestimmungsorte zu. Hier in Hamburg fand er Heimath für Lebenszeit.

S. erhielt zunächst eine Jahresgage von 800 Thalern. Am 22. April debütirte er in einem Kotzebue’schen Stück vor leerem Hause, denn es waren politische Unruhen, schönes Wetter und — Posttag. Für Schmidt’s ganze Zukunft entscheidend wurde sein freundschaftlicher Verkehr mit Friedrich Ludwig Schröder, welcher ihn theils auf seinem Landgute, theils in seiner Stadtwohnung häufig empfing und den Gelehrigen mit seinen dramaturgischen Grundsätzen und Ansichten vertraut machte. Schröder war Besitzer des einst von seinem Stiefvater Ackermann übernommenen Theaters und hatte es directionsmüde an ein Consortium verpachtet, welches aber seinen Wünschen so wenig entsprach, daß er ihm nach 10 Jahren den Contract kündigte. Der alt und in seinem Geschmack einseitig und eigensinnig gewordene große Künstler wagte sich am 1. April 1811 noch einmal in das Theatergetriebe. Er überahm seine Bühne wieder selbst und ernannte S. zum „Garderobeninspector“. Schröder aber hatte sich überlebt nnd zog sich nach einem mühseligen Jahr grollend wieder in seine ländliche Einsamkeit zurück, Jacob Herzfeld, der frühere Mitdirector, übernahm wiederum die künstlerische Leitung, jedoch auf besonderen Wunsch des Altmeisters wurde ihm S. als Regisseur an die Seite gestellt, und zwar mit einem Gehalt von 1600 Thalern. Aus dem Regieamt wurde aber bereits 1815 eine Directionsthätigkeit, und zwar geschah dies auf Veranlassung Schröder’s, welcher in S. den berufensten und zuverlässigsten Fortsetzer seiner Ueberlieferungen erkennen mochte. An Stelle eines stillen Socius übernahm S. neben Jacob Herzfeld am 1. April die „Mit-

direction". Es war hohe Zeit, daß Schröder einen sichern Mann auf seinen Posten stellte, denn schon nach $1^1/_2$ Jahren starb er, von S. auf seinem Sterbebette treu behütet. Als diesem die Wittwe zum Andenken den Stock des großen Todten schenkte, sagte er ihr die Worte: „Sollte ich alt werden und es geht mir wohl, so ist ja Schröder die Veranlassung, also mit Recht mir Stütze und Stab!" Bis zum 2. August 1826 behielten die Directoren das „altgemüthliche Theaterchen am Opernhof" von den nicht immer ganz leicht zu behandelnden Schröder'schen Erben in Pacht. Dann kauften sie es für eigene Rechnung zum Preise von 30 000 Thalern an. Wenige Wochen später verlor S. seinen Genossen Herzfeld durch den Tod und ersetzte ihn durch den Schauspieler Karl Lebrün, mit dem er einen Societätsvertrag auf zehn Jahre schloß. Ohne geschäftlichen Vortheil endete die Aera Herzfeld-Schmidt; am 1. April 1827 begann die Aera Schmidt-Lebrün. Und die neue Aera brachte dem Hamburger Theater auch ein neues Haus. Vom alten, dieser classischen Stätte des Lessing-Ekhof-Schröder'schen Geistes nahm man am 1. Mai mit einem Stück von Schröder wehmüthigen Abschied. In seinem Tagebuche ruft S. ihm nach: „Unscheinbar von außen, warst du doch die Wiege des Codex unserer Kunst und der Hamburg'schen Dramaturgie." Was von dem alten Geiste ins neue, am 3. Mai eröffnete Theater am Gänsemarkt herübergerettet wurde, kommt auf Rechnung unseres S., der freilich gleich zu Anfang über die Größe und Weitläufigkeit des neuen Theaters ähnliche, gewiß vollbegründete Klagen führte, wie sie neuerdings in Wien von den altangestammten Zierden des Burgtheaters über den neuen, Ohr und Auge verwirrenden Prunkpalast am Franzensring erhoben werden. S. betrat die neue Bühne zuerst als „Vansen" und schon bei den ersten Worten merkte er, daß da ganz andere Saiten aufgezogen werden mußten, als in dem kleinen alten Hause, wo die Schauspieler nur zu sprechen brauchten, wie ihnen „der Schnabel gewachsen" war. „Ach, wie bald sollte ich inne werden, daß es um Feinheiten, kunstvollere Nuancen und geistreiche Pointirung auf diesem nur der Oper günstigen Riesenschauplatze unwiederbringlich gethan sei! Das Reich des Verstandes, der klugen Combination, des fertigen Ensembles war vorüber — dasjenige der Lunge begann." Von einem alten Kunstfreunde aus der Lessingzeit, dem Freiherrn v. Vogt, ließ sich S. noch 1834 bestätigen, daß Schröder's Geist noch auf dem für Conversationsstücke nirgends in Deutschland erreichten Ensemble zu ruhen scheine. Freilich setzt der alte Herr hinzu: „Könnten Sie nur wieder in einem kleinen Hause spielen! Nur da ist Natürlichkeit möglich; nur da wird jede Nüance, die dem Spiel erst Leben gibt, gesehen und verstanden." Weniger gut als dem Conversationsstück ist es in Hamburg unter S. wie unter Schröder der classischen Tragödie ergangen, und von allen Schiller'schen Dramen gelang „Kabale und Liebe" am besten. Wenn auch S. in der Geringschätzung des „Versgeklingels" keineswegs so weit ging wie der Altmeister und als Sohn des Schiller'schen Zeitalters diesem sein Recht ließ, so konnte er sich doch beispielsweise mit der Schlegel'schen Shakespeare-Uebersetzung so wenig befreunden, daß er für Hamlet noch immer Schröder's alte Umarbeit vorzog. Erst ein Besuch bei Tieck in Dresden, der durch seine Vorlesung von „Romeo und Julia" tiefen Eindruck auf S. machte, konnte sein Verständniß für Shakespeare erweitern. Mit neuern Producten des sogenannten höhern Dramas ging er so gewaltthätig um, daß man ihn spöttisch die „unbarmherzige Theaterscheere" nannte; so soll Hebbel's „Judith" durch diese Scheere sehr zu Schaden gekommen sein. Andererseits erwarb er sich wie einst in Magdeburg durch die Nathanaufführung, so auch in Hamburg litterarisch-dramaturgische Verdienste ersten Ranges. Mit sicherm Gefühl erkannte er vor allem die Bedeutung von Heinrich Kleist und Ferdinand Raimund. Schmidt's Bearbeitung des „zerbrochenen Kruges", die

am 28. September 1820 zum ersten Mal in Hamburg in Scene ging, wetzte die traurige Scharte von Weimar so gründlich aus, daß sie noch heute auf allen bedeutenden Bühnen fortlebt, und Schmidt's Dorfrichter Adam vererbte sich über Döring und Laroche weiter auf viele hervorragenden Schauspieler unserer Zeit. Auch den „Prinzen von Homburg“ brachte S. frühzeitig, wenn auch für den großen Dichter leider zu spät, auf die Bühne. Weniger wollte es mit der „Familie Schroffenstein“ glücken; aber hier ist schon der Versuch rühmlich. Raimund lernte der Hamburger Director auf seiner einzigen Kunstreise, die er sich persönlich verstattet hat, 1829 in Wien, wo er damals am Burgtheater 7 Mal gastirte, kennen, sowol den Director wie den Darsteller. Der Erfahrung trotzend, daß süddeutsches Wesen auf norddeutschen Bühnen damals sich schlecht einbürgern wollte, lud S. den genialen Urwiener nach Hamburg. Das erste Gastspiel, das in den Herbst 1831 fiel, wurde durch die Cholera unterbrochen, die auch dem gesammten Theaterwesen einen Ruck fast bis zur Auflösung gab. Zuletzt kam Raimund 1836 nach Hamburg und brachte den „Verschwender“ mit. S. erzählt, daß ihn das Hobellied bis zu Thränen gerührt habe, während die Hamburger kühl blieben.

Dieser Gegensatz zwischen eigenem Geschmack und den Gelüsten des Publicums durchzieht Schmidt's gesammte Directionsthätigkeit; er ist auch das elegische Leitmotiv seiner umfangreichen, bis an den Tod reichenden „Denkwürdigkeiten“, welche Hermann Uhde 1875 im Auftrag des Sohnes bei Mauke, Hamburg, in zwei dicken Bändchen herausgegeben hat. Uhde, der in Vor- und Nachwörtern dieser „Denkwürdigkeiten“ seinen Helden stark verklärt, urtheilte 4 Jahre später in seiner „Geschichte des Hamburger Stadttheaters“ (Stuttgart, Cotta) wesentlich kühler über Schmidt's Direction und wirft ihm zu öftern Malen schwächliche Nachgiebigkeit gegen Launen und Ungeschmack des Publicums vor. In der That fehlte es S. an der mächtigen litterarisch-künstlerischen Persönlichkeit, um als führender Geist die Masse mit sich zu ziehen. Wie er in allen Dingen ein Muster bürgerlicher Tugenden war und am genehmsten ihm das kam, das sich „recht populär, häuslich und bürgerlich“ gab, so hat er fast bis zuletzt gute Disciplin unter seinen Leuten gehalten, treu seiner Kunst und seinem Meister, ehrlich gestrebt und Wackeres geleistet, aber nicht ohne einen Gran kleinmüthiger Spießbürgerlichkeit, in welcher er durch den gealterten Schröder bestärkt worden war. Aber es ist fraglich, ob ein kühnerer Geist so lange in Hamburg Stand gehalten hätte, während S. doch zwei Jahrzehnte hindurch die alte Tradition, schauspielerisch wie litterarisch, aufrecht hielt. Wenn er zuweilen epigonenhaft Altbackenes für neu anbieten wollte, so suchte er sich doch auf der Höhe seiner Zeit zu halten. Und von Weber's „Freischütz“ bis zu Meyerbeer's „Hugenotten“, von Müllner und Raupach bis zu Scribe und Gutzkow fand Alles in Hamburg eine Stätte. Seinen Aerger über die einträglichen und zugkräftigen Birch-Pfeifferiaden wird man dem ehrlichen Manne herzlich gerne glauben und man wird anerkennen, wie fein er die fruchtbare Madame von seinem verehrten Iffland zu unterscheiden weiß, aber darf man es dem Theaterdirector allzusehr verargen, daß er die seinem Publicum schmackhafte „Pfefferrösel“ aufführte? In diesen und ähnlichen Vorwürfen steht Uhde dem praktischen Bühnenwesen allzu doctrinär gegenüber. So tadelt er Schmidt's Vorliebe für Gastspielreisende, und doch konnten Künstler wie Sophie Schröder, Ludwig Devrient, Seydelmann nur anregend auf den Geschmack des Publicums wie der Darsteller wirken.

Allerdings läßt sich in Verfolg der 26jährigen Directionsthätigkeit Schmidt's eine merkliche Decadenz wahrnehmen. Nachdem er sich 1837 von Lebrün, dessen Trunksucht starke Verlegenheiten brachte, hatte trennen müssen und in Julius Mühling einen jüngeren Genossen sich gewählt hatte, schien auch seine eigene Kraft zu er-

matten. Sogar eine Kunstreitergesellschaft wird vom Director der alten Schröder-Bühne als verderbliche Concurrenz empfunden und unter Hinweis auf die Zunftrechte des Handwerks ruft er nach der Polizei. Zunehmenden Coulissenkabalen konnte er immer geringern Widerstand entgegensetzen, und so beschloß er, nach 26jähriger Direction sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Im März 1841 trat er noch einmal in seinen Lieblingsrollen auf; u. A. auch als Dorfrichter Adam. Sein letztes Auftreten fand am 28. März 1841 statt, und sinnvoll hatte er sich ein Lustspiel von Schröder zum Abschied gewählt. Genossen wie Publicum erwiesen dem ehrwürdigen Greise reich verdiente Ehren. Er selbst aber konnte ein Leben ohne Müh' und Arbeit nicht ertragen. Schon zwei Wochen später erlag er einem Lungenschlag.

Wie als Schauspieler und Schauspieldirector, so hat sich S. auch schriftstellerisch hervorgethan. Unter dem Titel „Dramaturgische Aphorismen" erschienen von ihm 1820, 1828 und 1834 drei Bändchen, in denen er manche gute Lehre der Schauspielkunst vorträgt. Schröder's oberster Grundsatz, absolute Lebenswahrheit, galt auch für ihn, und gegenüber der von Weimar her immer mehr vordringenden Theatermanier war die strenge Befolgung dieses Princips doppelt verdienstlich. Was man in unserm Jahrhundert unter der Hamburger Schauspielerschule versteht, ist im wesentlichen auf Schmidt's Wirken zurückzuführen. Und überall, wo man auf heutigen Bühnen von starken künstlerischen Naturellen die Gebote der Einfachheit und Natürlichkeit befolgt, wird sich, wenn nicht immer der directe Weg, so doch irgend ein Umweg zum Hamburger Stammhalter der Schröder und Lessing finden lassen. So lebt Schmidt's Andenken weit fester in seinem vergänglichen Wirken fort, als in dem, was von ihm durch Druck und Schrift Dauer gewonnen hat. Denn außer seinen dramaturgischen Aufzeichnungen und seinen nachgelassenen Denkwürdigkeiten, die ein documentum temporis acti sind, hat er zahlreiche Bühnenstücke verfaßt, denen er selbst keinen allzu hohen dichterischen Werth scheint beigemessen zu haben. Er folgte der alten Schauspielersitte, für den litterarischen Bühnenbedarf selber zu sorgen. So hat er nicht nur eine Fülle von Gelegenheitsstückchen und Festspielen verfaßt, u. A. der nach schwerer Kriegsnoth entstandene „Tag der Erlösung", sondern, nachdem er sich in früher Jugend dem Zeitgeschmack gemäß an moralischen Gegenständen versucht und unter dem Titel „Unglück prüft Tugend", „Die Kette des Edelmuths" oder „Rechtschaffenheit und Betrug" thränenreiche Familienstücke zu Wege gebracht hatte, wagte sich dann sein stark erregtes historisches Interesse auch an vaterländische Stoffe. Besonders gab ihm dabei die Vergangenheit Magdeburgs zu schaffen. Das namhafteste dieser Stücke betitelt sich: „Der Sturm von Magdeburg" und wurde am 10. Mai 1799 auf der Magdeburgischen Nationalbühne zuerst aufgeführt. Es behandelt die Tilly-Affaire von 1631. S. wurde durch die jährliche Feier der Eroberung von Magdeburg dazu angeregt; also auch hier etwas wie ein Gelegenheitsstück, das aus der Lectüre von Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges Früchte gezogen hat und in seinem Prosastil der aus Goethe's Götz hervorgegangenen allmählich stark verwässerten Ritterdramatik nicht ganz fern steht. Mit zunehmendem Leben versiegte Schmidt's productive Ader. Dem Hamburger Theaterdirector und vielbeschäftigten Schauspieler wurde die Zeit zum Dichten immer knapper; und was ihm von Muße übrig blieb, wendete er auf sein Familienglück.

Sein ältester Sohn, Philipp S., geboren am 18. December 1800, † am 6. August 1873, lebte als vielbeschäftigter Arzt hochangesehen in Hamburg. Seit dem 22. November 1831 war Philipp mit der Opernsängerin Elisabeth Schröder verheirathet, einer Tochter der großen Tragödin Sophie Schröder Der älteste Sproß dieser Ehe, Friedrich Ludwig S., Schauspieler in Ham-

burg († am 29. Juli 1890), konnte bereits 6jährig den Großvater bei seinem 25jährigen Directions-Jubiläum in einem von Karl Gutzkow gedichteten Festspiel durch mimisch-declamatorische Leistung erfreuen. Drei Töchter des alten S. waren sehr glücklich und vortheilhaft mit hochgeachteten und einflußreichen Hamburger Bürgern verheirathet. Keine hat den Beruf des Vaters erwählt, obwol die älteste, Luise, in zarter Kindheit oft bei den vom Vater zum Broterwerb veranstalteten „Declamatorien" sich betheiligt hatte. S. war von Leib und Seele Bühnenkünstler, soweit die Kunst in Frage kam; seine Privatneigung aber zog ihn in ehrsame und wohlgeordnete bürgerliche Verhältnisse.

Paul Schlenther.

Schmidt: Georg Friedrich S., Maler, Zeichner, Kupferstecher und Radirer, der zu den besten und bahnbrechenden Künstlern der Neuzeit gehört, ist nicht in Berlin, wie bisher irriger Weise angenommen wurde, geboren, sondern im Dorfe Schönerlinde, nicht weit von Berlin, und zwar am 24. Januar 1712 zu derselben Stunde, in der auch Friedrich der Große das Licht der Welt erblickte. Die von ihm radirte Landschaft, fälschlich als Eingang zum Dorfe Pankow benannt, zeigt uns das Geburtshaus des nachmaligen Künstlers. Dieser kam zeitlich nach Berlin, wo sich frühzeitig die Liebe zur Kunst einstellte. Nach Ueberwindung verschiedener Hindernisse kam er zum Kupferstecher Georg Paul Busch in die Lehre. Hier eignete er sich schnell die Technik an, die Handhabung des Grabstichels und der Radirnadel, so daß er bald seinem Lehrer in Arbeiten behülflich sein konnte. Zuerst führte er bei den Platten des Busch die Wappenschilder und Einrahmungen, später auch das Beiwerk aus, dann übte er sich durch das Copiren nach anderen Stichen und endlich war er soweit, ganze bei seinem Lehrer bestellte Bildnisse zu stechen, bei denen er aber nur auf einigen Abzügen seinen Namen setzen durfte, der dann durch die Bezeichnung seines Lehrers ersetzt wurde. Drei Jahre war er bei Busch, dann diente er sechs Jahre als Soldat. Im J. 1736 frei geworden, zeichnete er fleißig an der Akademie und gab Unterricht, um sich das nöthige Reisegeld nach Paris zu verschaffen, auch stach er im Auftrage Illustrationen zur Geschichte der griechischen Christen in der Türkei. Hundert Thaler, der Lohn für diese Arbeit, ermöglichten es, daß sich S. 1737 auf den Weg nach Paris machte, den er von Straßburg aus mit dem Kupferstecher J. G. Wille fortsetzte. Der in Berlin lebende Hofmaler Pesne gab ihm eine Empfehlung an Lancret, nach dem er bereits drei Blätter gestochen hatte. Durch diesen wurde er beim Kupferstecher N. Larmessin eingeführt, der ihn in seine Werkstätte und sein Haus aufnahm. Hier machte er erstaunliche Fortschritte, die elegante Stichweise seines Lehrers trieb ihn zur höchsten Kraftanstrengung an und bald konnte er seinen Meister bei den Stichen nach Lancret zu Lafontaine's Erzählungen unterstützen. Larmessin erlaubte ihm, die ersten zwölf Abdrücke der von ihm gestochenen Platten mit seinem Namen zu bezeichnen, darauf wurde seines Meisters Name daraufgesetzt. Solche Abdrücke mit Schmidt's Namen sind sehr selten. Da ihm der Meister keinen Gehalt gab, so mußte S. kleinere Arbeiten für andere Verleger ausführen. Das that er für Odieuvre, der in seinem Werke „l'Europe illustre" kleine Bildnisse berühmter Personen vereinte. In diesem Werke befinden sich zwanzig Bildnisse, die S. gestochen hat, darunter die von Scarron, Coligny, Parrocel, J. Law, Milton und von den Hofschönheiten, der Marquise de Sevigné, Ninon de Lenclos, der Schauspielerin Lecouvreur u. a. m. Die Stiche Schmidt's zeichnen sich wesentlich von jenen anderer Kupferstecher aus. Sieben Monate arbeitete S. bei Larmessin. Nun wollte er auf eigenen Füßen stehen, und bat den berühmten Bildnißmaler H. Rigaud, nach dem er bereits für Odieuvre einige Blätter verfertigt hatte, ihm eines seiner Bilder für den Stich anzuvertrauen. Er erhielt das Porträt des Grafen d'Evreux, das

er zur Zufriedenheit des Malers wie des Dargestellten trefflich ausgeführt hatte; in der akademischen Ausstellung 1742 fand es ungetheilten Beifall. Durch Rigaud beim Erzbischof von Cambray, Charles Saint-Aubin eingeführt, wurde ihm die Gunst zu theil, auch dessen Bildniß nach Rigaud zu stechen. So entstand ein weiteres Meisterstück, das ihm eine reiche Belohnung einbrachte. In Paris entstand auch der Stich nach Moritz Quentin de la Tour, seinem Freunde, der sich selbst in einer jovialen Auffassung porträtirt hatte. Welchen guten Ruf S. als Künstler besaß, ersieht man daraus, daß er auf den Rath Larmessin's und durch einen Gnadenact des Königs — weil er Protestant war — sich zur Aufnahme in die Akademie melden durfte. Als Receptionsblatt reichte er das Bildniß des Malers P. Mignard nach Rigaud ein, ein Meisterstück seiner Charakteristik und glänzender Stichweise. Die Aufnahme in die Akademie fand 1744 statt. Sein Ruf drang auch nach Berlin und der König von Preußen ernannte ihn zum Hofkupferstecher mit Gehalt. Vergebens strengten sich seine vielen Pariser Freunde an, ihn, wie den Wille, für Frankreich zurückzuhalten. S. hatte erreicht, was er in Paris erreichen konnte, und zu Ende des Jahres 1744 kehrte er in die Heimath zurück, aus der er sieben Jahre entfernt war. Der schlesische Krieg war schuld, daß der Künstler dem König erst 1746 vorgestellt werden konnte. Nun begann in Berlin eine rastlose Thätigkeit. Im J. 1746 ehelichte S. eine Kaufmannstochter, Dorothea Louise Wiedebandt. Die Ehe war glücklich, wie man es schon an den drei Bildnissen der Frau, die uns der Meister hinterlassen hat, wahrnehmen kann. Zwei noch in Berlin vollendete sind radirt, das dritte 1761 in Petersburg gestochen. Bis zum Jahre 1757 sind in Berlin sechszehn große Porträtstiche entstanden. Wenn man sie neben den in Paris entstandenen aufstellt, die Bildnisse von Burckhardt, Blume, Oertel, Voguell, Görne, Eller, Borck, Splittgerber, so wird man in denselben eine gewisse Nüchternheit zugestehen müssen. Die Stiche selbst sind in gleicher Trefflichkeit behandelt, aber die Bilder, die als Vorlagen dienten, gehören einer Zeit an, deren Persönlichkeiten sich mit den französischen nicht messen konnten. Dagegen ist das Bildniß Friedrich's II. nach Pesne so fein und elegant geschildert, daß es den strengsten Vergleich mit den in Paris gestochenen aushält. Dasselbe gilt von dem schönen Porträt der Baronesse von Grapendorf. In Berlin hat S. auch mit der Radirnadel viele Blätter vollendet. Sie sind in einer originellen, lebensvollen Manier behandelt, so daß der Künstler auch hier als Meister der Aetzung gehalten werden muß. Für Rembrandt besaß er in diesen Arbeiten eine besondere Vorliebe; indem er ihn aber nachahmte, verleugnete er dabei durchaus nicht seine Originalität, die sich besonders in correctem Zeichnen, in fester Linienführung und in malerischem Helldunkel offenbart. Wie tief er in Rembrandt's Geist eindrang, zeigt besonders ein von Rembrandt unvollendet gelassenes Blatt, das S. in des Meisters Manier vollendete. Auch Gemälde Rembrandt's übertrug er mit der Nadel auf die Platte und brachte eine dem Originale entsprechende Wirkung hervor. So namentlich nach dem Gemälde (jetzt in der Berliner Galerie), das man früher Prinz von Geldern betitelte, das aber Simson darstellt, der von seinem Schwiegervater sein Weib fordert. Auch einzelne Bildnisse radirte er in dieser Zeit, darunter auch sein eigenes, hinter dem Tisch sitzend und zeichnend, wobei man sich selbst als das Object seines scharf beobachtenden Blickes denken mag, eine Auffassung, wie sie für einen Porträtkünstler höchst passend erscheint.

Im J. 1757 berief ihn die Kaiserin Elisabeth nach St. Petersburg, um ihr Bildniß nach L. Tocqué zu stechen, zugleich sollte er als Lehrer russischer Zöglinge den Stich in diesem Lande fördern und heben. Diese Aufgabe nahm S. sehr ernst; talentvolle Zöglinge und selbst ausgelernte Stecher stellten sich

unter seine Leitung, um sich zu vervollkommnen. S. hat nicht allein mit Worten unterwiesen, sondern auch bei den Arbeiten thätig eingegriffen und es hat sich die Tradition erhalten, daß der Lehrer an verschiedenen Arbeiten seiner Schüler Antheil hat. Ja, er hat eine von Tschemesoff vorgearbeitete Platte, das Bildniß des Schuwalow nach Rotari vollendet. Viele seiner Schüler sind später berühmte Künstler geworden und man kann unbedenklich S. den Vater des russischen Kupferstichs nennen. Aber auch selbständig war der Meister thätig und es sind in der nordischen Hauptstadt mehrere Meisterwerke des Grabstichels entstanden. Im J. 1761 war das Porträt der Kaiserin vollendet, kurz vor dem Tode derselben. Früher schon waren die Bildnisse von Woronzow und Esterhazy entstanden, im J. 1762 erschienen die kostbaren Porträtstiche von Rasumowsky, Brühl und Mounsey, dann ein radirtes von Schuwalow und sein eigenes, genannt mit der Spinne, ein Meisterstück der Radirnadel. Im Herbst desselben Jahres 1762 war er wieder in Berlin. Nun wurde das große Bildniß des Prinzen Heinrich in Arbeit genommen und es entstanden zahlreiche Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen. In dieser Periode führte er auch mehrere Radirungen aus, die als seine besten Leistungen anzusehen sind. Wir heben nur einzelne hervor; nach Rembrandt: „Die Judenbraut“ und „Der Vater der Judenbraut“, „Lot in der Höhle“, „Lot mit seinen Töchtern“, „Tobias von seinem Weibe verspottet“, „Erweckung von Jairi Töchterlein“; nach Sassoferrato: „Die betende Madonna“; nach van Dyck: „Maria mit dem Kinde und dem Johannesknaben“; nach Flinck: „Wilhelm II. von Oranien und sein Lehrer Cats“; nach C. W. E. Dietrich: „Sarah führt Abraham die Hagar zu“ und die „Darstellung Christi im Tempel“. Wir haben eingangs S. auch einen Maler genannt; er hat einzelne Bildnisse für den Stich vorgemalt und ein Bildniß, das von Jac. Staehlin, hat J. Stenglin nach einem Gemälde des Meisters geschabt. Die Zeichnungen, die S. hinterlassen hat, sind sehr geistreich, meist mit dem Röthel ausgeführt und werden hochgeschätzt. Der einzige Sohn desselben, der bereits anfing, sich mit der Kunst zu beschäftigen, starb frühzeitig. Der Meister selbst erlag am 25. Januar 1775 einem Schlagflusse. Was an ihm irdisch war, ist spurlos verschwunden und die Stelle, wo sein Grab war, längst mit Häusern bebaut; sein geistiges Eigenthum hat er aber als kostbares Erbe der Kunstwelt hinterlassen. Wir besitzen 299 Blätter von ihm, die in meinem Verzeichnisse beschrieben sind. Wer in einer öffentlichen Sammlung sein Werk durchblättert, wird uns Recht geben, wenn wir S. für einen Bahnbrecher des modernen Kupferstiches ansehen, zu dem alle neueren Meister der graphischen Kunst wie zu ihrem Ahnherrn emporblicken können.

Siehe Crayen, Cat. raisonné (anonym) 1789. — Jacobi, Schmidt's Werke, 1815. — Wessely, G. F. Schmidt, 1887.

Wessely.

Schmidt: Georg S, Missionar der Brüdergemeine, oft der Apostel der Hottentotten genannt. Geboren am 30. September 1709 in Kuhnewalde in Mähren und † am 2. Aug. 1785 in Niesky. Ueber seine Eltern und seine Jugend hat er uns nichts Näheres hinterlassen. Als in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Geist der alten böhmischen und mährischen Brüder wieder erwachte, ergriff er auch den sechszehnjährigen Jüngling. Im J. 1726 begegnen wir ihm auf der Flucht nach Herrnhut, wo Zinzendorf den Flüchtlingen aus Böhmen und Mähren ein freundliches und sicheres Asyl eröffnet hatte. Hier konnten sie nach ihrer Ueberzeugung ungehindert leben, aber der Zeugengeist ließ ihm hier keine Ruhe. Er wußte, daß es auch im Salzburgischen von der gesegneten Reformationszeit her Leute genug gab, die mit der römischen Kirche innerlich zerfallen, unter schwerem Drucke an dem Evangelium festhielten. Um

sie darin zu bestärken, faßte der noch nicht zwanzigjährige S. mit einem andern jungen Manne Melchior Nitschmann den Entschluß, sich dahin auf den Weg zu machen. Sie hatten aber nicht die Kosten überschlagen. In Herrnhut fanden sie keine besondere Zustimmung, jedoch ließ man sie ziehen. Ihr Weg sollte durch Böhmen führen. Da hielten sie bei einem Bekannten nahe an der mährischen Grenze eine erbauliche Versammlung, aber mitten in der Erbauung trat ein katholischer Kaplan in die Stube. Man nahm ihnen die auf dem Tische liegende Bibel hinweg und brachte sie, in eisernen Ketten und Schienen gefesselt, nach Eisenberg, wo sie vor zwei Dechanten ein rigoroses Examen zu bestehen hatten. Abgesondert saßen die Jünglinge im Gefängnisse, Nachts im Stock eingeschlossen. Ein Jesuit besuchte sie oft, sie wieder zur römischen Kirche zurückzuführen, aber sie widerstanden ihm tapfer mit der Bibel, so daß er zuletzt wegblieb. S. litt im Winter sehr an den in den Stock eingeschlossenen Füßen bei großer Kälte. Es scheint, daß man im Sinne hatte, die Zeugen der Wahrheit auf diese Weise aus der Welt zu schaffen. Nitschmann starb auch wirklich zum Schmerze Schmidt's. S., in Ketten vor mehrere Geistliche geführt, antwortete auf ihre Frage, ob er sich besonnen hätte, mit glaubensinniger Festigkeit: Ja! Sie verstanden dieses Ja. Von Prag kam das Urtheil, daß er auf dem Spielberg 3 Jahre lang Schanzarbeit thun solle. Drei Jahre hatte er bereits in Schildberg gesessen und nun mußte er noch eben so lange auf dem Spielberg schwere Arbeit thun und litt oft bitteren Mangel. Auf dieser hohen Schule der Leiden in seinem Zeugengeiste nicht gelähmt, sondern vielmehr gefördert kam er mit einem Passierzettel am 22. Juli 1734 in Herrnhut an. Damals von zwei Geistlichen in Amsterdam, die ein Herz für die tiefversunkenen armen Hottentotten hatten, angeregt, beschloß man in Herrnhut eine Mission unter diesen verkommnen Heiden zu versuchen. Und man konnte dazu keinen besseren Mann finden, als den bewährten Georg S. In Amsterdam von einigen Geistlichen geprüft, bestand er aufs beste. Auf dem Schiffe, das ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu den Hottentotten bringen sollte, gewann er einige Passagiere für den lebendigen Glauben. Erst am 9. Juli 1737 landete er in der Kapstadt. Die Herren der Regierung, an welche er empfohlen war, zeigten sich gegen ihn sehr freundlich. In der Kapstadt ließ es ihm keine Ruhe, zu seinen Hottentotten wollte er. Als er die ersten sah, sagte er: „Ich war recht erpicht auf diese Leute, auch konnte ich mich mit ihnen ein wenig holländisch unterhalten." Hatte er sich doch bei seinem längeren Aufenthalt in Holland diese Sprache etwas angeeignet. Die Sprache der Hottentotten war sehr schwer zu erlernen, besonders deshalb, weil dieselbe sehr arm ist und ein Wort oft vielerlei bedeutet und nur durch verschiedenes Schnalzen seine Bedeutung erhält. Ein alter Schriftsteller sagt deshalb, es scheine eine Nation Stammelnder zu sein. Die Holländer hatten sich schon i. J. 1650 in Südafrika festgesetzt, und mit ihnen zu verkehren, mußten sich die Heiden an ihre Sprache anbequemen. Es war ein tief versunkenes Volk, von dem viele wähnten, es sei in christlicher Beziehung nichts mit ihnen anzufangen. Wenigstens hatten die holländischen Geistlichen nichts ausgerichtet. S., von der Liebe Christi getrieben, fühlte tief, daß auch für dieses Volk, wie für die ganze Welt Christus gestorben sei, und daß auch diesen armen Heiden die frohe Botschaft verkündigt werden müsse. So zog er denn am 4. September 30 Stunden tief ins Land hinein an den Fluß Sonderend, da, wo die Compagnie-Post sich befand. Die Hottentotten hatten davon gehört und zogen ihm mit Musik entgegen. Praktisch, wie er war, legte er schon am andern Tage einen Garten an und besäete ihn mit den mitgebrachten Sämereien. In sechs Wochen hatte er sich eine Hütte aus Lehm erbaut, an den

Abenden besuchte er die Hottentotten und suchte sie holländisch zu lehren. Ein Hottentotte, Afriko, den er in der Kapstadt kennen gelernt hatte, diente ihm als Dolmetscher. Er begann mit zwei Schülern, die stumpfsinnig genug waren, seinen Unterricht. Aber die Nähe der Post bot seiner Arbeit viele Hindernisse. Deshalb entschloß er sich, tiefer ins Land hinein zu ziehen, es zogen noch 18 Hottentotten mit, die ihn bereits lieb gewonnen hatten. Er ließ sich am Sergeant-River in einer Wüste nieder. Eine Hütte und ein Garten war bald hergerichtet, seine Begleiter lehrte er arbeiten und das Land bauen. Auch fing er wieder seine Schule an. Abends hielt er Versammlungen; ein Schüler Namens Wilhelm hatte tiefere Eindrücke erhalten und bezeugte seinen Landsleuten in ihrer Sprache, daß alles, was der Fremdling sage, Wahrheit sei, und betete mit ihnen. Das war der senfkornartige Anfang einer Gemeine. Es stellten sich manchmal 30 bis 50 Schul- und Abendmahlsbesucher ein, von denen ein und der andere die rührendsten Bekenntnisse ablegte. Nicht blos die Hottentotten hatten großen Respect vor einem Manne, dessen Liebe sie spürten, sondern auch in der Kapstadt hielt man ihn für einen gesegneten Diener Christi. Die Berichte, welche S. an die Aeltesten der Brüdergemeine richtete, waren sehr interessant, Schrautenbach, der Biograph Zinzendorf's, nennt sie „die Würze der Gemeintage". Er nahm sich auch der holländischen Ansiedler seelsorgerlich an und nicht ohne Erfolg, stets ging er geradaus ohne Umschweife. Die Finsterniß im Hottentottenlande fing an zu weichen, man fragte und suchte nach der Wahrheit, die man so nahe hatte. S. selber war ein leuchtendes Vorbild. Im Frühjahr 1740 erhielt er schriftlich die Ordination und damit das Recht, die Sacramente zu verwalten. Er machte auch alsbald Gebrauch davon, indem er den schon genannten Wilhelm taufte. Es folgten bald noch mehrere Taufen. Nach der Weise der Brüdergemeine richtete er die kleine Gemeinde ein. Die holländischen Pfarrer waren mit seinem Taufen nicht zufrieden. Sie hatten erwartet, daß er die bekehrten Hottentotten ihnen zur Taufe nach der Kapstadt bringen werde, damit sie die Ehre hätten. Das geschah nicht; daher ihr Haß. In Holland regte sich überhaupt gegen die Sache der Brüder Feindschaft. Als S. die Erlaubniß erhielt, nach Europa zurückzukehren, verabschiedete er sich mit Zugrundlegung der Abschiedsrede Pauli (Ap. 20). Es war ein thränenreicher Abschied. Im J. 1744 kam er nach Marienborn, man hatte nicht im Sinne, den Posten in Afrika aufzugeben, aber auf die Bitte an die ostindische Compagnie um neue Ueberfahrt zu seinen Hottentotten erfolgte eine abschlägige Antwort, ein tiefer Schnitt in das Herz des apostolischen Mannes. Er trat noch in den Ehestand und zog sich in die Brüdergemeine Niesky zurück, aber nicht um zu ruhen. Er bediente die zerstreut wohnenden Brüder und Freunde der Brüderkirche in der Umgegend. War er aber zu Hause, so arbeitete er als Tagelöhner und seine Frau spann ums Geld, ja er schämte sich nicht, der Todtengräber der Gemeine zu sein, was ihm wohl wenige ausgediente Missionare nachthun werden. Am 2. August 1785 sah man ihn noch Morgens in seinem Garten beschäftigt. Als man um 12 Uhr seine Stube betrat, lag der alte Missionar als Leiche da. Er erlebte es nicht mehr, daß die Mission in Südafrika erneuert wurde, was sein Herzenswunsch war. Erst Ende des Jahres 1792 geschah dies. Und wie reich gesegnet ist sie! Da wo einst S. gewirkt hatte, steht Gnadenthal, und noch manche Gemeinden haben sich gebildet bis tief in das Gebiet der Kaffern hinein, ein staunenswerthes Werk Gottes.

Näheres außer den Schriften der Brüdergemeine „Das Büchlein von den Hottentotten und ihrem ersten Apostel Georg Schmidt von K. F. Ledderhose". Basel 1849.

Ledderhose.

Schmidt: Hans S., gen. Raiffer, gehört zu den Wortführern und Märtyrern der mährischen Täufergemeinden um die Mitte des 16. Jahrhunderts. S. wohnte zu Taikowitz in Mähren und wurde im J. 1552 zum Prediger gewählt. Die Chroniken der Täufer nennen ihn einen „evangelischen Diener und Apostel“ und deuten damit an, daß ihm das Apostel- oder Wanderpredigeramt anvertraut war, dessen Ausübung in den Zeiten der damaligen Verfolgungen besonders schwierig war und fast immer mit dem Märtyrerthum endigte. S. durchzog die Gemeinden in Württemberg, Hessen und im Bambergischen und wandte sich im J. 1557 an den Rhein, wo er mit einem Wanderprediger der Schweizer-Brüder, Hans Arbeiter, in Aachen eine Disputation über verschiedene Glaubenssätze hielt; der fruchtbare Boden, welchen er am Rhein für seine Bestrebungen fand, veranlaßte ihn zu wiederholten Besuchen; bei einem derselben wurde er am 9. Januar 1558 mit 11 Gefährten gefangen genommen, eben in dem Augenblick, als sie zu einer ihrer nächtlichen Andachten (wie die „heimlichen Gemeinden“ sie damals zu halten pflegten) versammelt waren. S. ließ sich durch die alsbald angestellten Folterungen nicht zum Verrath seiner Glaubensgenossen in Aachen bewegen; auch vermochten weder die Bekehrungsversuche zweier Geistlichen noch das Versprechen der Begnadigung ihn zum Abfall zu bestimmen. Der Rath der Stadt scheute anfangs die Hinrichtung; am 13. August war bereits alles zur Execution bereit, da gelang es den Bemühungen eines ungenannten Rathsherrn, noch einmal Aufschub zu erwirken; erst am 19. October wurde S. am Pfahl erhenkt und dann verbrannt; am 24. October folgten ihm seine Brüder Heinrich Adams und Hans Welck, am 4. Januar 1559 Matthias Schmid und Tilmann Schneider in den Tod. — Es sind von S. im ganzen 36 Sendschreiben und Trostbriefe (an seine Mitgefangenen, an die Gemeinde in Mähren, an seine Frau und an Hans Arbeiter) und 18 Lieder erhalten. Außerdem schrieb er eine (gleichfalls erhaltene) „Rechenschaft vom Abendmahl Christi und seiner rechten Bedeutung und christlichem Gebrauch“.

Jos. Hansen, Die Wiedertäufer in Aachen und in der Aachener Gegend (Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins VI, 295 ff.). — Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer, 1883, S. 197, 227 ff. — v. Braght, Martelaarspiegel 1685, II, 209—212. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 812.

Ludwig Keller.

Schmidt: Heinrich S., kurfürstlich hessischer Generalmajor und Kriegsminister, zu Kassel am 26. Februar 1788 geboren und für das Studium der Rechtsgelahrtheit erzogen, wurde durch die westfälischen Dienstpflichtgesetze Soldat. Er ward 1808 in die Garde du Corps eingereiht, bald darauf aber in das Bataillon der chasseurs-carabiniers versetzt, nahm mit diesem 1809 an den Kriegsereignissen in Sachsen und Böhmen theil, wurde 1811 capitaine adjutant-major und machte als solcher den ganzen russischen Feldzug vom Jahre 1812 mit, aus welchem er die Orden der Ehrenlegion und der Westfälischen Krone zurückbrachte. Als Tschernyschew im Herbst 1813 den Thron des Königs Jerôme umstürzte, verließ S. mit den Russen Kassel, trat zunächst in das hannoversche Jägercorps des General Graf Kielmansegg, in welchem er an der Niederelbe als Hauptmann gegen Franzosen und Dänen focht, kehrte zu Ende des Jahres, dem Rufe seines Landesherrn gehorchend, nach Kassel zurück, ward als Hauptmann im Jägerbataillon angestellt und war als solcher 1814 bei den Blokaden von Diedenhofen und von Metz und 1815 im Festungskriege im nördlichen Frankreich thätig. Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung bot ihm in letzterem Feldzuge die Belagerung von Montmédy, bei welcher er mit 800 Hessen, Preußen, Weimaranern und Waldeckern die Unterstadt Médybas erstürmte. Es wurden

ihm damals der preußische Orden pour le mérite und das hessische Eiserne Kreuz verliehen. In der nachfolgenden Friedenszeit, in welcher er 1821 Commandeur des Gardejägerbataillons, 1834 Chef des Generalstabes und 1843 Kriegsminister wurde, trat er namentlich durch seine Thätigkeit in den Kammern, in denen er seit 1832 die Interessen der Regierung bei den Verhandlungen über die Militärangelegenheiten wahrzunehmen hatte, in die Oeffentlichkeit. Er erwies sich hier als ein sehr gewandter Redner. Sein Standpunkt war der rein soldatische, er gehorchte den Befehlen seines Kriegsherrn. Daneben war er bei den meisten der Arbeiten und Anordnungen betheiligt, welche die Entwicklung des Heerwesens erheischte; seit 1834 führte er auch den Vorsitz in der Militärstudien- und Examinationscommission. Die Ereignisse des Frühjahres 1848 und der durch dieselben veranlaßte Wechsel im Ministerium veranlaßten ihn, in den Ruhestand zu treten. Er starb zu Kassel am 26. Juni 1850.

Allgemeine Militär-Zeitung Nr. 101, Darmstadt 1850. — Ueber seine ständische Wirksamkeit: Wippermann, Kurhessen seit den Befreiungskriegen, Kassel 1850.

B. Poten.

Schmidt: Heinrich S., Schauspieler, geboren am 27. September 1779 in Weimar, wo er in Jugendfreundschaft mit den Kindern Herder's und Wieland's das Gymnasium besuchte, das er, ein Lieblingsschüler Böttiger's, 1796 mit einer im Klopstock'schen Odenstil gehaltenen Rede verließ. Während seiner Schulzeit wurde er für Kinderrollen auf das Liebhabertheater der Herzogin Anna Amalie gezogen, und seine Theatereindrücke reichen zurück bis zu Christiane Neumann. 1797—1800 studirte er in Jena die Rechte. Sein Entschluß, Schauspieler zu werden, unterlag der Beurtheilung Schiller's und Goethe's, welche ihn nur zögernd unterstützten. Er kam in das Haus Schiller's, als dieser zum ersten Male die „Jungfrau von Orleans“ vorlas, und er genoß den dramatischen Unterricht Goethe's. Im Goethe'schen Sinne verstand er die Schauspielkunst, deren Ziel war, ein gutes Bild vorzurücken. Es kam nicht sowohl auf Nachahmung der Natur als auf ideale Schönheit der Form an. Beispielsweise will S. von Goethe gelernt haben, daß es gegen alle Regeln der Schönheit sei, auf der Bühne die Faust zu ballen; ebenso mußte es vermieden werden, dem Publicum beim Spielen das Profil zuzukehren. Mit Empfehlungen Goethe's kam S. 1801 an's Wiener Burgtheater, ohne dort sein Glück zu machen. Mehr Begabung als zum Schauspieler fand man in ihm zum Regisseur und Director. Der kunstfreundliche Fürst Esterhazy übertrug ihm die Leitung seines Theaters, welches während der Jagdzeit zu Eisenstadt in Ungarn Vorstellungen gab; es wurde hier jedoch die Oper dem recitirenden Drama vorgezogen. Hier wirkte damals auch Josef Haydn und auf Schmidt's Veranlassung gastirten hier gelegentlich Künstler wie Iffland, dessen Bekanntschaft mit Haydn ebenfalls durch S. vermittelt wurde. Mit einer Schülerin Haydn's, der ersten Sängerin der Esterhazybühne, Therese Dollinger, der Tochter eines Postverwalters, vermählte sich S.; sie starb jedoch schon im Juni 1806 im ersten Wochenbett. Der Einfluß des Fürsten verschaffte S. auch eine gewisse Position im Theaterleben der Kaiserstadt. Nebenbei unternahm er Reisen nach Weimar und Berlin, um erste Darstellungskräfte für Wien zu gewinnen. Sein Hauptaugenmerk war auch hier immer auf Iffland gerichtet, der freilich nur zu Gastspielen abkam. S. hat später verrathen, daß sein alter Lehrer Böttiger mit seinen Beurtheilungen des Iffland'schen Spiels keineswegs den Beifall des Meisters erzielte. Dieser fühlte sich vielmehr durch die genaue Beschreibung seiner einzelnen Bewegungen und Gebärden peinlich berührt, weil er in ihnen nur zufällige Aeußerlichkeiten, nicht das Wesen seiner Kunst erblickte. Von 1815—25, dann von 1831—37

leitete S. mit gutem Erfolg, obgleich nicht immer im Einvernehmen mit der Behörde, das Stadttheater zu Brünn (vgl. Rille, Brünner Stadttheater 1885). Dann zog er sich nach Wien zurück und überlieferte dem Nachwuchs seine oft recht kleinen Erinnerungen an eine große Zeit. Viele gewichtige Persönlichkeiten sind über seinen Weg gegangen; dadurch, nicht durch sein eigenes beschränktes Ich bedeuten er und seine Denkwürdigkeiten etwas, die er 1856 bei Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen aus dem geselligen, litterarischen und Theaterleben" herausgab. Bald nach Erscheinen des Büchleins ist der redselige, dem Klatsch durchaus nicht abgeneigte alte Herr am 14. April 1857 gestorben. Seine zweite Frau war ihm 1850 vorangegangen. Seine Schwester war mit Gottfried Herder, dem Sohne des Dichters, verheirathet. Paul Schlenther.

Schmidt: Hermann S., königl. preußischer Hofcomponist und Balletdirigent in Berlin, geboren am 5. März 1810 zu Berlin, † am 19. October 1845 ebendaselbst. Er war der Sohn des preußischen Feld- und Reisepostmeisters des Königs, zeigte schon früh die besten Anlagen zur Musik, besonders in der Composition. Gabrielski unterrichtete ihn im Flötenspiel und in seinem 14. Jahre trat er bereits öffentlich auf. In der Compositionslehre erhielt er Karl Böhmer zum Lehrer. Er neigte sich ganz besonders der Muse Terpsichore zu und schuf kleine reizende Gebilde, die sich stets sicherer Anerkennung zu erfreuen haben, denn Jung und Alt huldigen lieber dem Frohsinn in Gestalt von anmuthigen rhythmisch gegliederten Melodien, als der strengen ernsten Kunst. Seine fröhlichen Kinder hielten auch sehr bald Einzug im Berliner Opernhause und er selbst wurde am 1. Februar 1831 als Flötist zum königl. Kammermusikus ernannt. Bald stieg er in der Gunst des Königshauses höher, welches sich in damaliger Zeit musikalisch wenig auszeichnete und der beliebte Balletcomponist wurde im J. 1835 zum Musiklehrer der Prinzessin Wilhelm von Preußen ernannt. Sogar zum Titel eines preußischen Hofcomponisten gelangte er 1837, dessen sich ein zur classischen Richtung hinneigender Componist am preußischen Hofe nie zu erfreuen hatte (Mendelssohn war nur Hofcapellmeister, doch ohne Capelle. Der Tanzcomponist Hertel dagegen seit 1858 wieder Hofcomponist). Im J. 1838 rückte er zum Balletdirigenten herauf. Doch kurz war ihm nur das Lebensmaaß zugemessen; kaum 35 Jahre alt sagte er allen Ehrenbezeigungen und Freuden der Welt Valet. Er hat aber die kurz gemessene Zeit fleißig benützt: 3 Sinfonien für Orchester, 3 Streichquartette, 1 Streichquintett, Concerte, Duos und Trios für Flöte und 72 Zwischenactsmusiken für Orchester bilden seine ernsteren Instrumentalwerke; 2 komische Opern („Ein Stündchen im Bade" 1836 und „Die Doppelflucht" 1852 aufgeführt), 2 Singspiele und 23 Ballets sind der heiteren Muse gewidmet und eine Reihe Lieder und Gesänge für eine und mehrere Stimmen zeigen uns den vielseitig begabten Jünger der Kunst. Die königl. Bibliothek in Berlin bewahrt von ihm 24 Entre-Acte und das Singspiel „Ein Stündchen im Bade" auf.

v. Ledebur, Berliner Tonkünstler-Lex.

Rob. Eitner.

Schmidt: Johann S., lutherischer Theolog und Litterat des XVII. Jahrhunderts, mehr durch seine unglücklichen Lebensschicksale als durch seine Schriften bekannt, ist geboren im September 1639 zu Nördlingen in Schwaben, † am 3. April 1689 in dem Dorfe Baldingen bei Nördlingen. — Als zehnjähriger Knabe hatte er das Unglück, das eine Auge durch einen Schlag, das andere durch die Ungeschicklichkeit des Wundarztes zu verlieren, und war daher genöthigt, das beabsichtigte Studium aufzugeben und sich auf die Musik zu legen, um durch diese seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nach 6 Jahren kehrte er wieder zum

Studium zurück, besuchte das Gymnasium zu Nördlingen und bezog 1661 die Universität Straßburg. Hier wurde er Magister und poeta laureatus, hielt Privatvorlesungen über Logik und Politik, Disputationen und Reden, die mit Beifall aufgenommen wurden. Zur Erlernung der französischen Sprache ging er 1665 nach Mömpelgard, besuchte verschiedene deutsche Universitäten und habilitirte sich 1667 in Jena, wo er drei Jahre lang philosophische und theologische Vorlesungen hielt. 1670 wurde er in seine Vaterstadt Nördlingen berufen, um den erkrankten Superintendenten im Predigen zu unterstützen. Nach dessen Wiedergenesung kehrte er 1674 nach Jena zurück, wo er von Herzog Ernst von Gotha († 1674) einen kleinen Jahrgehalt von 30 Thlr. erhielt. Er konnte aber damit nicht auskommen, „weil er eine Frau genommen, die alle Jahre ein Kind kriegte und überdies sehr mürrisch und zänkisch war". Deshalb ging er nach Wittenberg, von da nach Dänemark, reiste zwei Jahre in Deutschland umher und ließ sich zuletzt in seiner Vaterstadt Nördlingen nieder, wo er aus Noth einen Weinschank anfing und in dem benachbarten Dorfe Baldingen einen Gasthof kaufte, der nach seinem Besitzer „das blinde Eck" genannt wurde. In der Zeit seiner akademischen und pastoralen Wirksamkeit hatte er verschiedene Schriften philologischen, philosophischen und theologischen Inhalts, Predigten, Andachtsbücher und Gedichte herausgegeben (z. B. Betpostille, Sonntagsandachten, Jesuskalender, Kriegsbußgebete u. dgl.), auch einige Reden über die Folgen der Blindheit und über Blindenunterricht („De oculis ad vitia patranda conferentibus" und „De visu carentium conditione a literarum amore nulla ratione excludendorum").

Schelhorn, Amoenitates lit. XII, 515 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 291. — Zedler, Universallexikon. — Biographie univ. t. 41, p. 181.

Wagenmann.

Schmidt: Johann Andreas S. wurde am 28. August 1652 zu Worms geboren, wo sein Vater M. Georg S. Pastor und zuletzt Senior des Ministeriums und Scholarch war. Er verlor ihn wie auch seine Mutter im J. 1666 innerhalb von vier Wochen. Der Großvater mütterlicherseits, Goldschmied Joh. Petrus, ließ daher den Knaben, der bis dahin die Stadtschule zu Worms besucht hatte, mit seinem jüngeren Bruder 1667 zu sich nach Augsburg kommen, wo er unter die Zöglinge des dortigen Collegiums Aufnahme fand. Er blieb hier sechs Jahre und erwarb sich besonders auch in der Mathematik tüchtige Kenntnisse. Mit städtischen Stipendien versehen, begab er sich zunächst nach Altorf, wo er sich als Student eintragen ließ, aber nur ganz kurze Zeit verweilte. Am 18. Mai 1673 bezog er die Universität Jena, wo er sich hauptsächlich der Theologie widmete. Im August 1676 erwarb er sich mit einer Dissertation „De sanctimonia vinculorum reipublicae" die Magisterwürde. Im folgenden Jahre disputirte er zum ersten Male und reiste dann nach Hamburg, wo man ihm sehr vortheilhafte Anerbietungen machte. Doch kehrte er nach Jena zurück. Leider verhinderte hier ein böser Fall, der ihm eine bleibende Verkrüppelung des rechten Armes zuzog, längere Zeit seine Aufnahme als Adjunct in die philosophische Facultät, die nun erst im J. 1679 erfolgte. Der von Seiten der Universität 1680 gemachte Versuch, ihm eine außerordentliche Professur der Mathematik zu verschaffen, zerschlug sich; doch wurde er im October 1683 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Der akademische Beruf war ihm so lieb, daß er mehrfache Berufungen, wie die als Ephorus des Collegiums (1686) oder als Pastor zu St. Jacobi (1690) nach Augsburg zu kommen, ablehnte. Nach Joh. Wilh. Baier's Fortgang erhielt er 1694 eine theologische Professur. Etwa um dieselbe Zeit erhielt er Anerbietungen von Halle, wo ihm ein theologischer und philosophischer Lehrstuhl, und von Helmstedt, wo ihm der der Kirchengeschichte angeboten wurde. Da er in Jena so viel Neid und Verfolgungen

zu bestehen hatte, daß er von da fort wollte, „wenn er auch gleich auf allen Vieren hinauskriechen sollte“, ihn aber vor allem das Fach der Kirchengeschichte ansprach, so entschied er sich für Helmstedt. Seine Berufung wurde hauptsächlich von hannoverscher Seite betrieben, wo er an Leibniz einen einflußreichen Fürsprecher besaß. Diesem war besonders daran gelegen, daß ein Mann komme, der der „theologiae moderatae nicht zuwieder“ sei und die durch Calixt begründeten großen Ueberlieferungen Helmstedts, die „wegen ihrer gründtlichen und glimpflichen doctrin und Lehrart auch ob reverentiam genuinae antiquitatis durch ganz Europam“ in höchstem Ansehen ständen, fortführe und jene Männer nicht „sub nomine syncretistarum verketzere“. Nachdem S. noch in Jena im December 1694 den gradum licentiati theologiae und im September des folgenden Jahres die theologische Doctorwürde errungen hatte, siedelte er sogleich darauf nach Helmstedt über, wo er am 13. November 1695 sein Amt antrat. Neben seinem Hauptfache, der Kirchengeschichte, erhielt er auch die Erlaubniß, Vorlesungen über Mathematik zu halten. Doch mußte er schon in der nächsten Zeit auch den Kreis seiner theologischen Vorträge erweitern, weil er nach dem Tode Heinrich Wiedeburg's († am 14. März 1696), da Friedrich Ulrich Calixt bereits emeritirt war, eine Weile als einziger theologischer Professor in Helmstedt las. Sehr in Anspruch nahm ihn seine ausgedehnte wissenschaftliche Thätigkeit, die ihn zwei Mal (1707 u. 1715) veranlaßte, sich von allen Consistorialsitzungen und sonstigen akademischen Aemtern auf ein paar Jahre entbinden zu lassen. Im J. 1700 plante er eine Neuausgabe der Magdeburger Centurien, die aber nicht zu Stande kam. Auch seine Absicht, eine allgemeine Kirchengeschichte der braunschweigischen Lande herauszugeben, für die ihm 1712 der Zutritt zu allen Archiven ihrer Klöster, Stifter und Städte ertheilt wurde, brachte er nicht zur Ausführung. Doch hat er einzelne Theile derselben nicht nur selbst bearbeitet, sondern auch seinen Schülern wie Rehtmeyer, Harenberg, Heineccius u. A. zu zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete Anregung gegeben. Ueberhaupt standen die geschichtlichen Forschungen im Mittelpunkte seiner Interessen; die praktisch kirchlichen Fragen berührten ihn weniger, obwohl er recht gut fühlte, was der Kirche der Zeit fehlte. Den Katholiken gegenüber verfolgte er eine milde versöhnliche Richtung, die einer Vereinigung mit ihnen nicht abgeneigt war. So hat er denn auch dem Uebertritt der Prinzessin Elisabeth Christine, der Gemahlin des späteren Kaisers Karl VI., zur katholischen Kirche mit der Mehrzahl seiner Collegen das Wort geredet Im J. 1699 erhielt er die Würde eines Abts von Marienthal. Schon von jeher schwächlich wurde er im J. 1720 durch einen Schlagfluß auf der linken Seite gelähmt, doch starb er erst nach langem Krankenlager am 12. Juni 1726. Die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kommt in seinen zahlreichen Schriften zum Ausdrucke, die schon vor seinem Uebergange nach Helmstedt die Zahl von Hundert überstiegen. Von dem, was er bis 1712 herausgegeben hat, verfaßte er selbst einen Katalog; über die späteren Werke vgl. das unten erwähnte Programma Bl. e'. Der große Kirchenhistoriker Mosheim, der ihn sehr hoch schätzte und ihm am 28. Juni eine lateinische Gedächtnißrede hielt, pries ihn als theologum, philosophum, mathematicum, historicum, oratorem, physicum, philologum und iuris sacri peritum. S. hat sich zwei Mal verheirathet: am 25. November 1686 mit Dorothea Cöler, der Tochter des Generalsuperintendenten Theoph. Cöler in Jena, die im Januar 1689 gestorben ist, und am 29. Juli 1691 mit Sibylle Götze, deren Vater Georg Götze ebenfalls Generalsuperintendent in Jena war. Außer der Letzteren überlebten ihn drei Töchter, von denen eine, Luise, bald darauf (31. October 1726) mit dem Helmstedter Professor Polycarp Leyser eine zweite Ehe einging, und zwei Söhne. Von diesen wurde sein gleichnamiger

Sohn Joh. Andreas S., geboren am 19. November 1697, in der medicinischen Facultät zu Helmstedt 1720 außerordentlicher, 1727 ordentlicher Professor und starb am 18. October 1728.

Vgl. die Personalien hinter der Leichenrede von Fr. Weisen. Helmstedt 1726, Fol. — Programma in exequias J. A. Schmidii . . . in academia Julia, Fol. — Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Schmidt: Johann Christoph S. (nicht Christian, wie in manchen Lexikons steht), ein verdienter sächsischer Capellmeister, geboren um 1664 zu Hohenstein, † am 13. April 1728 zu Dresden, diente schon seit 1676 in der Hofcapelle daselbst als Sänger und dann als Instrumentist. Wurde vom Kurfürsten wegen seiner guten Anlagen zur Musik dem Capellmeister Christoph Bernhard, der seit 1674 wieder in Dresden lebte, als Schüler anvertraut, ohne dabei von seinen Diensten in der Capelle entbunden zu sein. Im J. 1687 stellte ihn der Kurfürst als Lehrer der Capellknaben an und 1692 als zweiten Hoforganisten. Auf Bitten Schmidt's ertheilte er ihm ferner 1694 die Erlaubniß, nach Italien gehen zu dürfen, um seine Studien dort zu vollenden und ließ ihm 100 Thaler Reisekosten anweisen. Als Italien seit der Ausbildung der Oper sich an die Spitze des Musikwesens in Europa geschwungen hatte, war es für jeden Jünger der Kunst unbedingt nothwendig, wenn er nach einer höheren Stellung strebte, Italien besucht zu haben und das Zeugniß irgend eines der zahlreichen italienischen Meister als Beleg aufweisen zu können. Die Folgen dieses Bestrebens zeigten sich auch wenige Jahre darauf, denn als der Vicecapellmeisterposten kurze Zeit nachher zu vergeben war, wurde S. am 31. März 1696 dazu vorgeschlagen und vom Kurfürst bestätigt. Den Organistenposten behielt er bei und empfing einen Jahresgehalt von 600 Thlr., eine Summe, die damals schon zu den höheren Gehalten zählte. Bekam doch Naumann als Hofcomponist 100 Jahre später nicht mehr wie 490 Thlr. Wie brauchbar und tüchtig sich S. in seiner neuen Stellung zeigte, beweist seine Ernennung zum ersten Capellmeister, als Strungk pensionirt wurde. Er trat die Stelle am 19. Juli 1698 an; zugleich übergab ihm der Kurfürst die ganze Verwaltung der Capelle und setzte eine Summe von 12 000 Thlr. zur Bestreitung aller Unkosten aus. Im J. 1717 erhielt er noch den Titel Obercapellmeister und hatte somit die höchste Stufe erreicht, die einem Musiker und Componisten offen steht. 1720 zeigte sich bereits eine Abnahme seiner Kräfte und es wurde ihm Louis André als Hofcomponist zur Unterstützung beigegeben. Nur acht Lebensjahre waren ihm noch vergönnt, die er in treuer Erfüllung seiner Amtspflichten zubrachte und die bei dem aus Deutschen und Italienern gemischten Capellpersonal oft recht schwierig und ärgerlich waren. — Ueber seine Leistungen als Componist hat J. A. Hiller ein scharfes Wort gelegentlich fallen lassen, was begierig von den Späteren weiter fortgepflanzt worden ist. Er sagt in der Biographie Heinichen's: S. war zwar ein gründlicher Componist, der seinen Contrapunkt vollkommen verstand, dabei aber ein trockener und unfruchtbarer Kopf. Es sind auf der königl. Bibliothek zu Berlin so viele von Schmidt's Compositionen aufbewahrt, daß man sich wol ein Urtheil über ihn bilden kann. Daß er kein so unbedeutender Mann war, dafür spricht schon, daß Sebastian Bach die Motette: „Auf Gott hoffe ich", zu 4 St., 4 Trompeten, Pauken, 2 Flöten, 2 Violinen, 2 Violen, Violoncello, Fagott und 4 Ripieninstrumenten (Ms. 187) selbst copirte. Zu welchem Zwecke, ist freilich unerkennbar, jedenfalls aber war sie ihm so viel werth, daß er die Zeit nicht für verloren hielt, die er ihr opferte.

Schmidt's Themen, oder richtiger Motive, sind allerdings unbedeutend, jedoch die Arbeit ist contrapunktisch gewandt und kunstgerecht aufgebaut. Der im Ms. 1620 aufbewahrte Theil einer Messe, das Kyrie, nur für Singstimmen geschrieben, giebt den besten Beweis von Schmidt's ernsten Bestrebungen. Auch in den Streit über die Solmisation, von Mattheson angeregt, mischt er sich und nimmt hier gleichsam eine vermittelnde Stellung ein, indem er für den Gesang dieselbe beizubehalten vorschlägt; wenn man jedoch im „stylo moderno“ schreiben will, wie er sagt, so ist es wol besser, wenn man die beiden „modos, major und minor der Franzosen“ anwendet. Mattheson veröffentlichte diesen Aufsatz in seiner Critica musica, pars 7, S. 266 und fügt seine eigene Meinung hinzu, die sich entschieden auf die Seite der neueren Anschauung stellt und die Solmisation verwirft. Es scheint, als wenn Mattheson S. selbst angeregt habe, seine Meinung darüber auszusprechen. Ein Beweis, welches Ansehen er damals genossen hat.

Rob. Eitner.

Schmidt: Johann Eusebius S., Kirchenliederdichter, gehört einem Geschlechte an, das ursprünglich in dem gothaischen Dorfe Thörey bei Arnstadt seßhaft war. Dort lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Heimbürge und Gerichtsschöppe Johannes S., dessen gleichnamiger Sohn sich dem geistlichen Stande widmete und seit 1631 das Diakonat und von 1636—83 das Pfarramt zu Tambach im Thüringer Walde bekleidete. Wie dieser, so schlugen auch zwei seiner Söhne die geistliche Laufbahn ein: der jüngere, Adam, wurde seines Vaters vierter Nachfolger im Diakonat (1678) und zweiter Nachfolger im Pfarramte (1694); der ältere, Joh. Jakob, kam 1663 als Diakonus nach Kranichfeld und 1668 als Pfarrer nach Hohenfelden bei Erfurt, einem im damaligen kurmainzischen Amte Tonndorf gelegenen Orte, aber als sachsen-gothaisches Patronat von dem Unterconsistorium in Kranichfeld abhängig. In Hohenfelden wurde dem letztgenannten Pfarrer von seiner Gattin Anna Sophia Franck, der Tochter des Kranichfelder Amtsschössers Eusebius Johannes Franck, am 12. Jan. 1670 ein Sohn geboren, der nach den beiden Großvätern in der Taufe die Vornamen Joh. Eusebius empfing. Zunächst von seinem Vater wissenschaftlich vorgebildet und schon im zwölften Jahre confirmirt, bezog derselbe am 1. Mai 1682 das Gymnasium in Gotha, wo er sechs Jahre verweilte und die drei obersten Classen Secunda, Prima und Selecta durchlief. Während dieser Zeit erfreute er sich des Unterrichtes vortrefflicher Lehrer, wie des Generalsuperintendenten H. Fergen, des Rectors G. Heß und des Prof. J. H. Rumpel. Da außer dem letzteren noch ein anderer Liederdichter, Cyriacus Günther, als Classenlehrer der Tertia an der Schule wirkte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese beiden neben seinen nachherigen pietistischen Lehrern durch ihr Beispiel auf seine spätere Schaffenslust im Gebiete des Kirchenliedes anregend eingewirkt haben. 1688 verließ er Gotha und besuchte zunächst drei Jahre lang die Hochschule in Jena, um dann in Erfurt unter der Führung J. J. Breithaupt's und A. H. Francke's seine theologischen Studien fortzusetzen. Obwohl die Lehrthätigkeit beider in Erfurt infolge ihres Wegzuges schon zu Anfang des Herbstes 1691 aufhörte, blieb doch ihr Einfluß auf seine fernere religiöse Richtung maßgebend. Auch stand er fortan in geistigem Verkehre mit ihnen, wie er denn z. B. auf zwei Reisen nach Norddeutschland (1692 und 1696) ihretwegen Halle besucht hat. Wahrscheinlich ist er bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst auch mit J. A. Freylinghausen bekannt geworden, der im vorhergehenden Jahre als Gehülfe Francke's an die Glauchaer Kirche gekommen war. Eine vorläufige Unterkunft fand S. als Hauslehrer bei den Söhnen des Hofrathes und späteren Vicekanzlers Joh. Jacobs in Gotha. Unter seinen Zöglingen befand sich auch

der nachherige herzogliche Leibarzt und erste Bürgermeister Gotha's, Fried. Wilh. Jacobs, der Großvater des berühmten Philologen. Da er neben der Unterweisung seiner Schüler häufig predigte und katechisirte, so traf ihn 1697 die Berufung als Substitut des Pfarrers G. Bertuch in Siebleben bei Gotha nicht unvorbereitet. Er übernahm das neue Amt, in welches ihn sein ehemaliger Lehrer, der Generalsuperintendent Fergen, einführte, am 22. Trinitatissonntage (22. Aug. a. St.). Als Bertuch im nächsten Jahre starb, rückte er zum Ortspfarrer auf und wurde am 4. Advent (18. Dec.) 1698 der Gemeinde als solcher vorgestellt. In der sicheren Voraussicht seiner Beförderung hatte er sich bereits am 27. November desselben Jahres verheirathet und zwar mit Franziska Wiederhold, einer Tochter des Buchführers Joh. Herm. Wiederhold in Genf, die nach dem Tode ihres Vaters zuerst nach Frankfurt a. M. und hierauf nach Gotha übergesiedelt war und ihm in einer 47jährigen Ehe vier Söhne und vier Töchter gebar. Eine gleichlange Reihe von Jahren lag er in Siebleben dem Kirchendienste ob und hinterließ das Lob, daß er „ein erbaulicher Lehrer in seiner Gemeinde, ein guter Vorgänger seiner Heerde und ein ordentlicher Mann in seinem Amte gewesen sei". Als sich ihm in der letzten Zeit seines Lebens die Gebrechen des Alters nahten und eine Art Schlagfluß ihn heimsuchte, trat ihm in M. Aug. Wilhelm Huhn, dem ältesten Sohne des gothaischen Generalsuperintendenten Joh. Benj. Huhn, ein Gehülfe zur Seite, der ihm nachher als Ortsgeistlicher gefolgt ist. Er selbst starb am 25. December 1745. — S. ist als Verfasser einer beträchtlichen Anzahl geistlicher Lieder bekannt, die, sämmtlich von Freylinghausen zum ersten Male veröffentlicht, sich dann zum Theil in andere Liedersammlungen verbreitet haben. In den ersten Theil seines Gesangbuches (1704) nahm Letzterer deren vier auf, darunter: „Fahre fort, fahre fort, | Zion, fahre fort im Licht", das bekannteste von Schmidt's Liedern, dessen Melodie dem Verfasser selbst zugeschrieben wird; „Sei fröhlich im Herrn, du heilige Seele, | Du herrliche im Hochzeitkleid", mit angeblich vom Dichter herrührender Melodie, und: „So bin ich nun nicht mehr ein fremder Gast, | Nachdem du mich, o Gott, bekehret hast." Im zweiten Theile von Freylinghausen's Gesangbuche (1714) erschienen dann noch 22 Lieder (Koch gibt 21, Goedeke 20 an), darunter die anderwärts öfter wiederholten: „Erhebe den Herrn, der alles in allen, | O meine Seele und mein Geist"; „Es ist vollbracht, vergiß ja nicht | Dies Wort, mein Herz, das Jesus spricht"; „Gekreuzigter, mein Herze sucht | Im Glauben mit dir eins zu werden"; „Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube: | Ich glaub' an Jesum, Gottes Sohn"; „Jesu, laß mich mit Verlangen | Dir anhangen"; „Verborgner Gott, du wohnst in einem Lichte, | Das nie erblickt ein menschliches Gesichte" und „Wie groß ist deine Herrlichkeit, | O Christenmensch, hier in der Zeit", ein Lied, das J. S. Diterich 1765 in: „Wie groß ist unsere Seligkeit, | O Gott, schon in der Prüfungszeit" modernisirt, aber keineswegs verbessert hat. — Außer den eigentlichen Kirchenliedern bearbeitete S. noch zahlreiche, auf alle Sonn- und Festtage bezügliche Psalmen, indem er nach dem Vorgange Wilh. Petersen's in dessen „Stimmen aus Zion" (1698) und „Neue Stimmen aus Zion" (1701) Bibelworte und Bibelsprüche in ungebundener Rede zusammenfügte. Von diesen nahm Freylinghausen 16 „Festpsalmen" als „Zugabe" in den zweiten Theil seines Gesangbuches auf und bemerkte dabei in der Vorrede, daß „dieselben einigermaßen nach der Weise des Magnificat oder „Meine Seele erhebet den Herrn" und anderer dergleichen Liedern gesungen werden könnten". Drei von ihnen verzeichnet Fischer in seinem bekannten Werke (s. u.).

Wetzel, Hymnopoeogr. III (1724), S. 83. — Hans Basilius v. Gleichenstein, Beschreibung der Abtey und Closter Burgelin, Jena 1729, S. 181. —

(J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha, III. Theil, 4. Stück, S. 59—61, Gotha 1761. (Theilweise Selbstbiographie Schmidt's, aber von keiner der anderen Quellen beachtet: daher überall das falsche Geburtsjahr 1669 und sonstige Mängel in den lebensgeschichtlichen Angaben.) — Koch, Geschichte d. Kirchenlieds, 4. Bd., 3. Aufl., (1868), S. 402—404. — C. Kehr, Der christl. Religionsunterricht in der Volksschule, 2. Bd., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 360. — Fischer, Kirchenlieder-Lexicon, 2. Hälfte (1879), S. 471b und unter den einzelnen Liederanfängen; Supplement (1886), S. 48a, 54a u. 85a. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 3. Bd. (1887), S. 208. — Ueber das Lied: „Fahre fort" s. R. Lauxmann bei Koch a. a. O., 8. Bd. (1876) S. 141 f. und Fischer, Supplement z. Kirchenlieder-Lexicon, S. 49a b.

A. Schumann.

Schmidt: Johann Lorenz S. wurde am 30. November 1702 in Zell, einem Dorfe bei Schweinfurt, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er besuchte von 1711—20 die lateinische Schule in Schweinfurt und bezog sodann die Universität Jena. Hier widmete er sich der Theologie unter Buddeus (s. A. D. B. III, 500), aus dessen Lectionen er viel Gutes faßte, machte aber daneben auch die Mathematik zum Gegenstand seines Studiums. Ein Jahr lang (1724) unterstützte er seinen, inzwischen als Diakonus nach Schweinfurt versetzten, kränklichen Vater im Amte, nach dessen Tod (1725) er sich, mit seiner Stiefmutter und dem Stadtrath zerfallen, um Missionär zu werden, nach Halle wandte. Es wird von ihm erzählt, daß er schon damals höchst dünkelhaft gewesen, omnesque Professores ibi habuisse pro viris semidoctis, solo excepto Wolffio, cuius sapientiam in coelum laudibus extulerit. Ein Enthusiast für die neue Fundamentirung der Theologie auf dem Fels der demonstrativischen Methode Wolff's, trug er sich jetzt schon mit dem Gedanken, auf Grund einer neuen, unumstößlichen Bibelübersetzung ein neues theologisches System mit deutlichen Begriffen und scharf erwiesenen Sätzen aufzustellen, cum omnium Theologiae systemata sint nullius pretii. Von Halle kam er auf Empfehlung als Informator nach Wertheim in das gräflich Löwensteinische Haus, wo er sechs Prinzen zu unterrichten hatte. Hier vertiefte er sich weiter in die Wolff'sche Philosophie und ging mit ihrer Hülfe an die geplante Uebersetzung der h. Schrift nach dem heutigen Stylo d. h. Verwandlung der biblischen Bilder in Begriffe, der biblischen Worte in moderne Ausdrucksweisen, hoffend, dadurch die göttlichen Wahrheiten gegen die Einwürfe ihrer Widersacher auf feste Gründe zu stellen. Nachdem er ein Probeheft, die ersten fünf Capitel der Genesis umfassend, an Reinbeck (s. A. D. B. XVIII, 2), Mosheim (s. A. D. B. XXII, 395) und Wolff gesandt, wurde mit Unterstützung seiner gräflichen Gönner der erste (und allein erschienene) Theil des Werkes unter dem Titel „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus" 1735 zu Wertheim herausgegeben. Die Uebersetzung beginnt also: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finstern Nebel umgeben und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte." Das war dem nüchternen Verstande eines Wolffianers angemessen übersetzt. Die messianischen Weissagungen und die mosaischen Beweisstellen für die Trinität werden durch den Grundsatz beseitigt: der erste Verfasser müsse für sich verstanden werden, und es würde eine verkehrte Sache sein, wenn man die Begriffe von seinen Worten in den folgenden Schriften suchen wollte. Die heiligen Scribenten des Neuen Testaments hätten nur durch Accommodation oder nach dem sensus mysticus einige Stellen bei Moses auf Christus bezogen. Hätte Moses so deutlich vom Messias geschrieben,

so würde Jesus nicht so viele Mühe gehabt haben, es seinen Schülern zu erklären. Demgemäß lautet die Uebersetzung des Protevangeliums: „Und künftighin soll zwischen dir und der Frau und eurer beiden Nachkommen eine beständige Feindschaft sein, dergestalt daß die Menschen den Schlangen auf den Kopf treten und diese hingegen jene in den Fuß stechen werden." Die gleichfalls messianisch verstandene Stelle 1. Mos. 4, 1 wird so wiedergegeben: „Gott sei Lob und Dank, daß es ein Sohn ist": der Stern aus Jakob 4. Mos. 24, 17 vom König David verstanden. Die Wunder werden mehrfach naturalisirt. Der Feuer- und Schwefelregen über Sodom und Gomorra war einfach ein Blitz. Lot's Weib, von harzigtem Dampfe angelaufen, lag da wie ein steinernes Bild. Der durch die Wolff'sche Philosophie geweckte pruritus definiendi hat seinen Tummelplatz in den Anmerkungen aufgeschlagen. So heißt es zu 1. Mos. 28, 17: „Ein Thor ist eine Oeffnung, durch welche der Besitzer und seine Bedienten aus- und eingehen"; zu 2. Mos. 15, 16: „Ein Arzt ist eine Person, welche die Wissenschaft besitzet, die Gesundheit des Menschen zu erhalten und, wenn sie verloren ist, wiederherzustellen"; zu 3. Mos. 18, 17: „Eine Mutter ist eine Frau, welche in Gesellschaft ihres Mannes Kinder erzeugt und auferziehet". Kaum war das Werk erschienen, so trat der Superintendent in Wertheim, Jakob Firnhaber, mit dem anathematisirenden Elencho gegen dasselbe auf. Andere Geistliche folgten seinem Beispiel, bis ein regelrechter theologischer Kampf sich entspann, in welchem 120 Streitschriften gewechselt wurden. Die Anklagen lauteten auf Verdrehung aller Stellen von der heiligen Dreieinigkeit, von dem Erlöser der Menschheit, von der Erbsünde und Glaubensgerechtigkeit. J. G. Walch faßt das Verdict dahin zusammen: „Versio haec summam mentis malitiam, dementissimam temeritatem, iniuriosam in Deum impietatem ac stultitiam luculenter ostendit". Die Gegner der Wolff'schen Philosophie, an ihrer Spitze Joachim Lange (s. A. D. B. XVII, 634), hoben frohlockend die harmonia per influxum stabilita zwischen Wolff und dem Wertheimer hervor. „Die viehische Philosophie unserer Zeit hat in diesem Werke dem ganzen Zeuge Israel's Hohn gesprochen". Die Wolffianer, welche anfänglich das Werk gelobt hatten, denn Lutheri deutsche Schreibart in seiner Bibel nutze heutiges Tages nicht mehr, beeilten sich, durch das allgemeine Ketzergeschrei erschreckt, das Institutum des Wertheimischen Autoris als eine Mißgeburt ihrer Philosophie zu detestiren. Wolff selbst bemerkte: „Der Uebersetzer gründet sich in dem Verstand der hebräischen Sprache, wie vor ihm Grotius und Simon, wie kann nun dieses eine Frucht meiner Philosophie sein?" Solch schwächlicher Verleugnung gegenüber erklärte S. mit mannhafter Unerschrockenheit: „Mir ist's um die Wahrheit zu thun, und ich bin bereit, für dieselbe Alles zu erdulden, was die göttliche Vorsehung über mich beschlossen hat". Er berief sich auf sein protestantisches Recht der freien Schriftforschung. Nur sehr vereinzelte Stimmen haben ihn darin bestärkt. Nachdem man in Sachsen und Preußen mit dem Verbote der neuen Bibelübersetzung vorangegangen, machte der Reichshoffiscal Dominicus Joseph Hayeck von Waldstätten, welcher die Censur des kursächsischen Kirchenrathes ad statum perlegendi et inspiciendi erhalten hatte, die Sache beim Reichshofrath in Wien anhängig. Die Folge dieser Anzeige war ein Patent (15. Januar 1737) Kaiser Karl's VI. an alle Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen, Ritter, Räthe, Bürgermeister und Reichsunterthanen, mit welchem der weitere Verkauf der Wertheimer Bibel, darin mittelst höchst strafmäßiger Verfälschung des Grundtextes und demselben aufgedrungener ganz verkehrter Auslegung die vornehmsten Grundsätze der christlichen Lehre auf eine fast nie erhörte Weise untergraben werden wollen, unter Strafe 10 Mark löthigen Goldes untersagt, ihre Confiscation bei den Buchführern angeordnet, die sichere Verwahrung ihres Verfassers anbefohlen wurde. S. wurde am 22. Februar 1737 in's Verhör

genommen. Unter Versicherung seiner Zugehörigkeit zur privilegirten evangelisch-lutherischen Religion bekannte er sich als Verfasser und unterwarf sich zugleich Ihro Kais. Majestät und erleuchteter Theologen Dijudicatur. Er wurde nach dem Verhör in einem Zimmer internirt und vor dasselbe eine Grenadierwacht gestellt. In seiner Vertheidigung, die ihm bereitwillig zugestanden wurde, betonte er die bei den Protestanten hergebrachte Freiheit, den Verstand der h. Schrift und die Sätze der Religion selbst zu prüfen. Im gegenwärtigen Falle handle es sich jedoch gar nicht um Glaubenspunkte, sondern um die Auslegung gewisser Schriftstellen, ob die in den Stellen enthaltenen Sätze sensu literali oder nach dem sensu mystico enthalten seien. Als auf das eingesandte Protokoll sammt Bericht von Wien keine entscheidende Antwort kam und solange auch nicht kommen konnte, als die fränkischen kreisausschreibenden Fürsten dem kaiserlichen Auftrag, den Proceß durchzuführen, nicht nachgekommen waren, inzwischen aber Niemand die auflaufenden Sitz- und Atzungskosten bezahlen wollte, verwandelte die Löwensteinische Regierung auf eigene Hand den Personalarrest Schmidt's in Stadtarrest und ließ ihn endlich, mit 20 Gulden Reisegeld versehen, zum Markgrafen von Ansbach, als allerhöchst miternanntem Commissario, entweichen. Einem Acte des Reichshofrathsarchives in Wien ist ein Zettel aufgeklebt folgenden Wortlautes: „d. d. 17. Mai 1738. dixit exc. D. Praeses, der Inquisit seie entwichen, man solle also die Sache liegen lassen." Nach der gewöhnlichen Annahme durchzog er Holland und ging dann nach Hamburg und Altona, wo er unter dem Namen Schröder als Corrector und Uebersetzer seinen Unterhalt fand. Zuletzt ward er als Hofmathematicus und Pagenhofmeister in Wolfenbüttel angestellt. Ueber sein Todesjahr schwankten die Angaben zwischen 1749 (Jöcher), 1750 (E. Reuß) und 1751 (Neudecker), obschon durch Kirchenbuchsextract festgestellt war, daß er in Wolfenbüttel vom 19. auf den 20. December 1749 an einer Herzkrankheit gestorben ist. Sein Name ist nachmals von Lessing (im 9. Anti-Goeze) als muthmaßlicher Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente genannt worden, eine Vermuthung, die Lessing um so leichter wieder fallen ließ, als sie doch nur aufgestellt worden war, den wahren Verfasser zu verschleiern.

P. F. Schattenmann, J. L. Schmidt. Schweinfurt 1878. — Ueber das Wertheimische Bibelwerk: G. W. Meyer, Geschichte der Schrifterklärung IV, 380. — E. Reuß in Herzog's R.-E., 2. A., XVI, 781. — G. A. Koellreuter (Protest. Kirchenzeitung 1877 Nr. 31). — G. Frank, Die Wertheimer Bibelübersetzung vor dem Reichshofrath in Wien (Zeitschrift für Kirchengeschichte 1890, Bd. XII, S. 279). — Die ältere Litteratur über das Wertheimische Bibelwerk und seinen Verfasser ist verzeichnet bei W. D. Fuhrmann, Handwörterbuch der christl. Kirchengeschichte III, 608 und J. T. L. Danz, Universalwörterbuch d. theol. Litteratur, S. 1008.

G. Frank.

Schmidt: Johann Christian S., lutherischer Theologe des 18. Jahrhunderts, geboren am 28. December 1706 zu Trogen bei Hof, † am 17. April 1763 zu Baireuth. — Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Hof, studirte er 1724 ff. zu Leipzig, wo die Theologen Carpzow, Deyling, Pfeiffer, Klausing ꝛc. seine Lehrer waren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Hauslehrer in Leipzig, später in Baireuth, wo der Markgraf Georg Friedrich Karl, sowie dessen Nachfolger Friedrich (1735—63), der Schwager Friedrich's des Großen, ihn als Kanzelredner schätzten. Mit Unterstützung des Markgrafen machte er 1737—39 eine Reise nach Holland, England und Frankreich, theils zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, theils besonders zu dem Zwecke, um die berühmtesten Kanzelredner des Auslandes zu hören. Noch während seiner Reise wurde er 1738 zum Professor am Gymnasium zu Baireuth ernannt, konnte aber nach

seiner Rückkehr dieses Amt nicht antreten und wurde statt dessen 1739 zum fürstlichen Cabinetsprediger, 1741 aber zum Hofprediger und Consistorialrath ernannt. Die philosophische Facultät in Erlangen ertheilte ihm 1743 die Doctorwürde. Die deutsche Gesellschaft in Jena machte ihn 1756 zu ihrem Ehrenmitglied. 1760 wurde er Oberhofprediger und Superintendent in Baireuth. — S. war ein vielseitig gebildeter, nicht bloß in der theologischen Litteratur des In- und Auslandes, sondern auch in andern Gebieten belesener, insbesondere auch mit der apologetischen und antideistischen Litteratur Englands vertrauter Gelehrter und geschätzter Kanzelredner. Seine Predigten empfehlen sich durch biblischen Gehalt, durch Einfachheit, Klarheit und Lebendigkeit, besonders aber durch die Gabe zum Herzen zu sprechen. In der Verwaltung seiner kirchlichen Aemter zeigte er große Gewissenhaftigkeit und Freimüthigkeit, besonders im Kampf gegen allerlei Vorurtheile und kirchliche Mißbräuche. Trotz überhäufter Amtsgeschäfte fand er auch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten, besonders auf dem Gebiet der Homiletik und Apologetik. Er gab zahlreiche einzelne Predigten und Gelegenheitsreden (z. B. bei einem Schloßbrande in Baireuth 1753, beim Religionsfriedensfeste 1755, bei Einweihung der neuen Schloßkirche 1758, bei der Vermählung des Markgrafen Friedrich mit einer Braunschweigischen Prinzessin 1759 ꝛc.) und mehrere Predigtsammlungen heraus unter dem Titel: „Heilige Reden über verschiedene Stellen der heiligen Schrift“ (1739—48) in 10 Theilen; „Trauerreden“ (1749); nach seinem Tode erschienen „Leichen- und Gedächtnißreden“ (1764) und „Neue Sammlung von Sonn- und Festtagspredigten, herausgegeben von J. Th. Künneth“ (1765). Aus dem Englischen übersetzte er Gilbert Burnet's „Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion“, Theil 4—7 (Hof, 1744—47 8°) und Dr. William Warburton's „Göttliche Sendung Mosis“, in 3 Theilen (Frankfurt und Leipzig 1751—53). Auch gab er 1750 und 1760 eine „Sammlung erbaulicher und geistreicher Lieder“, 1762 ein „Neu vermehrtes Brandenburgisch-Baireuthisches Gesang- und Gebetbuch“ heraus. —

Eine Lebensbeschreibung J. Chr. Schmidt's gab M. J. Th. Künneth heraus (zugleich mit seinen auserlesenen Leichen- oder geistlichen Gedächtnißreden) Leipzig u. Baireuth 1764. — Außerdem sind zu vergleichen: Lang, Oratio de Superint. Baruthinis, pag. 38 ff. — Fikenscher, Gel. Fürstenth. Baireuth VIII, 87 ff. — Meusel, Lexikon verstorbener Schriftsteller XII, 274 u. ff. — Döring, Die gel. Theol. Deutschlands III, 834 ff.

Wagenmann.

Schmidt: Johann Adam S. ward am 12. October 1759 in Aub in Unterfranken geboren, begann seine Studien in der Würzburger Bader- und Chirurgenschule, von der er aber, wie er selbst zugesteht, wenig profitirte, indem er sich anstatt mit niederer Chirurgie mehr mit Tanzen, Reiten und Fechten beschäftigte. 1778 ging er nach Prag und machte als Unterchirurg den Krieg gegen Preußen mit, und wurde dann, da ihn sein Regimentsarzt Göpfert sehr protegirte, nach Beendigung des Krieges in die militärärztliche Akademie in Wien aufgenommen. Hierauf wurde er Secretär des Armeeprotochirurgen Brambilla, wo er an den litterarischen Werken seines Chefs einen hervorragenden Antheil nahm. Auch beschäftigte er sich fleißig mit Philosophie und Anatomie, und wurde im J. 1790 von Barth als Augenarzt ausgebildet. Nach Beendigung seiner Studien legte er eine Heilanstalt für arme Augenkranke an, und wurde 1795 Ordinarius an der Josefs-Akademie, wo er über verschiedene medicinische Fächer Vorlesungen hielt, aber sein Hauptinteresse immer der Augenheilkunde zuwandte. S. zeichnete sich hauptsächlich durch scharfe Beobachtung aus, geradezu reformatorisch in dieser Hinsicht wirkte seine Schrift über den Nachstaar. Er führte zuerst den Nachweis, daß es sich sehr häufig hier um eine Exsudatbildung

in der Pupille handle, bedingt durch entzündliche Infiltration der Iris und des Corp. ciliare. Ebenso war er der Erste, der nachwies, daß der sogenannte Vorderkapselstaar von einem besonderen Reproductionsproceß abhängt, wo in der Kapsel selbst Substanzwucherung stattfindet, eine Ansicht, welche erst in neuerer Zeit wieder durch pathologisch-anatomische Untersuchungen bestätigt wurde. Seine Schrift über den Nachstaar und Iritis kann wohl als eine der besten seiner Zeit bezeichnet werden. Ebenso trefflich ist eine Monographie über die Behandlung der Thränenorgane. In einer 1794 erschienenen Schrift über die Lendennerven beschrieb er zuerst den N. obturator. accessor. Mit Recht sagt A. Hirsch in seiner Geschichte der Augenheilkunde von ihm: „S. war eine ungewöhnlich beanlagte Natur. Mit einer Frische und Jugendlichkeit des Gemüthes, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ, verband er ein höchst entwickeltes Selbstgefühl und eine eiserne Willensstärke. An philosophischer, classischer und ästhetischer Bildung seinem Collegen Beer weit überlegen, an Scharfsinn und praktischer Tüchtigkeit ihm nicht nachstehend, strebte er weniger nach einer Verbreiterung als vielmehr nach einer Vertiefung des Wissens, woraus es erklärlich, daß er sich nur mit einzelnen wissenschaftlichen Fragen beschäftigte, nach diesen Richtungen aber ausgezeichnete Arbeiten lieferte. Aus einer Polemik, welche zwischen ihm und Beer über die Methode der Staarausziehung sammt Kapsel entstand, ist er wohl als Sieger hervorgegangen". Im Februar 1809 starb er nach siebentägiger Krankheit an einem nervösen Fieber.

Rothmund.

Schmidt: Johann Ernst Christian S., protestantischer Theolog und hessischer Prälat des 19. Jahrhunderts, geboren am 6. Januar 1772 zu Busenborn, Kreis Schotten in Oberhessen, † am 4. Juni 1831 in Gießen. — Aufgewachsen in dürftigen Verhältnissen, unterrichtet von seinem Vater David Jacob S., der Pfarrer und Schulmeister in einem einsamen Dorfe war, zeigte er frühe schon große Wißbegierde, trieb mit Vorliebe Geometrie und Naturgeschichte, blieb aber in der Kenntniß der alten Sprachen sehr zurück. Erst nachdem sein Vater 1783 auf eine einträglichere Pfarrstelle Heidelbach bei Alsfeld versetzt war, hatte dieser mehr Zeit, ihn im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen zu unterrichten, aber auch schon mit den Elementen der Wolffischen Philosophie ihn bekannt zu machen. Bald aber überließ der Vater den wißbegierigen Jüngling ganz seiner eigenen Führung. Dieser trieb jetzt ohne rechte Ordnung und Anleitung classische Dichter- und orientalische Sprachstudien, philosophische und theologische Studien nach Benner, Gerhard, Chemnitz &c., soweit seines Vaters Bibliothek ihm dazu die Mittel bot. Vielseitig, aber wenig gründlich vorbereitet bezog er 1788 im siebzehnten Lebensjahr die Universität Gießen, hörte Kirchengeschichte und Dogmatik bei Ouvrier und Bechtold, neues Testament bei Schulz, altes Testament und morgenländische Sprachen bei Hezel, trieb daneben mathematische Studien bei Böhm, an dem er mit besonderer Liebe hing. Des regelmäßigen Collegienbesuches bald überdrüssig, kehrte er wieder zu dem liebgewordenen Selbststudium zurück, las mit rastlosem Eifer, aber ohne Ordnung und Methode allerlei theologische Novitäten, trieb daneben neutestamentliche, kirchenhistorische und patristische Studien, ergab sich aber auch zeitweise, mitten hinein zwischen das angestrengteste Studium, dem ausgelassensten und wildesten studentischen Treiben. Erst Herder's Briefe über das Studium der Theologie und Semler's Schriften halfen ihm, sich aus dem Labyrinth, in das er gerathen war, wieder herauszufinden. Nachdem er 1791 sein theologisches Examen mit Auszeichnung bestanden, kehrte er ins Vaterhaus zurück, wo er mit Ausarbeitung seiner ersten theologischen Schriften, einer Auslegung von 1. Mos. 49 (erschienen 1793 unter dem Titel: „Eine der ältesten und schönsten Idyllen des Morgenlandes") und einer Er-

klärung des Predigers Salomonis (gedruckt 1794), und mit der Vorbereitung auf die akademische Laufbahn sich beschäftigte. Mit Unterstützung seines Landesherrn trat er 1793 als Privatdocent in Gießen auf, hielt Vorlesungen über griechische Classiker, über neutestamentliche Schriften und Kirchengeschichte, nahm aber, um die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnen, zugleich eine Lehrerstelle am akademischen Pädagogium an. Zum Eintritt in dieses Amt schrieb er 1794 ein Programm über Emendationen zu Properz. Nachdem er durch mehrere theologische Schriften sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht, auch einen Ruf nach Rostock erhalten hatte, wurde ihm 1798 die vierte ordentliche Professur an der Universität Gießen übertragen. 1800 trat er in die Ehe mit Sophie Minnigerode aus Alsfeld. 1803 wurde er an Kühnöl's Stelle Universitätsbibliothekar, später, nachdem er einen Ruf nach Heidelberg abgelehnt, Kirchen- und Schulrath, 1805 dritter, 1806 erster Professor der Theologie und Doctor theol., auch hessischer Historiograph und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission. 1808 wurde er unter Entbindung von den eine Zeitlang geführten Superintendentur-Geschäften zum Geheimrath ernannt, 1813 Director des neuerrichteten philologischen Seminars, 1816 Doctor phil. honoris causa. Als 1820 der erste constitutionelle Landtag im Großherzogthum Hessen berufen wurde, erhielt er die Würde eines Prälaten mit lebenslänglichem Sitz in der ersten Kammer, sowie das Großkreuz des hessischen Haus- und Verdienstordens. (Ueber seine politische Thätigkeit vgl. Buchner a. u. a. O.) Von der Leitung des philologischen Seminars wurde er 1827, von der Theilnahme am Kirchen- und Schul-Collegium 1830 entbunden. Nachdem durch mancherlei Krankheitsanfälle seine körperliche und geistige Gesundheit geschwächt war, starb er zuletzt nach kurzem Krankenlager an Entkräftung. — Seine theologischen Vorlesungen wie seine ausgebreitete litterarische Thätigkeit, welche früher fast über alle Zweige der Theologie (altes und neues Testament, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Encyklopädie) sich erstreckt hatten, beschränkten sich zuletzt auf das Gebiet der Kirchengeschichte, und hier hat er das unbestrittene Verdienst, im Gegensatz gegen den im 18. Jahrhundert zur Herrschaft gebrachten oberflächlichen Pragmatismus, neue Bahnen eingeschlagen, und vor allem auf gründliches Quellenstudium und eine streng objective Darstellung gedrungen zu haben (s. in seinen „Grundlinien der Kirchengeschichte“, 1800 und öfter; „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ 1803 und 1823, und in seinem freilich unvollendet gebliebenen Hauptwerk, dem „Handbuch der Kirchengeschichte“, Gießen und Darmstadt 1801—20, 6 Theile; 2. Auflage des 2.—4. Theiles 1824—27, 8°, sowie in seinen „Beiträgen zur Kirchengeschichte des Mittelalters“, Gießen 1796). Sein eigener theologischer Standpunkt aber war und blieb der des vulgären Rationalismus, unter Einfluß der Kant'schen, später auch der Fichte'schen Philosophie, so besonders in seinem „Lehrbuch der Sittenlehre“, 1799, und in seinem „Lehrbuch der Dogmatik“, 1800, sowie in mehreren kleinen Schriften und Abhandlungen philosophischen und theologischen Inhalts (z. B. in Fichte's und Niethammer's Journal, 1796, und Grolmann's Magazin, 1799 rc.). Zur biblischen Theologie lieferte er außer einigen exegetischen Arbeiten zu alttest. Büchern (s. o.) eine, freilich unvollendet gebliebene „Philologisch-exegetische Clavis zum neuen Testament“, 1793—1805, sowie eine „Historisch-kritische Einleitung in das neue Testament“, 1804—05 und 1818.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften nebst weiteren Nachrichten über seine Lebensgeschichte und Beiträgen zu seiner Characteristik geben der Neue Nekrolog der Deutschen 1831 I, 491 ff.; Zeitgenossen III, 3, 7, S. 85 (von Karl Buchner). — Döring, Die gel. Theologen Deutschl. III, 838 ff. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XIII—XVII. — Justi, Hess. Denkwürdigkeiten IV, 2, 232 ff. — Scriba, Biogr.-litt. Lexikon der Schriftsteller des Großh.

Hessen I, 369 ff. — Meusel, Gel. Deutschl. VII, X, XI, XV, XX. — G. Frank, Gesch. der protest. Theologie III, 318.

Wagenmann.

Schmidt: Johann Heinrich Otto v. S., preußischer Generallieutenant, am 18. November 1758 zu Bublitz in Hinterpommern, wo sein Vater Justizbürgermeister war, geboren und zu Berlin im Hause seines Oheims, eines späteren Generals v. Lettow erzogen, trat 1772 als Bombardier beim Feldartilleriecorps in den Dienst. Die Verhältnisse desselben und das Stocken der Beförderung im allgemeinen veranlaßten, daß er erst am 29. März 1782 Officier wurde. Dabei war für seine wissenschaftliche Ausbildung wenig geschehen. Er sagte später häufig, daß er in seinem Leben viel Unterricht habe geben müssen, aber selbst wenig erhalten habe. Seine soldatische Brauchbarkeit, sein ernstes Streben, durch eigene Kraft sich die für höhere Stellungen erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und seine ganze Persönlichkeit lenkten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn und so kam es, daß, als 1791 auf das Ansuchen der Hohen Pforte der Oberst v. Götz mit zwei Officieren nach der Türkei geschickt wurde, um als Lehrer und Bildner zu dienen, der Lieutenant S. zu ihnen gehörte. Die Sendung war eine geheime; die Officiere legten türkische Kleidung an. Schmidt's Erscheinung und sein ganzes Auftreten machten ihn für eine solche Verwendung besonders geeignet; die Art, wie er letztere erfüllt hatte, war Veranlassung, daß ihm nach seiner 1792 erfolgten Rückkehr der Orden pour le mérite und der Adel verliehen wurden. Noch in demselben Jahre zog er in den Krieg gegen Frankreich. Während desselben nahm er als Adjutant, zuerst des Generals v. Tempelhoff, dann seines Nachfolgers, des Generals v. Moller, 1792 an den Bombardements von Longwy und Verdun und an der Kanonade von Valmy, 1793 an der Belagerung von Mainz und dem Bombardement von Landau, 1794 an der Schlacht bei Kaiserslautern theil. Nach der Heimkehr kam er in das Ober-Kriegscollegium, das jetzige Kriegsministerium, wodurch ihm Gelegenheit wurde, sich in den wissenschaftlichen und technischen Zweigen der Artillerie weiter auszubilden, zumal da er durch seine Stellung in nähere Verbindung mit einem ausgezeichneten Officier der Waffe, dem Major Pontanus, trat, welcher ihn besonders liebgewann, und später in vielfache Berührung mit Scharnhorst kam. 1797 zum Premierlieutenant, 1799 zum Stabscapitän befördert, erhielt er bei Ausbruch des Krieges von 1806 eine Compagnie, 1809 ward er Major. Nach Friedensschluß war er zunächst wiederum eine Zeitlang im Kriegsministerium thätig, dann aber wurde er zum Artillerie-Officier vom Platz der Feste Graudenz ernannt, welche damals von besonderer Wichtigkeit für den preußischen Staat war und besonders umsichtiger und kräftiger Männer bedurfte. Als der Krieg von 1812 ausbrach und Preußen dem Kaiser Napoleon ein Hülfscorps stellte, ward Major v. S., obgleich einer der jüngsten Stabsofficiere, zum Commandeur der Artillerie desselben ernannt. Es waren $7^1/_2$ Batterien, 45 Kanonen und 15 Haubitzen zählend, nebst 2 Park- und 2 Brückencolonnen. Persönlich nahm S. während des Feldzuges an den Gefechten bei Eckau und an der Aa theil. Auch für den Krieg von 1813 ward er dem General v. Yorck zugetheilt. Nachdem er am 27. Februar 1813 zum Brigadier der preußischen Artilleriebrigade ernannt worden war, erhielt er nun das Commando der Artillerie des 1. Armeecorps. „Ich fühle mich ganz außer Stande, Euer Majestät einen Würdigeren vorzuschlagen“, berichtete Prinz August dem Könige, und auch seinem Commandeur Yorck war er willkommen. Die ihm unterstellte Artillerie bestand aus 13 Batterien. Wie Yorck ihn schätzte geht aus einem Schreiben hervor, in welchem dieser am 7. Mai 1814 die Beförderung zum General für ihn erbat. Nachdem er Schmidt's Verdienste um

die Erfolge im ganzen und insbesondere um die Siege an der Katzbach, bei Möckern, bei Laon und bei Paris geschildert hat, spricht er seine Ueberzeugung dahin aus, daß der König, wenn er Augenzeuge gewesen, ihn auf dem Schlachtfelde zum General gemacht haben würde; er nennt ihn eine Zierde des Corps und sagt, daß er als General eine Zierde des Heeres sein würde. Bei einer anderen Gelegenheit äußerte er, daß S. oft das beinah unmöglich Scheinende möglich gemacht habe. Droysen (Das Leben Yorck's, neue Ausgabe II, 141, Berlin 1854) sagt: „Keine Gefahr verwirrte, keine Schwierigkeit erschreckte ihn. Er war gleich musterhaft im Bureau, wie auf dem Schlachtfelde.“ Es zeigte sich dies sowol in den Anordnungen, welche er für das Gefecht traf, wie in seiner Wirksamkeit im inneren Dienste, namentlich in seiner Fürsorge für Geschütze und Schießbedarf. „In seinem Charakter lag etwas Achtunggebietendes. In seiner Nähe war man unwillkürlich besser als sonst“, schreibt ein Kriegsgefährte. Im Corps sagte man, S. sei der einzige höhere Officier, gegen den Yorck nie grob gewesen, höchstens seinen Adjutanten habe er angefahren. Yorck zog ihn zu allen wichtigeren Berathungen heran und ließ ihm in den Anordnungen, welche die Artillerie betrafen, ganz freie Hand. General ward S. trotzdem erst im Mai 1815; für seine Leistungen in den Jahren 1813 und 1814 erhielt er beide Classen des Eisernen Kreuzes und das Eichenlaub zum Orden pour le mérite. Nach Friedensschluß kam er wieder in das Kriegsministerium; mit seiner dortigen Stellung verband er während des Feldzuges von 1815 das Commando der immobilen Artillerie und die Leitung des Ministeriums, soweit sie nicht das im Felde stehende Heer unmittelbar betraf. In jenem ersteren Wirkungskreise verblieb er bis zum Jahre 1820. Es lag ihm besonders ob, das Material herzustellen. Die nothwendige Rücksicht auf die geringen Mittel des Staates legten ihm in dieser Beziehung eine Beschränkung auf, unter welcher die Waffe lange zu leiden hatte und in der er vielleicht zu weit ging. Am 3. April 1820 wurde er zum Inspecteur der Garde-, 2. und 3. Artillerie-Inspection und zugleich zum Präses der Artillerie-Prüfungscommission ernannt. Nachdem er in dieser Stellung sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, bat er um seinen Abschied, welcher ihm am 25. März 1824 als Generallieutenant und mit einem für die damaligen Sätze sehr bedeutenden Ruhegehalte bewilligt wurde. Er lebte fortan in Berlin, wo er am 5. Februar 1841 starb.

Archiv f. die Officiere der königl. preuß. Artillerie- u. Ingenieur-Corps, XII, 3. Hft., S. 265. Berlin 1841. — Preuß. Staatszeitung, Berlin 1841, Nr. 94. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 19. Jahrg. Weimar 1842.

B. Poten.

Schmidt: Johann Gotthilf S., Pädagog, geb. am 21. September 1760 zu Berlin, † am 26. Juni 1843 ebendaselbst. S. besuchte die Universität zu Halle und war nach vollendetem Studium von 1781—1782 daselbst an dem Erziehungsinstitute, welches damals unter dem Professor Trapp stand, als Lehrer thätig. Darauf wirkte er am königlichen Pädagogium der Realschule zu Berlin (dem nachherigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium). Michaelis 1791 wurde er als Rector an die einige Jahre vorher erweiterte Domschule zu Schwerin (das jetzige Gymnasium Fridericianum) berufen, deren Förderung er sich sehr angelegen sein ließ. Besonders hob er, unbefriedigt von dem geistlosen Mechanismus des lateinischen Vocabelthums, den deutschen und den griechischen Unterricht, über dessen Nothwendigkeit für jeden Studirenden er sich in einem Programme vom Jahre 1796 eindringlich aussprach. Darüber vernachlässigte er keineswegs die Realien, am allerwenigsten die Naturwissenschaften, sondern wies darauf hin, daß eine gelehrte Schule eines zweckmäßigen Vorrathes von physikalischen Instrumenten bedürfe, und war unablässig bemüht, durch Beiträge der Schüler und durch Geschenke von Gönnern

der Anstalt mancherlei anzuschaffen. So erwarb er sich den Ruhm eines denkenden Schulmannes; ferner war er ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit in den äußeren Verwaltungsgeschäften und eine liebenswürdige Persönlichkeit. Die zahlreichen in Schwerin von ihm veröffentlichten Schulprogramme behandeln zum größeren Theile pädagogische Themata, anderentheils betreffen sie die Geschichte und die Bibliothek der von ihm geleiteten Anstalt. Zur ersteren Classe gehören: „Ueber die vorzüglichsten Mittel, öffentliche Schulanstalten emporzubringen“ (1791); „Ueber die zweckmäßige Beschäftigung des Jünglings, der sich dem Studiren widmet“ (1793); „Ueber die Leitung der Einbildungskraft in den ersten Jahren des Lebens“ (1794—1795); „Ueber die Vorbereitung zu einem deutlichen schriftlichen Vortrage“ (1798); „Wodurch kann die Jugend am besten zum Fleiße und zur Sittlichkeit ermuntert werden?“ (1802); vgl. oben. Localgeschichtlichen Inhalt haben: „Darstellung der gegenwärtigen inneren Verfassung der Schwerinschen Domschule“ (1792); „Kleine Beiträge zur Geschichte der Schwerinschen Domschule“ (1807 bis 1808, 1810 u. 1812); „Katalog der Schulbibliothek und Lesebibliothek“ (1804—1806). Seine Verdienste um die Domschule zu Schwerin fanden frühe Anerkennung, indem ihm bereits am 29. Mai 1793 vom Herzog der Charakter eines Professors verliehen wurde. Indeß forderte er im J. 1814 in einer Mißstimmung über seine Schweriner amtliche Stellung seinen Abschied, ohne daß ihm ein anderweitiges Amt gesichert war, und ging Michaelis nach Berlin zurück, wo er bald darauf als Professor der Geschichte am Cadettencorps angestellt wurde und bis an seinen Tod segensreich wirkte.

Progr. des Gymn. Fridericianum zu Schwerin vom J. 1843, S. 23. — F. K. Wex, Zur Gesch. d. Schwer. Gelehrtenschule (1853), S. 58—59, 76, 80.

Heinrich Klenz.

Schmidt: Johann Philipp Samuel S. ist als einziger Sohn des Commerz- und Admiralitätsrathes S. am 8. September 1779 zu Königsberg i. Pr. geboren. Das Musik liebende Elternhaus, wo sich viele Künstler gern zusammenfanden, bildete in dem Kinde früh die Neigung zur Musik aus und begeisterte den Knaben namentlich für Mozart. Noch in jugendlichen Jahren componirte er kleine Singspiele, spielte er im Orchester des Theaters verschiedene Instrumente und übte auf der Bühne Chöre ein oder begleitete die Solisten beim Einstudiren ihrer Rollen. Den Don Juan arrangirte er aus der Partitur als Quintett. Im J. 1796 bezog er die Universität in seiner Vaterstadt, um Jura zu studiren, wobei er indessen die musikalischen Uebungen und Arbeiten nicht vernachlässigte, ja er betrachtete diese so sehr als Hauptsache, daß er 1798 eine große mehrjährige Reise nach Berlin, Dresden, Prag, Wien und München unternahm, deren Glanzpunkt die wohlwollende Aufnahme bei Joseph Haydn in Wien wurde. Am 17. Mai 1801 wurde er bei der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Berlin als Referendar angestellt, ward 1804 Assessor, trat dann in die Singakademie ein, für die er mehrere Gesänge componirt hat, und als Zelter die Liedertafel gründete (1809), wurde er deren Mitglied. Als der Krieg (1806) ihn mittellos machte, erwarb er sich den Lebensunterhalt durch Unterricht im Clavierspiel, durch Concerte und Compositionen. 1811 wurde er bei der Seehandlung angestellt, 1819 Hofrath. Seine Mußestunden widmete er ausschließlich der Musik, indem er theils fleißig componirte, theils Berichte und Recensionen für viele musikalische Zeitungen schrieb. Für die Spener'sche Zeitung arbeitete er über 30 Jahre. S. starb am 9. Mai 1853, ein merkwürdiges Talent, ein begeisterter Dilettant, dessen Wirken sehr reich und ausgedehnt gewesen. Außer seinen vielen Compositionen hat er allein 38 Klavierauszüge zu Symphonien, Quintetten, Quartetten, zum Faust von Radziwill u. s. w., theils zweihändig, theils vierhändig arrangirt. An

Opern hat er zwölf hinterlassen, die zum Theil häufig aufgeführt worden sind, so z. B. das Singspiel „Feodore“, Text von Kotzebue, in 3 Jahren 15 Mal, das „Fischermädchen“, Text von Th. Körner, 10 Mal. Von Kirchenmusik liegen über 20 zum Theil umfangreiche Stücke vor, ferner von Instrumentalmusik ein Concert und ein Quintett und über 30 Hymnen, Lieder und Gesänge.

Frhr. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins.

Ernst Friedlaender.

Schmidt: Joseph Hermann S., Arzt, geboren am 14. Juni 1804 zu Paderborn und als Geh. Medicinalrath, Vorstand der geburtshülflichen Klinik in der Charité und ordentlicher Professor zu Berlin am 15. Mai 1852 gestorben, war der Sohn eines gleichfalls hervorragenden Arztes, des Medicinalrathes Dr. med. et phil. Joseph S., der die Stellung eines Kreisphysikus in Paderborn und das Vorsteheramt der dort bestehenden Commission des Medicinalcollegiums zu Münster bekleidete. Dieser wußte bei seinem lebendigen, strebsamen Sohn schon früh, und namentlich während der Paderborner Gymnasialzeit ein lebhaftes Interesse an den Naturwissenschaften zu wecken und zu pflegen. 1821 bezog S. zum Studium der Heilkunde die Georgia Augusta in Göttingen, wo er sich besonders an Blumenbach und Langenbeck anschloß, 1823 die Universität Heidelberg. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise unter Naegele mit Geburtshülfe, einem Fache, für das er eine große Vorliebe hatte und behielt, außerdem mit Physiologie unter Tiedemann und mit Chemie unter Gmelin, 1824 vertauschte er Heidelberg mit Bonn, wo er v. Walther hörte, 1825 ging er nach Berlin, wo er die Kliniken von Rust, Graefe, Jüngken und von Siebold besuchte. An letztgenannter Universität promovirte er mit einer Schrift: „De corporum heterogeneorum in plantis animalibusque genesi“ am 11. October 1825 zum Doctor med. Nachdem er 1826 die Staatsprüfung absolvirt hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, prakticirte zunächst unter Leitung seines Vaters, erhielt dann an Stelle seines krank gewordenen Vaters ein Commissorium nach dem Städtchen Hövelhof, woselbst eine schnell umsichgreifende epidemische Erkrankung ausgebrochen war und lieferte als Resultat seiner dortigen Beobachtungen die erste größere schriftstellerische Arbeit: „Beiträge zur Staatsarzneiwissenschaft“, 1. Band, auch unter dem Titel: „Gutachtlicher Bericht an das Kgl. Preußische Hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten und die Kgl. hochlöbliche Regierung zu Minden über das europäische Sommerfieber, mit besonderer Bezugnahme auf die Epidemie, welche im J. 1827 in den Moorgegenden des Kreises Paderborn geherrscht hat“ (Paderborn 1830, mit 22 Kupfertafeln). 1831 folgte ein größeres naturwissenschaftliches Werk: „Zwölf Bücher über Morphologie überhaupt und Nosomorphologie insbesondere“, auch unter dem Titel: „Versuch, die Metamorphose der Thiere zu erklären, mit vergleichenden Hinblicken auf die Pflanzenentwicklung. — Ueber Anwendung der Morphologie auf die vergleichende Krankheitslehre“ (Berlin 1831, 2 Bände nebst Atlas mit 19 Steintafeln in Fol.), das ihm die lebhafteste Anerkennung Goethe's und Oken's, sowie die Würde als Doctor phil. der Universität Halle verschaffte. Eine an ihn ergangene Berufung als Professor nach Zürich lehnte er ab, verblieb zunächst in Paderborn und machte beim Heranrücken der Cholera zum Studium dieser Seuche und der zu ihrer Abwehr getroffenen Maßregeln eine Reise nach Magdeburg und Berlin. Die Frucht dieser Reise war die Schrift: „Physiologie der Cholera“ (Berlin 1832). 1834 wurde er als erster Lehrer am Hebammeninstitut zu Paderborn und gleichzeitig als Director des dortigen Spitals angestellt, 1837 erzielte er bei der von dem preußischen Ministerium ausgeschriebenen Concurrenz für das brauchbarste Hebammen-Lehrbuch mit seiner Schrift: „Lehrbuch der Geburtskunde für Hebammen

in den königlich preußischen Staaten" den ersten Preis, 1838 wurde er an Stelle seines Vaters Kreisphysicus und machte sich in dieser Eigenschaft, unterstützt von seinem Gönner und Freunde, dem bekannten Oberpräsidenten v. Vincke, durch Gründung bezw. Verbesserung einer Reihe gemeinnütziger Institute in hohem Grade um die sanitätspolizeilichen Verhältnisse seines Heimathskreises verdient. Besonders bemüht war er um die Errichtung einer Heilanstalt für unheilbare Kranke. Als Programm bei Eröffnung der Provinzial-Pflegeanstalt für Hülflose in Geseke am 19. November 1841 gab er heraus: „Hundert Aphorismen über humanes Leben" (Paderborn 1841). 1839 erhielt er zum Beweis der Anerkennung seines Wirkens von Seiten der Staatsregierung den Sanitätsrathstitel, sowie 1840 eine Ordensauszeichnung. An der Discussion über die damals die ärztlichen Kreise beschäftigende Frage der Medicinalreform betheiligte sich S. lebhaft und publicirte: „Ueber Triunität in der höheren Medicin und deren Spaltung im medicinischen Subalternpersonale. Ein Beitrag zur medicinischen Logik und zur administrativen Tagesfrage" (Paderborn 1842); „Ueber die Sonderung im Medicinaldepartement" (ebda. 1843). Infolge dessen erhielt S. 1843 eine Berufung als außerordentlicher Arbeiter beim Cultusministerium nach Berlin, zunächst nur provisorisch für ein Jahr, 1844 aber schon die definitive Anstellung als vortragender Rath im Ministerium und als Professor an der Universität, letztgenanntes Amt als Nachfolger Kluge's in Verbindung mit der Direction der Gebärabtheilung an der Charité. 1848 nach dem Tode Hauck's übernahm er hierzu noch den Hebammenunterricht. Doch erfreute er sich in den genannten Stellungen keiner langen Wirksamkeit mehr, da er infolge eines mehrjährigen, zum Theil durch die übermäßige berufliche und schriftstellerische Thätigkeit hervorgerufenen Brustleidens bereits am 15. Mai 1852 starb. S. war ein ganz außerordentlich fleißiger Arzt und Beamter, ein geistreicher, fesselnder Lehrer, als Mensch gewissenhaft, wohlwollend und wegen dieser Eigenschaften und seiner echt collegialischen Gesinnungen von den Berufsgenossen an der Universität, mit denen er lebhaften, freundschaftlichen Verkehr unterhielt, und von den Aerzten Berlins hochgeschätzt. Einen Beweis für seine unermüdliche schriftstellerische Arbeitskraft liefern außer den genannten noch folgende Publicationen: „Ueber Anstellungen und Beförderungen im Medicinaldepartement" (Berlin 1851); „Neue Auswahl medicinisch-gerichtlicher Gutachten, mit Genehmigung des Herrn Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten herausgegeben von der königlichen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen. Erste Lieferung: Zur gerichtlichen Geburtshülfe; erste Abtheilung: Ueber Kunstfehler der Geburtshelfer und Hebammen" (ebda. 1851); „Bemerkungen über das Lehrbuch der Geburtskunde für die Hebammen in den preußischen Staaten" (Berlin 1839); „Fragebuch der Geburtskunde, dem Inhalte und der Form des neuen Hebammen-Lehrbuchs für die königlich preußischen Staaten entsprechend geordnet. Mit einem klinischen Anhang" (ebda. 1840); „Zweitausend Aphorismen über die Geburt und den Tod des Menschen. 1. Chiliade: auch unter dem Titel: Tausend Aphorismen über die Geburt des Menschen" (ebda. 1844); „Die Reform der Medicinalverfassung Preußens" (ebda. 1846); „Kleines Hebammenbuch" (ebda. 1847) u. v. a. Alle diese Schriften zeichnen sich besonders durch einen durchsichtigen, klaren, fesselnden und eleganten, formvollendeten Stil aus. Die Verdienste Schmidt's als Geburtshelfer liegen besonders darin, daß er sich einer überaus einfachen Technik bediente, im großen und ganzen aber die Grenzen für die Kunsthülfe so eng als möglich zog.

Vgl. noch: Goeschen in „Deutsche Klinik" IV, 1852, S. 242. — Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte ꝛc., hsgg. von A. Hirsch, V, 243—245.

Pagel.

Schmidt: Isaac Jacob S., hervorragender Kenner der ostasiatischen Sprachen, 1779—1847. Er wurde in Amsterdam — nicht in Rostock, wie Brockhaus' Conv.-Lex. angiebt — als der Sohn eines reichen dortigen Bürgers und Kaufmanns am 14. October 1779 geboren, wurde als sechsjähriger Knabe in die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde in Neuwied gebracht und blieb dort bis 1791, wo die durch die französische Revolution am Rhein hervorgerufenen Beunruhigungen den Vater veranlaßten, den Sohn nach Amsterdam zurückzuholen und ihn hier von Privatlehrern weiter bilden zu lassen. Da das elterliche Vermögen durch die politischen Verhältnisse empfindlich geschädigt war, mußte sich der Vater entschließen, eine ihm gebotene Beamtenstellung in Java anzunehmen, der Sohn dagegen wandte sich 1798 als neunzehnjähriger Jüngling — „meo usus consilio“ — nach Petersburg und ging von dort nach Sarepta an der Wolga. Hier erhielt er eine Stellung in dem Handelsgeschäfte der Brüdergemeinde und fand dadurch Gelegenheit, mit den Völkerschaften der benachbarten asiatischen Gegenden, vorzugsweise mit den Kalmüken, bekannt zu werden. Nachdem er deren Sprache, zu deren Erlernung es litterarische Hülfsmittel damals noch nicht gab, sich angeeignet, hat er drei Jahre hindurch — 1804—1806 — bei verschiedenen Horden sich aufgehalten, mit diesen die Steppen zwischen Wolga, Don und Kaukasus durchwandert und sich so eine gründliche Kenntniß dieses Volkes, seiner Sitten, Anschauungen und Sprache erworben. Im J. 1807 stellte die Brüdergemeinde S. an die Spitze ihrer Handelsniederlassung in Saratow, versetzte ihn aber bereits 1811 in die gleiche Stellung nach Moskau. Der Brand von 1812 vernichtete auch das Geschäftshaus der Herrnhuter, traf aber S. besonders hart, da seine sämmtlichen, mit unablässigem Eifer, großer Mühe und vielen Kosten zusammengebrachten Sammlungen auf dem Gebiete der mongolischen Völker- und Sprachenkunde verloren gingen und nur zum Theil allmählich ersetzt werden konnten. Da S. in Petersburg, wohin er sich mit seiner Gattin geflüchtet hatte, zu bleiben wünschte, so stellte ihn die Sareptanische Brüdergemeinde an die Spitze des dortigen Handelsgeschäftes; bald darauf wurde er auch in den Vorstand der damals in Rußland begründeten Bibelgesellschaften gewählt. Diese Stellung, in der er auch das ganze Kassenwesen zu leiten hatte, gab ihm den nächsten Anlaß, eine Uebersetzung des neuen Testamentes in die kalmükische und mongolische Sprache zu unternehmen. Bereits 1815 erschien das „Evangelium St. Matthaei in linguam Calmucco-Mongolicam translatum“, dessen Druck unter seiner unmittelbaren persönlichen Leitung und Aufsicht hergestellt war, 1817 folgte eine „Kurze Darstellung der christlichen Glaubenslehre in kalmükischer Sprache“, 1818 „Zwei religiöse Traktätchen in mongolischer Sprache verfaßt“. — Um sich ausschließlich diesen Studien widmen zu können, trat S. 1819 von der kaufmännischen Thätigkeit ganz zurück; die Herstellung des Druckes des ganzen neuen Testamentes in beiden genannten Sprachen, zu welcher erst neue Typen nach Schmidt's Anleitung hatten angefertigt werden müssen, war fast vollendet, als die russische Regierung die Bibelgesellschaften aufhob und damit auch das große Unternehmen Schmidt's zum Stillstand brachte, wenigstens das Erscheinen der Bibelübersetzung vorläufig unmöglich machte. Erst 1827 haben die beiden Uebersetzungen ausgegeben werden können. — Vom Jahre 1824 an veröffentlichte S. in zahlreichen Einzelschriften und Abhandlungen in Zeitschriften die Ergebnisse seiner asiatischen Studien; hervorzuheben sind hier die „Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und litterarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter“ (1824); „Philologisch-kritische Zugabe zu den von ... Rémusat bekannt gemachten ... Originalbriefen der Könige von Persien, Argun und Oldhäitu an Philipp den Schönen“ (1824); ferner die Ausgabe und

Uebersetzung der 1662 von dem mongolischen Chan Ssanang-Ssetsen-Changtaidschi verfaßten Geschichte der Ostmongolen (1829), die „Grammatik der mongolischen Sprache“ (1831), sowie ein Wörterbuch derselben (1835). Eine Ausgabe der mongolischen Heldengedichte „Die Thaten Gesser-Chan's“ erschien 1836, deutsch 1839, die „Grammatik der tibetischen Sprache“ 1839, das „Wörterbuch der tibetischen Sprache“ 1841. Von besonderem Werthe für das Studium der tibetischen Sprache ist „Der Weise und der Thor“, Original und deutsche Uebersetzung 1843, das erste in tibetischer Sprache in Europa gedruckte Buch, und der „Index des Kandjur“ 1845. — Die Fortsetzung dieser werthvollen Arbeiten, welche S. zu einem weit bekannten und anerkannten Manne machten, wurde leider durch ein von 1842 an sich ausbildendes Augenleiden unmöglich gemacht. Er erblindete auf beiden Augen, erlangte zwar nach zweijähriger Entbehrung des Augenlichts durch eine glückliche Operation die Sehkraft des einen Auges wieder, kränkelte aber dann fortwährend, bis er am 8. September (27. August a. St.) 1847 in Petersburg starb. Seine wissenschaftlichen Verdienste waren in Rußland durch seine Ernennung zum Mitgliede der Petersburger Akademie und zum wirklichen Staatsrathe, sowie durch vielfache Ordensverleihungen anerkannt; die Doctorwürde hatte ihm die Universität Rostock 1827 verliehen, die verschiedensten europäischen und asiatischen gelehrten Institute (London, Paris, Calcutta u. a.) hatten ihm ihre höchsten Ehren zugewendet. — Die zahlreichen, oben nicht genannten kleineren Schriften Schmidt's befinden sich fast sämmtlich in den Bulletins der historisch-philologischen Klasse der Petersburger Akademie.

Eine Biographie Schmidt's giebt es nicht. Für die vorstehenden Mittheilungen ist die Hauptquelle der von ihm selbst der Universität Rostock 1827 eingereichte Lebensabriß (im dortigen Univ.-Archiv). Einiges enthält auch der Nachruf von Fuß im Bulletin de la classe historico-philologique de l'acad. de St. Petersbourg, Tom. V 1848 (Sitzung vom 28. December 1847 a. St.). — Kurze Notizen im Nekrolog d. D. f. 1847 II, 951, in der Allgemeinen Zeitung von 1847, Nr. 268 und in Brockhaus' Conv.-Lex. (s. jedoch oben). R. Hoche.

Schmidt: Heinrich Julian Aurel S. wurde am 7. März 1818 zu Marienwerder als der Sohn eines Kalkulators bei der dortigen Regierung geboren. Er besuchte das Gymnasium in Marienwerder seit dem 1. November 1827 und verließ es mit dem Zeugniß der Reife am 30. März 1836, um in Königsberg Philologie zu studiren. Dort erlangte er am 9. Juli 1840 den philosophischen Doctorgrad und bestand am 30. November die Oberlehrerprüfung. Am 1. Januar 1841 trat er das Probejahr der Gymnasiallehrer in Marienwerder an und wurde am 1. Januar 1842 Hülfslehrer des dortigen Gymnasiums. In dieser Stellung blieb er bis zum 1. October, wo er nach Berlin ging, um zunächst eine Lehrerstelle an dem Beheim-Schwarzbachschen Privatgymnasium zu übernehmen. Ostern 1843 trat er als Lehrer bei der Luisenstädtischen Realschule in Berlin ein und verließ diese Stellung nach vierjähriger Wirksamkeit, um sich in Leipzig der Schriftstellerlaufbahn zu widmen. Der Schriftsteller, dessen Leben noch mehr in sich gekehrt war, als das der meisten deutschen Gelehrten, hat auf die Periode des deutschen Geisteslebens, in der er wirkte, einen weit größeren Einfluß geübt, als er bis jetzt geschätzt worden. Diese Minderschätzung erklärt sich durch den Umstand, daß S. nie in einem einzelnen Werk sein geistiges Vermögen zu irgend einem erschöpfenden Ausdruck gebracht hat. Er wirkte als Kritiker in Zeitungen und Zeitschriften in Anknüpfung an Tageserscheinungen. Mit Ausnahme der rein technischen Fragen umfaßte seine Besprechung den ganzen Umfang des geistigen Lebens in Wissenschaft, Kunst und Politik. Bei einer so zerstreuenden Thätigkeit war die Wirksamkeit Schmidts eine einzige durch seine

Hingebung an die Sachen und durch die Stärke seiner Tendenz. In die technische Seite der Gegenstände sich einzuleben, war keineswegs seine Befähigung. Meist gab er ausdrücklich zu, daß er nicht als Sachverständiger urtheile. Er wollte nur die Seite ins Auge fassen, von der die Schöpfungen aller Art das allgemeine Denken und Empfinden beeinflussen. Aus seinen Besprechungen der Erzeugnisse der Dichtung und Wissenschaft gestaltete er seine Litteraturgeschichten.

Wenn seine deutsche Litteraturgeschichte bis zur 6. Auflage gekommen ist und eine Verbreitung gewonnen hat, wie bis dahin wol kein wissenschaftliches Werk, so kann man doch nicht sagen, daß es eine Geschichte sei. Denn zu dieser gehört die genetische Entwicklung der Erscheinungen. Eine solche zu geben lag weder in seiner Absicht noch in seinem Vermögen. Er war Kritiker und Charakteristiker, nicht Entwicklungsforscher. Seine Litteraturgeschichten sind daher Aneinanderreihungen von Kritiken und Charakteristiken. Die Kraft, die er für diese Aufgaben besaß, hat seiner Wirksamkeit den großen Einfluß verschafft.

Man vergegenwärtige sich den Zustand der deutschen Bildung bei seinem Hervortreten und in den Jahren seiner geistigen Entwicklung. Der deutsche Charakter, gewissenhaft und gründlich wie er ist, suchte zur Beurtheilung jeder Erscheinung die Anknüpfung an höchste Grundsätze der Wissenschaft und Moral. Die Quellen, wo diese Grundsätze geschöpft wurden, waren verschiedenartige. Meist suchte man sie in den philosophischen Systemen. Ein Lessing verfolgte jede Frage bis zu ihrem letzten Quell. Er stieg von dem einzelnen und zufälligen Vorkommniß hinauf zu der ewigen Wahrheit, wenn er auch kein System fertiger Wahrheiten besitzen wollte, um daraus für jeden Fall die Regel zu entnehmen. Aber die meisten Lehrer unserer Bildung waren keine Lessinge und griffen nach den fertigen Systemen. Sie thaten, was sie thun mußten, und folglich, was recht war. Aber bei dem abnormen Zustand der deutschen Nation führte dieses an sich ganz richtige Verfahren zu einer seltsamen Einseitigkeit. Das deutsche Leben war arm, weil in sich zerrissen und geknickt. Es kam die Zeit, wo aus diesem armen Leben die deutsche Seele sich mit einem ungemeinen Schwung von Intelligenz und Empfindung emporzuheben trachtete. Nun gingen Theorie und Praxis, welche in beständiger Wechselwirkung das Leben der gesunden Völker ausmachen, in solcher Entfernung von einander, daß sie zwei verschiedene Welten ausmachten. Aber der Mensch lebt nicht von der Theorie allein und auch nicht von der Praxis allein, er kann auch nicht zwischen beiden wechseln, wenn sie ganz verschiedene Reiche bilden. Er verkrüppelt oder erkrankt in allen diesen Fällen. Der hochgespannten Theorie, unter welcher wir jetzt immer Wissenschaft und Kunst zusammen verstehen, konnte die Praxis nicht folgen. Das hatte aber auch für die Theorie die schlimme Wirkung, daß sie der unentbehrlichen Berichtigung durch die Praxis entbehrte. Die Ideale müssen sich in beständigem Kampf mit der Wirklichkeit reinigen und stärken, beschränken und vervollkommnen. Das war es, was der deutschen Theorie fehlte. Dieser Zustand hatte manchmal unglaubliche Sonderbarkeiten im Gefolge. Die einfachste Sache konnte nicht mehr nach ihrem natürlichen Zusammenhang, sie mußte nach irgend welchen hochliegenden Systemen oder Ideenfolgen beurtheilt werden. An Widerspruch gegen dieses Verfahren fehlte es allerdings nicht, aber er ging von ungeeigneten Personen, von Utilitariern, Philistern, Weichlingen und Schwachköpfen, oder auch von frivolen und zugleich trivialen Genußmenschen aus. So blieben die Ideen oben und die gemeine Wirklichkeit unten. Diese wurde von den Priestern der Ideen verworfen und mißhandelt, aber nur verwirrt, niemals reformirt und veredelt. Dazu war die Lage des deutschen Volkes nicht angethan, dazu waren auch die Ideen, wenn auch ihre Production die ewige Ruhmesthat des deutschen Volkes und eine der werthvollsten Leistungen der Menschheit bleiben wird, zu

ungeschickt, da ihrer Entstehung jede ernste Berührung mit der Praxis gefehlt hatte.

Die Entwicklung Schmidts fällt in die vierziger Jahre, sein erstes öffentliches Auftreten in das Jahr 1847. Damals war bereits der deutsche Idealismus in eine ungesunde Gährung übergegangen. Schon verzweifelnd an der Erfüllung seiner ewigen Sehnsucht, endlich die Praxis zu erreichen, begann er, entweder seiner selbst zu spotten, Blasirtheit, Egoismus und Nihilismus zu predigen, oder die Ideale, wenn er ihre Wurzel noch festhielt, ins Unmögliche und Lächerliche zu übertreiben. Die Entwicklung Schmidts trieb ihn auf die Befreiung von diesem erkrankten Idealismus, ja die Antithese gegen denselben wurde sein eigentlicher geistiger Lebensinhalt. Es war nicht die Krankheit im Patienten, die er tödten wollte, sondern den Patienten selbst. Er wollte die eigenthümliche Form des Idealismus, wie er sich auf dem durch geschichtliche Verhältnisse abnorm gewordenen deutschen Boden entwickelt hatte, in ihrer Wurzel vernichten.

Was setzte er dem Idealismus entgegen? Er glaubte, die Wahrheit im gesunden Menschenverstand zu haben. Das war nun freilich ein völliger Irrthum. Denn was ist der gesunde Menschenverstand? Ist er etwa eine angeborene Gabe, oder wenigstens die, wie die Mathematik, durch unfehlbare Verstandesoperationen erreichbare geistige unveränderliche Natur des Menschen? Nichts von dem. Schelling definirt den gesunden Menschenverstand als die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechtes der Menschen und erklärt ihm die Philosophie gerade entgegengesetzt. Diese Definition ist richtig, nur gehört noch die Erklärung dazu, daß die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechtes der Menschen den allerverschiedensten Werth haben kann. In einem glücklich begabten, durch glückliche Kämpfe mit äußeren und inneren Hindernissen zu einer dauerhaften Gesundheit des historischen Lebens gelangten Volke, da ist der gesunde Menschenverstand etwas höchst Vortreffliches. Er bildet dann den ganzen Niederschlag einer durch erfolgreiche Arbeit bewährten Erfahrung, die Summe der, nicht in ihrer ganzen Bedingtheit verstandenen, aber zum wohlthätigen Vorurtheil gewordenen Grundsätze des socialen und politischen, wie des moralischen Lebens. Aber das deutsche Nationalleben war ja eben ein elendes, krankes, verkümmertes. Wo wollte irgend einer den gesunden Menschenverstand hernehmen? Die ihn zu besitzen glaubten, das waren jene, die sich mit der Entartung und Verkümmerung des deutschen Lebens begnügten und sie in Schutz nahmen. Woher nahm nun S. seinen gesunden Menschenverstand, den er, wie alle Apostel dieser Art, für den allgemeinen Weltverstand hielt?

Entsprossen aus dem ehrbaren Familienleben des kleinen preußischen Beamtenstandes, den kategorischen Imperativ dieser Lebensstellung von Jugend auf vor Augen, klammerte er sich an das einzige erhebende Moment, das in seine Seele fiel, an den Ruhm und die Tüchtigkeit des preußischen Staates. Vom Gymnasium auf die Universität gekommen, tritt er in eine Burschenschaft, und erfüllt sich mit der Art von Selbstgefühl und dessen persönlicher Vertretung, wie es in deutschen Studentenverbindungen erzogen wird. Das sind seine sittlichen Elemente. Man kann sie mit einem dreifachen P umschreiben. Er war unerschütterlicher Protestant, unerschütterlicher Preuße und unerschütterlicher Parteimann. Denn was er in sein Gemüth aufnahm, nahm er gründlich auf. Sein Protestantismus war kein dogmatischer, in der Dogmatik hat er sich zeitlebens schlecht zurechtgefunden. Dieser Protestantismus bestand in der Ueberzeugung, daß die innere Rechtschaffenheit und weiter nichts den ganzen Werth des Menschen ausmacht: weder persönliche Gaben, noch viel weniger die Kunststücke religiöser Magie, katholischer oder pietistischer Art, vermögen diesen Werth zu er-

höhen oder zu ersetzen. In diesem Glauben lebte er schlecht und recht und machte daraus das Richtbeil, mit dem er jeder unechten Größe den Kopf abschlug. Nun sein Preußenthum. Er war nicht ganz wie jener Ungar, der die Erde für den Mittelpunkt der Welt, Ungarn für den Mittelpunkt der Erde und sein Dorf für den Mittelpunkt Ungarns hielt, aber er war doch wie jener Seemann, der die schwarzweißen Farben ein für allemal für die allerschönsten erklärte. Er erkannte an, daß es noch manches Große und Glänzende in der Welt gegeben, aber an Preußen konnte kaum etwas heranreichen, geschweige darüber gehen. Das war sehr schwer unter Friedrich Wilhelm IV., wo Friedrich der Große in den Augen Vieler für eine überwundene Episode galt, wo Rußland und Oesterreich die Leitsterne der deutschen Politik waren, wo die Anrufung des großen Königs und des großen Kurfürsten für ein müßiges Spiel mit nie zu wiederholenden Thaten galt, deren Erinnerung man am besten thue, zu begraben. Wenn unserm Freund das vorgehalten wurde, pflegte er zu sagen: auf diesem Boden bin ich erwachsen; Punktum. Parteimann war er, noch ehe es in Deutschland einen Parteiinhalt, den er ergreifen konnte, und noch ehe es überhaupt Parteien gab. Er hatte wie so viele deutsche Jünglinge in der Studentenverbindung das Mittel gefunden, in der Anlehnung an einen begrenzten Kreis das Selbstgefühl zu sichern und zu steigern, die Eigenart zu discipliniren und innerhalb begrenzter Kameradschaft jeden Eigenbesitz hinzugeben. Als das politische Leben bei uns begann, wurde es ihm nicht schwer, den ihm zusagenden Parteiinhalt zu finden. Preußenthum, Bürgerthum, der Staat und der Stand der Pflicht und der Arbeit, waren die Pole, nach denen sein Kompaß unverwandt zeigte. Er hat viel dazu beigetragen, den Parteibegriff zu Ehren zu bringen, als er uns Deutschen noch keineswegs geläufig war und von Vielen noch mit Mißtrauen betrachtet wurde. Ich hätte können noch ein viertes P zu seinen Eigenthümlichkeiten hinzufügen, aber es floß dieses nur aus der Art, wie er sich das Parteiwesen und den Parteimenschen dachte. Das vierte P würde gelautet haben: er war geborener Partikularist. Er würde sich nie einer Partei angeschlossen haben, die sich vermißt, die Welt mit ihrem Geist allein zu erfüllen und die Menschheit zu tyrannisiren. Sein Streben war nie ausschweifend, weltumspannend, und am wenigsten organisirend. Ihm lag der Genuß des Parteigefühls gerade darin, daß man den fremden Nachbar am Ellenbogen fühlt, den man bereit ist, ihm in die Seite zu drücken, aber mit dem Bewußtsein, daß er davon keineswegs gleich umfallen wird. Er meinte, das Ganze komme am besten heraus, wenn jeder Theil seinen Platz behauptet, doch mit dem Bewußtsein, daß die anderen auch leben wollen. So war unser Freund, mit diesen einfachen Elementen stellte er sich einer gährenden, stark bewegten Welt unerschrocken, ja trotzig gegenüber, mit einem verblüffend kindlichen Glauben an die Unfehlbarkeit des sittlichen Inhaltes, den er in sich trug. Aber die sittlichen Elemente machen allein nicht den gesunden Menschenverstand. Es gibt Dinge genug, die mit dem Sittlichen nichts zu thun haben. Für diese hielt sich unser Freund an den Augenschein, an die sinnliche Thatsache. Er ließ sich nicht irre machen weder durch eine Philosophie, welche die sinnliche Welt für Erscheinung oder auch für bloßen Schein erklärte, noch durch die Naturwissenschaft selbst, welche schon zu seiner Zeit im Vordringen war zu solchen Elementen der physischen Welt, die nicht mehr physisch, sondern metaphysisch sind. Er dachte bei seiner Zuversicht auf den Augenschein nicht an die schönen Goetheschen Zeilen:

Den Sinnen hast Du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie Dich schauen,
Wenn Dein Verstand Dich wach erhält.

Der Verstand, der die Sinne wach erhält, war ihm der elementarste. In allen Phasen seiner Kritik hat er immer wiederholt: vergeßt nur nicht das Einmaleins und die zehn Gebote.

Das war sein gesunder Menschenverstand, mit dem er sich wol manchmal eingebildet hat, eine Welt, die ihm verschroben und verkehrt vorkam, in Ordnung bringen zu können. Natürlich nicht durch sein persönliches Wirken allein, er war von jeder Selbstüberschätzung entfernt, sondern durch die unvermeidliche Ausbreitung der gesunden Grundsätze, durch das Selbstbesinnen der Menschheit auf die Wahrheit. In der That aber läßt sich durch den gesunden Menschenverstand die Welt nicht in Ordnung bringen, weil sie denn doch höhere Kräfte enthält, die man mit einem solchen Hausschlüssel nicht bannen kann. Auch unser Freund verdankt die starke Einwirkung, die er auszuüben vermocht hat, keineswegs dem gesunden Menschenverstand allein oder auch nur überwiegend. Das bedeutendste Element seiner Natur kommt in unserer Aufzählung erst jetzt an die Reihe. Es bestand dieses Element in scharfer Seelenbeobachtung, allerdings innerhalb sehr fester, wie mit Bretern vernagelter Grenzen. Diese Seelenbeobachtung aber war bedingt durch die Fähigkeit, die Scala starker Seelenbewegungen in der eigenen Seele zu erleben und folglich der fremden Seele nachzufühlen. Die starke Seite seiner Kritik, namentlich der Kunstwerke, war dieser fast untrügliche Instinct, herauszufühlen, wo Wahrheit, Kraft, Feuer und Metall, und wo bloßer Teig ist. Die sichere Nachempfindung dieser Kraft des wirklichen Lebens ist es, die seine zahllosen Artikel und die Artikelreihen in seinen Büchern trotz ihrer starken Verletzung der Vorurtheile und oft genug der richtigen Ansicht immer wieder interessant gemacht hat. Dieser Eigenschaft verdankt er die bedeutende Wirkung, die ihm vergönnt war und deren Frucht wir nun kurz bezeichnen wollen.

Er hat seine Zeitgenossen gelehrt, ihre Ansichten über den Werth und die Beschaffenheit lebendiger Dinge nicht aus entfernten Gedankenreihen zu schöpfen, nicht erst den Himmel zu erklettern, um zu erkennen, was vor den Augen liegt, sondern der Unmittelbarkeit des eigenen Gefühls zu vertrauen, sich dabei aber möglichst in Uebereinstimmung zu halten mit dem Gemeingefühl, mit dem Einmaleins und den zehn Geboten.

Diese Regel den Menschen bloß einzuprägen, würde sich schlecht gelohnt haben. Die Wirkung Schmidts hat darin bestanden, daß er dieses Verfahren jahrelang seinen Zeitgenossen an immer neuen Gegenständen, in immer neuen Artikeln, mit immer neuer Frische und Kraft vorgemacht hat. Auf diese Weise haben sie es endlich gelernt.

Haben sie es wirklich gelernt? Sie haben gelernt, sich jeder auf das eigene Urtheil zu verlassen, kein Urtheil mehr mühsam zu folgern aus der Autorität anerkannter oder selbstgewählter Principien, sondern gleich alles keck aus der Pistole heraus zu treffen. Aber was S. wollte, hat er nicht bewirkt und konnte es auf seine Art nicht bewirken. Die Grundlagen, auf denen sein gesunder Menschenverstand aufgebaut stand, waren individuelle, nicht allgemeine. Sein keckes Vorgehen flößte aller Welt ein nie dagewesenes Selbstvertrauen ein, aber jeder brachte eine andere zufällige, oft ungewaschene Individualität zum Vorschein. So befinden wir uns denn keineswegs unter der Herrschaft des gesunden, d. h. des gemeinen Menschenverstandes, des common sense, wie die Engländer sagen, sondern wir befinden uns in einer Anarchie der Geister, die zur Zeit kein Mensch bewältigen kann. Auch diese Epoche wird vorübergehen und Ordnung wird wieder in die geistige Welt einkehren, aber die Anarchie war nothwendig, um Ordnung und Freiheit im geistigen Leben zu vereinigen, wir können auch sagen, um Natur und Bildung in der Individualität zu vereinigen. Sage Nie-

mand, daß diese Anarchie, dieses Abwerfen aller unfrei übernommenen Ideenfolgen auch eingetreten wäre ohne die Wirksamkeit Schmidts. Es ist ein unfruchtbarer Streit, ob die menschlichen Dinge ihren Gang gehen ohne die Menschen, mit anderen Worten, ob jede Menschenkraft, die gehemmt wird, sogleich wieder ersetzt wird durch eine oder hundert gleichwerthige. Nach tausend Jahren gleichen sich die beschleunigten und die verspäteten Wirkungen aus, für die Zeit in der ein Menschengeschlecht wirkt, ist es gar nicht gleichgültig, welche Ausrüstung es erhalten hat und ob die zu der ihm obliegenden Aufgabe geeigneten Kräfte durch Natur und Glück auf ihren Platz zu stehen kommen und lange genug auf demselben bleiben können. Unser Freund ist auf seinem Platz gewesen und hat mit der ihm eigenthümlichen Kraft den Gang der Dinge befördert, der unausbleiblich war und der allerdings nicht immer „durch Auen, reich begabter Welt" führt.

Wir wollen ihn jetzt durch die Epochen seines Lebens begleiten. Des Menschen Geschichte ist sein Charakter; damit sagt Goethe, daß der Charakter die Geschichte macht und darin sich offenbart, nicht umgekehrt, daß die Geschichte den Charakter macht. Unser Freund war durch seinen Charakter bestimmt, zwei scheinbar unverträgliche Eigenschaften zu vereinigen: die Eigenschaft des einsamen, weltfremden Gelehrten und die Eigenschaft des auf das große Publicum wirkenden Tagesschriftstellers.

Er war und blieb von Kindheit an bis zu seinem in hohen Jahren erfolgten Lebensende fremd in der Welt, wie ein Kind. Wie verträgt sich das mit der von uns hervorgehobenen Schärfe der Seelenbeobachtung? Er verstand die menschliche Seele nur, wo sie ihren Affecten hingegeben ist, in Zorn, Liebe, Haß, Eitelkeit, Bosheit, Feigheit, Treuherzigkeit, durch die ganze unendliche Scala hindurch. Aber er mußte die Affecte, gerade wie die modernen Pathologen ihre Pilze, in Reinculturen vor sich haben. Daher seine unbeschränkte Aufnahmefähigkeit von Erzeugnissen der Phantasie aller Grade und Arten. So aber wie das Leben die Charaktere vorführt, in fortwährender vielseitiger Gebrochenheit durch Verhältnisse, Sitte, Gesetz, Zwang und Widerstand von allen Seiten, dazu durch eigene Reflexion auf eigennützige oder moralische Triebfedern, so verstand er die Menschen nicht, ja er wußte gar nichts mit ihnen anzufangen. Er konnte nur eine Beziehung zu ihnen gewinnen, wenn er ihre Affecte in mehr oder minder charakteristischen Momenten beobachtet hatte und sich nun einbildete, den Kern gefunden zu haben. Oft täuschte er sich dabei, durch zufällig erregte Sympathie oder Antipathie verführt. Er wechselte das Urtheil über Menschen sehr oft, hin und wieder gelang ihm eine auf den Grund dringende Beobachtung. So wenig er die complicirten Charaktere verstand — und auch die einfachsten, so wie sie das Leben schafft, waren für ihn noch zu complicirt — so wenig verstand er überhaupt den Zwang des Lebens. Nach einigen Zusammenstößen, die ihm die Jugend gebracht, griff er zu, als ihm die unabhängige Lebensstellung sich bot, die es für ihn gab, die eines von seiner Feder lebenden Schriftstellers. Unabhängig ist diese Stellung allerdings nicht für die armen Teufel, die ihre Waare nach dem Verlangen des Marktes zuschneiden müssen. Aber er besaß die Stärke des Talents, dessen Leistungen man beachtet und sucht, auch wenn sie sich um den Markt nicht kümmern, die vielmehr jeder genöthigt ist, mehr oder minder ernstlich zu prüfen.

Aber mit diesen Eigenschaften wäre er noch immer nicht der in der Menge seiner Production wirksame Schriftsteller geworden. Es gehörte dazu immer neuer Stoff und zur Herbeischaffung eine Lesefähigkeit, die wahrscheinlich selbst von den berühmtesten Viellesern unter seinen Zeitgenossen, z. B. einem Macaulay, nicht erreicht worden ist. Nicht jeder Vielleser wird ein Vielwisser, und das war

eigentlich das Geheimniß der Viellesekunst unseres Freundes. Er besaß die Fähigkeit, zahllose Bücher durchzuschlagen und nur zu sehen, was ihn interessirte. Wie könnte eine zum Durchdenken, zur vielseitigen Gedankenverfolgung angelegte Natur durch eine solche Büchermenge hindurchkommen? Aber dagegen war er durch seine geistige Organisation völlig geschützt. Nur gewisse Fibern der Seele wurden im Lesen, überhaupt im Wahrnehmen des Lebens bei ihm erregt. Gegen alles, was diese Fibern nicht berührte, besaß er eine erstaunliche Indolenz. Die Schranken seiner Empfänglichkeit waren fest wie ein Bauzaun. Unser Freund bezeigte eine ungemeine Empfänglichkeit für die Einwirkungen einer kräftigen Phantasie, weil er selbst eine solche besaß. Aber das ist cum grano salis zu verstehen. Kant hat für das höchste theoretische Vermögen den bezeichnenden Ausdruck der productiven Einbildungskraft gefunden und verstand darunter das Vermögen, welches die Erscheinungswelt aufbaut. Wir wollen dieses Vermögen einmal als constructive Einbildungskraft bezeichnen. Daran hatte unser Freund keinen Theil. Seine Phantasie erhob sich nur zu den Bildern, die die Gefühle bewegen und in denen sich das bewegte Gefühl wiederum erkennt. Wissenschaftliche oder praktische Synthese lag nicht in seinem Vermögen.

Bei dieser Stärke der Empfindung und diesem Vermögen der Anschauung, verbunden mit allgeläufigen Maßstäben, begreift sich, wie ein weltscheuer, welterfahrener Mann zu einem Tagesschriftsteller werden konnte, der einem großen Leserkreis oft fesselnd und immer verständlich blieb, ob er zum Widerspruch reizte oder warme Zustimmung gewann.

Eigener Wunsch und günstige Umstände hatten ihn zum Lehramt an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin geführt. Aber er suchte keine Berührung mit den mannigfaltigen Kreisen der großen Hauptstadt, er suchte Kunstgenüsse auf und beschränkte seine Geselligkeit, wie auf der Universität, auf den Verkehr mit den preußischen Landsleuten seiner Studentenverbindung, von denen sich ein Theil in Verfolgung verschiedener Lebenszwecke zu Berlin wieder zusammenfand. Da erschienen am 3. Februar 1847 die Patente über die Bildung und Einberufung des vereinigten Landtags. Die gewaltige Bewegung, welche in den sieben Jahren seit 1840 das deutsche Volk ergriffen hatte, infolge der immer mächtigeren Sehnsucht nach politischer Freiheit und nationaler Würde, war nach Ostpreußen nicht bloß ebenfalls vorgedrungen, sondern hatte dort von Anfang einen glühenden Herd gefunden. Man denke an die Namen Schön, Johann Jakoby, Ludwig Walesrode, Motherby und manche andere. Die Patente vom 3. Februar riefen überall in Deutschland die Erwartung einer neuen Epoche wach, nicht durch das, was sie gewährten, sondern durch das, was sie gegen den Willen des Urhebers hervorzurufen versprachen. S., wie alle begabten Jünglinge von der Sehnsucht der Zeit ergriffen, wurde auf Besuchen, die er von Berlin aus in seiner Heimath abstattete, Zeuge und Theilnehmer der Bewegung in der Provinz, insbesondere auch der Berathschlagungen der adligen und städtischen Kreise, aus denen die Mitglieder des Provinziallandtages hervorgegangen waren, die sich demnächst zum vereinigten Landtag begeben sollten. Diese Vorgänge sowohl als die ersten Verhandlungen und Beschlüsse des vereinigten Landtags, der am 11. April durch jene berühmte Rede des Königs eröffnet worden war, schilderte S. in einer Reihe von Briefen an die Wochenschrift „Die Grenzboten“ in Leipzig. Dies veranlaßte den Redacteur Kuranda, dem jungen Berliner Gymnasiallehrer vorzuschlagen, den Versuch zu machen, ob er sich dauernd in Leipzig niederzulassen und den Beruf des Tagesschriftstellers zu ergreifen Lust bekäme. S. nahm einstweilen auf ein Jahr Urlaub und ging nach Leipzig. Ehe das Jahr um war, beschloß er, die Laufbahn des Lehrers mit der des freien Schriftstellers zu vertauschen.

Er brachte nach Leipzig das Manuscript eines Buches mit, das er während der Berliner Lehrerjahre ausgearbeitet hatte. Es erschien im J. 1848 bei dem Verleger der Grenzboten unter dem Titel: „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und der Revolution". Ein seltsames Buch, es erregte das Befremden und zugleich das Erstaunen derer, denen er das Manuscript stellenweis mittheilte. Nach Leipzig war im Herbst 1846 von Zürich Arnold Ruge übergesiedelt. Um ihn sammelte sich ein Kreis jugendlich strebsamer Geister. Auch S. trat in diesen Kreis, und hier war es, wo er mit seinem Manuscript jenen Eindruck hervorrief. Als es aber im Frühjahr 1848 veröffentlicht wurde, brachte es gar keinen Eindruck hervor. Das hatte den doppelten Grund, daß das Buch zu spät kam und daß es, voll von geistvollen, ja hinreißenden Stellen, keinen Leser errathen ließ, wo der Verfasser hinauswollte. S. hat das Buch später gänzlich verworfen, einige seiner ostpreußischen Landsleute, denen er schon in Berlin das Manuscript größtentheils vorgelesen, haben es für das Bedeutendste erklärt, was er geschrieben. Diese Urtheile lassen sich vereinigen. Von der Macht des Zeitgeistes gepackt, hatte der Verfasser einige seinem Wesen sehr fremde Bestandtheile seiner Betrachtung zu Grunde gelegt, andererseits war er ganz er selbst. Das Buch war der erste und kräftigste, aber durch fremde Zusätze entstellte Ausdruck seines geistigen Wesens.

Im J. 1839 hatten Echtermeyer und Ruge in den Hallischen Jahrbüchern ein Manifest, wie sie es selbst nannten, erlassen: „Der Protestantismus und die Romantik", eine Reihe zum Theil sehr glücklicher und scharfsinniger Ausführungen. Es handelte sich darum, die Hegelsche Philosophie, die man bisher ohne Widerspruch als die Rechtfertigung der Geschichte aufgefaßt hatte, als das Pantheon, worin alle geistigen Gestalten der Vergangenheit als unvergängliche Bilder des Ewigen versammelt sind, diese Philosophie umzuwandeln in einen vertieften Rationalismus. Der Protestantismus wurde nach Hegels Vorgang als die Selbsteinkehr des Geistes gefaßt, als die Zurückverlegung der Verwirklichung des Ewigen in den subjectiven Geist. Innerhalb des Protestantismus nun constatirte das Manifest einen Abfall, eine katholisirende Richtung, die es, absehend von der Periode des erstarrten Lutherthums, beginnen ließ mit den Anfängen des neudeutschen Idealismus selbst. Die Dichter der Sturm- und Drangzeit wurden als Progonen der Romantik hingestellt und in der folgenden Entwicklung überall ein unwillkürliches Bestreben aufgezeigt, die höchsten Ideen wieder in einer fremden, unverstandenen Welt zu suchen, also vom Protestantismus abzufallen. In der Schule, welche sich selbst den Namen der romantischen gab und mit diesem Namen ein neues Princip ankündigen wollte, wird der Abfall vom Protestantismus, der phantastische Sprung in eine dem Verstand und dem freien Willen entgegengesetzte irrationelle Welt, eine absichtliche That. So weit das Manifest. Nun aber fand der sich überschlagende Radicalismus, der sich zunächst noch der Hegelschen Philosophie als der mächtigsten Waffe der Zeit bedienen wollte, immer mehr Dinge, die ihn einschränkten, die ihm nicht gefielen. Das alles wurde nun ohne Umstände Romantik getauft, bis man glücklich dahin gelangte, daß der Vernunft zu huldigen die größte Romantik sei und der Mensch nur im Unsinn zu sich gelangen könne. Aus diesem Ideengange ist das Schmidtsche Buch hervorgeflossen und es will sich als einen Protest gegen die letzten tollen Ausläufer desselben darstellen, indem es zwar alle geistigen Erscheinungen seit der Reformation als Aeußerungen der Romantik auffaßt, aber auch die rasenden Derwischtänze der Radicalen dahin verweist. S. will zurück zur Vernunft, die aber doch alle Romantik abthun soll, die sie namentlich in der Hegelschen Philosophie angenommen. „Nur durch Ueberwindung aller Illusionen", heißt es am Schluß der Einleitung, „kann die Vernunft ihre Macht

bethätigen. Die Zeit ist vorüber, wo man böse Geister durch einen Zauber bannte; sie fürchten nicht mehr den Höllenzwang der absoluten Philosophie. Wer nicht das heilige Pathos des Herzens mitbringt, wird auf diesem Schlachtfeld nicht der Meister sein". Da haben wir die Vernunft ohne Illusionen, d. h. den gesunden Menschenverstand, und das heilige Pathos des Herzens, d. h. die Unfehlbarkeit des sittlichen Empfindens, wie es auf irgend einem historischen Boden erwachsen ist. Allein von diesen Göttern merkte man in dem Buche des Verfassers nichts, darum war Niemand, der es verstehen konnte. Der Begriff der Romantik wurde dermaßen ausgedehnt, daß er in dem einen Sinne die Weltanschauung des Mittelalters und alle ihre Erscheinungen umfaßte, in einem anderen Sinne die Weltanschauung der Reformation und alle Folgeerscheinungen. Der Verfasser entlehnte einer vergessenen Abhandlung Friedrich Schlegels die Definition der Romantik, welche daraus entsprungen sei, daß die natürliche Entwicklung der nationalen Gefühlsbildung durch eine künstliche universelle Religion, nämlich durch das katholische Christenthum, vernichtet worden. Ganz entsprechend sagt S.: „Da die romanischen Völker die höchsten Ideen in der Vollendung eines fertigen Wortes empfingen, so blieben sie ihnen ein fremdes Jenseits und das Christenthum wurde zur Romantik." Das soll nun so weiter gegangen sein bis zum Jahre 1847, und die Geschichte der romanisch-germanischen Welt ist nichts als die Evolution eines auf den Kopf gestellten Princips. Solche Einfälle brachte damals die Hegelsche Philosophie in den zahlreichen Köpfen hervor, die sich ihr nahten, ohne die Ausrüstung zu besitzen, um sie begreifen zu können. Auch unserem Freunde ist die schwierige Technik des Systems zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Wir müssen jedoch seinen damaligen Ideengang noch etwas weiter verfolgen.

Sein Buch enthält nicht die Geschichte der ganzen Romantik nach jener Definition, sondern die Geschichte der eigentlichen engeren Romantik, welche mit der Reformation beginnt. Die Reformation ist der großartige Versuch, die Romantik zu durchbrechen, der nicht völlig gelingt. Aus Rankes Geschichte der Päpste hatte S. den starken Eindruck der Gegenreformation empfangen, der reflectirten Restauration des Katholicismus durch einen großen Apparat von Mitteln der Phantasie und Sophistik. Diese Reaction ist ihm nun die eigentliche Romantik, aber das andere Glied, da die Romantik nicht völlig überwunden, ist ebenfalls in allen seinen Evolutionen romantisch. Dieser Gegensatz, dessen beide Glieder von der Romantik in verschiedenem Grade inficirt sind, ist nun der Gegenstand des Buches, das auf einen tragischen Eindruck angelegt ist. Denn alle geistigen Gebilde dieser großen Epoche gehen an ihrem inneren Widerspruch zu Grunde. Man merkt nichts davon, daß sie etwas beitragen, die geistige Gesundheit herbeizuführen, an die der Verfasser nach seinen kärglichen Andeutungen glaubt. Im Gegentheil, der Verfasser weilt mit Vorliebe, ja mit Enthusiasmus bei dem Gedanken, daß alles Große und Tüchtige in der Welt nichts weiter vermag, als sich selbst zu Grunde richten. Die Mächte, von denen es schließlich besiegt wird, nachdem es seine Kraft durch inneren Widerspruch verzehrt, sind die Mächte der Gemeinheit und Alltäglichkeit. In diesem Sinne gibt der Verfasser die Inschrift des delphischen Heiligthums seinem Buch als Motto: *Ἐγγύα, πάρα δ' ἄτα*, d. h. in freier, hier sinngemäßer Uebersetzung: Verfolge ein großes Ziel und die Rache sitzt Dir auf den Fersen. Diesen Gedanken gibt der Verfasser auch in der Form desjenigen Wortes von Pascal wieder, das S. für den eigentlichen Ausdruck des Protestantismus hält: La nature est telle qu'elle marque partout un Dieu perdu, et dans l'homme et hors de l'homme. Hat nämlich die Natur Gott verloren, so kann sie den verlorenen Gott in ein geträumtes Jenseits versetzen und ihm auf Erden Altäre eines unverstandenen

Dienstes errichten. So verfährt der Katholicismus. Der Protestantismus aber befreit die Natur, damit sie sich selbst zerstöre, nicht in sinnloser Selbstzerfleischung, sondern so, daß ihr der verlorene Gott im Innern als Rächer aufgeht, zu dessen Werkzeug sie sich in der Selbstzerstörung macht. Diesen ungeheuren Gedanken findet S. mit erschöpfender Klarheit ausgedrückt in Shakespeares Dichtung. Die Durchführung dieser Ansicht ist in der That das Geistvollste und Mächtigste, was je aus seiner Feder geflossen. Selbst der alte Tugendberserker Wolfgang Menzel schrieb von dieser Charakteristik, man könne sie nicht ohne Bewunderung lesen. Im übrigen war ihm das Buch greulich und sein Entsetzen so groß, daß es ihm die glücklichste Wortbildung eingab, die ihm je eingefallen ist, indem er den Verfasser einen Nichtswütherich nannte. Wie saftlos ist dagegen Nihilist! Inzwischen kam der Februarsturm des Jahres 1848 und Schmidts Romantik ward vergessen. Um zu sprechen und zu denken, wie jedem der Schnabel gewachsen, dazu brauchte man jetzt nicht erst die geistvolle Schilderung, daß alle Vorfahren gescheitert. Bald sah S. sich die Arbeit aufgedrängt, nicht die Tragik der großen Vergangenheit, sondern die Kläglichkeit der unmittelbarsten Gegenwart aufzuzeigen. Dazu brauchte er nicht mehr den erhabenen Pinsel des Freskomalers und noch weniger den Mantel des Propheten, der ihm ohnedies recht komisch stand. Er trat von nun an nur im Alltagsanzug und mit dem Handwerkszeug des gesunden Menschenverstandes auf. In der Romantik hatte er gezeigt, wie die Großen sich zerstören, um den Schwachen und Gemeinen Platz zu machen. Nun war die Welt der Schwachheit und Gemeinheit durch ein Erdbeben erschüttert, in Folge dessen die Hälfte der Bewohner wie Verrückte durch einander rannten. Da mahnte S., wie nothwendig es sei, das Gesetz der Alltagswelt zu vertheidigen. Dieses Gesetz ward ihm nun das Heiligthum. Sein Buch mit der Verherrlichung der tragischen Genialität und der Verachtung der schwachen Alltäglichkeit ward ihm unheimlich und fremd. Neuen Freunden verbot er es zu lesen.

Der Februarsturm von 1848 änderte auch Schmidts äußere Lebenslage. Es waren noch nicht drei Wochen verflossen seit dem Pariser Ereigniß, als am 13. März zu Wien das Gebäude des altösterreichischen Staates umgeworfen wurde. Nun litt es den Oesterreicher Ignaz Kuranda, den Redacteur der Grenzboten, nicht länger in Leipzig. Er übergab die Führung des Blattes seinem zuverlässigsten und schlagfertigsten Mitarbeiter: S. Aber es trat eine unerwartete Wendung ein. Die Grenzboten waren unter den damaligen halb schöngeistigen Blättern — andere Blätter ließ der politische Druck nicht aufkommen — das angesehenste und verbreitetste geworden, weil sie neben der unvermeidlichen Belletristik die politische Opposition gegen Oesterreich pflegten. Etwas Opposition gegen Oesterreich konnte man in den damaligen Staaten des deutschen Bundes mit Vorsicht und Gewandtheit unter allerlei Masken von harmlosem Humor einschmuggeln. Aber was hatte es für Sinn, diese Art Opposition von Leipzig aus fortzusetzen, nachdem in Wien die Revolution triumphirt? War die Sache schon an sich zwecklos, so hatte nun vollends der Preuße S. gar keinen Sinn dafür, der nicht nur Oesterreich nicht kannte, sondern dem Herz und Sinn jetzt ausschließlich erfüllt wurden durch die Krisis, welche mit der Berliner Revolution vom 18. März über den preußischen Staat hereingebrochen war. Gustav Freytag war im Herbst 1847 in Leipzig gewesen, um seine Valentine aufzuführen, und hatte Ruge und S. kennen gelernt. Im April 1848 kam er wieder, um in der wunderbaren Verwandlung der Zeit, deren Verlauf Niemand absehen konnte, gleichgesinnte Freunde aufzusuchen. Ihn trieb vor allen die Sorge um den preußischen Staat, dessen Führer hinter dem Wagen geschleift wurden, den sie lenken sollten, während zahlreiche Rotten, theils aus Unverstand, theils aus Bosheit herandrängten, um den Wagen umzuwerfen und zu zertrümmern. Die-

selbe Sorge erfüllte, nur mit einer viel stärkeren Gemüthsbewegung, die Seele Schmidts. Bei einem zufälligen Zusammentreffen sprachen sie sich aus und beschlossen sofort, gemeinsam für den Gedanken zu wirken, der ihnen jetzt der wichtigste war: die Erhaltung des preußischen Staates. Die Gelegenheit bot sich alsbald, denn Kuranda hatte es eilig, sein Zelt und sein Geschäft in Wien aufzuschlagen und des deutschen Gepäckes ledig zu werden. Er verkaufte das Eigenthumsrecht, das er an den Grenzboten zur Hälfte besaß, an Freytag und S. Am 1. Juli 1848 erschienen die neuen Grenzboten, nicht mehr ein österreichisches, sondern ein deutsches politisches Blatt, der staatlichen Neubildung Preußens und Deutschlands gewidmet. Damit beginnt eine Epoche in Schmidts Thätigkeit, deren sich heute nur wenige noch erinnern, die aber vielleicht die ruhmvollste und verdienstvollste des Schriftstellers ist. Er warf sich den sinnlosen Blasen, welche das noch fortwährende Zittern der Revolution täglich und stündlich emporwarf, mit einer Kraft entgegen, welche in der damaligen Publicistik nicht entfernt ihres Gleichen hat. Es war wirklich gesunder Menschenverstand und heiliges Pathos des Herzens. Er schärfte vor allem unermüdlich die Lehre ein, daß es wider alle Möglichkeit, wider alle Natur und Geschichte sei, einen Staat irgendwo nach einer gewaltsamen Zerstörung alles Bestehenden auf einer tabula rasa aufbauen zu wollen. Ferner predigte er allen Deutschen, vor allen aber den Preußen den unvergleichlichen Werth ihres Staates und ihrer Geschichte. Er bekehrte damit nicht die Massen, aber er bekehrte die selbständigen Köpfe, die damals größtentheils in den mannichfaltigsten Irrgängen unbeschränkter Möglichkeiten und Wünschbarkeiten herumtaumelten. Auf diese Köpfe aber kommt es an, ohne sie ist die Masse nichts. Was später die Kreuzzeitung mit einer Roheit und Einseitigkeit unternahm, womit sie die gute Sache verdarb und zum engsten Parteieigenthum machte, das that gleich im Anfang der Bewegung S. und that es, ohne die politische Gedankenarbeit seit 1813 zu beschimpfen und mit Füßen zu treten. Die Grenzboten waren damals die Kanzel für alle ernsten Menschen in Deutschland, die Freiheit im Verein mit Bildung und Achtung der Sittlichkeit erstrebten.

S. war von Instinct Particularist, wie eingangs dargethan worden. Die Frankfurter Bestrebungen zur Herstellung der Einheit Deutschlands waren ihm bedenklich, wie er nicht verhehlte, und im stillen unsympathisch, was zu sagen er sich verhielt. Ihm kam es auf sein Preußen an, das seinen Horizont ganz ausfüllte. Der preußische Staat, der einzige lebendige Pfeiler, aus dem der Baum einer deutschen Nationalität hervorwachsen konnte, war durch die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. die bestgehaßte der sogenannten deutschen Staatsbildungen geworden. Man konnte auf ihn das Wort des Propheten anwenden: er ward verachtet und von allen verschmäht. Im Chor der öffentlichen Stimmen hatte er Monate lang nur einen einzigen Vertheidiger: S. Als diesem Manne gerade nach dreißig Jahren im März 1878 zu seinem sechzigsten Geburtstage durch den König von Preußen eine bescheidene Ehrenpension bewilligt wurde, da trug der preußische Staat eine in der That dringende Schuld ab.

S., der den ganzen Sommer von 1848 in Sorge und manchmal fast in Verzweiflung durchlebt hatte, athmete auf, als im November endlich die muthwillige Zerstörerin des Staates, die sogenannte Berliner Nationalversammlung, auseinandergejagt wurde. Als Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849 die angebotene Kaiserkrone ablehnte, empfand S. allerdings das Niederschlagende dieser kläglichen Handlung, aber im stillen war er zufrieden, daß der wenigstens äußerlich wieder in seine Fugen gerenkte Staat nichts Gefährliches unternahm, denn er war ganz und gar nicht der Mann der schwungvollen praktischen Phantasie. Nachdem die auf die Ablehnung der Kaiserkrone folgenden Velleitäten,

der deutschen Nation einige Genugthuung zu bereiten, so gescheitert waren, wie sie nach der dafür eingesetzten Kraft scheitern mußten, und nun die Abwendung von Preußen auch alle die patriotischen Männer ergriff, die nach und nach ihre Kraft eingesetzt hatten, um die deutsche Nation trotz Friedrich Wilhelm IV. und seinem unaustilgbaren Charakter auf Preußen als den einzigen Quell ihrer Wiedergeburt hinzuweisen, da blieb S. seinem Staate treu, als dem einzigen bleibenden Ausgangspunkt, wie er sich ausdrückte, jeder künftigen möglichen Besserung. Nur einmal schwankte auch er, nicht in seinem Gefühl, aber in seinem Urtheil. Und gerade dies Mal war dieses Urtheil das verfehlte eines nicht zur Politik angelegten Kopfes. Dieses Schwanken trat bei ihm ein zur Zeit des Krimkrieges. Er zweifelte, ob die preußischen Patrioten jetzt nicht das deutsche Volk in das Lager des Wiener Cabinets gegen Rußland führen müßten, so wie die preußischen Patrioten 1812 in das russische Lager gegen Napoleon geeilt, ihren Staat, der auf Napoleons Seite getreten, im Stiche lassend. In der That ist die damalige Neutralität die einzige kluge Handlung Preußens unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gewesen.

Nach dem Tage von Olmütz konnte eine Wochenschrift für Politik und Litteratur, wie die Grenzboten waren, die Behandlung der Politik nicht mehr zum Hauptthema machen. Das war theils gefährlich geworden, wenn die Schreiber nicht zum Lager der Kreuzzeitung gehörten, theils war das Thema, das nur noch zur bitteren Klage Grund gab, nicht mehr ergiebig genug. So ward die Ungunst der Zeit für S. eine Gunst der Lebensführung, indem sie ihn auf das seiner Befähigung weit mehr entsprechende Thema der kritischen Litteraturbetrachtung drängte. Vom Jahre 1850 an begann S. jene ununterbrochene Reihe kritischer Charakterbilder aus den Litteraturen aller modernen Culturvölker, die ihm seine Stellung in unserem geistigen Leben gegeben haben. Denn seine politischen Artikel wurden von der traurigen Wendung der Tagesereignisse bald hinweggespült. In diesen Litteraturbildern trat nun überall jene eigenthümliche Mischung alltäglicher Nüchternheit mit wunderbarem Instinct für die Macht echter Leidenschaft hervor, die wir als den Grundzug seiner Kritik bezeichnet haben. Im allgemeinen theilte er die Scheu der gedankenlos empiristischen Zeit, die nun hereinbrach, vor der sogenannten Formel. Er wußte nicht, was Formel ist, obwohl er es aus der Mathematik hätte wissen können, nämlich nichts anderes, als der Gedanke, gereinigt von allen ungehörigen Beimischungen. Dennoch versuchte er es zuweilen mit Formeln, die aber unglücklich ausfielen. So stellte er als Grundzug der zeitgenössischen deutschen Dichter, deren er einen nach dem andern zerriß, einen kränklichen und weichlichen Idealismus hin, der seine Ahnen in unserer großen Dichtung habe. Er erklärte diesen Idealismus für unsere Nationalkrankheit, die auch die politischen Schiffbrüche verschuldet habe. Damit wollte er die ungeberdige Heftigkeit seiner kritischen Angriffe rechtfertigen. Die Wirksamkeit von Dichtern wie Gutzkow, Hebbel u. s. w. erklärte er für höchst verderblich.

Dabei beging er einen mehrfachen Irrthum. Was Gutzkow, Hebbel u. s. w. sündigten, das sündigten sie keineswegs als Erben und Schüler von Goethe und Schiller. Sie sündigten auf eigene Hand, als Genossen einer experimentirenden Litteraturepoche. Die Dichter unserer classischen Epoche hatten gesungen, wenn ihnen das Herz voll war, wie gut oder schlecht man das nun finden möge. Die Epigonen sannen nach, wie sie Dichter und berühmte Männer werden könnten, und dichteten je nach dem, was sie für ihren Zweck als dienlich gefunden zu haben glaubten. Das ist nun keineswegs unter allen Umständen ein Vorwurf. Auf die Epoche der schöpferischen Gedanken in der Poesie folgt in jeder Cultur eine Poesie des Handwerks, nur gehören, damit diese Poesie des Handwerks ihre Auf-

gabe gut erfülle, einige Bedingungen dazu, die der deutschen Poesie gänzlich versagt blieben. Die Hauptbedingung ist ein gesundes öffentliches Leben. Nachdem dieses wieder einmal der deutschen Nation zerstört worden, experimentirten die deutschen Epigonen in der Luft herum. Der große Genius kann alles ersetzen. Er wird die Spuren nationaler Krankheiten in seinen Werken überwinden, wenn auch nicht völlig auslöschen. Die Epigonen, welche sich nicht an den schöpferischen Genius, sondern an die Zeitströmung als ihre Trägerin halten sollen, werden in Ermangelung dieser Strömung die absonderlichsten Experimente anstellen. Diesen experimentellen Charakter, der die Fehler entschuldigen muß, verkannte S. Er hielt diese Fehler entweder geradezu für Bosheit, um die Zeitgenossen zu vergiften, oder für ganz incommensurable Verkehrtheit der anerschaffenen Natur.

Indeß beschäftigte sich S. nicht bloß mit den Erzeugnissen der Dichter, sondern auch mit denen der Gelehrten und Forscher. So trug er nach und nach in den Grenzboten den Stoff seiner deutschen Litteraturgeschichte zusammen, den er zum ersten Mal im J. 1853 unter dem Namen „Geschichte der deutschen Nationallitteratur im 19. Jahrhundert“ in zwei Bänden herausgab. Schon 1855 erschien das Werk um einen Band vermehrt, 1856 in 3. Auflage, 1858 in 4. In demselben Jahre erschien die „Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution“ in zwei Bänden, die 1873 eine 2. Auflage erlebte. Man wird selten ein Beispiel gleicher Productivität und eines gleichen Erfolges finden. Im J. 1862 erschien in zwei Bänden die „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis zu Lessings Tod“. Die deutsche Litteraturgeschichte nämlich hob seit der 2. Auflage mit Lessings Tod an. Im J. 1866 erlebte diese Litteraturgeschichte bereits die 5. Auflage. Dann aber keine mehr, denn der Verfasser hatte selbst die fernere Verbreitung des Werkes unmöglich gemacht. Nachdem nämlich die drei ersten Auflagen wesentlich Aneinanderreihungen kritischer Urtheile gewesen waren, begann er schon bei der vierten Auflage, wie er sich ausdrückte, das Actenmaterial vorzulegen, d. h. ausführliche Auszüge aus den Briefen und aus den Werken der Schriftsteller. In der 5. Auflage aber hatte er den unglücklichen Einfall, dieses Material nach der Zeitfolge Tag für Tag synchronistisch vorzuführen. Nun konnte das Buch kein Mensch mehr lesen, es war höchstens zum Nachschlagen zu gebrauchen, so hatten die Auflagen für zwanzig Jahre ein Ende. Indeß ging er in der nicht unberechtigten Erwartung, daß die Nachfrage sich doch wieder einstellen werde, daran, die beiden Werke, deren erstes die Zeit von Leibniz bis Lessing, das zweite die Zeit von Lessing bis zur Gegenwart behandelte, in eines zu verschmelzen. Im J. 1886 war er so weit, die beiden ersten Bände des neuen Werkes, dem er den Titel gab „Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit“, herauszugeben. Der Tag der Ausgabe des zweiten Bandes war der Tag seines Todes.

Wir sind mit der Erwähnung des Fortgangs der Litteraturgeschichte den Lebensumständen des Schriftstellers vorausgeeilt. Ende des Jahres 1858 war politisch eine neue Zeit angebrochen. Außerdem hatte unser Schriftsteller, nachdem er in diesem Jahre auch die französische Litteraturgeschichte herausgegeben, den litterarischen Stoff für einige Zeit erschöpft. Die politischen Dinge fingen wieder an, ihn, wie alle Welt, zu beschäftigen. Aber dieser neuen Phase der Politik war sein Verständniß nicht gewachsen. Es handelte sich nicht um eine Politik, die auf offenem Markt von allem Volk gemacht werden kann, und in Leipzig hatte S. auch keine Gelegenheit, sich über den Hintergrund der Vorgänge zu unterrichten. Er gerieth daher auf sehr unrichtige Pfade, sah eine ungeheure Gefahr in dem Kriege von 1859, lamentirte über die Militärreorganisation u. s. w. Nur die Wirksamkeit Cavours verfolgte er von Anfang mit dem geziemenden

Beifall, als noch ein großer Theil unserer guten Deutschen die Augen voll Sand hatte. Aber die rechte Publicistik war dies nicht, S. fühlte es allerdings nicht selbst, aber nur in Berlin, dem Mittelpunkt der Politik, war damals eine politische Wirksamkeit möglich. Die Möglichkeit der Uebersiedelung sollte sich ihm eröffnen. In dem 1858 gewählten Abgeordnetenhause besaß die altliberale Partei eine ganz überwiegende Majorität, an ihrer Spitze stand der Freiherr v. Vincke, der begabteste Parlamentarier und schlechteste Politiker, der im öffentlichen Leben des preußischen Staates aufgetreten ist. Nachdem er seine Partei und damit das Abgeordnetenhaus zu dem höchst unberechtigten Widerstande gegen die Militärreorganisation verleitet hatte, der den Grund des Verfassungsconflictes legen mußte, begann er in der letzten Session dieses Abgeordnetenhauses, in welches als neugewähltes Mitglied der von 1848 hinlänglich bekannte Waldeck eingetreten war, auf eine unschädliche Aeußerung desselben hin einen sinnlosen Lärm. Darob von einem Theil der Presse heftig angegriffen, wurde er auch von den seiner Partei angehörigen Blättern im Stich gelassen. In seinem Grimme beschloß der zornige Freiherr, ein neues Organ zu gründen, bewog seine Parteigenossen zu Zeichnungen bis zum Betrage von 60 000 Thlr. und die Geschäftsführer beriefen S. als Redacteur. S. griff mit Freuden zu. Am 1. Januar 1862 erschien die Berliner Allgemeine Zeitung.

Das Unternehmen konnte schwer Erfolg haben. Durch Vinckes Auftreten war die altliberale Partei gesprengt. Das Abgeordnetenhaus wurde im November 1861 neu gewählt und erhielt eine starke Fraction der als Fortschrittspartei reorganisirten Demokratie. Das hätte nicht viel ausgetragen, wenn die altliberale Partei nur eine politische Direction gehabt hätte. Aber sie war in der Hauptfrage des Tages, in der Militärreorganisation, oppositionell, im übrigen wollte sie sich von der als Fortschrittspartei verjüngten Demokratie nach wie vor wesentlich unterscheiden. Eine Zeitung, nach solchen Directionen geleitet, konnte nicht durch Klarheit und überzeugende Kraft der politischen Gedanken Einfluß erwerben. Die Strömung der öffentlichen Meinung, die nichts von dem Militärwesen verstand und durch die unter Friedrich Wilhelm IV. üblichen Phrasen von der Herrlichkeit der Landwehr eingelullt war, folglich in der Militärreorganisation nichts als eine reactionäre Laune sah, ging nach links. Vielleicht hätte eine Zeitung wirken können, wenn sie sich dieser Strömung mit aller Macht und Ueberzeugung entgegenwarf. Das sollte gerade die altliberale Zeitung nicht. Außerdem aber war S. zu Wenigem so geschaffen, wie zum Redacteur einer politischen Zeitung. Dazu gehört eine umsichtige Steuerkunst, die gewandt ausweicht, wo es rathsam ist, und dann wieder einmal den Gegner in den Grund segelt, wenn das eigene Fahrzeug stark genug ist. Aber zum Laviren, Diplomatisiren, halbe Gegner heranziehen, andere wiederum einschüchtern, zu allen diesen Dingen war unser weltunkundiger Freund ganz und gar nicht geschaffen. Die Zeitung war kaum vier Wochen erschienen, als sie mit aller Welt im Streit lag. S. war kein Zeitungsleser, die Einzelheiten der Tagespolitik reizten ihn gar nicht. So kam er täglich auf die Redaction und ließ sich von den Mitarbeitern vorlegen, was andere Blätter über seine Zeitung gesagt hatten. Dann ärgerte er sich, setzte sich an den Schreibtisch und hieb sich mit jedem Gegner herum, wie gleichgültig er sein mochte, während die wesentlichen Vorgänge der Politik oft unberührt blieben, weil Niemand da war, der sie verstand und sich darüber gründlich unterrichten konnte. Allerdings wurde die Zeitung viel besser, als S. das große publicistische Talent Alexander Meyers für das Blatt gewann. Aber nun wiederholte sich das vorher und nachher so oft gesehene Schauspiel von Zeitungsgründungen durch deutsche Parteien. Mit erstaunlicher Leichtigkeit wird das Anfangscapital für unverständige Unternehmungen zusammengebracht, wenn

dann aber wider alles Erwarten das Unternehmen einzuschlagen verspricht, dann laufen die anfänglichen Zeichner davon und lassen lieber ihren Einsatz im Stich, als daß sie ihn mit viel geringerer Gefahr um eine Kleinigkeit erhöhen. Im Juli 1863 übersah der Parteiausschuß, daß das gezeichnete Capital nur bis Ende des Jahres zur Erhaltung der Zeitung ausreichen würde. Da beschloß die Partei, mit Ende des Jahres die Zeitung eingehen zu lassen.

Eine Erfahrung machte S. bei dieser Gelegenheit, auf die er nicht gefaßt gewesen war. In der Zeit seiner Kämpfe gegen den Radicalismus, der schon im J. 1848 eine starke Hinneigung zum Socialismus zeigte, hatte man den nach Wort und Inhalt aus Frankreich entlehnten Begriff der Bourgeoisie zum Stigma des Hasses und der Verachtung gemacht. Die Bourgeoisie und die Professoren, hieß es damals, haben uns die Revolution verdorben. Die Reactionäre haßte man viel weniger, weil sie ja in ihrer Rolle seien. Es war eine der schönsten und verdienstvollsten Leistungen von Schmidts publicistischer Polemik, wie er für das Bürgerthum eintrat. Während unsere Socialisten und Revolutionäre fortfahren, das französische Wort Bourgeoisie, was dort schon ein Zerrbild bedeutet, als Schimpfnamen gegen deutsche Gegner zu gebrauchen, ist durch S. der Begriff des Bürgerthums zu einer ehrenvollen Kategorie in der politischen Sprache geworden. Er sagte einmal: „Wenn ich wahrnehme, wie die dem Verstand gehorchende Hand den Pflugstier lenkt, wenn ich beobachte, wie anderwärts dieselbe Hand den Hammer schwingt, dessen Schläge das kunstvolle Arbeitsproduct zustande bringen, so sehe ich das ehrwürdige Bild der Menschheit; wenn ich aber eine sogenannte Volksversammlung mit ihrem Niederschreien jeder Vernunft und ihrem Pöbelgebrüll bei jedem Unsinn höre, dann sehe ich dieses Bild geschändet." Ein anderes Mal verglich er das Bürgerthum mit dem Prometheus, der den rohen Tritten der Gewalt gegenüber in der Zuversicht verharrt: „Mußt mir meine Hütte doch lassen stehen, die Du nicht gebaut, und meinen Herd, um dessen Gluth Du mich beneidest." Das Bürgerthum war ihm mit Recht die Mittelpartei, d. h. die Partei, deren Bestreben dahin gehen muß, Selbstthätigkeit mit Ordnung zu vereinigen. Aber das Material einer Partei mag noch so vortrefflich sein, sie gelangt zu nichts, wenn sie nicht den Schöpfer findet, der den zusammenhanglosen und unbeholfenen Stoff mit dem richtigen Willen beseelt und zum kraftvollen Körper gestaltet. Nur Klägliches kommt zum Vorschein, wenn die unbeholfene Masse als solche handeln muß. S. machte nun die Erfahrung, wie übel daran der Leiter einer Zeitung ist, der einer Zahl von Mittelmäßigkeiten dienen soll, die beansprucht, ihn zu inspiriren, während sie aus Kurzsichtigkeit und Widerspruch zusammengesetzt ist, die nicht kargt mit Tadel und Vorwurf, wenn ihre ungereimten Einfälle sich in der Zeitung nicht schön ausnehmen und nicht die Welt erobern. Als die Zeitung einging, schied er für seine Person aus dem politischen Tageskampf, aber er blieb seiner Partei treu und trug auch den Männern, deren Ungeschick in der Fractionspolitik er hinlänglich erfahren hatte, diese Dinge nicht nach. Er blieb in Berlin und wendete sich ausschließlich der litterarischen Kritik zu, indem er in sehr verschiedenen Blättern seine immer werthvollen Essays veröffentlichte.

Es beginnt nun die dritte Periode seines schriftstellerischen Wirkens. Wir rechnen die erste von 1847—1850, sie ist wesentlich politisch; die zweite von 1850—1860, sie ist überwiegend litterarisch-polemisch; nach dem kurzen Zwischenspiel mit der politischen Zeitung beginnt dann die dritte und letzte Periode. Er hatte sich an der Polemik gesättigt und hatte außerdem vielen und auch solchen Widerspruch erfahren, gegen dessen Berechtigung er sich nicht verschließen konnte; endlich war er trotz seiner Einsiedlernatur doch mit immer mehr Menschen in Berührung gekommen, zum Theil in wohlwollende Beziehung getreten.

Dies alles hatte die bei jeder Berührung mit einer fremdartigen Erscheinung aufzischende Ungeberdigkeit seiner Individualität gemildert. Er lernte fremde Individualität achten, wenn ihm auch das Verständniß nicht leicht wurde. Aber wenn das für ihn Befremdliche blieb, so fehlte ihm doch nicht mehr der Instinct, daß etwas Tüchtiges und Achtungswerthes sich darunter verbergen könne. So nahm denn seine litterarische Production eine andere Form an. Er suchte mehr zu charakterisiren als zu kritisiren, er vermied die Schroffheit des Tadels und des Vorwurfs. Aus den Essays, die er in dieser Art veröffentlichte, sind nach und nach fünf Sammlungen entstanden: 1) 1870 „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“; 2) 1871 „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“, neue Folge; 3) 1873 „Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“; 4) 1875 „Charakterbilder aus der zeitgenössischen Litteratur“; 5) 1878 „Porträts aus dem 19. Jahrhundert“. Seit 1878 erschien keine solche Sammlung mehr, den Verfasser nahm die Ausarbeitung, bezüglich die Redaction der von ihm geplanten Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit mehr und mehr in Anspruch.

Vor dem Eingehen auf die Sammlungen der Essays ist ein Blick auf jene Lebensjahre von 1864—1886 im ganzen zu werfen. Auch S. erlebte in gewissem Sinne den glorreichen Spruch: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Er sprach es oft aus, daß, was wir erlebt, weit hinausgehe über Alles, was dieses Geschlecht je geahnt, gehofft, geträumt. Auch litterarisch glaubte er zu gewahren, daß das, was er als Kritiker gefordert, mehr und mehr zu Geltung gelange. In den Essays machte sich diese Stimmung bemerklich und trug zu der überall hervortretenden Milderung des Urtheils bei.

Als die letzte Essaysammlung im J. 1878 erschienen war, trat aber eine Trübung der Stimmung, wie in allen Kreisen des gebildeten Deutschland, so auch bei unserem Freunde ein. Der Bruch des Fürsten Bismarck mit der nationalliberalen Partei, das Zurückweichen im Culturkampf, der Uebergang zum Schutzzollsystem waren unverständliche und bedenkliche Vorgänge. Nachdem die Deutschen mehr erlangt, als sie jemals auch nur zu träumen gewagt, hätte unser Freund geglaubt, sie würden nun ihr Haus mit allem was darinnen, Staat, Kunst, Wissenschaft, Familie, Gewerbe u. s. w. als vernünftige Leute einrichten, sich friedlich besprechen und verständigen. Statt dessen sah er neuen und alten Hader. Er hatte geglaubt, daß die Dichtung mehr und mehr die von ihm geforderten Wege einschlagen werde; statt dessen verfiel sie in eine ihm ganz fremde Einseitigkeit. Eine wahre Freude bereitete ihm nur die Erscheinung von Konrad Ferdinand Meyer. Er sah in ihm die größte Dichterkraft, die seit Heinrich v. Kleist in deutscher Sprache aufgetreten.

Unter diesen wechselnden Stimmungen beschäftigte ihn die Verschmelzung seiner beiden Werke über die deutsche Litteratur. Der Umfang des Ganzen wurde auf fünf Bände berechnet, soviel wie die beiden getrennten Werke bereits zusammen ausgemacht hatten. Aber die einzelnen Bände sollten viel schwächer werden, weil alles Ueberflüssige herausgeworfen werden sollte. Man kann da fragen: Was ist überflüssig, was ist nothwendig? Das Merkmal der Unterscheidung wollte der Verfasser darin erkennen, ob eine litterarische Erscheinung bleibend gewirkt hat. Außerdem sollte die chronologisch-synchronistische Methode wieder aufgegeben werden. Der Hauptcharakter des Buches ist jedoch geworden, daß die litterarischen Persönlichkeiten und Erzeugnisse überall selbst zum Wort kommen in einer meist neuen, mit sehr fester, richtig unterscheidender Hand getroffenen Auswahl. Der aphoristische Gang der Darstellung ist vom 3. Bande an, der nach Schmidts Tode herausgekommen, gemildert, während er in den beiden ersten

Bänden noch sehr vorherrscht. Das eigene Urtheil, wo es unmittelbar hervortritt, gleicht merkwürdigerweise mehr der früheren scharfen Weise, als der milden der späteren Essays. Wie viel man aber auch gegen das Urtheil des Verfassers einzuwenden haben kann, so bleibt doch das Wort eines Kritikers der neuen Litteraturgeschichte in Geltung: sie wird sich noch lange behaupten, weil sie eine ganze Bibliothek ersetzt.

Wenden wir uns noch einmal zu den Essays der dritten Periode. Sehr mannichfaltig in den Gegenständen, behandeln sie zum Theil Erscheinungen, die der Verfasser schon in den fünfziger Jahren unter das kritische Messer genommen hatte, aber nunmehr in veränderter Auffassung und Darstellung. Hervorragend sind die Essays über die Schriftsteller, gegen die S. von Anfang in ein Verhältniß der Anerkennung getreten war. Es sind Fritz Reuter, Otto Ludwig, Iwan Turgenjeff. Unbedingt ist die Anerkennung für Reuter, bei den anderen beiden Dichtern erleidet sie erhebliche Einschränkungen, doch bleibt Theilnahme und Wohlwollen der Grundton. Ein sehr gelungener Essay ist auch der über Friedrich Spielhagen durch die feinen Bemerkungen und durch die schonende und doch nichts verschweigende Kritik. Was nun aber diejenigen Essays betrifft, worin Tadel und Zurückweisung vorwiegen, so bekunden sie zwar das ehrliche Bestreben, Gerechtigkeit, mit Milde verbunden, anstatt des früheren ungeberdigen und burschikosen Tones vorwalten zu lassen. Aber man kann nicht sagen, daß diese Behandlung viel angenehmer wirkt. Von den kritischen Leistungen Schmidts, soweit sie gut und wirksam ausgefallen, gilt das Wort: facit indignatio versum. Es ist das Temperament, das ihn zum Schriftsteller macht, Humor oder Pathos müssen ihm die Feder führen. Das überkluge Wohlwollen, das er in den späteren Essays angenommen, steht ihm durchaus nicht.

In seiner langen und reichen kritischen Thätigkeit hat S. fast alle sittlichen und ästhetischen Grundsätze sowie die Fragen berührt, welche die Grundlagen des Wissens betreffen. Natürlich ist dies mit sehr verschiedener Gründlichkeit und mit sehr verschiedenem Erfolg geschehen. Man müßte ein ganzes Werk schreiben, um ihn überall zu berichtigen oder zu vervollständigen. Sehr nothwendig wäre jedoch eine Auseinandersetzung und Widerlegung der Stellung, welche er zu den Classikern des deutschen Geistes, zu den großen Dichtern und Philosophen eingenommen. Er hat mit dieser Stellung jahrelang Anstoß erregt. Vielleicht ist jetzt eine Zeit da, wo ihn die Barbaren des jüngsten Deutschland, die Aloger und Cyniker, unter ihre angeblichen Fahnenträger aufnehmen. Die Strafe wäre grausam, aber sie könnte nicht lange währen. Er war im Grunde seines Wesens Idealist und würde über gewisse neuere Erscheinungen der deutschen Litteratur in Zorn und Betrübniß gerathen. Er hatte freilich lange den sogenannten Realismus gepredigt, diese unglückselige Phrase, welche nachgerade nichts bedeutet, als die Gosse, in die jeder halbfertige Mensch ungewaschene Einfälle hineinschüttet. S. hatte sich die Formel ausgedacht, daß der Idealismus der Zweck der Kunst, der Realismus ihr Mittel sei. Das ist nicht gerade ungeschickt, führt aber nicht viel weiter, weil es sehr schwer ist, zu unterscheiden, was Zweck ist und was Mittel. In den organischen Schöpfungen sind Mittel und Zweck in Wahrheit nicht getrennt.

Das Eingehen auf Schmidts Verhältniß zu den classischen Geistern verbietet sich in diesem Werke durch die Rücksichten des Raumes. S. starb am 27. März 1886 plötzlich und leicht zu Berlin durch eine Lungenlähmung. Wenn die Alltagsansicht bekannt ist, daß kein Mensch unersetzlich sei, so sagt das tiefere Lebensverständniß, daß keine geprägte Individualität ersetzt wird. In allem Reichthum der Gegenwart fehlt uns die Vergangenheit und ihre nichtersetzten Persönlichkeiten. So genau und drastisch, wie S., vermag uns heute Niemand

bei den poetischen Speisen, die uns aufgetragen werden, zu überzeugen, was gesunde Bestandtheile und was widrige Gemenge einer gequälten Künstelei sind.

Vgl. Gustav Freytag, Julian Schmidt bei den Grenzboten, Preußische Jahrbücher, Juni 1886; und auch: Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben. Gesammelte Werke I.

Constantin Rößler.

Schmidt: Julius S., Astronom und Geophysiker, geboren am 26. October 1825 zu Eutin in Holstein, † am 8. Januar 1884 zu Athen. In seiner Vaterstadt empfing S. den ersten Unterricht, und von da ging er an das Gymnasium zu Hamburg über, wo er bereits durch seine Neigung zu naturwissenschaftlicher Beschäftigung, sowie durch Formensinn und Geschick im Zeichnen vielen Genossen auffiel. Ohne eigentlich studirt zu haben, bildete sich S. von 1842 an bei Rümker zum beobachtenden Astronomen aus, kam dann 1845 an die Privatsternwarte Benzenberg's zu Bilk (bei Düsseldorf) und 1846 als Argelander's Gehülfe nach Bonn. Hier vollendete er seine Bildung, die ihn namentlich für topographische und physikalische Astronomie in seltenem Maaße befähigte; eine treffliche Probe davon legte er ab, als er 1851 zur Beobachtung der berühmten totalen Sonnenfinsterniß nach Ostpreußen entsendet wurde. Bald nachher suchte der österreichische Prälat, Domcapitular E. v. Unkrechtsberg in Olmütz, eine geeignete Kraft als Vorstand der von ihm eingerichteten Sternwarte, und nachdem S., auf Argelander's Empfehlung hin, diese Stelle erhalten hatte, verblieb er in ihr von 1853—58. Dann aber rief ihn sein Schicksal in größere Verhältnisse. Baron Sina hatte in Athen eine neue Sternwarte gegründet, für deren Direction wol keine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden konnte, als eben S., denn die unglaubliche Uebung seines Auges ließ ihn mehr denn jeden anderen von dem stets klaren Himmel Attikas Nutzen ziehen, und alle Fachgenossen wußten, daß, wenn es sich um möglichst andauernde Verfolgung eines von Norden gegen Süden sich bewegenden Himmelskörpers handelte, ein Appell an Schmidt's Mitwirkung niemals fruchtlos war. Ein Vierteljahrhundert hat S. in Athen gewirkt, allgemein — insbesondere auch am Hofe — geschätzt, ohne zur Gründung eines Hausstandes die Zeit erübrigen zu können. Schmerzen und Krankheit blieben ihm erspart; er hatte noch am Vorabend seines Todes in gewohnter Frische einer vom deutschen Gesandten gegebenen Gesellschaft beigewohnt und wurde während der Nacht vom Herzschlage dahingerafft. Anläßlich ihres Jubiläums hatte die Universität Bonn 1868 S. zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt.

Schmidt's ältere Arbeiten, Beobachtungen von Meteoren, Mondhöfen u. s. w. sind in Poggendorff's Annalen (Band 80—92) enthalten; später wählte er zur Veröffentlichung seiner äußerst zahlreichen Beobachtungen besonders die Astron. Nachrichten, zu denen er übrigens schon seit 1843 Beiträge geliefert hatte. Seine erste selbständige Schrift erschien 1852 in Berlin (Resultate aus zehnjährigen Beobachtungen über Sternschnuppen; Sendschreiben an A. v. Humboldt); bald nachher (Braunschweig 1856) kam die gleichfalls durchaus auf eigene Wahrnehmungen sich stützende, aber auch die Forschungen Anderer gebührend berücksichtigende Schrift über das Zodiakallicht heraus. Mit den Kometen beschäftigte er sich nicht minder angelegentlich, und insbesondere dem berühmten Septemberkometen von 1882, den er in Athen besonders lange zu sehen in der Lage war, hat er seine Aufmerksamkeit zugewendet. Am 24. September 1876 entdeckte er einen neuen Stern dritter Größe im Sternbilde des Schwanes. Auch für die Sonnenflecke liegt von ihm eine 11 Jahre (1841—51) umfassende Beobachtungsreihe vor.

Dasjenige Gebiet der Sternkunde jedoch, welches Schmidt's Namen recht eigentlich berühmt machen sollte, war die Selenographie; er ist für unsere Kenntniß von der Oberflächenbeschaffenheit des Erdtrabanten seiner Zeit das geworden, was Hevelius dem XVII., Tob. Mayer dem XVIII., Mädler den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts gewesen war. Sein über diesen Gegenstand geschriebenes Werk („Der Mond; ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang und Standpunkt unserer Kenntnisse von der Oberflächengestaltung und Physik dieses Weltkörpers", Leipzig 1856) gilt noch heute als ein Grundbuch, ungeachtet seitdem neue und bedeutende Leistungen englischer Astronomen gerade auf diesem Gebiete an's Licht getreten sind. Ununterbrochen arbeitete S. an seiner Mondkarte, welche, sechs Fuß im Durchmesser haltend, 1878 auf Kosten der preußischen Regierung der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Sie enthält 30 000 Krater, ebensoviele eigentliche Berge und über 300 Rillen (wahrscheinlich feine Sprünge der Mondrinde). Von letzteren arbeitete S. einen eigentlichen Katalog aus, der nicht weniger denn 425 solcher Objecte in sich schließt, während bis dahin nur 141 bekannt gewesen waren. Uebrigens hat derselbe auch die ältere vorzügliche Mondkarte seines Vorgängers Lohrmann der Vergessenheit entrissen und neu aufgelegt. Alle diese zahlreichen astronomischen Arbeiten füllten übrigens noch lange nicht Schmidt's ganze Zeit und Kraft — selbst nur auf diesem einen Arbeitsfelde — aus, vieles andere harrt erst noch des Bekanntwerdens. Indem nämlich S. der Geldmittel halber Schwierigkeiten bei der Publicirung seiner Athener Beobachtungen fand, von denen nur zwei Bände in den Buchhandel gelangten, bot er zu Ende der siebziger Jahre sein gesammtes handschriftliches Material der Reichsregierung an. Dieselbe ging darauf ein, erwarb die Sammlung und gab sie dem astrophysikalischen Observatorium (Sonnenwarte) zu Potsdam in's Depositum. Der Schatz, denn so darf man sich wol ausdrücken, enthält u. a. 300 Ortsbestimmungen von Nebelflecken nebst einer Reihe detaillirter Zeichnungen der wichtigeren, sehr viele photometrische Messungen, Beobachtungen über das Dämmerungsphänomen und eine über dreißig Jahrhunderte umfassende Liste von Meteorsteinfällen.

Noch aber sind wir mit der Kennzeichnung von Schmidt's wissenschaftlichem Wirken lange nicht zu Ende, denn neben der Astronomie cultivirte er auch mit Eifer und Erfolg die physikalische Geographie. Er war einer der ersten, die das neue Aneroidbarometer von Bourdon kritisch prüften und es ausgiebig zu Höhenmessungen anwandten; er bereiste mit demselben die römisch-neapolitanischen Vulkanbezirke und lieferte aus diesen sehr viele neue Höhenkoten. Vulkanische und seismische Erscheinungen hatten von jeher großen Reiz für ihn, und so ist denn auch das uns schon bekannte Buch vom Monde gleichsehr von geologischem wie von astronomischem Interesse. Hellas, das Land des meererschütternden Poseidon, bot Schmidt's Neigungen neue und mannichfaltige Anregung; seine „Vulkanstudien" (Leipzig 1874) und nicht minder die „Studien über Erdbeben" (ebenda 1875) enthalten der beachtenswerthen Gesichtspunkte überaus viele, umsomehr, da der Verfasser allenthalben aus dem Vollen geschöpft und — nicht ohne eigene Gefahr — anläßlich der großen phokischen Erderschütterung und des unterseeischen Vulkanausbruches von Santorin reiche persönliche Erfahrungen gesammelt hatte. Endlich datirt auch erst von dem Auftreten dieses unermüdlichen Mannes eine wirkliche Klimakunde von Griechenland, deren Grundlinien er in einem dreibändigen Werke („Beiträge zur physikalischen Geographie Griechenlands", Athen 1861—69) gezogen hat.

Nekrolog von Holetschek (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 6. Jahrgang, S. 475 ff.). — Nekrolog von Wolkenhauer, Wagner's

Geographisches Jahrbuch XI, 390. — Clerke, Geschichte der Astronomie während des XIX. Jahrhunderts, deutsch von Maser, Berlin 1889. S. 326, 328 ff., 438 ff., 454 ff. — C. Neumann-J. Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland, Breslau 1885.

Günther.

Schmidt: Karl S., der „anthropologische Pädagog" des 19. Jahrhunderts, wurde am 7. Juli 1819 in Osternienburg in Anhalt als Sohn eines Bauern geboren, kam nach dem Besuche der dortigen Dorfschule erst 1834 auf das Gymnasium in Köthen und bezog 1841 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Von Anfang an wandte er sich mit Vorliebe philosophischen Studien zu und wurde ein eifriger Hegelianer, die theologischen Studien betrieb er ohne rechten Antheil: „Der Kampf gegen Satzungen und Formelwesen soll die Aufgabe meines Lebens sein." 1844 ging er nach Berlin und beschäftigte sich hier vornehmlich mit Schleiermacher, der ihn über die „Hegelei" hinausführte. 1845 wurde er Hülfslehrer am Gymnasium in Köthen, 1846 trotz seines Gegensatzes zum Bekenntnisse der Kirche (die von ihm aufgeworfene Frage: „Luther oder wir?" beantwortete er mit einem stolzen „Wir!") Pfarradjunct in Edderitz. Bereits 1850 schied er jedoch wieder aus dem geistlichen Stande, dem er innerlich immer fremd geblieben war, und übernahm wieder eine Lehrerstelle am Gymnasium in Köthen, die er bis 1863 beibehielt. Das Amt ließ ihm Zeit zu umfassenden pädagogischen Studien und schriftstellerischen Leistungen: 1854 erschien das „Buch der Erziehung", 1856 „Briefe an eine Mutter über Leibes- und Geisteserziehung ihrer Kinder", 1857 die „Gymnasialpädagogik", 1860 die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts", 1862 die vierbändige „Geschichte der Pädagogik", welche seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Auch gab er eine Zeitschrift, „Die Erziehung der Gegenwart", heraus. Die Grundanschauung seiner Pädagogik ist die, daß die Unterlage des Unterrichts und der Erziehung nicht bloß die Psychologie, sondern die Anthropologie sein müsse, die Pädagogik soll nur „angewandte Anthropologie" sein; „Den Menschen erkennt nur, wer die Natur im Menschen und den Menschen in der Natur erkennt." Mit derartigen einer zwar radicalen, aber doch ziemlich dürftigen materialistischen Weltanschauung entsprechenden Schlagworten fand S. bei einem großen Theile der Volksschullehrer, welcher sich gleich S. im Gegensatze zur Kirche fühlte, lebhaften Anklang; auf den „Deutschen Lehrerversammlungen" war er eine hochangesehene und führende Persönlichkeit, zumal die Gabe der freien Rede ihm in ungewöhnlichem Maaße zu Gebote stand. Einer wissenschaftlichen Prüfung halten seine Theorieen, die ihn folgerecht dahin führten, in der Phrenologie die Grundlage der Pädagogik der Zukunft zu erblicken, nicht Stand. — Im J. 1863 wurde S. als Seminardirector und Schulrath für das Volksschulwesen nach Gotha berufen, veröffentlichte alsbald eine „Geschichte der Volksschule und des Lehrerseminars im Herzogthum Gotha" und eine Schrift „Zur Reform der Lehrerseminare und der Volksschule", beides 1863, starb aber bereits am 8. November 1864. Nach seinem Tode erschien noch 1865 „Zur Erziehung und Religion" und die „Anthropologie". Die „Geschichte der Pädagogik" hat noch mehrere Auflagen erlebt, welche sein begeisterter Verehrer Wichard Lange in Hamburg bis 1884 besorgte.

W. Lange im IV. Bande der Gesch. der Pädag., 3. Aufl., S. 1088—1140, wo die Anschauungen Schmidt's sehr eingehend dargelegt sind. — W. Lange's Nachruf im Hamburger Schulblatt 1864, Nr. 354.

R. Hoche.

Salomon *): Gotthold S., jüdischer Theologe und Kanzelredner, geb. am 1. November 1784 in Sandersleben, † am 17. November 1862 in Hamburg. Von besonders günstigem Einflusse auf die geistige Entwicklung des jungen S. war der Unterricht in Bibel und Talmud, den er seit seinem zwölften Lebensjahre in seiner Vaterstadt bei dem tüchtigen praktischen Pädagogen Heinemann genoß. Die Grundlage zu seiner allgemeinen Bildung erhielt er gleichzeitig durch den Caplan Bobbe. Im J. 1800 ging er nach Dessau, um bei dem dortigen Rabbiner seine Talmudstudien fortzusetzen, daneben versäumte er es jedoch nicht, durch Selbstunterricht seine Kenntnisse nach jeder Richtung hin zu erweitern und sich besonders mit den Werken deutscher Dichter, Philosophen, Pädagogen und Prediger vertraut zu machen. Besonders zog ihn der ethische Lehrgehalt des Judenthums an, dessen Darlegung und Klarmachung er sich in dem Religionsunterrichte, den er seit 1802 in der jüdischen Franzschule zu Dessau ertheilte, und später in seinen Predigten zur besonderen Aufgabe machte. Sehr anregend wirkte auf S. der innige Verkehr mit seinen Collegen an der genannten Schule und der Umgang mit christlichen Litteraten. Letztere (Pfarrer de Marées und der Kanzelredner Spieker) machten ihn auf die homiletischen Werke Zollikofer's, Jerusalem's, Reinhardt's u. a. aufmerksam, die ihm zur Anleitung dienten. Sein erstes schriftstellerisches Product war eine deutsche Uebersetzung der Bücher Haggai und Maleachi, die er mit einem kurzen im Geiste der Mendelssohn'schen Schule gehaltenen hebräischen Commentare begleitete (Dessau 1805). Bald wurde er auch Mitarbeiter an der zur Verbreitung der Cultur unter den Israeliten gegründeten Zeitschrift „Sulamit". Auf Anregung David Friedländer's veröffentlichte er 1814 eine Schrift: „Licht und Wahrheit, die Umbildung des israelitischen Cultus betreffend", in der er für die Reform des synagogalen Gottesdienstes eintrat. Eine größere Verbreitung fand „Selima's Stunden der Weihe, eine moralisch-religiöse Schrift für Gebildete des weiblichen Geschlechts" (Leipzig 1816), ein Erbauungsbuch, das seiner Zeit viel gelesen wurde. S. erfreute sich schon als Kanzelredner eines großen Rufes, als ihm im J. 1818 die Stelle eines zweiten Predigers bei dem „neuen israelitischen Tempelverein" in Hamburg übertragen wurde. In diesem Berufe, in welchem er bis zu seiner im J. 1857 erfolgten Pensionirung wirkte, fand S. auch den ergiebigsten Boden für seine litterarische Thätigkeit. Im J. 1819 gab er die erste Sammlung der im Hamburger israelitischen Tempel gehaltenen Predigten heraus, der dann noch viele größere und kleinere Schriften gleichen Inhalts folgten. Die deutsche Kanzelberedtsamkeit in den Synagogen war zur Zeit, als S. sie zur Blüthe brachte, noch über ihre ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Er selbst bildete sich, was den formellen Aufbau der Predigt betrifft, an christlichen Mustern heran, so daß man ihn mit Claus Harms verglich und ihn den „jüdischen Dräseke" nannte, aber seine hervorragende Fähigkeit kann nicht besser bezeugt werden, als dadurch, daß er, der Alles, was er war, selbst aus sich gemacht hatte, diese Muster auch erreichte. Salomon's Predigten haben fast durchwegs die Beleuchtung der durch klare logische Deduction aus biblischen Texten entwickelten praktischen Moral des Judenthums, deren Anwendung auf das Leben er lehrt, zum Inhalte. Von der rabbinischen Haggada macht er nur geringen Gebrauch, aber wo dies geschieht, fügen sich die derselben entnommenen Aussprüche so zwanglos in die Rede, als ob sie nothwendig zu dem Gefüge derselben gehörten. Was seinen Predigten einen besonderen Reiz verleiht, ist die edle Einfachheit der Sprache, die, von aller Ueberladung und Gespreiztheit sich ferne haltend, den Gedanken in lichter Klarheit hervortreten läßt, ihn Jedem verständlich macht und zugleich auch zu Herzen

*) Zu Bd. XXX, S. 281.

führt. Im allgemeinen macht S. mehr die Erbauung als die Belehrung zum Zwecke der Predigt, daher ihre unmittelbare Wirkung wohl eine größere gewesen ist, als nach dem geschriebenen Worte sich vermuthen läßt. Meisterhaft ist die Disposition des Themas, in dessen Behandlung sich eine alle Schwierigkeiten besiegende Gewandtheit zu erkennen gibt. Von besonderer Bedeutung sind die in Kanzelvorträgen dargestellten Lebensbilder Mose's (Hamburg 1835), David's (Hamburg 1837) und Elia's (Hamburg 1840). Die Predigten Salomon's zeugten, daß das Judenthum die höchste Moral in sich enthalte und bildeten dadurch allein schon eine Widerlegung der gegnerischen Behauptungen, in denen das bestritten wurde. Inzwischen fand er auch Anlaß zu directer Zurückweisung gegen das Judenthum gerichteter Angriffe. Nachdem er schon (im Vereine mit Josef Wolf) in einer Schrift „Charakter des Judenthums“ gegen judenfeindliche Bestrebungen der Professoren Rühs und Fries in die Schranken getreten war, fühlte er durch Anton Theodor Hartmann's „Eisenmenger und seine jüdischen Gegner“ (Altona 1835) sich aufgefordert, in einer Gegenschrift „Briefe an Hrn. Ant. Th. Hartmann“ (Altona 1835) die Nichtigkeit der darin aufgestellten Gründe, aus welchen den Juden die Emancipation versagt werden müsse, nachzuweisen. Hartmann versuchte zwar in einer Gegenschrift seine Behauptungen zu rechtfertigen, doch war ihm das so wenig gelungen, daß es S. ein Leichtes war, in einer zweiten Broschüre dieselben völlig zu nichte zu machen. Nicht schwieriger war es, Bruno Bauer's Behauptung, daß die Juden dadurch, daß sie für die Erhaltung ihres Gesetzes und ihrer Sonderart einstanden, die von ihnen erlittenen Verfolgungen selbst verschuldet und verdient hätten, abzuweisen. Innerhalb des Judenthums blieb S. ein consequenter Wortführer des Reformprincips, das er auch auf den Rabbinerversammlungen (1844—46) auf das entschiedenste vertrat. Wie sehr S. davon überzeugt war, daß dasselbe mit Bibel und Tradition in Einklang stehe, läßt sich aus der Schrift „Das neue Gebetbuch und seine Verketzerung“ (Hamburg 1841) ersehen, in der er die Aenderungen, die schon vor Antritt seines Amtes in den liturgischen Texten vorgenommen wurden (Modificirung der auf den persönlichen Messias und die dereinstige Restauration des Opfercultus betreffenden Stellen u. dgl.), gegen die Einwendungen, welche von dem Hamburger Rabbiner Bernays erhoben wurden, zu rechtfertigen suchte. Erwähnenswerth ist noch, daß Salomon's Schrift „Erinnerungen an das Seebad Helgoland im Jahre 1834 in Briefen“ (Hamburg 1838) nicht wenig dazu beitrug, den Ruf dieses Curorts zu verbreiten.

G. Salomon's Selbstbiographie, Leipzig 1863. — Biographische Skizzen von Ph. Philippson, 3. Heft, Leipzig 1866. — Kayserling, Bibliothek jüdischer Kanzelredner I, 142 ff. Brüll.

Salvotti*): Anton S., Freiherr v. Eichenkraft und Bindeburg, österreichischer Reichsrath, entstammte einer alten, in Südtirol begüterten Familie. Er wurde zu Mori am 10. December 1789 geboren; seine Jugend fiel daher in die von Coalitionskriegen bewegte und zwar gerade seine eigene Heimath heftig erschütternde Zeit. Im J. 1805 ward Tirol von Oesterreich getrennt, der südliche Landestheil mit dem Königreiche Italien, der nördliche mit Baiern vereint. Von diesen politischen Ereignissen scheint Salvotti's Studiengang mitbestimmt gewesen zu sein. Nachdem S. die Rechtsstudien an der Universität in Innsbruck begonnen hatte, bezog er nämlich zunächst die Universität Landshut in Baiern, an welcher damals Savigny lehrte, und dann die Universität Pavia in Italien. In Landshut hatte S. das Glück, als Schüler Savigny's in dessen engeren Kreis gezogen zu werden, um von da an mit dem Meister der deutschen Rechtswissenschaft bis

*) Zu Bd. XXX, S. 286.

zu dessen Tode in naher Freundschaft verbunden zu bleiben. Dieser Kreis in Landshut ist in der Litteratur ausgezeichnet durch die Erinnerung, welche Bettina in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde niedergelegt hat, und die fascinirende Persönlichkeit Salvotti's tritt schon in dem hier von Mädchenhand entworfenen Porträt des Jünglings klar zu Tage. Der junge Italiener mit seinen schönen Augen, so heißt es dort, wird täglich blasser, schlanker, interessanter; im weiten grünen Mantel, der die edelsten Falten um seine feste Gestalt wirft, zieht er die Blicke auf sich, unstörbare Ruhe in den Bewegungen, glänzende Regsamkeit im Ausdruck. Und diese Schilderung wird gewiß durch Bettina's beigefügte schalkhafte Bemerkung nicht beeinträchtigt, es habe sich kein gescheut Wort mit ihm sprechen lassen, so tief sei er in Gelehrsamkeit versunken gewesen. Als Savigny nach Ostern des Jahres 1810 von Landshut den, wie Bettina anschaulich schildert, die ganze Universität tief bewegenden Abschied nahm, da war S. einer jener sechs geliebtesten Schüler, welche dem theueren Lehrer noch bis Salzburg das Geleite gaben. Der erste und älteste aus diesem studentischen Gefolge, Nepomuk Ringseis, der nachmals berühmte Arzt der Münchener Hochschule, hat nach vielen Decennien in seinen Lebenserinnerungen bei der Erwähnung der Genossen aus dem Savigny'schen Kreise Salvotti's in der ehrendsten Weise gedacht. S. habe seinem Lehrer große Ehre gemacht und in Grundsätzen wie persönlich ihm treueste Anhänglichkeit bewahrt.

Ueber die weiteren Jugendschicksale Salvotti's fließen die Quellen nicht so reichlich. Sicher ist nur, daß S. an der Universität Pavia den juridischen Doctorgrad erwarb und in Mailand in die juristische Praxis eintrat; es scheint, daß diese Praxis die advocatorische war.

Wie das Studium in Landshut den Grund zu jener gemeinrechtlichen Bildung legte, durch welche sich S. später in der österreichischen Juristenwelt auszeichnete, so wurzelte die Kenntniß des französischen Rechtes und die Vorliebe für französische Justizeinrichtungen, welche S. bis zu seinem Lebensende eigen war, sicherlich in diesen Jugendeindrücken, welche er in den letzten Jahren der französischen Herrschaft in Italien empfing. Noch vor dem Sturze der letzteren kehrte er aber in seine Heimath zurück, war in Trient durch kurze Zeit Advocat und trat bei dem Siege der österreichischen Waffen zu Ende des Jahres 1813 in den österreichischen Justizdienst, in welchem er in raschem Laufe Stufe um Stufe zurücklegte.

Nachdem S. bei den provisorischen Gerichten der Uebergangszeit in Trient zuerst als Rath, dann als Staatsprocurator fungirt hatte, wurde er Ende 1815 Landgerichtsrath in Trient und im J. 1819 Assessor bei dem Appellationsgerichte in Venedig. Hier in Venedig begann nun jene vielberufene Thätigkeit in politischen Criminalprocessen, welche in Salvotti's Amtsleben eines der hervorragendsten Momente bildet. Im J. 1819 war auf kaiserlichen Befehl zunächst in Venedig eine Specialcommission zur Durchführung des Processes gegen die Carbonari aufgestellt worden, und zum Untersuchungsrichter in dieser Commission ward S. gleich bei seiner Ankunft in Venedig ernannt. Es genügt, an die Verurtheilung Silvio Pellico's in diesem weitwendigen, gegen 40 Beschuldigte geführten Processe zu erinnern, um die Tragweite desselben klarzustellen. Als die Carbonaricommission in Venedig (durch kaiserl. Entschließung vom 29. April 1822) aufgelöst und die Geschäfte derselben den mittlerweile (durch kais. Entschließung vom 7. September 1821) wegen der piemontesischen und neapolitanischen Unruhen errichteten Specialcommissionen I. und II. Instanz in Mailand zugewiesen wurden, trat S., gleichzeitig zum Rathe des Appellationsgerichts in Mailand befördert, als das vorzugsweise mit der Untersuchung zu betrauende Mitglied in die Commission I. Instanz. In dieser Eigenschaft hatte er den Proceß gegen den Grafen Con=

falonieri und Genossen zu führen, welcher wie der Venetianer Proceß mit der Verurtheilung der meisten der Beschuldigten schloß.

Bei dieser politisch eingreifenden Wirksamkeit war natürlich die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf S. gerichtet, und es konnte nicht fehlen, daß der Haß der durch den Urtheilsspruch getroffenen Parteien sich unauslöschlich gegen ihn kehrte. Wie in den Tagen der Bewegung selbst, so erscholl auch nach Decennien noch der Ruf der Verwünschung gegen S. aus allen jenen Kreisen, welche mit der Sache der italienischen Revolution sympathisirten. S. war sich dessen wohl bewußt; mit stolzem Selbstgefühl erklärte er nach Jahren in einer amtlichen Rechtfertigung: „Wer Confalonieri als einen Märtyrer betrachtet, muß mich hassen.“ Heute, da das Werk der italienischen Einheitsbewegung abgeschlossen vorliegt, sollte ein ruhiges Urtheil möglich sein. Auch auf jener Seite, welche Italiens politische Einheit mit rückhaltloser Freude begrüßt, müßte zugegeben werden, daß Salvotti's italienische Nationalität ihn der Pflicht nicht entheben konnte, welche ihm seine Stellung als österreichischer Richter auferlegte. Wohl ist die Specialcommission im ganzen weiter gegangen, als die Behörden es für möglich hielten; sie hat politische Verbrechen aufgespürt, wo man von Seite der Behörden nichts Arges ahnte, so z. B. bei der Verhaftung des Prätors Solera. Ihr Eifer war aber ein rücksichtsloser und hat, wie actenmäßig feststeht, zum Unterschiede von der Schwäche oder Grundsatzlosigkeit der politischen Behörden auch die vertrauten Organe der Regierung selbst nicht verschont, wenn dieselben des Carbonarismus verdächtig waren. Und wenn man endlich den Angriffen auf den Grund gehen will, so sind in der Mehrzahl der Schriften, welche sich gegen S. kehren, nur allgemeine, schwer controlirbare Beschuldigungen, so jene der Erpressung von Geständnissen, enthalten. In den Memoiren Andryane's, des Gefängnißgenossen Confalonieri's im Spielberge, kommen allerdings ausführliche Mittheilungen über die Vorgänge im Mailänder Processe vor. Aber auch hier treffen die Vorwürfe zum größten Theile nur das durch die damalige österreichische Gesetzgebung vorgeschriebene geheime, inquisitorische Verfahren. Und was die gegen S. selbst in dieser Erzählung gerichtete Beschuldigung betrifft, er habe außer den Verhören durch Versprechungen und Drohungen in der Gefängnißzelle selbst auf den Häftling eingewirkt, so tragen diese Memoiren so sehr das Gepräge des Romanhaften an sich, daß sie uns von vornherein als ungeeignet erscheinen, um in dieser Richtung als ein Beleg zu gelten.

Wenige Monate nach der Verkündigung des Urtheils gegen Confalonieri und Genossen (nämlich mit kais. Entschl. vom 26. April 1824) ward S. zum Hofrath bei dem Veroneser Senat der obersten Justizstelle ernannt, verblieb aber auf kaiserlichen Befehl zunächst noch in der Mailänder Specialcommission und trat sein Amt in Verona erst am 15. Februar 1825 an. Im Alter von 34 Jahren war S. somit Rath des höchsten Gerichtshofes geworden; ein deutliches Zeichen des fortdauernden Vertrauens von Kaiser Franz, welches ihn bisher begleitet hatte, und, was auch den Gegnern bedeutsam erscheinen sollte, des Vertrauens des Richtercollegiums im Veroneser Senate, von welchem er einstimmig primo loco zur Ernennung vorgeschlagen worden war.

Hiermit tritt aber in Salvotti's Laufbahn ein Stillstand ein. S., der alle Stufen der Justizhierarchie bis zu dieser letzten in einem Decennium zurückgelegt hatte, verblieb in der Stellung im Veroneser Senat durch mehr als 20 Jahre. In diese Zeit fiel der Thronwechsel; bei der Krönung Kaiser Ferdinand's als König von Lombardo-Venetien (1838) wurde ein Füllhorn von Ehrenbezeigungen in Lombardo-Venetien ausgestreut; S. ging dabei leer aus. Erst im Jahre 1842, als S. schon im Senium des Veroneser Senates stand, erhielt er den Leopoldsorden. Im J. 1844 war die Stelle des Vicepräsidenten des Appellationsgerichts

in Venedig erledigt, und in dem Besetzungsvorschlag wurde Salvotti's glänzende Befähigung und Thatkraft, seine hervorragende juristische Bildung und seine besondere Eignung zu Gesetzgebungsarbeiten in den leuchtendsten Farben geschildert; die Stelle blieb aber auf Grund kais. Entschließung unbesetzt. Offensichtlich war seit dem Thronwechsel die Kraft des Widerstandes gegen die italienische Bewegungspartei eine geringere geworden und man glaubte, jene Personen nicht mehr auszeichnen zu dürfen, welche früher im Vordergrunde gestanden waren. Dieses Schwinden von Salvotti's Einfluß blieb natürlich nicht unbemerkt und so ist es sehr begreiflich, daß der Muth zum Angriff gegen ihn wuchs. Salvotti's wegwerfende Aeußerung bei einem Theaterscandal in Verona am 25. Januar 1846, die Polizei solle durch Arretirungen Ordnung schaffen, gab den Anstoß zu Demonstrationen, welche in Schmählibellen gipfelten und ihr nächstes Ziel sehr bald erreichten; S. wurde durch kais. Entschließung vom 18. Juni 1846 zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichtes in Innsbruck ernannt und damit vom italienischen Boden entfernt.

Wohl eröffnete sich später die Aussicht, daß die Präsidentenstelle des Veroneser Senates in Erledigung kommen sollte, und es bestand, wie aus den Acten erhellt, kein Zweifel, daß ein S. ebenbürtiger Rivale für diese Stellung nicht vorhanden war. Allein es war bestimmt, daß S. auf italienischem Boden nicht mehr wirken sollte; er wurde wohl schon im J. 1847 (mit kais. Entschließung vom 10. Juli) durch die Verleihung der geheimen Rathswürde ausgezeichnet, dann bei der Neuorganisirung der Gerichte nach dem Jahre 1848 (mit kais. Entschließung vom 28. December 1849) zum Präsidenten des neu errichteten Senates des Tiroler Ober-Landes-Gerichtes in Trient ernannt; nach Lombardo-Venetien kehrte er nicht mehr zurück. Wenn man daher fragt, und zur Beurtheilung der Angriffe auf S. ist diese Frage von Gewicht, ob S. aus seiner angefeindeten öffentlichen Thätigkeit auf die Dauer Vortheil gezogen habe, so muß die Antwort verneinend lauten. Im Gegentheil, man kann mit voller Sicherheit behaupten, daß S. zu den höchsten Stellen der Justiz nur deshalb nicht aufgestiegen ist, weil er sich für den Staat zu sehr exponirt und den Haß der politischen Parteien zugezogen hatte. Mit dem Jahre 1851 schloß aber überhaupt Salvotti's Wirksamkeit in der Justizsphäre ab, denn mit kais. Entschließung vom 13. April 1851 wurde er zum Mitgliede des neu geschaffenen ständigen Reichsraths in Wien ernannt.

S. stand nunmehr — auch an äußeren Ehren reich, denn die Mitglieder des Reichsrathes besaßen den Rang von Statthaltern — in jenem Thätigkeitsfelde, auf welches competente Beurtheiler seiner Persönlichkeit schon längst hingewiesen hatten, nämlich in Mitten der Legislation. Trotzdem möchten wir es aber nach manchen Anzeichen bezweifeln, daß es S. gelungen sei, im Reichsrathe einen großen Einfluß zu erringen. In seinem Wesen war S. trotz seiner politischen Anschauungen ein Italiener, seiner juristischen Denkungsart zufolge ein Anhänger der historischen Schule Deutschlands und Gegner der vormärzlichen österreichischen Jurisprudenz; er mußte somit in dem neuen Kreise zu Wien in vielfacher Beziehung als ein fremdartiges Element erscheinen. Es läßt sich daher ganz gut verstehen, wenn eine biographische Skizze sich zu erwähnen bemüßigt sieht, daß S. „fast nirgends vertrauensvollen Sympathieen begegnete“. Zudem ist es undenkbar, daß die bureaukratische Centralisation, welche in den fünfziger Jahren die innere Staatspolitik Oesterreichs beherrschte, mit den Ansichten Salvotti's von den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung übereinstimmte. Nur bei einer großen Staatsaction jener Zeit, dem Concordat mit Rom, läßt sich in der Hauptsache Salvotti's Einverständniß voraussetzen und hier ist auch seine amtliche Mitwirkung eine hervorragende gewesen.

S. gehörte zunächst jener Fünfer-Commission an, welche durch kais. Cabinetsschreiben vom 2. December 1851 unter Vorsitz des Cultusministers Graf Leo Thun zur Berathung eines neuen Ehepatentes eingesetzt wurde; sodann jenem Comité, welches durch kais. Resolution vom 14. September 1852 unter dem Vorsitz des Reichsraths-Präsidenten Baron Kübeck zur Berathung des Concordates zusammenberufen war; endlich der am 29. August 1855 bestellten Subcommission von 3 Mitgliedern, welche die Durchführungsmaßregeln zum Concordat zu berathen hatte. Wie S. sich bei dieser großen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche zu den Einzelfragen verhielt, ist damit natürlich nicht entschieden; es ist möglich, daß er trotz seiner principiellen Zustimmung bei weitgehenden Concessionen an die Kirche ein hemmender Factor war, wie von befreundeter Seite versichert wird. Was Salvotti's Haltung während der Comitéberathungen betrifft, so gilt für S. so gut wie für die anderen Theilnehmer an diesen Verhandlungen das Wort, daß die Geschichte des Concordates noch nicht geschrieben ist. Aber das Urtheil Salvotti's über das Ganze liegt in seinem veröffentlichten Briefe an Cardinal Rauscher vor; es sei nöthig gewesen, „die Kirche aus einer faulen Ruhe zu heben, in der man sie gerne gelassen hätte, um sie nach Umständen zu benützen oder zu ignoriren".

Mit dieser Thätigkeit Salvotti's bei den Concordatsverhandlungen hängt wahrscheinlich die Verleihung des Commandeurkreuzes des Leopoldordens (durch kais. Handschreiben vom 2. März 1854) zusammen. Infolge hiervon gelangte S. zur Baronie, nachdem er schon acht Jahre früher, nach seiner Versetzung nach Innsbruck, in den Ritterstand erhoben worden war. Er hatte sich bei letztgenanntem Acte das Prädicat „Eichenkraft" gewählt und verband damit nun als zweites das Prädicat „Bindeburg"; gleich der Wappendevise „Rumpor non flector" sollte der Adelsname sichtlich die Lebensführung des Adelserwerbers zum Ausdruck bringen, die Verknüpfung italienischen und deutschen Volksthums, das unerschütterliche Einstehen für den völkervereinigenden österreichischen Staatsverband.

Der Umschwung, welcher nach 1859 in Oesterreichs Staats-Verhältnissen eintrat, ergriff in erster Linie den Reichsrath. Dieser ward ausersehen, den Uebergang in eine Volksvertretung des Reiches zu vollziehen, und so erfolgte zunächst (durch kais. Verordnung vom 5. März 1860) bis zur Constituirung von Landesvertretungen die Verstärkung des Reichsrathes durch Vertrauensmänner der Krone aus den einzelnen Kronländern. In dieser, wenn auch nicht öffentlich, so doch in parlamentarischen Formen verhandelnden Körperschaft wurde S. sowohl in das große Comité zur Berathung des Staatsvoranschlages als in die Commission zur Berathung der Grundbuchordnung gewählt. In den Reden, welche S. im Plenum gehalten, tritt, allerdings durch das sichtliche Streben, zu glänzen, etwas getrübt, seine große Kenntniß heimischer und fremder Rechtszustände, sein tiefer juristischer Blick und sein eigenartiger politischer Standpunkt klar hervor.

So verneint er gegen den Justizminister von vornherein, auf die Erfahrungen in Italien und Deutschland gestützt, die als eine Consequenz des einheitlichen materiellen Civilrechts behauptete Nothwendigkeit eines einheitlichen Grundbuchrechtes; die Formen in Grundbuchsachen, so sagt er, seien verschieden nach der Verschiedenheit der Länder, der Cultur und der Eigenthumsverhältnisse, und die Grundbuchordnung selbst sei daher am besten den verschiedenen Landesvertretungen zu überweisen. In ähnlicher Weise unterstützt er die locale Anpassung der Forstgesetze. Er kämpft sodann mit Lebhaftigkeit und auch mit Erfolg dagegen, daß die Subventionirung einzelner Provinzen aus dem Staatsschatze als Unbilligkeit gegen die übrigen Länder bezeichnet werde, denn dies sei ein mate-

rialistischer Grundsatz: es gebe höhere Rücksichten, welche aus dem Wesen der Staatsverbindung fließen, und ein Land könne, was ihm an materiellen Mitteln fehle, in anderer Weise ersetzen, wie es z. B. Tirol im J. 1809 gethan. Er läßt ferner die Berathung des Justizbudgets nicht vorübergehen, ohne der Nothwendigkeit einer eingreifenden Justizreform das Wort zu reden; ein Justizministerium sei nur da nöthig, wo die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt sei; die Herstellung eines auf seine natürliche Aufgabe, die streitige Gerichtsbarkeit, beschränkten Gerichtsorganismus sei die Bedingung einer großen Ersparung im Justizbudget; diese Organisation, sowie die Einführung des öffentlichen, wahrhaft mündlichen Verfahrens auch in Civilangelegenheiten sei vor allem anzustreben.

Am eingehendsten hat schließlich S. seinen Standpunkt in der Debatte über die politischen Schlußanträge der Budgetcommission gekennzeichnet. Er schloß sich dem viel berufenen Majoritätsvotum an, welches die Kräftigung und gedeihliche Entwicklung der Monarchie in erster Linie von der Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder abhängig erklärte, und trat im Plenum zweimal für dasselbe ein. Er ging hierbei von der Nothwendigkeit einer starken centralen Macht in Oesterreich aus, ja, er betonte dieselbe mit Emphase; aber er setzte hinzu, daß das geistige Einheitsband in diesem eigenthümlich gegliederten Staate nur das dynastische sein könne. Nur in der Zustimmung der Bevölkerung zu den Maßregeln der Regierung liege die wahre Kraft eines Staates, nicht in der Einheit der Gesetzgebung. Diese Kraft in der Einheit der Gesetzgebung zu suchen, sei ein Fehler des Alles durchdringenden Bureaukratismus gewesen, und zwar schon aus dem Grunde, weil die Einführung eines allgemeinen Gesetzes wohl den gleichen Buchstaben des Gesetzes, nicht aber das gleiche Recht, zu welchem die geistige Aneignung durch das Volk gehöre, verbürge. Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch sei nirgends so freundlich aufgenommen worden als in Lombardo-Venetien, weil gerade hier die Quellen desselben den Juristen am meisten bekannt gewesen seien; man könne aber anderen Ländern, in welchen diese Voraussetzungen fehlen, ein solches Gesetzbuch nicht aufdrängen. Wolle man ein allgemeines Gesetz, dann müsse dieses die Eigenschaft eines subsidiären haben, wie das Römische Recht während des Bestandes des deutschen Reiches und wie das allgemeine Landrecht in Preußen. Aber trotz dieser auf die Berücksichtigung des Partikulären gelenkten Gedankenrichtung huldigte S. der „Autonomie" der Länder, wie sie damals empfohlen wurde, nur in beschränktem Maaße; der Centralgewalt müsse nothwendigerweise eine Gesetzgebungsgewalt zustehen, weil ein Staat, sei er klein oder groß, ohne die Gewalt der Gesetzgebung nicht denkbar sei.

Diese Rede war Salvotti's letztes öffentliches Auftreten. Er schloß sie mit folgenden, den Redner charakterisirenden Worten: „Ich bin ein treuer Diener meines Monarchen. Es sind 47 Jahre, daß ich mich in der amtlichen Laufbahn befinde. Was ich für die Sache der Ordnung geleistet habe, steht nicht allein in meinem Bewußtsein; die Geschichte spricht davon. Jene Kraft, jene bestimmte Thätigkeit, mit welcher ich in meiner Jugend mich gegen die revolutionäre Partei erklärte, hat mir den Haß derselben zugezogen, welcher mich während meiner ganzen Laufbahn begleitete, und in diesem höchst feierlichen Momente muß ich meinem Kaiser sagen, ein nach dem Majoritätsgutachten organisirtes Oesterreich wird auch den bevorstehenden Kampf glücklich bestehen."

Das Majoritätsvotum des verstärkten Reichsrathes gab bekanntlich für das constituirende Diplom vom 20. October 1860 die Richtung an und in diesem Rahmen hätte auch der ständige Reichsrath einen Platz gehabt. Die Durchführung des Diploms vermittelst der Gesetze vom 26. Februar 1861 blieb aber

nicht ganz in den vorgezeichneten Bahnen; der Name des Reichsrathes wurde wohl beibehalten, um die neue Reichsvertretung zu bezeichnen; das Wesen war aber ein anderes. In dem neu geschaffenen Staatsrathe, welcher in gewisser Art den ständigen Reichsrath ersetzte, hatte Lichtenfels, Salvotti's geistiger Antipode, den Vorsitz übernommen, und so ist es sehr begreiflich, daß S. gleich Leo Thun und vier anderen Reichsräthen nicht in Wirksamkeit verblieb. Er wurde mit kais. Handschreiben vom 12. März 1861 unter Verleihung des Großkreuzes des Ordens der eisernen Krone in den Ruhestand versetzt.

S. zog sich nach seiner Pensionirung in seine Heimath zurück und hier, in Trient, starb er am 17. August 1866, also gerade in jenen Tagen, in welchen die österreichische Herrschaft in Italien, für welche er einst mit aller Kraft seiner Persönlichkeit eingestanden war, unter dem Getöse der Waffen ihr Ende nahm.

Diese Tragik des Lebensganges wiederholt sich bei S. aber auch noch in seinem eigenen Familienleben in erschütternder Weise. S. hatte sich in der Zeit seiner Wirksamkeit in Venedig mit der Tochter des dortigen Appellationsgerichts-Präsidenten, Anna Fratnich, vermählt. Auf diese Verbindung zweier geistig hochbedeutender Personen fällt kein Schatten. S. selbst erklärte noch nach Jahren, er sei dem gefahrvollen kaiserlichen Rufe, in die Specialcommission in Mailand einzutreten, trotz der Thränen einer liebenden Gattin gefolgt. Desgleichen erfuhren die künstlerischen Neigungen Anna Salvotti's durch ihre Ehe keinen Eintrag; sie hat sich vielmehr später noch durch ihre Bethätigung auf dem Felde der Malerei, und zwar namentlich als Madonnenmalerin, ihren bedeutenden künstlerischen Ruf erworben. Das tragische Moment liegt in dem Verhältniß Salvotti's zu dem älteren seiner zwei Söhne (Scipio und Johann), welche im J. 1830 beziehungsweise 1832 zu Verona das Licht der Welt erblickt hatten. Scipio wurde in Wien in eine politische Untersuchung verwickelt, welche am 30. Jänner 1854 mit der kriegsgerichtlichen Verurtheilung zu zwölfjährigem Festungsarrest wegen Hochverrathes schloß. Die Nachsicht des Restes der Strafhaft wurde wohl schon durch kais. Gnadenact vom 19. September 1855 ertheilt und auch die Strafsolgen wurden später nachgesehen; Scipio S. hatte aber trotzdem mit den österreichischen Ueberlieferungen seines Vaters bleibend gebrochen und, zum Doctor der Medicin promovirt, erwirkte er sich die Auswanderungsbewilligung nach Italien (vom 31. Mai 1863). Nur der jüngere Sohn, welcher sich noch vor dem Tode des Vaters mit Wilhelmine Gräfin Puppi vermählt hatte (28. April 1866), pflanzte das Geschlecht in Oesterreich fort.

Ziehen wir die Summe von Salvotti's Leben, so bleibt dasselbe eine leuchtende Erscheinung der Verbindung italienischen und deutschen Geisteswesens und insbesondere der Wirksamkeit eines italienischen Stammesgenossen im österreichischen Staate. Die Bedeutung, welche der Geistesgröße Salvotti's zukam, ist dauernd festgestellt durch die huldigende Anerkennung, welche ihr der berühmte Systematiker des österreichischen Privatrechtes gezollt hat. In der Vorrede zu dem ersten Bande seines Systems (vom 2. Februar 1856) hat Josef Unger den lebhaften Dank für die aus dem Verkehr mit S. geschöpfte Förderung seines Werkes mit allem Feuer der Jugend ausgesprochen und S. damit ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Wer je das Glück gehabt hat", dies sind Unger's Worte, „mit einem Manne, dessen Geist die gewöhnlichen Dimensionen weitaus überschreitet, in lebhaftem wissenschaftlichen Verkehr zu stehen, von ihm über die schwierigsten Fragen der Wissenschaft Aufklärung, über vielbesprochene Materien neue Aufschlüsse zu erhalten, der wird die Fülle des Dankes ermessen können, welche ich hiermit dem großen Gelehrten, dem tiefen Kenner deutscher und französischer Jurisprudenz, dem Schüler und Freunde Savigny's aus vollem, warmem Herzen darbringe."

Die bei Wurzbach angezeigten Schriften. (Die dort citirte biographische

Skizze von Hoffinger ist in dem Oesterreichischen Volks- und Wirthschafts-Kalender für 1868 enthalten.) Ferner: Bettina von Arnim, Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835. 2. Theil. S. 122, 184—185. — Ringseis, Jugenderinnerungen, in den Historisch-politischen Blättern, 75. Bd., S. 843. — Gualteri, gli ultimi rivolgimenti italiani. Firenze, Parte prima 1850. S. 433; Documenti, Volume primo, 1851. Documento XLIII, LXXVII. — Pellico, Silvio, opere compiute. Lipsia 1834. (Le mie prigioni. Addizioni di Maroncelli.) S. 35, 36, 78. — Andryane, A., Mémoires d'un prisonnier d'état au Spielberg I, II. Paris 1837. — Maasburg, M. Friedrich v., Geschichte der obersten Justizstelle in Wien. Prag 1879. S. 203, 204. — Mages, A. Ritter v. Kompillan, Die Justizverwaltung in Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1887. S. 206. — A. Th. Michel, Beiträge zur Geschichte des österreichischen Eherechtes, 2. Heft. Graz 1871. S. 24 ff. — Wolfsgruber, Cardinal Rauscher. Freiburg i. Br. 1888. S. 152 ff. — Verhandlungen des österreichischen verstärkten Reichsrathes, 1860. Wien, Manz, 1860. I S. 44, 54, 56, 80, 102—104, 274—275, 279—280, 283, 286, 337—339, 342—345; II. S. 252—256, 368—369. — Josef Unger, System des österreichischen allgemeinen Privatrechtes. Leipzig 1856. Vorrede, am Schlusse. — Acten der k. k. obersten Polizei-Hofstelle im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern; Acten des Veroneser Senates der k. k. obersten Justizstelle in der Registratur des k. k. obersten Gerichtshofes.

Hugelmann.

Schäffler *): Johann S., Buchdrucker in Ulm, woselbst Johann Zainer im J. 1469 die erste Druckofficin errichtet hatte, dem 1482 Leonhard Holl, in demselben Jahre Konrad Dinckmuth und 1486 Johann Reger sich anreihten, begann seine Thätigkeit als Drucker daselbst 1493 und setzte dieselbe bis 1501 fort. Innerhalb dieser Zeit scheint er in Freisingen ein Zweiggeschäft gehabt zu haben, oder auf einige Jahre dahin mit seiner Druckwerkstatt übergesiedelt zu sein, denn auch hier erscheint sein Name als Drucker; später aber (1505) taucht er noch einmal auf einige Zeit in Konstanz am Bodensee auf. Im J. 1499 ging aus seiner Presse hervor: „Scribendi Orandiqz // modus. per Anthoni- // um Mancinellum". Das in kleinem Quartformate erschienene Werkchen trägt auf dem Titel zwar nicht den Namen des Druckers, wohl aber Druckort und Jahrzahl, die Initialen H. S. und Schäffler's Druckerzeichen. Dasselbe stellt Christus am Kreuze dar; vom Kreuzesstamm gehen je drei Flügelpaare aus mit Inschrift: Trag leiden williglich // lern leiden kreftiglich. S. gehörte zu den „fahrenden Buchdruckern"; man kennt nur wenige Bücher, die unter seinem Namen erschienen sind, auch über sein Leben ist nichts bekannt.

Vgl. Klemm, Katalog S. 334. — Falkenstein, Geschichte S. 172. — Kapp, Geschichte S. 137. — Roth-Scholz, Thes. IV, 71, 300. — Zapf, Geschichte S. 10, 11. — Haßler, Geschichte S. 133. — Weller, Annalen II, 297, 316, 317, 321. — Panzer, Annalen, Suppl. 70.

J. Braun.

Schapff **): Georg S. (auch Jörg Scapff genannt), bedeutender Formschneider zu Augsburg, der daselbst um 1450 mittels Holztafeln druckte. Der einzige von ihm bekannte Holztafeldruck führt den Titel: „Die kunst Ciromantia. Von Dr. Johann Hartlieb", und trägt die Jahrzahl 1448. Die Kunst, aus der Hand wahrzusagen, wurde in diesem Jahre von Dr. Hartlieb zum ersten Male aus dem Lateinischen übersetzt, und auf 48 Holztafeln xylographisch dar-

---

*) Zu Bd. XXX, S. 548.
**) Zu Bd. XXX, S. 576.

gestellt. Von dem äußerst seltenen und werthvollen Druck sind nur noch sechs vollständige Exemplare von verschiedenen Ausgaben vorhanden, die sich zu Wien, München, Wolfenbüttel, Paris, Althorp (bei Lord Spencer) und in Klemm's bibliographischem Museum zu Leipzig befinden. Dieses letztere Exemplar ist aber insofern Unicum, als es der allerfrühesten Ausgabe angehört. Dasselbe ist ohne besonderen Titel, ebenso fehlen die Signaturen der drei Blattlagen und am Schlusse des letzten Blattes auch der Name des Formschneiders „jorg schapff“, da dieses alles erst bei den späteren Auflagen in die Holztafeln eingefügt wurde. Alle Bibliographen, welche dieses seltene xylographische Werk beschrieben haben, kannten das in Rede stehende Exemplar nicht und setzten darum alle irrthümlich die Herausgabe desselben in das Jahr 1470. Abgesehen davon, daß der Druck mit der Jahrzahl 1448 versehen ist, so kann man wohl auch mit Recht annehmen, daß der Autor und der Drucker einen so gesuchten Gegenstand nicht bis 20 Jahre nach der Erfindung des Drucks mit beweglichen Typen haben ruhen lassen und den sichersten Beweis für diese Annahme gibt der Umstand, daß dieses in Leipzig befindliche Exemplar nicht auf einer Buchdruckerpresse nach Gutenberg's Erfindung, sondern nach dem ältesten Verfahren des Holztafeldrucks nur einseitig mit dem Reiber gedruckt ist, und die Blätter alsdann je zwei und zwei mit den leeren Rückseiten zusammengeklebt sind. Ein weiterer Beweis für das höher als von den Bibliographen angenommene Alter des Werkes liegt vielleicht noch darin, daß dieses Exemplar an Stelle des Titels, der sich bei den andern Ausgaben auch am Schlusse des Buches wiederholt, zwei andere reich verzierte Blätter aufweist, die den Umschlag des Buches bilden. Ob S. noch weitere Holztafeldrucke hergestellt hat, ist nicht bekannt, wie auch über seinen Lebensgang genauere Angaben völlig fehlen.

Vgl. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst, S. 69, 376. — Stetter, Kunstgeschichte I, 31. — Klemm, Katalog S. 6, 7.

J. Braun.

Scharffenberg*): Crispin S. (Scharfenberg), Buchdrucker zu Breslau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, entstammte vermuthlich der Familie S., welche zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Krakau als Buchdrucker thätig war. Was über seine Herkunft oder sein äußeres Leben bekannt geworden ist, beruht theilweise nur auf Vermuthungen. In den Jahren 1515—29 lebte in Krakau ein Markus S., der Stammvater dieser nicht unbedeutenden Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Die von ihm bekannten 10 Verlagsartikel sind bei Matthias S., vermuthlich sein Sohn, und bei Hieronymus Victor in Wien, der die Buchdruckerkunst bei Haller in Krakau erlernt hatte, hergestellt. Weitere Nachkommen waren Stanislaus und Hieronymus S., welch letzterer 1549 als Verleger einer Agende nach dem Gäsener Ritus vorkommt. Ein Sohn desselben, Nikolaus S., der hervorragendste Buchdrucker Krakaus seiner Zeit, hat sich besonders durch seine den Königen Sigismund August und Stephan I., welche dafür seine Thätigkeit förderten, gewidmeten Bibeldrucke in polnischer Sprache aus den Jahren 1561, 1574 und 1577 und durch die für den Buchhändler Andreas Lazarsz besorgte neue Auflage der „Constitutiones, statuta et privilegia in comitiis regni“ berühmt gemacht. Ein zweiter Sohn des Hieronymus S. oder ein sonstiger Verwandter des Nikolaus S., war wahrscheinlich Crispinus S. In Breslau erscheint sein Name zuerst 1553, zu einer Zeit, in welcher die Presse seines dortigen Kunstgenossen, des gelehrten Begründers der Breslauer Stadtbuchdruckerei, Andreas Winkler (s. d.) noch in Thätigkeit war. S. druckte nun entweder im Einklang mit diesem, oder was wohl noch

*) Zu Bd. XXX, S. 588.

wahrscheinlicher ist, dieser letztere, von dem nach 1555 kein Druck mehr nachzuweisen ist, überließ ihm damals seine Officin verkaufsweise, nachdem schon im J. 1553 eine dem A. Winkler vom Rathe der Stadt Breslau im J. 1538 ertheiltes und 1549 erneuertes Monopol des Buchdrucks in genannter Stadt auf Crispin übertragen worden war. Daß S. seine Druckerthätigkeit aber bereits 1553 daselbst begonnen hat, geht ferner aus dem Privilegium hervor, das der Breslauer Buchdrucker Georg Baumann der Aeltere am 8. August 1590 ausgestellt und durch Kaiser Rudolph II. unter dem 26. Januar 1596 bestätigt erhalten hat, und in dem es folgendermaßen heißt: „Demnach verflossenes Tausend fünffhundert drey vnnd Funnffzigisten Jahres vnnser vorgehende Rathmann alhier dem Erbaren vnnd Kunstreichen Crißpinum Scharffenberger seligen vnd seine Erbenn in sonderer betrachtung, daß Er nicht mit weniger mühe vnnkosten vnnd Darlage eine Druckerey allhier anngerichtet vnnd ins Werckh gebracht mit einnem sondern Privilegio vnnd Befreyung begabet vnnd vorsehen, Welches sich auch Er vnnd sein Sohnn Hanß für menniglichen vnngehinndert gebraucht, vnnd aber vermöge eines kräfftigen Wesenn Vertrages an George Bawman, vnnd sein jetziges Eheweib Magdalena khommen, darauf vnnß dann nun“ u. s. w. Die Ausstattung seiner Officin muß eine sehr gute gewesen sein, denn ihre Erzeugnisse bieten einen schönen und reinen Druck; sehr sauber sind besonders die lateinischen Werke gedruckt, welche Thatsache wiederum dafür spricht, daß S. die Werkstatt Winkler's erworben hatte, denn dieser hatte sich jedenfalls reichliches und gutes Material an lateinischen Lettern zugelegt, nachdem der Rath von Breslau ihm im J. 1539 den Druck und Verlag von Schulbüchern auf 10 Jahre privilegirt und gleichzeitig seinem Concurrenten Kaspar Lybisch daselbst den Druck lateinischer Bücher verboten hatte. Die Zahl seiner Drucke beläuft sich auf 40, unter welchen als die bedeutendsten zu nennen sind: „Index omnium scriptorum rever. Lutheri etc. Per Sigismundum Suevum Freistadiensem“, 1563. In dem gleichen Jahre druckte S. auch eine deutsche Ausgabe: „Register“ ꝛc. „Rechnung auff den Linien vnd den Federn . . . Gemacht durch Adam Risen.“ Auf dem Titel befindet sich Riese's Brustbild mit der Umschrift: „Anno 1.5.5.0 Adam Ries seines Alters im LVIII.“ Die erste Ausgabe dieses sprichwörtlich gewordenen Rechenbuches erschien 1518 zu Erfurt bei M. Maler, dann 1535 zu Frankfurt a. M., 1550 zu Leipzig und Breslau, 1561 und 1611 zu Leipzig, 1610 und 1629 zu Straßburg und später noch öfter an verschiedenen Orten. Im J. 1565 ließ S. ein anderes „Rechne Büchlein auff allerley Handthierung durch Johann Segkerwitz“ ausgehen; später folgten das „Gesangbuch der Brüder in Böhmen“ 1568; „Mart. Hellwigii Gemmae seu Sententiae morales tyronibus liter. praescribendae“ 1574 und „Ambr. Moribani Catechismi capita decem.“ 1576. Zum Signet hatte S. entsprechend seinem Namen einen scharfen Berg oder rauhen Felsen nebst den Initialen C. S. Die Frage, ob er auch zu den Formschneidern zu zählen sei, hat Nagler (Monogram. II, Nr. 653, 665) ausführlich erörtert. Dieselbe ist unbedingt zu bejahen, wenn S. vor seiner Niederlassung in Breslau sich einige Zeit hindurch zu Görlitz aufgehalten hat, denn auf einem großen colorirten Formschnittwerk liest man unten: „Zu Görlitz durch Crispin Scharfenberg, Formschneider“, aber das Blatt ist ohne Jahrzahl. Dagegen trägt ein in Holz geschnittenes Bildniß des Königs Siegmund August von Polen in Cramer's Chronik die Jahrzahl 1561 neben seinen Buchstaben C. S. In Görlitz wurde ihm auch ein Sohn geboren, der später ebenfalls Formschneider geworden war. Dieser, Georg S., hielt sich 1574 zu Frankfurt a. M. auf und arbeitete für den Berliner Buchdrucker Bernhard Thurneisser; in einem Briefe an diesen entschuldigte er sich wegen verzögerter Arbeit, weil der kurfürstliche Capellmeister

ihm sein Bildniß zum Schneiden übergeben habe. Nach Malpe (Notices sur les Graveurs) sollen mehrere Holzschnitte von ihm in einer römischen Geschichte, welche zu Basel 1552 bei Froben erschien, enthalten sein. Auch gibt es einen außergewöhnlich großen Holzschnitt, eine Ansicht von Görlitz, die S. 1565 mit J. Metzler angefertigt hat. Man kann also demnach den Aufenthalt Crispin Scharffenberg's in Görlitz ungefähr in die Zeit von 1530—53 setzen, worauf er dann bis 1576 in Breslau lebte. Er starb am 12. December d. J. am Schlagflusse, nach einer Angabe, weil er sich „in der Badstube auf dem Sande in einer Wanne gesetzt hatte", nach andern, „weil er sich in kaltem Wasser gebadet hatte, darnach man ihn auf einem Wagen todt in sein Haus auf der Altbüsser Gasse brachte", woselbst sich auch seine Officin befand. Diese ging nun in den Besitz seines zweiten Sohnes, Johann S., über, der schon zu Lebzeiten seines Vaters als Theilhaber des Geschäfts fungirt hatte, wie aus einigen Drucken hervorgeht, bei denen die Schlußschrift lautet: „Gedruckt durch Crispinum vnd Johann S." Von seinen früheren Lebensumständen ist nichts bekannt. Das dem Vater vom Kaiser Rudolf II. ertheilte Privileg, sowie auch die demselben vom Rathe der Stadt Breslau übertragene Gerechtsame wurden auch ihm 1577 bestätigt. Die Druckerei verlegte er in die „Reifengasse", in ein Haus, das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts und wohl auch noch heute den Namen der „alten Buchdruckerei" führt. Auch das väterliche Signet änderte er in einen felsigen Berg, auf dessen Gipfel eine Flamme und in derselben die zwei Gesetztafeln zu sehen sind, mit der Umschrift: „Mons acer et ardeus" und das er seinen meisten Büchern beidruckte. Von den 16 Drucken, welche aus seiner Presse hervorgegangen, sind die folgenden drei die bemerkenswerthesten: „Das Schlesische Wappenbuch", 1578. (Ohne besonderen Titel oder weitere Nachricht. Die Familien, deren es 782 sind, finden sich darin in alphabetischer Ordnung und die Wappen selbst sind sauber in Holz geschnitten; auch er mag also von seinem Vater in der Formschneidekunst unterrichtet worden sein.) „M. Luc. Pollio Sieben Predigten vom ewigen Leben" 1582. „Cathedralis Eccles. Vratisl. Statuta Synodalia antiqua" 1587. Johann S. starb am 19. August 1586, nachdem er erst 36 Jahre alt geworden war. Wenn trotzdem noch bis 1588 sein Name auf den Drucken zu lesen ist, so erklärt sich dies daraus, daß nach ihm noch seine Frau als Erbin und Inhaberin der Officin bis 1589 die Arbeiten in derselben durch einen Factor fortsetzen ließ und sich unterzeichnete „per haeredes Joh. Scharffenbergii". Dieser Factor, Georg Baumann, der Sohn des Erfurter Buchdruckers gleichen Namens, heirathete in dem letztgenannten Jahre die Wittwe Scharffenberg's, wodurch er Eigenthümer des Hauses und der Officin wurde, und setzte dieselbe bis 1612 fort. Von den Nachkommen desselben übernahm Karl Wilhelm Graß 1748 die Druckerei, von diesem ging sie 1756 an Friedrich Siegmund Graß über, dessen Wittwe die Officin von 1788—99 fortführte und dann an Joh. Aug. Barth verkaufte, dessen Firma „Graß, Barth & Comp." noch heute in Breslau existirt. Ein Nachkomme von S., Crispinus S., druckte 1615 zu Neiße in Schlesien.

Vgl. Falkenstein, Geschichte S. 175. — Kapp, Geschichte S. 589. — Lorck, Geschichte S. 145, 277, 372. — Archiv f. d. Geschichte des Buchhandels V, 167; VI, 94 ff. — Scheibel, Bresl. Stadtbuchdruckerei 1804, S. 22—28, 82. — Kirchhoff, Beiträge I, 139. — Geßner, Buchdruckerkunst III, 240 bis 242, 325. — Breslauisches Jubelgedächtniß 1740. — Pollius, Tagebuch 1612. — Ezechiel, Schlesia liter. I, 427. — Stetter, Holzschneidekunst S. 225. — Goedeke, Dichter I, 24, 216. — Weller, Annal. I, 67, 343; II, 329, 522, 535 u. s. w.

J. Braun.

Schatzger *): Kaspar (Johann) S., Minorit der Observanz, lateinisch Sasgerus, geboren zu Landshut in Niederbaiern um 1463, † zu München am 18. September 1527, nennt sich in seiner ersten, vor Luther's Auftreten erschienenen Schrift „Schatzgeier", so daß die bei Luther und dessen Anhänger Briesmann vorkommende spöttische Bezeichnung „thesaurivora" wenigstens nicht allzuweit hergeholt ist. Auch der Name „Schatzgauer" findet sich handschriftlich. S. ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, eine ganze Reihe von dogmatischen und moralistischen Abhandlungen ließe sich aufzählen, die meisten bekämpfen den Wittenberger Reformator und seine Anhänger. S. ist ein eifriger Vorkämpfer des Katholicismus.

Nachdem S. in dem Minoritenkloster seiner Vaterstadt den ersten Unterricht empfangen, erwarb er dann in Ingolstadt das philosophische Baccalaureat. Da die Minoriten der Observanz sonst auf akademische Grade verzichteten, betont sein Biograph ausdrücklich, daß nicht Ruhmsucht oder andere weltliche Gründe ihn zu jenem Schritte geführt hätten, der Gang der Studien habe denselben erforderlich gemacht. Bald nachher muß er in den Orden eingetreten sein. 1497 verfaßte er Commentare zu dem Buche Judith und zu Daniel; wobei er sich ganz erfüllt zeigt von dem Glauben an die Weissagung des Abtes Joachim. Man wählte ihn zum Guardian des Münchener Convents, welcher sich besonderer Fürsorge des herzoglichen Hofes erfreute. So kam er mit den Fürsten in Verbindung; 1512 nahm er Theil an einer Abordnung nach Ingolstadt, wo Streitigkeiten in der Artistenfacultät zu ordnen waren, 1514 wurde er Provincial der oberdeutschen Ordensprovinz. Durch dieses Amt wurde er über die bisherigen enggesteckten Grenzen, Vorlesungen und Predigten, hinausgeführt. Er hatte jetzt nicht nur die Observanten, sondern auch die Klarissenklöster seiner Provinz zu bereisen, und mußte Stellung nehmen in dem scharfen Kampfe, welcher damals zwischen den Franciscaner-Conventualen und den Observanten geführt wurde um das Princip der wahren Armuth. Beide Parteien rühmten sich, den Gedanken des heil. Franciscus allein richtig erfaßt zu haben und suchten mit Hülfe des Papstes die gegnerischen Klöster in Besitz zu nehmen. S. griff 1516 zur Feder, um den Minister der Conventualen französischer Provinz, Bonifacius de Ceva, zu bekämpfen, 1517 ging er nach Rom, wohin Leo X. ein Generalcapitel sämmtlicher Franciscaner, der Conventualen wie der Observanten, berufen hatte, um die Streitigkeiten beizulegen. Des Papstes Versuch blieb erfolglos. S. trat, von Rom zurückgekehrt, nachdem die Zeit des Provincialats abgelaufen, in die Stellung eines Guardians zu Nürnberg zurück, wo er mit Charitas Pirkheimer verkehrte. 1520 wurde er aufs neue Provinzial und mußte sich 1522 auf einem Capitel zu Leonberg zuerst mit der Lutherischen Angelegenheit beschäftigen. Es wurden Klagen gegen seinen Vertrauten, den Konrad Pellikan, vorgebracht, welcher der Hinneigung zum Lutherthum beschuldigt wurde. S. wahrte den gelehrten Brüdern die Freiheit, lutherische Bücher zum Zwecke der Wiederlegung zu lesen und setzte durch, daß Pellikan nicht, wie die Eiferer befürworteten, von der Theilnahme an dem Capitel ausgeschlossen wurde. Auch im J. 1523, als erneute Anklagen gegen Pellikan sich erhoben, suchte S. durch eine Versetzung des Angeschuldigten von Basel fort die Gegner Pellikan's zu beschwichtigen. Es kam aber zum offenen Bruch, indem der Rath von Basel sich Pellikan's annahm und S. an jeder Maßregelung hinderte durch die Drohung, die Franciscaner ganz aus der Stadt zu verweisen. Trotz des Gegensatzes beurtheilt Pellikan die Persönlichkeit des Provinzials durchaus wohlwollend. S. sah sich zu Maßregeln gedrängt, welche schroffer waren, als er gewünscht hätte

*) Zu Bd. XXX, S. 616.

und begrüßte gewiß mit Freuden die Enthebung von seinem Amte 1523, worauf er als Guardian des Münchener Klosters den Rest seiner Tage verlebte, bis er an der Wassersucht am 18. September 1527 starb.

S. bekämpfte in seinen Schriften außer Luther den Johann v. Schwarzenberg und Osiander, Briesmann und Zimmermann, Eberlin von Günzburg und Franz Lambert von Avignon. Obgleich er selbst den Grundsatz aufstellt, daß die christliche Liebe bei der Bekämpfung gegnerischer Ansichten stets hoch zu halten sei, ist auch seine Sprache häufig von dem Fehler allzu urwüchsiger Ausdrucksweise entstellt. Seine Gegner blieben ihm natürlich in dieser Beziehung nichts schuldig. Aber zu beachten ist, daß auch die erbittertsten Widersacher die persönliche Ehrenhaftigkeit Schatzger's nicht antasteten; selbst Eberlin von Günzburg rühmt ihn als einen gewissenhaften Mönch, so sehr er sich lustig macht über Schatzger's Eitelkeit, weil er sich habe bestimmen lassen, als Schriftsteller aufzutreten. Die Bedeutung der zahlreichen Schriften, welche S. verfaßt hat, wird Niemand sehr hoch anschlagen. Der Inhalt der meisten besteht aus Wiederholungen älterer Arbeiten, besonders minoritischer Schriftsteller. Gleich seinem Gegner Bonifaz de Ceva geißelt S. unerbittlich die Mißstände des kirchlichen Lebens. Eine selbständige Stellung nahm er gegenüber der damaligen kirchlichen Praxis ein, welche mit der Strafe des Bannes die Einhaltung menschlicher Vorschriften zu erzwingen suchte. J. Eck äußerte über S., dieser wolle an die Stelle des ängstlichen ein allzuweites Gewissen setzen; S. mußte sich gegen den Vorwurf vertheidigen, „er spiele auf Luther's Laute". Auch bezüglich des Primats, der Autorität der Concilien vertrat der Münchner Barfüßer Ansichten, um derentwillen er von den Curialisten angefochten wurde. Nichtsdestoweniger fanden seine Schriften außerordentliche Verbreitung, wie die zahlreichen Auflagen beweisen, und wie wir aus den Briefen der Nürnberger Clarissinnen sehen, geradezu begeisterte Verehrer. Sehr wichtig für die Verbreitung war, daß S. nicht bloß lateinisch, sondern auch in deutscher Sprache drucken ließ.

Eine Gesamtausgabe der lateinischen Schriften erschien mit Empfehlung der bairischen Herzoge 1543. — Schriftenverzeichniß bei Th. Wiedemann in dem Buche über J. Eck, S. 417 fg. — Notizen bei Binder, Charitas Pirkheimer; Riggenbach, Das Chronicon des Pellikan; Radlkofer, Eberlin von Güntzburg. — Vgl. auch Druffel, Sitzungsber. d. Bair. Akad. 1890.

v. Druffel.

Schindler *): Karl S., Maler, geboren zu Wien im J. 1822; † daselbst am 22. August 1842. Karl S. war der Sohn des Landschaftsmalers Johann Joseph S. und entwickelte schon als Kind viel Talent für den väterlichen Beruf. Er wurde deshalb, als er 15 Jahre alt geworden war, im August 1836 in die Elementarschule an der kaiserlichen Akademie der Künste gebracht, wo er unter der Leitung des Professors Karl Gsellhofer und unter dem Einflusse seines begabten gleichaltrigen Freundes und Mitschülers Herbsthofer große Fortschritte machte. Seine weitere Ausbildung übernahm seit dem Februar 1837 der bekannte Genremaler Fendi, zu dessen besten Schülern S. zählte. Schindler's eigenstes Gebiet, auf dem er sich am wohlsten fühlte und am meisten leistete, war das Soldatenbild. Er würde auf ihm vermuthlich Großes geleistet haben, wenn nicht ein früher Tod seinem Leben vorzeitig ein Ende gemacht hätte. Er starb, erst 21 Jahre alt, am 22. August 1842. Seine Bilder verzeichnet Constantin v. Wurzbach im „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", 30. Theil. Wien 1875, S. 20—22.

H. A. Lier.

*) Zu S. 291.

Schirmer *): Friederike Antoinette Josephine S., Schauspielerin, geb. 1785, † am 31. März 1833. Die Schauspielerin S. wurde im J. 1785 als Tochter des Schauspielers Joseph Anton Christ geboren, welcher seit dem Jahre 1794 Mitglied der Franz Sekonda'schen Gesellschaft war und ihr nach Dresden folgte. Sie wurde von ihrem Vater für die Bühne bestimmt und dürfte wohl gemeinsam mit ihm von Prag nach Dresden gekommen sein, wo sie sich im J. 1809 mit Daniel Schirmer, dem zweiten Liebhaber der Sekonda'schen Gesellschaft, vermählte. Am 1. Januar 1819 wurde sie von dem Grafen Vitzthum v. Eckstädt für die königl. sächsische Hofbühne engagirt, als deren Mitglied sie am 31. März 1833 starb. Die S. war eine der gefeiertsten Zierden des Dresdener Hoftheaters. Ihr eigentliches Gebiet war das feinere Lustspiel, während sie im Trauerspiel durch einen „feierlichen, einförmigen Ton ermüdete". Gleichwohl bezeugte ihr Tieck, daß sie auch im tragischen Genre nicht von vielen Schauspielerinnen in Deutschland übertroffen würde. Als ihre besten Rollen galten die Julie in Shakespeare's „Romeo und Julie" und die Prinzessin in Goethe's „Tasso". Ferner rühmt Tieck ihre Portia im „Kaufmann von Venedig" und ihre Natalie in Kleist's „Prinzen von Homburg". In ihrem bürgerlichen Leben erfreute sich die S. der allgemeinsten Hochachtung. Th. Hell (= C. G. Th. Winkler) widmete ihr nach ihrem Tode in der Dresdner Abendzeitung 1833 Nr. 81 S. 323 ein warm empfundenes Gedicht.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 11. Jahrgang 1833, 1. Theil, S. 222. Weimar 1835. — Dramaturgische Blätter, herausgeg. von Ludw. Tieck (Beiblatt zur Dresdner Morgen-Zeitung, herausgeg. von Friedr. Kind und Karl Konstantin Kraukling) Januar Nr. 2, 1827, Sp. 14—15. — Robert Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. S. 313 u. 434—435. Dresden 1878. — Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 333; IV, 65 und V, 111. H. A. Lier.

Schlieper **): Adolph S., Chemiker und Großindustrieller, wurde am 30. Juli 1825 in Elberfeld geboren. Sein Vater, der Mitbegründer der dortigen Kattundruckerei Gebr. Bockmühl, S. und Hecker, später S. und Baum, ließ ihn auf der Realschule seine Ausbildung empfangen. Er widmete sich dem Studium der Chemie mit der Absicht, die zu erwerbenden Kenntnisse später in dem Betriebe des väterlichen Geschäftes zu verwerthen. Als Schüler von Mitscherlich, Heinrich Rose und Rammelsberg eignete er sich auf der Berliner Universität in den Jahren 1842—43 die Sicherheit des Experimentirens an, welche ihm bei seinen Arbeiten auf der Gießener Hochschule in so reichem Maaße zu Gute kommen sollte. 1844 bezieht er dort das Liebig'sche Laboratorium und veröffentlicht im folgenden Jahre seine erste Abhandlung, eine in dessen Auftrage unternommene Untersuchung „über Alloxan, Alloxansäure und einige neue Zersetzungsproducte". Eine neue ausgiebige Methode, das Alloxan aus der Harnsäure zu bereiten, die genaue Beschreibung einer Anzahl von alloxansauren Salzen und eine ganze Reihe neuer von der Harnsäure abstammender Verbindungen, welchen er die Namen Leukatursäure, Hydurilsäure, Allitursäure, Hydantoïnsäure und Lantanursäure gibt, sind die Resultate dieser Arbeit. Auch die bald folgenden Untersuchungen bewegen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Pflanzen- und Thierchemie. Zunächst sind es die Pigmente des Safflors, welche ihn als künftigen Färber interessiren: aus den Blättern der Färberdistel lehrt er neben dem Safflorgelb einen prachtvollen rothen Farbstoff, das Carthamin, bereiten. Auf Liebig's Anregung studirt er die Einwirkung der Salpeter-

*) Zu S. 312.
**) Zu S. 519.

säure auf die Cholsäure und gewinnt dabei die Cholesterinsäure. Bei seinen Untersuchungen über den Leim findet er, daß in der Hausenblase ein geringer Gehalt an Schwefel vorkommt und bei der Oxydation des Leims durch die Chromsäure beobachtet er eine Reihe von interessanten Zersetzungsproducten, unter welchen neben der schon früher aufgefundenen Blausäure und Benzoësäure, zumal die Essig- und die Baldriansäure, sowie besonders das Valeronitril hervorzuheben sind. Hiedurch angeregt, studirt er die Einwirkung der Cyansäure auf das Fuselöl und erhält dabei das Amylallophanat, welches er gemäß den damaligen Anschauungen als cyanursaures Amyloxyd beschreibt. Nochmals beschäftigt er sich mit der Oxydation der Harnsäure und erhält durch die Einwirkung des Kaliumeisencyanides daraus das Allantoïn, die Lantanur- und die Hydantoïnsäure. So sehr diese Arbeiten, welche im J. 1846 in Liebig's Annalen veröffentlicht wurden, S. auf das Gebiet der reinen Chemie hinüberzogen und so große Erfolge er auf demselben errungen, er blieb doch seinem früheren Entschlusse treu, in die Dienste der Technik zurückzukehren. Nachdem er in Berlin bei dem zweiten Garderegiment seiner Militärpflicht genügt, widmete er sich einige Zeit dem väterlichen Geschäfte. Bald aber folgte er dem Wunsche, auch die auswärtige Industrie kennen zu lernen. In dem „amerikanischen Manchester", der Stadt Lowell in Massachusetts, fand er in den Werken der Lowell Carpet Manufacturing Company ein Feld zu wirksamster Thätigkeit. Sogleich verwerthete er seine chemischen Kenntnisse, indem er eine wichtige Methode der Wollentfettung erfand und patentiren ließ, welche er in der Anwendung des Wasserglases entdeckte. Auch zu wissenschaftlichen Arbeiten fand er Muße. Er führte hier eine Analyse des Kieselmangans von Cummington und eines Labradors von den Sandwichinseln aus und untersuchte die Einwirkung der Salpetersäure auf die Fettsäure. Im J. 1851 kehrte S. in seine Vaterstadt zurück, um nunmehr seine chemischen, technischen und mercantilen Erfahrungen dem väterlichen Geschäfte zu widmen, welches sich unter seiner Leitung in kurzer Zeit einen Weltruf erwarb. Zumal bei den Umgestaltungen, welche durch die Entwicklung der modernen Farbenindustrie in den Färbereien und Druckereien nothwendig wurden, konnte er diese Erfahrungen in ausgiebigem Maaße verwerthen. Eine neue Methode, das Alizarin im breiten Stück in wenigen Minuten aufzufärben, besonders aber ein neues Indigodruckverfahren, bei welchem der Küpenproceß im Gewebe vor sich geht, verdankt ihm die Technik. Wie in der Fabrik bei seinen zahlreichen Arbeitern, so war Adolph S. auch in seiner Vaterstadt bei öffentlichen Angelegenheiten als Rathgeber stets gern gehört, zu thätiger Hülfe stets gern bereit. Er starb am 13. November 1887.

Vgl. A. W. Hofmann, Ber. deutsch. chem. Ges. 1887, 3167.

Lepsius.

Schmeller*): Johann Andreas S., Germanist. Er ist im gleichen Jahre mit Jacob Grimm, 1785 am 6. August zu Türschenreut in der Oberpfalz, zwischen Böhmerwald und Fichtelgebirge, zur Welt gekommen, seine Heimath aber fand er in Altbaiern, in Rimberg bei Pfaffenhofen a. d. Ilm, wohin die kinderreichen Eltern schon im zweiten Jahre seines Lebens übersiedelten. Von den großen Meistern der Wissenschaft vom deutschen Volksthum ist S. der einzige, der aus den Kreisen des Landvolks hervorgegangen ist, — und dem entspricht recht eigentlich seine Stellung als Schöpfer der mundartlichen Grammatik und Lexicographie.

Den „Urhebern und ersten Pflegern seines Lebens" bewahrte S. zeitlebens die innigste Liebe und Dankbarkeit und mit rührender Pietät umfaßte er ihre ein-

*) Zu S. 636.

fachen Lebensverhältnisse und das Gewerbe des Vaters. Dieser war ein Kürbenzeuner oder Korbflechter, der nebenher etwas Landwirthschaft trieb, und er besaß Vorbildung und Geschick genug, um den Knaben Andreas selbst soweit zu bringen, daß er mit acht Jahren schon ganz ernsthaft einen kleinen Schulmeister für die Kinder des heimathlichen Weilers abgeben konnte. So wurde der Pfarrer Anton Nagel auf ihn aufmerksam, ein Mann mit lebhaftem Sinn für die Geschichte und die Volksart Baierns, der ihn zuerst in seinen eigenen Unterricht nahm und bald darauf im Seminar des Stiftes Scheyern unterbrachte. Die Begabung und die Fortschritte des Knaben erweckten in den Eltern den heißen Wunsch, in ihm einen Studirten, einen Geistlichen heranwachsen zu sehen, und als die vorübergehende Auflösung der Klosterschule beim Einbruch der Franzosen die Entziehung der Freistelle im Gefolge hatte, da scheute der Vater keine Mühen und Opfer, seinen Anderl auf ein Gymnasium zu bringen. Nach manchen Fehlgängen und Fehlbitten gelang das in Ingolstadt (1797). Auch das Ingolstädter Gymnasium wurde schon nach zwei Jahren, mit der Verlegung der Universität nach Landshut, aufgehoben: schon aber besaß der junge S. Energie und Zähigkeit genug, sich selbst den Weg zu bahnen und den gelehrten Beruf zu sichern. Brachte der Uebergang von Ingolstadt nach München auch den Verlust der letzten Unterstützung, er brachte dafür auch einen reichern Ausblick ins Leben und mit dem Regierungsantritt Maximilian Joseph's Luft und Licht für eine freiere Entwickelung. Mit Noth und Entbehrung ringend, hat der junge Lyceist zugleich einen Kampf geistiger Befreiung gekämpft, der ihn zu dem sehnsüchtigsten Wunsche der Eltern in Gegensatz bringen mußte; und während er in Lateinisch, Philosophie und Naturwissenschaften die Fortschritte eines tüchtigen Schülers machte, in deutschen Gedichten eine fleißige Lectüre unserer schönen Litteratur bei warmer Empfindung für Natur und Freundschaft bekundete, beschäftigte ihn bereits das interessante Problem des Gegensatzes von Schriftsprache und Volksmundart, an dem die deutschen Grammatiker und Sprachmeister seit den Tagen seines Landsmannes Aventin meist gleichgültig oder hochmüthig vorübergegangen waren.

Beim Abgang von der Schule empfand S. drückender als die materielle Noth die Schwierigkeit der Berufswahl. Dem idealgestimmten Jüngling, der der Theologie bereits entsagt hatte, schien jeder Beruf verwerflich, der ohne erfolgreichen Einsatz aller Kräfte geübt wird, und im gleichmäßigen Tagewerk des Beamten konnte er keine Befriedigung erblicken. Der Medicin galt nur eine flüchtige Neigung, aber echt rousseauisch hat er es dann einen Herbst und Winter hindurch (1803/4) im schlichten Bauernhäuschen zu Rimberg mit dem Leben des Landmannes versucht, um schließlich da hinauszusteuern, wo das Evangelium von der Rückkehr zur Natur eben am sieghaftesten vorzudringen schien, zur Pädagogik. Bestimmte Aufgaben, die mit seinen späteren wissenschaftlichen Großthaten einen unleugbaren Zusammenhang haben, schweben ihm vor: „über die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Schreiben und Lesen zu unterweisen“, hat der 18jährige damals im Vaterhause eine Abhandlung ausgearbeitet. Erhaltung des Volksthums bei Verbreitung von Volksbildung, das war das Ideal, das ihn im Sommer 1804 direct nach Burgdorf zu Pestalozzi hinführte. Er kam zu einer ungünstigen Stunde: Pestalozzi war eben im Begriff nach Buchsee umzusiedeln; und die Unmöglichkeit, hier unterzukommen, trieb den jungen S. geradewegs in die Arme der Werber. Wenige Wochen nach dem Abschied von Rimberg befand er sich als Soldat eines solothurnischen Regiments in der Kaserne zu Tarragona. Das Glück führte ihm in dem Hauptmann Voitel einen Vorgesetzten zu, der als gleichgestimmter Anhänger Pestalozzi's rasch sein Freund wurde und, bald darauf

nach Madrid an die Spitze einer neu gegründeten Cadettenanstalt berufen, dem jungen Baiern an der kurzen Blüthe der neuen Lehrmethode in Spanien einen ehrenvollen Antheil verschaffte. Aber ein merkwürdiger Unstern waltete über den Lehrinstituten, zu denen S. als Schüler oder Lehrer in Beziehung trat: die Revolution beseitigte mit andern, weniger achtbaren, auch dies Werk des Friedensfürsten, und im Frühjahr 1808 bereits kehrte S. Spanien den Rücken.

Er wandte sich nach der Schweiz und fand zunächst bei Pestalozzi in Yverdun gastliche Aufnahme. Der Freundschaftsbund fürs Leben, den er hier mit dem Berner Samuel Hopf schloß, führte alsbald zur gemeinsamen Gründung einer Privatlehranstalt in Basel. Sie blühte rasch auf und würde S. reinere Befriedigung gewährt haben, wenn nicht die Noth des großen Vaterlandes sein ganzes Sinnen und Denken beschäftigt hätte. In tagebuchartigen Aufzeichnungen, in Gedichten und Briefen können wir Schmeller's Stimmung und seine Interessen während der Zeit der napoleonischen Herrschaft verfolgen: die Liebe zur Heimath und den Haß gegen den corsischen Unterdrücker, dessen Triumphe er mit wachsender Erbitterung begleitet, den Glauben an die sittlichen Kräfte der Nation und die bis zur Zerknirschung gesteigerte Klage über den Mangel eines Nationalbewußtseins. Eine tiefe innere Erregung athmen besonders die lyrischen Ergüsse, die freilich nicht durch rhythmischen Wohllaut bestechen, und mit ihrer lehrhaften Rhetorik leicht ermüden. Seine litterarischen Interessen sind ungemein vielseitig und lassen die spätere Specialisirung noch nicht ahnen. Freilich sammelte er schon damals für eine „Wortstammkunde“, schrieb in Zeitschriften, welche H. Zschokke herausgab, über die Reinhaltung der Teutsprache, verspottete die Fremdwörtersucht unserer Landsleute und betonte „das Vaterländische in der Erziehung“, indem er den Blick der Jugend auf die Geschichte der Muttersprache gerichtet sehen wollte (s. Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen 1885, 7. Heft, S. 353 ff.). Aber dann wieder drängten dichterische Pläne diese patriotischen und pädagogischen Bestrebungen in den Hintergrund: von dramatischen Arbeiten wagte S. Anerkennung, ja materiellen Erfolg zu hoffen. Und thatsächlich läßt sich ein gewisses Geschick für dramatischen Aufbau seinem dreiactigen Schauspiel „Die Ephesier“ nicht abstreiten. Das Stück (zuerst herausgegeben von Nicklas, München 1885), welches aus dem Jahre 1811 herrührt, aber noch nach Jahren die Feile erfahren hat, gehört in das Gefolge von Goethe's Iphigenie und Schiller's Braut von Messina; daneben hat Sophokles direct gewirkt. An Anklängen und Reminiscenzen fehlt es nicht, wie wir denn auch in den Gedichten Klopstockische, Schillerische und Arndtische Töne vernehmen. Mit einem andern Stück, „Rudolph von Habsburg vor Basel“, das über die ersten beiden Acte nicht hinauskam, betrat er die gleiche Bahn, wie einige Jahre später Ludwig Uhland.

Das alte Mißgeschick erreichte S. auch in Basel. Mit dem Anfang des Jahres 1813 ging die Schule ein, und S., der am liebsten nach Baiern zurückgekehrt wäre und dem Vaterlande seinen Arm gewidmet hätte, mußte nach einem vergeblichen Anlauf sich dazu bequemen, in Konstanz „deutsche Mädchen zu französischen Plaudermaschinen zu verwandeln“. Endlich, nachdem die Schlacht bei Leipzig geschlagen und der patriotische Aufruf seines Landesfürsten erschienen war, konnte er heimkehren. Der Kronprinz, der sich von vornherein für ihn interessirte, nahm ihn freundlich auf und verschaffte ihm ein Patent als Oberlieutenant im freiwilligen Jägercorps. Zum Ausrücken kam S. zunächst nicht, erst die hundert Tage führten ihn aufs Kriegstheater, wenn auch nicht ins Feuer. Ein denkwürdiges Bild, dieser Jägerlieutenant mit der Brille, der seinen Tacitus und Homer im Tornister mit sich führt, deutsche und französische Dialekte mit aufmerksamem Ohre studirt und bei allem patriotischen Eifer bereits ein ge-

heimes Sehnen nach den Schätzen der inzwischen mächtig anwachsenden Münchener Bibliothek niederkämpfen muß.

Im Frühjahr 1815 kehrte S. nach München zurück; Officier aber hat er noch weitere 14 Jahre bleiben müssen, erst 1829 ist er aus dem Heerverbande ausgeschieden. Seine Interessen hatten sich inzwischen geklärt und mit immer größerer Entschiedenheit der Erforschung der heimischen Mundart zugewandt. Der Aufenthalt in der Fremde hatte seine Aufmerksamkeit und sein Urtheil gegenüber dem baierischen Idiom geschärft, die Heimkehr seine Liebe erst recht entfacht. Und in München lagen die Verhältnisse gerade jetzt so günstig wie möglich. Die altdeutschen und volksthümlichen Studien wurden an der Akademie durch den Historiker Lor. Westenrieder, an der Bibliothek durch Jos. Scherer und Jos. Bernh. Docen gefördert, und wenn namentlich Westenrieder und Scherer dabei speciell dem Bairischen in Litteratur und Sprache ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatten, so mußte ihnen eine Persönlichkeit doppelt willkommen sein, die mit der tiefen Heimathsliebe, der energischen Arbeitskraft und den gelehrten Interessen Schmeller's entschlossen war, diese vaterländischen Studien sich zur Lebensaufgabe zu machen. Zur Unterstützung der gelehrten Landsleute kam als wichtigster Förderer der nationale Sinn und das volksthümliche Streben des Kronprinzen Ludwig. So war denn S. durch Urlaub und Geldunterstützung bald in den Stand gesetzt, das Land in seinen verschiedenen Theilen zu bereisen; als Oberlieutenant durfte er mehrere Jahre hindurch seine Ergebnisse durch planmäßige Vernehmung der jungen Rekruten festigen und ergänzen, die Bibliothek stellte ihm für die ältern Sprachstufen ihre überreichen Schätze zur Verfügung, und zu den ältern Sammlern, deren Papiere in Schmeller's Hände gelangten, gesellten sich neue Helfer und Mitarbeiter im ganzen Baierlande. Dazu ließ die glücklichste Fügung mitten unter den Vorarbeiten den ersten Band von Jacob Grimm's Deutscher Grammatik ans Licht treten und gab so auf historischem Gebiete dem noch unsichern Tasten Schmeller's einen festen Halt.

Schon 1818 war die Münchener Akademie in der Lage, sich von den reichen Resultaten der rüstigen Arbeit zu überzeugen; doch erst 1821 erschien, nach abermaliger Durcharbeitung, das Buch „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt“. Nach sechs Jahren folgte der erste Band des „Bayrischen Wörterbuchs“, das 1837 mit dem 4. Bande seinen Abschluß fand. Dem Kronprinzen Ludwig hat S. jene grundlegende Vorarbeit, dem Könige das große Hauptwerk gewidmet, das ihn, den längst anerkannten, vollberechtigt den ersten Meistern seines Faches einreihte.

Mit den wissenschaftlichen Erfolgen hielt die äußere Carrière des schlichten Gelehrten keineswegs gleichen Schritt. Länger als ein Jahrzehnt hindurch waren alle Bemühungen seiner Gönner und Freunde, vor allem Scherer's und Schlichtegroll's, ihn aus dem Militärstand in die ersehnte litterarische Laufbahn zu versetzen, vergeblich; er mußte allen Anträgen der Akademie zum Trotz in seiner unbehaglichen Zwitterstellung bleiben. Seit 1824 gehörte er der Akademie als außerordentliches Mitglied an; das Jahr 1827 brachte dem 42jährigen den Doctortitel und den Beginn seiner akademischen Lehrthätigkeit; 1828 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität, doch als er 1829 nach Docen's Tode die Stelle eines ersten Custos an der königl. Hof- und Staatsbibliothek erhielt, durfte er freilich das lästige Amt eines Kadettenlehrers aufgeben, mußte aber gleichzeitig auch auf seine Stellung an der Universität verzichten. Der Bibliothek hat er dann mehr als 20 Jahre hindurch seine staunenswerthe Arbeitskraft, seine immer weiter ausgreifende Gelehrsamkeit gewidmet: was er für die Ordnung und Katalogisirung des 27 000 Nummern umfassenden Hand-

schriftenbestandes gethan hat, findet in der Geschichte des Bibliothekwesens schwerlich seines gleichen. Die Mehrzahl seiner weiteren Arbeiten, der altdeutschen Editionen vor allem, ist aus den Schätzen der herrlichen Sammlung hervorgegangen, deren ganzen Reichthum wir erst durch ihn und seine Kataloge kennen gelernt haben. Der 1866 erschienene Katalog der deutschen Handschriften ist ganz nach Schmeller's kürzerem Verzeichniß gedruckt. 1844 rückte er zum Bibliothekar auf, 1846 trat er als ordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Litteratur auch wieder in die philosophische Facultät der Universität ein, ohne aber je eine Lehrthätigkeit zu entfalten, die der weitreichenden Wirkung seiner gelehrten Arbeiten entsprochen hätte. Der schönste Schmuck seines Daseins waren die Freundschaften, die er seit seinen Jünglingstagen geknüpft hatte, und die Hochachtung der Besten unter den Gleichstrebenden, Jacob Grimm's vor allem, zu dem er selbst mit neidloser Bewunderung emporblickte. Reichen Dank und reichere Nachahmung sah er namentlich seinen mundartlichen Arbeiten erwachsen, und ihm selbst blieb die liebende Fürsorge für sein Wörterbuch zeitlebens; es war ein Verhältniß wie das Jacob Grimm's zu seiner Grammatik, und die Neubearbeitung des großen Werkes durch G. K. Frommann (München 1872—1877) hat davon reichsten Nutzen gezogen. Als S. nach mancherlei Leiden und Kummer der letzten Jahre am 27. Juli 1852 aus dem Leben schied, hinterließ er keinen Feind und keinen Rivalen: an keinem Punkte, wo seine reiche wissenschaftliche Thätigkeit eingesetzt hatte, war er noch überholt oder überwunden worden.

Der Boden, auf dem Schmeller's Liebe zum deutschen Volksthum und seine wissenschaftliche Individualität erwachsen ist, war ein ganz anderer als für Jacob Grimm und Ludwig Uhland, denen er als Mensch und Gelehrter nahe steht. Ihm scheint das Mondlicht der Romantik nicht geleuchtet, die blaue Blume nicht geblüht zu haben; seine dichterischen Jugendversuche knüpfen an unsere Classiker an, und die gleiche rousseauische Luft wehte ihm, kräftiger als jenen, aus einer anderen Richtung, aus der Schule Pestalozzi's, zu. Für die Liebe zum Volksthümlichen bedurfte es bei ihm nicht erst einer litterarischen Vermittlung: er kam aus ländlichen Kreisen und war ihnen auch bei jahrelanger Entfernung nicht fremd geworden.

Dabei ist er eine echte und rechte Gelehrtennatur, ohne je ein Colleg gehört oder in den entscheidenden Jünglingsjahren methodische Anleitung erfahren zu haben. Er ist ein Autodidakt ohne das Gepräge des Dilettantismus. Er war ein gereifter Mann und hatte sich sein originelles Forschungsgebiet längst selbst gewählt, als ihm in dem grammatischen Riesenwerke seines Altersgenossen Jacob Grimm zuerst ein Vorbild jener historischen Sprachbetrachtung entgegentrat, der er auf andere Weise zustrebte. Was er bis dahin von diesen Dingen wußte, hatte er sich durch eigenste Arbeit erworben (vgl. seine Antrittsrede: „Ueber das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler“, München 1827, S. 7 f.). Er hatte sich von der Adelung'schen Verachtung der alten vollen Sprachformen nur langsam emancipirt, indem er zunächst die lebende Sprache im Munde des Volkes zum Gegenstande zusammenhängender Beobachtung machte, und zwar weit über das lexikalische Interesse hinaus, das auch Andere damals den Dialekten entgegenzubringen begannen. So war ihm das organische Wesen der Sprache aufgegangen, dessen Erkenntniß seither durch die Büchersprache und ihre Regelgrammatik gehemmt war: er hatte den gleichen Pfad wie Jacob Grimm am entgegengesetzten Ende betreten und war eben zu einer gerechteren Betrachtung der älteren Sprachform vorgedrungen, als ihm der Meister mit reichen Schätzen historischer Erkenntniß beladen entgegen kam. Von nun an wurden ihm auch in seinen eigenen Studien die Fäden des Zusammenhangs klarer und dichter und ein großartiger Hintergrund trat hinzu. Er wußte seine bisher isolirte Dialekt-

grammatik an das große System des germanischen Sprachbaus anzugliedern, und gleich die Formenlehre der „Mundarten Bayerns“ gab davon Kunde. In einem anderen Punkte hingegen hatte S. vor Jacob Grimm gleich anfangs einen Vorsprung. Die Behandlung der lebendigen Mundart bewahrte ihn vor einem Fehler, von dem sich die historische Grammatik nur sehr allmählich freigemacht hat, vor der Confusion von Laut und Buchstaben. Seine „Mundarten Bayerns“ wurden eröffnet durch einen Abschnitt über Aussprache, der an Umfang die Formenlehre fast erreicht: in dieser Werthschätzung der grundlegenden Lautlehre ist S. durchaus originell, da er den Vorgang des Niederländers Lambert ten Kate damals schwerlich gekannt hat.

Schmeller's ganzes Wesen hängt mit dem Ausgangspunkt seiner gelehrten Arbeit auf's engste zusammen: es haftet ihm etwas von dem kräftigen Erdgeruch des bäuerlichen Nährbodens an, und das verliert sich auch unter den Pergamentbergen seiner Bibliothek nicht ganz; es bleibt ihm, sobald er sich dem Wörterbuch wieder nähert, und bei wachsender Gelehrsamkeit zeigen die letzten Nachträge die gleiche Wärme und Frische wie der erste Wurf. Und wie weit hat er von vornherein den Rahmen gespannt! Aus der Sammlung des Wortschatzes wächst ihm Leben und Treiben, der ganze Charakter des Volkes heraus: in Liedern und Sprüchen, in Spielen und Bräuchen, in Scherzreden und Rechtsformen ist er ihm nachgegangen und hat so das alte Idiotikon zu einem wahren Archiv der Volkskunde erhoben.

Während der Reichthum und die Vorzüge von Schmeller's mundartlichen Arbeiten, die seines Wörterbuchs vor allem, bei intimerer Beschäftigung noch beständig gesteigert erscheinen, liegen die Mängel auf den ersten Blick zu Tage und sind mit wenigen Worten gekennzeichnet. Es ist einmal die Anordnung nach Stammsilben, die eine pseudoetymologische, durch unsere Einsicht in das Wesen des Ablauts längst überwundene Gruppirung zu Grunde legt; immerhin besitzt sie auch in ihrer Unvollkommenheit praktische Vorzüge, die eine alphabetische Anreihung selbst mit unzähligen Verweisungen nicht erreicht, und die Herausgeber des Schweizerischen Idiotikons haben sich darum nicht entschließen können, in diesem Punkte von ihrem großen Vorbilde abzuweichen. Dann aber ist es die locale Ausdehnung wie Beschränkung des Sammelfeldes nach den politischen Grenzen: dadurch werden große Theile des bajuwarischen Sprachgebiets (Oesterreich) ausgeschieden und hingegen fränkische und schwäbische Territorien einbezogen. Aber hier muß man sich die Erwägung entgegenhalten, daß die Unterstützung von oben wie der rege Antheil und die freudige Mitarbeit von Seiten der Landsleute eben nur für ein Werk zu gewinnen waren, das dem vaterländischen Interesse gewisse Zugeständnisse machte. Schmeller's anfänglicher Plan war wissenschaftlich begrenzter, und er hat anderseits später in den Nachträgen für reichlichere Ausnützung österreichischer Quellen Sorge getragen.

Schmeller's Arbeiten auf altdeutschem Gebiete beginnen erst mit seiner akademischen Lehrthätigkeit, und neben ihnen geht seit seiner Anstellung an der Bibliothek eine stattliche Anzahl kleinerer Publicationen und Untersuchungen her, welche Gegenstände der romanischen und slavischen Philologie, der Archäologie und Kunstgeschichte, der bairischen Landesgeschichte, der Geschichte der Erdkunde betreffen und fast ausnahmslos an wichtige oder interessante handschriftliche Funde anknüpfen. Die Bibliographie, welche Föringer seiner Lebensskizze Schmeller's anfügt, zählt im ganzen nicht weniger als 142 Nummern auf. Das eminente Sprachtalent, die ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Fähigkeit, sich auch auf abgelegenen Gebieten rasch zu orientiren, ringen uns vielfach Bewunderung ab. Mag S. über die Ureinwohner Peru's (1828), oder über das römische Denkmal von Igel (1847), über die Dynasten von Negroponte (1835) oder über Gluck's

Geburtsjahr und Geburtsort (1831), über die spanischen und portugiesischen Familiennamen auf -ez (1849) oder über die nachbarliche Sprache in Böhmen (1843), über ältere handschriftliche Seekarten (1844) oder über die sog. Cimbern am Monte Rosa (1838) schreiben — zu Hause ist er überall. Nicht an Zahl, wol aber an Werth und Umfang überwiegen die altdeutschen Textéditionen, denen sich die für unsere Litteratur gleichwichtigen mittellateinischen Texte anreihen: S. ist es gewesen, der den Ruodlieb aufgefunden und in den mit Jacob Grimm gemeinsam bearbeiteten „Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts“ (1838) herausgegeben hat; ihm verdanken wir ferner die bedeutungsvolle Bekanntschaft der „Carmina Burana“ (1847). Läßt die Behandlung der lateinischen Texte genügende Sicherheit vermissen, so ist dafür die Edition der meisten deutschen Denkmäler von großer Sauberkeit. Als Taufpathe hat S. hinter dem „Heliand“ (1830) und dem „Muspilli“ (1832) gestanden; die Ausgabe des Heliand, diplomatisch getreu nach dem Monacensis mit den Lesarten des Cottonianus, war für ihre Zeit musterhaft, und das 1840 als zweiter Band erschienene Glossarium saxonicum ist noch heute unübertroffen und unentbehrlich: hier hat sich die Erfahrung des Mundartforschers mit der Arbeitsweise des Bibliothekars zu einer hervorragend tüchtigen Leistung verbunden. Ueber dem Druck der Tatianausgabe (1841) hat kein guter Stern gewaltet, von der vortheilhaftesten Seite aber zeigt sich S. wieder in den Editionen der Augsburgischen Ulrichslegende des Albertus (1844) und der „Jagd“ des Hadamar von Labes (1850): der Herausgeber stattet den Haupttext mit reichlichen Beigaben aus, die zum Theil das Verständniß, zum Theil die litterargeschichtliche Würdigung fördern; er selbst aber tritt nicht mehr hervor, als unbedingt erforderlich ist. Diese zugleich vornehme und liebenswürdige Art, seine Gaben zu reichen, ist für S. ungemein charakteristisch: er freut sich, die schönen Sachen recht bequem zur Benutzung zu stellen; der Ehrgeiz, sie selbst auszubeuten, reizt ihn nicht. S. hat viele gute und einzelne recht scharfsinnige Conjecturen zu altdeutschen Denkmälern gemacht, aber er ging nie über die Emendationen hinaus, die ihm zum Wortverständnisse unbedingt nothwendig erschienen. Die Handhabung einer freieren Conjectural- und gar der höheren Kritik, eindringende Erforschung sagenhafter und litterarhistorischer Zusammenhänge hielt er nicht für seine Aufgabe. Aber er dachte frei genug, um an den kühnsten Emendationen und Hypothesen Anderer seine rechte Freude zu haben, und so hat er einen Conjecturalkritiker wie Konrad Hofmann mit Stolz aus seiner conservativen Schule hervorgehen sehen.

F. v. Thiersch, Gedächtnißrede auf S. in der Akademiesitzung v. 27. Nov. 1852. München 1853. — Föringer, Lebensskizze Schmellers. München 1855. — Konr. Hofmann, J. A. Schmeller. Denkrede. München 1885. — J. Nicklas, Joh. Andreas Schmeller's Leben und Wirken, München 1885. — L. Rockinger, An der Wiege der baierischen Mundartgrammatik und des baierischen Wörterbuches (Oberbayerisches Archiv Bd. 43), München 1886. — Briefe und Gedichte Schmeller's an Sam. Hopf in Bern hat Rettig in der Berner Gratulationsschrift für München (1872) herausgegeben. — Ueber Schmeller als Bibliothekar handeln ausführlich Konr. Hofmann in den Münchener Gel. Anzeigen 1855 Sp. 113—132, Ruland in Naumann's Serapeum, 1855, S. 49—58, 353—364, 369—376.

Edward Schröder.

Verzeichniß

der im 31. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.